





Real-Encyclopädie
oder
Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Neunter Band.

Seetz bis Tiz.

1

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz frischen Drucke ist es durchaus nöthig, wenn die Bände **gleich gebunden** werden sollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da sie sonst, selbst wenn beim Schlagen Maculatur dazwischen gelegt würde, doch abschwärzen müßten, was wegen des frischen und engen Drucks nicht anders seyn kann. Anm. v. 1. März 1820.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. Fein Druckp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. Fein Schreibp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Fein weiß Med. Druckp. in Median Format Prän. Preis für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckpr. Prän. Preis für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24. Xr.)

No. 5. supra-fein engl Vel. Pap. Prän. Preis für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelassen, und wird außerdem das Werk blos im Ganzen verkauft;

2) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können 1/7 des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

3) für die Besitzer der vier ersten Auflagen ist das Neue dieser fünften in besondere Supplemente gesammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben sind. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (an 120 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. [illegible] Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Nach diesen Bestimmungen sind die, bei den fünf ersten Bänden dieser fünften Auflage gemachten, zu berichtigen.

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Neunter Band.

Seetz bis Tiz.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1820.

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmter Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Literarische Anzeigen.

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons empfiehlt folgende Werke seines Verlags den Besitzern desselben, indem er sich überzeugt hält, daß sie die beigefügten Urtheile werden bestätigt finden.

I.

G. F. D. aus dem Winckell Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Erster Theil. Mit einem Kupfer, vier Tabellen und Musik. Preis dieses ersten Theils auf Druckp. 4 Thlr. (7 fl. 12 Kr.); auf Schreibp. 5 Thlr. 12 gr. (9 fl. 54 Kr.)

Der schon in seiner ersten Auflage einstimmig anerkannte Werth dieses Werks macht es unnöthig, hier aufs Neue viel zu dessen Lobe im Allgemeinen zu sagen. Es ist daher blos über diese zweite Auflage näher zu bemerken, daß außer der größern Bestimmtheit und Richtigkeit im Ausdrucke, die der Herr Verfasser seiner Schreibart zu geben sich bestrebt hat, die bedeutendsten Verbesserungen und eine Menge Zusätze hinzugekommen sind, die dem ganzen Werke fast eine völlig neue Gestalt geben, wie es auch die Fortschritte der Wissenschaft und die mehr gereiften Einsichten und Erfahrungen, so wie die gesteigerten Ansprüche des Verfassers selbst, seit der Erscheinung der ersten Auflage geboten.

Eben so sind, um den der alten Sprachen Unkundigen die richtige Betonung der, in diesem Werke vorkommenden Namen der Ordnungen, Gattungen und Arten anzuzeigen, solche Wörter mit den gewöhnlichen prosodischen Zeichen versehen worden, so wie auch das Aeußere durch guten Druck und gutes Papier sich vortheilhaft auszeichnet.

Der Druck ist dabei viel gedrängter als in der ersten Auflage, und deßungeachtet enthält der erste Theil in der zweiten Auflage in der Einleitung allein 321 Seiten mehr als in der ersten, nach welcher Angabe schon die Erweiterung des Werks zu berechnen ist. Zur größern Bequemlichkeit beim Gebrauch sind mancherlei zweckmäßige Einrichtungen (z. B. genaue Columnentitel) getroffen worden; auch soll beim 3ten Bande über das ganze Werk ein Register gegeben werden.

Der 2te und 3te Theil werden zur Ostermesse 1820 erscheinen und das Ganze wird nach seiner Vollendung als ein in seiner Art klassisches Werk zu betrachten seyn.

II.

Hermes, kritisches Jahrbuch der Literatur, No. V. oder des Jahrgangs 1820 Erstes Stück. Preis des ganzen Jahrganges von 4 Stücken, jedes von 25 Bogen engen Drucks, 3 Thlr. (14 fl. 24 Kr.) und eines einzelnen Stücks 2 Thlr. 6 gr. (4 fl. 3 Kr.)

Immer sichtbarer und vollständiger entwickelt sich die Tendenz dieser kritischen Quartalschrift, welche darauf gerichtet ist, nur die bedeutendsten Erzeugnisse der in- und ausländischen Literatur zu beurtheilen, über diese aber gewichtige, gründliche und erschöpfende Urtheile auszusprechen, die s. g. Facultätswissenschaften jedoch in der Regel ausschließt. In staatswissenschaftlicher Hinsicht widmet sich dieselbe in ihren Beurtheilungen insbesondere der doctrinellen Entwickelung constitutioneller Ideen im Geiste unsers Jahrhunderts, dabei zunächst aber noch der constitutionellen Ausbildung Deutschlands nach den Verheißungen der deutschen Bundes-Akte. So wenig auch die Meinung ist, dabei die Gränzen des Anstandes und der Gebührlichkeit im geringsten zu überschreiten, so schien es doch nöthig, sich eine vollkommene Freiheit des Urtheils zu erhalten. In dieser Ansicht hat der unterzeichnete Eigenthümer dieses Instituts einstweilen den Verlag und Druck ins Ausland (nach Amsterdam) verlegt, wobei er aber für Deutschland die volle Verantwortlichkeit für den ganzen Inhalt übernimmt, und er erklärt sich darüber in einem Vorwort, das zu manchen Betrachtungen Anlaß geben muß.

Nächstdem enthält dieses 5te Stück 19 Beurtheilungen, von denen wir nur folgende namhaft machen: eine Collectivrecension Grimm's über die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Zeit, und eine Beurtheilung von Ginguené Histoire littéraire d'Italie, im Fache d. Literatur überhaupt; ferner Beurtheilungen über des Erzherzogs Carl Grundsätze der Strategie, in der Kriegswissenschaft; über Bristed's Resources of the united States of America, Storch's Cours d'économie politique, Sismondi's Nouveaux Principes d'économie politique und die Staatswirthschaft nach Naturgesetzen, im Fache der Staatsökonomie; über Hormayr's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit und Orloff's Mémoires sur le royaume de Naples, im Fache der Geschichte; über Arndt vom Ursprung und der Verwandtschaft der europäischen Sprachen und Heinsius volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, im Fache der Sprachkunde; über die Verhandlungen der bairischen Ständeversammlung, Preußens Steuer- und Zollwesen, de Pradts Congrès de Carlsbad, Ire Partie, Ancillons Staatswissenschaft und Lanjuinais Constitutions de la nation française, im Fache der Staatswissenschaften und Politik; über die Edda Saemundina und Raupachs dramatische Dichtungen, im Felde der Poesie; endlich über Renouards Catalog seiner berühmten Bibliothek, im Fache der Bibliographie u. s. w. —

Man wird in allen diesen Beurtheilungen die Stimme der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes erkennen, und die höchste Freimüthigkeit mit Mäßigung und Bescheidenheit vereint finden.

Diese Quartalschrift eignet sich bei ihrer Reichhaltigkeit weniger für Journal-Gesellschaften und mehr für eigene Besitzer.

Amsterdam den 1. Jan. 1820.

Die Verlags-Expedition des Hermes.

Leipzig den 1. Jan. 1820.

F. A. Brockhaus,

Eigenthümer und für Deutschland verantwortlicher Redakteur,

an den auch alle Briefe und Zusendungen, den Hermes betreffend, zu adressiren sind.

III.

Allgemeines bibliographisches Lexicon. Von F. A. Ebert. Erste Lieferung A-Bibl. von 13 Bogen in Quart-Format. Preis dieser Liefer., bei der zugleich mit eben so viel auf die 2te pränumerirt wird, auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr. (3 fl.) Auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. (4 fl. 3 Kr.) — Das Ganze wird 10 Lieferungen, jede zu 12 Bogen, nicht übersteigen, und wird bei Ablieferung der einen jedesmal auf die nächstfolgende vorausbezahlt.

Alles, was die ältere und neuere Literatur aller gebildeten Sprachen und Völker in den allgemein interessanten Fächern des menschlichen Wissens ausgezeichnetes, merkwürdiges, kostbares und seltnes darbietet, wird in diesem Werke mit zweckmäßiger Vollständigkeit und möglichster Genauigkeit (in den meisten Fällen nach eigner Ansicht) verzeichnet, nach seiner äußerlichen Beschaffenheit beschrieben und durch historische Bemerkungen, kurze Urtheile und weitere Nachweisungen erläutert. Sowohl der Literator von Profession, der literarische Geschäftsmann und der Sammler oder Bewahrer literarischer Schätze, als auch jeder andre gebildete Freund der Literatur findet hier aus den besten und kostbarsten ältern und neuesten bibliographischen Werken des In- und Auslandes, so wie aus eigner Untersuchung zusammengestellt und vereint, was bisher vielfach zerstreut war. Anzeige und Charakteristik der ersten und besten Ausgaben, Warnung vor Nachdrücken, mangelhaften Ausgaben und andern Täuschungen, genaue Angabe der Zahl der Bände, Bogen oder Blätter (bei alten Drucken auch der Zeilen) so wie der Zahl, Folge und anderweitigen Beschaffenheit der Kupferstiche und Charten, besondre Berücksichtigung der auf besserm Papier, Pergament und andren kostbaren Stoffen gedruckten oder mit andern interessanten Auszeichnungen versehenen Exemplare, Bemerkung der Laden- und Auctionspreise, und Nachweisung der Sammlungen, in denen sich die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten befinden, sind die Hauptrücksichten, welche bei Bearbeitung dieses Werks genommen worden sind. Vermeidung aller unnöthigen

Weitläuftigkeit und die möglichste Benutzung des Raums machten es möglich, demselben noch manche andre Ausstattung zu geben, welche sich erst bei näherm Gebrauche kund geben wird.

IV.

Die Nibelungen von Franz Rudolph Hermann. (I. Der Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.) Preis 1 Thlr. 18 Gr. (3 fl. 9 Kr.)

Der oft und von vielen Kunstfreunden geäußerte Wunsch: es möge sich ein Dichter finden, der unsere alte ächtnazionale Sage der Nibelungen zum Drama gestalte, um so die alte Heldendichtung wieder ins Leben zu führen, ist nun durch obiges Werk erfüllt. Das Ganze ist nach der Idee einer Trilogie bearbeitet, worüber in der Vorrede vom Verfasser das Weitere gesagt ist. Der romantische Stoff ist mit bildsamer Phantasie und mit Verstand behandelt, die Charaktere sind durchgehend treu und wahr gezeichnet, und die tieftragische Handlung ist mit steigendem Interesse bis zur Katastrophe durchgeführt. Alle dramatischen und lyrischen Schönheiten näher zu bezeichnen, genügt hier der Raum nicht. Die Romanzen darin sind originell, die Liebe Giselhers und Dietlindens zart und naiv, und die Gesinnung Rüdigers im Gegensatz der hohen heldenthümlichen Gestalten der Nibelungen edel und bieder. Auch die Katastrophe ist minder herb, als im Liede; sie ist dramatisch und wahrhaft tragisch dargestellt. Das Ganze ist mit einer tiefen Begeisterung und einem rühmlichen Fleiße, (durchgehend im Reim und in der Assonanz) geschrieben, und nirgend ist ein Sinken von der tragischen Höhe bemerkbar. In Einem Gusse ist das Ganze vollendet, was den Beruf des Verfassers zum Dichter wohl am deutlichsten bekundet. Jedem Kenner und Freunde deutscher Literatur wird dies Werk willkommen seyn, wenn er unbefangen es seiner Aufmerksamkeit würdiget.

V.

Hans Sachs von Friedrich Furchau. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: der Ehestand. Preis 3 Thlr. 16 gr. (6 fl. 36 Kr.)

Ein Bild von dem Leben, Wirken und Walten dieses berühmten Meistersängers, auf den Deutschland allerdings stolz seyn darf, und dessen Gedichte durch verschiedne verdienstvolle Bemühungen uns wieder näher gebracht worden, kann nicht anders als willkommen seyn. Die erste Abtheilung des genannten Werks beschäftigt sich mit den Jugendwanderungen, die zweite aber mit der eigentlichen Bildungsgeschichte und dem häuslichen Leben des Hans Sachs, und letztere gewinnt dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie sowohl über die Art und Weise, wie sich die Reformation in Nürnberg Eingang verschaffte, als auch insbesondere über das merkwürdige Institut der

deutschen Meistersängerzunft viel Einzelnes berichtet und überhaupt ein anziehendes Gemälde von dem damaligen Leben in jener hochansehnlichen und altehrwürdigen Reichsstadt aufstellt. Das Buch wird dadurch zugleich eine Art von deutschem Volksroman und gewiß wird es Jeden, den das Leben der Vorzeit und namentlich des Hans Sachs interessirt, sowohl durch seinen Inhalt als auch durch die angemessene Art der Darstellung befriedigen.

VI.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von E. F. G. O. von der Malsburg. Erster bis dritter Band, in Umschlag geheftet. Jeder Band 2 Thlr. (3 fl. 36 Kr.) (Inhalt: 1r Bd. 1) Es ist besser als es war. 2) Es ist schlimmer als es war. 2r Bd. 1) Fürst, Freund, Frau. 2) Wohl und Weh. 3r Bd. 1) Echo und Narcissus. 2) Der Gartenunhold.)

Der Uebersetzer, bereits durch eigene Dichtungen der Lesewelt bekannt, hat in der Vorrede des 1n B. vortheilhaft seiner Verdeutschung den Plan dargelegt, durch die verschiedenen Regionen von Calderons dramatischer Poesie vorzuschreiten. Er theilt, seiner Absicht zufolge, erst zwei eigentliche Intriguenstücke (Es ist besser als es war und Es ist schlimmer als es war), dann zwei mehr romantische Schauspiele (Fürst, Freund, Frau und Wohl und Weh), darauf zwei mythologische Stücke (Narcissus und Echo und der Gartenunhold, die Geschichte von Achilles und Deidamia), mit, und hat die Absicht, in den folgenden Theilen dann eben so zu geistlichen Stücken, Trauerspielen und Autos überzugehen. Wenn der Leser die in diesen ersten drei Bänden enthaltenen Dramen zu zwei und zwei gegeneinander hält, werden sie ihm unter glücklichen Verhältnissen zusammengestellt erscheinen, so daß man sich nicht blos bei denen durch die Benennung selbst auf einander bezogenen ersten beiden, sondern auch bei den mythologischen, des Gedankens nicht erwehren kann, daß Calderon sie absichtlich als Gegenstücke gedichtet habe. Der Uebersetzer hat treuen Fleiß angewendet, die reizenden Originale in ihrer, wie es durch seine Vorgänger nothwendig geworden ist, eigensten Form wiederzugeben, und dem Verständnisse Calderons, seiner Erfindungen, ihrer Quellen, insonderheit der übersetzten Stücke, so wie der Sylbenmaaße und ihrer Bedeutung, endlich dem Leben des Dichters und der Kritik Einleitungen geweiht, die jeden Band eröffnen, und bald im Styl der Abhandlung, bald des Briefes, bald des Dialogs abgefaßt sind. An Zeugnissen der Anerkennung fehlt es dem Uebersetzer nicht, wie auch das den 3n Band schmückende Sonett von Tieck beweist; es ist daher zu hoffen, daß auch allgemeine Theilnahme ihn zur Fortsetzung ermuntern und beleben werde.

VII.

Classisches Theater der Franzosen. No. I. Zaire, von Voltaire, übersetzt von Peucer. Preis 1 Thlr. 16 gr (3 Fl.)

Es hat der deutschen Literatur zu keiner Zeit an Uebersetzungen und Nachbildungen französischer Theaterstücke gefehlt: theils aber beschränkte sich dergleichen Bearbeitung mehr auf die Verfasser currenter Modeartikel, theils waren die wenigen Stücke höhern Styls so steif und ungleich behandelt, daß sie als eine Bereicherung unserer Literatur nicht angesehen werden konnten. Schiller und Göthe haben auch hier, durch Racine's Phädra, durch Voltaire's Mahomet und Tancred, eine neue Laufbahn eröffnet.

Die besten deutschen Uebersetzungen ausländischer Theaterstücke beobachten das Gesetz, nur das Original wiederzugeben, aber dieses ganz und genau. So Schlegel und die Vosse mit Shakspeare; so von der Malsburg mit Calderon. Die angenommene strenge Manier der Uebertragung hat es hiernächst möglich gemacht, den französischen Text gegenüber (en regard) zugleich mit abzudrucken, was vordem schon Schiller beabsichtigte. Dadurch entsteht die gewiß willkommene Bequemlichkeit, die Uebersetzung in jedem Augenblick mit der daneben befindlichen Urschrift vergleichen zu können.

Sonach bietet sich hier nicht nur den deutschen Theaterdirectionen eine neue Ausbeute für ihre Repertoires, sondern auch den zahlreichen Freunden des Theaters und der Literatur ein sehr angenehmer Genuß dar. An Schulen und Erziehungsanstalten wird das Unternehmen, sowohl den Lehrern als Schülern der französischen Sprache, als Leitfaden und Lesebuch für die höhern Curse, willkommen seyn.

Der erste Band enthält die Zaire von Voltaire, übersetzt von Peucer. Der zweite Band, wird die Semiramis von Voltaire, enthalten. Der dritte und vierte Band, mit Cäsars Tod von Voltaire und Iphigenia von Racine, erscheinen bis Ostern 1821. Jedem Bande geht eine kurze Einleitung voran. Die nächst folgenden Nummern werden, da die Einleitung zur Zaire sich über manches verbreiten mußte, was nun ein- für allemal gesagt ist, noch wohlfeiler geliefert werden können.

Uebrigens bürgt für die Trefflichkeit der Uebersetzungen die Kunstfertigkeit und die Dichtergabe des Uebersetzers.

VIII.

Ansichten von Italien, während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816, von D. Hermann Friedländer. Zwei Theile. Preis 3 Thlr. 12 Gr. (6 fl. 18 Kr.)

Der Verfasser dieser italienischen Reise ist vorzüglich bemüht gewesen, seinen Schilderungen die Lebenswärme und den Farbenglanz mitzutheilen, mit welchen geschmückt Italien dem unbefangenen Wanderer sich darstellt. Er hat, wie das Vorwort bemerkt, keinen umständlichen Reisebericht, sondern nur lebendige Ansichten mit-

theilen, und aus heiterer Anschauung Entsprungenes, aus regem Leben Geschöpftes klar und einfach wieder darstellen wollen. Deshalb verweilt er auch weniger bei Gegenständen, an welchen frühere Reisende bereits Feder und Geist geübt, als vielmehr bei solchen, denen, ihrer hohen Bedeutung ungeachtet, noch keine ausführlichere Schilderung zu Theil geworden. So wird man im ersten Theile, der die Reise von Salzburg bis Siena umfaßt, außer mehrern Merkwürdigkeiten von Florenz, vorzüglich das berühmte Campo santo zu Pisa mit Liebe geschildert finden. Im zweiten, der sich hauptsächlich mit Rom und Neapel beschäftigt, dürften unter andern die Schilderung mehrerer kirchlichen Feierlichkeiten (z. B. die Weihnachtsfeier, die Einkleidung einer Nonne, die heilige Woche rc.), wie die Ansichten des alten und neuen Roms, des gegenwärtigen Kunstzustandes, der neapolitanischen Sitten rc. den meisten Lesern neu und interessant seyn. So nimmt dieses Buch unter der Menge ähnlicher Schriften einen selbstständigen Platz ein und läßt uns hoffen, daß es allen Freunden des Guten und Schönen eine willkommne Erscheinung seyn werde.

IX.

Leben August von Kotzebue's. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. Preis 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 Kr.)

Dieses vollständig entwickelte biograpische Gemälde eines der vielbesprochensten Männer unserer Zeit, darf eine nähere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da theils die Züge des Kotzebueschen Charakters dargestellt sind mit den Werken des Mannes selbst, theils sein Leben nicht vereinzelt erscheint, sondern, wie es seyn muß, in Verbindung gestellt wird mit allen bedeutenden Erscheinungen unserer Tage. Hieraus ergibt sich auf der einen Seite Treue und Wahrheit; auf der andern ein allgemein geschichtlicher Werth. Der Zeitgeist wird streng gewürdigt, damit der für Wahrheit empfängliche Leser auch in diesem Bilde erkennen mag, daß ohne sittliche Haltung selbst das thätigste, ruhmvollste Leben eine Truggestalt ist, deren Nichtigkeit, früh oder spät anerkannt, manchem Irrenden zur Warnung gereichen muß. —

X.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken XVI. XVII. XVIII. (oder vierten Bandes vierte, und fünften Bandes erste und zweite Abtheilung.) Preis jeder Abtheilung auf Druckpapier 1 Thlr. (1 fl. 48 Kr.) auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 gr. (2 fl. 42 Kr.) auf Velinpap. 2 Thlr. (3 fl. 36 Kr.)

Der Inhalt dieser Hefte ist folgender:

XVI. Lord Liverpool, erster Minister von Großbritannien.

Von H—r. — James Perry. Von H—r. — Johann Meerman, Freiherr von Dalem. Von D. Fr. Cramer. — Richard Watson, Bischof von Landaff. — Graf Joseph von Zurlo. — Ritter von Wiebeking, k. baierischer Geheimerrath rc. — Antoine Jacques Claude Joseph Graf Boulay de la Meurthe. — Kleinere biographische Aufsätze und Charakter-Skizzen: Friedrich August Wolf; Walter Scott; Christoph August Tiedge; Warren Hastings; Dirk von Hogendorp. — Zusätze und Berichtigungen. —

XVII. Michael Speransky. — Johann Twebbell. — Joseph Weigl. — Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes. — Georg Heinrich Röhden (Doctor der Philosophie und der Rechte, gegenwärtig am brittischen Museum). — Gaspard Monge (frei nach Düpin.)

XVIII. Frau v. Staël, geb. Necker. Nach der Frau v. Necker de Saussüre von W. A. Lindau.

Das Institut der Zeitgenossen ist übrigens bekannt genug, so, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf.

XI.

Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden? In zwei Vorstellungen an des regierenden Königs von Preußen Maj. und an den Staatskanzler Herrn Fürsten von Hardenberg; und in sieben Briefen an den Herrn Regierungs-Rath Mallinckrodt beantwortet von Grävell. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 fl. 24 Kr.)

Auch diese Schrift dient als Beleg, wie feurige Liebe für seinen König und die größte Ehrfurcht vor dem Gesetze neben der höchsten Freimüthigkeit, mit welcher der berühmte Verfasser das Verfassungswerk und mehrere Theile der Verwaltung seines Vaterlandes beleuchtet hat, bestehen können.

XII.

Die spanische Constitution der Cortes und die provisorische Constitution der vereinigten Provinzen von Südamerika; aus den Urkunden übersetzt und mit historisch-statistischen Einleitungen. Preis 1 Thlr. 12 Gr. (2 fl. 42 Kr.)

Dieses Werk enthält zwei merkwürdige Urkunden aus dem Jahrhunderte der politischen Reformation: zwei Constitutionen, aus Einer Wurzel hervorgekeimt, aus dem Muthe der Freiheit und der Vaterlandsliebe, welcher das fremde Joch von sich stoßend, die Idee des Zeitalters begriff und in sich aufnahm. Beide Constitutionen waren nur Versuche. Die eine wurde in Europa durch das ultramonarchische Princip unterdrückt; die andre wurde durch den Widerstand gegen dieses Princip auf dem Boden der neuen Welt in das Leben

gerufen. Das Schicksal der ersten erklärt den Haß der Servilles und Liberales, welcher Spaniens neuesten Zustand herbeigeführt hat. Die nunmehr entschiedene Fortdauer der letzten wird einst die welthistorische Stellung von Südamerika begreiflich machen. Das Schicksal beider zeigt übrigens deutlich den großen Gegensatz, in welchen die alte und die neue Welt immer mehr gegen einander treten. Daher wird zum Verständniß beider Verfassungsurkunden, die aus dem spanischen Originale übersetzt sind, die historische Einleitung viel beitragen, so wie die aus den Berichten der Gesandten der Vereinigten Staaten und andern Quellen geschöpfte statistische Uebersicht des neuen Freistaats am Rio de la Plata.

XIII.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789) Ersten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der französischen Revolution bis zur Gründung der französischen Republik. (Von 1789 bis 1792). Zweiten Bandes erste Abtheilung: Von der Gründung der französischen Republik bis zu dem Frieden von Campo-Formio. (Von 1792 bis 1797.) Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Frieden von Campo-Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens. (Von 1797 bis 1801). Dritten Bandes erste Abtheilung: Von den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens bis zu dem Frieden von Tilsit. (Von 1801 bis 1807). Dritten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Frieden von Tilsit, bis zu dem Ausbruche des russischen Kriegs und dem Frieden von Bucharest. (Von 1807 bis 1812.) Der Preis dieser bis jetzt erschienenen drei Bände oder sechs Abtheilungen zusammen ist 12 Thlr. (21 fl. 36 Kr.)

Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. (Ein Werk unternehme ich durch Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, entstellt von Partheiwuth, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Wir empfehlen dieses Werk als das vorzüglichste in seiner Art allen denen, die sich mit der neuesten Geschichte genau bekannt machen wollen, da es diesen Gegenstand gründlicher, vollständiger und unpartheiischer abhandelt, als alle bisher darüber erschienenen Werke.

Im Laufe dieses Jahres (1820) erscheint nun der vierte und letzte Band, oder die siebente und achte Abtheilung. Die siebente wird den Zeitraum umfassen: vom Ausbruch des russischen Krieges und dem Frieden von Bucharest, bis zu Ende des ersten Wiener Congresses und dem zweiten Frieden von Paris (1815.) (Von 1812 bis 1815). Die achte Abtheilung endlich wird umfassen die Geschichte der allerneuesten Zeit: vom Ende des ersten Wiener Congresses und dem zweiten Frieden von Paris (1815) bis zum Ende des zweiten Wiener Congresses. (Von 1815 bis 1820), und wird mit einem allgemeinen Register über das ganze Werk begleitet seyn.

XIV.

Ernst Schulze's sämmtliche poetische Schriften.

Vier Bände. Preis 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Einzeln und mit besondern Titeln sind aus diesen poetischen Schriften zu erhalten:

1. Schulze (Ernst), Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. 2 Bde. 8. 1819. Preis 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.)
2. — — Psyche. Ein griech. Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. Preis 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.).
3. — — Vermischte Gedichte. 8. 1820. Preis 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
4. — — die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in 3 Gesängen. 3e Auflage. klein 8. 1820. [No. I.] ohne Kupfer 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) [No. II.] Mit den ersten 6 Kupfern 1 Thlr. 8 Kr. (2 Fl. 24 Kr.) [No. III.] Mit sieben neuen Kupfern auf franz. Schrbp. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) [No. IV.] auf Velinp. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.) [No. V.] auf Median-Velinp. mit Kupf. vor der Schrift 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

XV.

Müllneriana. Verhandlungen über eine Recension des Yngurd im dritten Stück des Hermes zwischen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels als Verfasser des Yngurd, Herrn Prof. Krug als Redacteur und Hrn Brockhaus als Unternehmer des Hermes. (Motto — — didicisse fideliter artes emollit mores, nec sinit esse feros. — Den Künsten ämsig sich weihen, schmeidigt die Sitten, erlaubt nimmer ein Roher zu seyn). 8. geheftet 1820. Preis 8 gr. (36 Kr.)

Apollo der Leukopetraer. Ein Beitrag zur griechischen Anthologie, enthaltend sechs bisher unbekannte alte Gedichte, entdeckt, übersetzt und erläutert vom Professor Krug in Leipzig. 8. geheftet 1820. Preis 4 gr. (18 Kr.)

(Zwei nothwendige Beilagen zu dem Artikel Müllner im sechsten Bande dieses Conversationslexicons, Seite 624 ff.)

Die vorstehend angezeigten Werke sind in allen deutschen Buchhandlungen sowohl in Deutschland selbst, als im Auslande, zu den dabei bemerkten Preisen zu erhalten.

S.

Seetzen (Ulrich Jaspar). Dieser merkwürdige Mann, dessen frühzeitiger Tod ein wesentlicher Verlust für die Welt und Völkerkunde ist, war aus Ostfriesland gebürtig, und bildete sich zu Göttingen unter Blumenbach zum Naturforscher. Mehrere Abhandlungen statistisch ökonomisch-naturhistorischen Inhalts machten ihn vortheilhaft bekannt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt er in Jever eine Anstellung als russisch-kaiserlicher Kammer Assessor. Das Studium Asiens hatte ihn bereits lange und vielfach beschäftigt, als er 1802 in Zachs monatlicher Correspondenz (Bd VII. S 143 f.) seine Ideen, wie dieser Welttheil am zweckmäßigsten mit Erfolg zu bereisen sey, bekannt machte. Um dieselbe Zeit kam Seetzen, der eine Reise nach Asien beschlossen hatte, nach Seeberg, und verschaffte sich hier unter Zachs Leitung die zu geographischen Ortsbestimmungen erfoderlichen Fertigkeiten. Der edle Herzog Ernst versah ihn mit den nöthigen Instrumenten, der damalige Erbprinz, jetzige Herzog August, aber bewilligte ihm großmüthig für die Dauer seiner Abwesenheit ein bedeutendes Jahrgeld, theils als Beitrag zu den Reisekosten, theils zu Anschaffung orientalischer Seltenheiten. So ausgerüstet trat Seetzen im August 1802 in Begleitung seines Landsmanns Jacobsen und des nach Ungarn zurückkehrenden Professors Pasquich seine Reise über Wien nach Constantinopel an. Nicht ohne Bestehung großer Gefahren und Schrecknisse kam er am 12. Decbr. 1802 in Constantinopel an. Die dortigen Gesandten europäischer Mächte, mit alleiniger Ausnahme des englischen, nahmen ihn wohl auf, und zeigten sich bereit, seine fernern Reisen zu unterstützen. Besonders nützlich aber war Seetzen die Bekanntschaft mit Joseph von Hammer und dem russischen Staatsrath Froding, der lange in Mocha gelebt hatte. Unter mancherlei Vorbereitungen ver- [illegible]ossen sechs Monate, worauf Seetzen zu Lande nach Smyrna reis'te. [illegible] besuchte den mysischen Olymp, und machte zahlreiche Ortsbestim[illegible]ngen, die wesentlich zur Berichtigung der Geographie von Klein[illegible]n beitrugen. Smyrna verließ er nach Zurücklassung seines erkrank[illegible]ten Gefährten Jacobsen am 7. Octbr. 1803 mit einer Caravane, und erreichte den 23. Novbr. nach einer beschwerlichen und gefährlichen Reise Halep, wo er bei einer Gräfin Sieriman wohnte, deren Bruder, ein Maronit, ihm Unterricht im Arabischen gab. Genaue Kenntniß dieser Sprache war unerlaßlich für ihn. Beschäftigt mit ihrer Erlernung, mit dem Ankauf von Handschriften und mit Ausarbeitung vieler schätzbaren Abhandlungen, die in der monatl. Correspondenz und den Fundgruben des Orients abgedruckt worden, verweilte er hier über ein Jahr. Den 9. April 1805 verließ er Halep, und kam den 23. mit einer Handelscaravane nach Damask, wo ihn der französische Arzt Chaboceau freundschaftlich aufnahm. Da er bereits ohne Dollmetscher fortkommen konnte, trat er am 1. Mai, halb türkisch, halb arabisch gekleidet, unter dem Namen Musa eine Reise durch Syrien und Palästina an, bald in Gesellschaft, bald allein, da Furcht vor raubenden

Beduinen alle zurückscheuchte. Schon am fünften Tage fiel er einem Trupp derselben in die Hände, blieb aber als Arzt, wofür man ihn hielt, von ihnen verschont. Die Ausbeute dieser beschwerlichen Reise, wo er das einst so berühmte, jetzt fast vergessene Trachonitis und Auranitis besuchte, dann in den östlichen von Drusen bewohnten Theil Haurans vordrang, und südlich die Gränzen des steinigen Arabiens berührte, besteht in merkwürdigen Resultaten. Seetzen stieß auf eine Menge römischer Ruinen und Inschriften; in einem kleinen District fand er vierzehn römische Tempel, ein gut erhaltenes Amphitheater, eine mächtige zwanzig Stunden lange Wasserleitung, antike Grabmäler in der Form derer bei Palmyra, drei schöne Stadtthore, eine herrliche, noch ganz erhaltene Kunststraße, und viele andere Ruinen. Er copirte eine Menge Inschriften, die sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen palmyrenischen, griechisch sind, und unfehlbar wichtige Aufschlüsse geben werden. Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreisen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Sechs Wochen lebte er zu Mär-Serkés in einer Art von Felsengrotte, von wo aus er die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, deren Höhe er leider wegen Mangels eines Barometers nicht messen konnte, die prächtigen Ruinen von Baalbek, den Tempel der Venus Aphacita und viele bisher unbekannte Ueberreste besuchte, wie auch die beiden merkwürdigen Klöster, das maronitische Kuffheja mit einer syrischen Druckerei, und das griechisch-catholische Kloster Mär-Juhanna-Schwoier, das seit 70 Jahren eine arabische Druckerei besitzt, aus der 22 Werke hervorgingen, welche sämmtlich in Gotha sind. Nach elf Wochen kehrte Seetzen nach Damask zurück, wo er sich zugleich zu neuen, höchst gefahrvollen Wanderungen vorbereitete. Den 19. Jan. 1806 trat er dieselben an in der Kleidung eines arabischen Schechs vom Mittelstande, begleitet von einem damascenischen Kramhändler, Jussef-al-Milky, um die Ostseite des Hermon, des Jordan, des todten Meeres, und jene Gegenden kennen zu lernen, deren ehemalige Herrlichkeit selbst aus dem Andenken der Menschen verschwunden ist. Nachdem er Hasbeia (einst Cäsarea Philippi) und den See von Tiberias besucht hatte, kam er den 15. Febr. in das Dorf el Hössn zu griechischen Christen. Hier mußte er sich, um mit einiger Sicherheit vor räuberischer Habsucht seine Untersuchungen fortsetzen zu können, fast in Lumpen kleiden. So zog er oft barfuß, meist unter freiem Himmel schlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, wegen der eben eingetretenen Fastenzeit fast nur von Wasser, Brot und Oel lebend. Die hier von ihm besuchte Landschaft el Botthyn ist mit großen künstlichen Höhlen angefüllt, und in Mkés (dem alten Gadara) traf er eine Völkerschaft, die mit ihrem Viehe beständig in unterirdischen Höhlen wohnt. Die einstige Herrlichkeit des berühmten Abil war noch erkennbar in einer schönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und Ueberresten mächtiger Paläste. Allein die merkwürdigste Entdeckung war am 9. März 1806 die Auffindung der herrlichen, bisher ganz unbekannt gebliebnen Ruinen von Dscherrasch (sonst Gerasa), zwanzig Meilen südlich von Damask bei dem Dorfe Szuf, die nach Seetzens Beschreibung ein vollkommen würdiges Seitenstück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Leider konnte er diese köstlichen, zum Theil noch unversehrten Ueberbleibsel nicht näher untersuchen, jedoch copirte er einige Inschriften, die hoffentlich über das Geschichtliche Aufschluß geben werden. Auch zu Ammán (später Philadelphia), dieser uralten Residenz, fand See-

hen einen Reichthum ganz unbesucht gebliebner Ruinen, deren nähere Untersuchung die wichtigsten Aufschlüsse verspricht. Troz der unzähligen Beschwerlichkeiten in Gegenden, wo nur verfallene Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seetzen doch immer weiter südlich längs der Ostseite des todten Meeres vor, erreichte Ende März Karrack und umreis'te von hier aus auf gefahrvollen Gebirgspfaden das Südende jenes Sees, dessen Salzigkeit jedes lebende Wesen daraus entfernt. Eine darin gelegne Insel konnte Seetzen, da ein Kahn fehlte, nicht besuchen, Am 7. April kam er nach zwölfwöchentlichen Wanderungen in das Kloster zu Santa-Terra nach Jerusalem, ging den 25. Mai nach Jaffa ab und von da zur See nach Acre, wo er bis Ende des Jahrs blieb, seine Tagebücher und Sammlungen ordnete und sich zu weitern Reisen rüstete. Zu Anfang Novembers wollte er, wie aus einem Briefe hervorgeht, nach Nazareth, Tabor, Nablos, Jerusalem, zum zweiten Mal um den todten See, ferner nach Bethlehem und Hebron, dann auf einem noch unbekannten Wege gerade durch die Wüste nach dem Berge Sinai und so endlich nach Suez und Cairo reisen. Allein die Nachrichten über den ersten Theil dieser Reise sind verloren gegangen, und wir finden ihn erst in Jerusalem wieder, von wo er den 15. März 1807 nach Hebron abging. Ein Beduine war sein Führer durch die Wüste, auf einem Wege von zehn bis zwölf Tagereisen, den noch kein Europäer betreten hatte. Die dort über herrliche Ruinen in Wady-Musa, Pharaûn und in den Gebirgen von Scharach und Dschebal eingezognen Nachrichten verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit späterer Reisenden, als Seetzen leider sie nicht besuchen konnte. Den 27. März reis'te er von Hebron ab, erreichte den 30. das öde Ti-Gebirge, überstieg es und langte, nach einer zwölftägigen Reise durch die Wüste, am 10. April in dem griechischen St. Catharinen-Kloster auf dem Sinai an. Er bestieg den Horeb, Sinai und St. Catharinenberg, und sammelte über diese merkwürdigen Gegenden eine Menge wichtiger Nachrichten. Den 20. April trennte er sich vom Sinai und reis'te über Suez nach Cairo, wo er nach langen Entbehrungen bei dem österreichischen General-Consul Rosetti die Freuden und Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens wieder fand. Hier beginnt gleichsam eine zweite Epoche in Seetzens Reisen. Er verweilte zwei Jahre in Cairo, theils seine Tagebücher zu ordnen, sich mit dem Arabischen vollkommen vertraut zu machen, und die zu seinen fernern Reisen nöthigen Nachrichten einzuziehn, theils um der Absicht seines hohen Beschützers durch Erkaufung merkwürdiger orientalischer Seltenheiten zu entsprechen. Für alle diese Zwecke war Cairo der passendste Ort, und wirklich blieb keiner unerreicht. Er brachte namentlich eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, 3526 Antiquitäten und vielen mineralogischen, botanischen und zoologischen Seltenheiten zusammen. Im Mai 1808 besuchte er von Cairo aus die Provinz el Feium, die Pyramiden von Gijeh, die Ibis- und Mumiengrotten bei Sakara und den großen Landsee bei Birket el Kôrra. Zugleich trat er förmlich zum Islam über, da er außerdem weder Mekka und Medina, noch die von Wahabiten besetzten Gegenden hätte besuchen können. Im April 1809 verließ er Cairo. Er untersuchte auf der Reise nach Suez den alten Verbindungscanal zwischen dem rothen Meere und dem Nil, von dessen früherer Existenz er sich vollkommen überzeugte. Von Suez aus reis'te er, der dringendsten Gegenvorstellungen nicht achtend, denn man hatte ihn als

Christen erkannt, und schrieb seinen Zaubereien das Ausbleiben des Regens in der Wüste zu, auf Akaba, mußte aber wirklich noch eine Tagereise davon entfernt umkehren. Als Ersatz dienten ihm viele aufgefundene Inschriften und manche merkwürdige Nachricht über das alte Midian. Ende Juli 1809 kam er nach Suez zurück, und reis'te bald darauf zur See nach Jenbua und Dschidda, von wo er nach Mekka pilgerte. Hier, wo er den 8. Octbr. einzog, blieb er den Fastenmonat Ramadan. Dann ging er über Dschidda nach Medina, wo es ihm gelang, einen Plan nebst einer Ansicht der Stadt und deren Nachbarschaft, einen Grundriß von dem heiligen Tempel und ein Paar Ansichten von der Grabcapelle des Propheten zu entwerfen. Sobann ging er abermals nach Dschidda und von da zum zweitenmal nach Mekka, um der dort im Monat Januar gesetzmäßig Statt findenden Wallfahrt beizuwohnen, welche er als ein Schauspiel schildert, das seines gleichen nicht auf der Welt hat. Auch hier gelang es ihm, die Augen der Spähet zu täuschen, und nach und nach einen Plan von der heiligen Moschee, von der Stadt, eine Karte von der Umgegend, und sechszehn Prospecte der Moschee und einzelner Theile derselben zu entwerfen. Auch bestimmte er die geographische Lage der Stadt. Im März 1810 reis'te Seetzen abermals nach Dschidda, um Jemen zu besuchen. Sein ehemaliger Lehrer Schech-Hamse begleitete ihn. Bis Hodebe ging die Reise zu Wasser, dann zu Lande über Bet-el-Fakih, Sebid, die Caffeepflanzungen von Habbije, Kusma, Doran, Sana, Damas, Taes nach Aden, und von hier auf dem nie von Europäern besuchten Küstenwege nach Mocha. Die Sicherheit, welche außerdem in Jemen herrschte, ward hier durch einen herumstreifenden Beduinenstamm gestört, und nur mit Mühe kam Seetzen unberaubt nach Mocha. Sein von hier aus unter dem 17. Novbr. 1810 an Herrn von Lindenau geschriebner Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. Es heißt darin: „Von Arabien bleibt mir nun noch Hadramût, Omân und die Südküste von Aden bis zum persischen Meerbusen zu untersuchen übrig, und ich hoffe, innerhalb wenig Tagen die Reise dahin antreten zu können." — Sein Weg sollte gehen über Sana nach Hadramût, von dort nach einem Hafen der nächsten Küsten und einigen östlichern Häfen, und dann von Maskat zu Schiffe nach Mocha zurück. Zugleich drückt er in diesem Briefe die bestimmte Absicht aus, nach beendigter Reise in Arabien, in das Innere von Africa zu dringen, wobei er sich allerdings mehr als irgend ein Andrer einen glücklichen Erfolg versprechen durfte. Leider sollte er von allen diesen Planen keinen ausführen. Nachdem vier Jahre lang keine weitere Nachricht von Seetzens Schicksal zu uns gekommen war, meldete 1815 ein englischer Reisender, Buckingham, von Mocha aus, an Herrn von Hammer in Wien folgendes: Als Seetzen in Mocha angekommen war, ließ der dortige Dola alle seine Effecten, die in wissenschaftlichen Sammlungen bestanden, in Beschlag nehmen, und als er sich in seinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen sah, an den Imam von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß diese Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei bestimmt wären. Nach langen fruchtlosen Versuchen, zu seinem Eigenthum wieder zu gelangen, beschloß Seetzen, sich an den Imam von Sana selbst zu wenden, und reis'te zu diesem Behuf im October 1811 dohin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die ihn begleitenden Araber die Nachricht nach Mocha, daß er auf der zweiten Tagereise in der Nähe von Taes plötzlich gestor-

den sey, wie man allgemein glaubte, auf Befehl des Imam von
Sana vergiftet. Einen Theil seiner Papiere hatte Seetzen kurz zu-
vor dem italienischen Kaufmann Benzoni zur Besorgung übergeben,
welcher solche vor seinem bald darauf erfolgten Tode einem dortigen
Banianen anvertraute, aus dessen Händen sie in die des Dola kamen,
und so wahrscheinlich ebenfalls verloren sind. Eine spätere aus Bom-
bay nach England gekommene Nachricht stimmt mit dieser im Wesent-
lichen überein. In der That unersetzlich ist der Verlust dieses Man-
nes, so wie seiner letzten Tagebücher und Sammlungen. Die herrli-
chen Früchte, welche wir seiner leider nur halb vollendeten Reise ver-
danken, und welche wir durch die Herausgabe seines sechsjährigen
Tagebuchs, das bis zum April 1809 reicht, und ganz ausgearbeitet
in den Händen seiner Familie ist, auch dem Publicum mitgetheilt wer-
den sollen, machen den unterbrochnen Fortgang derselben allen Freunden
der Wissenschaft doppelt schmerzlich fühlbar. Aber auch schon jetzt
tritt er den berühmtesten Reisenden würdig an die Seite. Die Geo-
graphie der südöstlichen Gränzen von Europa und Asien, die ganze
Lage von Syrien, Palästina und Arabien wird durch Seetzens zahl-
reiche astronomische Beobachtungen mit vermehrter Sicherheit be-
stimmt; seine ganz auf eigne Ansicht gegründete Karte des todten
Meeres und dessen Umgebungen gibt ein deutliches Bild einer zeither
nur wenig bekannten Gegend; seine gefahrvollen Wanderungen in den
östlich vom Jordan gelegnen, von keinem Europäer in neuerer Zeit
betretnen Ländern, seine Entdeckung der herrlichen Ruinen von Dscher-
rasch und Philadelphia haben dem künftigen Alterthumsforscher eine
neue Welt eröffnet; seine dort gesammelten zahlreichen Inschriften
lassen Licht über die frühere Geschichte jener so berühmten, nun ver-
gessnen Ursitze der Cultur im grauen Alterthum hoffen; seine Beschrei-
bungen von Damask, Acre, Cairo, Suez, Dschidda, Sana, Mo-
cha, und ganz besonders von Mekka und Medina übertreffen alles
zeitherige; ausgezeichnete Verdienste hat er um die arabisch-afrika-
nische Sprachkunde; seine Nachrichten über die Völkerstämme Arabiens,
über deren Gesetze, Sitten und Lebensart, über die Topographie,
Einwohner und Regierungsform des innern Afrika, die er theils durch
eigne Ansicht, theils aus dem Munde Eingeborner sammelte, sind
treffliche Bereicherungen für Länder- und Völkerkunde; die durch seine
Bemühungen begründete orientalische Sammlung in Gotha, die schon
jetzt mehr als 2000 orientalische Handschriften und einen reichen Schatz
von Antiquitäten und Naturproducten enthält, und noch bedeu-
tenden Zuwachs erwartet (da von Seetzens Sendungen noch über ein
Drittel zurück ist); verspricht dem Sprach- und Naturforscher eine
reiche Ausbeute für die genauere Kenntniß des Orients zu gewähren.
Möge sowohl diese Hoffnung, als auch die, Seetzens Tagebuch zu
erhalten, bald erfüllt werden.

Seeuhren, äußerst genau gehende Uhren (Zeitmesser, Chrono-
meter, s. d.) zur Findung der Länge auf der See. S. Länge (geo-
graphische).

See-Wissenschaften. Eigentlich sollte man unter diesem
Ausdrucke, außer den Kenntnissen vom Baue der Seeschiffe,
ihrer Regierung, von der Tackelasche, und Seetactik,
auch noch alles dasjenige begreifen, was der Steuermann zu wis-
sen nöthig hat, um sein Schiff sicher über den Ocean zu leiten; in-
deß trennt man letztere Kenntniß, unter dem besondern Namen der nau-
tischen Astronomie, Schiffahrtskunde (s. d. A.) oder Steuer-

mannskunst, gewöhnlich davon, und beschränkt also die Seewissenschaften, in der engeren Bedeutung des Worts, auf die oben angegebenen vier Zweige. Ueber die Erbauung eines Schiffes, s. d. A. Schiff und Schiffbau. Ueber die zur Regierung eines Schiffs erforderlichen Segel, Tauwerk u. s. w., s. d. A. Takelasche und Anker. Die Seetactik endlich ertheilt Anleitung, wie eine Flotte, bei Lieferung eines Seetreffens, den Umständen nach, geschickt (entweder luft- oder leewärts, d. h. entweder auf der Luftseite, von welcher der Wind herkommt, oder auf der Leeseite, nach welcher er hinweht) zu rangiren sey, und verbreitet sich zugleich über die zu diesem Behufe erfundenen Signale (Zeichen, welche vom Admiralschiffe als eben soviel Mittheilungen für die übrigen Schiffe gemacht werden). S. d. A. Signalkunst. Insbesondre lehrt noch die Seetactik: wie ein Schiff, das auf ein andres Jagd macht, und wie das gejagte segeln soll; wie Schiffe in Häfen angegriffen und vertheidigt werden; wie man durch Kriegsschiffe Landungen oder Einschiffungen deckt, u. s. w. Mit ihr ist die See-Fortification verbunden, d. i. die Kunst Festungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küsten anzuordnen. Als ein ausführliches und doch populäres Werk ist besonders Müller's Seewissenschaft, Berlin. 1794, sehr zu empfehlen. Die mathematische Theorie des Schiffbaues ist vortrefflich abgehandelt von Euler: Théorie complète de la construction et de la manoeuvre des vaisseaux. Paris. Jambert 1776.

Segment (Kreisabschnitt), s. Abschnitt.

Segnersches Wasserrad, eine nach ihrem Erfinder benamte, sinnreich eingerichtete Maschine, welche durch Rückwirkung des einströmenden Wassers bewegt wird. Ein senkrechter, oben offner, um seine verticale Achse leicht beweglicher Cylinder hat im Boden horizontale, vorn verschlossene, aber alle nach der nemlichen Seite durchbohrte Röhren. Das einströmende Wasser würde gegen beide Seiten dieser Röhren gleich stark wirken; da es aber an der Einen Seite frei ausfließt, so bleibt nur der Druck gegen die andere Seite übrig, in deren Richtung der Cylinder daher umgedrehet wird.

Seguier, eine sehr angesehene Familie Frankreichs, die ihrem Vaterlande viele tüchtige Männer gegeben hat, welche sich in der höhern Verwaltung, in dem Parlament und als Advocaten in der gerichtlichen Beredsamkeit ausgezeichnet haben. Wir führen hier folgende zwei auf, 1.) Pierre Seguier, geb. 1588, gest. 1672. Ludwig XIII. schenkte ihm das größte Vertrauen und ernannte ihn zum Großsiegelbewahrer und zum Kanzler von Frankreich. Man kann ihn mit Richelieu als den Stifter der franz. Akademie betrachten. Auch die Akademien der Bildhauer- und Malerkunst wurden von ihm außerordentlich begünstigt. Sein Name glänzt in der Geschichte der franz. Regierungs-Verwaltung mit unverwelklichem Ruhme. 2.) Antoine Louis Seguier, geb. 1726 u. gest. 1792, wird für einen der größten gerichtlichen Redner gehalten, welche Frankreich je in den Tribunalen gekannt hat. Er war zugleich Mitglied der franz. Akademie. Sein Sohn, des Vaters ganz würdig, ist Pair von Frankreich und Präsident des Appellations-Gerichts in Paris.

Seguin (Armand), ein französischer Chemiker, ist durch mancherlei Anwendungen der Chemie auf Künste und Gewerbe, insbeson-

dere auf Gerberei berühmt geworden. Als im J. 1793 alle technischen Künste aufgeboten und gesteigert wurden, um die Kriegsbedürfnisse der Republik bei ihrem Kampfe mit dem gegen sie coalisirten Europa herbeizuschaffen und eine Million Franzosen zu bewaffnen, zeigte auch Seguin dem National-Convent an, daß er Mittel erfunden habe, Häute in Zeit von 3 Wochen zu gerben und vollständig zum Gebrauch zuzubereiten. Das Prinzip dieser Bereitung war eigentlich nicht unbekannt, allein es war zeither aus Besorgniß, daß es die Güte des Leders mindere, nicht angewendet worden. Seguin übernahm große Lieferungen für die französischen Armeen und erwarb sich dabei ein ungeheures Vermögen. Er erfand auch aus Stroh Papier zu fabriziren. Diese Erfindung ist jedoch ohne Erfolg geblieben. Napoleon, dem zu große Reichthümer bei einem Privatmann immer unangenehm waren, machte ihm allerlei Händel und erpreßte dadurch große Summen von ihm, bis Seguin es endlich vorzog, sich ins Gefängniß setzen zu lassen, als unaufhörlich zu zahlen. Er lebt jetzt ruhig in Paris. Man hat viele Schriften von ihm.

Segur, eine alte französische Familie, die eine Reihe merkwürdiger Männer aufzuweisen hat. Wir führen hier nur folgende zwei an: 1.) **Joseph Alexandre**, geb. 1752, gest. 1805. Er war mehr schöner Geist als Militär, welchem Stande er sich vor der Revolution gewidmet hatte. Man hat viele geistreiche Schriften von ihm, auch mehrere kleine Lustspiele und Opern, die auf den Repertoires der pariser Theater geblieben. Durch die Herausgabe der Correspondance secrète entre Ninon de Lenclos, le Marq. de Villarceaux et Mad. de Maintenon mystificirte er das Publikum eine geraume Zeit, indem er sich mit der größten Feinheit in die Sitten und Verhältnisse der damaligen Zeit und in die Charaktere der handelnden Personen hineingedacht und diesem Briefwechsel die täuschendste Wahrscheinlichkeit zu geben gewußt hatte. Ein anderes interessantes Werk von ihm über die Frauen (sur les femmes. 5 Vol.) ist eine Art von historischem Roman. Man findet darin die ganze Grazie seines Geistes, allein wenig Methode und historische Treue. 2.) **Louis Philippe**, Bruder des vorigen, geb. 1753, hat sich sowohl in der diplomatischen Laufbahn, als auch als Schriftsteller mannichfaltig ausgezeichnet. Als Militär diente er im amerikanischen Kriege unter Rochambeau und Viomenil. Nach dem pariser Frieden von 1783 wurde er als französischer Gesandter nach Petersburg geschickt, wo es ihm gelang, sich der Kaiserin Catharina so angenehm zu machen, daß er zu ihren nächsten und täglichen Umgebungen gehörte, und dadurch für seinen Hof große Vortheile errang. Er schloß z. B. 1787 einen für Frankreich sehr vortheilhaften Handelstractat ab, und verhinderte die Erneuerung desjenigen mit England. Auf der berühmten Reise Catharinens nach der Krimm begleitete auch Segur sie mit dem Prinzen von Ligne. Die Revolution führte ihn nach Frankreich zurück. 1790 wurde er nach Berlin gesandt, um Preußen vom Kriege gegen Frankreich abzubringen. Nach der Entsetzung Ludwigs XVI. zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und widmete sich ganz der Literatur und den Wissenschaften. 1798 gab er sein Théâtre de l'hermitage heraus (2 Vol.), eine Sammlung von Theaterstücken, die er in Rußland für die Privatbühne der Kaiserin abgefaßt hatte; 1800 seine meisterhafte Histoire des principaux évènemens du règne de Frédéric Guillaume II. (3 Vol.). Napoleon zog ihn wieder ins öffentliche Leben. Nachdem er im J.

1803 Mitglied des Instituts geworden war, rief Napoleon ihn auch in den Staatsrath und ernannte ihn zum Ober-Ceremonienmeister. Nach der Restauration wurde er in die Pairskammer aufgenommen. Da er aber nach Napoleons Rückkehr für ihn verschiedene Aufträge übernahm, so erhielt er nach der zweiten Restauration keine Anstellung wieder, blieb jedoch Mitglied der französischen Akademie. Gegenwärtig (1819) ist er mit einem Abrégé de l'histoire ancienne et moderne beschäftigt. Sein Sohn Paul Philippe, geb. 1780, gegenwärtig Maréchal de Camp, hat sich in den Kriegen Frankreichs als tapferer und unerschrockener Soldat ruhmvoll ausgezeichnet. Er machte sich zuerst in der Schlacht von Hohenlinden bemerkbar und dann in dem Gebirgskriege in Graubündten unter Loison und Lecourbe, hat auch über letztern eine eigene historische Denkschrift herausgegeben.

Sehen, s. Auge.

Sehe-Achse, die gerade Linie aus dem Mittelpunkte des Auges nach dem betrachteten Punkte.

Sehe-Winkel. Wir urtheilen über die scheinbare Größe eines Gegenstandes nach dem Winkel, den die von den Gränzen dieses Gegenstandes auf unser Auge fallenden Lichtstrahlen einschließen; dieser Winkel heißt daher sehr passend der Sehe- (optische) Winkel.

Sehne, Flechse, nennt der Anatom den Theil des Muskels, welcher silberglänzend, zäher, härter und fester ist als der übrige Muskel und dazu dient, die Action desselben auf einen Punkt zu concentriren, nämlich auf denjenigen Ort eines Knochens, welcher durch den Muskel in Bewegung gesetzt werden soll. Die zweibäuchigen Muskeln, die aus zwei Muskeln zu bestehen scheinen, haben den sehnigen Theil in ihrer Mitte. F.

Sehne nennt man in der Mathematik diejenige innerhalb eines Kreises gezogne gerade Linie, welche die Peripherie in zwei verschiedenen Punkten berührt. Je näher eine solche Sehne dem Mittelpunkte liegt, desto länger ist sie, so daß der Diameter oder Durchmesser, der durch den Mittelpunkt von einem Ende des Kreises bis zum andern geht, die größte Sehne ist.

Sehungs-Bogen. Die Fixsterne und Planeten werden uns bekanntlich nach Sonnenuntergange nicht mit Einem Mal, sondern, nach Maßgabe ihres verschiedenen Glanzes, nur allmählig sichtbar. Der Bogen nun, um welchen die Sonne unter den Horizont sinken muß, ehe ein gewisses Gestirn solchergestalt sichtbar wird, heißt der Sehungs-Bogen dieses Gestirns.

Seide, das eigenthümliche Gespinnst der Seidenraupe, Phalena Bombyx, womit diese sich in ihren Cocon einspinnt. Die früheste Kenntniß der Seide und ihre Anwendung zum Weben muß den Chinesen und Indianern zugestanden werden. Bei jenen ist die Seidenweberei eine Erfindung der Kaiserin Selingch (2600 vor Chr. Geb.). Die Griechen nannten die Pamphylo von Cos ihre Lehrerin in dieser Kunst. Noch jetzt liefern China und Italien die mehrste Seide. Hat sich der Seidenwurm eingesponnen (s. d. Art. Seidenraupe), so tödtet man ihn durch Terpentinöl, oder in einem Backofen, und haspelt die rohen seidnen Fäden auf einem künstlichen Seidenhaspel ab. Die Cocons werden zu dem Ende in einen Kessel mit ziemlich kochend heißem Wasser geworfen, die Florettseide (s. d. Art.) zuerst abgenommen, und die innere festere für sich gewickelt. Das heiße Wasser dient, um den Leim, welcher die Fäden im Cocon zu-

sammenklebt, aufzuweichen. Bei der festen Seide werden 8 bis 24 einfache Cocon-Fäden zu einem starken zusammengehaspelt. Diese rohe Seide ist weiß oder gelb. Sie kann nicht wie Flachs gebleicht werden, nur durch Degummiren (Auskochen) mit 20 bis 25 Procent Seife gibt man ihr die gehörige Weiße und nimmt ihr den natürlichen Firniß, der sie verhindert, Farben leicht anzunehmen. Eine solche degummirte Seide wird auf eignen Maschinen, vorzüglich im Piemontesischen, gezwirnt, und nachdem sie lockerer gezwirnt ist, nennt man sie Organsinseide oder festere Tramseide. Jene dient zur Kette, diese zum Einschuß, und jede hat von den Orten, wo sie zubereitet ward, noch Beinamen. Der zum Weben der Seide bestimmte Stuhl ist nach seinem Zweck einfacher oder zusammengesetzter, in der Hauptsache kommt er dem gewöhnlichen Webestuhl nahe. Von den seidenen Zeugen hat man A. glatte, 1. Taffet, wozu ebenfalls Florence (s. d. Art.) gehört. Er ist bisweilen gestreift; 2. Gros de Tours ist schwerer als jener, weil jeder Einschuß aus 4 — 6 Fäden besteht; 3. Bast und 4. Terzenelle. B. Geköpertes 1. seidene Serge, 2. Levantin, 3. Atlas oder Satin bekommt seinen Glanz dadurch, daß sehr weiche Seide sowohl zum Einschuß als zur Kette kommt. C. Façonirte Arbeit: a Fußarbeit, 1. Brillanttaffet, dessen Figuren aus lauter Quadraten bestehen; 2. Spiegeltaffet, dessen Figuren längliche Quadrate sind; 3. Zeuge mit Gerstenkornmuster; b. Zugarbeit wird auf dem Kegelstuhle oder Zampelstuhle gewebt; 1. gezogener Gros de Tours oder Peruvienne, dessen Kette aus zweierlei farbigen Fäden besteht. Es wird mit 80 bis 100 Schäften gewebt, und erscheint auf beiden Seiten rechts; 2. einfacher Droguet, an welchem die Figur farbig ist; 3. Droguet-Lisere mit mehrfarbigen Figuren; 4. geblümter Taffet; 5. gestreifter Taffet; 6. geblümter Atlas; 7. Damast (s. d. Art.); 8. geblümter Moir hat einen Gros-de-Tour-Grund und Atlas-Blumen. D. Stoffe erhalten durch das Broschiren große und vielfarbige Blumen, und werden auf dem Zampelstuhle gewebt. Der Stoff hat gewöhnlich nur einen Taffetgrund, bisweilen sind jedoch noch damastartige Blumen neben den bunten eingewebt. Das Brochiren der bunten geschieht durch eine Menge kleiner Schützen von besondern Farben, auch wird oft in die Kette und in den Einschuß Gold oder Silber mit eingewebt. Bei großen Blumen müssen die langen Brochirfäden gebunden werden, was man Ligage nennt; auch wird oft das Metall mit der gleichfarbigen Seide in einer anders gefärbten Kette zugleich untergewebt, damit ihre Farbe nicht durchschimmere, d. i. Compagnage. Wird Compagnage und Ligage verbunden, so kann man die großen Blumen mit kleinern unterfüttern. Zu solchen Zeugen gehört der Batavia und der brochirte Sammet. E. Sammet oder geschnittene Seidenarbeit; er ist entweder leicht, schwer, ungeschnitten, Droguetsammet oder Kleidersammet. F. Gazen und Flore. Sie unterscheiden sich dadurch, daß ihre beiderseitigen Fäden so entfernt stehen, daß sie netzartig erscheinen. Hieher gehört 1. Marlé mit sehr groben Löchern, 2. glatter Flor und Filet, 3. Flor und Filet mit Taffetstreifen, 4. façonnirter Flor und Filet mit Leingrunde und allerhand Muster, 5. damastartige Gaze, 6. Krepp, der aus ganz roher Seide gewebt ist. G. Halbseidene Zeuge sind entweder aus Seide und Wolle, Leinen oder Baumwolle gewebt. Die fertigen Zeuge werden von allen kleinen

Fasern befreit, mit der Kalandermaschine (diese Maschine besteht aus Walzen, deren eine von Holz, die andere von Messing oder Stahl ist, zwischen welchen der fertige Zeug kalt oder erwärmt, auch feucht durchgezogen und geglättet wird) geglättet, mit aufgelös'ter Hausenblase, Tragenth, Gummi, Leim, Zucker, Ochsengalle ꝛc. auf der rechten oder auch bei manchen auf der linken Fläche bestrichen und sogleich durch Kohlenfeuer ausgetrocknet, d. i. appretirt. F.

Seidelmann (Jacob), Professor an der Akademie der Künste zu Dresden, geboren 1750. Sein Vater war Kammermusikus bei der dresdner Capelle und seine Mutter die Tochter des dasigen Hofmalers Kindermann. Das gab Veranlassung, daß der ältere Sohn dieses Ehepaars (der vor mehrern Jahren verstorbene rühmlich bekannte Capellmeister) die Musik, der jüngere hingegen die Malerei studirte. Im Jahre 1771 ging letzterer, mit einer Pension vom sächsischen Hofe und einem Empfehlungsschreiben von der Churfürstin Mutter an den Ritter Mengs versehen, nach Rom, wo er bis zum Tode dieses berühmten Meisters seine Studien unter dessen Leitung fortsetzte. Kurz nachher erschuf er sich eine ganz neue, hauptsächlich zum Darstellen der Antike geeignete Zeichenmanier in Sepia, die ihm große Bestellungen und Vortheile verschaffte. Das Glück, welches diese Art zu zeichnen machte, bewog in der Folge viele Künstler, sich ebenfalls darin zu versuchen; noch immer aber ist er und seine Gattin, deren Kunstlehrer er war, unerreicht geblieben. Unter andern zeichnete er für den letzten Markgrafen von Baireuth ein ganzes Cabinet, welches sich jetzt in der Gemäldesammlung der verstorbenen Königin von Preußen zu Berlin befindet. — Im J. 1781 kam er aus Italien nach Dresden zurück, wo er unaufhörlich beschäftigt war, die vorzüglichsten Gemälde der dortigen Gallerie in seiner Manier wiederzugeben. — Nach des Professors Casanova Tode ward er bei der dresdner Akademie als Professor angestellt, und führte mit dem damaligen Professor Schönau abwechselnd das Directorium derselben. — Nach der Zeit ist er noch fünf Mal in Aufträgen zu Fertigung von Zeichnungen für Engländer und Russen nach Italien gereis't. Seine letzten, ganz ausgezeichnet schönen Arbeiten verdankt man der Bestellung des Kaisers Alexander. Es sind Copien berühmter großer Bilder der dresdner Gallerie in der Größe der Originale. Der Umstand, daß einige derselben auf der Reise beschädigt wurden, gab Veranlassung, daß der Künstler selbst vom Kaiser mit einer Einladung nach Petersburg sich beehrt sah. Hier brachte derselbe 13 Monate auf Kosten der Krone zu, um die beschädigten Tableaux herzustellen; ein Geschäft, welches, so schwierig es auch die besondere Zartheit dieser Art von Zeichnungen macht, dem geistreichen Fleiße des unermüdeten Künstlers in hohem Grade gelungen seyn soll. Eine seiner neuesten und gelungensten Arbeiten ist eine Copie der berühmten Nacht des Correggio auf der dresdner Gallerie, nach welcher Morghen einen Kupferstich liefern will.

Seidelmann (Apollonia), geb. de Forgue, Gattin des Vorigen. Schon in Venedig, ihrem Geburtsorte, hatte sie Unterricht im Zeichnen erhalten, worin sie sich nachher zu Dresden unter der Leitung ihres Gatten vervollkommnete. Im J. 1790 reis'te sie mit demselben nach Italien, wo sie in der Schule der berühmten Theresa Maron, Schwester des Rafael Mengs, sich drei Jahre lang der Miniaturmalerei widmete. — Nach ihrer Rückkehr nach Dresden erhielt sie aus dem Akademiefonds eine Pension. Neuerlich hat sie sich mehr

mit Arbeiten in der Manier ihres Gatten, als mit Miniaturmalen beschäftigt und durch eine seelenvolle Nachbildung vieler der schönsten Gemälde der dresdner Gallerie sich als seltene Künstlerin gezeigt. Eine ihrer wichtigsten und vortrefflichsten Arbeiten in der letzten Zeit war die Zeichnung der berühmten Rafaelschen Madonna in dieser Gallerie, nach welcher der im J. 1816 zu früh verstorbene Professor Müller in Dresden den meisterhaften Kupferstich geliefert hat. Eine Bemerkung verdient noch das ausgezeichnete Talent dieser Künstlerin für gesellige Unterhaltung, und wie schön sie ihre, auch im Auslande bekannt gewordenen, zahlreichen Abendversammlungen durch die Gewandheit ihres heitern Geistes zu beleben versteht. Hierzu trägt nicht selten der vortreffliche Gesang der reizenden Tochter dieses Künstlerpaars, Luise Seidelmann bei, welche für Musik und Zeichenkunst gleich große Talente besitzt. Ln.

Seidenraupe, das nützliche Insect, welches die Seide liefert. Der Schmetterling gehört zu den spinnenden Nachtfaltern. Europa besitzt die Seidenraupe erst seit 560 nach Chr. Geb., wo Kaiser Justinian sie durch Mönche aus Indien nach Griechenland bringen ließ. Mit ihr mußte man auch den Maulbeerbaum aus Asien nach Europa verpflanzen. Beide Producte kamen aus Griechenland nach Italien, von da nach Frankreich, Spanien und andern Ländern, und jetzt zieht man sie sogar in Norddeutschland und Preußen. Das ursprüngliche Vaterland der Seidenraupe scheinen alle die Länder Asiens zu seyn, wo der weiße Maulbeerbaum, der ihr zur Nahrung dient, wild angetroffen wird. Hier lebt sie sich selbst überlassen im Freien. Ihrer großen Nützlichkeit wegen aber hat der Mensch sie unter seine besondere Pflege und Aufsicht genommen, und ohne Zweifel ist dadurch die Seide selbst veredelt worden. Das vollkommne Insect, der Seidenvogel, ist mit ausgebreiteten Flügeln ungefähr anderthalb Zoll breit und höchstens einen Zoll lang. Die Flügel sind schmuzig oder gelblich-weiß, mit drei blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen, öfters kaum sichtbaren Fleck. Sein einziges Geschäft ist die Fortpflanzung. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung. Das Weibchen legt einige Tage nach einander 3 bis 500 Eier und stirbt dann gleichfalls. Die Eier bedürfen zu ihrer Ausbrütung einer Wärme von 18 Grad Fahrenheit, und schlüpfen dabei binnen 4 bis 8 Tagen aus. In dem Vaterlande des Insects bleiben die Eier den Winter über an den Bäumen sitzen, und die Räupchen schlüpfen im Frühlinge aus, sobald die Sonnenwärme den Knospen des Maulbeerbaums das Laub entlockt. Bei uns darf man sie nicht eher auskommen lassen, als bis auch Nahrung für sie da ist. Die Seidenraupe ist wie andre Raupen sehr gefräßig, und dabei sehr empfindlich gegen Kälte, Nässe und Winde. Wärme, trockne heitre Luft und Ruhe sind zu ihrem Gedeihen nothwendige Erfodernisse; außerdem erkranken und sterben viele. Die kleinen Raupen sehen Anfangs schwarz aus, häuten sich aber während ihres 6 bis 7 Wochen langen Lebens mehrmals, und verändern bei jeder Häutung die Farbe. Nach der letzten erscheint die Raupe weißlich oder braun mit dunklerm Kopfe, 6 bis 7 Tage darauf bemerkt man unter dem Halse eine Röthe, woraus man schließen kann, daß die Zeit der Verwandlung nahe ist. Die Raupe hört jetzt auf zu fressen, wie vor den Häutungen, läuft unruhig und schnell umher und sucht einen bequemen Platz, um sich zu verwandeln. Sobald sie ihn gefunden hat, fängt sie ihr Gespinnst (Cocon) an. Sie hat dazu, wie alle Spinner unter den Raupen,

eigne Gefäße in ihrem Innern, in welchen sich gegen die Zeit der Verwandlung aus dem Nahrungssafte eigne klebrige und gleichsam harzige Säfte, die sehr fein und durchsichtig sind, absondern. Wenn man eine in Weingeist getödtete Raupe längs des Rückens aufschneidet, so erblickt man ein Bündel cylindrischer Röhrchen, die wie Gedärme aussehen, vielfach durch einander gewunden sind, und über dem großen Darm liegen. Sie laufen vorn am Maul in zwei sehr feine Oeffnungen aus, durch welche sich der oberwähnte Saft ergießt. Wenn nun die Raupe das Gespinnst anfängt, so klebt sie zwei äußerst feine Tröpfchen des aus den Oeffnungen hervorquellenden Saftes an denjenigen Gegenstand an, an welchen sie ihr Gespinnst anhängen will, bewegt den Kopf hin und her, und haspelt auf diese Weise zwei sehr dünne Fäden aus beiden Oeffnungen heraus. Beide sind hellbdurchsichtig und verhärten bald an der Luft. Die Raupe weiß sie geschickt mit den Vorderfüßen zu einem Faden zu verbinden und so zu ihrem Zweck zu verarbeiten. Den ersten Tag spinnt sie nur ein unordentliches, weitläuftiges, unzusammenhängendes Gewebe, das dem eigentlichen Cocon zur Befestigung dient. Den andern Tag zieht sie die Fäden um sich herum und bildet die eirunde Hülle des eigentlichen Cocons, in deren Mitte sich die spinnende Raupe befindet. Das Gespinnst wird nach und nach immer dichter und endlich entzieht sich der Körper der Raupe dem Auge des Beobachters völlig. Die ganze Arbeit dauert sieben bis acht Tage. Der eigentliche Cocon, welcher die feine Seide gibt, besteht aus einem einzigen ununterbrochnen Faden von 900 bis 1000 Fuß Länge. Ganz inwendig oder zunächst um sich her macht die Raupe eine dichte häutige Hülle aus dem Rest des klebrigen Saftes, die weder der Luft noch der Feuchtigkeit Eingang verstattet, und verwandelt sich darin selbst zur Nymphe oder Puppe, indem sie zum letzten Mal ihre Raupenhaut abstreift. Der Nymphenstand währt zwei bis drei Wochen, worauf der oben beschriebene Schmetterling durch ein kleines rundes Loch, das er bei dem Mangel an Nagewerkzeugen wahrscheinlich mittelst eines ätzenden Saftes verursacht, auskriecht. Die Oeffnung unterbricht den Zusammenhang des Fadens und macht den Cocon unbrauchbar, daher man die Puppe noch vor dem Auskriechen durch Rösten des Cocons zu tödten bedacht ist. In Deutschland ist die Seidencultur nur durch große Sorgfalt auf künstlichem Wege möglich; aber trotz der ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten hat sie sich in den letzten 50 Jahren ungemein gehoben. Der große Friedrich setzte Prämien dafür aus, und schon 1774 wurden in den Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und Pommern 6849 Pfund reiner Seide gewonnen.

Seife. Jede Verbindung eines vegetabilischen Oels oder thierischen Fetts mit einem Alcali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt, und fettige, so wie mehrere andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt, heißt Seife. Es würde unnütz seyn, über den weltbekannten Gegenstand mehr zu sagen. Wer sich über das Handwerksmäßige der Seifenzubereitung belehren will, findet eine instructive Anleitung dazu in Beckmanns Technologie, im Abschnitt Seifensiederei. — Der ebenfalls sehr bekannte Seifenspiritus ist weiter nichts, als eine Auflösung von Seife in Weingeist.

Seigern, s. Saigern.

Seiks sind eine in Hindostan verbreitete religiöse Secte, welche sich zu dem reinsten Deismus bekennt, indem sie nur einen ein-

zigen und unsichtbaren Gott verehrt, und sich dadurch vorzüglich von den Hindus unterscheidet. Der achtungswerthe Stifter dieser Secte war Nanec Schah, aus der Caste der Schettris und dem hinduschen Stamme der Bedis, welcher im Jahr 1469 nach Chr. Geb. in dem Dorfe Rajepuse in der Provinz Lehor geboren wurde. Nanec war noch sehr jung, als er von einigen Fakirs, mit welchen er auf einer Handelsreise zusammentraf, zu dem Nagornal-Gottesdienst, welcher in der Verehrung eines einzigen Gottes besteht, bekehrt wurde. Eine lebhafte Phantasie machte ihm sein Handelsgewerbe zuwider, und um seine heiße Wißbegierde zu befriedigen, durchwanderte er ganz Hindostan, Persien und Arabien, besuchte die heiligen Wallfahrtsorte der Mohammedaner, Mecca und Medina, und die heiligen Secten der Hindus in Wetale, so wie die Picos (Mohammedanische Heilige) in Multan. Späterhin lernte er die Lehrsätze der Sofi's kennen und befolgte ihre Lehren, vorzüglich benutzte er die Schriften eines zu dieser religiösen Secte gehörigen Mohammedaners Kabik, der die Profession eines Webers trieb, zur Zeit des Kaisers Scherschah lebte, und in allen seinen Schriften allgemeine Menschenliebe und insbesondere religiöse Duldung empfahl. Nanec entsagte nun allen Weltgeschäften, und weihte sein ganzes Leben der Teepesijah (der reinsten Andacht). Er begeisterte sich zu der erhabenen und menschenfreundlichen Idee, durch eine einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen den Hindus und den Mohammedanern zu bewirken. Er behandelte daher Beider Religion mit Achtung und suchte sie nur des Ueberflüssigen und einander Widerstreitenden zu entladen, und sie zu einer thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe hinzuleiten, daher sagte er: „Hunderttausend Mohammeds, eine Million Bramas, Wischnus und Hunderttausend Rahmas stehen am Throne des Allerhöchsten, sie sterben alle: Gott allein ist unsterblich, der allein ist ein guter Hindu, der gerecht, und der ein guter Mohammedaner, dessen Leben rein ist." Nanec starb gegen das Jahr 1540 zu Kirtaipur, wo er dicht am Gestade des Rawi begraben liegt. Kirtaipur ist daher noch jetzt bei den Seiks ein heiliger Ort, welcher in großem Ansehn steht, und wo noch jetzt ein Stück von Nanecs Kleidung in seinem Dermesale (Tempel) aufbewahrt und den Wallfahrern gezeigt wird. So erhaben wie die von Nanec gestiftete Religion und so menschenfreundlich wie seine Lehren, so rein war sein ganzes Leben. Weit entfernt wie Mohammed seine Anhänger durch vorgebliche Wunder zu täuschen, antwortete er vielmehr den Jogiswares (welchen man in Hindostan eine durch Selbstpeinigung erworbene Herrschaft über die Naturkräfte beimißt), als sie von ihm Zeichen und Wunder zu sehen verlangten: „ich besitze nichts, was des Zeigens werth wäre, ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu seiner Vertheidigung, als die Reinheit seiner Lehre. Die Welt kann sich ändern, aber der Schöpfer ist unwandelbar!" Während seines Lebens übte er als Priester und Herr die geistliche und weltliche Herrschaft über seine Anhänger, die sich Seiks (Schüler) nannten, aus, und vererbte sie bei seinem Sterben nicht auf seine Söhne, sondern auf einen Lieblingsjünger, Namens Lihena, vom Stamme Trehun, welchen er selbst in seine Lehre eingeweiht und mit dem heiligen Mantel eines Fakirs bekleidet hatte. Unter den Nachfolgern in der Herrschaft über die Seiks gab Erdschun, der die Schriften Nanecs sammelte und den Adi Granth, das erste heilige Buch der Seiks, herausgab, der neugestifteten Religion zuerst Festigkeit und den Seiks selbst Einheit,

erregte aber dadurch auch zuerst die Aufmerksamkeit und Eifersucht der Mohammedanischen Regierung, die ihn selbst den Märtyrertod sterben ließ. Um seines Vaters Tod zu rächen, verwandelte Har Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Seiks aus friedliebenden Gläubigen in tapfere Krieger, und unter seiner und seiner Enkel Herrschaft dauerte fortwährend der blutige Kampf zwischen ihnen und den Mohammedanern, bis zu Tag Behedues Hinrichtung, dessen Sohn Guru Gowind genöthigt wurde, mit den Seinigen nach Pindschah zu flüchten, wo ihn ein hinduscher Häuptling aufnahm und ihm Mekhamel am Ufer des Sadledsch eingab. Guru Gowind gründete hier den Staat der Seiks, indem er unter den Bekennern seiner Lehre die hindusche Absonderung in Casten vernichtete und dem letzten Sudra wie dem ersten Brahminen gleiche Rechte einräumte, und durch diese revolutionäre Zerstörung des langgewohnten Vorzugs der höhern Casten nicht nur die Anzahl seiner Anhänger außerordentlich mehrte, sondern sie auch entflammte, das Heil dieser und jener Welt in der Vernichtung der sie grausam unterdrückenden Mohammedaner zu suchen. Von jetzt an erhielten durch ihre Tapferkeit in den fortwährenden Kämpfen mit ihren Unterdrückern Guru Gowinds Anhänger den Beinamen Sich's oder Löwen, welchen bis dahin bloß die Redschaputs, als die erste Kriegerordnung der Hindus, führten. Dieser Herrscher der Seiks, gleich groß als Krieger wie als Gesetzgeber, schrieb das Dasema Padschach ke Granth, oder das Buch des zehnten Fürsten, so genannt, weil er nach Nanec das zehnte Oberhaupt der Seiks war. Dieses Buch, welches außer religiösen Gegenständen auch die Geschichte seiner Thaten enthält, wird von seinen Anhängern eben so heilig geachtet, als der Adi Granth des Endschun. Guru Gowind befahl den Seiks zur steten Auszeichnung vor den Mohammedanern und den Hindus ein blaues Kleid zu tragen, das Haar wachsen zu lassen und beständig bewaffnet zu seyn. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Akalis (die Unsterblichen), denen er eine Bonga (ein Stift, Kloster) am heiligen Brunnen zu Emoilser anwies, von dessen Einkünften sie ihren Unterhalt beziehen. Diesen Akalis übertrug er die Bekehrung und Einweihung neuer Seiks, und in ihren Händen ruht noch jetzt die oberste Leitung aller religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten. Guru Gowind war das letzte Oberhaupt der Seiks, denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf zehn beschränkte und er der zehnte Herrscher nach Nanec war, so sagte er sterbend zu den Seinigen: „ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt!" Daher glauben die Seiks, daß das Reich (Khalsa) unter der besondern Obhut Gottes stehe. Auf diese Weise ist die Staatsverfassung der Seiks, nach Gowinds Tode, eine reine Theokratie. Der Volksglaube ist eine unübersteigliche Schranke für jeden, der es wagen wollte, sich die Seiks zu unterwerfen und zu beherrschen. Nach Guru Gowinds Tode erlagen die Seiks nach und nach der Uebermacht der Mahommedaner, und selbst Banda, einer ihrer tapfersten Anführer, wurde nach einer fürchterlichen Gegenwehr in der Festung Lagab mit allen den Seinigen gefangen genommen und nach Delhi geschickt, wo die Seiks alle unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet und Banda, nachdem er gezwungen worden war, seinem einzigen Sohn mit eignen Händen den Hals abzuschneiden, mit glühenden Zangen zerrissen wurde. Um die verhaßten Seiks endlich gänzlich auszurotten, wurde von der Mohammedanischen Regierung

ein Preis auf ihren Kopf gesetzt und jeder, der ergriffen wurde, getödtet. Mit dem erhabensten Heldenmuth erlitten sie jedoch, oft ihn mehr suchend als fliehend, den Tod des Märtyrers unter den grausamsten Martern und nichts vermochte sie zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, so daß ein Mohammedanischer Geschichtschreiber ihnen das Zeugniß gibt, daß nie ein Seik, der auf der Wallfahrt nach Rambaspur (dem heiligen Orte der Seiks, wo Rambas einen Brunnen anlegte, welchen er Emelthsee, oder das Wasser der Unsterblichkeit nannte, und welcher so verehrt wurde, daß später die ganze Stadt seinen Namen erhielt) ergriffen und hingerichtet wurde, seinem Glauben entsagte, um dadurch sein Leben zu retten. Nur wenige Seiks entflohen in unzugängliche Gebirge und bewahrten allda treu den Glauben ihrer Väter, und den unauslöschlichen Haß gegen ihre Verfolger. Erst nach Schah Nadirs Rückkehr nach Persien wagten sie sich wieder aus den sie schützenden Gebirgen hervor und eroberten, indem sie die Unruhen benutzten, in welche Nadirs Zug ganz Hindostan gestürzt hatte, ganz Lahor. Gegenwärtig erstreckt sich das Gebiet der Seiks vom 28° 40' bis über den 30° N. Br. und begreift ganz Pindschab, einen Strich von Multan und den größten Theil des Landes zwischen dem Dschumma und Sadledsch. Einzelne Häuptlinge, die sich bei allgemeinen Angelegenheiten zu einem Guru Mela (Landtag) zu Emelthsee vereinigen und unter der Leitung der Akalis sich über das Wohl des Staats berathen, herrschen über größere oder kleinere Districte des eben angegebenen Gebiets. Zusammen vereinigt sind sie, nach dem Zeugniß des Generals Malkolm, welcher 1805 mit der brittischen Armee in Pindschab war, und welchem wir die ausführlichsten Nachrichten über diese interessante Religionssecte im 11ten Band der Asiatic Researches verdanken, im Stande 100,000 Mann Cavallerie zu stellen.

Seiler (Georg Friedrich), geb. den 24. Octbr. 1733 zu Creussen bei Baireuth, wo sein Vater ein armer Töpfer war, schwang sich aus dürftiger Niedrigkeit durch Talent und Fleiß zum Range eines der ersten Theologen und Volksschriftsteller seiner Zeit empor. In Baireuth und Erlangen hatte er seine gelehrte Bildung erhalten, worauf er sich mit Jugendunterricht beschäftigte. Sein erster schriftstellerischer Versuch war ein Gedicht, das unter dem Titel: Baireuth, der Künste Sitz unter der Regierung Friedrichs, 1757 erschien. Mehr Aufmerksamkeit erregte jedoch 1762 seine Uebersetzung der Robertsonschen Geschichte von Schottland durch die nicht gemeine Gewandtheit des Styls und den Fleiß in den von ihm selbst hinzugefügten Anmerkungen. Im J. 1761 wurde er Diaconus zu Neustadt an der Heide, 1764 Diaconus zu Coburg, wo er die in 10 Jahren sechs Mal aufgelegte Schrift über den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums 1769 herausgab, und dadurch eben sowohl seine wissenschaftliche Competenz, als seine aufgeklärte Denkungsart beurkundete. Die anspachische Regierung stellte ihn daher 1770 als ordentlichen Professor der Theologie zu Erlangen an, wo er hierauf 1772 Universitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und Director des von ihm selbst gestifteten Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften zu Erlangen, 1788 noch dazu Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums daselbst wurde. In diesen Aemtern bewies er nicht nur als Beförderer der theologischen Wissenschaften, sondern auch vorzüglich

auf dem Gebiete seines Wirkungskreises eine unter akademischen Gelehrten seltene Thätigkeit. Verdienstlich waren seine Programme über die Lehren des Christenthums in kirchenhistorischer, dogmatischer und exegetischer Hinsicht, die er, wie seine Compendien der Dogmatik, lateinisch herausgab. Durch seine apologetischen und philosophischen Schriften trat er als Freund eines geläuterten Glaubens an die Göttlichkeit des Christenthums in den über diesen Gegenstand seit den 70ger und 80ger Jahren aufgeregten Streitigkeiten ehrenvoll auf; am bedeutendsten und segensvollsten wurde aber sein Einfluß auf die Verbreitung richtiger Religionskenntnisse unter den Ungelehrten. Die Geschichte der geoffenbarten Religion und das kleine biblische Erbauungsbuch erlebte viele neue Auflagen und wurde selbst für die Catholiken bearbeitet. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine zahlreichen pädagogischen Schriften. Die Volksschullehrer erhielten von ihm eine Schullehrerbibel, einen zweckmäßigen Bibelauszug mit Anmerkungen, Methodenbücher, Catechismen, Fibeln, Lese- und A B C Bücher, welche, ein vorzügliches Hülfsmittel der Verbesserung des protestantischen deutschen Schulwesens, in und außer Franken und im Würzburgischen auf Befehl des Bischofs eingeführt wurden. Die Religion der Unmündigen mußte man siebzehn Mal, das Lesebuch für den Bürger und Landmann, unstreitig das beste und nützlichste seiner Volksbücher, vierzehn Mal auflegen. Außerdem verdienen seine kirchenhistorischen Tabellen, seine liturgischen und homiletischen Schriften und die gemeinnützigen Betrachtungen der neusten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts, eine kritische Zeitschrift, die er von 1776 bis 1800 herausgab, rühmliche Erwähnung. Bei dieser vielseitigen literärischen Geschäftigkeit, die die Anzahl seiner Schriften auf 170 brachte, konnte es freilich nicht fehlen, daß auch manches Mittelmäßige oder nur auf die Gegenwart Berechnete aus seiner eilfertigen Feder kam. Doch erwarb er sich unläugbar das große Verdienst, die vorhandenen Schätze der Wahrheit mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und philosophischer Klarheit für die Fassungskraft der Ungelehrten und besonders des gemeinen Mannes zugänglich gemacht zu haben. Und um so schätzenswerther war diese literärische Wirksamkeit, da sie ihn nicht abhielt, der Stadt und Akademie, an die sein Beruf ihn band, unvergeßliche Denkmäler seines Eifers für Menschenwohl zu hinterlassen. Er starb den 13. Mai 1807 allgemein betrauert, und noch lange wird das Andenken seiner Verdienste in den Herzen seiner dankbaren Schüler und der unzähligen Leser seiner nützlichen Schriften fortleben. E.

Seine, ist einer der größten Flüsse Frankreichs, welcher in demjenigen Theile des ehemaligen Bourgogne, der jetzt das Departement Cote d'or bildet, aus zwei Quellen entspringt, davon die eine bei Chanceaux, die andere bei le Bourg de St. Seine sich befindet, bei Troyes anfängt schiffbar zu werden, durch Paris geht, und sich in der Normandie durch einen breiten Einfluß bei Havre de Grace nach einem Laufe von 96 Meilen in den brittischen Kanal ergießt. Dieser Fluß hat von der See an bis auf 30 französische Meilen Ebbe und Fluth, und trägt die großen Schiffe bis nach Rouen (s. Rouen). Aber die Einfahrt ist für die Seeschiffe wegen des beweglichen Sandes, der bis Quillebeuf reicht, gefährlich. Für kleinere Fahrzeuge ist er hoch hinauf bis nach Mery schiffbar, zum großen Vortheil für Paris, welches den größern Theil seiner Zufuhr auf diesem Flusse er-



hält. Durch noch nicht ganz vollendete Canäle hat man ihn mit andern Flüssen, vorzüglich mit der Loire, in Verbindung zu setzen gesucht. Er nimmt 25 Flüsse auf, darunter die beträchtlichsten die Aube, die Yonne, die Marne (der größte Nebenfluß) und die Oise. Von der Seine haben vier Departements ihren Namen (s. Frankreich). Die vornehmsten an der Seine liegenden Städte sind: Troyes, Paris, Rouen und Havre de Grace.

Sejanus, ein berüchtigter Günstling des Kaisers **Tiberius**, der Sohn eines römischen Ritters, und ein Mann, der seine Herrschsucht und seinen Stolz schlau gegen den Gebieter zu verhüllen wußte, übrigens kein Mittel scheute, seine Leidenschaft zu befriedigen. Er hatte des argwöhnischen Tiberius Zutrauen dermaßen gewonnen, daß er ihn ganz beherrschte, und der sclavisch unterwürfige Senat, zum Theil seine Geschöpfe, bezeigte ihm die größte Ehrfurcht. Auch die prätorianischen Cohorten wußte er sich geneigt zu machen, und so stand ihm nichts mehr im Wege zur Erreichung seines Ziels — die oberste Gewalt allein und für immer in den Händen zu haben — als Drusus, der Sohn des Tiberius, und die Söhne des Germanicus, die der Kaiser zu Erben eingesetzt hatte. Den erstern räumte er durch Gift aus dem Wege, die letztern wurden sammt der Mutter verbannt und eingekerkert, was bald ihren Tod herbeiführte. Mehrere vornehme Römer, Freunde des Germanicus, wurden auf seinen Antrieb hingerichtet, und als endlich Tiberius sich für immer aus Rom entfernte und ganz von der Regierung zurückzog, herrschte Sejan mit unbeschränkter Gewalt, und der Senat verordnete, daß die ihm zu Rom errichteten Bildsäulen öffentlich verehrt werden sollten. Aber eben jetzt, wo er den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erreicht hatte, schöpfte Tiberius, den man warnte, Argwohn, und nahm seine Maßregeln so klug, daß Sejan wirklich nichts merkte, bis er im Senat öffentlich durch den Kaiser angeklagt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt wurde, welche Strafe noch an demselben Tage vollzogen wurde. Von dem erbitterten Pöbel wurde er aufs ärgste verhöhnt und nach dem Tode noch gräßlich gemißhandelt. Seine Ehrensäulen wurden umgestürzt und viele seiner Freunde und Begünstigten hingerichtet. S.

Sekante benennt man in der Mathematik diejenige gerade Linie, welche von dem Mittelpunkte eines Kreises nach irgend einem Punkte der Tangente (derjenigen geraden Linie, welche den Kreis außerhalb desselben in einem einzigen Punkte berührt) gezogen wird. Sie wird in der Trigonometrie sehr wichtig und man findet in den Tafeln Tabellen berechnet für die Länge der Sekanten aller Winkel von 0 bis 90 Grad. Bei 0 Grad ist die Sekante begreiflich dem Radius gleich und bei 90 Grad ist sie unendlich.

Selbstentzündungen. Wer hätte nicht von den zahllosen Unglücksfällen schon gehört, die namentlich durch Zusammenhäufung und daraus erfolgte Selbstentzündung des feuchten Heus entstanden sind! Auch andere vegetabilische und thierische Substanzen, Getreide, Waid, Dünger, Wolle u. s. w. sind unter gleichen Umständen dieser Selbstentzündung unterworfen. Diese Materien erhitzen sich durch bloßes Festzusammenliegen und ohne Mitwirkung aller äußern Veranlassung bis zu einem solchen Grade der Temperatur, daß schon auf den Zutritt eines schwachen Luftzuges, oft auch sogar ohne denselben, die hellen Flammen ausbrechen. In Petersburg sind mehreremal Hanfmagazine von Feuersbrünsten zerstört

worden, welche durch solche Selbstentzündungen, besonders des mit Oel begossenen Hanfs, entstanden sind. Gehler führt einen Fall an, da die Niederlage eines Strumpfverlegers durch Selbstentzündung der sogenannten Kämmlingswolle abbrannte. Diese und zahllose andere Fälle nöthigen daher zur größten Vorsicht bei Verwahrung der angegebenen und verwandter Substanzen. Man sorge besonders, daß sie nicht zu fest auf einander gehäuft werden, und daß sie gleich eine solche kühle und luftige Lage erhalten, um von Anfange an der übermäßigen Aufhäufung von Wärmestoff vorzubeugen. Denn nach des Verfassers Theorie entspringen die angegebenen Selbstentzündungen aus der innigen Vereinigung der Feuchtigkeiten mit den festen Substanzen (welche das feste Zusammenliegen begünstigt), und der daher entstehenden Solidification des Flüssigen, wobei, nach bekannten physischen Gesetzen, eine ungeheure Menge von Wärmestoff frei wird. Es ist in diesem Processe viel Analoges mit der bei Löschung des Kalkes erfolgenden Erhöhung der Temperatur des Gemenges. Merkwürdig ist noch, was neuere Physiker von der Selbstentzündung des lebendigen menschlichen Körpers erzählen. Man will, namentlich in Italien, Personen von sehr trockner Leibesbeschaffenheit in Folge solcher Selbstentzündung plötzlich in Aschenhaufen verwandelt gefunden haben. An sich selbst erscheint die Sache zwar nicht unglaublich, indeß wird es doch noch mehrerer Thatsachen zu ihrer Beglaubigung bedürfen. Die menschenfreundliche Rücksicht auf die zahllosen aus Selbstentzündungen entstehenden Unglücksfälle mag die Ausführlichkeit des Artikels entschuldigen.

Selbstmord (suicidium, autochiria). Die Erhaltung des eignen Lebens ist sittliche Pflicht. Denn das irdische Daseyn des Menschen (Leben in allgemeiner Bedeutung) ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürliche Verletzung des eignen Lebens, mithin auch die allmählige verschuldete Lebensverkürzung, ist daher Sünde, in so fern sie zugleich ein Angriff gegen diese Würde ist. Noch unsittlicher ist die plötzliche und gewaltsame Zerstörung des eignen Lebens, welche auf den Antrieb rein willkürlicher Vorstellungen, Triebe, Neigungen, Leidenschaften und Stimmungen erfolgt, oder der Selbstmord im moralischen Sinne, weil hier der Mensch aus Mangel an Achtung vor seiner Vernunftwürde oder aus Verzweiflung an derselben dasjenige vernichtet, was die Bedingung enthält, diese Würde forthin zu offenbaren und die ihm verliehenen Kräfte seiner Bestimmung gemäß auszubilden und anzuwenden, kurz weil der Selbstmörder mit seiner Vernichtung sich zugleich entehrt (dieser Würde beraubt), die Pflichten gegen andere vernünftige Wesen und gegen den Gesetzgeber und Regierer alles Lebens verletzt. Mit dem Selbstmorde ist daher der freiwillige Tod (mors voluntaria) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um diese Würde zu behaupten, und für Ideen zu sterben. Dieser tritt in den schwer zu beurtheilenden Fällen ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, und die Fortsetzung des irdischen Daseyns unverträglich mit derselben seyn würde, oder im Gegentheil durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Denn das Leben ist nicht absoluter Zweck, sondern nur Mittel und Bedingung eines solchen. Hört es daher auf, dieses zu seyn (wie wenn der Mensch durch eine äußere Gewalt genöthigt würde, etwas seiner Würde Widersprechendes zu thun oder zu

lben), so hört auch die Pflicht es zu erhalten auf. Diese Selbstentleibung ist daher nicht rein willkürlich, sie entspringt nicht aus sinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual der unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelnden Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln, das Leben höhern Zwecken zu opfern und die Würde der Menschheit durch den Tod zu behaupten. Ueber diese Fälle ist von jeher Zeiten her sehr gestritten worden, und die Selbstmörder, so wie die weichlichen Vertheidiger des Selbstmordes haben vergeblich mancherlei sophistische Gründe für denselben aufzustellen, oder den Begriff des willkürlichen Selbstmords mit dem des freiwilligen Todes zu vermischen gesucht. — Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche Selbstmord, d. i. derjenige, welcher in einer krankhaften physischen Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtseyn von dem Sittlichen oder Unsittlichen die Handlung, und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. In den meisten Fällen aber wirkt physische und moralische Krankheit zusammen. Hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen Selbstmord doch ein entscheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand sind von F. B. Osiander (über den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben, Hannover 1813, 8.) und C. W. F. Schultz (der natürliche Selbstmord, eine psychologische Abhandlung, Berlin 1815, 8.) und Thiele von Thielenfelds Gründe für und wider den Selbstmord, Leipz. 1817, eine populäre Darstellung). Auch findet man schöne und tiefe Ansichten in der kleinen Schrift der Frau von Staël: Sur le suicide.

Selēne, s. Luna.

Selenit, in der Mineralogie, gewisse durchsichtige Steine (auch Gypsspath, Marienglas genannt), welche einen gewissen gräulichen Perlmutterglanz und ein solches blättriges Gefüge haben, daß sie sich mit dem Messer in ganz dünne Blättchen oder Scheiben zertheilen lassen.

Selenographie, Beschreibung des Mondes. Es ist unter dem Artikel Mond alles gesagt, was sich in der Kürze und ohne in die Tiefe der Rechnungen einzudringen, hierüber sagen läßt; es wird hier nur noch bemerkt, daß der berühmte Astronom Schröter in Lilienthal selenetopographische Fragmente herausgegeben und mit vielen Karten versehen hat, die über die Natur des Mondes großes Licht verbreiten.

Seleucia. So hießen mehrere Städte in Asien. Eine der größten und berühmtesten ist die, welche Seleucus Nicanor in Babylonien anlegte, und welche an des alten Babylon Stelle Hauptstadt wurde. Der Tigris und Euphrat strömten nahe an ihren Mauern vorbei, und diese günstige Lage erhob sie zu einer der reichsten und bevölkertsten Handelsstädte der alten Welt, die Rom, wie es in seinen blühendsten Zeiten war, wenig nachgab. Die Zahl der Einwohner soll an 600,000 betragen haben, und der vornehmere und mächtigere Theil bestand aus Griechen, die lange Zeit in einer eignen freien Verfassung lebten. Zur Zeit des römischen Kaisers Verus

wurde Seleucia gänzlich verwüstet und zerstört, und nur einzelne Trümmer finden sich noch. Von Babylon lag sie ungefähr $7\frac{1}{2}$ geogr. Meilen entfernt, vom jetzigen Bagdad 4 bis 5 solcher Meilen.

Seleucus Nicanor (oder Nicator), des Antiochus Sohn, einer der tapfersten Heerführer Alexanders des Großen, der ihm die Statthalterschaft von Babylon und Medien übertrug. Nach Alexanders Tode machte er sich zum Könige von Syrien und unterwarf sich alle östlichen Länder der Monarchie desselben vom Hellespont bis nach Indien und bis an den Jaxartes. Seine Nachkommen hießen nach ihm die Seleuciden, auch datirt sich von ihm eine eigne Zeitrechnung, die Aera Seleucidarum, welche mit dem 12ten Jahre nach Alexanders Tode anfängt. Nach mehrern glücklichen Kriegen gegen Antigonus, Demetrius und Lysimachus, wurde er in seinem 78sten Jahre, da er eben mit noch ungeschwächter Kraft gegen Thrazien und Macedonien zu Felde ziehen wollte, von einem seiner Höflinge, Ptolemäus Ceraunius, ermordet. Tapferkeit und Erfahrung, Weisheit und Menschenliebe hatten diesen berühmten König zu einem würdigen Regenten gemacht. Er ehrte und liebte die Wissenschaften, und schickte unter andern den Griechen die Bücher und kostbaren Denkmaler, die ihnen Xerxes geraubt hatte, zurück; aus Dankbarkeit stellten die Athenienser seine Statue am Eingange des Porticus der Akademie auf. In Asien ließ er 34 Städte erbauen, die er mit griechischen Colonisten bevölkerte. Er war ein Vater und Wohlthäter seiner Unterthanen.

Selterser Brunnen. Dieser berühmte Brunnen quillt bei dem Orte Niederselters unweit Limburg im Nassauischen, auf einem Gebirgsrücken, in einer schönen, wild romantischen Gegend hervor. Die Quelle ward zwischen 1500 und 1550 entdeckt, aber im 30jährigen Kriege wieder verschüttet. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war sie noch so wenig im Rufe, daß sie jährlich um 2 fl. 20 kr. rhein. verpachtet war; im J. 1763 betrug der Pacht bereits 14,000 fl. Jetzt beträgt er jährlich 80,000 fl. Das so berühmte Selterser Wasser gehört zur Gattung der alkalisch-salinischen Wasser und enthält in 1 Pf. Wassers: Kochsalz in Krystallen $18\frac{3}{28}$ Gr., Mineral-Alkali in Kryst. $16\frac{77}{100}$ Gr., kohlensaure Kalkerde $2\frac{13}{28}$ Gr., kohlensaure Bittererde $1\frac{37}{100}$ Gr., kohlensaures Eisenoxyd $\frac{1}{25}$ Gr., Kieselerde $\frac{6}{25}$ Gr., kohlensaures Gas 124 Kubikzoll in 100 Kubikzoll Wasser. Es ist hell, perlt sehr, und schmeckt etwas salzig. Im Sommer braucht man es gewöhnlich als Tischtrunk, mit oder ohne Wein. Angewandt wird es bei Erbrechen, Sodbrennen, Mangel an Appetit, Magenkrämpfen, Gicht, Skropheln, bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Hämorrhoiden, Leber- und Gallen- und besonders (mit Milch vermischt) Lungenkrankheiten, Stein, Gries ꝛc. Ist Neigung zum Bluthusten vorhanden, so ist es jedoch ganz schädlich. Das Wasser ist an der Quelle außerordentlich wirksam, und für schwache Personen als Bad sogar betäubend. Dessungeachtet wird es am Orte selbst wenig getrunken. Seit 1803 ist der Brunnen ein herzogl. Nassauisches Kammergut. Man füllt hier jährlich über 1 Million Krüge, deren jeder 2 volle Pfund Wasser enthält, und die in alle Welttheile und nach beiden Indien verschickt werden. Das Füllen der Krüge findet höchstens 5 Monate im Jahre Statt. Von früh bis Mittags treiben die Schöpferinnen ihr Wesen, und es darf da Niemand weiter füllen. Von 11 — 1 Uhr kann Jedermann tragbare Kasten füllen. Von 1 — 7 Uhr Abends füllt man wieder für

herzogl. Rechnung. Im Magazin werden 100 gefüllte und gepichte Krüge mit 11 fl. rhein. bezahlt.

Seltsam ist, der Wortabstammung gemäß, alles Neue, was den Charakter oder Anstrich des Seltenen trägt, und daher von dem Gewöhnlichen und Erwarteten abweicht. Seltsam sind daher eben sowohl Ereignisse und Naturerscheinungen (z. B. gewisse Bildungen der Felsen), als Ansichten und Handlungen, welche in der Willkür des Menschen ihren Grund haben, und gewöhnlich sonderbar genannt werden, in so fern sie von dem Allgemeinen abweichen, oder ein Streben nach dem Seltsamen verrathen. Das Seltsame ist wunderbar, wenn es von der gewöhnlichen Naturordnung abzuweichen scheint. Doch erregt auch das Seltsame, das den Naturgesetzen sogleich angemessen erscheint, Verwunderung, wenn es gegen die Erwartung erfolgt, und unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt. Es ist abenteuerlich, wenn es zu übertriebner Größe strebt. Ist das Seltsame ein Erzeugniß der menschlichen Laune, so heißt es bizarr (s. d. Art.), und Bizarrerie ist Laune, welche sich mit einem Streben zum Sonderbaren zeigt; barock ist das Bizarre, wenn es ins Närrische fällt. Ein bizarrer oder barocker Geschmack ist der, welcher das Bizarre oder Barocke liebt. Daß aber das Bizarre zu dem Ungereimten gehöre, ist wohl willkürlich; eher verstattet dies der Sprachgebrauch von dem Barocken zu sagen. Doch wird unter letzterm auch oft das unwillkürlich Sonderbare, Unnatürliche, oder gezwungene Seltsame verstanden. Die Herrschaft des Seltsamen und Bizarren in der Kunst zeigt stets von dem Sinken derselben, welches dann erfolgt, wenn man sich von dem Natürlichen so weit entfernt, daß man die Kunst den Einfällen der Laune aufopfert. Im Leben liebt es der Jüngling am meisten, und er verfolgt es im jugendlichen Triebe nach Eigenheit und ungebundener Kraftäußerung.

Semele, des Cadmus und der Harmonia Tochter, die durch ihre Schönheit Jupiters Liebe gewann, der in der Gestalt eines Sterblichen zu ihren Umarmungen kam. Sie zu verderben, erschien ihr die eifersüchtige Juno in Gestalt ihrer Sclavin Beroe und erweckte in Semele's Brust Zweifel, ob ihr Liebhaber auch in Wahrheit der hohe Donnerer sey; sie solle, rieth sie trüglich, ihn bitten, daß er ihr in eben der Majestät erscheinen möchte, wie der Juno. Semele, dem Rathe folgend, bat Jupiter, als er das nächste Mal zu ihr kam, um die Gewährung einer Bitte, die dieser ihr beim Styx zusagte. Vergebens suchte er sie zum Widerruf zu bewegen, als er ihren Wunsch vernommen; da trat er auf in der Majestät eines Gottes, bewehrt mit Donner und Blitzen. Die Sterbliche konnte den Anblick nicht ertragen, und sank, von den Flammen in Asche verwandelt, entseelt nieder. Nur den Bacchus, den sie noch unter dem Herzen trug, konnte Jupiter retten, indem er ihn, da er noch unzeitig war, in seine eigne Hüfte verschloß. Der Schatten der Semele schwang sich zum Himmel auf und ward unter die Unsterblichen versetzt, nachdem Jupiter sie mit der Juno versöhnt hatte. Bacchus selbst entführte sie der Unterwelt und nahm sie mit sich in den Olymp.

Semiarianer, s. d. Art. Arianer.

Semilor, oder wie es Andere schreiben, Similor, auch mannheimisches Gold, ist nach Einigen eine Zusammensetzung von 4 Theilen Kupfer und 1 Theil Zink, welches unter Kohlenstaub zusammengeschmolzen wird. Das beste Semilor soll in Mannheim

verfertigt werden. Andere versichern, daß diese Metallmasse bloß gereinigtes, durch öfteres Schmelzen und Strecken verfeinertes Kupfer sey. Man verfertigt daraus bekanntlich allerlei Galanteriewaaren, z. B. Ringe, Uhrketten, Pettschafte, Ohrgehänge 2c. Sie sehen neu wie golden aus, werden aber durch Berühren mit den Fingern und an der Luft bald schwarz.

Seminarium, Pflanzschule, nennt man eine Bildungsanstalt für junge Männer, die sich darin zur Verwaltung geistlicher Aemter oder zu Schullehrerstellen fähig machen sollen. Die ältesten Seminarien sind die Pflanzschulen, in denen die catholische Kirche ihre Geistlichen bildet. Man findet dergleichen bei den meisten Bischofssitzen und in vielen Klöstern, und sie sind nur für Jünglinge bestimmt, die ihre akademischen Studien schon beendigt haben. Die philologischen Seminarien auf den Universitäten bilden Lehrer für die Gelehrtenschulen, die theologischen künftige Prediger, dagegen die seit den 70ger Jahren in Deutschland an vielen Orten errichteten Schullehrerseminarien nur zur Bildung angehender Lehrer in den deutschen Volksschulen bestimmt sind. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Semiotik, die Zeichenlehre (von dem griechischen Worte Semeion, das Zeichen, gebildet), heißt auch Semiologie, und wird vorzüglich in der medicinischen Wissenschaft gebraucht, denjenigen Zweig derselben damit zu bezeichnen, welcher alle im gesunden und kranken Zustande eintretenden äußerlich erkennbaren Erscheinungen im menschlichen Körper in ihrer Bedeutung auf Leben, Gesundheit, Krankheit oder Tod erkennen, bestimmen und anwenden lehret. Alle die verschiedenen Verrichtungen des Organismus, von welchen immer eine die andere beschränkt und unterstützt, vorbereitet und ablös't, äußern sich durch bestimmte Erscheinungen, die mehr oder weniger durch die Sinne wahrgenommen, beobachtet, und auf ihre innern Ursachen bezogen werden können. Daher kennen wir mittelst der Physiologie (m. s. d. Art) die Functionen des Organismus, wie sie nach den nothwendigen Naturgesetzen von Statten gehen müssen, wenn die Idee des Lebens ungetrübt durchgeführt werden, der Organismus in seiner Norm bestehen und Gesundheit Statt finden soll. Eben so erkennen wir auf der andern Seite alle Abweichungen von der Norm als Krankheiten, zuvörderst nach der Theorie, als möglich, dann auch wie sie uns die Erfahrung als wirklich kennen lehrt, woraus die Pathologie entsteht. Wir haben daher auch eine physiologische und pathologische Semiotik. Die erstere besteht aus der Kenntniß der Erscheinungen, welche von der normalen Function der Organe und deren vollkommenen Beschaffenheit hergeleitet werden; die andere lehrt uns die von jenen abweichenden Erscheinungen erkennen und von ihnen auf die krankhaften Verrichtungen der Organe und deren abnorme Beschaffenheit schließen. Die Semiotik ist also das Resultat der Anwendung der Anatomie, Physiologie und Pathologie auf die practische Medicin; sie geben den Stoff und den rationellen Grund zur Beurtheilung aller Erscheinungen am menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande und durch sie lernen wir den Zusammenhang zwischen den äußern Erscheinungen und den innern Vorgängen kennen. Unter den verschiedenen Eintheilungen der äußern Erscheinungen als Zeichen ist vorzüglich noch die in Rücksicht der Zeit zu bemerken. Sie deuten entweder den gegenwärtigen Zustand der Gesundheit oder Krankheit, oder den künftigen als Folge des gegenwärtigen an, oder haben Bezug auf das, was vorhergegangen ist, in so fern es

auf den gegenwärtigen Zustand Einfluß hat. Die erstern heißen diagnostische Zeichen, auf welche der Arzt die Erkenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Krankheit, die Bestimmung derselben, die Unterscheidung von andern ähnlichen Krankheiten baut (s. d. Art. Diagnosis), unter welchen die pathognomischen die wichtigsten sind. (S. d. Art.) Diejenigen Zeichen, welche den Arzt auf Bestimmung des künftigen Zustandes, des wahrscheinlichen guten, oder bösen, Ausganges der Krankheit durch Genesung, Tod oder Uebergang in eine andere Krankheit führen, heißen prognostische. Diejenigen endlich, welche über den gegenwärtigen Zustand in Rücksicht seiner Entstehung in dunkeln und schweren Fällen aus der Vergangenheit her noch Licht verbreiten, heißen anamnestische (Erinnerungs-) Zeichen. Die Semiotik lehrt demnach die Erscheinungen und Zeichen kennen, welche aus dem Alter und Geschlecht, aus den Verrichtungen des Körpers, den zur Lebenserhaltung gehörigen, wozu der Kreislauf des Blutes, das Athmen, die Verdauung, die Ab- und Aussonderungen u. s. w. zu rechnen sind, eben so wohl als von den zur Bewegung und Empfindung gehörigen Organen und deren Verrichtungen, ferner die Zeichen, welche aus dem Temperament und der Beschaffenheit der einzelnen Theile des Organismus die Gesundheit bestimmen. Desgleichen wird der Krankheitszustand erkannt aus den Zeichen von den Abweichungen der Verrichtungen, z. B. des Athmens, des Pulses (s. d. Art. Puls), der Nervenempfindlichkeit und den davon abhängigen Verrichtungen und Erscheinungen im Körper. der Beschaffenheit der Sinne, und deren Functionen, des Verhältnisses von Wachen und Schlaf, der geistigen Verrichtungen in beiden, der Instincte und natürlichen Bedürfnisse, der Verdauung, des Hungers, der Ausleerungen; aus den Zeichen von der Beschaffenheit des Blutes, des Speichels, der Ausdünstung und des Urins, der Geschlechtsfunctionen, der äußerlichen Beschaffenheit des Körpers, seiner Haltung, seiner Temperatur, seines Umfanges u. s. w. Endlich lehrt noch die Semiotik die Kennzeichen des Todes, die Zeichen zur Unterscheidung des wahren von dem Scheintode, die Zeichen von den verschiedenen Todesarten, dem natürlichen oder gewaltsamen, durch äußere oder innere Gewaltthätigkeiten, Schädlichkeiten u. s. w. bewirkten Tode. H.

Semipelagianer, s. **Pelagianismus**.

Semiramis, Königin von Assyrien, berühmt in der alten Welt, lebte in einer uns so fernen Zeit, daß durch den Schleier der Dichtung, worein ihre Geschichte gehüllt ist, wenig Sicheres erkannt werden kann. Der unzuverlässige Ktesias ist die einzige Autorität für diese frühe Periode der assyrischen Geschichte. Sondern wir aus seiner Erzählung das offenbar Fabelhafte, so ergibt sich, daß Semiramis, deren Abkunft dunkel, die aber reich an Schönheit und von großem Verstande war, die Gemahlin des Menon wurde, eines vornehmen Offiziers unter König Ninus, und daß sie, als sie ihrem Gemahle auf dem Feldzuge nach Bactra folgte, die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Königs selbst auf sich zog, der Bett und Thron mit ihr theilte, nachdem ihr Gemahl aus Eifersucht und Verzweiflung sich selbst das Leben geraubt hatte. Nach des Ninus Tode nahm sie als Regentin und Vormünderin ihres unerwachsenen Sohnes die Zügel der Regierung, und herrschte mit großem Ruhm. Sie erbaute das weltberühmte Babylon, von dessen Wundern so viel erzählt wird, was unglaublich erscheint, wenn man erwägt, daß Ninus Tod in das Jahr 2007 vor Chr. Geb. gesetzt wird. Darauf verfolgte sie ihres

Gemahls Eroberungsplane, durchzog Medien und Persien, allenthalben Spuren ihres Glanzes zurücklassend, und drang bis an die Ufer des Indus. Hier stieß sie auf den König des Landes an der Spitze eines großen Heeres, erlitt eine völlige Niederlage, und kam mit dem dritten Theile ihrer Kriegsmacht nach Bactra zurück. Ihr Sohn zettelte eine Verschwörung an, die ihr das Leben kostete, oder sie doch nöthigte, dem Thron zu entsagen, nachdem sie 42 Jahre lang regiert hatte. Die ganze Geschichte der Semiramis, die mit den wunderbarsten Fabeln vermischt ist, erscheint als Tradition im Geiste des Orients; nicht einmal ihr Zeitalter läßt sich bestimmen, wiewohl ihr historisches Daseyn an und für sich nicht in Zweifel gezogen werden darf.

Semitische Sprachen, s. Hebräische Sprache.

Semlin, Militärcommunität und befestigte Gränzstadt in dem slavonischen Militärbezirk, liegt am Fuße eines Hügels, von dem man eine schöne Aussicht hat, unweit der Vereinigung der Sau mit der Donau, nur eine Viertelstunde von der über der Donau liegenden türkischen Festung Belgrad entfernt, mit welcher Stadt vermittelst einer Ueberfahrt Verbindung unterhalten wird. Sie ist ziemlich gut gebaut, und enthält sieben Kirchen und Kapellen, ein Kloster, ein Hospital, 1200 Häuser und ohne Militär über 8000 Einwohner. Semlin ist ein wichtiger Handelsplatz und ein Hauptstapelplatz der aus dem türkischen Reiche aus- und eingehenden Waaren. Daher befinden sich hier 116 Handelshäuser, und auf der belgrader Wiese wird täglich Markt gehalten, wobei jedoch die größten Vorsichtsmaßregeln gegen die Ansteckung durch die Pest angewandt werden, und die türkischen Handelsleute von den ungarischen Kaufleuten durch Schranken abgesondert sind. In Semlin ist auch der Sitz eines Gränzmilitär-Commando's, eine große Salzniederlage von dem auf der Theiß herabkommenden marmaroscher Steinsalz, und ein Contumazhaus. Semlin ist erst seit 1739 angebaut worden, nachdem nämlich Belgrad in türkische Gewalt kam, und fast alle katholische und viele griechische Einwohner von da sich wegzogen. Früher stand hier nur ein Schloß, welches bereits Johann Hunyad bewohnte.

Semmering, unrichtiger **Sömmering**, ein hoher Berg auf der Gränze zwischen Niederösterreich und Steiermark. Man muß 2 Stunden fahren, um auf die Höhe desselben zu gelangen, auf welcher die eigentliche Gränze zwischen jenen beiden Provinzen ist. Der Berg besteht aus Kalkstein und ist mit Fichten und Lerchenwäldern besetzt. Man hat von demselben, wenn er nicht wie gewöhnlich in Nebel gehüllt ist, eine vortreffliche Aussicht. Ueber den Berg geht eine schöne Heerstraße, welche Kaiser Karl VI. im J. 1728 anlegen ließ. Zum Andenken ist daselbst ein Monument errichtet worden. Am Fuße des Berges liegt die Pfarrey Spital am Semmering, von Ottokar II. herstammend, der hier zum Besten der nach Palästina über den Berg ziehenden Kreuzfahrer ein Spital errichtete, welches damals Spital im Zerrenwald hieß.

Semmler (Johann Salomo), einer der einflußreichsten Theologen des 18ten Jahrhunderts, geboren den 18ten December 1725 zu Saalfeld, hatte an seinem Vater, dem dasigen Archidiaconus, und an seiner Mutter, sehr rechtschaffne und fromme Erzieher, auch wurde er in der Schule seiner Vaterstadt zu gründlichen Sprachstudien angeleitet. Bei der pietistischen Kopfhängerei, die damals am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrschte, und Menschen aus allen Stän-

im ansteckte, war er bisher durch seinen gesunden Verstand und durch im Schutz seiner Mutter bewahrt worden. Nach deren Tode aber, der um diese Zeit erfolgte, neigte sein Vater sich aus Schwäche selbst zum Pietismus, dem Semmlers älterer Bruder schon völlig ergeben war. Beide bestürmten ihn nun so lange mit Zureden, bis er sich bequemte, die Herzensstunden des neuen Rectors zu besuchen. Unter diesem Einflusse strebte Semmler ganz ernstlich, wie er alles betrieb, nach dem Heile der Wiedergebornen, Trübsinn und sünderhafte Aengstlichkeit trat an die Stelle seiner vorigen Heiterkeit, in allen Winkeln kniete er betend und weinend, und seine Bekehrung schien so merkwürdig, daß der Herzog ihn nebst einigen Mitschülern vor sich kommen, und eine förmliche Probe im Herzensgebet ablegen ließ. In dieser trübseligen Stimmung, sonst unverdorben an Leib und Seele, bezog er 1742 die Universität zu Halle. Seine Wohnung im Waisenhause brachte ihn in die Gesellschaft weinerlicher Betbrüder, die ihm das Studiren, besonders die Lectüre zur Sünde machten, und jeden Lebensgenuß verleideten. Doch noch im ersten Universitätsjahre siegte seine gute Natur, aufgemuntert durch neue lebensfrohere Bekannten, über die Fesseln dieses herrnhutischen Wesens, von dem nur eine entschiedene Neigung zur Mystik, eine sehr zarte Gewissenhaftigkeit und die Wärme einer aufrichtigen Frömmigkeit in seinem Gemüthe zurückblieb. Dagegen trug er aus den im Umgange mit den Pietisten gemachten Erfahrungen den lebhaftesten Widerwillen gegen Scheinheiligkeit, Aberglauben und hierarchische Unduldsamkeit davon. Um so fester schloß er sich nun an den freisinnigen Siegmund Jacob Baumgarten, den größten damaligen hallischen Theologen, an, wurde als Mitglied des theologischen Seminars sein treuster Jünger und sein Hausgenosse. Im täglichen Umgange dieses väterlichen Freundes lernte er das weite Gebiet der Theologie aus dem historischen Gesichtspunkte betrachten, half bei der Herausgabe der Nachrichten von einer hallischen Bibliothek und der Baumgartenschen Welthistorie, für die er Uebersetzungen aus dem Englischen mit eignen Anmerkungen lieferte; auch ging er dem Hofrath Leuz bei seinen historisch-genealogischen Arbeiten zur Hand, und sammelte eine Menge geschichtlicher Kenntnisse, die er zu einigen kleinen Schriften anwendete. Durch diese Proben seines Fleißes wurde er unter den deutschen Gelehrten und durch seine Magisterdissertation, eine Vertheidigung der von dem Engländer Whiston angefochtenen Echtheit einiger Stellen des neuen Testaments, auch dem Auslande vortheilhaft bekannt. Mit bessern Aussichten, als seine Demuth ahnete, verließ er daher 1749 Halle, und ging nach Coburg, wo er vorerst den Professortitel erhielt. Hier übernahm er 1750 die eben erledigte Redaction der coburger Zeitung, welche, durch seine gehaltvollen Aufsätze gehoben, ihm den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Wirtemberg mit seinen Vasallen verschaffte. Die diplomatische Deduction zu Gunsten des Herzogs erregte in Regensburg Aufsehn, doch die Belohnung für seine historischen Studien erhielt Semmler durch den Ruf zur Professur der Geschichte und Poesie in Altdorf. Frohen Muthes ging er mit einer jungen Gattin 1751 dahin, wurde aber schon 1752, nach einem glücklich verlebten Jahre, zu einer theologischen Professur in Halle abgerufen. Hier trat er nun an die Seite seines Wohlthäters Baumgarten, und in die ihm sonst ganz ungünstige theologische Facultät als ein bekannter Gegner der darin herrschenden andächtigen Partei, und wegen seiner Jugend als

ein Ziel des Neides und der Chicane. Ueberdieß hatte er Noth, sich in die bei seinen bisherigen Studien weniger beachteten theologischen Wissenschaften hineinzuarbeiten, obschon seine gründliche Sprachkenntniß und historische Belesenheit ihm wohl zu Statten kamen. Sein Genie und Fleiß überwanden jedoch alle Schwierigkeiten, bald sammelten sich Hunderte von Zuhörern in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte, Hermeneutik und Dogmatik, und nach Baumgartens Tode 1757 übertrug man ihm auch das Directorium des theologischen Seminars. Mit seltener Aufopferung bewies er seine Dankbarkeit gegen Baumgartens Familie. Er wurde aber auch der Erbe des Nachruhms seines großen Lehrers, dessen Leben er 1785 herausgab, und eine der ersten Zierden der hallischen Universität. Die anregende Lebendigkeit seines sonst nicht gefeilten Vortrags, und noch mehr das Interesse seiner neuen Ansichten und Entdeckungen erhielt ihm stets ein volles Auditorium. Mit seinen Collegen lebte er, obwohl als Schriftsteller sehr kriegerischer Natur, gern in Frieden, dagegen fehlte es ihm an Weltkenntniß und Tact in den Verhältnissen mit Höheren. Seine Nachgiebigkeit gegen den Minister von Zedlitz, dem zu Gefallen er aus den Fonds des theologischen Seminars 1777 ein philanthropisches Erziehungsinstitut zur Uebung der Seminaristen errichtete, mußte er bitter bereuen, da derselbe Minister ihm das sehr wohl verwaltete Directorium beider Anstalten 1779 durch einen Machtspruch abnahm. Er beruhigte sich über diese und ähnliche Kränkungen auf mineralogischen Wanderungen und mit chemischen Versuchen in seinem Laboratorium. Seine Neigung zum Geheimnißvollen machte ihm diese unschuldigen Spiele zum Bedürfniß; er widmete ihnen bei trübem Wetter seine Erholungsstunden, und glaubte in den letzten Jahren seines Lebens sogar auf dem Wege zur Erfindung der Lebenstinctur zu seyn, die damals von vielen Dilettanten dieser Kunst ernstlich gesucht wurde. Es fiel auf, daß derselbe Semmler, der stets für die Rechte der gesunden Vernunft gestritten hatte, nun ein Adept und Goldmacher werden wolle. Doch wer seine immer geschäftige Einbildungskraft, seine Zurückgezogenheit vom Weltverkehr und den auch mystische Schriften und Zauberbücher nicht ausschließenden Umfang seiner Belesenheit kannte, fand diese Schwäche an dem sonst muthigen Gegner des Aberglaubens verzeihlich. Viel nachtheiliger war Semmlern der Mangel an philosophischer Systematik und gefälliger Schreibart, der seine Schriften für Leser von höheren Ansprüchen ungenießbar machte. Von den Fortschritten der deutschen Philosophie und Sprache hatte er zu wenig Kenntniß, desto mehr war er in der christlichen Vorzeit einheimisch. Einzelnheiten richtig aufzufassen gelang ihm eher, als sich zu philosophischen Uebersichten und allgemeinen Grundsätzen zu erheben, weßhalb auch in seinen Lehrbüchern wohl schätzbare Notizen und feine Bemerkungen, doch nirgend Umrisse eines eigenthümlichen Lehrgebäudes zu finden sind. Aber schon durch diese Resultate einer Forschung, bei der er, unbekümmert was herauskommen mochte, der historischen Wahrheit unablässig nachging, waren hinreichend, eine Menge alter Vorurtheile in den theologischen Wissenschaften umzustürzen, und der Vernunft auf diesem sonst nur schüchtern berührten Gebiete freiere Bahn zu machen. Was er durch seine **Anmerkungen zu Wetsteins Prolegomenen** und kritischen Schriften, durch seine **Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik** und durch seine **Abhandlungen von freier Untersuchung des Canons** für die Geschichte des Textes der biblischen

Bücher gethan und theils seinem berühmten Schüler Griesbach vorgearbeitet, theils zum richtigen Verständniß der Schriften des neuen Testaments nach dem Sinne ihrer Verfasser beigetragen, mit welchen siegenden Gründen er auf dem Wege der ihm eignen historisch-kritischen Methode die Veränderlichkeit des Wissens von der Religion und den menschlichen Ursprung vieler theologischen Lehrsätze erwiesen, welchen Einfluß er dem Geiste der religiösen Duldung verschafft, und mit welcher rücksichtslosen, edeln Unerschrockenheit er das Recht der freien gelehrten Untersuchung in Sachen der Religion erkämpft hat, das wird die Geschichte rühmen, so lange es eine Literatur gibt. Begreiflicher Weise kam Semmler auf diesem Wege zu der Einsicht, die Religion, die dem Menschen frommt, sey ganz etwas anders als die wissenschaftliche Theologie, wie er sie vorfand; er unterschied daher zwischen moralischer Religion, subjectivem Glauben und christlichem Leben und historischer Religion, objectiver Darstellung der geschichtlichen Entwickelung und Begründung des kirchlichen Lehrbegriffs. Jene nannte er, in so fern sie sich nach Maßgabe des Erkenntnißgrades und der Verhältnisse der verschiedenen Individuen mannichfaltig modificirt, Privatreligion, diese hingegen, in so fern sie an bestimmte, kirchlich vorgeschriebene Lehrsätze und Gebräuche gebunden wird, öffentliche Religion. Die erste wollte er den Einzelnen frei gegeben wissen, wie denn die subjective Ueberzeugung Jedem überlassen bleiben muß, diese hingegen sollte nach seiner Ansicht von den Regierungen aufrecht erhalten werden, damit doch etwas Festes für Alle vorhanden sey. Diesen Grundsätzen gemäß focht Semmler mit demselben Eifer, den er früherhin den Anmaßungen der Pietisten und Schwärmer entgegengesetzt hatte, den naturalistischen Terrorismus des wolfenbüttelschen Fragmentisten und der Basedowschen und Bahrdtischen Schule in heftigen Streitschriften an; denn beide Parteien schienen ihm den Rechten der Gewissen und der öffentlich angenommenen Glaubensnorm zu nahe zu treten. Dem Vorwurfe der Inconsequenz und tausend ärgerlichen Mißverständnissen konnte er bei diesen Unternehmungen schon wegen der Unbestimmtheit seiner Ausdrücke nicht entgehn, und da er endlich gar 1788 das preußische Religionsedict in Schutz nahm, verbitterte man seine letzten Lebensjahre auch durch gehässige Angriffe auf seinen Charakter. Doch dieser war in den Augen Aller, die ihn näher kannten, über jede Beschuldigung der Falschheit und Heuchelei erhaben; eher konnte es ihm bei seiner lebhaften Einbildungskraft begegnen, daß er sich selbst täuschte oder voreilig niederschrieb und ausgehen ließ, was ihm eben einfiel, als daß er sich irgend eine Unredlichkeit erlaubt hätte, und ganz verdiente er den Ruhm eines ehrlichen Mannes, den er jedem andern vorzog. Bei seinem Tode, der am 14ten März 1791 erfolgte, blieb daher unter seinen Freunden und den Tausenden, die er durch mündlichen Unterricht und schriftliche Belehrung zum Licht geleitet hatte, das unverkümmerte Andenken seines edeln, wahrhaft frommen Herzens, seiner seltenen Tugenden und seiner unsterblichen Verdienste um die Wissenschaften zurück. E.

Semnonen (vielleicht richtiger Senones), ein vorgeblich deutsches Volk, dessen Wohnsitze nach Ptolemäus das heutige Brandenburgische war. Strabo nennt sie den mächtigsten Stamm der Sueven. Ihre Geschichte ist sehr dunkel. Marbod unterwarf sie sich, aber sie fielen wieder von ihm ab und traten auf Hermanns Seite, der für

die Freiheit focht. Im dritten Jahrhundert kommen häufig Semnonen vor.

Semonville (Marquis von), Pair von Frankreich und Großreferendar der Pairskammer hat in der französischen Revolution eine sehr merkwürdige Rolle gespielt. Gegen 1760 geboren, war er beim Anfang der Revolution Parlamentsrath. Er umfaßte die Grundsätze derselben mit demselben Feuer wie seine Freunde Lafayette, Larochefaucould Beauvcau und A., von denen die meisten späterhin ihre Opfer wurden. Indessen wurde er kein Mitglied der constituirenden Versammlung, sondern trat in die diplomatische Laufbahn, die er mit einer Sendung nach Brüssel, um die damaligen Unruhen in Belgien zu beobachten, eröffnete. Hierauf wurde er nach Genua und Turin gesandt und erhielt dann anstatt Choiseul Gouffiers die Ernennung zu der wichtigen Ambassade nach Constantinopel. Der 10. August verhinderte seine wirkliche Abreise und er erhielt jetzt einen Auftrag nach Corsika, wo er die Familie Buonaparte genau kennen lernte. Nach seiner Zurückkunft 1793 wurde Semonville von den damaligen Häuptern der gemäßigten Partei im Convent mit Maret, nachmaligem Herzog von Bassano, zu einer geheimen Sendung nach Florenz und Neapel auserfehen, die zur Absicht hatte, sich mit dem Marquis Manfredini in Florenz über die Mittel zu berathen, wie der Rest der im Tempel befindlichen königlichen Familie gerettet werden könne. Bei ihrer Reise durch Graubündten wurden sie aber auf neutralem Gebiet von österreichischen Truppen aufgehoben, und beinahe 3 Jahre lang in Mantua und Kufstein gefangen gehalten, bis sie beide 1795 gegen die Herzogin von Angouleme ausgewechselt wurden. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wurde Semonville als Ambassadeur nach dem Haag gesandt, und 1805 in den Senat gerufen, wo er bei mehreren Gelegenheiten für die damalige Zeit große Freimüthigkeit zeigte. Nicht geringere Festigkeit und Würde behauptete er bei der ersten Restauration. Alexander hatte noch vor der Rückkehr des Königs die Rehabilitirung des Andenkens Moreau's verlangt. Es sollte darüber Bericht erstattet und das Schreiben des Kaisers vorgelesen werden. Semonville erhob sich auf das heftigste dagegen und rief: „On ne lira point, de mon vivant, la lettre d'un souverain étranger dans cette anceinte sans l'ordre exprès du roi! je demande l'ordre du sour.“ Nach Napoleons Rückkehr von Elba wurde er von diesem exilirt, nach der zweiten Restauration aber in seine Würden wieder eingesetzt.

Senat, Volks- auch Reichssenat genannt, ist seinem Wesen nach eine die Einheit zwischen Volk und Staat, oder zwischen der Regierung und den Regierten, vermittelnde, durch den Staatsvertrag errichtete, in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit aber politische selbstständige oberste Behörde, deren Mitglieder verfassungsmäßig ernannt oder gewählt werden. Jene Vermittelung besteht 1. in der selbstständigen Volksvertretung, 2. in ihrer Aufsicht auf das Ganze, die sie rathgebend, theilnehmend an der Gesetzgebung, und als Hüter der Verfassung ausübt. In unumschränkt monarchischen Staaten vermittelt der Senat ebenfalls die Einheit zwischen dem Volke und dem Selbstherrscher, hängt aber von der Ernennung des letztern ab; so wie sein Daseyn und seine Wirksamkeit auf dem Herkommen, und nicht auf einem Grundvertrage beruht. — Der römische Senat, über welchen der Art. Patrizier zu vergleichen, vermittelte die Handhabung der Justiz- und Polizeigewalt des Königs, so wie die Leistung der Heerpflicht durch seinen Einfluß im Volke. Die Wahl

des Senats (lectio) wurde mit der Censur verbunden. Ein Censor verlas bei jedem Lustrum die Namen der Senatoren; den würdigsten unter ihnen zuerst, und dieser hieß dann princeps senatus. Die unwürdigen wurden durch bloßes Weglassen des Namens ausgeschlossen. Die Ritterschaft, ordo equestris, war die eigentliche Pflanzschule des Senats. Ein Senator mußte in der Schätzung (Census) zur Zeit der Republik ein Vermögen von 25,000, zur Zeit des Augustus von 37,500 Thlrn. besitzen. Die obersten Behörden der Regierung versammelten den Senat, welcher die von ihnen vorgetragenen Sachen punktweise nach der Stimmenmehrheit entschied; doch hieß nur der einfache Beschluß ein Senatusconsultum; widersprach ein Tribun dem Beschluß, oder war der Senat nicht vollzählig, so galt er nur als ein Senatsgutachten (senatus auctoritas), und wurde dem Volke vorgelegt. Die Volkstribunen konnten jeden Vortrag im Senate durch ihr Machtwort veto rückgängig machen. Vor den Senat gehörten alle Staatsverwaltungssachen, die Wahl der Staatsbeamten, die Gesetzgebung und die Frage über Krieg und Frieden. Auch führte der Senat die Aufsicht über das Staatsvermögen. Zur Zeit der Republik hieß der Inbegriff der Rechte des Senats: auctoritas, Ansehn, der des Volks: potestas, Gewalt; jener beschloß, decernebat, dieses befahl, jubebat. Doch blieb das Ansehn des Senats auch dann noch, als er den Volksbeschlüssen (plebiscita) unterworfen wurde, groß genug, und in den von ihm abhängigen Sachen galten seine Beschlüsse, SCta, als Gesetze. Unter den Kaisern verlor der römische Senat seine politische Wichtigkeit; doch hießen noch seit Tiber bis auf Constantin den Großen viele kaiserliche Gesetze, die der Senat auf Befehl des Kaisers abfaßte, Senatus consulta; sie traten an die Stelle der Volksgesetze, leges. Der Senat war aber bald so unterwürfig, daß er über die von den Kaisern in Reden oder Briefen gemachten Anträge oft gar nicht berathschlagte, sondern sie durch Beifallszuruf, acclamatio, billigte. — Mit dem römischen Senate unter den Kaisern läßt sich weniger der russische, als der ehemalige französische Reichssenat vergleichen. Jener vom Kaiser Alexander den 1sten Januar 1810 errichtete dirigirende Reichsrath (Oberconseil) besteht aus zweiunddreißig Mitgliedern und vier Präsidenten, welche sämmtlich vom Kaiser ernannt werden. Als Organ des kaiserlichen Willens hat er einen ausgebreiteten Wirkungskreis, kann aber den Willen des unumschränkt regierenden Kaisers nicht beschränken. Er ist gleichsam die Mittelsperson zwischen dem Monarchen und den Unterthanen, da alle Reichsgeschäfte durch ihn gehen. Nur mit den auswärtigen Angelegenheiten, so wie mit Krieg und Frieden hat er nichts zu thun. Sein Geschäftskreis ist in vier Departements getheilt: 1. die Section der Gesetzgebung; 2. die der höchsten Instanz in geistlichen und weltlichen Justizsachen; 3. die der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande; 4. die der innern Staatswirthschaft. Bei allen vier Departements zugleich ist ein Reichsecretär angestellt, der Oberdirector der Kanzlei und zugleich das Organ der gegenseitigen Mittheilungen zwischen dem Monarchen und dem dirigirenden Reichsrathe ist. Der Kaiser führt den Vorsitz selbst, oder in seiner Abwesenheit das von ihm bestimmte Mitglied. Dem Reichsrathe werden alle Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen im Entwurfe mitgetheilt, von ihm geprüft und hierauf dem Kaiser zur Vollziehung vorgelegt. Mit dem Reichsrathe sind noch drei Commissionen verbunden, zur Abfassung der Gesetze, für die

Bittschriften, und für die Reichskanzlei. — Der ehemalige französische Reichsenat hieß Erhaltungssenat, Sénat conservateur. Nachdem Bonaparte durch die Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) an die Spitze der Regierung getreten war, ließ er eine neue (die vierte) Constitution entwerfen, die vom 22. Frimaire (13. Dec. 1799), welche außer den drei Consuln, dem Tribunate und dem gesetzgebenden Körper, jenen Erhaltungssenat einsetzte, der aus 80, wenigstens 40 Jahre alten Mitgliedern bestand, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers sich selbst wählten, die Verfassung erhalten, deßhalb alle Beschlüsse des gesetzgebenden Corps untersuchen, und die Consuln, Tribunen und Gesetzgeber aus den von den Departementen eingeschickten Wahllisten wählen, auch zu den erledigten Stellen aus den von den übrigen drei Theilen des Staatskörpers vorgeschlagenen drei Individuen eins ernennen sollten. Jeder Senator, dessen Stelle lebenslänglich war, hatte eine jährliche Einnahme von 25,000 F.; später stieg sie, ohne die Senatorien, bis auf 36,000 Fr. Diese Versammlung wurde bald ein Werkzeug in den Händen des ersten Consuls, um die Verfassung der Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Dies geschah, als der Senat das ihm aus dem Staatsrathe Bonaparte's zugeschickte Senatusconsult, das die französische Constitution neu organisirte, sofort genehmigte. Dieses die Verfassung ausbildende Staatsgrundgesetz — denn dies dachte man sich unter einem französischen Senatusconsult — vom 15. August 1801 erklärte die Würde der Consuln für lebenslänglich, und machte den Senat vom ersten Consul abhängig, der die Mitglieder desselben größtentheils zu ernennen oder auszuwählen das Recht erhielt, dieselben auch zu Ministern, Gesandten u. s. w. bestimmen konnte. Doch sollte der erste Consul dem Senate von allen Verträgen, ehe er sie bekannt machte, Nachricht geben. Bonaparte ließ sich hierauf als Präsident des Senats von den Senatoren den Eid der Treue schwören. Die Zahl der Senatoren sollte damals nur bis auf 120 steigen. Hierauf wurde durch ein Senatusconsult vom 4. Januar 1803 in jedem Appellationsgerichtsbezirk eine Senatorie errichtet, die in einem Schlosse mit einem jährlichen Einkommen von 20-25,000 Fr. aus Nationalgütern bestand. Der erste Consul vergab sie auf Lebenszeit an Mitglieder des Senats. Solcher Senatorien waren 32. In der letzten Zeit bestand der Senat aus den kaiserlichen Prinzen, den Reichswürdenträgern und 136 Mitgliedern. Er bildete aus seiner Mitte zwei Commissionen, für die persönliche Freiheit und für die Preßfreiheit, welche aber der Willkür des Kaisers keinen Einhalt thaten. Es ist übrigens bekannt, daß der französische Senat, so wie er Bonaparten durch das Senatusconsult vom 18. Mai 1804 zum Kaiser erklärt hatte, ihn wiederum durch den Beschluß vom 3. April 1814 des Throns für verlustig erklärte. Die neue Constitution, welche Ludwig XVIII. den Franzosen gab, hob den Senat auf, der sich selbst der Achtung der Nation unwürdig gemacht hatte. An seine Stelle trat die Kammer der Pairs. Vergl. Durdent's Hist. critique du Sénat conservateur. Paris 1815.

Send, heilige Send, das Sendgericht (Synodus), war bei den alten Deutschen eine Art geistlicher Gerichte oder Kirchenvisitation, welche die Archidiaconen in den zu ihren Sprengeln gehörigen Städten und Dorfern jährlich hielten, oder durch die von ihnen verordneten Sendrichter, Sendschöppen, halten ließen, um alles was

etwa Straßbarrs, besonders wider die Sabbathfeier oder die zehn Gebote war verübt worden, und was der Richter aufgezeichnet hatte, zu untersuchen und zu bestrafen. Alle in den Bezirk gehörige Personen mußten vor diesem geistlichen Rügengericht ohne Ausnahme erscheinen, wenn sie nicht etwa ganz besonders davon befreit waren, welche Personen eben daher sendbarfrei oder semperfrei genannt wurden. Der gar zu große Mißbrauch, welcher nachher bei diesen sogenannten Sendgerichten einriß, war Ursache, daß sie die Fürsten und Herren nach und nach abschafften, besonders da nach der Reformation die protestantischen Fürsten sich selbst das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, zueigneten. Uebrigens dürfen diese Sendgerichte nicht mit den Zentgerichten verwechselt werden. (Man s. darüber den besondern Artikel.)

Seneca (Marcus Annäus), aus Corduba, einer Stadt in Spanien, gebürtig, kam unter Augustus glanzvoller Regierung nach Rom, und lehrte mehrere Jahre nicht ohne Beifall die Beredsamkeit. Nach dem Zeugnisse einiger alten Grammatiker schrieb er mehrere Bücher, deren Inhalt sich auf die rhetorische Behandlung von interessanten Rechtsfällen bezog. Wir besitzen davon noch einige Bruchstücke. Ihr Styl ist kurz und nachdrucksvoll, doch nicht selten auch unnatürlich und zu declamatorisch. Von Cicero's Fülle, Eleganz und echtem Rednertone ist er weit entfernt.

Seneca (Lucius Annäus), der Sohn des eben genannten Rhetors, begleitete seinen Vater als Knabe nach der Hauptstadt des römischen Reichs. Er war zwei Jahre nach Chr. Geb. geboren, und erhielt von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung. Da er von Natur treffliche Talente besaß, und von regem Eifer, seine Kenntnisse in allen edlen Wissenschaften zu erweitern, getrieben wurde, so machte er bald sehr ausgezeichnete Fortschritte. Doch zog ihn ganz vorzüglich das Studium der stoischen Philosophie an, welche genau mit seinem ernsten Charakter harmonirte. Er blieb selbst dem kaiserlichen Hofe nicht unbekannt, und da man ihn wegen seiner vielfachen Bildung, wegen seiner strengen Moralität und Lebensweisheit zur Erziehung und Leitung des jungen Nero geeignet fand, so erhielt er diesen ehrenvollen Posten, und täuschte auch die erregte Erwartung keinesweges. Auch übertrug man ihm als einem einsichtsvollen und gewandten Manne mehrere angesehene Stellen. Indeß war sein Leben nicht ganz untadelhaft. Man beschuldigte ihn der Liebe zum Gelde und einer zu großen Nachgiebigkeit gegen seinen unwürdigen Zögling, den Kaiser Nero. Denn ob er gleich anfangs einen wohlthätigen Einfluß auf die Regierung desselben hatte, so verlor sich doch derselbe in dem Grade, in welchem Nero aufhörte Mensch zu seyn. Er wurde sogar von dem Kaiser genöthigt, die frevelhafte Ermordung seiner Mutter öffentlich zu entschuldigen. Theils von niederträchtigen Feinden verleumdet, theils dem argwöhnischen Fürsten verdächtig, vielleicht auch, weil des Philosophen ansehnliches Vermögen dessen Habsucht reizte, wurde er in Rom mit vielen andern Edeln zum Tode verurtheilt. Die einzige Vergünstigung erhielt er von dem Tyrannen, sich selbst eine Todesart zu wählen. Seneca ließ sich die Adern öffnen. Da dieses Mittel aber langsam wirkte, nahm er Gift, und endlich wurde er noch in heißen Bädern erstickt. Er starb mit der eines stoischen Philosophen würdigen Ruhe, im J. 66 nach Chr. Geb. Von ihm besitzen wir noch mehrere Schriften, theils prosaische, theils poetische. Die erstern enthalten Briefe und Abhandlungen über ver-

schiedene Gegenstände der Philosophie, die leztern sind Trauerspiele. So wenig zu längnen ist, daß jene voll von trefflichen, wahren und beherzigenswerthen Gedanken sind, und daß auch die Einkleidung im Ganzen ihrer nicht unwerth ist; eben so gewiß ist es, daß in denselben die nachtheilige Einwirkung des damaligen Zeitgeistes, der allzugroße Hang zur stoischen Philosophie, und die unnatürliche, gekünstelte und schwülstige Schreibart, so wie auch der schon sehr ausgeartete Geschmack nur zu häufig bemerkbar werden. Bei aller Beredsamkeit ist er doch spitzfindig; bei allem Ernste und aller Würde, womit er spricht, spielend, gesucht und matt. Indeß behaupten seine Briefe und auch einige der philosophischen Schriften einen entschiedenen Werth vor den Trauerspielen. Noch ist es nicht ganz bestimmt, ob alle Trauerspiele, die man dem Seneca beilegt, wirklich von ihm verfaßt sind. Ganz unecht ist die Octavia, weil der Tod derselben, welchen das Stück zum Gegenstand hat, erst nach Seneca's Ableben erfolgte. Einige will man seinem Vater zuschreiben. Allein die Gleichheit der Schreibart und des ganzen Geistes, der in ihnen weht, macht es wahrscheinlich, daß sie Einen Verfasser haben. Daß sie griechischen Mustern nachcopirt sind, läßt sich nicht verkennen; aber sie bleiben unendlich weit hinter denselben zurück, man mag auf die innere, fast immer verunglückte Oekonomie, oder auf den Vortrag der Gedanken Rücksicht nehmen. Denn in Hinsicht ihrer Anlage eignen sie sich so wenig zur theatralischen Darstellung, daß sie bloß zum Lesen geschrieben zu seyn scheinen. Und wenn man auch nicht in Abrede seyn kann, daß einzelne gelungene Stellen und ergreifende Scenen in diesen einzigen Ueberresten der tragischen Poesie der Römer sich vorfinden, so vermißt man doch meistentheils Einheit im Zusammenhange der einzelnen Theile des Drama's, Wahrheit, Erhabenheit, Stärke der Gedanken und Würde, Feinheit und lyrischen Schwung im Ausdrucke. Ueberall stößt man auf frostige, matte, gekünstelte Stellen, welche nur zu sehr beweisen, daß die tragische Kunst bei den Römern sehr unvollkommen blieb. Seneca will, indem er seine Personen reden läßt, selbst glänzen, wird dadurch schwülstig, und bei aller Größe frostig, so daß die wahrhaft tragische Wirkung seiner Stücke fast ganz verloren geht. Die Leidenschaft der Wuth scheint er mit einer gewissen Vorliebe gemahlt zu haben; aber leider ohne die gehörige Berechnung der Mitwirkung aller einzelnen Theile und Situationen seiner handelnden Personen. Die zehn Trauerspiele des Seneca sind: Thyestes, Thebais, Hippolytus, die Troerinnen, Medea, Agamemnon, Elektra, der ötaische Hercules, der wüthende Hercules, Octavia. Das beste Stück sind die Troerinnen; die schlechtesten der ötaische Hercules und Octavia, beide höchst wahrscheinlich spätern Ursprungs. Die besten Ausgaben der philosophischen Schriften sind die Elzevirsche, Amst. 1672, 3 B. 8. und die von Rubkopf, Leipz. 1797 — 1808, 5 Bde.; von den Tragödien aber die Gronovsche, Amst. 1682, 8., die Schrödersche, Delft, 1728, 4., und die Zweibrücker.

Senegal ist einer der größten Flüsse in Afrika, und entspringt unter dem 9ten Grade der Länge und dem 11ten der Breite im Gebirge Kong, ungefähr 16 Meilen von der Quelle des Niger und 20 Meilen von der Quelle des Gambia. Zuerst läuft er zwischen Gebirgsreihen, wo er besonders den Kokoro, Basing und Faleme, wovon der leztere der größte bekannte Zustrom desselben ist, aufnimmt, und bildet, wo der Kokoro und Basing sich mit ihm vereinen, die

Wasserfälle von Govina, und 20 Meilen weiter, durch Felsenbetten strömend, die Wasserfälle von Felu. Unterhalb dieser Wasserfälle wird der Senegal ein schönes, sanftströmendes Wasser, klar hinfließend über ein Bett von Kies und Sand, mit offnem, cultivirtem, grünendem Uferlande, und tritt ein in das flache Land. Der Senegal fließt in großen Krümmungen gegen Nordwesten weiter, theilt sich in zwei Arme, und bildet die Inseln Bilbas und Morfil. Hierauf vereint er sich wieder, und strömt gegen Westen zu. In einiger Entfernung vom Meere aber theilt er sich wieder in mehrere Arme, nimmt eine südliche Richtung, und fällt durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Dieser große Fluß, dessen Lauf über 160 geographische Meilen mißt, trägt schon in einer 60 Meilen weiten Entfernung von seiner Mündung Barken von 40 bis 50 Tonnen, und ist bis zu den genannten Wasserfällen hinauf schiffbar. Er ist periodischen Ergießungen unterworfen; welche das anstoßende Land in der Regenzeit ungesund machen. Funfzehn Meilen von seiner Mündung läuft der Hauptstrom mit dem Meere südwärts parallel; ein aus Sanddünen bestehender natürlicher Damm, der oft nur hundert Ruthen, zuweilen eine Meile breit ist, scheidet ihn von dem Meere, und läuft in eine Landzunge aus, welche die Spitze der Barbarei (Pointe de Barbarie) genannt wird, und worauf eine kleine Schanze, das Fort de Guétandar nebst einem Negerdorfe liegt. Nicht weit von seiner Mündung bildet der sehr breite Fluß mehrere Inseln. Von diesen bemerken wir: die Senegal- oder St. Ludwigsinsel, welches die Hauptbesitzung der Franzosen ist, die hier eine Stadt und ein Fort St. Louis (der Sitz eines Oberstatthalters) haben. Sie ist mit geraden und ziemlich breiten Straßen versehen, liegt in einem Sandboden, und hat unbedeutende Festungswerke und 10,000 Einw. Gold macht keinen Ausfuhrartikel im Etablissement des Senegal. Das Hauptprodukt und fast der einzige Artikel der jetzigen Ausfuhr ist das Gummi, das unter dem Namen Senegal-Gummi bekannt ist. Die Quantität, die von diesem Artikel jährlich geholt wird, kann sehr gut auf 1000 Tonnen angeschlagen werden. Auch wird etwas Elfenbein ausgeführt. Ludwig XVIII. sandte im J. 1818 zwei Expeditionen dahin. Außer dieser Insel sind noch viele andre größere und kleinere, z. B. Bokos und Mogue, Sor, Genel, das Engländer-Inselchen u. s. w. vorhanden. Der Senegalfluß hat gutes Wasser, und nährt eine Menge Fische, aber auch Crocodille und Seepferde. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit, aber durch eine Sandbank, die Barre genannt, verengt, und die Einfahrt, wegen der durch diese Sandbank entstehenden heftigen Brandung sehr gefährlich; nur bei einer Windstille kann man ohne Schiffbruch zu leiden einlaufen. — Unter dem Namen Senegal wird auch, wenn die Rede von Besitzungen und Handel ist, der ganze Küstenstrich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum grünen Vorgebirge (Cap Verd), also vom 15ten bis 22sten Grad der Breite verstanden (s. Senegambien).

Senegambien nennt man denjenigen Theil des westlichen Afrika, der sich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum Flusse Nunnez in einer Länge von 180 geographischen Meilen erstreckt. Dieses Land hat von den Flüssen Senegal und Gambia seinen Namen, und wird zuweilen auch Westnigritien genannt. Den Römern ist wahrscheinlich dieses Küstenland nicht bekannt gewesen, aber die Araber kannten und besuchten es schon im Mittelalter, und benannten

den Senegalfluß nach einem dort wohnenden Volke Senhagi mit seinem gegenwärtigen Namen. Ober-Senegambien nennt man denjenigen Theil, welcher zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Senegalflusse liegt. Er gehört eigentlich zu dem großen Landstriche Sahara (Wüste). Die Einwohner sind keine Negern, sondern Mauren, und Mohammedanischer Religion. Sie treiben einen starken Gummihandel mit den sie besuchenden Europäern, besonders Franzosen und Engländern, welche letztere ausschließlich den Handel am Gambiaflusse treiben, und dort mehrere befestigte Factoreien besitzen. Mittel-Senegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts, mißt von Norden nach Süden ungefähr 50, und von Westen nach Osten etwa 130 geographische Meilen. Es wird von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Fulier (Fuhlahs oder Puhls), die Jaloffer oder Yaloffer, und die Mandingoes die merkwürdigsten sind, sich zur Mohammedanischen Religion bekennen, jedoch auch nebenher dem Fetischdienste anhängen, und von denen jeder Volksstamm seine eigne Sprache hat. Diese senegambischen Neger leben theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten, welche letztern aber keine Freistaaten sind. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Das Clima ist durchgehends sehr heiß, und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist eben, theils sandig, theils thonartig, und fast überall sehr fruchtbar. Alle Arten von Getraide, Wurzel- und Hülsengewächse, köstliche Südfrüchte, Datteln, Kokosnüsse, Baumwolle, Indigo, Tabak, Pfeffer rc. wachsen im Ueberfluß. Das Wild ist sehr häufig. Man findet Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, wilde Ochsen, mehrere Arten von Antilopen, aber auch Löwen, Tiegerkatzen, Panther rc. Außerdem gibt es alle Arten von zahmem Vieh, auch Kameele, und Geflügel und Fische sind in Menge. Die innern Länder sind überaus reich an Gold, Silber ist wenig, aber viel Eisen, auch etwas Salz. — Nieder-Senegambien, das die Länder an der Gambia und südwärts bis zum Nunnez begreift, hat mit dem vorigen ähnliche Bewohner, Producte und Clima. Die Geographen sind in Bestimmung der Größe Senegambiens nicht übereinstimmend, indem einige Senegambien nur auf das Land zwischen dem Senegal und Nunnez, andere es nördlich vom Senegal bis zum weißen Vorgebirge (unter 22° 55′ der nördlichen Breite) ausdehnen, wonach es bald zu 16,000, bald zu 30,000 Quadratmeilen geschätzt wird. (M. s. Durands Nachrichten von den Senegalländern, nebst Rubaults Landreise nach Galam rc. Aus dem Französischen von Th. Fr. Ehrmann, Weimar 1803.)

Seneschall (lat. Seneschallus) bedeutete theils einen Cent- oder Zentrichter oder Amtmann, der auch wohl Zent- (Cent-) Graf genannt wurde, weil der Landesbezirk seiner Gerichtsbarkeit, besonders in Franken, gewöhnlich aus hundert Ortschaften bestand, theils nannte man so den Marschall eines Kaisers oder Königs, dem die Besorgung des ganzen Hofstaats übertragen war. Wenn der Monarch Gericht hielt, saß der Seneschall mit im Rathe, unterschrieb die Urkunden seines Herrschers, u. s. w. In Frankreich war in ältern Zeiten der Seneschall ein Kronbeamter, welcher unter den Merovingern die Aufsicht über das königliche Haus und die Ausgaben hatte. In den neuern Zeiten hieß die vornehmste Gerichtsperson einer Landschaft oder Provinz dort (und auch in einigen andern Ländern) Seneschall, und seine ihm untergeordnete Provinz nannte man Seneschauf-

fée. In seinem Namen wurden die Urtheile abgefaßt, er berief bei eintretenden Fällen den Adel, und führte den Arrierebann desselben an.

Senkbley, das bekannte, zur Erforschung des lothrechten Standes der Gegenstände dienende Instrument, dessen Hauptbestandtheil ein an einem frei hängenden Faden befestigtes Bley ist; woher der Name.

Senkenberg (Renatus Carl, Freiherr von), zuletzt Hessendarmstädtischer Regierungsrath zu Gießen, ward am 23. Mai 1751 zu Wien geboren, und von seinem Vater, der Reichshofrath war, für die Rechtswissenschaft und Diplomatik erzogen. Er ging 1768 auf die Universität zu Tübingen, und bald darauf nach Göttingen, wo er die philosophischen und historischen Wissenschaften, und die Rechte mit großem Eifer studirte. Im J. 1771 verließ er Göttingen und begab sich nach Straßburg, um dort seine Studien zu vollenden, worauf er Wetzlar zu seinem Aufenthalte wählte, um sich daselbst in der kammergerichtlichen Praxis zu üben. Gegen das Ende des J. 1773 verließ er auch Wetzlar wieder, und machte eine Reise nach Rom, wo er von der arkadischen Gesellschaft unter dem Namen Polydorus Remäus, den er auch hernach auf seine carmina latina et graeca gesetzt hat, zum Mitgliede aufgenommen wurde. Nach seiner Zurückkunft aus Italien ward er zu Gießen als Regierungsrath angestellt, in welcher Stelle er anfangs mit vielem Eifer thätig war. Als 1778 der kurze Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, wurde sein Name zuerst auf eine Art berühmt, die ohne die Großmuth Josephs II. für ihn von sehr verderblichen Folgen hätte seyn können. Er hatte nämlich eine, unter dem literarischen Nachlasse seines Vaters gefundene beglaubigte Abschrift einer Urkunde, die im Streite über die baiersche Erbfolge von großer Erheblichkeit, aber sehr nachtheilig für die österreichischen Ansprüche war, dem baierschen Ministerium ausgeliefert. In dieser für ihn so mißlichen Lage beging er die noch größere Unvorsichtigkeit, nach Wien zu reisen, wo er verhaftet, aber nach einiger Zeit dennoch mit der Weisung entlassen wurde, innerhalb drei Tagen die österreichischen Staaten zu räumen. Nach diesem für ihn so verdrußvollen Ereignisse ging er auf seinen Posten nach Gießen zurück, legte aber schon 1784 denselben nieder, und lebte von nun an seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die sich besonders auf Jurisprudenz, Historie, und nebenbei auch noch auf die schöne Literatur beschränkten. Unter seinen juristischen Arbeiten sind die wichtigsten seine Supplemente zu Lipenii Bibliotheca juridica, die er in den Jahren 1787 — 1789 herausgab, und unter den historischen die Fortsetzung der großen **Häberlinschen Werke über die deutsche Reichsgeschichte**, und zwar vom 21sten bis zum 27sten Bande. Was diesem Werke an Geschmack abgeht, ersetzt es durch die ausnehmende historische Treue und Vollständigkeit, mit welcher insbesondere der dreißigjährige Krieg und die Geschichte der böhmischen Unruhen abgehandelt sind. Im J. 1785 gab er die eben erwähnten Carmina, und zwei Jahre später **Gedichte eines Christen**, beide ohne Druckort, heraus, worauf er 1797, ohne seinen Namen, **Charlotte Corday oder die Ermordung Marats**, dramatisirt, folgen ließ. Seine lateinischen Gedichte zeigen von seiner vertrauten Bekanntschaft mit den alten Sprachen und mit den Dichtern Roms und Griechenlands, so wie von lebhaftem Gefühl und warmer Religiosität. Auch hielt er eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände, so wie er auch

jungen Leuten Privatunterricht in Diplomatik und Geschichte ertheilte. Er starb am 18. Octbr. 1800 an den Pocken, die er sich durch Wartung seiner Tochter, welche an dieser Krankheit darnieder lag, zugezogen hatte. Der Universität zu Gießen vermachte er seine aus 15,000 Bänden bestehende Bibliothek, die überdies an Manuscripten und Urkunden einen großen Reichthum enthielt; ferner sein schönes Haus und 10,000 Gulden, welche zur Vermehrung der Bibliothek verwandt werden sollten.

Senkenberg (Johann Christian), der Oheim des Vorhergehenden, ein geschickter und edeldenkender Arzt zu Frankfurt am Main. Da er kinderlos war, so errichtete er 1763 zu Frankfurt ein wohlthätiges Institut (Senkenbergische Stiftung) für rechtliche aber verarmte Bürger. Er vermachte dazu sein schönes Haus, nebst einem botanischen Garten, Laboratorium und anatomischen Theater, überdieß ein baares Capital von 100,000 Gulden. In dieses Spital werden arme, kranke Bürger von allen christlichen Confessionen aufgenommen. Andre edeldenkende Frankfurter haben diese Stiftung in der Folge vermehrt.

Senkrecht oder perpendicular ist eine gerade Linie dann, wenn sie sich auf einer andern dergestalt gezogen befindet, daß sie mit derselben gleiche Nebenwinkel, nämlich beiderseits rechte Winkel macht. Davon unterschieden ist lothrecht. (S. Vertical.)

Senkwage, s. Aräometer.

Senkzeit, die nicht für alle Gewächse gleiche Zeit, in welcher sie durch Senken am besten fortgepflanzt werden.

Senn heißt in der Schweiz ein Viehhirt, welcher das Vieh den Sommer über auf den Alpen weidet, und zugleich die Milchnutzung gepachtet hat. Eine solche Viehheerde heißt Senne, und eine Viehwirthschaft dieser Art Sennerei. Der Kuhreigen, welches eine schweizerische Hirtenmusik ist, heißt daher auch Sennenreigen. — Senne, Sende, Sendveld oder Sintfeld, ist eine große Heide, die sich im Westphälischen von Paderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück erstreckt. Im lippischen Antheil ist das bekannte Sennengestüt, wo wilde und dauerhafte Pferde von guter Race gezogen werden, die man Senner nennt. Im J. 1640 wurden die Schweden von dem kaiserlichen General Hatzfeld auf dieser Heide geschlagen.

Sennaar, ein Negerreich in Afrika, welches nach den gewöhnlichen Landkarten zu Nubien gerechnet wird, liegt zwischen den Flüssen Nil und Takazze, vom 49sten bis 57sten Grade der Länge und vom 14ten bis 17ten Grade der Nordbreite. Gegen Norden gränzt es an Nubien, gegen Osten an Gebirge, welche es von den Küsten des rothen Meeres trennen, gegen Süden an Habessinien und gegen Westen an Nigritien oder Soudan. Die Größe desselben wird auf 6000 Quadratmeilen geschätzt. Der Boden ist großen Theils eben, in vielen Gegenden wüste, aber an den Ufern des Nils und des Takazze fruchtbar und gut angebaut. Außer Kameelen, Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel, den afrikanischen wilden Thieren, gibt es hier Teff, Reiß, Getreide, Melonen, Tabak, Zucker, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Palmen. Das Clima ist sehr warm, ja im Sommer oft unerträglich heiß, worauf dann Regen folgen, welche die Luft verderben und eine große Sterblichkeit verursachen. Die heutigen Einwohner, deren Anzahl man zu 2 Millionen

angibt, sind Neger, welche den Namen Schilluk führen, und 1504 den Arabern dieses Land abgenommen haben. Diese Schilluk haben die Mohammedanische Religion angenommen und sind ziemlich roh und unwissend. Sie stehen unter einem despotisch regierenden Könige, der jedoch nur unter der Bedingung den Thron besteigt, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfodere seinen Tod. Auch sollen nach dem Tode eines Königes alle männliche Seitenverwandte desselben ermordet werden, vermuthlich, um innere Streitigkeit wegen des Thrones zu vermeiden. Der König ist verbunden, ein Mal während seiner Regierung einen Acker in eigner Person zu pflügen und zu besäen. Außer den Schilluks, als herrschendem Volke, gibt es auch nomadisirende Araber oder Beduinen, welche tributpflichtig sind, und Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sclaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden. Diese Daheras bilden die Hauptstärke der Kriegesmacht von Sennaar, indem 14,000 mit Schild und Speeren bewaffnete Daheras besonders zu Beschützung der Hauptstadt dienen. Dazu kommen noch [illegible]00 Schilluks zu Pferde. Die Industrie von Sennaar ist ganz [illegible]bedeutend, eigentliche Fabriken fehlen gänzlich; etwas wichtiger ist der Handel, der durch Karawanen besonders nach Suakem, Dschidda, Mecca, Habessinien, Nigritien und Aegypten unterhalten wird. Ueberhaupt kommen nur selten Europäer hieher, daher auch das Land im Ganzen nur wenig bekannt ist. Die Hauptstadt des ganzen Reiches heißt gleichfalls Sennaar, und liegt auf einer Anhöhe am westlichen Ufer des Nils. Sie soll 1½ Meilen im Umfange und 100,000 Einwohner haben. Die Häuser sind schlecht gebaut, meistens einstöckig mit flachen Dächern; ja in den Vorstädten sind bloß elende Rohrhütten. Der königliche Pallast ist aus Lehm gebaut, nimmt einen sehr beträchtlichen Raum ein, und ist mit einer hohen aus Backsteinen zusammengesetzten Mauer umgeben. Die Gegend um diese Stadt ist zwar sehr ergiebig, aber höchst ungesund.

Senefelder (Aloys), dem wir die wichtige Erfindung der Steindruckerei verdanken, ist 1771 zu Prag geboren. Schon in früher Jugend kam er nach München, wo sein Vater als talentvoller Schauspieler in Ansehn stand. Er sollte gegen seinen Willen die Rechte studiren, widmete sich aber nach des Vaters Tode (1791) dem Theater. Hier trafen ihn so viel Noth und Ungemach, daß er nach zwei Jahren beschloß, als Schriftsteller zu leben; ein kleines Schauspiel, die Mädchenkenner, hatte ihm funfzig Gulden eingetragen. Da der Gewinn eines zweiten durch die Verzögerung des Drucks verloren ging, zur Errichtung einer eignen Druckerei ihm aber das Geld fehlte, machte er allerlei Versuche, ob man nicht leichter und wohlfeiler, als auf die bisherige Weise, drucken könne. Unter andern bestrich er eine zum Farbereiben bestimmte Kellheimer Kalkschieferplatte mit einer Wachstinte, trug auf diesen Grund die Schrift verkehrt auf, ätzte sie dann mit Scheidewasser, und druckte sie ab. Dies gelang, nur mußte noch ein besseres Polirmittel oder eine leichter abzuwischende Farbe erfunden werden. Eine Mischung aus Vitriol und Wasser ätzte den Stein hinlänglich glatt, um mit einem Lappen polirt zu werden, und leichter Oelfirniß, mit frankfurter Schwärze und etwas Weinstein angerieben, ließ sich durch eine schwache Auflösung von Pottasche und Kochsalz in Brunnenwasser leicht von der Oberfläche der Steinplatte wegwischen. So war die vertiefte

Manier des Steindrucks erfunden. Ihr folgte die Erfindung der erhöhten Manier. Senefelder schrieb mit seiner Fett-Tinte auf den abgeschliffenen Stein, ätzte ihn mit Scheidewasser, welches allenthalben, wo die Tinte nicht schützte, den Stein um die Dicke eines Kartenblattes vertiefte, und druckte die erhabene mit Buchdruckerfarbe eingeschwärzte Schrift ab, was ihm vollkommen gelang. Geldmangel aber hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen, und er ging nach Ingolstadt mit dem Entschluß, als Stellvertreter eines Artilleristen, der ihm 200 Gulden bot, in baierische Dienste zu treten. Als Ausländer ward er nicht angenommen, und kehrte nach München zurück. Jetzt kam Senefelder auf den Gedanken, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Der Hofmusikus Gleißner, dem er deßhalb Vorschläge machte, ging darauf ein, und gab das erfoderliche Geld und zwölf Lieder mit Clavierbegleitung her. Senefelder schrieb die letzten auf Stein und machte hundertzwanzig Abdrücke, die einen reinen Gewinn von 70 Gulden gaben. Der Churfürst, dem ein Abdruck überreicht wurde, sandte hundert Gulden und versprach ein Privilegium. Duetten für zwei Flöten von Gleißner trugen in kurzem wieder 40 Gulden ein. Die Unternehmer lebten in den schönsten Hoffnungen (1796), obgleich die Aufmunterung, welche die münchner Akademie den Erfindern angedeihen ließ, sich auf 12 Gulden beschränkte. Nachfolgende Versuche aber mißlangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse; die Unternehmer geriethen in großen Verlust, die Erfindung in Mißkredit. Jetzt nahm sich der Musikhändler Falter der Sache an; er ließ eine gute Presse fertigen, mit der die Zauberflöte, von Danzy in Quartette gebracht, gedruckt wurde, fand aber den Aufwand, der durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter über die Gebühr erhöht wurde, so beträchtlich, daß er doch dem Kupferstich den Vorzug gab. Indeß hatte auch der damalige Professor an der Militärakademie Schmidt (jetzt Dechant in Miesbach) angefangen in Stein zu ätzen; durch ihn ward Senefelder mit dem Schulrathe Steiner bekannt, welcher durch eine kleine Vignette in Steindruck veranlaßt wurde, einige kleine Bilder für einen Catechismus auf Stein zeichnen zu lassen. So mittelmäßig sie auch ausfielen, so bewiesen sie doch, daß man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne, und Steiner verschaffte dem Erfinder Gelegenheit, sich in der Anwendung seiner Kunst auf allerlei Gegenstände zu üben. Eine Hauptschwierigkeit machte das Verkehrtschreiben auf den Stein. Dem auszuweichen, erfand Senefelder eine Tinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, mit welcher er Schrift und Noten von einem geschickten Schreiber auf Notenpapier bringen ließ. Von diesem Papier druckte er sie dann auf den Stein über und erhielt so eine genaue verkehrte Vorzeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben mußten immer erst mit der Steintinte überfahren werden, um zum Abdrucken tauglich zu seyn. Bei dem Ueberdrucken von Papier auf Stein nahm der Erfinder wahr, daß Näſſe, z. B. die Gummi-Auflösung, sich dem Anheften der fetten Tinte widersetzte. Ein Blatt von einem alten Buche wurde durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt, und mit einem in dünne Oelfarbe getauchten Schwamm allenthalben berührt. Die gedruckten Buchstaben nahmen die Farbe an, das Papier selbst blieb weiß. Nun ward ein anderes weißes Papier darauf gelegt, und beide durch die Presse gezogen. So erhielt man einen guten, aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes, welchen man wieder wie das Original behandelte, um den

demselben gerade Abdrücke zu machen. So war die chemische Druckerei oder die Kunst, Schriften vom Papier auf Papier überzudrucken, erfunden. Eine Tinte aus Colophonium, feingeriebner Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß und Pottasche, mit Wasser vermischt, zeigte sich für diesen Zweck besonders brauchbar. Diese Erfindung führte auf Versuche, ob sich nicht auch die Steinplatte so herrichten lasse, daß sie nur an den mit fetter Tinte bezeichneten Stellen Farbe annähme, und an den nassen ihr widerstünde. Auch dies gelang, wenn man den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstrich, gut abtrocknete, mit Wachstinte darauf schrieb oder aufgelös'te Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf abdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser ätzte und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdrucke herrichtete. Somit war die chemische Steindruckerei zu Stande gebracht. Jetzt zog Senefelder auch seine beiden Brüder Theobald und Georg in sein Geschäft, dem er in Gemeinschaft mit Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er ein Privilegium auf 15 Jahre (1799). Um dieselbe Zeit erkaufte der Musikverleger André aus Offenbach die Mittheilung des gesammten Verfahrens um eine bedeutende Summe. Der Erfinder nebst der Familie Gleißner zog nach Offenbach, wo man in der Andréschen Officin den Steindruck im Großen zu treiben begann. Man beschloß, sich in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien auszuwirken, und Senefelder reis'te deshalb selbst nach London. Erst nach sieben Monaten erreichte er seinen Zweck. Nachdem er einen Bruder André's, der ihn begleitet, in den Handgriffen des Steindrucks unterrichtet hatte, kehrte er nach Offenbach zurück. Hier erfuhr er, daß inzwischen die Frau Gleißner nach Wien gesandt worden, um dort das ausschließende Privilegium zu erwirken, und daß sie einen Proceß mit seiner Mutter führe, die sich ebenfalls in Wien befinde, und das Privilegium für ihre Söhne nachsuche. Senefelder entzweite sich darüber mit André, gegen den er mißtrauisch gemacht wurde, trennte sich von ihm und reis'te im August 1800 mit seinen Brüdern selbst nach Wien. Hier versprach ihm der kaiserl. Hofagent von Hartl allen Beistand, erklärte aber zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog Senefelders Brüder, nach München zurückzukehren, um dort unter der Verpflichtung, den dritten Theil des Gewinns an Aloys zu zahlen, den Steindruck zu betreiben. Hartl aber schloß mit Letzterm einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn, vermöge dessen er die nöthigen Gelder, Senefelder seine Kenntnisse hergeben solle. Es wurden Proben auf Papier und Cattun gemacht, welche den Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission von Sachkennern erhielt. Inzwischen war auch die Gleißnerische Familie in Wien angekommen, und man fing jetzt an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Aber der Ertrag deckte anfangs die Kosten nicht und versprach auch, als er sich hob, Senefeldern noch auf eine Reihe von Jahren keinen Vortheil, da Hartl's beträchtliche Vorschüsse zu tilgen waren. So in seinen Erwartungen getäuscht, überließ Senefelder das ihm in der Zwischenzeit ertheilte Privilegium an Steiner in Wein und setzte seine letzte Hoffnung auf die Kattundruckerei. Wirklich schloß er mit den Gebrüdern Faber, die in St. Pölten eine Kattunfabrik besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Allein ganz unvermuthet erfuhr er, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe. Frau Gleißner, welche sogleich da-

hin reis'te, fand die Nachricht gegründet, errichtete selbst eine kleine Druckerei, und ließ für den Abt Vogler und den Freiherrn v. Aretin arbeiten. Auf des Letztern Wunsch nahm Senefelder im Oct. 1806 Urlaub und kam nebst Gleißner nach München. Aretins Vorschüsse und Empfehlungen und Senefelders Thätigkeit brachten jetzt die Druckanstalt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürers Gebetbuch gewann verdienten Beifall. Vier Jahre dauerte die Verbindung zwischen Aretin und Senefelder, während welcher außer vielen Arbeiten auch viele Proben in verschiedenen Kunstmanieren gemacht wurden. Inzwischen war unter der Direction des Herrn v. Utzschneider eine Steindruckerei zum Landchartendrucke bei der königl. Commission des Steuer-Catasters eingerichtet worden. Senefelder erbot sich, die Aufsicht über dieselbe zu übernehmen, wogegen er einen lebenslänglichen Jahrgehalt von funfzehnhundert Gulden für sich und von tausend Gulden für seinen Freund Gleißner, ferner den Rang eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, außer der königl. Druckerei auch seine eigne, in Verbindung mit Aretin, besorgen zu dürfen, foderte. Dieses Gesuch ward im Oct. 1809 bewilligt. Jetzt, in eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte der thätige Mann, den Steindruck durch allerlei Kunstmanieren zu vervollkommnen. Er begann zugleich die Ausarbeitung seines lithographischen Lehrbuchs, welches nach vielen Unterbrechungen erst 1819 zu Stande kam, dafür aber auch einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der jedem Freunde und Kenner der Kunst Bewunderung abnöthigt. (Vergl. den Art. Steindruckerei.)

Sensal oder Mäkler. Mit diesem Namen bezeichnet man gewisse Mittelspersonen in der kaufmännischen Welt, deren Geschäft darin besteht, die Käufe, welche Kaufleute an einem und demselben Ort unter einander abschließen wollen, einzuleiten und zu regulieren. Zu dem Ende erkundigt sich der Mäkler, welche Waaren, in welcher Qualität und Quantität, und zu welchen Preisen sie zu haben sind, und welche Waaren, in welcher Qualität und Quantität, und zu welchen Preisen gesucht werden, und weis't, wo möglich, dem Verkäufer einen Abkäufer, und dem, der zu kaufen wünscht, einen Verkäufer zu. Für seine Bemühung erhält er von jedem geschlossenen Handel ein gewisses Procent oder Promille. Man unterscheidet gewöhnlich Geld- oder Wechsel- und Waarensensale. Die Geschäfte des erstern beziehen sich auf Geld oder Papiere, des letzteren auf allerlei Waaren, als Zucker, Caffee, Thee, Taback, Farbestoffe u. v. a. Gegenstände. Auch hat der Wechselsensal wöchentlich ein- oder mehreremal den Courszettel anzufertigen. Um allem Betrug möglichst vorzubeugen, finden sich an allen Handelsplätzen eigne von der Obrigkeit in Pflicht genommene Sensale, deren Aussage in streitigen Fällen vor Gericht Gültigkeit hat. Die nicht verpflichteten Sensale, deren es an jedem Handelsplatz ebenfalls gibt, heißen auch Bönhasen, ein Name, womit eigentlich ein Pfuscher jeder Art bezeichnet wird.

Sensibilität, im allgemeinsten Sinne, ist diejenige Erscheinung des Lebens in den Naturwesen, welche letztere auf eine höhere Stufe desselben erhebt und erhält, indem sie das Leben nicht bloß in sich, sondern aus sich herausgehend offenbaren, und demnach in einen Gegensatz mit der Außenwelt zu stehen kommen. Ihr liegt die höhere Lebensidee zum Grunde, welche die Naturwesen aus der Pflanzenwelt in die Thierwelt versetzt. Um dieses höhere animalische Leben

zu realisiren (in das Seyn zu versetzen) verkörpert sich die Sensibilität in einer Reihe von Organen, welche zur Wahrnehmung der Außenwelt und der Gegenwirkung auf sie bestimmt sind. Diese in dem animalischen Körper befindliche Organenreihe ist das Nervensystem in seinem ganzen Umfange, und die ihm inwohnende Lebensidee, Lebenskraft oder Naturkraft, ist eben die Sensibilität, daher wir diese insbesondre auch Nervenkraft nennen können. Die Sensibilität müssen wir uns demnach als das in einem jeden lebenden Körper die Verrichtungen, die Gestaltung und Ernährung Beherrschende, und dann wieder als das mit der Außenwelt in Gegensatz Tretende denken, daher wir den Begriff der Sensibilität in die niedere und höhere theilen, wovon die erstere sich nach innen kehrend sich in die Organe versenkt, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet sind, die andere, nach außen gekehrt, die Objecte der Außenwelt aufnimmt, und als Anschauungen und Vorstellungen mit sich vereint. Daher kann man sie auch in die reproductive und sensitive abtheilen. In so fern von ihr die Wahrnehmung des eigenen Körpers und dessen Zustandes vermittelt wird, welche wir Gefühl und Empfindung benennen, verstehen wir auch unter Sensibilität oft bloß das Gefühl- oder Empfindungsvermögen, und in so fern dieses den Nerven ausschließlich zugeschrieben wird: Nervenempfindlichkeit, obgleich diese Benennungen nicht das eigentliche Wesen der Sensibilität umfassen. Schon die ältern Physiologen hatten diese einseitigen und beschränkten Begriffe von dem Wesen der Sensibilität, indem sie entweder nur eine Function derselben aufnahmen, und diese als oberstes Princip zur Erklärung des organischen Lebens gebrauchen wollten, oder sie wieder andern Lebensverrichtungen unterordneten, oder in eine Reihe mit ihnen stellten. Boerhaave setzte die Nervenkraft in einen Gegensatz des Herzens, als stets erneuerndes Princip der Thätigkeit desselben, welches übrigens unabhängig von den Nerven in den thierischen Organen durch die verschiedenen bloß mechanischen Thätigkeiten und Einrichtungen der feinsten Adergewebe die Verrichtungen derselben beherrsche. Ihm war demnach die Sensibilität bloß der erste Impuls zur Thätigkeit des Herzens. Friedr. Hoffmann, Gaub u. m. a. stellten dieselbe dagegen zu hoch, indem sie die Nerven als Behältnisse einer dunkeln Kraft ansahen, welche selbst das Leben der organischen Körper hervorbringe; sie setzten demnach die Nervenkraft über das Leben, da sie doch von dem Leben selbst erst ausgeht und nur eine besondre Erscheinung desselben darstellt. Haller unterschied zwar schon bestimmt die Reizbarkeit der Muskelfibern (Irritabilität) von der Empfindungsfähigkeit der Nerven, welcher er den Namen Sensibilität gab, ergriff aber auch noch diese Modification derselben für das Ganze. Andere aber, z. B. Schäffer, de Haen, und mit ihm Platner u. A. setzten die Sensibilität bloß als Nerventhätigkeit über die Reizbarkeit, und machten jene allein zur Grundlage aller übrigen Verrichtungen des Organismus, setzten also ebenfalls eine Modification der Sensibilität über das Leben selbst. Brown und die Schule der Erregungstheoretiker benahmen dem Organismus die Freiheit und Selbstständigkeit des Lebens, und erniedrigten dasselbe zu einem bloß durch äußere Reize erzwungenen Zustande von Gegenwirkung, setzten folglich auch die Sensibilität zum bloßen Princip der Möglichkeit einer Erregung, zur Erregbarkeit herab. Indem die neuere Naturphilosophie eine höhere und richtigere Ansicht des Lebens selbst gab, eröffnete sie zugleich der Physiologie ein weiteres Feld zur Feststellung des

Begriffs der Sensibilität nach der oben entwickelten Idee. In so fern nun die Sensibilität als eine den Nerven inwohnende Kraft mit in den Organismus übergeht, in einem eigenen System gleichsam verkörpert ist, und so wieder in Verbindung und Wechselwirkung mit den übrigen Systemen steht, tritt sie selbst auch als Glied in der Kette von Systemen und deren Wechselwirkungen im Organismus auf, und ist in ihrem normalen Stande gegen jene auch gewissen Veränderungen unterworfen, die wir als Abweichungen von der Norm, oder als krankhafte Erscheinungen bemerken, von denen wir folgende zwei Classen unterscheiden: abnorme Erhöhung der Sensibilität, und abnorme Erniedrigung derselben. Im erstern Falle erheben sich die Functionen der andern Lebensmodificationen; im andern Falle werden die Functionen der Sensibilität beschränkt durch Erhebung der Functionen anderer Systeme. Die reale Darstellung des abnormen Standes der Sensibilität im Organismus erscheint in der Form der sogenannten Nervenkrankheiten, deßhalb wir von hier auf dem Artikel **Nerven**, und auf das Hiehergehörige in dem Artikel **Physiologie** verweisen. H.

Separatisten sind solche Glieder der Christenheit, die sich wegen abweichender Meinungen von dem Gottesdienste der Kirche, auf deren Gebiet sie leben, absondern und eine eigne Religionsübung unter sich veranstalten. (Vergl. d. Art. **Secten**.) E.

Sepia. Der Sepia- auch Dintenfisch, Blackfisch oder Dintenwurm, ist ein sonderbares Geschöpf, welches eigentlich zu den Meerinsecten zu rechnen ist. Linné nennt ihn: Polypus octopus, oder Sepia octopodia. Es gibt mehrere Gattungen dieses Geschlechts, die gewöhnlichste wird auch Seekatze genannt. Dies Thier ist ein bis zwei Fuß lang, häßlich und ungestaltet, es hat einen fleischigen Körper, und auf dem Rücken eine weiße harte Schaale von der Größe einer Hand. Dies kalkartige Rückenschild wirft es jährlich ab, und bekommt ein neues. Das abgeworfne schwimmt auf dem Meere herum, man nannte es sonst **Meerschaum**, da man es für verhärteten Schaum des Meeres hielt, jetzt nennt man es meist **Ossa Sepia**. Es wird sorgfältig aufgefischt, und theils zu Pfeifenköpfen und andern Kleinigkeiten verarbeitet, theils gleich dem Bimstein gebraucht. Wenn man es zerschneidet, sieht man, daß es ein wunderbar verkalktes Zellgewebe ist. Vorn um den Kopf des Sepiafisches sitzen acht lange Arme, mit diesen kann er sich ungemein fest anklammern und ansaugen, überdies hat er noch zwei weit größere und längere Arme, an diesen sind an jedem auf 120 mit Häkchen versehene Saugrüssel, und an jedem der kleinern Arme auf 100 dergleichen, er kann damit seine Beute äußerst fest anklammern. Der Mund hat zwei hornartige Kinnladen, fast wie ein Papagayenschnabel gestaltet. An beiden Seiten des Kopfes stehen zwei schwarze, ziemlich große Augen hervor. Sein Blut ist weiß, aber im Unterleibe befindet sich eine Blase mit einer schwarzen Feuchtigkeit. Wenn er verfolgt wird, spritzt er dieselbe von sich und trübt schnell das Wasser dermaßen damit, daß man nichts darin unterscheiden kann. Schon zu den Zeiten des Persius bedienten sich die Römer dieser Sepia zum Schreiben. Man glaubt, daß diese Sepia der Hauptbestandtheil der chinesischen Tusche ist, und von den Chinesen mit aufgelös'tem Reiß und Gummi zubereitet werde. Jetzt bedient man sich ihrer, mit Biester gemischt, zum Zeichnen. Um den Sepiafisch zu fangen, läßt man einen Spiegel ins Meer hin-

ab, an diesen klammert er sich so fest an, daß man ihn mit herauszieht. Man fischt ihn sehr häufig im mittelländischen Meere. Wl.

Sepiazeichnung. Diese Manier ist eine Erfindung der neuern Zeit, die wir dem würdigen Professor Seidelmann aus Dresden zu verdanken haben. Als dieser treffliche Künstler in früher Jugend in Rom verweilte, und durch seine richtigen Zeichnungen Aufsehen erregte, trug ihm im J. 1777 einer der dort lebenden kunstliebenden Engländer auf, sämmtliche Antiken für ihn zu zeichnen. Mit frohem Eifer begann der junge Künstler in der gewöhnlichen Manier mit schwarzer und weißer Kreide auf farbiges Papier, und lieferte alle Monate Blätter in die Cartons seines Kunstgönners. Dieser reis'te oft von Rom nach Neapel und andern Städten, und überall begleiteten ihn seine Cartons, die jetzt, geschmückt durch die Zeichnungen des talentvollen jungen Deutschen, um so häufiger geöffnet, gezeigt und bewundert wurden. Nach Jahresfrist sahe Seidelmann seine frühern Zeichnungen darin wieder, und erschrak heftig, als er sie ganz verwischt, stumpf und verlöscht wieder fand. Die in Staub zerfallende Kreide wurde ihm verhaßt, und er sann auf eine dauerhaftere Manier. Er fing an den Apoll zu tuschen, doch dies war wieder so kalt und hart gegen die sanften Wellenlinien des Marmors. Die üblichen Bisterzeichnungen schienen ihm matt und kraftlos. — Da kam er auf den Einfall, die dunkelbraune Galle des Sepiafisches zu benutzen, und herrlich gelang ihm dies. Er mischte sie in der Folge immer mehr mit Bister, und gewann so einen warmen und doch kräftig dunkeln bräunlichen Ton, in welchem er nun auf weiß Papier unverlöschbare Zeichnungen entwarf, die ihm bald ganz ausgezeichneten Ruhm erwarben. Er arbeitete sehr viel für England, kehrte dann in sein Vaterland, nach Dresden, zurück, wo er, nachdem er noch mehrere Reisen nach Rom machte, Director der königlichen Kunstakademie wurde, und mit rastlosem Fleiß die berühmtesten herrlichen Gemählde der Gallerie in die sanfte, ernste, stille Sprache seiner Manier übersetzt. Sie hat keinen Farbenzauber, keinen blendenden Glanz, diese Manier, sie ist das in der Mahlerei, was das Mondlicht in der Natur ist; eine liebliche Melancholie, ein milder Ernst herrscht darin. Aber wer die Seidelmannischen Sepiazeichnungen kennt, und weiß, wie treu dieser seltne Künstler den ganzen Charakter der Originale wiederzugeben weiß, wie richtig seine Formen, wie zart und verschmolzen seine Schatten sind, mit welcher meisterhaften Leichtigkeit er die endlose Mühe dieser Arbeit, welche aus lauter sanften Punkten in einander gewebt erscheint, zu überwinden weiß, und wie rasch er das vollendet, woran Andre Jahre lang sich mühsam quälen würden, der findet es gewiß billig, daß das Glück ihn stets begünstigte, und daß er seit vielen Jahren unaufhörlich für den kunstliebenden Kaiser von Rußland arbeitet, für welchen er nicht allein die berühmte Madonna von Raphael, sondern die sämmtlichen Altarblätter von Correggio, die Venus von Tizian rc. in derselben Größe wie die Originale copirt. Das Papier wird auf Leinwand gespannt, um diesen ungeheuer großen Zeichnungen Dauer und Haltbarkeit zu geben. Freilich kann auch einzig Rußlands Herrscher Spiegelgläser von solcher Größe haben wie diese Zeichnungen sie erfodern. (S. d. Art. **Seidelmann**.) Man benutzt diese Manier jetzt auch viel zu Landschaften, welche sich vortrefflich darin ausnehmen. Der geniale Landschaftsmahler Friedrich hat herrliche Sepiazeichnungen vollendet, diese Manier paßt ausneh-

mend schön zu den einfach großen und düstern Naturscenen, die er so meisterhaft darzustellen weiß. Wl.

Septett oder Septuor heißt in der Musik ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente (wie das Septett von Winter (op. 10, Härtel) und Beethoven (mit Horn, Fagott, Clarinette in Es No. 20 b. Peters) oder Singstimmen. Letztere kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septuaginta heißt die griechische Uebersetzung des alten Testaments, weil sie nach dem fabelhaften Vorgeben des Aristäus, dem auch Josephus in den jüdischen Antiquitäten folgte, auf Befehl des Königs von Aegypten Ptolemäus Philadelphus von 70 gelehrten Juden (daher der Name Septuaginta, 70) verfertigt worden. Wegen dieses angeblichen Ursprungs wird sie auch die alexandrinische Uebersetzung genannt, weil sie zu Alexandrien veranstaltet wurde. Wahrscheinlich verdanken wir sie den unter den Griechen lebenden Juden, die, zum Theil des Hebräischen nicht mehr kundig, von gelehrten Glaubensgenossen, welche beider Sprachen mächtig waren, eine solche Uebersetzung ihrer heiligen Bücher zum Gebrauch in den Synagogen um 285 vor Chr. Geb. abfassen ließen. Doch mochte dies zuerst nur mit den Büchern Mosis geschehen seyn, denn von den übrigen Büchern des alten Testaments ist nur so viel erweislich, daß man sie im 2ten Jahrhundert vor Chr. Geb. in griechischer Sprache hatte. E.

Sequestration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung eines zwischen zwei oder mehreren Parteien streitigen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streit dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration, und der Aufbewahrende Sequester. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch bloße richterliche Gewalt verfügt werden. Im erstern Falle heißt sie willkürliche Sequestration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Prozesses für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand auch auf den Fall des Sieges entweder gar nicht, oder doch auf unersetzliche Weise beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefodert werden. Nicht bloß Sachen, sondern auch Personen können unter Sequestration gesetzt werden, z. B. Frauenzimmer, die sich mehrfach zu gleicher Zeit gültig verlobt haben; und Kinder, wenn die streitenden Parteien sich gegenseitig das Recht der mütterlichen oder väterlichen Gewalt ausschließlich anmaßen wollen, und dieses Recht zweifelhaft ist.

Serail (Sarai oder Serai, d. h. ein großes Gebäude, ein Palast), bedeutet das Schloß, wo der türkische Sultan residirt. Es liegt an einem Ende von Constantinopel in einer herrlichen Gegend, auf einer in das Meer hervorragenden Landspitze. Die Mauern des Serails umschließen einen Umfang von mehr denn vier Stunden Weges, in welchem mehrere Moscheen, außerordentlich große Gärten und Gebäude, in denen an 20,000 Menschen beherbergt werden können, begriffen sind. Indessen beträgt die Anzahl der im Hause des Sultans oder im Serail wohnenden Menschen nicht über 10,000 Seelen, die Garden und Dienerschaft mit gerechnet. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuern Pallastes überaus ergötzend. Allein sobald man ans Land tritt, schwindet der Zauber; die Dome, die ver-

goldeten Kuppeln, die Cypressen, und alle jene Herrlichkeiten werden von dicken, Entsetzen erregenden Mauern umschlossen, deren Anblick die finstersten Ideen erregt, besonders dann, wenn man an der Hauptpforte des Eingangs zum Serail vorüber geht, und daselbst noch oft die frisch abgeschlagenen Menschenköpfe liegen sieht. — Der Harem ist ein Theil des Serails, und der Wohnort der Frauen. Er enthält die abgesonderten Pavillons der sieben Khadunns oder rechtmäßigen Frauen des Sultans, die durch die Zahl, als die erste, zweite, dritte u. s. unterschieden werden. Jede hat ihr eignes Haus und ihre eigenen Sclavinnen, so daß einer jeden wenigstens 160 bis 200 Mädchen (Odalisken) zu ihrer Bedienung bewilligt sind. Außerdem werden im Harem dreizehn bis vierzehnhundert Kebsweiber zur Befriedigung der zärtlichen Bedürfnisse des Großherrn gehalten. Jene sieben legitimen Weiber des Großsultans sehen sich aber fast nie, und kennen sich kaum; jede hat ihre Wohnung, ihre eigenen Gärten u. s. w. Der kaiserliche Harem steht unter der besondern Aufsicht der Kehaja Khadunna (Frauenaufseherin), diese ist immer eine ehemalige Favorite, und unumschränkte Beherrscherin der darin befindlichen Weiber. Ihren Befehlen muß ohne Widerspruch gehorsamt werden. Sie steht für die Ruhe des Harems, und empfängt nur vom Sultan alle Mittheilungen, die sich auf ihren Dienst beziehen. Die Kehaja Khadunna steht in Rücksicht der äußern Verhältnisse und der Verpflegung des Harems mit dem Kislar Aga, dem Befehlshaber der schwarzen Eunuchen, in Verbindung. Dieser Aga ist eine sehr wichtige Person des Reichs, und spielt im Serail eine der ersten Rollen. Die äußern Pforten des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der sieben Weiber des Großherrn werden durch dreihundert verschnittene Schwarze bewacht, welche als erste Linie um die Mauern und Einfassung des Harems aufgestellt sind. Diese Schwarzen haben einzig das Eingangsrecht in die Gärten des Harems, und sobald der Großherr darin lustwandeln will, müssen sie mit dem Kislar Aga ihn begleiten. Nach den schwarzen Eunuchen folgen die weißen, mit jenen etwa gleich an Zahl. Sie stehen unter den Befehlen des Capou Agassy (Oberst-Pförtner), und bilden in zweiter Linie den äußern Haremsdienst. Sie sind weniger wild und barbarisch, als ihre schwarzen Collegen, die an Rohheit und Grausamkeit mit den wildesten Thieren wetteifern. Der Capou Agassy hängt, obgleich er ebenfalls einen hohen Rang bekleidet, ganz von dem Kislar Aga ab. Die Itch' Oglans (Kammerpagen), auch Itch' Agassy's genannt, haben die Bedienung des Sultans zu besorgen. Sie sind gewöhnlich Asiaten von niederer Herkunft, und werden in vier Kammern, die in Hinsicht des Ranges und der Beschäftigungen ihrer Mitglieder verschieden sind, getheilt. Die vierte und letzte dieser Kammern heißt Khazne Odassy (Schatzkammer oder Kammer der Schätze). Die zu dieser Kammer gehörigen Pagen stehen unter den Befehlen des Kislar Aga, und sind mit Bewahrung und Berechnung der Schätze beauftragt. Man behauptet, daß das Serail ungeheure Schätze enthalte, da man die Regierung eines Sultans um so glücklicher hält, je mehr Schätze er aufgehäuft hat. Es ist nämlich Gebrauch, daß jeder Sultan während seiner Regierung eine besondre Schatzkammer errichtet; am Ende jedes Jahres macht der Kislar Aga ein Verzeichniß aller Beutel, welche eingenommen worden sind. Diese werden hierauf in eine Kiste verschlossen, und vom Großherrn eigenhändig versiegelt. Beim Tode eines jeden Großherrn wird die Kammer des Khazne geschlossen, und

mit goldnen Buchstaben darüber gesetzt: Hier liegt der Schatz des oder des Sultans. Dieser Schatz des Serails darf nur in der dringendsten Noth angegriffen werden; und ein türkischer Kaiser würde lieber durch die schrecklichsten Grausamkeiten sich Geld erpressen, als zu diesem Schatze seine Zuflucht nehmen. Außer den erwähnten Serailbedienten sind die Stummen (Bizehamodilsiz) zu bemerken. Ihrer sind ungefähr vierzig, und sie sind eigentlich die Hofnarren des Sultans. Ehemals mußten sie im ganzen Reiche die Todesurtheile vollziehen. Die Zwerge (Giudge) machen gleichfalls eine Zierde des Serails, und einen Gegenstand der Belustigung des türkischen Kaisers aus. Ihr Rücken dient dem letztern oft als Schemel, wenn er ein Pferd besteigen will. Je mehr diese unglücklichen Geschöpfe von der Natur verwahrlos't oder durch ihr Mißgeschick verstümmelt sind, desto größeres Ansehn erlangen sie dadurch bei Hofe. Capidgi-Baschi's sind die Kammerherren des Kaisers. Sie sind in Rücksicht der geheimen Aufträge und der Vollstreckungen der Todesurtheile an die Stelle der Stummen getreten. Alle Capidgi Baschi's sind Beamten vom Serail, und werden zum Dienst desselben berufen. Einer von ihnen schläft, wie ihn die Reihe trifft, in einem kleinen Zimmer an der zweiten Eingangspforte des Serails. Sie genießen sämmtlich sehr große Vorzüge, die Großen der Pforte schmeicheln ihnen, und suchen ihre Freundschaft, um sich Stützen im Serail zu verschaffen. Die Bostandgi's sind ein zahlreiches Corps, welches zum Dienst im Innern des Serails bestimmt ist. Wir bemerken hier, daß man bei 5 — 6000 Mann, welche zur Bewachung des Innern vom Serail gebraucht werden, auch nicht ein einziges Schießgewehr finden dürfte. Die Bostandgi's waren bei ihrer Entstehung bloß Gärtner, und stehen jetzt unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandgi Baschi, welcher nach dem Seliktar Aga (Obersten der schwarzen Eunuchen) die zweite Person im Serail ist. Unter dem Bostandgi Baschi steht die Polizei im Innern des Serails sowohl, als die von Constantinopel und den anstoßenden Feldern. Noch außerdem besitzt er große Gewalt und Vorrechte. Er ist außer dem Großherrn auch der Einzige im Serail, der im Innern einen Bart trägt. Die Baltadgi's des Serails (Holzhacker), gleichen Gehalts mit den vorigen, machen einen Theil von der Wache und Dienerschaft im Innern des Serails aus. Obgleich das letztere von beinahe 10,000 Mann bewacht wird, so würde es kaum einem europäischen Bataillon widerstehen können. Außer den Bostandgi's und Baltadgi's hat der Großherr noch die Peicks und die Selacks als Leibgarden, welche ihn begleiten, wenn er das Serail verläßt. — Die Schwestern des Sultans wohnen nicht im Serail. Nur die Valide-Sultannin (d. i. die Mutter des Sultans) hält sich darin auf. Sie kann von ihrem Sohne Nachricht von allen Staatssachen verlangen, hat großen Einfluß bei Besetzung der Aemter, und auf alle öffentliche Angelegenheiten, und ihr Sohn darf sogar ohne ihre Zustimmung keine neue Geliebte annehmen. Die übrigen Bewohnerinnen des Serails, oder des eigentlichen Harems sind, die äußerliche Pracht abgerechnet, nicht besser als Sclavinnen, werden, wie sich aus dem Obigen ergibt, auf das strengste bewacht, müssen sich die schimpflichste Behandlung, sogar Peitschenhiebe, von ihren entmannten Wächtern gefallen lassen, dürfen, außer ihrem Leibarzt und ihren nächsten Verwandten, keine Mannspersonen sehen, und werden bei den geringsten Ausschweifungen in Säcken ins Meer gestürzt. Die Prinzen

und Prinzessinnen werden hier unter der Aufsicht ihrer Mütter erzogen. Erstere bekommen im sechsten Jahre Verschnittene zu Lehrern; letztere, die man gleichfalls Sultaninnen nennt, müssen lebenslang im Serail schmachten, wenn nicht ein Pascha ihnen seine Hand bietet. Nach dem Absterben des Sultans werden die Sultaninnen in ein altes Serail transportirt, um daselbst den Tod ihres Gebieters lebenslang zu beweinen. Noch muß bemerkt werden, daß man zwar in ein Serail Eintritt erlangen kann, allein durchaus in keinen Harem. Selbst der Vater von dem Herrn desselben, welcher seine Schwiegertochter wohl unverschleiert sehen darf, wird unter keinem Vorwande in den Harem des Sohnes eingelassen.

Seraph in der Mehrheit Seraphim heißen bei den Propheten des alten Testaments die Obersten der Engel, die um den Thron Gottes stehen. Der hebräische Ausdruck bezeichnet Edle, Vornehme, die den Königsthron umgeben. Daher führt die religiöse Poesie die Engel der höchsten Ordnung unter dem Namen Seraphim auf. Die Franziskaner nennen sich aus gleichem Grunde den seraphischen Orden. E.

Serăpis, eine ägyptische Gottheit. Einige erklären ihn für einen sehr alten Gott, und identisch mit Osiris, Andre aber wegen seiner Bildung für einen sehr neuen aus der Fremde eingeführten Gott. Gewiß ist, daß er in Alexandria die vornehmste Gottheit war. Man deutete ihn höchst verschieden, bald als Zeus und Amun, bald als Osiris, Aesculap und Aidoneus. Unter seinen zahlreichen Tempeln war das Serapeion bei Memphis in einer sandigen Wüste der berühmteste. Nach Zoega heißt Serapis Vater oder Herr der Finsterniß. Dies hat zu einer doppelten Ansicht von ihm Veranlassung gegeben, einmal, daß er der astronomischen Theologie angehört habe, und daß durch ihn die Sonne bezeichnet worden, in so fern sie zur Zeit der Wintersonnenwende unter der Erde geht, und das untere Hemisphär umläuft; dann auch, daß er der Gott der Todten, der Osiris der Unterwelt sey, die er nebst der Isis beherrsche.

Seraskier heißt bei den Türken der Oberfeldherr über ein ganzes Heer, bei uns General-Feldmarschall. Er hat sehr ausgedehnte Gewalt, steht jedoch unter dem Großvezier, und wird aus den Paschen von zwei oder drei Roßschweifen gewählt. — Bisweilen werden auch niedrigere Anführer mit diesem Namen belegt.

Serenade (franz., Serenata ital.), eine (bei heiterm Himmel) im Freien unter den Fenstern jemandes aufgeführte Musik, Abendständchen, Abendmusik. Diese Gattung von Tonstücken ist, wie der Name besagt, unter südlichem Himmel entstanden und heimisch. Vorzüglich steht sie im Dienste der Liebe und Galanterie, obgleich sie auch als Ehrenbezeugung und Glückwunsch in andern Fällen angewendet wird. Nach diesen individuellen Umständen und Verhältnissen der Personen bestimmt sich ihr Charakter. Im Allgemeinen aber ist sie eine leichtere, und gewöhnlich heitere Gattung von Musik; sowohl Vocalmusik (daher auch das Gedicht diesen Namen trägt) mit Begleitung, als auch bloße Instrumentalmusik. Die Begleitung im erstern Falle beschränkt sich am gewöhnlichsten auf ein einfaches Saiteninstrument, eine Guitarre, Laute, Zitter, Mandoline, Harfe rc. Im letztern Falle bedient man sich besonders solcher, vornemlich Blasinstrumente, welche im Freien die beste Wirkung hervorbringen, ohne schreiend zu seyn, namentlich der Flöten, Klarinetten, Hörner und Fagot-

ten. Es ist aber zu begreifen, warum man in nördlichen Ländern, wo von dieser Art von Musik wegen Clima und Sitte ein unmittelbarer Gebrauch seltner gemacht wird, und wo also die Serenade fast nur als Concertstück, und zwar nicht sehr häufig, gebraucht wird, durch concertirende, schwierige Behandlung, starke Besetzung, oder schweren Charakter von der anmuthigen Leichtigkeit welche, ein Tonstück dieses Namens, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, haben soll, abgewichen ist. So z. B. die Serenade von Winter, und einige Sätze des sonst vortrefflichen Notturns von Spohr.

Serica. So heißt bei den Alten das äußerste asiatische Land, das sie, wenigstens dem Namen nach, kannten. Es umfaßte ungefähr die jetzige Mongolei, einen Theil von China und die Gegenden nördlich bis gen Sibirien. Als Hauptstadt wird Sera genannt und die Einwohner heißen Serer (Seres). Uebrigens findet man erst bei Ptolemäus, im 2ten Jahrhundert nach Chr., bestimmte Nachrichten über dieses Land, das durch manche Handelsartikel, die man von dorther brachte, den Römern merkwürdig und bekannter wurde, unter andern durch die Seide. Aber immer blieb diese Gegend im Ganzen den Alten ein unbekanntes Land, von dem manches Fabelhafte erzählt wird.

Seringapatam (Sri Ranga Patana), gewöhnlicher Seringapatnam, ist die Hauptstadt der Provinz Mysore in Ostindien. Sie liegt auf einer Insel gleiches Namens, welche von dem hier sehr breiten und schnellströmenden Flusse Kawery gebildet wird. Diese Stadt ward von dem tapfern Hyder Ali auf indische Weise befestigt, und enthielt im J. 1800 eine Anzahl von 4163 Häusern und 5499 Familien. Die Vorstädte hatten 2216 Häuser und 3335 Familien. Die ganze Menschenzahl ward, mit Ausschuß einer sehr starken Garnison, auf 31,895 Seelen geschätzt. Während Tippo's Regierung hatte die Insel Seringapatam im Ganzen gegen 150,000 Bewohner, deren Menge sich aber nach dem Sturze von Hyders Dynastie sehr vermehrt hat. Hyders Palast oder der Laul Baugh liegt am östlichen Ende der Insel, und ist, obgleich nur von Lehm erbaut, doch ein sehr prachtvolles Gebäude. Daneben ist Hyders Mausoleum, wo er, seine Gemahlin und Tippo, in Gräbern von schwarzem Marmor ruhn. Diese Gräber sind auf Kosten des englischen Gouvernements mit reichem Zeuge bedeckt. Der Palast in der Stadt ist ein sehr großes, mit einer hohen starken Mauer umgebenes Gebäude, und hat von außen wenig Ansehn, welches von allen öffentlichen Gebäuden zu Seringapatam gilt. Sie sind von ihrer ehemaligen Würde sehr herabgekommen. Hyders Palast ist jetzt die Wohnung eines Wundarztes, und sein Serail ist ein europäisches Hospital. Tippo's Serail hingegen ist jetzt eine Barake für die Artillerie, und seine Staatszimmer werden von europäischen Soldaten bewohnt. Alle diese Gebäude erscheinen, wegen des Mangels an Fenstern, von außen sehr traurig. Die Straßen der Stadt sind gleichfalls eng und schlecht. Am 4. Mai 1799 stürmte die englische Arme unter dem General Harris in der Nacht die Stadt. Ein großer Theil der 8000 Mann starken Besatzung wurde niedergemacht, und Tippo fand man unter einem Thorwege getödtet. Bei Uebergabe der Festung an die Britten, waren die Wälle mit 909 Kanonen von verschiedenem Kaliber besetzt, und man erbeutete nahe an 100,000 Gewehre. Außer einer sehr reichen Schatzkammer fand man eine schätzbare indische Bibliothek von 2000 Bänden. Seit dieser Zeit steht Seringapatam unter der

Präsidentschaft Madras, nach Andern unter der Präsidentschaft Bombai.

Serpent (ital. Serpentono, franz. Serpent), oder das Schlangenrohr, ist ein in Form einer gekrümmten Schlange ungefähr fünf bis sechs Schuh langes Blasinstrument von Messingblech oder schwarzem Holze mit Leder überzogen; es hat sechs Löcher, und eine Gis- oder Dis-klappe und wird fast so wie der Fagott, jedoch mit einem metallenen Mundstück geblasen. Aus Frankreich — wo es von einem Canonikus zu Auxerre, Edme Guillaume 1590 erfunden worden und zur Begleitung des Gesanges in der Kirche sehr gebräuchlich war — kam es nach Deutschland, wo man sich desselben später auch bei militärischer Musik bediente. Sein Umfang erstreckt sich von dem Contra-B bis zum kleinen d. Die vermittelst Versetzungszeichen erhöhten oder erniedrigten Töne müssen entweder bloß durch den Ansatz gezwungen werden, oder der Spieler bringt ihre Intonation durch halbe Oeffnung der Tonlöcher hervor. Die Schwierigkeit seiner Behandlung ist der Grund, warum dieses Instrument in unsern Orchestern keine bedeutendere Rolle spielt. Da sein Ton weit voller, wohllautender und stärker ist als der des Quartfagotts, auch es mehr Umfang hat als dieser, so ist es namentlich zum Träger der Harmonie für Blasinstrumente, und vorzüglich für militärische Musik sehr geeignet, und vertritt hier die Stelle des Contrabasses.

Serpentinstein wird in der Mineralogie zu den Talksteinen gerechnet. Er ist von mittelmäßiger Härte, dichtem Gefüge und fühlt sich etwas schlüpfrig an. Nach Kirwan soll er 23 Theile Talkerde, 45 Theile Kieselerde, 18 Theile Thonerde, 3 Theile Eisenkalk und 12 Theile Wasser enthalten. Seine Farbe ist mehrentheils schwarzgrün, auch findet man Sorten, die ins Schmutziggrüne, ins Graugrüne und Schwarzgraue laufen. Manche Arten sind verschieden gefleckt, marmorirt und fein dunkelroth geadert. Gelben Serpentinstein findet man selten. Bisweilen sind diesem Steine rothe Granaten eingemengt. Aller Serpentinstein zerspringt auf dem Bruche in kleine dünne Splitterchen, die an den Kanten durchscheinen. Er läßt sich leicht drechseln und poliren, und wird an der Luft ziemlich hart. Der Serpentinstein findet sich in vielen Ländern in Schichten, welche öfters ganze Gebirge und Felsen ausmachen. Die Serpentinsteinbrüche bei Zöplitz im Sächsischen sind in Deutschland die wichtigsten. Das Städtchen Zöplitz verarbeitet diesen Stein in erstaunlicher Menge, und zieht großen Gewinn davon. Auch in andern Gegenden Sachsens und Deutschlands trifft man den Serpentinstein an. In Italien, auf Corsika und in Schweden gibt es viel Serpentinstein, der aber nicht so wie in Sachsen benutzt wird. Im Bayreuthschen wird eine Art Glas daraus geschmolzen, wovon man Corallen und Kügelchen zu Rosenkränzen macht. Der auf dem Fichtelberge von Alexander von Humboldt untersuchte zeigt nicht bloß im Großen, sondern auch in den kleinsten Stückchen eine auffallende Polarität (s. Polarität u. Magnet). Steinhäuser in Plauen fand nachher, daß sich besonders die dunkelgrünen Serpentinsteine durch Kunst in schwache Magnete verwandeln lassen.

Serra de Estrella (mons Herminius), ist ein rauhes Granitgebirge, das größte und höchste in Portugal (eine Fortsetzung des in Spanien befindlichen Guadarramagebirges), welches sich in der portugiesischen Landschaft Beira, zwischen dem Ursprunge der Flüsse Mondego und Cezere ausdehnt, dessen höchste Höhe, der Cantaro

Delgado, sich 8000 Fuß über das Meer erhebt, und vom October bis in den Junius mit Schnee bedeckt ist. Dieses Gebirge bildet eine wahre Alpenlandschaft, die man in diesem warmen Lande nicht suchen würde. Merkwürdig sind auf demselben mehrere Seen, die zum Theil lauwarm sind, Blasen werfen und dabei krystallhelles Wasser haben. Der unterste und kleinste derselben heißt der runde See und ist von hohen Felsen eingefaßt; von diesem kommt man zu dem höhern langen See, und endlich zu dem höchsten, dem finstern See. Beide letzteren Seen ergießen sich durch Gebirgsströme in den Rio de Alva. Die Bergbäche Condieira und Unhaes bilden durch ihren Sturz über die Felsen herab schöne Wasserfälle. Um das Gebirge her liegen viele Dörfer, die ihre Nahrung größtentheils von den Producten der niedrigeren Theile, Abhänge, Vorberge und Thäler desselben ziehen, welche nicht nur sehr schön und romantisch und von vielen Bächen bewässert sind, sondern auch vortreffliches Obst liefern und fette Triften haben, auf welchen im Sommer zahllose Heerden weiden, die sich im Winter in das milde Klima von Alemtejo flüchten. Man macht hier auch sehr geschätzte Schafkäse, die weit umher verschickt werden.

Serre (Hercule de) gegenwärtig (1819) in Folge des wichtigen Ministerwechsels zu Ende 1818 (wodurch Richelieu als Prinzipal-Minister, Lainé, Pasquier und Molé abtraten), Großsiegelbewahrer und Justizminister in Frankreich. Man hält ihn für eine der Hauptstützen der Partei der Liberalen. Beim Ausbruch der Revolution war er noch jung; er emigrirte, nahm Dienste beim Condéischen Corps, kehrte zurück, und wurde nun in Metz Advocat, wo er sich bald außerordentlich auszeichnete. Als Napoleon in den hanseatischen Departements die französische Gerichtsverfassung einführte, wurde de Serre zum Präsidenten des kaiserlichen Hofgerichts (cour impériale) in Hamburg ernannt. 1815 war er Mitglied der ultraroyalistischen Deputirtenkammer und hier hatte er besonders Gelegenheit sich durch die Sprache der Mäßigung und der ächten Vaterlandsliebe bemerkbar zu machen. Auch bei den Verhandlungen über die Zurückberufung der verbannten Régicides, machte er sich durch den Ausruf: jamais! jamais! höchst bemerkbar.

Sertorius (Quintus), ein ausgezeichneter römischer Feldherr, gebürtig aus Nursia im picentinischen Gebiet Italiens. Schon jung focht er mit Ruhm gegen die Cimbern und in Spanien. Als Quästor im diesseitigen Gallien führte er im J. Roms 663 in dem Bundesgenossenkriege seinem Vaterlande eine Verstärkung von Galliern zu Hülfe, und kämpfte mit gewohnter Tapferkeit, wobei er ein Auge verlor. An den Streitigkeiten des Marius und Sulla nahm er anfangs keinen Theil, trat aber zur Partei des Cinna über, als Sulla ihm bei der Bewerbung um das Consulat entgegengewirkt hatte, und kam so wider seine Absicht in Gemeinschaft mit Marius. Aber nach des Marius und Cinna Tode triumphirte aufs neue die Partei des Sulla, und Sertorius ging als Prätor nach Spanien. Hier fand sein Genie einen weiten Wirkungskreis. Indem er sich die Liebe der spanischen Völkerschaften zu erwerben bemüht war, traf er zugleich Vertheidigungsanstalten gegen Sulla, der ein mächtiges Heer zur Unterwerfung Spaniens abgeschickt hatte. Die Kräfte waren aber zu ungleich, und nach einigem Widerstande schiffte sich Sertorius in Neucarthago ein. Nach langen und gefährlichen Fahrten glückte es ihm, durch die Meerenge von Gades zu gehen und bei der Mündung des Bätis zu landen. Hier erfuhr er, daß in Afrika ein Krieg zwi-

schen dem Könige Ascalis von Mauritanien und seinen Unterthanen ausgebrochen sey, eilte dahin und vereinigte sich mit den Feinden des Ascalis. Er erfocht mehrere Siege, und machte die Mauritaner frei. Sein Ruhm drang bis zu den Lusitaniern, welche, von dem römischen Feldherrn Annius mit einem Kriege bedroht, ihm die Oberfeldherrnstelle enboten. Sertorius ergriff gern diese Gelegenheit, wieder gegen Sulla aufzutreten. Mit unumschränkter Gewalt und gleichsam als König des Landes trat er an die Spitze der Lusitanier, die ihm mit unbegränztem Vertrauen gehorchten. Einem weit überlegenen Feind gegenüber zeigte er sein großes Feldherrntalent besonders in der Kunst, denselben durch Märsche zu ermüden, ihm Hinterhalte zu stellen, ihn in Engpässen zu überfallen, und jede Hauptschlacht, wo er nicht des Sieges gewiß war, zu vermeiden. So konnte er mit 8000 Mann vier römische Feldherren, die 120,000 Mann zu Fuß, 6000 Reiter und 2000 Schleuderer befehligten, widerstehn und fast ganz Spanien gegen sie behaupten. Selbst Marcellus, welchen Sulla in der Folge gegen ihn abschickte, und mit immer neuen Truppen verstärken ließ, konnte nichts ausrichten und erlitt mehrere große Niederlagen. Nicht besser erging es dem damals noch jungen Pompejus, der nach des Sulla Tode ein Heer nach Spanien führte, und gemeinschaftlich mit Marcellus agirte. Dennoch würde sich Sertorius aus Liebe zu seinem Vaterlande unterworfen haben, wenn man die Achtserklärung wider ihn hätte aufheben wollen. Sein großer Kriegsruhm war bis zum Mithridat erschollen, der ihm 3000 Talente und 40 wohlausgerüstete Kriegsschiffe anbieten ließ, wenn er ein Bündniß mit ihm schließen wollte. Sertorius, der nur gezwungen gegen Rom kämpfte und es nicht geschwächt oder erniedrigt sehen wollte, schloß zwar das Bündniß, jedoch unter der Bedingung, daß Mithridates sich mit der Wiedereroberung von Bithynien und Capadocien begnügen solle. Er empfing die bestimmte Summe und schickte dagegen Hülfstruppen nach Asien. Aber indem er sich zu nachdrücklicher Fortsetzung des Krieges rüstete, erlag er, nicht der Macht der Römer, sondern dem Verrathe seiner Freunde. Perpenna, der eine Verschwörung gegen ihn angesponnen hatte, ermordete ihn bei einem Gastmahl, im J. Roms 682. So ward Rom von einem Gegner befreit, der an Feldherrngröße den berühmtesten Helden des Alterthums gleich kam, und an Tugenden und Herzensgüte die meisten übertraf.

Servien, auch **Serbien** (türkisch **Serf-Bilajeti**), eine Provinz der europäischen Türkei, die an die Walachei, Bulgarien, Macedonien, Albanien, Bosnien und an Ungarn gränzt, von welchem letztern Lande sie durch die Donau getrennt wird. **Servien** enthält, nach den gewöhnlichen Angaben, 920 (nach einigen 1000) Q. M., mit 960,000 Einw. Diese geringe Bevölkerung, (1045 Menschen auf eine Q. M.) hat ihren Grund zum Theil in den verwüstenden Kriegen, denen dieses Land seit mehrern Jahrhunderten ausgesetzt gewesen ist, vorzüglich aber in dem Drucke des türkischen Despotismus; die natürliche Beschaffenheit des Landes ist an sich vortrefflich. Es gibt zwar hier große Waldungen, aber der Boden ist sehr fruchtbar, und gemeiniglich so fett und schwer, daß man mehrere Ochsen vor den Pflug spannen muß. Auch die Viehzucht ist bedeutend. Aber Cultur des Landes und Industrie liegen ganz darnieder. Außer einigen Baumwollenwebereien gibt es fast keine anderen Manufacturen und Fabriken. Die Türken haben das Land in vier Sandschiakate oder Districte (Belgrad, Semendria, Kratowo und Nowibasar) eingetheilt,

über jede derselben ist ein Sandschiak (ein türkischer Offizier, der als Ehrenzeichen nur einen Roßschweif — Sandschiak — führt) gesetzt. Das ganze Land wird von einem Pascha, der seinen Sitz zu Belgrad hat, regiert. Außer der Hauptstadt des Landes, Belgrad (s. d. Art.), sind Semendria und Nissa die bedeutendsten Städte. Schabacz ist als Festung, deren es mehrere in Servien gibt, bekannt. In dem befestigten Flecken Passarowiz wurde (den 21. Juli 1718) zwischen Oesterreich und der Pforte ein für das erstere vortheilhafter Friede geschlossen, den die entscheidenden Siege des Prinzen Eugen herbeigeführt hatten. Historisch merkwürdig ist die Kossower Haide oder das Amselfeld an der Gränze von Bosnien, eine 15 bis 16 Stunden lange, an beiden Seiten von Bergen eingeschlossene, in der Mitte von dem Flusse Sitniza durchschnittene, fruchtbare Ebne, auf welcher der türkische Sultan Murad I. 1389 die Servier, und Murad II. am 19. October 1447 die Ungarn und ihre Verbündeten unter Johann Hunnyad, schlug. Der Sieger Murad I. wurde hier in seinem Zelte von einem kühnen Servier, Milosch Kobilitschk, erstochen. Ein steinernes Denkmal bezeichnet den Ort, wo er fiel. Da wo Servien von dem Banat und der Walachei durch die Donau getrennt wird, sind die berüchtigten Catarakten dieses Stromes, Tachtali und Demicarpi. — Servien ist ein Theil des alten Illyriens, das die Römer ihrer Herrschaft unterworfen hatten; der besondre Name der Provinz war Mösien; Belgrad (Taurunum) gehörte zu Nieder-Pannonien. Gegen die Hälfte des 7ten Jahrhunderts überschwemmten slavische Völkerstämme diese Gegenden. Einer derselben, die Servier, (Serbier, Serbli,) ein Zweig der Sarmaten, dem der Kaiser Heraclius früher Wohnsitze in Macedonien angewiesen hatte, vertrieb oder unterjochte die ursprunglichen Bewohner dieses Landes, die Illyrier, und setzte sich hier fest. Von ihnen erhielt, seit der zweiten Hälfte des 7ten Jahrhunderts, das Land den Namen Servien, das damals auch Bosnien (s. d. Art.) mit in sich begriff. Die Geschichte der Servier bietet kein erfreuliches oder lehrreiches Gemälde dar, sie zeigt uns diese Nation fast unaufhörlich in wechselsweise Fehden mit den griechischen Kaisern, den Ungarn und der emporstrebenden Republik Venedig verwickelt, und bei aller Tapferkeit meistens als Besiegte. Nachdem die Servier eine Reihe von Jahren hindurch, zwar von eignen Fürsten (Shupans, Zupaw) regiert, unter der Oberherrschaft der oströmischen Kaiser gestanden hatten, suchten sie sich derselben (1150) unter dem Shupan Tschudomil, der sich mit den Ungarn gegen den griechischen Kaiser Manuel Comnenus verband, zu entreißen. Manuel kam deßwegen mit einem Heere nach Servien, schlug (1151) die Servier und machte im Zweikampfe den Shupan Tschudomil zum Gefangenen (s. Feßler's Geschichte der Ungarn rc. 2r Bd). Tschudomil unterwarf sich dem Kaiser aufs neue, und erhielt dadurch seine Freiheit wieder. Ein gleicher wiederholter Versuch der Servier, sich unabhängig zu machen, mißlang ebenfalls. Der griechische Feldherr, nachmalige Kaiser, Isaak Angelus schlug sie (1193) an der Morawa. Doch wurde der Friede wieder hergestellt, und der Shupan Stephan erhielt den ausgezeichneten Titel Despot. Sein Nachfolger Stephan wurde von den Ungarn vertrieben, der Bruder desselben, Wolkan, erhielt jedoch Servien (1203) unter dem Titel eines Königs, aber unter ungarischer Oberherrschaft. Während dieser Zeit hatte Servien seine Gestalt verändert. Schon im 9ten Jahrhundert theilte Budimir, der erste christliche Fürst in Servien, das Land in

verschiedene Theile. Einen derselben nannte er Bosnien, welches er durch Statthalter (Bane) regieren ließ, die sich in der Folge der servischen Oberherrschaft entzogen. Der südliche Theil erhielt von dem ihn durchströmenden Flusse Raska den Namen Raschiah oder Rascien. Die der griechischen Religion zugethanen Bewohner dieses Theils hießen daher Raizen — ein Name, den sich auch die aus den türkischen Provinzen nach Ungarn und Siebenbürgen ausgewanderten Illyrier, anstatt des letztern, beilegen. Bei der zunehmenden Ohnmacht der griechischen Kaiser hatten die Servier von diesen wenig zu besorgen, desto mehr aber von der Ueberlegenheit der Ungarn, unter deren Oberherrschaft Bosnien und ein anderer angränzender Theil Serviens, doch unter eignen Regenten, kamen. In der Folge wurde Milatin Urosch, König von Servien, im Anfange des 14ten Jahrhunderts, von dem ungarischen Könige Carl I. gezwungen, einen Theil Serviens abzutreten. Doch andre Kriege, welche die Ungarn beschäftigten, hinderten sie an den servischen Angelegenheiten größern Antheil zu nehmen. König Stephan Duschan (regierte von 1336 an) unternahm mehrere glückliche Feldzüge gegen die griechischen Kaiser, und unterwarf sich einige benachbarte Provinzen. Er nahm den kaiserlichen Titel an, und theilte das servische Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall und nachmaliger Auflösung. Einer seiner Nachfolger, Lazar, (regierte von 1374 an) mußte die Oberherrschaft der Ungarn wieder anerkennen, und begnügte sich bloß mit dem Titel Knees. Unter ihm drang der türkische Sultan Murad I. auch in Servien ein, und eroberte einen Theil desselben. Er schlug die Servier (den 15. Juni 1389) auf dem Amselfelde, und der in der Schlacht gefangene Lazar wurde in dem Zelte des Siegers, der selbst unter dem Dolche eines Serviers (*s. oben*) fiel, hingerichtet. Bajazeb, Murad's Nachfolger, theilte hierauf Servien zwischen Lazar's Sohn Stephan, und Eidam Wuk Brankowitsch; beide mußten ihm Tribut zahlen, und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Servier sich dem türkischen Joche nicht wieder entziehen. Spätere Versuche deßwegen wurden immer verderblicher für das Land, das in den Kriegen zwischen Ungarns Beherrschern und der Pforte stets der unglückliche Schauplatz war. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde (1447), in welcher Murad II. über die Ungarn unter Hunnyad (s. Feßler a. a. O. II. S. 673 rc.) siegte, wurde Servien den Türken gänzlich unterworfen, und von ihnen als eroberte Provinz behandelt. Von den eigentlichen Einwohnern blieben nur die geringsten übrig; die alten, edeln Geschlechter wurden vertilgt, oder erniedrigten sich selbst durch Vermischung mit anderen; das ganze Volk versank in dumpfe Trägheit. Eugen's Heldenthaten bewirkten zwar, daß Oesterreich im Frieden zu Passarowiz (1718) den größten Theil von Servien, nämlich das nördliche Stück, mit der Hauptstadt Belgrad, bis an den Fluß Timock und das Gebirge Bujukdasch, erhielt. Aber durch den für Oesterreich nachtheiligen belgrader Frieden (1739) kam dieses ganze Stück wieder an die Türken, die bis zum Jahr 1801 im ungestörten Besitze desselben blieben. Die mit Grausamkeit verbundene Strenge der türkischen Befehlshaber und der Uebermuth der Janitscharen veranlaßten im J. 1801 einen Aufstand der gereizten und erbitterten Servier. Ein kühner Mann, Georg Petrowitsch, bekannter unter dem Namen Czerny Georg (s. d. Art.), trat an die Spitze der Mißvergnügten, und kämpfte eilf Jahre hindurch mit

der grösten Anstrengung für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Czerny Georg wohnte, seit er den österreichischen Kriegsdienst verlassen hatte, auf seinem Gute in dem Dorfe Rainemika im belgrader Distrikte. Ein Haufen empörter Janitscharen kam im August 1801 in dieses Dorf, um zu plündern, und griff auch die Wohnung Georgs an, der ein bedeutendes Vermögen besaß. Georg vertheidigte mit dem ihm eignen Muthe und ganz allein seinen Heerd, erlegte verschiedene der Angreifenden, und flüchtete hierauf in einen Wald. Hier sammelten sich bald mehrere Mißvergnügte zu ihm, die ihn seines Muthes wegen zu ihrem Anführer wählten. Man bewaffnete sich auf jede mögliche Art und führte, durch die Wälder gesichert, anfangs bloß den kleinen Krieg; einzelne Haufen von Janitscharen fielen unter den Streichen der Servier, deren Muth und Anzahl mit ihrem Glücke, welches das Gerücht vielleicht vergrößerte, täglich wuchs. Die türkischen Befehlshaber der Provinz, wie gewöhnlich stets eifersüchtig gegen einander und in geheimer Fehde unter sich begriffen, begünstigten oder hinderten wenigstens nicht den Aufstand der Servier, die sie als Werkzeuge zur Unterdrückung ihrer Nebenbuhler betrachteten. Auch wurden die Servier in geheim von den Russen mit Waffen und Geld unterstützt. Die Servier, nachdem sie verschiedene Palanken (kleine, mit Palisaden, einem Erdwalle und einem sehr breiten Graben umgebene Festungen, die in Servien und Bosnien häufig sind) durch raschen Angriff erobert hatten, wurden immer kühner, und zeigten sich vor den Festungen Schabaz und Belgrad, in welche sie die türkischen Truppen sich zu flüchten genöthigt hatten. Czerny Georg, nachdem er sich in einem festen Posten bei Semendria gesichert hatte, schickte Abgeordnete nach Constantinopel, welche über die Räubereien der Janitscharen und das Benehmen der türkischen Befehlshaber, die den Pascha von Belgrad ermordet hatten und die Befehle des Sultans selbst nicht achteten, Beschwerde führten und vorstellten, daß die Servier bloß ihrer Sicherheit wegen sich bewaffnet hätten, ohne die Absicht zu haben, sich der Oberherrschaft der Türken zu entziehen. Ein großherrlicher Befehl (Firman) billigte das Betragen der Servier und verhieß ihnen selbst eine neunjährige Befreiung von den gewöhnlichen Abgaben. Dieser Umstand wurde der Sache der Servier sehr günstig. Unter dem Vorwande, die der Pforte ungehorsamen Statthalter zu bekämpfen, vermehrten sie ihr Heer, das bald bis auf 30,000 Mann anwuchs. Jener Befehl der türkischen Regierung war indessen mehr eine Wirkung der Ohnmacht, in welcher dieselbe sich gerade damals befand, wo auf mehrern Punkten des Reichs sehr bedeutende Unruhen ausgebrochen waren. Czerny Georg ging daher in seinen Forderungen immer weiter, und verlangte, daß Servien, gleich der Moldau und Walachei, zu einem Fürstenthume unter einem griechischen Hospodar erhoben werden sollte. Die Foderung wurde abgeschlagen, und nun begann der Kampf Serviens gegen die Macht der Pforte. Czerny Georg erschien mit einem zahlreichen, organisirten Heere im Felde, eroberte im December 1804 die Stadt Schabaz, und schloß Belgrad enge ein. Neue, aber fruchtlose Unterhandlungen hielten den weitern Fortgang der Waffen noch einige Zeit auf. Als aber im Anfange des Jahres 1806 die Pforte sich ernstlicher rüstete, und die türkischen Truppen von verschiedenen Seiten in Servien einzudringen versuchten, gingen die Servier mit drei Heeren, die über 60,000 Mann stark waren, ihnen entgegen. Die Türken wurden im Laufe des gedachten Jahres zu wiederholtenmalen, besonders an den

Flüssen Drina und Morawa, oft mit großem Verluste geschlagen, wurden genöthigt sich zurückzuziehen und den vorgehabten Entsatz der noch immer von den Serviern blokirten Festungen Belgrad und Schabacz, aufzugeben. Jetzt erklärte sich auch Rußland öffentlich für die Servier, und ein russisches Heer rückte zu ihrer Unterstützung in die Moldau ein. Von den Russen mit Kriegsbedürfnissen, besonders mit Belagerungsgeschütz und mit guten Ingenieurs, woran es den Serviern mangelte, unterstützt, eroberte Czerny (im December 1806) Belgrad, und einige Zeit nachher auch die Festungen Schabacz und Nissa. Der servische Krieg nahm jetzt einen andern Charakter an. Die Servier waren nun Herren ihres Landes, jedoch unter russischer Leitung. Ihr Heer war bis auf 80,000 Mann angewachsen, und wurde den Türken noch furchtbarer, als sich im Juni 1807 eine russische Armee mit ihm vereinigte. Die Türken, mit andern Unruhen im Innern des Landes beschäftiget, und von den Russen und Serviern wiederholt geschlagen, trugen selbst auf einen Waffenstillstand an, der am 8. Juli 1808 zu Slobosje im servischen Hauptquartiere geschlossen wurde. Czerny Georg organisirte nun mit den übrigen Häuptern der servischen Nation, unter denen zwar mehrere talentvolle, aber fast durchgängig ungebildete Männer waren, die Verfassung Serviens unter russischem Schutze. Früher schon vom Volke zum Oberhaupt ernannt, wurde Czerny Georg nun förmlich als Fürst von Servien eingesetzt, auch dafür vom russischen Kaiser anerkannt, der ihn zugleich zum Generallieutenant in der russischen Armee und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens ernannte. Die Versammlung der Repräsentanten des servischen Volks, der Senat, früher die Synode genannt, verlegte 1808 ihren Sitz von Semendria nach Belgrad, und setzte da die Arbeiten über die neue Constitution des Landes fort. Als im März 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte wieder begann, nahm auch Czerny Georg mit seinen Serviern Antheil daran, und unterstützte thätigst die russischen Waffen. Der französische Angriff auf Rußland im J. 1812 endigte diesen Krieg unerwartet schnell, und führte den, zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest am 28. Mai 1812 geschlossenen, aber erst fast zwei Monate nachher ratificirten Frieden herbei. Die Angelegenheiten Serviens waren bei diesem Friedensschlusse nicht ganz übergangen, sondern es war in dieser Rücksicht festgesetzt worden, daß die Pforte gegen die Servier, als ein ihr seit langer Zeit unterwürfiges und zinsbares Volk, Milde und Großmuth ausüben, und ihnen deswegen eine volle Amnestie gewähren sollte. Die Festungen, welche die Servier in ihrem Lande auf Veranlassung des bisherigen Kriegs erbaut hatten, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze aber den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen, und die ihr von der Pforte auferlegten mäßigen Steuern im gemeinschaftlichen Einverständnisse erhoben werden. Die Servier sollten übrigens die nämlichen Vortheile genießen, welche den türkischen Unterthanen auf den Inseln des Archipelagus und in andern Gegenden zugestanden worden. Dieß waren die einzigen Vortheile, welche die bei dem Friedenscongreß zu Bucharest gegenwärtigen servischen Abgeordneten für ihr Vaterland bewirken konnten. Auch machte die Nachricht von dem geschlossenen Frieden einen unangenehmen Eindruck in Servien. Der Antrag, welchen der russische General dem Chef und den übrigen Oberhäuptern der servischen Nation in Belgrad machte, daß sie nur in dem Falle fernere Unterstützung

erwarten könnten, wenn sie alle festen Plätze und Verschanzungen im Lande ausschließlich den russischen Truppen übergäben, und alle waffenfähige Mannschaft unter russischen Oberbefehl unmittelbar stellen wollten, wurde abgelehnt, und die Servier erklärten ziemlich offen, daß sie sich auf diese Art in ihrer Hoffnung getäuscht sähen. Am Ende des Juli 1812 zogen sich die russischen Truppen schnell aus Servien, so wie aus andern Gegenden, nach Rußland zurück. Ihnen folgten mehrere Häupter der Servier, die ihnen vorzüglich ergeben gewesen waren. Servien war nun seiner Selbstvertheidigung allein überlassen. Die Servier versuchten zwar noch, durch Unterhandlungen in Constantinopel und durch Annäherung an Oesterreich etwas mehr für sich gewinnen. Aber auch diese Versuche mißlangen, und die Paschen der an Servien gränzenden Länder erhielten Befehl, das Land mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg begann daher im Juli 1813 aufs neue, und wurde mit der größten Erbitterung unter abwechselndem Glück fortgeführt. Nach einem Kampfe von beinahe vier Monaten unterlagen die sehr geschwächten servischen Truppen der Uebermacht der Türken. Czerny Georg und viele andere flüchteten in benachbarte Staaten. Die Sieger behandelten die Zurückgebliebenen mit der größten Grausamkeit. Das Land, in welchem sogleich die alte Verfassung wieder hergestellt wurde, glich einer Einöde. Spätere Ausbrüche der Volkswuth wurden durch Strenge gedämpft. Der Versuch, den Czerny Georg im Juli 1817 aus nicht ganz deutlich gewordener Absicht machte, kostete ihm das Leben. Doch bewies die Pforte bei diesem Akte türkischer Justiz öffentlich mehr Zurückhaltung, als sonst gewöhnlich, und von Seiten Rußlands geschah auch nicht einer von den Schritten, die man wegen der Hinrichtung eines seiner Generale erwartet hatte. Beide Mächte schienen einverstanden zu seyn, diesen Vorgang nicht als Veranlassung eines Bruchs unter sich ansehen zu wollen. Ueber das dermalige Schicksal der servischen Nation ist aus öffentlichen Berichten nur so viel bekannt geworden, daß sie von der türkischen Regierung weit gelinder und milder als sonst behandelt werde. — Die serbische Sprache, gemeiniglich die illyrische genannt, ist eine slavische Mundart. S. Slavische Sprachen.

Serviten oder Diener der h. Jungfrau heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, welcher 1233 zu Florenz gestiftet und zwar, besonders in Italien und Deutschland, zahlreich, auch mit den Privilegien der Bettelorden begabt, doch für die Geschichte der Kirche nie bedeutend wurde. Man nannte diese Mönche Brüder von Ave Maria, weil sie alle ihre Gespräche mit dem englischen Gruße anfangen, auch Brüder vom Leiden Christi. Sie folgen der angeblichen Regel des h. Augustinus und tragen schwarze Kleidung. Ihr General hat in Rom unter den Generalen der Bettelorden den fünften Rang. Das ansehnlichste und reichste ihrer Klöster ist das von der Verkündigung U. L. F. zu Florenz. Weil sie sich blos der Andacht widmen und nicht gemeinnützig machen, haben sie in neuern Zeiten viel von ihrem Ansehn verloren. Die wenigen noch übrigen Klöster, die sie in den österreichischen Staaten haben, sind schwach besetzt; mehr gelten sie in Italien, besonders im Toscanischen. Erwähnung verdient, daß Paul Sarpi, der geistvolle Geschichtschreiber des tridentinischen Conciliums, und der Alterthumsforscher Ferrarius ihnen angehörten. Die von ihnen ausgegangnen Einsiedler-Ser-

viten, die sich auf Monte Senario im Toscanischen ansiedelten, übertrieben die Strenge ihrer Regel und blieben unbedeutend. B.

Servitut nennt man das dingliche Recht an der Sache eines Andern, in Rücksicht dessen der Eigenthümer etwas leiden, oder etwas nicht thun, der Berechtigte hingegen in Bezug auf die fremde Sache etwas thun oder verbieten darf. Jede Servitut muß bewiesen werden, wenn sie geläugnet wird, und nur in so weit darf der Berechtigte Gebrauch davon machen, als es ihm, seiner Familie oder dem berechtigten (herrschenden) Grundstück zum Nutzen gereicht. Jede Servitut muß der Regel nach so ausgeübt werden, daß die Substanz des dienenden Grundstücks nicht verletzt wird. **Dingliche Servituten** sind solche, welche einer gewissen Sache, ohne Rücksicht auf den Besitzer derselben, an einer fremden Sache ertheilt sind; diese haben den Nutzen der herrschenden (zu deren Besten sie nämlich ertheilt sind) zum Zweck. **Persönliche Servituten** sind die, welche bloß einer bestimmten (physischen oder moralischen) Person zum Besten bestellt sind; diese können nicht an Andere übertragen werden, dahingegen aber auch bloß das Vergnügen zum Zweck haben. Persönliche Servitute sind 1. der Nießbrauch, 2. die Benutzung, 3. die Bewohnung und 4. Sclavendienste. Die persönlichen Dienstbarkeiten gehen in der Regel nicht auf die Erben über, und können auch nicht, weder in Rücksicht des Berechtigten, noch des Verpflichteten, auf Andere übertragen werden. **Bejahende Servituten** (Servitutes affirmativae) sind solche, wo der Herr des dienenden Grundstücks etwas leiden, **verneinende Servituten** hingegen solche, wo der Herr des **dienenden** Grundstücks etwas nicht thun darf. **Fortwährende Servituten** (Servitutes continuae) werden diejenigen genannt, welche zu allen Zeiten und ohne Unterbrechung ausgeübt werden können, z. B. das **Trammrecht** oder das Recht, daß in die Wand des Nachbars ein Balken eingeschoben werden und auf ihr ruhen darf. **Unterbrochene Servituten** (Servitutes discontinuae) sind die, welche nur mit Unterbrechung, oder zu gewissen Zeiten ausgeübt werden können. **Einfache** Dienstbarkeiten nennt man wiederum diejenigen, zu deren Ausübung **kein** durch Menschenhände errichtetes Werk (opus manufactum), und **geeigenschaftete** (Servitutes qualificatae), zu deren Ausübung entweder auf Seiten des dienenden, noch des herrschenden Grundstücks ein solches Werk erfoderlich ist. **Ländliche Servituten** (Servitutes rusticae) sind solche Dienstbarkeiten, die einem herrschenden ländlichen Grundstück (praedio rustico), d. h. einem Platze, der nicht Grundlage eines Gebäudes ist, zukommen. **Städtische Servituten** (Servitutes urbanae) heißen aber diejenigen, welche einem Gebäude (praedio urbano) zu Nutze kommen. Servituten entstehen 1. durch Verträge oder testamentarische Verfügungen eines zu beidem fähigen Subjects. Doch kann an einer mehreren Eigenthümern gemeinschaftlich zustehenden Sache nur mit Zustimmung der Gesammteigenthümer eine Servitut bestellt werden. Zur Bestellung einer Dienstbarkeit durch Vertrag ist auch noch die Quasitradition, welche in der wirklichen Ausübung des Berechtigten und in dem Dulden dieses Ausübens von Seiten des Verpflichteten besteht, erfoderlich; 2. durch gesetzliche Verfügung; 3. durch Erkenntniß des Richters; 4. durch Verjährung. Bei denen durch die letztere entstandenen Servituten wird der Quasibesitz erfodert, welcher bei den **bejahenden** (Servitutibus affirmativis) darin besteht, daß jemand sich der Sache eines Andern bedient, als ob er durch eine Servitut dazu berechtigt

wäre. Bei verneinenden Dienstbarkeiten (Servitutibus negativis) gründet sich der Quasibesitz in dem Verbietungsrecht, welches jemand auf die Sache eines Andern ausgeübt hat. Außerdem ist auch zur Begründung einer Servitut durch Verjährung bona fides nöthig, d. h. derjenige, welcher eine Dienstbarkeit erwerben will, muß 30 Jahre hindurch, in der Ueberzeugung rechtlicher Befugniß dazu, sich der Sache eines Andern bedient, oder auf die fremde Sache während solcher Zeit ein Verbietungsrecht ausgeübt haben. Nach 30 Jahren wird diese Ueberzeugung rechtlicher Befugniß (bona fides) vermuthet, so daß das Gegentheil bewiesen werden muß. Bei fortwährenden (continuis) Dienstbarkeiten (s. oben) tritt die Verjährungszeit gegen anwesende Eigenthümer des dienenden Grundstücks nach 10, und gegen abwesende nach 20 Jahren ein, wenn nämlich der durch die Verjährung Erwerbende einen solchen gesetzlichen Grund (Justum titulum) für sich hat, welcher die Erwerbung eines Rechts möglich macht, z. B. Kauf, Schenkung u. s. w. Ohne einen solchen Rechtstitel sind aber zur Erwerbung einer Servitut durch Verjährung 30 Jahre nöthig. Bei den unterbrochenen Dienstbarkeiten (Servitutibus discontinuis s. o.) wird hingegen unvordenklicher Besitz (possessio immemorialis), d. h. ein solcher Besitz, dessen Anfang nicht mehr auszumitteln ist, erfodert. Die Servituten gehen verloren a) durch Consolidation oder Confusion, wenn nämlich das dienende und herrschende Grundstück an einen Herrn kommen, und sie leben in der Regel durch neue Trennung der Grundstücke nicht wieder auf; b) durch den Untergang des dienenden Grundstücks (praedii servientis), doch erwacht hier in der Regel mit Wiederherstellung des Grundstücks auch die Dienstbarkeit, welche vor dem Untergange darauf ruhte. c) Persönliche Dienstbarkeiten gehen unter durch den bürgerlichen oder natürlichen Tod der Berechtigten, und wenn letztere moralische Personen sind, durch den Ablauf von 100 Jahren. d) Dingliche Servituten hören mit dem Untergange des berechtigten Grundstücks auf, und erwachen mit der Wiederherstellung desselben. So können auch e) durch ausdrückliche oder stillschweigende Verzichtleistungen die Dienstbarkeiten erlöschen. Zu den stillschweigenden Verzichtleistungen wird die Gestaltung von Handlungen gerechnet, durch welche die Ausübung der Dienstbarkeit unmöglich wird. f) Nichtgebrauch ist gleichfalls ein Erlöschungsgrund der Dienstbarkeit. Dieser Nichtgebrauch (non usus) muß aber unter Gegenwärtigen zehn, unter Abwesenden zwanzig Jahre gedauert haben; übrigens ist es gleichgültig, ob der Berechtigte gar keinen, oder nur einen von ihm gebetenen Gebrauch von der Dienstbarkeit gemacht hat, denn auch die letzte Art des Gebrauchs wird als Nichtgebrauch betrachtet. Endlich g) und h) gehen durch den Ablauf der Zeit, auf welche eine Servitut bestellt ist, und durch Abtretung an einen Andern, in so fern solche Abtretungen erlaubt sind, die Dienstbarkeiten für den Berechtigten gleichfalls verloren. — Servituten im römischen Sinne, welche bloß in der Verpflichtung des Herrn von dem dienenden Grundstück, etwas nicht zu thun, oder etwas zu leiden, bestanden, gab es sehr viele, und die meisten ehemals in Rom üblichen sind auch in Deutschland gewöhnlich. So manche Fälle es geben kann, wo der Herr eines Grundstücks etwas zum Besten eines andern Grundstücks auf dem seinigen nicht thun darf, oder etwas leiden muß, so manche nach diesen verschiedenen Fällen, und dem eben so verschiedenen Zweck be-

nannte Dienstbarkeiten gibt es auch. Nur Dienstbarkeiten, welche im Handeln bestehen (in faciendo) und vermöge deren der Berechtigte Dienste, Abgaben oder Handlungen fodern kann, kennt das deutsche Recht, und sie heißen Servituten im Sinne dieses Rechts (servitutes juris germanici). Dahin gehören z. B. das Zehntens, das Zinsrecht, die Zwangsbannrechte und dergleichen. So können auch einem Staat gegen einen andern, übrigens von ihm unabhängigen Staat Servituten zustehen; z. B. das Werbungsrecht, das Recht der Durchmärsche ꝛc.

Servius Tullius, einer der merkwürdigsten römischen Könige, und zwar in der Reihe der 6te, vom J. Roms 173 — 217. Er zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus. Einen hellen Schein, den man einst um den schlafenden Knaben gesehn haben wollte, deutete man auf den Glanz der Herrscherwürde und der Tapferkeit, der ihn späterhin umgab. Er machte sich um Rom durch mehrere nützliche Einrichtungen verdient, indem er unter andern die Stadt und das Land in mehrere Districte (tribus) und die sämmtlichen Bürger selbst in 6 Classen, und diese wieder in Centurien theilte und den Census einführte. Er soll das erste Geld haben prägen lassen. Die Macht Roms befestigte er durch ein Bündniß mit den Lateinern und Sabinern. Dieser für Roms Macht und Größe so wohlthätige Fürst fand zuletzt ein trauriges Ende, indem er von seinem eignen Schwiegersohn, Tarquinius Superbus, für einen unrechtmäßigen Regenten erklärt und von ihm ermordet wurde.

Sesostris, einer der ältesten und berühmtesten Beherrscher Aegyptens, aus der Zeit, wo die Geschichte dieses Landes noch im Dunkeln liegt. Daher haben Manche sogar an dem wirklichen Daseyn einer Person dieses Namens gezweifelt. Indeß sind die Nachrichten, die wir bei den alten Geschichtschreibern über Sesostris finden, so ausführlich und einzelne Angaben so bestimmt, daß wohl anzunehmen ist, es habe wirklich ein König, der ungefähr so geheißen, einst am Nil geherrscht. Aber wann? Dieß läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; nach Bredow im 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Was die Alten von Sesostris sagen, ist ungefähr dieß. Er war ein gewaltiger Herrscher und Feldherr, ein eroberungslustiger, unternehmender Mann, der die ganze Welt besiegen wollte, und wirklich auch einen großen Theil der damals bekannten Länder siegreich durchzog, ja bis an den Ganges und bis nach Thrazien kam. Mag auch manches, was von diesem ägyptischen Alexander und seinen ungeheuern Heeren erzählt wird, übertrieben seyn, so ist doch nicht Alles gerade hin für ein Mährchen zu erklären, obwohl vielleicht, was von Mehrern gethan wurde, Einem zugeschrieben worden ist. Denn auch als Regent soll Sesostris nach seiner Rückkehr von dem neunjährigen Feldzuge für Aegypten Vieles und Ruhmwürdiges gethan haben. Dahin gehört die Erbauung prächtiger Tempel und einer Art großer chinesischer Mauer zur Schutzwehr des Landes, ferner, daß er eine Menge Canäle graben ließ, um die Ueberschwemmung gehörig zu vertheilen, und auch das ganze Land auf seinen Befehl geometrisch vermessen wurde, um Jedem das gebührende Theil anweisen zu können. Nach einer 33jährigen Regierung soll er im hohen Alter erblindet seyn, und sich selbst getödtet haben. Möge man nun auch über diese Angaben urtheilen, wie man will, so ist doch gewiß, daß Sesostris den Alten allgemein für eine wirkliche Person galt, und zu-

gleich für einen der größten und berühmtesten Herrscher und Eroberer. St.

Sessa (Carl Borromäus Alexander), der lange Zeit unbekannte Verfasser der dramatischen Posse Unser Verkehr, welche als eine Persiflage auf die Juden trotz ihrer Unbedeutenheit mehr Aufsehn erregt und Beifall erhalten hat, als selten ein vorzügliches Werk der Art. Er war 1786 zu Breslau geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte auf der Leopoldinischen Universität den s. g. philosophischen Cursus mit solcher Auszeichnung, daß er schon 1804 die Magisterwürde erhielt, widmete sich dann zu Halle, hauptsächlich unter Reil und Steffens, der Medicin, und ging 1806 nach Wien, wo er ein Jahr lang unter dem berühmten Beer besonders die Augenkrankheiten studirte. Im J. 1808 ging er nach Frankfurt an der Oder, wo er durch Vertheidigung seiner Abhandlung de ophthalmia syphilitica die medicinische Doctorwürde erwarb. Nachdem er 1810 noch einmal Wien und dann Berlin besucht hatte, ohne seine Absicht, ein akademisches Lehramt zu erhalten, zu erreichen, ging er nach Breslau zurück, trat hier mit dem glücklichsten Erfolg als practischer Arzt auf, ward aber noch vor dem Schluß des verhängnißvollen Jahres 1813 ein Opfer der Typhusepidemie. Einzelne treffliche Abhandlungen von ihm über die Augenkrankheiten und Bruchstücke eines größern Werks über die Geschichte der Sinne enthält das Archiv der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Von seinen poetischen Arbeiten ist außer einigen Gedichten nichts im Druck erschienen, als das erste Heft der scherzhaften Zeitung für Narren und ihre Freunde, die er selbst vorahnend Makulatur überschrieben hatte, und erst nach seinem Tode die Posse Unser Verkehr, in welcher sämmtliche handelnde Personen Juden von verschiedenen Ständen und Bildungsgraden sind, eine Idee, die reichen Stoff zu einem wahrhaft drastischen Lustspiel darbot, deren Ausführung aber höchst dürftig, schwach und einförmig ausgefallen ist. Lob dagegen verdient die Sprache, welche aus der ganz eigenthümlichen Gesprächsweise der Juden, mit großer Charakteristik in der Bezeichnung ihrer verschiedenen Lebensbildung recht eigentlich abgeschrieben ist.

Sessi, ein durch die Annalen des neuern Kunstgesangs sehr bekannter Name, welchen mehrere aus ursprünglich italienischem Geschlecht stammende Sängerinnen berühmt gemacht haben. Vorzüglich gehören hieher fünf Schwestern, deren Vater früher in Rom bei dem Monte della pietà angestellt war, späterhin aber sich mit seiner Familie 1794 nach Wien begab. Die älteste, Marianna Sessi (Sessi-Natorp, weil sie 1795 einen Kaufmann Natorp heirathete), ist noch jetzt als eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland bekannt, obgleich ihre Stimme, die ehedem ganz vorzüglich voll und kräftig gewesen seyn muß, jetzt an Höhe, Fülle und Energie bedeutend verloren hat. Sie war bei der Opera seria in Wien seit 1793 engagirt, ging ohngefähr 1804 nach Italien, wo sie zwei Jahre in Neapel am Theater S. Carlo sang, dann auf lange Zeit nach London. Im J. 1817 und 18 reiste sie im nördlichen Deutschland und trat besonders in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg mit dem größten Beifall auf, von da ging sie über Copenhagen nach Stockholm, wo sie noch jetzt sich zu befinden scheint. Ueberall hat man die Rundung und Sicherheit in ihren Passagen, und den mit großer Fertigkeit verbundenen kräftigen Ausdruck bewundert. Die zweite dieser Schwestern, Imperatrice Sessi, hat aber den größten Namen als

Sängerin erlangt, der sich auch lange noch nach ihrem Tode fortbehauptet. Sie bildete sich in Wien zuerst, und trat 1804 zum ersten Male öffentlich auf, ging aber gleich darauf nach Venedig, wo sie während des Carnevals 1805 durch ihren Gesang das Publikum so bezauberte, daß sie bei ihrem letzten Auftreten daselbst, wo Sonetten von allen Farben und Formen zu ihrer Ehre gedichtet auf die Bühne flogen, wo ihr in Kupfer gestochenes Bildniß unter die Zuschauer geworfen wurde, wo man sie in einem Abende dreimal herausrief, und das eine Mal mit Ueberreichung eines Blumenstraußes in einem reich verzierten silbernen Becken, das andere Mal mit einer Lorbeerkrone beehrte, — den höchsten Triumph einer Künstlerin feierte. Sie ging darauf nach Florenz. Hier sang sie, betrauert von allen Gesangfreunden, ihren Schwanensang; denn sie starb hier 1808 im October, in dem Hause ihrer Aeltern, im 25sten Jahre an einer Auszehrung. Nach Gerber war sie an ihren Schwager, den K. K. Major von Natorp verheirathet. Im Ausdruck und der Declamation soll sie das Höchste erreicht haben, was man in neuerer Zeit gehört hat, dabei aber eine jugendlich volle und ins Herz dringende Stimme, und einen vortrefflichen Vortrag besessen haben. An ihrem oft zu Thränen rührenden Gesang entwickelte sich vorzüglich das Talent ihrer jüngern Schwester, Anna Maria Sessi, welche als eine der ausdrucksvollsten und gediegensten italienischen Sängerinnen in Deutschland bekannt ist. Sie ist in Rom 1793 geboren, kam im ersten Jahre ihres Lebens nach Wien, und entwickelte sich durch Hören und Unterricht so schnell, daß sie schon im 12ten Jahre mit ihren Schwestern öffentlich auftrat, zuerst in Wien, dann in Bologna. In Florenz widmete sie sich noch gründlicher dem Studium des Gesangs und erwarb sich durch sorgfältige Uebung die Festigkeit und Gewalt über ihre Stimme, welche die Grundlage des ächten italienischen Gesangs ist. Zwei Jahre lebte sie dann bei ihrer ältern Schwester in Neapel, unter deren Leitung sie nun ihre Bildung vollendete. Im J. 1811 ging sie nach Wien, wo sie in mehreren Vorstellungen in der italienischen, und als diese einging, in der deutschen Oper mit Anerkennung auftrat. Im J. 1813 verheirathete sie sich in Wien (woher sie den Namen Neumann-Sessi führt), sang dann 1814 auf dem Theater in Pesth, trat während des Congresses wieder in mehrern Gastrollen in der deutschen Oper in Wien auf, und reis'te 1815 über München nach Carlsruhe, Frankfurt, Hannover, Hamburg und über Leipzig nach Wien zurück. An letzterm Orte machte sie sich dem Publikum durch ein Conzert so vortheilhaft bekannt, daß sie zuerst für die Winterconzerte in Leipzig 1816 und 17, und dann bei dem neuerrichteten Stadtheater daselbst engagirt wurde, wo sie, einige kleine Kunstreisen abgerechnet, sich bis diesen Augenblick ununterbrochen aufgehalten, und den ausgezeichnetsten Beifall, so wie die größte Achtung des Publikums gesichert hat. Sie beherrscht ihre durchdringende Stimme, die in dem Uebergange in die Kopftöne etwas scharf, darüber hinaus aber sehr voll und hellklingend ist, mit seltner Gewalt und Artikulation, und eignet sich durch ihren festen und kräftigen nie überladenen Vortrag besonders für den großen leidenschaftlichen Gesang; daher die Parthie der Vestalin Julie und der Amenaide zu ihren Hauptleistungen gehört; wiewohl sie im Ganzen mehr Conzertsängerin als Theatersängerin ist. Im Recitativ ist sie selbst von den meisten Italienern unerreicht. Die vierte und fünfte

dieser Schwestern, Vittoria und Carolina, wovon die erstere in Wien, die zweite in Neapel verheirathet lebt, sind weniger bekannt. Noch gibt es aber eine Dem. Maria Theresia Sessi, welche eine Cousine der genannten Schwestern ist, und sich zuerst in Wien, dann in Italien als Sängerin gebildet hat, seit einiger Zeit aber im südlichen Deutschland mit vorzüglichem Lobe ihrer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit, und einer wohlklingenden, umfassenden Stimme an mehrern Orten aufgetreten ist.

Session (deutsch Sitzung), die Zusammenkunft und Sitzung einer Gesellschaft oder eines weltlichen oder geistlichen Collegiums zur Verrichtung vorliegender Geschäfte; daher Sessions- oder Sitzungstag, der zu jenem Zweck bestimmte Tag. — Session heißt auch in Schottland ein hohes Gericht, welches aus einem Präsidenten und vier außerordentlichen Senatoren besteht, welche man insgesammt Lords of the Session nennt. Dieses Gericht verwaltet das Justizwesen, hält jährlich zwei große Termine, und wird in das äußere und innere Haus eingetheilt, davon das erstere jede Woche wechselsweise von einem Senator bestellt wird, der die Sachen schleunig expedirt, und von dem man an das innere Haus appelliren kann.

Sesterz (sestertius), eine bekannte, sehr gewöhnliche Silbermünze der Römer, an Werth 2½ As (daher der Name sesquitertius, drittehalb). Der Werth, nach unserm Gelde berechnet, betrug ungefähr 1 Gr. 3 Pf. oder 4 Kr., und war nicht zu allen Zeiten ganz derselbe. Wohl zu unterscheiden ist die neutrale Form: Sestertium, welche gewöhnlich in der Mehrzahl vorkommt und keine wirkliche Münze, sondern eine Summe von 1000 Sesterzen, also ungefähr von 50 Thlr. bezeichnet. Besonders zu bemerken ist hierbei noch, daß, wenn ein Zahlwort als Adverbium zu sestertium gesetzt wird, dann so viel 100,000 Sesterzen zu verstehn sind. Z. B. quadragies sestertium sind 4 Millionen Sesterzen, und decies sestertium, 1 Million, wo das Wort sestertium auch öfters ganz weggelassen wird. Die gewöhnliche Bezeichnung ist H. S. d. h. L. L. S., nämlich 1 Pf. (libra) 2 mal und ½ Pf. (semis). Sehr gewöhnlich sagte man auch statt sestertius, im gemeinen Leben, numus. Als Gewicht betrug ein Sesterz ungefähr 15⅞ Gran französ., oder 0,228 Quentchen berliner Gewicht.

Sestetto, s. Septett.

Sestine, eine lyrische Dichtungsform, welche wesentlich auf folgender äußeren Einrichtung beruht. Die Sestine umfaßt sechs sechszeilige Strophen und eine dreizeilige; der Vers ist (wenigstens in der Regel) der fünffüßige Jambus, der bei dem männlichen Reim aus zehn, bei dem weiblichen aus elf Sylben besteht. Das eigentlich Charakteristische der Sestine aber liegt darin, daß in jeder der sechs Strophen die sechs Schlußworte der ersten wiederkehren, und zwar in der Ordnung, daß das Schlußwort des sechsten Verses der ersten Strophe zum Schlußwort des ersten Verses der zweiten Strophe wird, die andern fünf Verse der zweiten Strophe aber mit den Schlußwörtern der fünf ersten Verse der ersten Strophe in willkürlicher Ordnung endigen. Die dritte Strophe wird eben so nach der zweiten gebildet, wie diese nach der ersten gebildet worden, und so jede folgende nach der nächstvorhergehenden, so daß jedes der sechs Schluß-



wörter einmal das letzte und einmal das erste in einer Strophe gewesen, und der letzte Vers der sechsten Strophe mit dem ersten Verse der ersten Strophe auf einerlei Schlußwort ausgeht. Die dreizeilige Strophe, womit die Sestine endigt, wiederholt die sechs Schlußwörter nochmals in der Ordnung, wie sie sich in der ersten Strophe finden; jeder Vers enthält zwei davon, eins in der Mitte, und eins am Ende. Sonst findet sich der Reim in der Sestine weiter nicht. Die Form ist südlichen Ursprungs. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treffliche Sestinen. Ueberhaupt ist sie wohl von den Italienern, und nächst diesen von den Spaniern, am meisten ausgebildet worden. In der neuesten Zeit ist sie auch in die deutsche Poesie verpflanzt worden, wovon man Beispiele in Raßmanns Blumenlese südlicher Spiele (Berl. 1817) finden kann. Troß des Zwanges, den die äußere Form auflegt, ist sie von einzelnen Meistern zum Ausdruck sanfter Gefühle trefflich gebraucht worden; die stete Wiederkehr derselben Endworte verstattet zwar keine große Abwechslung, führt aber auch keineswegs nothwendig Einförmigkeit mit sich; vielmehr ist die Mannichfaltigkeit der Betrachtungen und Gefühle oft zu bewundern, die ein ideenreicher, scharfsinniger Dichter an dieselben Begriffe zu knüpfen gewußt hat. Die Sestinenform, wie einige Kunstrichter gethan, ohne weiteres verwerfen, verräth mindestens Einseitigkeit und Vorurtheil.

Sestini (Domenico), ein gelehrter Antiquar und einer der ersten Numismatiker unsrer Zeit, Mitglied der Akademie der Inschriften, der Crusca, der münchner Akademie u. s. w., ist gegen 1750 zu Florenz geboren. Er trat früh in den geistlichen Stand, widmete sich aber ganz dem Studium des classischen Alterthums und der Naturwissenschaften, insbesondre der Botanik. Um seine Kenntnisse zu erweitern und aus Begierde zu reisen, verließ er schon jung das älterliche Haus. Er verließ 1774 Florenz, sah Rom und Neapel und ging nach Sicilien, um die reichen Sammlungen des Fürsten Biscari zu untersuchen. Er blieb drei Jahre bei demselben als sein Bibliothekar und Antiquar und erwarb sich einen Schatz von archäologischen Kenntnissen. Da aber die Luft seiner Gesundheit nicht zusagte, gab er 1777 diesen Posten auf, und ging über Malta und Smyrna nach Constantinopel, wo er 1778 ankam. Um der Pest auszuweichen, folgte er dem neapolitanischen Gesandten, dem Grafen Ludolf, auf dessen anmuthigen Landsitz an den Ufern des Bosphorus, von wo aus er mehrere Excursionen machte, unter anderen auch nach dem Olymp in Bithynien, dessen für unzugänglich gehaltnen Gipfel er erstieg. Bei seiner Rückkehr nach Constantinopel war er besonders dem englischen Gesandten Ainslie behülflich, eine der reichsten Sammlungen griechischer Münzen anzulegen. Nachdem er lange in der Wallachei verweilt und 1781 über Wien wieder nach Constantinopel gekommen war, war er entschlossen, Georgien zu besuchen, als der Resident der englischen Compagnie bei dem Nabob von Golconda ihm vorschlug, wenigstens bis Golconda mit ihm zu reisen. Er würde diese Reise bis Indien fortgesetzt haben, wenn nicht der Krieg ihn daran verhindert hätte. Er besuchte auf dem Rückweg Cypern und Aegypten und war 1782 wieder in Constantinopel. Er beschäftigte sich jetzt eifrig mit der Abfassung seiner verschiednen Werke. Sein Plan war, die reichsten Münzsammlungen von Europa zu besuchen und alle noch unbeschriebnen Stücke in einem Werke zusammenzufassen. Nach einem langen Aufenthalt zu Berlin, ging er 1810 nach Paris und von da

nach Florenz, wo er 1812 als Antiquar, nach der Rückkehr des Großherzogs, aber als Professor honorarius an der Universität Pisa angestellt wurde. Er hat sich seitdem lange in Ungarn aufgehalten, um die reiche Münzsammlung des Grafen Wiczay zu Hedervar zu ordnen und zu beschreiben. Die zahlreichen Werke Sestini's beziehen sich, außer seinen Reisebeschreibungen, meistens auf die Münzkunde und sind für diese Wissenschaft classisch.

Seume (Johann Gottlieb), bekannt durch seine Schriften und Schicksale, mehr noch durch seine Sonderbarkeiten und Bizarrerien, war den 29. Jan. 1763 in dem Dorfe Poserna bei Weißenfels geboren, woselbst sein Vater Bauer war. Unverschuldete Unglücksfälle zerstörten den Wohlstand und das Leben desselben. Des hülflosen Knaben nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthayn edelmüthig an. Da er Anlagen bei ihm entdeckte, ließ er ihn bei dem Rector Korbinsky in Borna und bei Martini auf der leipziger Nicolaischule unterrichten. Seume machte schnelle Fortschritte, besonders in der alten Literatur, und ward darauf akademischer Bürger, um Theologie zu studiren. Da er sich aber mit dem damaligen Geiste derselben nicht befreunden konnte, beschloß er, sich durch einen Gewaltschritt auf einmal davon zu befreien. Er bezahlte eines Abends seine Schulden und machte sich, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, auf den Weg nach Paris. Aber schon am dritten Abende fiel er in dem Dorfe Vach Werbern für Amerika in die Hände. Er nahm Dienste und wurde unter den hessischen Truppen dahin eingeschifft. Nachdem er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit bis zum Frieden gefochten hatte, kehrte er mit seinen Landsleuten nach Europa zurück. Aus Furcht, an die Preußen verkauft zu werden, entsprang er in Bremen. Dennoch gerieth er nach wenig Tagen unter preußische Werber. Er ward nach Emden gebracht, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Auch hier entfloh er zwei Mal, wurde jedes Mal wieder eingeholt und entging nur auf vieles Vorbitten der Todesstrafe. Seume wünschte sehnlichst, in sein Vaterland zurückzukehren, und da ein wackrer Bürger sich mit 80 Thalern für ihn verbürgte, erhielt er Urlaub. Er ging nach Leipzig, fest entschlossen, in das Soldatenjoch nicht zurückzukehren, bezahlte von dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans Honorie Warren, der 1788 gedruckt wurde, die Caution, widmete sich nun in Leipzig ganz den Wissenschaften und gab Unterricht in lebenden Sprachen. Im J. 1792 ward er Magister. Nach einiger Zeit nahm er eine Secretärstelle bei dem russischen General Igelström an, der die polnischen Angelegenheiten leitete, kam mit demselben 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Als in Warschau der furchtbare Aufstand der Polen gegen die Russen ausbrach, war Seume gegenwärtig. Er ward polnischer Gefangner und war als solcher ein Zeuge der Erstürmung Praga's und der sie begleitenden Greuelscenen. Auf Befehl der russischen Kaiserin begleitete er nach seiner Befreiung einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig. Aber seine Aussichten auf eine ansehnliche Beförderung gingen nach Catharinens Tode zu Grunde, da er bis zu der Zeit, auf welche der Kaiser Paul alle Abwesende in das Reich zurückrief, daselbst nicht eintreffen konnte, und er in Folge dessen aus der Dienstliste gestrichen wurde. Er blieb in Leipzig, wo er über alte Classiker las, Unterricht in der englischen Sprache ertheilte und seine „wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" (Leipzig 1796), die „zwei Briefe über die neueßten

Veränderungen in Rußland" (Zürich 1797), und seine „Obolen" (Leipzig, 1797, 2 Theile) herausgab. Später folgte er der Einladung seines trefflichen Freundes Göschen, und übernahm das Amt eines Correctors in dessen Druckerei zu Grimma, die damals mit verschiedenen Prachtausgaben beschäftigt war. Klopstocks Werke verdanken seinem Fleiße den hohen Grad der Correctheit, wodurch sich der Druck auszeichnet. Alxingers Bliomberis empfing außerdem von ihm manche verbessernde Nachhülfe. Um aber diesen einförmigen Geschäften nach und nach nicht ganz zu erliegen, beschloß er eine Fußreise durch Italien nach Sicilien zu machen, um, wie er sagte, den Theokrit da zu lesen, wo er gedichtet. Rüstig und abgehärtet, wie er war, trat er diese Reise von fast 600 Meilen, die er einen Spaziergang nach Syrakus nannte, im Monat December 1801 an, und kam nach 9 Monaten, in welchen er Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besucht hatte, nach Leipzig zurück. Die Abenteuer dieses Spaziergangs hat Seume dem Publikum erzählt, das ihm mit Vergnügen zuhörte, wiewohl man nicht verkennen darf, daß diese Reisebeschreibung einzig und allein demjenigen Unterhaltung gewähren kann, der an dem Verfasser Interesse nimmt, indem sie weder über Menschen, noch über Kunst und Wissenschaft irgend etwas Erhebliches enthält. Die Eilfertigkeit, mit der Seume reis'te, verbunden mit seinem in sich gezognen Charakter, ließ die Gegenstände nur flüchtig an seinem Auge vorübergehen, und erlaubte ihm nicht, sie untersuchend und prüfend zu durchdringen, sich anzueignen und zu befruchten (Spaziergang nach Syrakus; 3te Auflage in 3 Theilen 1811). Eine ähnliche Fußreise machte Seume 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden. Er beschrieb sie unter dem Titel: Mein Sommer im Jahre 1805 (Hamburg 1806). Die Vorrede ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Daß er bei solchen Gesinnungen die nachfolgenden, für Deutschland so unseligen Ereignisse nicht gleichgültig ansehen konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er litt dabei und wurde verschlossner. Seine Gesundheit schwand und nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen Leiden gekämpft hatte, starb er am 13. Junius 1810 zu Töplitz, wo er Genesung suchte. Als Mensch verdient Seume die ehrenvollste Anerkennung seines Werths, wiewohl er nicht frei war von jener Eitelkeit, die durch Diogenes zerrissenen Mantel hervorblickte, nur daß sie sich bei ihm auf andere Weise äußerte, denn vom Cynismus war er weit entfernt. Seine Lebenserfahrungen und Schicksale, besonders wohl eine frühere unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, ohne daß er darum die Welt haßte oder ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft und Klugheit genug, was ihm versagt war, mit Anstand zu entbehren, und Stolz genug, kein Verlangen darnach zu äußern. Seinen Freunden, die ihn ganz kannten und durchschauten, wird er stets theuer und unvergeßlich seyn. Als Schriftsteller und Dichter hat er sich nicht über das Mittelmäßige erhoben, da ihm bei einer kräftigen, oft ungezügelten Phantasie die künstlerische Besonnenheit und Klarheit fehlte, er auch Sprache und äußere Form nur unvollkommen beherrschte. Nach seinem Tode erschien sein Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts, (auch unter dem Titel: Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute), der viel Gutes und Wahres enthält. Sein Leben, das er unvollendet hinterließ, hat Clodius beendigt.

Sevennen (Sevennes, auch Cevennes), ein bedeutendes Gebirge im südlichen Frankreich, welches sich aus den Pyrenäen mit niedrigen Bergen erhebt, seinen Namen und seine größte Höhe über der Nordseite des ehemaligen Languedoc in der Provinz Auvergne erhält, dann sich theils an die Rhone anschließt, theils durch andere Bergreihen gegen Norden fortzieht. Eine der höchsten Spitzen bildet der Berg **Cantal**, welcher jetzt einem eigenen Departement den Namen gibt, und sich 5900 Fuß über die Meeresfläche erhebt. In den rauhesten Gegenden dieser Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und von den Kastanien, welche die vielen Wälder liefern, an den sanftern Abhängen werden aber außer der Viehzucht auch Getreidebau, besonders Maisbau und Manufacturen, vorzüglich von einheimischer Wolle, betrieben. Diese Gebirge dienten den so lange von der catholischen Geistlichkeit verfolgten Hugenotten zu einem ihrer hauptsächlichsten Zufluchtsorte. Als gleich im Anfange des 18ten Jahrhunderts der Fanatismus sie auch hier verfolgte, und die königlichen Beamten die Abgaben mit Strenge von ihnen foderten, griffen die erbitterten Bergbewohner, durch vergebliche Propheten und die Hoffnung auswärtiger Unterstützung angefeuert, zu den Waffen. Religiöse Schwärmerei, die für Gewissensfreiheit und Verminderung der Abgaben stritt, machte diese anfangs verachteten Leute (Camisarden, s. d. Art.) fürchterlich, so wie ihre steilen Berge sie fast unbezwingbar machten. Ludwig XIV. mußte viel Truppen und einige seiner besten Generale, unter andern den Marschall **Villars** (s. d. Art.) gegen sie schicken, denen es erst nach einiger Zeit gelang, sie zu unterdrücken. Doch leben noch jetzt viele Reformirte in diesen Gegenden.

Severianer, Severiten, s. **Gnosis, Monophysiten** und **Secten**.

Severus (Cornelius), ein römischer Dichter aus dem Zeitalter Augusts. Er ist Verfasser eines Gedichts unter dem Titel: **Aetna**, welches dem Virgil zugeschrieben ward. Er soll nach Quintilians Behauptung auch eine Geschichte des sicilianischen Krieges in Versen geschrieben haben. Einige Zeilen von ihm auf den Tod Cicero's werden von Seneca angeführt. Von seinem Gedichte Aetna hat man eine elegante Ausgabe in Duodez (Amsterdam 1703) und eine Uebersetzung von C. Arn. Schmid (Braunschweig 1769).

Severus (Lucius), ein römischer Kaiser, wurde zu Leptis in Afrika 146 nach Chr. Geb. geboren. Sein Vater Septimius Geta war römischer Patricier, und die beiden Brüder desselben waren Consuln. Severus erhielt eine vortheilhafte Erziehung, und machte große Fortschritte in der Beredsamkeit; aber sein Hang zu Vergnügungen und Ehrsucht war überwiegend. Er kam nach Rom, Marcus Aurelius m[illegible] ihn zum Senator, und schnell nach einander bekleidete Sev[illegible] fast alle römischen Staatsämter. Als Quästor kam er nach Afrika. Nachher erhielt er den Oberbefehl über eine Legion in Spanien, und späterhin verlebte er einige Zeit in Athen, ward aber bald darauf Statthalter im District von Lyon, Consul und endlich Befehlshaber der Truppen an den Ufern der Donau in Ungarn. Diesen bedeutenden Posten erlangte er bei dem Tode des Commodus. Als nach der Ermordung des Kaisers Pertinax sich Didius Julianus auf eine unrühmliche Weise des Reichs bemächtigte, ließ sich Severus durch seine pannonischen Legionen zum Kaiser erklären (193). Beherzt und staatsklug, fähig zur Ertragung von Mühseligkeiten und

Beschwerden jeder Art, mit Schnelligkeit ausführend, was er mit Klugheit beschlossen hatte, durfte Septimius Severus sich wohl in einen Streit einlassen, der nur durch Stärke des Arms und Gewandtheit des Geistes entschieden werden konnte. Da er wußte, daß nichts zum Gelingen seines Vorsatzes nöthiger war als Schnelligkeit, so setzte er, nach einer kraftvollen Rede an seine Truppen, sich sogleich zu Fuß an der Spitze eines auserlesenen Heeres in Marsch, und theilte alle Beschwerlichkeiten des ununterbrochenen schnellen Feldzuges auch mit dem gemeinsten Soldaten. Ohne Widerstand betrat er Italien; der unglückliche Julian war unfähig, kräftige und wirksame Maßregeln zu ergreifen. Als er sich Rom näherte, ward sein Mitbewerber vom Senat abgesetzt und hingerichtet, und Severus empfing zu Interamna den Beschluß, wodurch er zum Kaiser erwählt war. Seine erste Handlung war die Bestrafung aller derjenigen von der prätorianischen Wache, welche unmittelbar an der Ermordung des Pertinax Theil genommen hatten. Dies war aber auch alles Blut, was seine Thronbesteigung bis zu diesem Moment kostete. Aber wenn er gleich das Leben der übrigen rebellischen Mitglieder dieser Garde schonte, so beschloß er doch die Auflösung dieses militärischen Körpers. Er befahl deßhalb der prätorianischen Wache, vor ihm, auf einer Ebene unweit Rom, ohne Waffen zu erscheinen; dort ließ er sie von Legionen umzingeln, sie ihre kriegerische Kleidung ablegen, und verwies sie, nachdem er ihnen ihre Treulosigkeit und ihren Ungehorsam vorgeworfen hatte, auf 100 Meilen weit von der Hauptstadt. Dennoch blieb sein Thron wankend, da er noch mit dem Pescennius Niger, Statthalter von Syrien, und dem Befehlshaber in Britannien zu streiten hatte. Niger war von beiden der mächtigste; Severus beschloß daher, ihn zuerst anzugreifen, überfiel ihn ohne weitere Kriegserklärung, und nachdem er seinen Gegner und dessen Feldherren in verschiedenen Schlachten geschlagen hatte, von denen die letzte bei Issus in Cilicien vorfiel, wurde Niger selbst auf der Flucht nach dem Euphrat getödtet. Severus bediente sich seines Sieges als Tyrann. Erst verbannte er die Söhne des Niger, später ließ er sie hinrichten. Die Städte, welche es mit seinem Nebenbuhler gehalten hatten, wurden an Gelde, die Senatoren aber, die in der Armee desselben gedient hatten, am Leben gestraft. Als er nach langer Belagerung Byzantium eingenommen hatte, ließ er es niederreißen, so daß es kaum noch ein Dorf blieb, und beraubte alle Einwohner ihres Eigenthums. Nach seinem Siege über den Pescennius Niger blieb er längere Zeit in Asien und erfocht über die Parther und andre barbarische Völker mehrere Vortheile. Severus war jetzt zu mächtig geworden, um noch länger einen Theilnehmer seiner Macht zu dulden. Er beraubte den Albinus seiner Vorrechte und seines Titels als Cäsar, gerade da derselbe auf den Rang eines Augustus (wie die Römer ihre Imperatoren nannten) Anspruch machen wollte. Darauf erfolgte ein offener Bruch; beide versammelten ihre ganze Macht, um den Streit zu entscheiden. Sie trafen (197) bei Lyon, jeder an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, zusammen. Nach einer langen zweifelhaften Schlacht siegte Severus, und Albinus stürzte sich, da er sahe, das Alles verloren war, in sein Schwert. Jetzt, da Severus allein Herr des Reichs war, überließ er sich ohne Rückhalt seiner Grausamkeit. Nachdem er die Familie des Albinus, und die vornehmen, in der Schlacht gemachten Gefangenen, nebst vielen Einwohnern Galliens, die seinen Nebenbuhler unterstützt hatten, hinrichten lassen, machte er auch dem

römischen Senat, der sich dem Albinus günstig bezeigt hatte, seine Strenge fühlbar. Um jenen zu beschimpfen, bewies er dem Andenken des Commodus, der für ehrlos erklärt war, göttliche Ehre, hielt nach seiner Ankunft zu Rom eine drohende und verweisende Rede an den versammelten Senat, von dessen Mitgliedern 29 (nach Andern 41) ohne Verhör sogleich hingerichtet wurden. Da er wußte, daß er durch seine Uebelthaten sich den höhern Ständen verhaßt gemacht hatte, so suchte er durch Schauspiele, Gnadenbezeigungen und Befreiungen von lästigen Abgaben sich das Volk zu befreunden; und daher herrschte während seiner Regierung Friede und Wohlstand in seinem Reiche. Besonders suchte Severus die Liebe der Armee zu gewinnen, und die Vermehrung des Soldes, die Vorrechte und Freiheiten, welche er seinen Truppen gestattete, und die zur Auflösung aller kriegerischen Disciplin hinführten, können als wichtige Ursachen des Verfalls des römischen Reichs betrachtet werden. Seinen Liebling Plautianus ernannte er zum Befehlshaber der neuen, von ihm statt der ehemaligen prätorianischen Leibwache eingeführten Garde, welche größtentheils aus Eingebornen fremder Nationen bestand, mit einer ungewöhnlichen Gewalt. Durch seine Regierung wurde der letzte Anschein einer republikanischen Regierung verwischt, und eine durchaus unumschränkte monarchische Gewalt in Rom eingeführt. Nach mehrern glücklichen Kriegen gegen die Parther, Armenier, Araber ꝛc. kehrte er nach fünf bis sechsjähriger Abwesenheit (203) nach Rom zurück. Die Grausamkeit des Severus schien mit seinen Jahren zu wachsen, aber sein äußeres Glück ward durch die Uneinigkeit seiner Söhne, und besonders durch die Wildheit des ältern getrübt. Jetzt machte er, von seinen Söhnen begleitet, an der Spitze eines starken Heeres einen Feldzug nach England, wo er den südlichen Theil von Caledonien (dem jetzigen Schottland) bis an die Flüsse Clyde und Forth eroberte. Mehrfache Angriffe seines unnatürlichen Sohnes Caracalla auf sein Leben, verbunden mit Alter und Schwäche, versetzten ihn in seinen letzten Tagen in einen jammervollen Zustand, sowohl in Rücksicht des Geistes als des Körpers, und er starb (209) zu Eboracum (York) im 66sten Jahre seines Alters. Die Geschichtschreiber sind uneinig, ob man den Severus unter die Zahl der guten, oder der schlechten Kaiser rechnen solle; denn obgleich seine Untreue gegen seine Mitbewerber, seine Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde, und die allgemeine Strenge in seiner Verwaltung eben keine zu günstige Ansicht seines sittlichen Charakters geben, so war er doch ein Fürst, der die wahrhaft kaiserlichen Tugenden der Thätigkeit, des Muthes, der Ordnungsliebe und Aufmerksamkeit zur Abstellung von Mißbräuchen, der strengen und unparteiischen Justizpflege, und einer einfachen, mäßigen Lebensart ausübte. Er war ein vortrefflicher Menschenkenner, und das Reich ward im Ganzen von ihm gut regiert. Anfangs war er dem Christenthume zugethan, und ließ seinen Sohn Caracalla darin unterrichten; aber die schnelle Zunahme dieser Religionspartei an Anhängern beunruhigte ihn, so daß er einen Strafbefehl gegen Bekehrungen zum Juden- und Christenthum erließ, welcher als der Anfang der fünften Verfolgung der Christen angesehen wurde.

P. N.

Sevigné (Marie von Rabutin, Marquise von), eine berühmte Briefstellerin, war geb. 1626. Ihr Vater, Baron von Chantal und Bourbilly und Haupt der Linie von Bussy-Rabutin, hinterließ sie in ihrer Kindheit als Erbin jenes Hauses. Ihr Rang und das Angenehme

ihrer Erscheinung und Unterhaltung erwarben ihr viele Bewunderer, und 1644 heirathete sie den Marquis von Sevigné, der 1651 in einem Zweikampf blieb, und sie als Witwe mit einem Sohn und einer Tochter hinterließ. Sie widmete sich von jetzt an bloß der Erziehung ihrer Kinder und der Ausbildung ihres Geistes durch Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Leuten. Sie hegte eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihre Tochter, welche 1669 sich mit dem Grafen von Grignan verheirathete, und demselben nach der Provence, wo er Gouverneur war, folgte. Diese Trennung gab Veranlassung zu dem größten Theil der Briefe, welche der Marquise von Sevigné einen so großen Ruhm erwarben, obgleich sie auch noch mit vielen andern Personen correspondirte. Manche dieser Briefe hätten, da sie bloß häusliche Verhältnisse betrafen, mit geringem Verlust für die Welt ungedruckt bleiben können; aber auch manche derselben sind belebt durch kleine Anekdoten, durch Bemerkungen über Menschen und Bücher, durch sittliche Schilderungen aus der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, und durch so viele witzige und launige Einfälle, daß sie eine höchst angenehme Unterhaltung gewähren. In Rücksicht des Briefstyls bleiben sie Muster, welche von Wenigen erreicht oder übertroffen werden dürften. Ein höchst natürlicher Ausdruck, belebt durch die reizendsten Darstellungen und Empfindungen, und verbunden mit einer lieblichen Tändelei, welche selbst Kleinigkeiten Interesse und Anmuth gibt, machen das Charakteristische dieser Briefe aus. Der Graf von Bussy-Rabutin, ein Verwandter und fleißiger Correspondent der Sevigné, sagt in einem Briefe an dieselbe: „Ihre freie und leichte Schreibart gefällt mir mehr als die Regelmäßigkeit der meisten Ehrenmänner der Akademie." Es ist der Styl einer geistreichen Frau von Stande, der auch ernstere Gegenstände erheitert. In den Briefen an ihre Tochter erregen jedoch die zu häufigen Schmeicheleien, welche sie der letztere über ihre Talente und ihre Schönheit sagt, zuweilen den Ueberdruß des Lesers. Besonders scheint die Schönheit der Gräfin und die Erhaltung derselben eine Hauptquelle der mütterlichen Zärtlichkeit und ein großer Gegenstand ihrer Besorgnisse zu seyn. Wirklich erhob sich Frau von Sevigné, ungeachtet ihrer wirklich bedeutenden Einsichten und ihres ziemlich gebildeten Verstandes, in ihren Ansichten und Grundsätzen nicht viel über ihr Zeitalter und ihr Geschlecht. Sie war eingenommen für Rang und äußern Glanz, strebte nach Bewunderung, und ließ sich leicht verleiten, werthlose Vollkommenheiten höher als wirkliche zu schätzen. Sie hatte tiefen Sinn für Religion, und wünschte ihn mit dem Leben der feinen Welt, deren Sitten und Grundsätze, bei dem damals so strengen System der Katholiken, doch so weit davon entfernt waren, in Einklang zu bringen, und dies Bemühen leuchtet sehr stark aus vielen ihrer Briefe hervor. Man hat die Schriftstellerin des Mangels an Geschmack beschuldigt, weil sie für Racine's poetische Verdienste keinen Sinn hatte; aber dies war ihrer Vorliebe für Corneille zuzuschreiben. Sie starb 1696 im 70sten Lebensjahre. Die besten Ausgaben ihrer Briefe sind Lettres de Madame de Sevigné, Dresde 1753, 9 Vol., nachher Par. 1775, 8 Vol. 12. und 1801, 10 Vol. 12.

Sevilla, die größte Stadt in Spanien und nach Madrid die zweite im Range, liegt in Niederandalusien, in einer Ebene am Flusse Guadalquivir, und ist die Hauptstadt der nach ihr benannten Provinz. Mit den Vorstädten hat sie einen Umfang von 3½ geographischen Meilen, 12 Hauptthore, eine Kathedralkirche, 29 Pfarrkirchen,

84 Klöster, 13,500 Häuser und 96,000 Einwohner. Die Stadt ist übrigens schlecht gebaut, hat enge, krumme und nicht gut gepflasterte Straßen. Der Boden ist sehr sumpfig, weßhalb auch viele Häuser auf Pfählen ruhen. Die Kathedralkirche, ein altes maurisches Gebäude, ist die größte in Spanien, und reich an Kostbarkeiten und Gemälden. An derselben ist ein Thurm 350 Fuß hoch, der inwendig so gebauet ist, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. In diesem Thurm hängen 22 Glocken, von denen auch die größte durch einen einzigen Menschen geläutet werden kann. Der hiesige Erzbischof hat 200,000 Ducaten jährlicher Einkünfte. Der königliche Palast Alkazar, die ehemalige Residenz der maurischen Könige, ist zum Theil von den Mauren, zum Theil später erbauet. Hier errichtete 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal. Das Amphitheater zu den Stiergefechten hat im Innern 240 Fuß im Durchmesser, ist halb von Quadersteinen, halb von Holz aufgeführt, und ist das größte dieser Art in Spanien. Die Alameda oder der öffentliche Spazierplatz, welcher sehr schön ist, hat vier Alleen und sechs Springbrunnen. Die große 1757 errichtete königliche Tabacksfabrik ist vor der Stadt. Es arbeiten täglich 1500 bis 2000 Menschen darin, und 190 Pferde drehen abwechselnd 30 Mühlen. Hier wird aller Rauch- und Schnupftaback, der in Spanien verbraucht wird, verfertigt, und die Fabrik trägt dem Könige jährlich 12 Millionen Gulden ein. Ihre Anlage und Einrichtung kostete 4½ Millionen Gulden. Auch die bekannten Cigarren werden hier fabricirt. Die Börse (la Lonja) ist das schönste Gebäude der Stadt. Sie ist aber verschlossen, und dient den Kaufleuten nicht mehr zum Versammlungsorte. Zu Sevilla ist auch eine Universität, und die königliche Schule St. Elmo, worin junge Seeleute erzogen werden; ferner eine Akademie der Wissenschaften, eine Münze, eine Schatzkammer, ein Obergericht (Audiencia real), welches unmittelbar unter dem Rath von Castilien steht. Die Seidenfabrication, obgleich nicht mehr so blühend wie ehedem, beschäftigt doch noch über 2300 Weberstühle. In der Vorstadt Triana, jenseits des Quadalquivirs, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist, befindet sich eine königliche Stückgießerei. Der Handel ist noch bedeutend, doch bei weitem nicht mehr so blühend wie sonst, da Sevilla die Niederlage des ganzen Nationalverkehrs war, und die größten Schiffe bis zur Stadt kommen konnten; jetzt ist aber der Fluß so versandet, daß nur kleinere Schiffe bis an der sogenannten Torre del Oro kommen, wo sie ein- und ausladen. In der Nähe von Sevilla sieht man die Ruinen eines Amphitheaters und einer Stadt, die man für das alte Italica hält, und die jetzt gewöhnlich Alt-Sevilla genannt wird.

Sexagesimal-Eintheilung. Daß die Theilung der Zeit eine Sexagesimal- (sechzigtheilige) Eintheilung, nemlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Secunden, und der Secunde letztlich in 60 Tertien sey, ist hinreichend bekannt. Ehedem wurde auch der Kreis ausschließlich nur auf diese Weise, nemlich jeder seiner 360 Grade in 60 Minuten und dann weiter wie oben getheilt. Die neuesten französischen Geometer fanden aber (wie dem auch wirklich so ist) die Decimal- oder eigentlich Centesimal-Eintheilung bequemer, und gaben dem zufolge dem Kreise 400 Centesimal-Grade (jedem Quadranten 100), jedem dieser Grade 100 Centesimal-Minuten und jeder derselben wieder 100 Centesimal-Secunden, so daß diese Unterabtheilungen also nicht mehr wie Sexagesimal-, sondern wie

Centesimal-Brüche der ihnen voraufstehenden Einheiten erschei-
nen. Man übersieht mit Einem Blicke die Rechnungsvortheile, welche
die letztere Eintheilung vor der ersteren gewährt; und es ist darum
so nothwendig auf dieselbe aufmerksam zu machen, weil in den neue-
sten französischen astronomischen Schriften fast immer sie gemeint ist.
La Place gebraucht nur sie; Biot setzt zu mehrerer Bequemlich-
keit häufig die Resultate beider Theilungen neben einander. Um ein
Beispiel außerordentlicher Verschiedenheit beider Ausdrücke zu geben,
bemerke man, daß die Sonnen-Parallaxe nach Sexagesimal-Theilung
8″, 8.., nach Centesimal Theilung aber 27″, 1.. beträgt.

Sextant ist ein Instrument zum Winkelmessen, das aus einem
Stück eines Kreisbogens von Messing besteht, auf dessen eingetheil-
tem Rande 60 Grad genau verzeichnet sind. Jeder Grad ist gemei-
niglich noch in Minuten abgetheilt, und man kann vermittelst des
Vernier noch eine Untereintheilung von 30 Secunden erlangen. Auf
diesem Instrumente, das auf keinem Stative steht, sondern mit der
freien Hand regiert wird, befinden sich zwei Absetzlineale, wovon das
eine im Mittelpunkte des Kreisbogens fest stehet, das andre aber der-
gestalt beweglich ist, daß es mit dem ersten unter jeden Winkel des
eingetheilten Kreisbogens gestellt werden kann. Da, wo bei den Ab-
setzlinealen das Objectivdiopter sich befindet, ist ein vertical stehender
Spiegel angebracht, in dem der eine Richtpunkt des zu visirenden Win-
kels reflectirt. Auf dem entgegengesetzten Lineale befindet sich ein Te-
lestop, durch welches man die Schenkel des in Graden zu bestimmen-
den Winkels visirt. Vor dem Rohre sind drei bis vier tingirte Glä-
ser, deren jedes in einen besondern Rahm gesetzt, und um einen Mit-
telpunkt beweglich ist; man bedient sich ihrer als Vorsatz zur Scho-
nung des Auges gegen den Glanz des Sonnenlichts. — Es ist schwer,
einen deutlichen Begriff von diesem zusammengesetzten Instrumente zu
geben, ohne die nöthige Figur bildlich darzustellen, und es muß daher
diese kurze Angabe sehr unvollkommen bleiben. Noch ist anzumerken,
daß man mittelst dieses Instruments nur die Winkel entfernter Richt-
punkte genau bekommt, je näher der Gegenstand, desto unzuverlässiger
sind die Resultate, daher wählt man immer nur Gegenstände, die we-
nigstens eine halbe Stunde vom Beobachtungsorte entfernt liegen. —
Kein Instrument zum Winkelmessen kann mit mehr Bequemlichkeit
und Geschwindigkeit angewendet werden, als der von Hadley erfun-
dene Spiegelsextant. Mit gleicher Leichtigkeit wird es auf dem Ma-
ste eines Schiffes, wie auf einem Thurme gebraucht, und es vereinigt
in sich bei gehöriger Geschicklichkeit der Anwendung lange nicht die
Schwierigkeiten, denen man beim Astrolabium so oft unterworfen ist. P. S.

Sextett, Sestetto (Musik) ist ein Tonstück für sechs Stim-
men; dies mögen nun Instrumente oder Singstimmen seyn. Die In-
strumental-Sextetten sind besonders für Blasinstrumente sehr
häufig und werden öfters als Serenaten behandelt (s. d. Art.
Serenade). Mozart und Righini haben Meisterstücke in dieser
Art geliefert. Doch hat man auch Sextetts für Saiten- und Blas-
instrumente, oder für Pianoforte mit Saiten- und Blasinstrumenten
(wie z. B. von Moscheles op 35. und Beethoven). Für
Singstimmen kommen die Sextetten häufig in Opern vor.
Berühmt ist als Meisterstück der dramatischen Musik das charakteristi-
sche Sextett im zweiten Acte des Don Juan von Mozart.

Sextus, mit dem Zunamen Empiricus (der Empiriker), weil
er als Arzt der empirischen Schule zugehörte, war ein berühmter

Skeptiker zu Ende des 2ten Jahrhunderts, von Geburt wahrscheinlich ein Grieche, der zu Alexandrien und Athen studirte, des Skeptikers Herodot von Tarsus Schüler war und großen Scharfsinn mit Gelehrsamkeit verband. Die skeptische Kunst erscheint in seinen Werken in der höchsten Vollkommenheit, welche sie im Alterthume erreicht hat; denn er entwickelte Begriff, Methode und Zweck des Skepticismus am genauesten. Die Skepsis ist ihm die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander so entgegenzusetzen, daß man durch das Gleichgewicht in den entgegengesetzten Thatsachen und Gründen erst zur Zurückhaltung (ἐποχη) des Urtheils, und sodann zu unerschütterlicher Gemüthsruhe (ἀταραξια) in Sachen der Meinung, und Gleichmuth in Sachen der Nothwendigkeit bestimmt wird. Ferner wandte er sie auf alle damals bearbeiteten Wissenschaften und Kenntnisse, vornemlich auf die ältern philosophischen Systeme an, weßhalb er auch für die ältere griechische Philosophie besonders wichtig und schätzbar ist, und stellte die Zweifelsgründe der frühern und spätern Skeptiker genauer und geordneter dar. (S. Skepticismus). In der Anwendung seiner Skepsis verfährt er jedoch oft sehr sophistisch. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke in griechischer Sprache, wovon das eine eine Entwicklung des Pyrrhonismus überhaupt, das andere eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philosophischen Systeme und andre Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Beide Werke sind von Fabricius (Sext. Emp. opera gr. et lat. Leipzig 1718, Fol.) herausgegeben. Verschiedene andre, theils philosophische, theils medicinische Schriften des Sextus sind verloren gegangen.

Sextus Rufus, ein römischer Geschichtschreiber, der um das Jahr 370 nach Chr. Geb. lebte. Wir haben von ihm ein Breviarium de victoriis et provinciis pop. rom. und eine Abhandlung De regionibus urbis Romae.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm von), königlicher preußischer General der Reiterei, Chef eines Cürassier-Regiments, General-Inspector der sämmtlichen Cavallerie in Schlesien, Ritter des schwarzen Adlerordens, Drost zu Vlothow und Erbherr zu Minkowsky. Er war 1722 den 3ten Februar zu Cleve geboren; schon als Knabe verkündigte er durch manches Wagstück den künftigen kühnen Reiter; so ritt er in seinem 7ten Jahre durch die sausenden Flügel einer Windmühle. 1738 trat er in Kriegsdienste, im ersten schlesischen Kriege ward er gefangen, bald aber wieder frei gegeben. Im 23sten Jahr ward er Major, nahm in der Schlacht bei Hohenfriedberg den sächsischen General von Schlichting gefangen, und zeichnete sich in der Schlacht von Soor besonders aus. 1755 ward er Oberst und Befehlshaber des Rochowschen Kürassier-Regiments. In den Schlachten von Lowositz und von Collin bewährte er seinen früher gezeigten Muth. Aus Gotha vertrieb er den Marschall Soubise (1757) in so eilfertiger Flucht, daß dieser Weichling alles, auch das Theuerste, seine Komödianten, Concubinen, Jagdhunde, Schminken und Pomaden zurücklassen mußte, und Seidlitz seinen König mit dem Mahl bewirthete, das für den leckern Franzmann bereitet war. Am glücklichsten und kühnsten führte er als Befehlhaber der sämmtlichen Reiterei seine Regimenter in der Schlacht bei Roßbach 1757, 5. November. Durch ihn ward diese merkwürdige Schlacht gewonnen, Friedrich erhob ihn in würdiger Anerkennung seiner Verdienste zum General-Lieutenant und Ritter des schwarzem Adlerodens, in seinen 35. Jahre. Nach der

Schlacht von Zorndorf, wo er mehrere Batterien mit seinen Kürassieren erstürmt hatte, umarmte ihn der König mit den Worten: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihnen zu danken!" Nach dem Ueberfall bei Hochkirch deckte er den Rückzug; in der Schlacht von Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs seine glücklich gewählte Stellung verlassen, die Schlacht ging verloren; Seydlitz wurde verwundet nach Berlin gebracht. Da man öffentlich den Verlust der Schlacht nur dem zur Unzeit von dem König an diesen General gegebenen Befehle zuschrieb, so ward Friedrich kalt gegen Seydlitz und ließ ihn an mehreren Gefechten keinen Antheil nehmen. Bald aber waren beide wieder versöhnt, und Seydlitz beschloß seine Kriegesthaten mit der gewonnenen Schlacht bei Freyberg. Er starb 1773, 51 Jahre alt. In dem Garten seines Landgutes Minkowsky bei Namslau in Schlesien liegt er begraben, ein Denkmal, einfach mit Lorbeer und Eichen geziert, bezeichnet seine Ruhestätte. Auf dem Wilhelmsplatze steht sein Bild aus cararischem Marmor von Taffaert gehauen. Unter einem andern Bildnisse von ihm findet sich folgende Inschrift: Dies ist das Schattenbild des edlen Seydlitz, des Feldherrn der Preußen; unter den Menschenfreunden der menschenfreundlichste, unter den Helden der tapferste. Er liebte seinen König, er liebte die Wahrheit; zu groß für Ehre, die man erschmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige schonte das Leben der Menschen, der Kühne schonte sein eigenes nie. Ihr Krieger, schneidet mit den Schwertern Rasen zum Altare! ihr Feldherren, opfert! ihr Freunde, weint!

Sforza, ein berühmtes italienisches Haus, das im 15ten und 16ten Jahrhundert in Italien eine große Rolle spielte, dem Herzogthume Mailand 6 Regenten gab, und mit den meisten europäischen Fürstenhäusern in Verbindung trat. Der Stifter desselben war ein Bauer von Cotignola in Romagna, Sforza Attendolo, der sich durch Verstand und Muth, als Staatsmann und zugleich als Feldherr, zu einem der mächtigsten Condottiere in Italien aufgeschwungen hatte. Als er eines Tages, auf seinem Felde arbeitend, von Miethsoldaten, die das ganze Land erfüllten, zur Theilnahme an ihrem lustigen Handwerke ermuntert ward, warf er seine Hacke auf einen Baum: „Bauer wolle er bleiben, fiele sie herab; bliebe sie oben, so betrachte er dieß als eine Vorbedeutung künftiger Größe und seines Rufes zu den Waffen." Er diente hierauf der Königin Johanna II. von Neapel, die ihn als die Stütze ihres Thrones ansah. Seinem eben so tapfern Sohne Franz Sforza hinterließ er zugleich mit den ihm ganz ergebenen Schaaren die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Franz Sforza der Eidam des Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand wurde und den Oberbefehl in dem Kriege Mailands gegen Venedig erhielt. Allein nach seines Schwiegervaters Tode (1447) entstand Mißtrauen zwischen ihm und den Vorstehern von Mailand; er schien mit der Macht auch den Willen zur Erwerbung eines Thrones zu haben, auf dem seine Gemahlin Blanca geboren war. Also schloß er mit den Venetianern Friede, zog vor Mailand, und nöthigte die Bürger durch Hunger zur Uebergabe der Stadt. Sie wählten ihn 1448 zum Herzoge. So ward Franz Sforza, ein ruhmvoller und glücklicher Fürst, der Stammvater eines, ihm an Geschick und Glück unähnlichen Geschlechts. Er starb 1466. Sein Sohn, Galeazzo Maria, ein Barbar und Wollüstling, ward 1476 von einigen Verschwornen ermordet. Dessen unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, ward von des Vaters Bruder,

Ludwig Moro (d. i. mit der Maulbeere), verdrängt. Dieser verband sich mit König Carl VIII. von Frankreich, und öffnete ihm den Weg durch Italien nach Neapel 1494, damit Galeazzo's Schwiegervater, König Alfons von Neapel, seinem Eidam nicht Hülfe leisten konnte. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich, und wurde deßhalb von dem Könige von Frankreich Ludwig XII. 1449 des Herzogthums entsetzt. Zwar vertrieb er die Franzosen noch in demselben Jahre mit Hülfe der Schweizer; allein König Ludwig zog abermals gegen ihn zu Felde und gewann die Schweizer des Herzogs, so daß diese nicht wider ihre für Frankreich dienenden Landsleute fechten wollten. Einer von ihnen verrieth den Herzog, der alsdann (1500) nach Frankreich abgeführt wurde, wo er 1510 zu Loches im Gefängnisse starb. Sein Sohn, Maximilian Sforza, vertrieb 1512 mit Beistand der Schweizer die Franzosen nochmals aus Mailand, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land, gegen ein Jahrgeld, abtreten. Als aber Franz I. vom Kaiser Carl V. aus Italien verdrängt worden war, belehnte der Kaiser den Bruder Maximilians, Franz Sforza, mit Mailand 1529. Dieser starb 1536, und Carl V. gab 1540 Mailand seinem Sohne, dem König Philipp II. von Spanien. Von einer Seitenlinie stammt das noch jetzt in Italien blühende, mit der fürstlichen Würde des römischen Stuhls und des h. römischen Reichs beliehene, Haus Sforza im Kirchenstaate ab. Der gegenwärtige Fürst, Sixtus Sforza (geboren 1730) folgte 1816 seinem Neffen Franz Joseph Philipp Sforza; er ist Herzog von Cesarini bi Bobadilla San Fiore, Graf von Celano, Baron von Piscini, und hat keine männlichen Erben.

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, erster Graf von), einer der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner unter der Regierung Carls II. von England, wurde von adeligen Aeltern zu Winborn St. Giles in Dorsetshire geboren, und als künftiger Erbe eines großen Vermögens mit vorzüglicher Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Als er zehn Jahr alt war, starb sein Vater, Sir John Cooper von Rockborn, dem er in seinen Titeln und Gütern nachfolgte. In seinem 15ten Jahre ging er auf das Exeter-Collegium zu Oxford, wo er während des kurzen Aufenthalts von zwei Jahren außerordentliche Geistesfähigkeiten zeigte. Von hier ging er nach Lincolns-Inn, um die Rechtswissenschaft zu studiren, trat aber schon früh in das practische Leben ein, da er von dem Flecken Tewksbury ins Parlament von 1640 gewählt wurde. Bei dem Anfange des bürgerlichen Krieges schien er sich auf die königliche Seite zu neigen, obgleich er Freund des Friedens war, und machte, um den letztern zu bewirken, den beiden Parteien Vorschläge. Als er aber bald fand, daß ihm vom Hofe nicht getraut ward, trat er zur Parlamentspartei über, welche ihn mit der größten Freude aufnahm. Von dem Parlament in London beauftragt, warb er in Dorsetshire Truppen, stürmte 1644 Wareham, und unterwarf alle umliegenden Gegenden. Nach der Schlacht bei Nasby soll er der Hauptanstifter des Aufstandes der Clubbisten, welcher dahin ging, den Befehlshabern der Truppen die allzugroße Macht zu nehmen, und eine Ausgleichung mit der Gegenpartei zu bewirken, gewesen seyn; doch war er zu vorsichtig, sich in das Schicksal jener Leute zu verwickeln. 1646 wurde er Sherif von Wiltshire. Als Cromwell das lange Parlament auflös'te, war Shaftesbury einer der ersten, die jene bekannte Protestation gegen die Tyrannei und die

willkürliche Regierung des Protectors unterzeichneten. Auch bei andern Gelegenheiten soll er sich den tyrannischen Maßregeln desselben widersetzt haben; doch machte ihn der Usurpator zu seinem Geheimenrath, und Shaftesbury soll sogar die Absicht gehabt haben, Cromwells Schwiegersohn zu werden. Späterhin ward er Mitglied des Staatsraths, und verband sich zugleich durch Briefwechsel mit den Freunden Carls II., um diesen Monarchen zum Thron zu verhelfen. Wegen jener Correspondenz wurde er angeklagt, aber frei gesprochen. Gleich vielen andern seiner Partei suchte er sich durch thätige Theilnahme an Carls Wiederherstellung um den letztern verdient zu machen, und wandte alle Mittel, die in seiner Macht standen, an, diesen Zweck baldmöglichst zu erreichen. Er war Mitglied des Parlaments von 1660 und einer der Zwölfe, die dem Könige die Einladung brachten. Bald nachher ward er zum Geheimenrath und zum Commissarius bei dem Gericht über die Königsmörder ernannt, und alles, was er früher gethan hatte, ward vergessen. 1661 wurde er zur Pairswürde unter dem Titel: Baron Ashley von Winborn St. Giles erhoben, darauf zum Kanzler und zum Unterschatzmeister, und nach dem Tode des Grafen von Southampton zum Lord der Schatzkammer ernannt. Als Mitglied des Ministeriums, welches er vorzüglich leitete, bewirkte er eine Declaration der Gewissensfreiheit, die ihn als einen eifrigen und entscheidenden Freund religiöser Duldung charakterisirte. In Rücksicht des entehrenden Traktats von 1670 mit Ludwig XIV., wodurch sich Carl II. verpflichtete, gegen einen Jahrgehalt die katholische Religion in England einzuführen, darf man sicher glauben, daß Shaftesbury in dieß Geheimniß nicht eingeweiht, und weder vor, noch nach dem Abschlusse des Tractats Geschenke von Frankreich bekommen habe, welche so viele andere Staatsbeamte in England erhielten. Aber gewiß nahm er desto mehr Antheil an den Maßregeln eines Krieges gegen die Niederlande, welchen er in einer Rede mit dem Sinnspruche: delenda est Carthago! unterstützte. Noch mehrerer widerrechtlichen Handlungen zum Besten der Krone wird Shaftesbury beschuldigt, und es scheint, daß er als Minister nicht sehr gewissenhaft war, und daß entweder eine geheime Triebfeder, oder auch Mangel an nöthigen Mitteln ihn oft schwankend und veränderlich in seinem Betragen machte. 1672 ward er zum Grafen von Shaftesbury, und zum Lord-Großkanzler ernannt. In diesem Posten war er durchaus unparteiisch und redlich, und erwarb sich auch das Lob seiner größten Feinde. Kaum hatte er aber jene Würde ein Jahr lang bekleidet, als er durch eine, unter dieser Regierung so gewöhnliche Intrigue entsetzt wurde. Von der Zeit an wurde er der heftigste und mächtigste Anführer der Opposition, und dieser Abschnitt seines öffentlichen Lebens zog ihm die größten Schmähungen der Stuartschen Partei und ihrer Freunde zu. Wirklich hatte man Ursache zu glauben, daß seine Beweggründe eigennützig und parteiisch waren. Wegen der Hitze, womit er behauptete, daß die Prorogation des Parlaments auf funfzehn Monate eine wirkliche Auflösung desselben sey, ward er in den Tower geschickt, und erst nach einer dreizehnmonatlichen Verhaftung und einer völligen Unterwerfung entlassen. Die papistische Verschwörung von 1678, wofern sie nicht ein Werk seiner eigenen Erfindung war, rügte er mit der größten Heftigkeit gegen die Hofpartei, wodurch er dem Ministerium des Grafen Danby ein Ende machte, so daß ein neues, worin er Lordpräsident des Geheimenraths ward, errichtet wurde. Ungeachtet mancher gewaltsamen,

ungerechten und parteiischen Handlungen ward er doch durch die Habeas-Corpusacte, deren Urheber er war, der Wohlthäter seiner Nation. Sein neues Amt war von kurzer Dauer; nach fünf Monaten schon ward er wieder entlassen. Seine Partei hatte durch allzugroße Heftigkeit ihre eigene Sache verdorben, besonders aber hatte der Graf von Shaftesbury durch sein eifriges Bemühen, den Herzog von York, des Königs Bruder, vom Throne auszuschließen, sich die Feindschaft dieses Prinzen zugezogen. Einige seiner Ränke, deren er sich in Rücksicht der angeblichen papistischen Verschwörung bedient hatte, wurden jetzt gegen ihn selbst gebraucht. Ein Ankläger beschuldigte den Grafen, daß er von ihm zur Ablegung eines Zeugnisses bestochen worden sey. Shaftesbury wurde verhaftet und nach dem Tower gebracht, wo er nach fünfmonatlichem Arrest des Hochverraths angeklagt wurde. Außer den gegen ihn aufgestellten Zeugen, welche schlechte Menschen waren, erregte ein auf seinem Arbeitszimmer gefundener Plan zu einer Verbindung großen Verdacht gegen ihn. Dennoch wurde er frei gesprochen, und begab sich 1682 nach Amsterdam, wo er seiner Sicherheit wegen das Bürgerrecht suchte. Hier starb er, 62 Jahr alt, den 22sten Januar 1683. Mit ungewöhnlichen Seelenkräften verband Shaftesbury einen unruhigen, kühnen und stürmischen Geist. Vorzüglich liebte er das schöne Geschlecht. Vielleicht wechselten wenig Staatsmänner so häufig die einmal ergriffene Partei, wie er, und vielleicht erzählen noch wenigere so offenherzig wie er die Geschichte ihrer Unbeständigkeit. Sein Enkel war

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, dritter Graf von), geboren zu London 1671, einer der berühmtesten philosophischen Schriftsteller Englands. Sein Großvater ließ ihn in seiner Kindheit von einem gelehrten Frauenzimmer unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, und er machte so schnelle Fortschritte, daß er in seinem 11ten Jahre beide Sprachen verstand. 1683 bezog er die Schule zu Winchester, wo er aber von seinen Mitschülern aus Haß gegen seinen Großvater so übel behandelt wurde, daß er die Schule verlassen mußte. 1686 begann er unter der Aufsicht eines geschickten Führers seine Reisen, hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf, und legte hier den Grund zu der Bekanntschaft und dem feinen Geschmack in den schönen Künsten, welche er nachher in seinen Schriften zeigte. Bei seiner Rückkehr nach England 1689 wurde ihm eine Stelle im Parlament angeboten, die er aber ausschlug. Nachdem er noch beinahe fünf Jahre hindurch mit dem größten Eifer und Fleiß seinem Hang zu literarischen Beschäftigungen gefolgt war, trat er ins Parlament. Er hatte eine seltene Gabe, seine Liebe zur Freiheit, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, kräftig auszudrücken, und das Parlament für sich zu gewinnen. Er war unermüdet mit der Unterstützung jeder Maßregel, die auf Erhaltung der Freiheit und Beförderung des gemeinen Besten Einfluß haben konnte, beschäftiget, und er ließ sich nie durch Vorliebe für eine Partei von Verfolgung dieser Zwecke abbringen. Durch seine geschwächte Gesundheit aber genöthigt, verließ er diese Laufbahn, reis'te nach Holland, und verlebte dort über ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, le Clerc und andern Gelehrten. Bald nach seiner Zurückkunft in England ward er nach dem Tode seines Vaters Graf von Shaftesbury, trat aber erst auf Zureden seines Freundes, des Lord Somers, 1700 in das Oberhaus ein. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm so eifrig, daß dieser Monarch ihm

die Stelle eines Staatssecretärs anbot, die er aber ausschlug; dessen ungeachtet wurde er oft von dem Könige um Rath gefragt. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich wieder vom öffentlichen Leben zurück, da er mit den Staatsmännern der herrschenden Partei nicht übereinstimmte, und ging nach Holland, wo er zwei Jahre in dem Umgange seiner gelehrten Freunde verlebte. Bald nachher, als durch französische Fanatiker eine beträchtliche Gährung in England angestiftet wurde, und man dort gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth Shaftesbury durch sein Sendschreiben über den Enthusiasmus (Letter concerning Enthusiasm) zur Milde, weil man durch Strenge das Mißvergnügen nur vermehren statt vermindern würde. 1709 verheirathete er sich mit einer Verwandten der Mistreß Johanna Ewer, reis'te seiner Gesundheit wegen 1711 durch Frankreich nach Italien, und wohnte zu Neapel, wo er 1713 starb. Shaftesbury war ein Weiser, der sich auf seine Bücher und seine Freunde beschränkte, das Hofleben nicht suchte, aber auch nicht floh, seinen Ehrgeiz zu mäßigen wußte, und seinen größten Ruhm darein setzte, Gutes zu thun. Als Schriftsteller wird er hochgeachtet. In allen seinen Schriften zeigt er sich als eifrigen Vertheidiger der Freiheit, als frommen Anhänger der natürlichen Religion, und als warmen Freund der Tugend. Doch finden sich auch zahlreiche Stellen in seinen Schriften, worin er das Lehrgebäude des Orthodoxismus zu erschüttern sucht. Sein Hauptwerk sind seine Characteristiks (London 1737, 3 Vol. 8.), worin er den Grundsatz auszuführen sucht, daß das Unglück jedes Einzelnen zum Besten des Ganzen gereicht, und daß es also eigentlich gar kein Uebel in der Welt gibt.

Shah=Allum, (d. i. Herr der Welt), vor seiner Thronbesteigung Ali=Goher genannt, der letzte Fürst in Hindostan (Groß=Mogul) aus der Familie Timurs (s. d. Art.). Fast sein ganzes Leben war eine Reihe von Unfällen. Er war geboren 1723, und der älteste Sohn Allum=Guyrs, welcher ihn 1756 zum Vicekönig von Djedjer ernannte. Der junge Fürst zeigte in dieser Würde viel Thätigkeit und Muth; er brachte ein kleines Heer zusammen, um sich dem ehrgeizigen Vezir seines Vaters, der diesen in der Hauptstadt des Reichs, Dehly, gefangen hielt, zu widersetzen, rückte damit 1758 vor Dehly, und zog erst, nachdem er die verlangten Contributionen erhalten hatte, im October 1759 wieder ab, um nach Bengalen zu marschiren, wo er jedoch weniger glücklich war. Er wurde hier von den mit indischen Truppen verbundenen Engländern gefangen genommen; aber zugleich kam die Nachricht von dem Tode Allum=Guyrs an, welcher am 30. October 1759 auf Befehl seines schändlichen Ministers war ermordet worden. Sogleich erhielt Ali=Goher seine Freiheit wieder, und bestieg den Thron. Man feierte diesen Act zu Patnah, der Hauptstadt von Behar, mit großer Pracht. Aber zu schwach, um durch eigne Kräfte den Thron behaupten zu können, wurde Shah=Allum wechselsweise das Spiel der mächtigern indischen Fürsten und der Engländer. Er suchte selbst (1764) in dem Lager der letztern eine Zuflucht. Diese fanden es der Politik angemessen, den flüchtigen Monarchen auf das ehrenvollste aufzunehmen, und in Allah=Abad feierlichst wieder einzusetzen. Vier Jahre verlebte er hier ruhig, bis Langeweile und Verdruß über die Gewaltsamkeiten der Engländer ihn von hier nach Dehly zu gehn bewogen, wo er am 25sten December 1771 seinen feierlichen Einzug hielt. Dieser Schritt



entzog ihm den Schutz der Engländer. Später (1785) begab er sich in den Schutz der Maratten, und der bekannte Rajah Scindiah verwaltete eine Zeitlang die Stelle eines Regenten des mogolischen Reichs. Unaufhörlich ward sein Hof von entgegengesetzten Parteien beunruhigt. Mehrmals mußte er seine Provinzen, seine Hauptstadt, selbst seinen Palast gegen aufrührerische Unterthanen, die er zum Theil mit Wohlthaten überhäuft hatte, vertheidigen. Durch eine Verschwörung, deren Urheber einer aus der Nation der Rohillas, Gholam-Cadyr, war, wurde er im August 1788 vom Throne gestoßen, in seinen Harem eingesperrt, der Augen beraubt, und sein Schatz geplündert. Zwar wurden seine Gegner durch ein Marattenheer, das zu seiner Unterstützung kam, vertrieben, und Shah-Allum wurde wieder auf den Thron gesetzt; aber das Ende seiner Regierung war noch unbedeutender als der Anfang. Abhängig von den Maratten und Engländern, suchte er in der Dichtkunst Trost gegen die Einsamkeit und das Schreckliche seiner Lage. Wir kennen einige seiner Elegien, in denen eine sanfte Schwermuth herrscht. Achtzehn Jahre verlebte er in dieser Lage, und starb endlich in einem zweiundachtzigjährigen Alter zu Dehly den 16. Novbr. 1806. Der Erbe seiner Titel war sein Sohn, Sultan Akbar II. Bei der gänzlichen Abhängigkeit desselben von den Engländern kann man jedoch die Dynastie des großen Timur in Shah-Allum als erloschen ansehn. (History of Shah-Allum by Franklin, deutsch von Sprengel, wo jedoch der Anhang fehlt.)

Shakers, s. Schütterer.

Shakspeare (William), der größte dramatische Dichter, nicht nur von England, sondern aller Völker germanischen Stammes, war zu Stratford am Avon, einem Marktflecken in Warwickshire, der zwei Straßen und zweitausend Einwohner hat, im J. 1564 geboren. Es erregt billig Verwunderung, daß man den Tag, wo dieses Licht in der Welt aufgegangen, nicht mit Bestimmtheit weiß, da man die Geburtstage so viel unbedeutenderer Geister sorgfältig zur Kunde der Nachwelt zu bringen gewußt hat. Man muß glauben, ungeachtet diesem Dichter auch schon bei seinem Leben Auszeichnungen wiederfahren sind, daß das niederschlagende Gegengewicht mit Schuld daran trage, welches gewöhnlich die Zeitgenossenschaft, besonders was unter dieser Geist, aber auch nur für den eigenen Geist Sinn hat, dem Gewicht vorzüglich Begabter anzuhängen beflissen ist. Als es zu spät war, hat man nachgeforscht, und sey es, daß man das Rechte gefunden, oder aus Vermuthungen geschlossen hat, die gegenwärtigen Biographen Shakspeare's nehmen den 23. April als den Tag seiner Geburt an, und dies wahrscheinlich um so lieber, weil man bei merkwürdigen Menschen gern in Allem etwas Bedeutendes findet, und derselbe Tag nach einer über ein halbes Jahrhundert ruhmvoll ausgedehnten Lebensbahn sein Todestag werden sollte. Sein Vater, John Shakspeare, ein begüterter Mann, der einen beträchtlichen Wollhandel führte, genoß daneben die Auszeichnung eines officer of the corporation, und bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Friedensrichters; die Gattin desselben war die Tochter und Erbin Robert's Arden von Wellington, in der Grafschaft Warwick. Nach Einigen hatte dieses achtbare Ehepaar fünf Söhne und sechs Töchter, nach Andern nur zehn Kinder, William war der älteste Sohn. Auch über die geistige Erziehung und den ersten Unterricht Williams herrscht Ungewißheit, und ist nachmals viel Streit darüber geführt worden, ob

und wie gelehrt er gewesen sey. Annehmen läßt sich inzwischen, daß er in der Freischule seines Ortes die Kenntniß im Lateinischen erworben habe, die aus seinen Schriften hervorleuchtet; das Französische und Italienische, das er hin und wieder in Worten und Phrasen anbringt, kann er auch später für sich gelernt haben. Kaum 15 bis 16 Jahre alt, mußte er sich schon dem Mitbetreiben des Handels unterziehen, und, kaum im 18ten Jahre, heirathete er die 25jährige Anna Hathaway aus Shottery, die ihm im J. 1583 sein Lieblingkind, Susanna, und 1584 die Zwillinge Judith und Samuel gebar. Williams Geist war zu gewaltig, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagslebens erdrücken zu lassen; dennoch ist es als ein Glück anzusehen, wenn es wahr ist, daß der sonst so offene, redliche und treuherzige Jüngling in genialem Frohmuth mit einer lustigen Gesellschaft in den nahliegenden Thiergarten des Sir Thomas Lucy zu Charlecote ging, und mit denselben einiges Wild abzufangen bemüht war. Ein vernünftiger Herr würde auf die zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit einer frisch ins Leben greifenden Jugend, die sich nun einmal nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen läßt, Rücksicht genommen, und die Abschweifung nach allenfallsigem Beweis gütig verziehen haben; Sir Thomas aber war ein Pedant, der Lärm schlug, und auch unsern William förmlich anklagte. Es ist eine Härte, wenn man dieses Umstandes wegen wohl noch jetzt den damals 22jährigen Jüngling zum Wilddieb stempeln hört, doch bewog ihn die Sache zu ihrer Zeit zur Flucht nach London, wo er dem Unwillen thörichter Unterdrückung in einer leider nicht vorhandenen satirisch-komischen Ballade wider seinen Verfolger Luft machte. Eigen ist es, daß Shakspeare, welcher das unveräußerliche Recht aller Dichter, neben der Begeisterung auch den Stoff kunstvoller Gestaltung am uralten Sagenborn zu schöpfen, wie keiner, genutzt hat, durch das Dunkel, das über seinem Jugendtreiben waltet, fast selbst wieder zu einer Sagenfigur werden mußte, und man trägt sich über seinen ersten Aufenthalt in der großen Königsstadt, die auch damals schon eine kleine Welt war, mit allerlei wunderlichen Geschichtchen. Bald soll er stracks ins Theater gelaufen seyn und sich zum Souffleurgehülfen haben anwerben lassen, der das Zeichen ertheilt, so oft eine Theaterperson aus den Coulissen treten muß; bald soll er die anmuthige Beschäftigung übernommen haben, den Besuchern des Schauspiels während dessen Dauer draußen vor der Thüre die Reitpferde für ein beliebiges Trinkgeld zu halten. Es gab nach derselben Zeit Jungen zu London, die sich Shakspearesjungen nannten, das legen Andre, die mehr auf das vornehme Ansehen des Flüchtlings bedacht sind, dahin aus, daß er selbst sein Reitpferd sehr oft auf jene Weise zu halten gegeben, und dadurch Einen vor Anderen so berühmt gemacht habe, daß bald jeder Fremde von vielen jugendlichen Bewerbern mit dem Zurufe: „ich bin Shakspeare's Junge, Sir! angefallen worden sey. Bei der Bühne zu London befand sich ein beliebter Künstler, welcher ein Landsmann von Shakspeare war, und Thomas Green hieß; durch diesen wurde Shakspeare, wie geschrieben wird, ums Jahr 1589 zum Mitglied der londoner Schauspielergesellschaft befördert. Man sagt weiter, daß dazumal eine überaus vornehme und pomphafte, möglichst eintönige Emphase die beliebte Manier im recitirenden Schauspiel gewesen, Shakspeare dagegen mit einer gefälligen natürlichen Art aufgetreten sey, so daß man ihm nur in der pathetischen Rolle des Geistes in seinem eignen Hamlet einigen Beifall habe

zollen können. Seine Schauspiele inzwischen, wenn sie auch nicht das Glück hatten, den damaligen Hauptgelehrten und Kritikern zu behagen, ergriffen das Volk und hoben es über die Engherzigkeit der Pedanten hinaus, so daß er nun wieder von der Volksgunst zur Kenntniß manches hohen Freundes, selbst zum Fuß des Thrones getragen wurde, auf welchem die Königin herrschte, die sich ohnehin durch die Macht verwandter Größen angezogen fühlen mußte. Sein besonderer Gönner ward ein Freund des Essex, der Graf von Southampton, auch hat ihm der König Jacob Stuart eigenhändig einen huldreichen Brief geschrieben, zum Dank dafür, wie es heißt, daß er ihm, der sein Geschlecht von Banquo ableitete, im Trauerspiel Macbeth durch glorreiche Prophezeihungen seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Bei so bewandten Umständen erwarb unser Dichter auch die Freundschaft von Ben Jonson, der gleichfalls Schauspiele schrieb, die jedoch eben niemand mehr kennt, so wie mancher andern Gelehrten und Schriftsteller, wobei es sich von selbst versteht, daß die meisten dieser Herrn sich ihm nicht nur gleich achteten, sondern auch mit größter Vornehmheit auf ihn herabblickten, vielleicht nicht ohne geheimen Verdruß, daß seine Stücke bei Hofe etwas galten, und auch daselbst aufgeführt wurden. Im J. 1610 ging der König Jacob der Erste sogar so weit, demselben nebst zwei Genossen, Henning und Condell, denen man die erste Ausgabe des Shakspeare (in Folio) verdankt, die Errichtung einer neuen Bühne zu erlauben, und ihm so große Begünstigungen zu ertheilen, daß er seinen bereits blühenden Wohlstand durch drei bis vier Jahre noch beträchtlich steigern konnte. Nach diesen zog er sich in seine beinah ländliche Heimath zurück, und verlebte, von seiner Gattin und seinen verheiratheten Töchtern umgeben, einige glückliche Jahre goldener Ruhe. Doch der vielkräftige Mann, der alle Stürme und Kämpfe des Lebens siegreich bestanden hatte, unterlag in dieser Friedensstille nur zu bald, er starb, da er kaum sein 53stes Jahr angetreten, an einem Donnerstage, den 23. April 1616, geliebt und beweint von Allen, die ihm nahe waren, noch jetzt durch die Ferne der Zeiten wegen eines so frühen Dahinscheidens aufs Innigste betrauert. In der großen Kirche zu Stratford, an der Nordseite der Kanzel steht ein schlichtes steinernes Denkmal in der Mauer; da sitzt Shakspeare nachdenklich unter einem Schwibbogen, ein Kissen liegt vor ihm, seine Rechte hält eine Feder, seine Linke ruht auf einer Papierrolle. Am Deckel steht:

Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Ein betrübter Beleg mehr, zu welchen Unpäßlichkeiten die einst herrschende Thorheit, alles dem gelehrten Alterthum ab- und anzuzwingen, führen mußte, indem Shakspeare weder was einen Nestor, noch einen Sokrates, noch einen Virgil ausmachte, und doch, was das literarische Leben betrifft, ohne alle Frage größer als alle drey war, daneben aber wahrscheinlich mehr Sehnsucht nach dem Himmel, als nach dem Olymp empfand, den er selbst mehr als eine Art poetischer Spiegelfechterei handhabte. Unter dem Distichon befinden sich sechs englische Reime, die zwar von Herzen gut gemeint, sonst aber nur durch die seltsame Behauptung ausgezeichnet sind, daß mit dem gefeierten Todten auch sofort die Natur gestorben sey. Bei großen Männern pflegt auch das geringste auf ihr Daseyn sich Beziehende großer Theilnahme gewiß zu seyn, und da man in Betreff Shakspeare's bedauernswürdiger Weise so lange nachlässig gewesen, so ist das emsige,

sehr mühsame Nachforschen der späteren Zeit, dem es unter andern auch gelungen ist, sein Testament aufzufinden, als ein sehr erfreuliches und bedeutsames Zeichen anzuerkennen. Die Engländer, die gern Zahlen und Geldsummen wenigstens im Munde führen mögen, haben sich beeifert herauszubringen, was wohl ihr großer Genius jährlich zu verzehren gehabt habe, und indeß Gildon (Letters and Essays) die Einkünfte seiner letzten Jahre auf 300 Pfund anschlägt, was in unsern Tagen so viel als tausend Pfund seyn soll, will Malone das bezweifeln, und ihm nicht viel über 200 Pfund durchgehen lassen, welche Summe er etwa auch während der Blüthenzeit seiner theatralischen Laufbahn bezogen haben soll. Uns dürfte die Geschichte seines Wohn- und Sterbehauses zu Stratford schon anziehender dünken, das der Nachgeborne eines benachbarten altedeln Geschlechts, Sir Hugh Clopton, Sheriff von London unter Richard III., und Lord Mayor unter Heinrich VII. gebaut, und seinem Erben unter dem Namen des großen Hauses in Stratford verlassen hatte. So ging dies Gebäude mit den dazu gehörigen Ländereien von Hand zu Hand, bis es Shakspeare kaufte, und nachdem er es nach seinem Sinn verbessert und anders eingerichtet hatte, New Place benannte. Die Cloptons kauften es nachmals von den Shakspeare'schen Nachkommen zurück, und hier bewirthete im J. 1742 ein anderer Sir Hugh Clopton den Künstler, den man wohl den ausübenden Shakspeare hat nennen dürfen, Garrick, nebst seinen Reisegefährten unter einem Maulbeerbaume, der, wie fast kein Zweifel ist, von Shakspeare gepflanzt war. Etwa zehn Jahre hiernach kam die Besitzung, die der Staat als eine große Volksstiftung hätte erkaufen sollen, in die Hände eines Reverend Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und nicht nur den Shakspearesbaum abhauen ließ, weil ihn die Wallfahrten dahin störten, sondern auch das Haus gänzlich niederriß, und, die Materialien verkaufend, dem Boden gleich machte, weil er meinte, der feindselige Magistrat habe es zu stark in die Armencasse versteuert, und es solle nun nie wieder eine Taxe bezahlen. Noch ansprechender würde uns ein recht lebendiges Bild von Shakspeare's ganzer Persönlichkeit seyn, doch nur Einer der ältern Schriftsteller, Aubrey, hat es der Mühe werth gehalten, davon zu reden; nach diesem war Shakspeare ein hübscher, wohlgebildeter Mann, sehr guter Gesellschafter, und von einem allzeit fertigen, gefälligen und glatten (oder, wenn man will, unherben) Witz. Daher liebte man ihn auch in London wegen seiner heitern und aufmunternden Laune, und suchten, als er wieder zu Stratford wohnte, die vornehmsten Herrn der Umgegend seine Bekanntschaft und Freundschaft sehr fleißig auf. Vor Kurzem will man ein altes und ächtes Bildniß von ihm gefunden haben, welches man wohl durch den Grabstichel vervielfältigt sehen möchte, doch schon in der Zeit, als hauptsächlich durch Garrick's unübertroffene Darstellungen und sonstige Veranstaltungen der Enthusiasmus für Shakspeare aufs Höchste gekommen war, glaubte jeder gute Engländer eine Büste oder einen Kupferstich von ihm besitzen zu müssen. Shakspeare's Sohn war im zwölften Jahre gestorben, seine Witwe überlebte ihn um sieben Jahre. Susanna, an den Doctor und Arzt John Hall verheirathet, starb 66, Judith, verehlichte Guiney, 77 Jahre alt. Die Kinder dieser Frauen sind alle kinderlos gestorben, doch ist noch in diesem Jahre 1819 in englischen Blättern von einer Anverwandten des Shakspeare'schen Hauses die Rede gewesen. — Der wahre Dichter legt einen Theil seines Lebens in jede seiner Dichtun-

gen nieder, die Menschen wissen das aber nicht, und lassen ihm so lang herzbrechende Anfeindungen angedeihen, um die er sich nicht kümmern würde, wenn er nicht eben als Dichter in seinem Gefühlsleben reizbarer wäre, bis sein letzter Lebens- und Sangeshauch verklungen ist. Dann kommen sie in Bedauern und Reue auf sich selbst zurück, und erheben den Unwiederbringlichen in die Wolken und Gestirne. Doch Shakspeare hatte noch mehr nach seinem Tode die Sandbänke der Engbrüstigkeit, der Albernheit, der Bosheit und des Neides in seinem meerumflossenen Eiland zu befahren; die laute Anerkennung ward ihm erst, nachdem er länger als ein Jahrhundert nicht mehr war, und auch hierbei, wenn man bedenkt, welche Wunderlichkeiten der Kritik in England noch immer gleich Orakelsprüchen im Umlauf sind, fühlt man sich zu der wehmüthigen Bemerkung gedrungen, daß die Vielheit vielleicht mehr von Stolz, als von einer wahren, herzinnigen Liebe dazu gebracht worden sey. Erst im J. 1741 dachte man daran, diesem Heros der Dramatik ein prachtvolles Nationaldenkmal in der von den Schatten der Fürsten und Helden aller Art umschwebten Westminsterabtei aufzurichten. Die eröffnete Subscription hatte den allerschnellsten Erfolg, der Ertrag einer einzigen Aufführung des Julius Cäsar entsprach schon den kühnsten Erwartungen. Jetzt schimmert in der geweihten Halle die Marmorbildsäule des Dichters, in der Tracht seiner Zeit, zur Seiten ein dreieckiger, allegorisch verzierter Sturz, worauf ein Buch liegt, und er sich mit dem rechten Ellenbogen stützt; die Inschrift ist aus Shakspeare selbst:

The cloud-capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve,
And, like this insubstantial pageant faded,
Leave not a rack behind.

Tempest. Act. IV. Sc. 1.

(So einst umwölkte Thürm', und Prachtpaläst',
Und Feiertempel, ja der Erdball selbst,
Und was darin wohnt: alles wird zergehn,
Und, wie dies leere Schaugepräng' entschwindend,
Auch kein Gedünst nachlassen.)

Diese melancholische Betrachtung Prospero's ist zwar hier in ihrer Anwendung der Gewalt eines großen Leides um ein dem Todesloose verfallenes Hohes nicht unangemessen, doch darf nur der erste, stechende Schmerz so sprechen, nach einer so geraumen Zeit hätten die Gedichte des hohen Todten manchen paßlichern Ausdruck einer in Religion verklärten Wehmuth darbieten mögen. In gewisser Hinsicht würden gleich die zunächst folgenden Worte vorzuziehen gewesen seyn:

We are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

(Wir sind Stoff,
Gleich dem der Träum', und dies so kurze Leben
Umgränzt ein Schlaf rings.) „Das Leben ist Traum!"

Acht und zwanzig Jahre später, im J. 1769, veranstaltete Garrick dem Dichter, dem er seinen Glanz und seinen Ruhm zu verdanken hatte, an dessen Geburtsorte selbst eine pracht- und sinnvolle Jubelfeier; es war ein festlicher Aufzug von Siegeswagen, auf denen König Lear, Richard III., Macbeth, Romeo und Julia, triumphirend, von Trompeten- und Hörnerschall und anderer Musik, und ei-

nem zahllos jauchzenden Volke umgeben, sich zu einem strahlenden Ehrentempel bewegten, allwo Reden, Oratorien und Oden in rühmvollem Wechsel wetteiferten; am Abend war Stratford beleuchtet, Feuerwerke brannten, ein Larvenball erhob die rauschende Lust der Gegenwärtigen, ein Wettrennen setzte dem Ganzen den Kranz auf. Jahrs darauf ward die Hauptvorstellung auf Drurylane zu London gebracht und mußte hundertmal wiederholt werden; nun wuchs die Begeisterung zu einer berauschenden Höhe, Lieder und Feste wechselten in allen Ständen; Straßen, Tavernen, Kaffeehäuser und öffentliche Gärten mußten den Namen des Volkslieblings annehmen. So schlug die durch die Puritanerei, durch das matte Wesen unter Carl II., durch so manche Störung und Hemmung so lang verhaltene Liebesflamme nun um so glühender empor, und man kennt den Aufwand, den Kunst und Wissenschaft mehr proteisch als prometheisch an den wunderbaren Meister gewandt hat. In der trübseligsten Gestalt hat sich dieser Aufwand unstreitig gezeigt, wenn er bemüht gewesen ist, dem Shakspeare eine Eigenschaft zu geben oder zu retten, auf welche man, so oft der Verfall der Dichtkunst eintritt, einen leidigen Werth legt, an der man sich als wahrhaften Strohhalm festhält, wenn die Blume ins Meer gesunken ist — wir meinen die Correctheit. Jene höhere Correctheit des Künstlers, in der Composition, in der harmonischen Unterordnung aller Theile unter ein sie zusammenfassendes und beseelendes Ganzes, unter die Hauptidee, in der Zeichnung, Haltung und Färbung, in der vollständigen Beherrschung aller Mittel der Ausführung, sie hüte man sich ja dem Shakspeare abzusprechen; man gewöhne sich vielmehr, sie vorauszusetzen, und lerne sie, wenn man sie nach ernster Durchschauung klar und herrlich vor sich stehen sieht, bewundern. Doch sollte man auch mit den Vorwürfen hinsichtlich der grammatikalischen Correctheit vorsichtig seyn, ehe man die beschwerliche Kenntniß erlangt hat, wie die Sprache überhaupt zu Shakspeare's Zeit beschaffen war, und wollte man es wagen, die Werke des gediegenen Künstlers nicht nur als einen Sittenspiegel, sondern auch als einen Sprachspiegel seiner Zeit zu betrachten, so dürften unstreitig nicht die Ausgaben seiner Schriften vorzuziehen seyn, deren Vorworte sich mit einer Säuberung von dem, was sie gross blunders nennen, und durch frühere Abschreiber und Editoren hineingebracht glauben, brüsten, sondern eben die ältesten, der Quelle am nächsten stehenden Editionen, da Shakspeare eine solche leider nicht selbst besorgt hat, und die erste einigermaßen vollständige erst sieben Jahre nach seinem Tode veranstaltet worden ist. Es hält schwer, zu glauben, daß jemand geflissentlich die sogenannten groben Schnitzer eingestreut habe; was auf Rechnung wirklicher Nachlässigkeit kommen kann, wird der Sinnige leicht selbst finden, der Unverständige aber keinen Schaden davon verspüren, da ihm ja auch die Schönheiten und Richtigkeiten keinen Vortheil bringen. Die Bemühungen der englischen Forscher und Commentatoren der letzten funfzig Jahre, an sich nicht genug zu loben, weil sie eine redliche Bestrebung anzeigen, dürften dem Resultat nach eines Preises nur da würdig seyn, wo sie das geschichtliche Dunkel aus den Licht der Quellen aufzuklären suchen; wo sie aber die Fackel der Kritik hinhalten, da sieht man nichts als den irdischen Stoff der Kerze in ihren Händen, ein Licht ist nicht da. Wohl Jedem, der mit eigenem frischen und gesunden Gemüth in die heiligen Tiefen der Poesie einzugehen vermag, und sich dieselben nicht durch einen scholiastischen Wust

verkümmern zu lassen braucht, an den die hohen Schöpfer bei welchem nicht gedacht haben konnten. Was von jenen besagten kritischen Arbeiten Bibliotheken füllen könnte, wird in unsrer Zeit, wo so viel andre Bücher wieder in Anspruch nehmen, ohnehin sicher seyn, aber auch die widerwärtigen kleinen Bemerkungen von Johnson, womit noch heut zu Tage die englischen Ausgaben ordentlich prunken, möchte jede durch tiefe Beschauung gewonnene Liebe eines durchaus reifen Dichterwaltens als mehrentheils scandalöse Zuthaten aufs angelegentlichste wegwünschen. Wenn die in dicke Bände breit ausgegossene Fluth der Armuth und Schulfüchserei doch wenigstens eine gewisse körnige und gründliche Ehrlichkeit mit sich führt, die uns zu jener Achtung nöthigt, welche wir einem jeden eifrigen und anhaltenden Bemühen nicht versagen können, so erinnert dagegen diese schlaftrunkene Miniaturkritik zu Ende jedes Riesenwerks einer geistigen Schöpfergewalt an die kleinliche, oft hämische Erbärmlichkeit, womit wir in unserm über die Maßen aufgeklärten Jahrhundert die Literatur mancher Tagblätter auf eine Weise besorgt sehen, die sich eines vorherigen Lesens der zu beurtheilenden Gegenstände bequemerweise überhebt, und meist nur eine Unterlage nach den Umständen zärtlicher oder gehässiger Persönlichkeit bei sich führt. Man höre nur die Richtigkeit hinter Julius Cäsar, der uns jetzt noch so oft in ewigfrischer Fülle zur Bewunderung zwingt: „Manche einzelne Stellen dieses Trauerspiels verdienen Beachtung, und der Streit und die Aussöhnung des Brutus und Cassius ist allgemein berühmt, doch ich bin nie beim Durchlesen desselben stark angegriffen worden, und denke, es ist etwas kalt und unwirksam, in Vergleich mit einigen andern von Shakspeare's Schauspielen: seine Treue gegen die wahre Geschichte und die römischen Sitten scheint die natürliche Kraft seines Geistes gehemmt zu haben." Oder lese man, was dem herrlichen Cymbelin angehängt ist: „Dies Stück hat manche richtige sentiments, einige natürliche Dialogen und einige gefällige Scenen, aber man erhält sie auf Kosten mancher Incongruität. Die Tollheit der Fiction, die Abgeschmacktheit des Ganges, die Verwirrung der Namen und Sitten verschiedener Zeiten, und die Unmöglichkeit der Begebenheiten in irgend einem Lebenssystem anzeigen, hieße die Kritik an unwiderstrebende Dummheit verschwenden, an Fehler, zu augenscheinlich, um enthüllt, und zu plump, um übertrieben zu werden." Dies über ein Stück, das nach der gewöhnlich angenommenen Reihefolge das fünf und zwanzigste, lang nach Hamlet, in Shakspeare's reifester Zeit gedichtet wäre! — Vor Lästerlichkeiten dieser Art ist der große Shakspeare in Deutschland glücklicherweise auf ewig gerettet, seit Lessing mit ihm das Alexandrinertheater niedergeschmettert, seit Göthe, Schiller, Herder, alle wahrhaft großen Geister der Deutschen, ihre gewichtigen Segensworte über ihn gesprochen, seit A. W. von Schlegel eine der gehaltreichsten seiner dramaturgischen Vorlesungen ihm gewidmet hat. In dieser letztern führt der geistreichste und gewandteste Kritiker unsrer Tage, mit der unnachahmlichen Grazie sinnreicher Ironie und poetischen Ernstes die winzigen Feindesheerden über den Haufen werfend, den Helden noch einmal in den Siegestempel ein, aus welchem ihn wohl niemand wieder treiben wird. Er zeigt, wie eben, was dürftige Seelen Formlosigkeit, Wildheit, Unwissenheit nennen, im Wesen der allverschmelzenden Mahlerin Romantik gegründet liegt, welcher nur Ein Ziel heilig ist, die Poesie; wie die Kunst eine Meisterin, die sich in ihrem ewigen Reiche der

Wissenschaft auf keine Weise unterwerfen, sondern nur zu ihren Zwecken als einer Gesellin bedienen kann, wie es ihr um ein Stolziren mit allerlei aufgeborgtem und doch wieder lügenhaft verkehrtem Flitter von Schulwissen durchaus nicht zu thun sey, und deßhalb auf einen Elementarunterricht in Zeitrechnung, Geschichte und Erdbeschreibung, auch manchen andern an sich und in ihrem Gebiete höchst nutzbaren und empfehlenswerthen Kenntnissen gar nicht ankomme, vielmehr sich um eine Vermengung derselben, wo sie Höheres bezweckt, mitnichten zu ängstigen brauche; wie Shakspeare gar nicht als ein wildes, regelloses Genie einhergelaufen sey, sondern seinen Werken, denen deßhalb nur Wenige gewachsen sind, weil sie eben eine Welt umfassen, den Stempel der tiefsten Bedachtsamkeit, jener künstlerischen Vollendung, worin sich bei durchgeführtem Styl die Freiheit und besonnene Wahl des Urhebers offenbart, aufgedrückt habe; wie man Shakspeare ohne alles Bedenken sogar eine mannichfaltige Belesenheit und wenigstens aus Uebersetzungen der Classiker geschöpfte Kenntniß des Alterthums zugestehen dürfe, ungeachtet er mit der Mythologie nur mährchenhaft symbolisch spielte, nicht wie die vielen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts eine schale und süßliche Abgötterei trieb; wie es also nur das Anzeichen einer launenhaften Ueberbildung sey, wenn so viel Aesthetiker seiner Nation ihn mit vornehmer Herablassung nur für ein Naturkind gelten lassen wollen, wenn der englische dramatische Censor ihn so nennt, Denham sich in dieser Weise äußert, Ben Jonson, der im Englischen auf römisch dichten wollte, meint, er habe nicht genug an seinen Naturproducten gefeilt, wenn Milton vom Wirbeln seiner angebornen wilden Waldnoten spricht, Dryden schön genug sagt, er habe der Brille der Bücher nicht bedurft, um die Natur zu lesen, Colman ihn als reif und erwachsen aus der Hand der Natur hervorgegangen mit Pallas vergleicht, auch der überaus correcte Pope manches in den Tag hineinspricht; wohingegen die Lobsprüche der Zeitgenossen Shakspeare's, Drayton und Digges, ehrlicher gemeint seyn mögen, wenn es z. B. heißt, er habe die Natur zum Leitstern und zur Helferin genommen, denn das hat ja dieser das Naturleben beherrschende Proteus wohl vor keinem ächten Künstler voraus. Schlegel stellt ferner ein lebendiges Bild der gesundkräftigen, ritterlich ruhmbegierigen Zeit der Elisabeth auf, der Adelspracht, der dem dramatischen Leben höchst günstigen scharfen Umrisse der Standesverschiedenheit, der Neigung zu raschen Wendungen, Einfällen, Repliken, Witzen und Wortspielen im Gespräch, alles Elemente, die wesentlich auf einen seine Gegenwart in sämmtlichen Beziehungen, auch Um- und Abwegen, gestaltenden Dichter einwirken mußten. Selbst der zum Unanständigen und Zweideutigen sich versteigende Muthwille muß dem damaligen Ton zugeschrieben werden, denn so wie wir Shakspeare nun kennen, ist er ein Spiegel, aus dem man das Bild seiner Zeit construiren könnte, wenn alle historischen Züge uns untergegangen wären. Doch verkenne man auch nicht, daß, wenn Shakspeare eine Freiheit übt, deren sich seine, selbst schriftstellerischen Zeitgenossen bis zur Zügellosigkeit bedienten, sie bei ihm, wie bei den großen Alten, in einer gewissen reinen Kraft des Unschuldlebens, oder mit durchaus unverführerischer Groteske dasteht, und deßhalb ja nicht mit dem sündhaften, schleichenden Gift zu vermengen ist, das die verdammliche Schlüpfrigkeit so vieler französischer und französirender Schriftsteller der Lüsternheit verdorbener Naturen darbietet. Ein Beweis indessen, wie sehr neuere Dichter irre gehen, wenn sie glauben, ein großes Muster auch in der

Ungebühr abcopeyen zu müssen, ist der wichtige Umstand, daß anjetzo Frauen nicht nur öffentlich ins Schauspiel gehen, sondern sogar die Frauenrollen im Stück selbst übernommen haben, während sie zu Shakspeare's Zeit das Theater nur verlarvt besuchten und ihre Rollen auf der Bühne von Knaben gespielt wurden. Wer Shakspeare studirt (denn das ist ja eben der Verderb unsers Zeitalters, daß man ein flüchtiges Ueberlaufen des Hohen schon für genug hält, um sofort darüber zu stehn,) der wird es erfahren, wie der Dichter in seinen kleinen abgeschlossenen Welten die Erscheinungen der Natur, die Eigenheiten seines Landes und der Fremde, Gebräuche, Vorstellungen und Sagen des Volkes, ja die Gewohnheiten, die eigenthümliche Sprache der Handwerke und Gewerbe nicht zurückgespiegelt haben könnte, wenn er sie nicht zuvor in sich aufgenommen hätte. Alsdann wird es klar, daß er zwar mit dem jetzt so ängstlich einzwängenden äußerlichen Costüm, das ja ohnehin die damalige Bühnensitte wenig genug hochschätzte, um Römer und Griechen mit spanischem Mantel und Degen auftreten zu lassen, kühn und frei umgehe, jedoch das geistige Costüm der Zeiten und Völker wohl zu wahren wisse. Noch mehr aber wird man es inne werden, wie tief er die Verhältnisse der Welt, die menschlichen Schicksale, das gesellige Leben ergriffen habe, wie vor allem er den Menschen und sein Herz in all seinen geheimsten Windungen und Falten kennen mußte, um einen Gipfel der Wahrheit und Charakteristik zu erreichen, auf den Keiner nach ihm wieder gelangt ist. Jede seiner Gestalten ist nun ein organisch lebendiges Individuum, das nach allgemeinen Naturgesetzen gar nicht anders seyn und handeln kann, nach Göthe's nie genug zu wiederholendem Ausdruck: „eine Uhr mit krystallenem Zifferblatt und Gehäuse, welche die Stunden richtig weis't, und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkstelligt wird," ohne daß sein frisches Daseyn durch eine ins Kleinliche splitternde Motivennoth verkümmert würde. Zeitalter und Nationen, Römer, Franzosen und Engländer, Nordländer und Italiener, Stände, Geschlechter und Alter, König und Bettler, Held und Gauner, Weiser und Narr, ein Jedes geht rein gebildet einher, „und nicht blos Menschen," sagt Schlegel, „bildet dieser Prometheus, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildungskraft lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beistimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit Einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten." Auch die poetische Pracht des „Musicalischen und Imaginativen, die melodischen Klagen oder Jubelstimmen, der betrachtende Nachruf über das Vorgefallene, alles was in einem ernsten Drama ohne Chor nicht fehlen darf, wenn es nicht prosaisch werden soll," ist in der Shakspearesweit nicht vergessen. Aber auch „jeder Seelenzustand, jede Stimmung, von Gleichgültigkeit und vertraulichem Scherz bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung, die Geschichte der Gemüther, die ganze Reihe vorhergegangener Zustände in einem einzigen Worte, die allmählige Steigerung der Leidenschaft vom ersten Entstehen an, ihre

sinnreiche und bildliche Energie in Sprache und Ausdruck, der Witz des Ärgers, das Lachen der Verzweiflung," alles ist in dieser reichen Welt erschöpft; und wenn auch alles „das unverkennbare Gepräge seines originalen Genius trägt, so ist doch niemand weiter entfernt davon als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandene Manier zu haben." Wenn wir zu seinen mit aller Kraft des irdischen Lebens ausgerüsteten Kriegern und Helden hinanstaunen, wie unaussprechlich rühren uns dagegen die wie aus den zartesten Blüthen des Lenzes gewobenen Jungfrauengestalten, und in diesen und jenen zeigt sich recht die innerste, ernsteste Bestrebung der tugendhaften Seele, das Allerheiligste ihres Dichtens und Wollens. Betrachten wir die reine, weise Heiterkeit mancher Personen, besonders der Alten des Shakspeare, und dagegen die furchtbar-schöne Wahrheit des Wahnwitzes verirrter oder gebrochener Herzen, so haben wir zwei neue Pole, von denen uns das Licht eines Gestirnes entgegenstrahlt, das noch so viel andre hier unbeschreibbare Gegensätze darbeut, in deren Zusammenstellung und gegenseitiger Einwirkung sich wieder seine allgestaltende Größe recht verkündet. Völlig angemessen war es seiner riesenkräftigen Natur, daß er die Schrecknisse des Lebens und die Furchtbarkeit der Katastrophen lieber in die Handlung selbst treten ließ, als sie durch die rhetorischen Paradestücke emphatischer Erzählungen in einen schwächenden Hintergrund zu stellen; es war ihm ja eben alles am augenblicklichen Eindruck des Lebendigen selbst gelegen, er wollte entsetzen, erschüttern, vernichten, um den nie zu erstickenden innersten Funken der Liebe, der Reue, der Versöhnung sich desto kraftvoller aus der Asche und den Trümmern winden und zur läuternden Flamme emporschlagen zu lassen. Darum übertüncht er auch nicht Grausamkeit, Wildheit, Blutgier und Bosheit mit Firniß und falschem Schimmer, er zeigt ihr ganzes grauenvolles Daseyn. „Und dieser tragische Titane," sagt Schlegel so unvergleichlich, „der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchslos und unbefangen wie ein Kind." — In der Welt, und im menschlichen Leben und Herzen gränzen Ernst und Scherz, Trauer und Freude so wunderbar, oft so augenblicklich aneinander, daß sogar Eins zum Andern, Schmerz zur Lust, und Lust zum Leide werden kann. Dies also, das Bewußtseyn, wie Licht und Schatten sich in dem, was ein Gemälde seyn will, gegenseitig aufheben müssen, nicht Spiel und Wurf regelloser Laune ist der Grund, auf welchen die romantische Poesie beides nebeneinander baut, und dann die vereinende Himmelsdecke der Kunst und Liebe darüber wölbt. Da begreift es sich erst, wie durch das Komische das Tragische theils zwar weniger abspannend, theils aber auch durch die Gewalt des Gegensatzes, der unendlich schmerzlichen Ironie, ja der verborgenen Parodie noch tragischer, erschütternder

der, geheimnißvoll entsetzlicher wird. Jedes Schauspiel des Shakspeare ist dazu ein Beleg; doch hat es der Dichter verstanden, auch eine weise Sparsamkeit bei diesem so reiz- als machtvollen Hebel zu beobachten. Es wäre überall ein traurig undankbares Geschäft, über die unsägliche Kraft Shakspeare's, sowohl im Tragisch-Pathetischen, als in der Komik viel Worte zu machen, da wohl unter uns keine fühlende Seele lebt, die nicht von jenem einmal ergriffen, in den bunten Jubel dieser einmal hineingezogen worden wäre. In dieser Komik hat gewiß Jeder einmal die namenlose Süßigkeit und Zartheit freudig empfunden, die auch hier in lebensfrischer Heiterkeit ausgegossen ist, oder sich in recht herzlichem Lachen an den ausnehmend klugen Narrentheidungen der Clowns ergötzt, auch wohl gar dabei gewünscht, daß die ja auch den Ursprüngen unsrer deutschen Bühne angehörigen Narren wenigstens auf die Bretter zurückkommen möchten, um die Wahrheit zu sagen, die den gescheuten Leuten so höchst selten auszusprechen erlaubt wird. Verlassen wir überhaupt den überreichen Stoff, um die Form seiner Gedichte, die Gestaltung im engern Sinne nicht zu vergessen. „Die Sprache Shakspeare's," sagt Schlegel, „ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen, und meisterlich mit dem höchsten poetischen Schwunge verschmolzen, ein noch unübertroffenes Vorbild im Starken und Erhabenen, im Gefälligen und Zarten. Er hat in seiner Sphäre alle Mittel der Sprache erschöpft, Allem ist das Gepräge seines mächtigen Geistes aufgedrückt. Seine Bilder und Figuren haben in ihrer ungesuchten, ja unwillkührlichen Seltsamkeit eine ganz eigenthümliche Anmuth. Zuweilen wird er dunkel aus allzugroßer Liebe zur gedrängtesten Kürze, aber es verlohnt schon der Mühe, über Shakspeare's Zeilen zu grübeln," und dies letzte ist bei jedem großen Dichter der Fall. Die feine Unterscheidung im Gebrauch der Verse und der Prosa, nach Stand, Charakter und Gemüthsstimmung der redenden Personen, nach ihren außerordentlichen oder ganz gewöhnlichen Lagen, der leichtverwobene Uebergang vom Einen zum Andern, so wie zu den Reimen, die bald die Abschnitte stärker bezeichnen und runden müssen, bald zu Einführung eines besondern Blüthenschmuckes oder Pathos dienen, all' diese Geheimnisse der Technik können keinem künstlerisch anschauenden und reflectirenden Gemüthe entgehen. Die Mannichfaltigkeit bald durchaus harmonischer und vollklingender, bald nach den Umständen mit Willen spröder und zerrissener, selbst abreißender Behandlung des Jambus, sollte von allen unsern Dramatikern, die ihn vielleicht nicht mit Unrecht für das unsrer Bühnensprache angemessenste Metrum halten, mit Bedacht und Emsigkeit studirt werden, denn noch scheint unser deutscher Jambus an einem zu einförmigen, fast, wenn es nicht zu hart klingt, leyermäßigen Gesang zu leiden. Auch in dieser die allgemeinen Andeutungen abschließenden Hinsicht wäre also eine höhere Correctheit des Dichters dargelegt, als sich viele seiner Scholiasten träumen ließen. Es gibt aber eine höchste Correctheit, deren Urquell über den Sternen thront und deren Ziel hienieden nicht erreichbar ist. Daß die Werke des Shakspeare in diesem Gesichtspunkt noch Fehler haben, ist ein Unvermeidliches; denn kein menschliches Werk kann in sich vollkommen, vollendet seyn, kaum steht das Hohe geschaffen vor dem Künstler, so muß er halb wehmüthig, halb hoffnungsvoll hinauf sehn, wo das Ideal doch noch höher geblieben. Thut bei unserm Dichter, wie Schlegel bemerkt, ein Uebermaß der Ironie oft weh, das aus einem unerfreulichen Wühlen in den Tiefen des irdischen Menschen hervorgeht, so möchte man dagegen nicht selten ein unbedingteres

Hingeben in Liebe und Gefühl wünschenswerth finden, vor allem aber, obwohl eine in Gott feste und starke Seele öfters hervorleuchtet, scheint er von dem Vorwurfe nicht frei, den irdischen Angelegenheiten gleichsam eine alles erfüllende, verschlingende Wichtigkeit beizulegen: er baut und gründet die Erde nicht in den Himmel, und das verklärende Licht, das andre Dichter, vor allen Calderon, hierdurch über ihre höchsten Dichtungen haben ausstrahlen lassen, müssen wir fast schmerzlich vermissen. Der directe und unmittelbare Verkehr mit Gott ist der Kunst als solcher nicht wesentlich, aber das mittelbare Hinblicken, das eine Dichtung unscheinbar und doch herrlich durchschimmernde Etwas, dessen letzter Grund nur in der Religion zu finden ist, das ist um so wohlthätiger und um so schwerer zu verschmerzen, je größer die schaffende Kraft eines Dichters, je hervorstechender seine Eigenschaften, je eindrucksvoller und wirkungsreicher seine Gebilde sind. Shakspearen hätten wir für eine reiche Fülle in dieser Hinsicht gern noch etwas Geschraubtheit mehr in Sprache, Ton und Pathos, wie sie sich dann und wann wohl finden mag, vielleicht gar noch Zusätze zu den Witzeleien und Wortspielen, und zu den oft doch gar zu fleißig ausgeführten und zu tüchtig aufgemalten spaßigen Anstößigkeiten durchgehen lassen. — Der dramatischen Dichtungen, und durch diese schwerste aller Dichtungsarten steht sein Ruhm hauptsächlich fest, sind dem Shakspeare drey und vierzig vorzugsweise zugeschrieben, davon jedoch acht von den englischen Commentatoren für unächt erklärt, von deutschen Kritikern hingegen dem Shakspeare wieder gerettet worden. Die 35 nicht mehr angefochtenen Stücke, die von 1591 bis 1614, also in drei und zwanzig Jahren, geschrieben seyn sollen, hat Malone in folgende chronologische Ordnung zu bringen gesucht: 1. Verlorne Liebesmüh. 2. 3. 4. K. Heinrich VI. 3 Theile. 5. Die beiden Edelleute von Verona. 6. Das Wintermährchen. 7. Ein Sommernachtstraum. 8. Romeo und Julia. 9. Das Lustspiel der Irrungen. 10. Hamlet 11. K. Johann. 12. K. Richard II. 13. Richard III. 14. Heinrich IV. 1r Theil. 15. Kaufmann von Venedig. 16. Ende gut, alles gut. 17. Heinrich IV. 2r Theil. 18. Heinrich V. 19. Viel Lärmen um nichts. 20. Wie es euch gefällt. 21. Die lustigen Weiber von Windsor. 22. Heinrich VIII. 23. Troilus und Cressida. 24. Gleiches mit Gleichem. 25. Cymbelin. 26. Lear. 27. Macbeth. 28. Die gezähmte böse Sieben. 29. Julius Cäsar. 30. Antonius und Cleopatra. 31. Coriolan. 42. Timon von Athen. 33. Othello. 34. Der Sturm. 35. Was ihr wollt. Doch hat diese Ordnung so viel innere und äußere Widersprüche gegen sich, daß man, in so fern überhaupt eine Abtheilung nach dem Inhalt bei einem weltumfassenden Dichter nicht lieber unterbleiben, und man in dieser Hinsicht fast der spanischen Gewohnheit beifallen möchte, die alle Dramen mit dem Namen Comedias benennt, doch bei einem Ueberblick eher der einmal angenommenen Classification in Lust- und Trauerspiele zu folgen, und, da die historischen Schauspiele einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, solche als abgesonderte dritte Rubrik zu betrachten, geneigt bleiben muß. „Der Inhalt der Lustspiele," um hierbei Schlegel's Anleitung zu folgen, „ist großentheils aus Novellen entlehnt: es sind romantische Liebesgeschichten; keines davon spielt ganz in bürgerlichen oder häuslichen Verhältnissen; alle haben dichterischen Schmuck, einige gehen ins Wunderbare oder ins Pathetische über. Die beiden Edelleute von Verona (vergleiche Montemayor's Diana, Buch 2.) mit ihrem

leichten Wankelmuth in Liebe und Freundschaft; das Lustspiel der Irrungen (vergl. des Plautus Menächmen, s. auch Hans Sachs Ein Comedi Plauti, heißt Monechmo), das einzige Beispiel einer Entlehnung aus den Alten bei Shakspeare, ein Stück, worin auch jetzt wohl nur mit Masken gespielt werden sollte; die gezähmte böse Sieben (vergl. Goulart Thrésor d'histoire admirable de nostre temps, engl. v. Edw. Grimestone 1607. Percy rel. of anc. poetry V. 1. p. 238. dann Geo. Gascoigne Suppons, a translation from Ariosto's Suppositi, s. auch Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen. Vormals von einem italiän. Cavalier practicirt rc. Rappersdorf. 12), gleichsam die Donna Diana der englischen Bühne, mit dem italienischen Anstrich, und dem Vorspiel des unvollendeten Kesselflickers, eines auch von Holberg dramatisirten Volksschwankes, ferner die muthwillige Gaukelei Verlorne Liebesmüh, deren Quelle vermuthlich eine verloren gegangene alte Rittergeschichte ist, zeigen durch die innere Behandlung, auch üppigen Ueberfluß der Ausführung, den jugendlichen Dichter an. Ende gut, alles gut, die Shakspeare'sche Griseldis (Boccaccio Decamerone, giorn. 3. novella 9. Painter Palace of pleasure: Giletta of Narbon, s. auch das alte Buch: Schertz mit der Wahrheyt, Blatt 35.) mit dem durch Falstaff verdunkelten scherzhaften Parolles: Viel Lärmen um Nichts (Belleforest Timbrée de Cardonne etc. Bandello novelle, Venez. 1566. Vol. 1. fol. 73. zu deutsch: Phoenicia. Eine liebliche und Gedechtniswirdige Historn rc. Magdeburgk, b. Joh. Francken 1601. Ariosto englisch durch Harrington 1591. diese Geschichte besonders erzählt durch Geo. Tuberville), dessen Hauptverwickelung an Ariodant und Ginevra erinnert, auf unsern Bühnen als „Quälgeister" verarbeitet; Gleiches mit Gleichem oder Maß für Maß (Geo. Whetstone Proncos and Cassandra 1578. Giraldo Cinthio Hecatomithi, overo cento Novelle, Venez. 1593. Deca 8. Nov. 5. übersetzt in Painter's Palace of pleasure), das eigentlich der Triumph der Gnade über die strafende Gerechtigkeit heißen sollte, mit der herrlichen Gestalt Isabella; der Kaufmann von Venedig (Percy reliques, I. p. 206. Giovanni Fiorentino il Pecorone, nel quale si contengono 48 novelle antiche belle d'invenzione e di stilo, geschrieben schon 1378, gedruckt Milano 1554 und Trevigi 1601. Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis, deutsche Ausgabe: Augsburg 1489 und Straßb. 1538. Boccaccio giorn. 10. nov. 1. The Jew, ein altenglisch Schauspiel, s. auch der Carneval von Venedig, ein altdeutsches Schauspiel), ein Wunder sinnreicher Kunst und Charakteristik, eins von Shakspeare's vollendetsten Werken, wie ein Sinnbild der allgemeinen Geschichte des unglücklichen jüdischen Volkes, dessen Abgott der Buchstabe des Gesetzes ist, das die Stimme der Gnade nicht hören will, ein Drama, dessen fünften Act man als ein zu musikalischer Auflösung der Dissonanzen dienendes Nachspiel betrachten muß: — diese vier Stücke sind sich durch die Kunst verwandt, womit Shakspeare alle Klein- und Peinlichkeit bürgerlicher Lebensverhältnisse durch aufheiternde Beimischungen frei dichterischen Spiels zu entfernen oder in die poetische Region hinaufzuretten gewußt. Wie es euch gefällt (Chaucer the Coke's Tale of Gamelyn. Thomas Lodge Rosalynd or Euphue's golden legacy 1590, 4. ein alter Schäferroman) dies reizende Spiel mit seiner willkürlichen bunten Genialität, von frischer Waldluft durchzogen, eine Wiedereroberung der

angebornen Freiheit der Natur und des menschlichen Geistes mit Abwerfung des angekünstelten Zwanges, ist ganz entgegengesetzter Art; reich wieder an Sinn und Komik das Intriguenstück: **Was ihr wollt oder der heil. Dreikönigsabend** (Bandello T. II. nov. 20.) in den Farbenzauber einer ätherischen Poesie getaucht, recht bedeutsam dafür, daß in Shakspeare's Sprache dasselbe Wort (fancy) zugleich Phantasie und Liebe bedeutete. „Wenn dies in der That sein letztes Werk war, so hat er bis zuletzt einer gleichen Jugend des Geistes genossen, und die ganze Fülle seiner Talente mit sich ins Grab genommen." **Die lustigen Weiber von Windsor** (The lovers of Pisa in Tarleton's Newes out of Purgatorie. Il Pecorone giorn. 1. nov. 2. in The fortunate, the deceived and the unfortunate lovers. Piacevoli notti di Straparola, Venez. 1567. 8. L. 1. notte 4. favola 4.), die Shakspeare vermöge einer Auffoderung der Königin Elisabeth geschrieben haben soll, weil sie den Falstaff gern verliebt sehen wollen, die aber gewiß vor ihr aufgeführt worden sind, vielleicht eben zu Windsor bei einem Ordensfest des dichterisch darin verherrlichten Hosenbandes, enthalten, auf eine viel wahrscheinlichere Weise eingeleitet, bereits den in Moliere's Frauenschule bewunderten Umstand, daß ein Eifersüchtiger zum beständigen Vertrauten der Fortschritte seines Nebenbuhlers gemacht wird, und nähern sich am meisten der Gattung des reinen Lustspiels, poetisch und sinnreich am Schluß durch eine wunderbare Einmischung gehoben. **Ein Sommernachtstraum** (vergl. Bettie Titania and Theseus. Plutarch Theseus. Michael Drayton Nimphidia or the court of faeries. Chaucer the knight's tale in dessen Werken Lond. 1721. p. 6. Boccaccio Teseise. Legende von Thisbe aus Babylon) und **der Sturm** (unbekannte Quelle; bei Lebzeiten des Dichters ohne seine besondere Sorgfalt in 4. einzeln herausgekommen, s. auch Twety of the plays of Shakspeare being the whole number printed in Quarto, by Geo. Steevens, Esq. Lond. 1666. 4 Vol. gr. 8.) gleichen sich in der Verflechtung einer wunderbaren Geisterwelt mit dem Gewirre menschlicher Leidenschaften und possenhaften Abenteuern der Narrheit. Das erstere Stück, zuverlässig sehr früh geschrieben, ist vielleicht das phantastischste und zugleich durchsichtig blühendste Gebilde unsers Dichters, das in Titania's Verliebtheit die Aeußersten des Phantastischen und Gemeinen zusammenknüpft; das zweite, allem Ansehn nach aus Shakspeare's späterer Zeit, ist dagegen an Charakteristik überlegen, und gibt in dem weise überschauenden Prospero (gleichsam Shakspeare's Sarastro) mit der zartglühenden Flamme Fernando's und Miranda's, in dem meisterhaften irdischen Ungeheuer Caliban mit dem himmlisch verklärten Ariel, nicht nur eine Composition der vollendetsten Gegensätze, sondern auch, wie in andern magischen Theilen Shakspeare'scher Stücke, eine Durchschauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die wenigstens als Ahnung keinem ächten Dichter fremd seyn kann, Shakspearen aber dem Dante an die Seite setzt. **Das Wintermährchen** (A pleasant history of Dorastus and Fawnia, by Rob. Greene. Spenser Fairy-Queen B. 6. Canto 9. 13.) ein wahres Gegenbild des Spiels einer Sommernacht, ist recht eine Geschichte, für die Kindheit anziehend und begreiflich, für das erwachsene Alter in die goldene Zeit der Einbildungskraft zurückversetzend, innig wahr in Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, mit herablassender Einfalt geschmückt, ganz mit Recht Zeiten vermengend

und Länderkunde verschmähend, bunt, wie es in Kinderseelen ist. Den Uebergang zu den Trauerspielen bezeichne Cymbelin (Boccaccio, Giorn. 2. nov. 9. vergl. Hans Sachs die unschuldige Frau Genura. Scherz mit der Wahrheyt. Bl. 9. Westward for smelts vielleicht nach Sansovino. Holinshed's Chronik. Dion. Cass. hist. rom. L. 60. c. 20. Suetonius in Caligula c. 44. Henry history of Great Britain, Lond. 1771. 4. Vol. I. p. 17.), eine von Shakspeare's wunderbarsten Zusammensetzungen, eine Novelle des Boccaz mit altbrittischen Sagen aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser verknüpfend, von den neuesten gesellschaftlichen Sitten bis zu heroischen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererscheinungen alles durch gelinde Uebergänge verschmelzend, eine der Dichtungen, welche recht eigentlich für Dichter geschrieben scheinen, nur von diesen in einer Herrlichkeit begriffen, von der man nichtdichterischen Gemüthern ewig vergeblich sagen würde. Romeo und Julia (Girolamo dalla Corte, Istoria di Verona. 1591. Vol. 1. p. 589. Historia novellamento ritrovata di due nobili amanti, con la pietosa morte intervenuta già nella città di Verona, nel tempo del Signor Bartholomeo della Scala, sehr alt. Bandello, L. 2 nov. 1. Boisteau 18 histoires tragiques, mises en langue françoise, 1560. 12. p. 58. The tragical Historie of Romeus and Juliet, Lond. 1562. 8. Painter Palace of pleasure, T. 2. nov. 25. s. auch Lope de Vega Carpio: Castelvines y Monteses, Comedia famosa.) und Othello (Giraldi Cinthio, Deca 3. nov. 7. franz. v. Gabriel Chapuys 1584; engl. v. Painter) sind wahre Novellen, und wenn Schlegel den Othello als Gemälde mit schwarzen Schatten einen tragischen Rembrand nennt, so darf Romeo und Julia wohl nach seiner zauberisch sehnsüchtigen, helldunkeln Färbung ein Correggio heißen. So muß es auch seyn, da dieses die Tragödie der Liebe, jenes die Tragödie der Eifersucht ist, bei welchem Anlaß wir mit aller hohen Achtung vor dem großen Calderon doch unmöglich einem geschätzten Kritiker Recht geben können, wenn er den Gutierre hoch über den Othello stellt, indem, menschlich genommen, die Eifersucht glühender, wenn schon mit einer dunkeln Tinte von Sinnlichkeit überbraunter Liebe, interessanter ist, als die Eifersucht, in welcher das zu hoch gesteigerte Princip der Ehre, das immer nur als ein geselliges Princip vor Augen tritt, die Liebe geradezu vernichtet, auch bei Gutierre alles Böse und Schwarze aus dem Boden seiner eigenen Seele sprießt, indeß Othello als Opfer des Höllengeistes Jago ein unaussprechliches Mitleid erweckt. Menschlich ließe sich eher die Mencia über die Desdemona stellen, weil jene wider die Pflicht liebt und sich beherrscht, dürfte nicht eben diese Desdemona als ein reiner über allem Kampf erhabener Engel mit nichts mehr verglichen werden. Die Größe und Tiefe des Gedankentrauerspiels Hamlet (Saxonis Grammatici historiae Danicae Libri XVI. ed. Stephanii, Sorae 1644. f. Lib. 3. p. 48. Belleforest avec quelle ruse Amleth, qui depuis fut Roi de Danemarc, vengea la mort de son père Horuendille, occis par Fengon, son frère, et autre occurrence de son histoire, engl. The historie of Hamblet. 4. 1608.) läßt sich aus nichts besser abnehmen, als daraus, daß die größten Meister der Kritik über die Würde und innerste Bedeutung des Hauptcharakters verschiedene Ansichten haben; „er ist eine große Hieroglyphe von unerschöpflichem Tiefsinn;" daß man es aber bei uns noch täglich wagt, in Darstellung eines der tiefberechnetsten Kunstwerke

Shakspeare's solche Abänderungen zu treffen, daß sogar durch die Hinwegnahme des Fortinbras die ganze großartige Versöhnung über dem ausgestorbenen Königshause wegfallen muß, ist ein trübseliges Zeichen des tiefen Verfalls unsrer dramatischen Ansicht. Macbeth (Raph. Holingshed's and Will. Harrison's Chronicles of Great Britain, Scotland and Ireland. Lond. 1577, fortgesetzt von Hooker u. A. 1587. 3 Vol. fol., die Hauptquelle der vaterländisch-historischen Stücke des Shakspeare. Geo. Buchanani Opp. omn. Edinb. 1715. f. V. 1. p. 3.) das Größte und Furchtbarste, was seit den Eumeniden des Aeschylus gedichtet worden, auch in den nicht ohne Gefahr völliger Verrückung des dichterischen Gesichtspunctes anzutastenden Hexenbildern nach altschottischen Chroniken gehalten, zeigt recht die Gränze, bis an welche nur die Einwirkung der Hölle angehöriger Geister ohne Beleidigung des Himmels schreiten darf. Denn hier sucht diese Einwirkung bei einem im Taumel der Freudigkeit verstrickten Gemüthe den leichten Eingang, und bringt es dahin, sich mit Schuld zu beladen, weil es sich selbst der Sünde zu willig geöffnet, den versuchenden dunkeln Gewalten nicht widerstanden hat, nicht aber, weil es vom Fluch, oder von verjährter Sünde, oder von der bösli- chen Weissagung eines andern verwandten oder fremden Geschöpfes unabwendbar abhängig geworden wäre. Dieser Macbeth, die erhabene, aus der Hölle dem Himmel zuweisende Trümmer, wird in ihrem vollen Glanze fortbestehn, wenn die noch zu Inverneß ragenden Ruinen von Macbeth's Schlosse einst lange zu Staub zerfallen sind. Wie im Hamlet der Gang des Stücks durch „die angekränkelte blasse Farbe der Entschließung" aufgehalten wird, so stürzt er hier in der Raserei verderblicher Blindheit zum Ziele, und wie im Macbeth das Schrecken den höchsten Gipfel erreicht, so ist in einem Trauerspiel, in welchem die Hauptpersonen die leidenden sind, die Wissenschaft des Mitleids erschöpft: im König Lear (vergl. Miss Lenox, Fielding's Schwester, übrigens einer traurigen Kritikasterin, Shakspeare illustrated, or the Novels and histories, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1753. 3 Vol. 8. V. 3. p. 273. Auszug aus Holinshed. Tyral general history of England, Lond. 1700. f. Vol. 1. p. 11. Percy reliq. I. p. 228. Gottfr. v. Monmouth's, Holinshed's Vorgängers, lateinische Chronik. Sidney's Arcadia p. 142. Edinb. 1590. 4. Spenser's Fairy-Queen, B. 2. Canto 10. Stanza 27 — 33. und das ältere Schauspiel: the true Chronicle History of King Leir, Lond. 1605. 4. deutsch von Ludw. Tieck.) Doch wer kennte nicht diesen colossalen, auf den Eisenfels einer heidnischen Zeit gegründeten Bau, mit seinen wunderbaren, in schaurige Harmonie gebrachten Gegensätzen, mit seinem doch auch hier als die Gewähr einer bessern Zukunft waltenden Engel Cordelia, welche, nachdem sie entschwebt ist, die getrübte Seele des Vaters im Schmerz geläutert nach sich zieht. Diese fünf Trauerspiele sind mit Recht die berühmtesten Werke unsers Dichters, die drei letzten wohl die Trilogie eines fast übermenschlich emporgeschwungenen Genius; doch haben auch unter den streng-historischen Schauspielen einige eine große tragische Vollkommenheit, und alle glänzen durch eigenthümliche Vorzüge. Die drei römischen Stücke verbergen in der erscheinenden Kunstlosigkeit des Enthaltens von allem Fremdartigen und Willkürlichen, Hinzuthun und Voraussetzen, in Darstellung der Geschichte, ganz wie sie sich vorfindet, der Sache, wie sie ist, eine ungemeine Kunst. Die Quelle derselben ist Plutarch, von dem 1579

schon eine Uebersetzung von Thomas North erschienen war. **Coriolan** zeichnet sich durch die beträchtliche Rolle der vielköpfigen Menge in blinder Bewegung und lustiger Laune aus; in **Julius Cäsar** bewährt sich durch die zwei letzten Acte, in welchen auf den Trümmern, worunter Cäsar begraben liegt, Brutus als großer Römer steht, daß eigentlich Letzterer der Held des Stückes ist; **Antonius und Cleopatra** dürfte ein Charaktergemälde heißen, aus welchem sich die beiden historischen Personen und August wahrhafter auffassen lassen, als aus vielen Geschichtsbüchern unserer Zeit. **Timon von Athen** (Plutarch, Lucian, Palace of pleasure) und **Troilus und Cressida** (Dictys Cretensis und Dares Phrygius. Guido dalle Colonne, aus Messina, historia de bello trojano, ital. v. Ceffi, Venedig 1481. deutsch 1489. in den Abtheil. de sexto et septimo bello. Lydgate de Boke of Troye, Lond 1515. f. ein weitläuftiges Gedicht, modernisirt 16..; Raoul le Fèvre recueil de troyennes histoires engl. von Caxton 1471. 1503. Chaucer the Boke of Troiles and Cresside. Boccaccio Filostrato 1498. in Ottaven. Alex. Barclay's ship of Fooles aus dem Deutschen des Sebastian Brand, 1570. Chapman Uebersetzung des Homer 1581. 1596.) schließen sich nicht so sehr in der Eigenschaft historischer Stücke an, denn diese Eigenschaft haben sie eigentlich nicht, so wie sie auch weder Lust- noch Trauerspiele sind, sie sind aber durch die Wahl des Stoffes aus dem Alterthum einigermaßen verwandt. Timon hat unter den Werken des Shakspeare am meisten den Charakter der Satire, der lachenden in der Schilderung der Schmeichler und Schmarotzer, der Juvenalischen Satire des Unwillens in der Bitterkeit und den Verwünschungen der nebenher nach dem Ruhm der Einzigkeit strebenden Hauptperson, über den Undank der falschen Welt. Troilus und Cressida ist das einzige Schauspiel, das Shakspeare unaufgeführt hat drucken lassen, eine um theatralische Wirkung unbekümmerte Studie des Witzes und der Neigung zu einer gewissen Hinterlist in der Charakteristik, eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg, nicht in Beziehung auf Homer, sondern auf die aus dem Dares Phrygius hergeflossenen Ritteromane von jenem Kriege. Hier ist auch der Liebeshandel zu Hause, der damals in England eine so volksmäßige Geschichte war, daß die Namen Troilus für treue und betrogene Liebe, Cressida für weibliche Falschheit sprichwörtlich galten, so wie es Pandarus nach Shakspeare's Schauspiel gleichfalls wurde. Der Ausdruck Schlegel's, daß Shakspeare's zehn aus der englischen Geschichte, besonders aus Hall's und Holinshed's Chroniken, geschöpfte Schauspiele nur Ein Werk, ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form seyen, wird sich Jedem, der dieselben der Reihe nach liest, in seiner vollen Wahrheit beurkunden. Treue Auffassung, lichtvolle Durchschauung der Ursachen und Triebfedern, die hohen Lehren für die Fürsten über die innere Würde ihres angestammten Berufes, die Gefahren der Usurpation, der Fall der Tyrannei, die Verderblichkeit ihrer Schwächen und Vergehungen für ganze Nationen und auf Menschenalter hinaus, alles das läßt den Kritiker mit Recht diese Schauspiele einen Spiegel der Könige nennen. Acht unter diesen Stücken, von **Richard II.** bis zu **Richard III.**, umfassen in ununterbrochener Zeitfolge beinahe ein Jahrhundert, an Thaten, Stürmen, und großen Erscheinungen reich, die Begebenheiten unter sich auf das Genaueste verkettet. Chronologisch getrennt ist **König Johann**, der als Prolog, und **Heinrich VIII.**, der als Epilog betrachtet wer-

den kann, und durch die Prophezeihungen bei Elisabeth's Geburt das große Gedicht über die englische Geschichte des Mittelalters gewissermaßen auf Shakspeare's eigene Zeit herunterführt. Was zwischen diesen Zeiträumen lag, war für ein dramatisches Interesse zu arm. Ein flüchtiges Durchgehen der einzelnen Stücke dieses großen Ganzen würde an dieser Stelle zu nichts führen, und ein Aufgreifen einzelner Gesichtspunkte aus einer so reichen Mannichfaltigkeit immer das Gefühl, etwas vergessen zu haben, zurücklassen, mithin eine drückende Unbefriedigung hervorbringen, die dem Vorwurf der Oberflächlichkeit nichts entgegenzusetzen wüßte. Man schöpfe die Einsicht in das gewaltige Epos an seiner Quelle, und lerne den Dichter noch mehr kennen in der vollendeten Darstellung bald schwacher, liebenswürdiger, grausamer, düsterer und ritterlicher Könige, bald des fast überschwellenden Personals ihrer Umgebungen, noch mehr bewundern in den künstlerischen Erfindungen seiner Einbildungskraft. Diese beleben und erhöhen mit Schwierigkeit sich fortbewegende, oder die Veranschaulichung eines Waltens über den Menschenschicksalen nöthig machende Stoffe auf die sinnreichste Weise, bald durch gleichsam eingewobene Lustspiele, wie den Heros der Taugenichtse, Falstaff, und die Convenienzheirath Heinrich's V., bald durch die Beimischung des Uebersinnlichen, wie die Träume Richard's und Richmond's. Beleidigt uns Deutsche die Gestalt, die Shakspeare unter dem Namen der eigentlich bei uns zuerst verherrlichten Jungfrau von Orleans erscheinen läßt, so müssen wir nicht vergessen, daß er darin nur den Abdruck des englischen Volksglaubens gegeben hat; dahingegen hat dieser so oft barbarisch gescholtene Dichter den Gipfel der Feinheit im Bilde Heinrich's VIII. erreicht, den er den Eindringenden als das, was er war, der eigenen Tochter aber mit täuschendem Schein bekleidet, dahingezeichnet hat. Merkwürdig dürfte es uns seyn, daß der nordische und der südliche Coryphäe des Drama's Heinrich den Achten zum Helden eines Trauerspiels geschaffen haben, bei einer Vergleichung indessen muß man im Auge behalten, daß Calderon, der die Anna Boleyn gleichsam als Personification des bösen Princips in Heinrich's Brust hinstellt, die Kirchentrennung zu seinem Hauptvorwurf machte, und gegen diese als Zelot eifern mußte. Seine Catherina steht aber unserm Gemüth durch die wunderbare Ausführung vielleicht eher näher als ferner. Nicht nur einzelne, von Pope und Andern für Einschiebsel erklärte Stellen, z. B. die Erscheinung der Schatten und Jupiters im Cymbelin, sondern auch ganze unserm Dichter abgesprochene Stücke, dürften als für ihn gerettet, bei uns vornehmlich, zu betrachten seyn. Der Titus Andronicus (Percy reliq. I. p. 228. s. auch: Englische Comedien und Tragedien, gedruckt im Jahr 1624. 8.) steht schon in der Ausgabe seiner vieljährigen Freunde und Genossen, Henning und Condell; sein Zeitgenosse Meres, dem er manches Gedicht vor dem Druck vorgelesen, nennt das Stück in einem Verzeichniß von 1598, doch selbst manche innere Spur verräth, bei aller Ungeübtheit als Künstler, die Größe der Anlage eines noch jugendlichen Dichters, der dies auch eben so gut vor dem gewöhnlich angenommenen Normaljahre 1590 geschrieben haben kann, als den Locrine, den Pericles, schon von Dryden, den Londner verlornen Sohn, von Lessing anerkannt, dagegen Schlegel den Cromwell und den Sir John Oldcastle, 1r Theil, als biographische Schauspiele, wovon das erste sich an Heinrich VIII., das zweite an Heinrich V. anschließt, sodann Ein Trauerspiel in

Yorkshire, eine erschütternde Mordgeschichte in einem Aufzuge, unter Shakspeare's reichste und vortrefflichste Werke zählt. Die Puritanerin oder die Wittwe von Wallingstreet ist von Tieck für den scherzhaften Versuch eines Lustspiels in Ben Jonsonscher Manier gehalten worden. Man nennt ferner den lustigen Teufel von Edmonton, die Verklagung des Paris, Merlin's Geburt, Eduard III., die schöne Emma, Mucedorus, Arden von Feversham, zum Theil Werke, die so selten geworden, daß man kaum etwas Weiteres als den Namen kennt. Ludwig Tieck hat sich durch Uebersetzung und Herausgabe eines ältern König Johann, des George Green, Flurschütz von Wakefield, des Perikles, Prinz von Tyrus, des Lokrine, des lustigen Teufels von Edmonton, eines vor dem von 1605 geschriebenen ältern König Lear, ein großes Verdienst erworben. Noch höher wird aber das Verdienst dieses gründlichen, durch vieljähriges Studium mit dem Dichter vertrauten Kritikers um denselben zu schätzen seyn, wenn er das vor acht Jahren gegebene Versprechen eines ausführlichen Werks über Shakspeare gelöst, und dadurch eine neue Quelle des Verständnisses in allen Beziehungen, der Würdigung nach dem Charakter der Zeit und dem damaligen Standpunkt der dramatischen Kunst und Art überhaupt, und der Scenerie insbesondere eröffnet haben wird. Seine Vorreden zu dem „Altenglischen Theater“ verdienen, wie die Vorlesung, welche eine Hauptquelle dieses Aufsatzes war, studirt zu werden, namentlich enthält die erste jener Vorreden eine der geistvollsten Zusammen- und Gegeneinanderstellungen des Shakspeare und Calderon. Die zwei Vettern, unter Beaumont's und Fletcher's Werken, sollen endlich von Shakspeare und Fletcher zusammen herrühren, und eine gewisse auszeichnende Reinheit, Wahrheit und körnige Gedankenfülle machen die Tradition wahrscheinlich. Außer den dramatischen Arbeiten hat man von Shakspeare einige erzählende Gedichte und 154 Sonette. Jene sind 1.) Venus und Adonis, gedruckt 1593, und von Shakspeare in der Zueignung an den Grafen Southampton der erste Erbe seiner Erfindungskraft genannt, wodurch keineswegs ausgeschlossen wird, daß Shakspeare auch Andres vor 1593 gedichtet habe, wie denn sogar wahrscheinlich ist, daß er Romeo und Julia und Verlorne Liebesmüh vor 1588 in seiner Heimath entworfen und zu London vollendet; 2.) der Raub der Lucretia. In diesen Jugendgedichten ist Shakspeare's Gluth und geniale Kraft nicht zu verkennen; die üppigen Bilder, Witzspiele, Weitläuftigkeiten und Ungleichheiten sind eben nur Züge der Jugendlichkeit. An die Strenge mythologischer Tradition hat sich Shakspeare auch da nicht gebunden, indem er z. B. die Venus vom Adonis zurückweisen, und diesen als Jagdfreund am Biß eines wilden Ebers sterben läßt. Die 154 Sonette, die man so wenig im Stoff als in der Form mit den Petrarkischen Südblüthen vergleichen wollen muß, bieten in ihrer gedrängten, geistvollen, oft witzigen Gestalt ein vorzügliches Interesse andrer Art dar, und mit Recht macht Schlegel aufmerksam, wie ein künftiger Biograph Shakspeare's hinsichtlich einzelner Begebenheiten und Beziehungen seines Lebens und Treibens aus denselben eine wichtige Ausbeute gewinnen könne. — So wie den Deutschen der Ruhm nicht zu entreißen seyn wird, das Innere des großen Geistes, welcher der Gegenstand dieser Blätter war, am tiefsten erfaßt und am lichtvollsten ausgesprochen zu haben, so gebührt den Engländern das Lob, daß sie für das Aeußere der Er-

scheinung bei unserm halben Landsmanne keinen Aufwand gespart haben. Die Prachtausgaben und Commentationen folgen sich noch täglich, obgleich die Ausgaben von Johnson und Steevens, von Reed und von Malone bereits des mächtigen Gewichts der Autorität genießen, und der Artikel Boydell in diesem Buche ist geeignet, einen Begriff von der berühmten Shakspeare-Gallery zu geben. Die erste deutsche Uebersetzung war die von Wieland und Eschenburg, die, wenn gleich seitdem die künstlerischen Anfoderungen an ein solches Unternehmen durch das Aufstellen früher nicht vorhanden gewesener Muster mit Recht bedeutend gestiegen sind, doch als zuerst der Liebe der Deutschen zu Shakspeare Bahn brechend, und meist von einer recht echten Begeisterung ausgehend, auch von Bemühungen um Erforschung der Quellen begleitet, stets unsre dankbarste Anerkennung verdienen wird. Zwar hatte Wieland den Sommernachtstraum, und Eschenburg Richard den dritten uns auch in der Form des Originals wiederzugeben versucht, doch glaubte man damals, daß man nicht metrisch übersetzen könne, ohne dem Charakter des Originals sehr viel zu entziehen. A. W. v. Schlegel bewies zuerst beim Shakspeare, unter welcher einzigen Darstellungsweise ein fremder Dichter begriffen werden kann, dem die Form in künstlerischer Hinsicht eben so heilig ist, als in dichterischer der Stoff, und wenn J. H. Voß mit seinen Söhnen diese Bahn noch einmal wandelt, so bietet theils die Vergleichung mehrerer Virtuosen in derselben Kunst interessante Berührungspunkte und belehrende Ansichten dar, theils steht, da Schlegel seine Arbeit unterbrochen hat, zu hoffen, daß das rüstige Dreiblatt uns zuerst mit einer vollständigen metrischen Uebersetzung begaben werde. Außer dem schon dankbar erwähnten Tieck, sind Falk, Dippold, Krause, Keßler, und Wolf Graf Baudissin als Uebersetzer einzelner Werke Shakspeare's zu nennen. Bearbeitungen, auch Umarbeitungen des großen Dichters haben wir häufig kommen und verschwinden sehen, und wenn zu glauben ist, daß jetzt solche nicht mehr aus der sonst wohl vornehm gehegten Meinung von Shakspeare's Unvollkommenheiten, sondern nur aus der Voraussetzung nothwendiger Anpaßlichmachung für die Richtung unsrer Zeit, deßgleichen Bedürfniß und Gestalt unsrer Bühne entstehen können, so muß es jedem wahren Freund einer ernsten und guten Sache noch angelegener seyn, zu hoffen, daß aus einem je mehr und mehr wachsenden Verstehen des Dichterriesen eine immer heiligere Scheu vor dem Antasten seiner Gebilde hervorgehen werde. Unsern Dramatikern möge er als Dichter und Künstler ein hohes Vorbild seyn und bleiben; er weist wie Wenige zu den wahren Quellen einer solchen dramatischen Poesie, die ein Nationaltheater als Volkseigenthum begründen soll, zu der Sage und Geschichte, besonders des eigenen Volkes, hin. Diese geben einen festen und haltbaren Grund, indeß hirngespinnstische Grübeleien und Träumereien noch eher in das leere Nichts ihres Nebelbodens wieder zerfließen, als etwa die Stücke, die zwar auf der Geschichte ruhen wollen, denen aber die Auffassung und Durchdringung eines wahrhaft dichterischen Gemüthes und der ächten reinen Künstlerkraft fehlt. Die Einsicht aber, daß ein Wandeln auf Shakspeare's Bahn nicht etwa in einem Aufwande der Zufälligkeiten, worunter auch Schimpfwörter, Zweideutigkeiten u. s. w. begriffen sind, bestehe, wird durch nichts mehr erleichtert, als durch ein gründliches Studium des Shakspeare selbst, wobei sich die Gestaltung im Geist jeder Zeit und jedes Volkes, in welche und zu welchem der alte Strom der Dichtkunst geleitet werden soll, als eins der tiefsten, aus

aus dem eigensten Leben und Daseyn geschöpften Motive bald darlegen muß. — Als ältere deutsche Quelle ist J. J. Eschenburg über W. Shakspeare, Zürich 1787, nicht zu vergessen. Der Jahrgang 1819 des Unterhaltungsblattes der Gesellschafter, welcher im Bl. 64 — 67 einen Aufsatz von K. Stein über unsern Dichter enthält, liefert auch eine Uebersetzung der altdänischen Sage von Hamlet, und der alten Sage von Lear, nach dem auch von dem berühmten altnormandischen Dichter Wace benutzten Gottfried Monmouth. Es ist dabei anziehend zu sehen, wie Shakspeare nach höheren Dichterzwecken die alten Geschichten zu verändern kein Bedenken trägt, damit die ewige Wurzel, in frischen Boden gesteckt, gedeihlich ausschlage und fortgrüne. Der Leir des Monmouth, der ein Urenkel des vorrömischen Leir, Königs in Wallis, Sohns von Brutus Grünschild und Zeitgenossen des weisen Salomo gewesen, sich aber zu seiner Tochter Cordelia, Königin in Gallia, flüchten müssen, worauf er mit ihrer und seines Eidams Aganippus Hülfe die bösen Töchter überwunden, hat hernachmals noch zwei Jahre regiert und gelebt. Der Lear des Shakspeare mußte früher sterben, um so viel länger zu regieren und zu leben. v. d. Mg.

Shawl (Shaul), s. Schawl.

Sheffield, eine vornehmlich wegen ihrer Stahlfabriken berühmte Stadt in der englischen Grafschaft York, an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, dessen Wasser eine große Anzahl von Werken zum Schleifen der Schneidewaaren, zum Schmieden, Schneiden und Walzen des Eisens und Stahls in Bewegung setzt. Die Fabriken verbreiten sich mehrere Meilen über Sheffield hinaus. Die Stadt hat Straßen, die an den Seiten mit schönen breiten Steinen gepflastert sind, drei Kirchen, deren Thürme man schon in großer Entfernung von der Stadt aus den aufsteigenden Rauch- und Dampfsäulen hervorragen sieht, 7209 Häuser und 36,000 Einwohner. Der Ueberfluß an Steinkohlen, welchen die Umgegend besitzt, erleichtert sehr die hiesigen Fabriken, indem dadurch wohlfeil Dampfmaschinen unterhalten und so alle schweren Arbeiten vermittelst Mechanismus, mit beträchtlicher Kostenersparung, betrieben werden können. Zu den hiesigen Fabrikarbeiten wird besonders schwedisches Eisen gebraucht. Man verfertigt außer Schneideinstrumenten (Cutlery), wohin alle Arten von Messern (von 2½ Penny bis zu 8 Guineen das Stück), Sägen, Feilen, Scheeren, Lancetten, Sensen, Sicheln gehören, und worin Sheffield den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen brittischen Fabrikörtern behauptet, Spaten, Schaufeln, allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Amboße, Zinnblech, alles was zur Besetzung eines Kamins gehört, ferner plattirte Waaren, die nicht auf Stahl, sondern auf Kupfer plattirt werden, nachdem es zuvor einen Zusatz von Messing erhalten hat, von welchen Waaren ein außerordentlicher starker Absatz statt findet, desgleichen optische Instrumente und Kämme. Insonderheit wird Horn am besten in Sheffield gefärbt. Ferner sind hier zwei Stückgießereien, ein großes Eisenwerk, eine Zwirnspinnerei und eine Bleiweiß- und Mennigefabrik.

Sheffield (John Baker Holroyd, Lord), ein berühmter englischer Ackerbauverständiger, Staatsmann und politischer Schriftsteller, wurde um das Jahr 1741 geboren. 1760 befehligte er eine Schwadron leichter Reiterei unter dem Marquis von Granby. Bald nach Wiederherstellung des Friedens durchreis'te er einen großen Theil Europa's. Durch den Tod seines Bruders kam er zum Besitz eines

großen Vermögens. 1767 heirathete er Miß Way, die einzige Tochter eines sehr wohlhabenden Edelmanns. Um diese Zeit ward er ein eifriger Landwirthschafter, und sein Gut Sheffield-House in Sussex verdankte seinem Fleiße und seinen Kenntnissen große Verbesserungen. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich 1778 wurde er Befehlshaber der Miliz von Sussex. 1780 wurde er zum Parlamentsglied für die Stadt Coventry erwählt, und zwar nach den gewaltsamsten Streitigkeiten, die je bei einer Wahl sich erhoben. Als die fanatischen Anträge wider die Römischcatholischen im Unterhause von dem Lord Gordon gemacht wurden, der die Gewohnheit hatte, bei solchen Gelegenheiten den Pöbel zu haranguiren, erklärte der Oberst Holroyd, der dies auch jetzt von dem Lord besorgte, daß wenn einer von dem gemeinen Gesindel es wagen würde, das Haus zu betreten, er augenblicklich eine schleunige Rache gegen den Lord, als den Anstifter, nehmen würde. Er ward nun zum Lord Sheffield, Baron von Dunamore in der Grafschaft Meath ernannt, und es ward nachher das Patent dahin geändert, daß die Titel auch seinen Töchtern verbleiben sollten. Wegen seiner Kenntniß des Handlungswesens ward er bei der nächsten allgemeinen Wahl von der Stadt Bristol zum Repräsentanten erwählt, und machte sich durch seine unermüdete Widersetzung gegen die Abschaffung des Sclavenhandels bei seinen Wählern außerordentlich beliebt. 1802 wurde er zum englischen Pair ernannt, und zeigte im Oberhause dieselbe Unabhängigkeit des Geistes wie im Unterhause. Lord Sheffield war übrigens der vertrauteste Freund des Geschichtsschreibers Gibbon, dessen Denkwürdigkeiten und nachgelassene Werke er in 3 Bänden 4. herausgegeben hat. Er selbst hat außer mehrern andern Werken geschrieben: **Betrachtungen über den Handel der nordamerikanischen Staaten**, 8. 1783, wovon schon 1784 die 6te Ausgabe erschien; **Betrachtungen über die Manufacturen, den Handel und den gegenwärtigen Zustand Irlands** (Lond. 1785, zum drittenmal aufgelegt 1792); **Betrachtungen über das Project der Abschaffung des Sclavenhandels**, 8., 1789 und viele andre.

Shenstone (William), ein englischer Dichter, geboren 1714 zu Hales Owen in Shropsshire, war der Sohn eines Landedelmanns ohne Bildung. Der junge Shenstone lernte von einer alten Frau lesen, deren Andenken er durch sein Gedicht: die Schulmeisterin (the Schoolmistress), verewigt hat. Er gewann solchen Geschmack am Lesen, daß er in seiner Kindheit alle Bücher, die man ihm reichte, gleichsam verschlang. Jedes Mal, wenn er zur Stadt geschickt wurde, mußte man ihm neue bringen lassen, die er voll Begierde mit zu Bette nahm. Wenn er bisweilen keine Bücher hatte, so legte seine Mutter, um ihn durch Täuschung zu beruhigen, ein Stückchen von einem Brette, in Form eines Buchs eingepackt, ihm ins Bette. In einem Alter von 10 Jahren verlor er seinen Vater. Nach und nach der Obhut verschiedener seiner Verwandten anvertraut, trat er 1732 ins Pembroke-Collegium zu Oxford, welches ein halbes Jahrhundert lang die Wiege der englischen Literatur und Dichtkunst war. 1737 gab er ohne seinen Namen eine kleine Sammlung vermischter Aufsätze heraus, lebte bald zu London, bald zu Bath, und bildete, frei von Sorgen, seinen Geschmack für Dichtkunst aus. Während dieser Zeit verfertigte er seine beiden Gedichte: das Urtheil des Hercules und seine Schulmeisterin. Eine gewisse Sonderbarkeit und Unbeholfenheit im Aeußern verhinderte ihn, wichtige Verbindungen an-

zuknüpfen. Als er 1745 zum vollen Besitz seines väterlichen Vermögens kam, folgte er seinem Wunsche nach literarischer Muße und ländlicher Zurückgezogenheit, und ließ sich auf seinem Gute nieder, mit dessen Verschönerung er sich ausschließend beschäftigte, ohne an die Vermehrung des Ertrages zu denken. Durch seine Verschönerungssucht stürzte er sich in Schulden und Sorgen, und diese beschleunigten seinen Tod. Er starb 1763 an einem hitzigen Fieber. Sein Freund Dodsley gab seine Werke unter dem Titel: Works in verse and prose by William Shenstone 1764 in 2 Vol. heraus. 1769 folgte noch ein 3ter Band unter demselben Titel, der Shenstone's Briefe enthält. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch Eleganz, durch melodischen Versbau und Zartheit des Gefühls. Aber viele von ihnen sind matt, und es fehlt darin an der Stärke der Bilder, und an der Energie und glanzvollen Diction, wodurch sich die Werke anderer Dichter seines Vaterlandes auszeichnen. In seinen prosaischen Schriften herrscht eine gesunde Urtheilskraft und ein geläuterter Geschmack; auch findet man neue und sehr treffende Bemerkungen über den Menschen darin. P. N.

Sheridan (Richard Brinsley), Generaleinnehmer des Herzogthums Cornwall und berühmt als Schauspieldichter und als eins der thätigsten und beredtesten Oppositionsglieder im englischen Parlamente, war der dritte Sohn des berühmten Thomas Sheridan, der sich als Schauspieler, und mehr noch durch sein englisches Wörterbuch über die Aussprache und andre Werke rühmlichst bekannt gemacht hat. Mistreß Sheridan, die Mutter Richards, war gleichfalls eine Frau von vorzüglichem Geiste und trefflichen Grundsätzen. Sie war eine vertraute Freundin des Doctor Samuel Johnsons und anderer in der gelehrten Welt berühmten Personen. Richard Sheridan wurde zu Dublin im October 1751 geboren, und als er sieben Jahr alt war, mit seinem ältern Bruder Carl der Erziehung eines Schullehrers in gedachter Stadt, Namens Samuel Whyte, welcher ein Verwandter von Mistreß Sheridan war, anvertraut. Merkwürdig ist es, daß die Mutter der beiden Knaben, als sie dieselben Whyte zum Unterricht übergab, ihm zugleich sagte: „bis jetzt war ich die einzige Lehrmeisterin meiner Söhne, und sie haben meine Geduld hinreichend geübt, denn zwei so undurchdringliche Dickköpfe sind mir noch nicht vorgekommen." Nachdem sie anderthalb Jahre bei Whyte gewesen waren, wurden sie nach England geschickt, und 1768 ward Richard Brinsley in die Schule zu Harrow aufgenommen. Er machte nur langsame Fortschritte, bis endlich seine schlummernden Fähigkeiten von dem Doctor Samuel Parr bemerkt wurden, der keine Mühe sparte, sie in Thätigkeit zu setzen. Um das Jahr 1769 wurde er als Student in Middle Temple (eine Juristenschule in London) aufgenommen, aber wahrscheinlich entsprach auch hier sein Fleiß nicht den Erwartungen seines Vaters. Richard Sheridans Verlegenheiten wurden durch seine Verheirathung mit Miß Linley, der Tochter des berühmten Componisten dieses Namens, welche zugleich die Lieblingssängerin auf dem Drurylane-Theater war, vermehrt. Die Liebe dieser Dame hatte Sheridan durch zwei verwegne Duelle erworben, welche er ihretwegen mit einem andern ihrer Anbeter, Namens Matthews, bestand, und in denen er beidemal Sieger war. Obgleich jene Verbindung Sheridan in manche drückende Verhältnisse brachte, so wollte er doch nicht zugeben, daß seine Gattin die Bühne wieder betreten sollte, und schlug bedeutende Anerbietungen aus. Am 17ten Januar 1775 ward sein

erstes Lustspiel, die Nebenbuhler, auf dem Coventgarden-Theater vorgestellt, aber es fand nicht den Beifall, der seinen Verdiensten gebührte, und fiel durch. Sein nächstes Stück war eine Posse, betitelt: Sanct Patricks-Tag, oder der projectirende Lieutenant, welche in demselben Vierteljahre erschien. Das folgende Jahr kam seine Hofmeisterin, eine komische Oper (the Duenna, a comic Opera), welche 75 Male wiederholt wurde, auf die Bühne. Als Garrick sich um diese Zeit von der Bühne zurückzog, kauften ihm Sheridan, Doctor Ford und Linley seinen Antheil an dem Theater für 30,000 Pfund Sterling ab. Er war jetzt als Schriftsteller noch thätiger; im nächsten Jahre erschien von ihm umgearbeitet eine Komödie von Vanbrugh, unter dem Titel: die Lustreise nach Scarborough (a Trip to Scarborough), das aber schnell durch seine Lästerschule (School for Scandal) verdrängt wurde. Dies letztere Stück ist das beliebteste und vielleicht das regelmäßigste Stück, welches die neuere englische Bühne in dieser Gattung des Drama aufzuweisen hat. 1778 gab er ein musikalisches Stück, das Lager (the Camp) heraus, dem ein Zwischenspiel: der Kritiker, nach des Herzogs von Buckingham so betitelter Vorübung (Rehearsal) bearbeitet, folgte. Bei der allgemeinen Wahl von 1780 ward Sheridan für Stafford zum Parlament gesandt, und schlug sich sogleich zur Oppositionspartei unter der Anführung seines Freundes Fox, dessen Untersecretär er ward, als jener seine so bekannte Coalition mit Lord North schloß. Während Shelburne's Staatsverwaltung erschien ein periodisches Blatt, unter dem Namen der Jesuit, wodurch der Mann, welcher an der Spitze der Geschäfte stand, so charakteristisch bezeichnet wurde. An diesem Werke nahm Sheridan vorzüglichen Antheil, und die Schrift war so kräftig abgefaßt, daß der Generalfiscal von der Regierung aufgefodert wurde, den Herausgeber gerichtlich zu verfolgen. Als ein besonderer Zug von Gerechtigkeitsliebe der Foxischen Partei muß es übrigens bemerkt werden, daß die Hauptanstifter jenes Blatts, als sie zum Staatsruder gelangt waren, nichts thaten, um den fiscalischen Prozeß zu hindern, vielmehr es zugaben, daß der Buchhändler mit zwölfmonatlicher Gefängnißstrafe belegt wurde, und die bedeutenden Kosten bezahlen mußte, ohne daß sie sich für ihn verwendet hätten. Nach der Wiedereinsetzung seiner Freunde erhielt auch Sheridan ein Amt, und wurde zum Secretär der Schatzkammer ernannt. Aber kaum hatte er diese Bestallung erhalten, als Foxens übereilte indische Bill wieder eine Veränderung veranlaßte, und Pitt das Staatsruder mit so fester Hand ergriff, daß es ihm weder durch die Kunstgriffe, noch durch die Beredsamkeit der Oppositionspartei entrissen werden konnte. Von dieser Zeit an zeichnete sich Sheridan durch Energie unter jener Partei aus; seine Reden verfehlten nie, durch das Beißende ihres Witzes und das Hinreißende der Sprache die öffentliche Bewunderung zu erregen. Beim Ausbruche der französischen Revolution erfuhr Sheridan sehr beleidigende Kränkungen von seinem alten Freund und Bundesgenossen Edmund Burke, der ihn wegen seiner Schwachheit, eine gewisse Popularität durch Clubbs zu erlangen, freilich mit Recht, aber auf eine sehr bittre Weise Preis gab. Uebrigens muß man gestehen, daß Sheridan echten Patriotismus zeigte, besonders zur Zeit der Empörungen unter den Seeleuten, und als die Gemeinden zur Vertheidigung des Königreichs aufgefodert wurden. Nach dem Tode seiner ersten Gattin 1792 heirathete er Miß Ogle, die Tochter des verstorbenen Dechanten von Winchester, und da seine Par-

tei nach Pitts Tode wieder die Obergewalt erhielt, wurde er zum Schatzmeister des Seewesens ernannt. Als neun Monate nachher dieses Ministerium wieder aufgelös't wurde, erhielt Sheridan auf Verwendung des Prinzen von Wales das Amt eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis, welches 2000 Pfund einträgt, und mit keinen Geschäften verbunden ist. Ueberdieß blieb er Mitdirector von Drurylane bis an seinen Tod. Mit einiger Ordnung in seinen Angelegenheiten hätte er reich werden müssen; statt dessen befand er sich in steter Bedrängniß. Der Grund davon war ein schändlicher Hang zum Trunk, der mit dem Alter immer mehr überhand nahm. Mannichfache häusliche Leiden trugen dazu bei, diese unglückliche Leidenschaft zu verstärken, die ihn nicht nur in schlechte Gesellschaft führte, sondern auch verleitete, seiner Geldnoth durch allerlei unwürdige Ränke und Listen auf Kosten Anderer abzuhelfen. Er starb im J. 1816; ein Verhaftsbefehl, der von seinen Gläubigern zu derselben Zeit ausgewirkt worden, blieb unvollzogen, da die Aerzte bescheinigten, daß er auf den Tod darniederliege. — Außer seinen schon angeführten dramatischen Schriften arbeitete er auch Kotzebue's Ataliba unter dem Titel Pizarro für die englische Bühne um. Auch die Briefe des Aristänet hat Sheridan aus dem Griechischen ins Englische übersetzt, ohne sich zu nennen. Seine übrigen Schriften hatten größtentheils ein bloß örtliches und momentanes Interesse für die brittische Nation.

Sheriff heißt bei den Engländern der Landrichter oder Richter einer ganzen Grafschaft (Shire). Es gibt deren so viele als Grafschaften in England; nur die Grafschaft Middlesex hat zwei, indem einer bloß für die Stadt London bestimmt ist. Unter dem Sheriff stehen noch ein Untersheriff und die Geschwornen (s. Jury), welche, nachdem der Sheriff die Untersuchung vollendet hat, die Entscheidung aussprechen, und von ihm selbst vorgeschlagen, so wie zu den Sitzungen und Verhören zusammenberufen werden. Das Amt des Sheriffs hat viel Gewalt und Ansehn, und besteht, außer der Sorge für die Polizei und die Eintreibung der königlichen Taxen, Straf- und Confiscationsgelder, vorzüglich in zwei Stücken: daß er nämlich 1. die königlichen Strafurtheile zur Vollstreckung bringe, und 2. in bürgerlichen Sachen Recht spreche. Er hält zweierlei Arten von Gerichten, ein monatliches, wo er über bürgerliche Rechtssachen entscheidet, deren Gegenstand nicht über 40 Schillinge beträgt, und ein halbjähriges, über wichtigere Dinge und Criminalfälle wider das gewöhnliche Recht, mit Ausnahme besonderer, vom Parlament bestimmter Fälle. Der Obersheriff (High-Sheriff) wird alle Jahre vom Könige ernannt; der Untersheriff behält seine Stelle lebenslänglich. (S. auch Scherif.)

Shetland, oder die shetländischen Inseln, eine zu Schottland gehörige Inselgruppe, die von den holländischen, dänischen und andern nordischen Schiffern auch Hitland genannt wird. Sie liegt nördlich zwischen Schottland und Norwegen, zu welchem Lande sie auch ehemals gehörte, und besteht aus 86 Inseln, davon 26 (nach andern 40) von 20,000 Menschen bewohnt werden, die übrigen Holms und Skerries sind, und theils bloß zur Viehzucht gebraucht werden, theils unwirthbare Klippen sind. Der Boden dieser Inseln ist im Ganzen gebirgig, sumpfig und ganz von Bäumen und Sträuchern (Wachholder ausgenommen) entblößt. Nur nach den Küsten zu erscheinen fruchtbare und kultivirte Stellen. Von Getreide wird bloß

etwas Gerste und Hafer gezogen. Der Kartoffelbau ist erst in neuern Zeiten eingeführt worden. Das fehlende Holz ersetzen Heidekraut und Torf. Man hat kleines Rindvieh, kleine aber dauerhafte Pferde, kleine Schafe zum Theil mit einer sehr feinen Wolle und ebenfalls eine kleine Art von Schweinen. Die Küsten haben eine Menge von Buchten und Häfen, die alle Bequemlichkeiten darbieten, um den außerordentlichen Segen von Fischen in dieser Gegend vortheilhaft zu benutzen. Besonders treiben hier die Holländer einen sehr wichtigen Heringsfang. Außer der Fischerei nähren sich die Einwohner vom Spinnen und Stricken ihrer inländischen Wolle. Meistens sind die Weiber und Kinder damit beschäftigt. Man strickt sowol ganz grobe als auch sehr feine Strümpfe, und es werden große Quantitäten davon ausgeführt. Außer Fischen und Strümpfen führen die Inseln Butter, Thran, Felle von Seehunden und Ottern aus. Der Haupthandel geht nach Leith, London, Hamburg, Spanien und dem mittelländischen Meere. Die Einwohner sind Protestanten und reden Norrisch; wegen des starken Verkehrs mit holländischen Schiffern ist auch die holländische Sprache sehr verbreitet. Der Sommer ist auf diesen Inseln sehr kurz, der Herbst naß und neblicht, selten ein Frühling. Der Winter dauert lange, führt aber wenig Frost und Schnee mit sich, sondern fast beständige Regen und häufige Stürme. Die See wüthet in dieser Jahrszeit so sehr, daß kein fremdes Schiff in irgend einen Hafen kommen kann, und die Insulaner oft in fünf oder sechs Monaten gar nichts von der übrigen Welt erfahren. Die größte Insel, the Mainland, mit der Hauptstadt Lerwick, enthält 12 bis 13,000 Einwohner. Die nördlichste von den shetländischen Inseln heißt Unst, mit großen und bewundernswürdigen Höhlen in den Felsen an der Küste. Der längste Tag auf dieser Insel ist 19 Stunden 15 Minuten und der kürzeste 4 Stunden 45 Minuten, lang.

Shield (William), königlich großbritannischer Hofmusikus, wurde 1754 zu Swalwell in der Grafschaft Derham geboren. Sein Vater, welcher Singlehrer war, gab ihm sehr früh auf der Violine Unterricht, und seine Fortschritte waren so schnell, daß er noch vor seinem 8ten Jahre mehrere von Corelli's schwersten Stücken spielen konnte. Der bald nachher erfolgte Verlust seines Vaters veranlaßte eine große Veränderung in seiner Lage, und als er 14 Jahr alt war, wurde er bei einem Bootbauer zu Northshields in die Lehre gegeben. Glücklicher Weise für ihn wohnte gerade damals der berühmte Avison in der Nachbarschaft, und von ihm erhielt er bei seinen musikalischen Studien, welche er noch für sich in seinen Nebenstunden trieb, große Unterstützung. Nach Ablauf seines Lehrcontracts verließ er das Geschäft, zu dem er bestimmt war, und wurde Anführer einer Schauspielergesellschaft zu Durham. Der Beifall, den er fand, war so groß, daß er beschloß nach London zu gehen, wo er Cramers Freundschaft erhielt, der ihn in dem Orchester des Opernhauses anstellte. 1792 besuchte Shield Italien, wo er seine künstlerischen Kenntnisse und dadurch seinen Ruhm, wie seine verschiedenen Compositionen genügend beweisen, noch vermehrte. Von seinen musikalischen Arbeiten als Componist am Theater zu Coventgarden sprechen wir hier nicht, sondern führen bloß seine gelehrten Schriften über seine Kunst an: An Introduction to Harmony, 4to 1800, und Rudiments of Thorough Bass for young Harmonists, 4to 1815. (Anfangsgründe im Generalbaß.)

Siam, ein 6000 Quadratmeilen großes Königreich, auf der in-

dischen Halbinsel jenseits des Ganges. Es gränzt gegen Osten an das Kaiserthum Anam und die dazu gehörigen Theile Laos und Cambodscha, gegen Süden an Malakka und an den Meerbusen von Siam, gegen Westen an das birmanische Reich und gegen Norden an dasselbe und China, und liegt zwischen dem 10ten bis 15ten Grade der nördlichen Breite. Es ist ein großes von dem breiten Flusse Menam durchflossenes Thal, welches ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen wird. Der Menam befördert, wie der Nil in Aegypten, durch seine Ueberschwemmungen außerordentlich die Fruchtbarkeit dieses Thales, weßhalb auch mehrere Canäle angelegt sind. Dieses Thal ist der einzige angebaute Strich; die Höhen und Gebirge, die es begränzen, sind eine furchtbare Wildniß von Wäldern, worin viele wilde Thiere, als Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Caracals (indische Luchse) sich aufhalten. Die Produkte Siams bestehen vorzüglich in Mais, Hirse, Reiß, Hülsenfrüchten, Wassermelonen, Zimmet, Kaffee, Baumwolle Betel, Zuckerrohr, edlen Südfrüchten, Bambus, Tonkibäumen, woraus man Papier bereitet, Färbehölzern, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Magnetsteinen, Salpeter, Schwefel und Diamanten. Die Einwohner, deren Anzahl man nicht kennt, sind theils Siamesen, theils Malayen. Die herrschende Religion ist die buddhistische. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf Weberei von baumwollenen und seidenen Zeugen und auf die Verarbeitung einiger Metalle. Der Handel ist unbeträchtlich, der auswärtige wird meistens von Portugiesen und Britten unterhalten. Obgleich die Einwohner ihr Land in ihrer Sprache Muan Thai (das Land der freien Leute) nennen, so ist doch die Regierung völlig despotisch; denn der König hat einen ausschließlichen Alleinhandel, seine Unterthanen müssen ohne Lohn und Kost sechs Monate im Jahr für ihn arbeiten, und sind in drei Classen, nämlich 1. in die Leibwache ihres Beherrschers, 2. in die Classe der öffentlichen Arbeiter, 3. in die obrigkeitlichen Personen, Minister und Beamten eingetheilt; diese Classe erhält statt aller weitern Besoldung bloß Dienstleute. Erst mit dem Jahre 1547 fängt sich die zuverlässigere Geschichte dieses Reichs an, indem damals mehrere benachbarte Nationen in dasselbe einfielen, wobei 30,000 Einwohner umgekommen seyn sollen. Der König von Siam, von den Portugiesen unterstützt, schlug die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf drei Jahre Freiheit von allen Abgaben, und Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Unruhen im Innern Siams veranlaßten die Peguaner, sich 1568 dieses Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte sich (1590) von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei, und unterwarf sich Camboya, Lanjang und andere Länder, von denen (1615) mehrere wieder abfielen. Sein Stamm ward (1627-1629) von Chau Pasatong, der sich des Thrones bemächtigte, ausgerottet. Chau Naraja, König von Siam, begünstigte die europäischen Missionäre, welche (1663) nach Siam gekommen waren und das Christenthum predigten. Ein Grieche, Constantin Falcon, ein Abenteurer, schmeichelte sich auch bei ihm ein, und ward zum ersten Minister erhoben. Da er die Absicht, selbst den Thron zu besteigen, durch Hülfe der Franzosen am besten zu erreichen hoffte, so veranlaßte er die bekannte Gesandtschaft an Ludwig XIV., begünstigte die Franzosen in Siam ganz vorzüglich, und räumte ihnen einige der wichtigsten Festungen ein. Aber sein Fall erfolgte bald nachher, und die Franzosen, die sich in Siam verhaßt gemacht hatten, wurden in denselben verwickelt. Petcheratcha, ein Mandarin von gemeiner

Herkunft, bestieg 1688 den Thron, dessen rechtmäßigen Erben er umgebracht hatte, und ließ die Franzosen hinrichten. Die Holländer waren nachher die Günstlinge der neuen Regierung, und neben ihnen gelang es auch den Engländern, in Siam Factoreien anzulegen. Durch Thronfolgestreitigkeiten unter Petcharatcha's Nachfolgern (1733) ward das Reich sehr geschwächt, so daß es 1767 von den Birmanen erobert, und die königliche Familie gefangen hinweg geführt wurde. Phaja Thai, ein Offizier, den die Siamesen zu ihrem Anführer gewählt hatten, vertrieb die Birmanen; man übergab ihm die völlige Regierung, und er stellte die Sicherheit des Reichs wieder her. In einem Kriege eines seiner Nachfolger mit dem Birmankaiser, Minderagi, wurde von Siam ein Theil des Reichs jenseit des Siamflusses abgerissen und zum Birmanenstaate geschlagen. Die Hauptstadt des Reichs heißt Sy-yo-thi-ya, Judia, auch Siam; sie liegt auf einer Insel des Flusses Menam, die ungefähr zwei deutsche Meilen im Umfange hat, und so wie die Stadt von vielen Canälen durchschnitten ist. Judja hat eine Mauer von Backsteinen, Wälle und verschiedene Bollwerke, gerade, meistens breite Straßen, aber verhältnißmäßig wenig Einwohner, so daß der Boden überall mit Gras, Büschen und Bäumen bewachsen ist. In den beiden besten Straßen sind die Häuser alle von Steinen, auf einerlei Art gebaut, haben unförmlich breite Thüren und zwei Stockwerke. In der Stadt sind drei königliche Paläste, von denen der neue ein Viereck bildet, und mehrere Gebäude in sich begreift. In- und außerhalb seiner Mauern sind Ställe für mehrere 100 Elephanten. Man darf in diesen Palast nicht anders als zu Fuße, auf einem sehr schmutzigen Wege, der nur durch übergelegte Bretter passirt werden kann, kommen. Das Reich Siam selbst zerfällt in den obern und untern Theil, die in 12 Provinzen, und diese wieder in Distrikte eingetheilt werden.

Sibirien (Siberien), eine wichtige Provinz des asiatischen Rußlands, im nördlichen Theile Asiens, gränzt gegen Morgen an das östliche Weltmeer, gegen Mittag an die chinesische Tartarei und Mongolei, gegen Abend an Rußland, und gegen Mitternacht an das Eismeer, und hat, nach Hassel, ohne die Inseln, welche dazu gerechnet werden, einen Flächeninhalt von 211,816 Quadratmeilen mit 1,229,000 Einwohnern. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts kam Sibirien unter die Herrschaft Rußland, dessen Regenten den noch jetzt gewöhnlichen Titel Czar von Sibirien annahmen. Dem Scharfblicke Peters I. entging die Wichtigkeit dieser Provinz nicht, und es wurden unter seiner Regierung verschiedene Fabriken angelegt, um die natürlichen Produkte des Landes zu benutzen. Durch häufige Niederlassungen geborner Russen, und durch Verwiesene, wurde die Bevölkerung des Landes vermehrt, doch steht sie mit der Ausdehnung desselben noch nicht im Verhältniß. Ein Hinderniß zur größeren Bevölkerung ist das Clima. Der nördlichste Theil des Landes, der über den 60sten Grad hinausliegt, ist wegen der zu großen Kälte unangebaut; die Bewohner desselben leben bloß von Fischen und dem Ertrage ihrer Jagd, etwas Getreide wird ihnen aus den südlichen Gegenden zugeführt. In diesen ist zwar die Kälte auch stark und anhaltend, aber die Luft rein und gesund, und die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Die angebauten Gegenden — denn verschiedene derselben werden von den trägen Einwohnern selbst vernachlässigt oder bestehen aus Steppen — bringen viel Getreide hervor und haben vortreffliche Viehzucht. Den Mangel an Gartengewächsen und Früchten ersetzt der

außerordentliche Reichthum des Thierreichs und die Fische, welche die großen Ströme Ob, Jenisei, Lena, Irtisch, und andre Flüsse in Menge (besonders Störe) liefern. Im nördlichen Theile Sibiriens gibt es zwar, außer Sträuchen, kein Holz, aber im übrigen Sibirien gibt es schöne und große Wälder, in denen sich viele, in Europa nicht gewöhnliche Thiere, z. B. die, deren Pelzwerk so sehr geschätzt wird, Zobel, Hermelin, schwarze Füchse u. a. finden. Die Felle der Zobel und Füchse wurden ehemals von den zinsbaren Nationen als Tribut an die Regierung abgeliefert, aber schon seit geraumer Zeit wird dieser Tribut in andern Thierfellen oder in baarem Gelde entrichtet. Daß die von der russischen Regierung nach Sibirien verwiesenen Staats- und Kriegsgefangenen oder Verbrecher verschiedener Art den Zobelfang als Strafe betreiben müßten, ist eine ungegründete Sage. Sibirien ist nicht nur durch beträchtliche Bergketten von andern Ländern getrennt, z. B. durch den Ural von Rußland, den Altai von den Ländern der Kalmücken und Mongolen, sondern wird auch in seinem Innern von vielen Gebirgen durchzogen. Aber diese Berge enthalten sehr viele Schätze an Mineralien. Es gibt beträchtliche Gold- und Silberbergwerke, das Nertschinskische oder Argunische Silberbergwerk ist das berühmteste. Kupfer- und Eisenerze sind häufig und reichhaltig; das sibirische Kupfer ist von vorzüglicher Güte, und wird in Deutschland, wohin es in Klumpen gebracht wird, sehr geschätzt. Auch edle Steine findet man in Sibirien. Salzquellen und Salzseen sind häufig. Zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehören auch die Mammuthszähne oder Knochen, (s. d. Art.), die häufig an den Flüssen gefunden werden. Die größeren Städte ausgenommen gibt es wenig Manufakturen und Fabriken, doch wird in Sibirien ein sehr bedeutender Handel, theils mit Landesprodukten, theils mit Waaren, die aus benachbarten Ländern kommen oder dahin gehen, getrieben. Berühmt sind wegen des Handels mit China die Städte Irkutsk und Kjachta; in Tobolsk, ehemals die Hauptstadt von ganz Sibirien, jetzt bloß des Gouvernements gleichen Namens, ist die Hauptniederlage des eingelieferten Pelzwerks und ein starker Transitohandel. Diese Stadt ist in den neuesten Zeiten durch die Menge Verwiesener und da gebliebener Kriegsgefangenen eine große und volkreiche Stadt mit Kaufläden, Buchhandlungen, Theatern und allen Erfindungen des Luxus geworden, so daß der Aufenthalt daselbst dem in andern cultivirteren Gegenden von Vielen vorgezogen wird. Sibirien wird von verschiedenen Nationen bewohnt. Außer denen, die als Staats- oder Kriegsgefangene, oder wegen Verbrechen hieher gebracht worden, gibt es viel Russen, die sich hier niedergelassen haben. Die Tataren machen den zahlreichsten und vorzüglichsten Volksstamm aus. Sie sind nach den Gegenden, die sie bewohnen, unter sich verschieden, größtentheils Mohamedaner oder Heiden, wenige von ihnen Christen, und dieß nur dem Aeußern nach. Ihre Beschäftigungen sind Handel, Viehzucht und Jagd. Zu den eigentlichen Landeseingebornen gehören die Wogulen, Ostiaken, Samojeden, Tungusen, Buräten, Jakuten, Kamtschadalen rc., die an Lebensart, Religionsgebräuchen, Gestalt und Sprache sehr verschieden, mit wenigen Ausnahmen noch alle Heiden, und Feinde des Ackerbaues sind. Sibirien ist dermalen in drei Statthalterschaften: Tobolsk, Tomsk und Irkutsk, getheilt; zu der letzten gehört die rauhe und uncultivirte Halbinsel Kamtscharka, die zum Theil unbewohnten

Aleutischen Inseln, und ein Theil der unfruchtbaren Kurilischen Inseln. (S. diese Art.)

Sibylle, nach der Etymologie eine Gottesrätherin (von σιος und βουλη). Dergleichen Wahrsagerinnen, von denen man glaubte, daß sie, durch die Einwirkung einer Gottheit in eine Art von heiliger Begeisterung oder Raserei versetzt, die Zukunft verkündigten, kennt das Alterthum zehen. Unter diesen war die cumäische (von dem campanischen Orte Cumä) die berühmteste. Von ihr sollte jene Sammlung von Weissagungen in griechischen Versen hergerührt haben, die nach Einigen sie selbst, nach Andern eine unbekannte Alte dem Tarquinius zum Verkauf anbot, und die unter dem Namen der sibyllinischen Bücher so bekannt ist. Als der König wegen der hohen Foderung den Ankauf verweigerte, warf die Alte drei Bücher, und abermals drei Bücher ins Feuer, worauf jener betroffen die drei noch übrigen um den anfänglichen Preis kaufte, und als ein geheimes Orakel für wichtige Staatsvorfälle der Hut zweier Männer übergab, die nachher auf 10, und von Sylla auf 15 vermehrt wurden. Damals verbrannte mit dem Capitol der Tempel Jupiters, wo unter der Erde die Schicksalsbücher in einem steinernen Kästchen lagen. Nach dem Wiederaufbau des Capitols ließ 677 der Senat durch Gesandte aus allen italienischen und griechischen Städten, vorzüglich aus Erythrä, was sich von sibyllinischen Versen fand, aufsammeln, und nach sorgfältiger Sonderung der falschen wurden etwa 1000 im neuen Tempel des capitolinischen Jupiter nach alter Weise wieder aufbewahrt. Indeß mochten sich manche unechte eingeschlichen haben, weßhalb auch Cicero die Weissagung verwarf, die L. Cotta für den Cäsar in den Senat brachte, daß nur ein König die Parther besiegen könne. Da man seinen Zweck verfehlt haben würde, wenn neben den geheimen Aussprüchen der Sibylle noch andere bestanden hätten, ließ der Senat zu verschiednen Malen alles, was von sibyllinischen Weissagungen in den Händen von Privatpersonen war, aufsuchen und verbrennen. Ein gleiches verfügte Augustus als Pontifex Maximus, der über 2000 solcher Bücher verbrennen, die echten sibyllinischen Bücher aber, nach wiederholter Musterung, in zwei goldenen Kästchen unter dem Fußgestell des palatinischen Apollo aufbewahren ließ. Dennoch ward der Glaube an jede für sibyllinisch ausgegebene Weissagung so wenig gedämpft, daß Tiberius im J. 772 von neuem alle dergleichen Schriften durchforschte, und einige aufnahm, worauf schon 785 einer der Vorsteher wiederum die Aufnahme eines neuen Buchs vorschlug. Dennoch blieben die sibyllinischen Bücher bei den Römern länger in Ansehn, als die Orakel bei den Griechen. Ungeachtet sie unter Nero zum zweiten Male verbrannt waren, stimmten doch unter Aurelian (270 nach Chr. Geb.) einige Mitglieder des Senats dafür, daß man über den Ausgang des marcomannischen Kriegs sie nachsehen möchte. Uebrigens waren sie schon damals so verfälscht, daß bekehrungssüchtige Christen Weissagungen auf den Messias darin finden konnten. Aber auch diese Sammlung verbrannte unter Julian (363 nach Chr. Geb.), ja eine vierte Sammlung wurde unter Honorius (395) von Stilicho verbrannt, ohne daß man in späterer Zeit aufgehört hätte, die verbrannte Sammlung für echt zu halten, oder in früherer an eine neue fünfte zu glauben. Als Belisar nach der Mitte des 6ten Jahrhunderts in Rom von den Gothen belagert wurde, wollte man aus zwei sibyllinischen Versen vorhersehen, daß die Belagerung nur bis in den 5ten Monat dauern werde. Dies traf aber nicht ein. Ueberhaupt

war die Auslegung der sibyllinischen Orakel höchst willkürlich, da sie ohne Bestimmtheit, Ordnung und Zeitfolge waren. Auf dieses Durcheinanderwerfen der Namen, Länder und Zeiten scheint die Sage hinzudeuten, daß der leiseste Wind die Blätter der Sibylle verwehe und unter einander mische. Die noch vorhandene Sammlung sibyllinischer Verse, die am vollständigsten Galläus (Amst. 1689) herausgegeben hat, ist aus späterer Zeit und wird für unecht gehalten.

Sibyllinische Bücher, s. Sibylle.

Sicard (Abbé R. Ambr.), der würdige Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, hat wie dieser sein ganzes Leben der Vervollkommnung einer der interessantesten und für die Menschheit nützlichsten Erfindungen gewidmet, des Unterrichts und der Erziehung taubstumm geborner Kinder. Sicard, geb. 1742, machte seine ersten Studien in Toulouse, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde in Bordeaux Canonicus und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums dieser großen Handelsstadt. Er bildete hier ein Institut für Taubstumme und hatte das Glück, sich an Massieu*) einen Zögling zu erziehen, dessen Fähigkeiten immer in Erstaunen gesetzt haben. Sicard befand sich zur Zeit des Todes des Abbé de l'Epée (1789) gerade in Paris anwesend; er wurde an dessen Stelle gewählt, und glücklicher unter ihm als seinem Vorgänger, genoß das Taubstummen-Institut von jetzt an einer bedeutenden Unterstützung von der Regierung. Aber auch er blieb vor den Greueln der Revolution nicht gesichert. Nach dem 10. August 1792 wurde er verhaftet und in die Abtei geführt. Bei der allgemeinen Ermordung aller Gefangenen am 2. September, entging er durch ein Art von Wunder diesem traurigen Schicksal, behielt aber Muth genug, sich, kaum gerettet, aufs neue an die Spitze seines Instituts zu stellen. Einige Jahre später drohten ihm gleiche Gefahren. Bei der Proscription des 18. Fructidors (1797) wurde er aus politischem Fanatismus als Redacteur der soge-

*) Jean Massieu, von Geburt taubstumm, ist einer der ausgezeichnetesten Zöglinge Sicards, und zugleich sein nützlichster Mitlehrer an dessen Institut in Paris. Er ist 1772 geboren, und zwar von armen Eltern, die das Unglück hatten, 6 taubstumme Kinder zu haben. Als Knabe hütete er das Vieh, und wurde zu den gemeinsten Diensten gebraucht, bis ein glückliches Ungefähr ihn zu Sicard nach Bordeaux führte, der sein Genie bald entdeckte und dessen Liebling er nun wurde. Nachdem Sicard in Paris der Nachfolger des Abbé de l'Epée geworden, wurde auch Massieu durch ein förmliches Dekret der constituirenden Versammlung diesem Institut als répétiteur beigeordnet. Massieu hat sich mit seltenem Erfolge dem Studium der höheren Wissenschaften, der allgemeinen Sprachlehre, den Sprachen überhaupt, der Mathematik und der Philosophie gewidmet. Nicht minder ist er durch die glücklichsten Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen berühmt geworden. So nannte er die Dankbarkeit „das Gedächtniß des Herzens." Um einen Begriff von dem Gehör zu geben, nannte er es „das Sehen des Ohrs" (la vue auriculaire). die Hoffnung definirte er: la fleur du bonheur (die Blüthe des Glücks), und die Ewigkeit, „einen Tag ohne gestern und morgen." (un jour sans hier ni demain). Gegenwärtig ist er mit der Abfassung einer neuen Sprachlehre beschäftigt, auf die man mit Recht gespannt ist.

nannten Annales catholiques zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Sicard entzog sich derselben durch die Flucht, mußte 2 Jahr lang sein Institut fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brümaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seinen philanthropischen Beschäftigungen widmen zu können. Seit diesem Zeitpunkt hat er nicht aufgehört, den Lehrunterricht für die Taubstummen zu verbessern, und sein Institut erregt fortdauernd in einem seltnen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit, so daß wohl kein Reisender von Bildung und Interesse für die Menschheit Paris verläßt, ohne dasselbe besucht zu haben. — Auch hat Sicard sich viel mit der allgemeinen Sprachlehre beschäftigt und mehrere Schriften herausgegeben. Ueber seine Methode beim Unterricht der Taubstummen sind gleichfalls mehrere Werke und Denkschriften von ihm erschienen, welche die größte Beachtung verdienen.

Sicheres Geleite, s. Geleit und Salvus Conductus.

Sicherheitspolizei, derjenige Theil der Polizei, welcher den Zweck hat, die Gefahren der innern Ruhe und Sicherheit des Staats und seiner Bewohner abzuwehren. S. Polizei.

Sichern, Sicherung, ein hüttenmännischer Kunstausdruck, die Operation bezeichnend, die mit dem gepochten Erze vorgenommen wird, welches man, um es von taubem Gestein zu reinigen, mit Wasser schlemmt.

Sicilianische Vesper. Carl von Anjou hatte sich unter Begünstigung des Papstes in Besitz von Neapel und Sicilien gesetzt. Der unglückliche Conradin war (29. October 1260) auf dem Blutgerüste gestorben. Aber der übermüthige Carl herrschte mit eisernem Scepter. Die Bedrückungen der Franzosen nahmen mit jedem Tage zu; ihre Unenthaltsamkeit und ihre Ausschweifungen wurden unerträglich. Die bedrückten Völker wendeten sich an den Papst, aber die Ermahnungen blieben fruchtlos bei dem eroberungssüchtigen Carl. Da beschloß Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann, ein Mann von bewundernswürdigem Scharfblick und gebildetem Geiste, die Leiden Siciliens zu enden. Er hatte bei Kaiser Friedrich II. und dem König Manfredi in Gunst gestanden, und war wegen seiner Anhänglichkeit an dem schwäbischen Hause von Carl aller seiner Güter beraubt worden. Auf Rache sinnend, begab er sich nach Aragonien, und lud den König Peter, dessen Gemahlin Costanza eine Tochter Manfredi's war, zur Eroberung des Königreichs Sicilien ein. Peter zeigte sich geneigt, aber es fehlte ihm an Kräften, vor allem an Geld. Johann von Procida übernahm alles herbeizuschaffen. Er begab sich zunächst verkleidet nach Sicilien, wo er die Gemüther in günstiger Stimmung fand; dann eilte er nach Constantinopel, stellte hier vor, welche Gefahr von König Carl drohe, und bewog den Kaiser Paläologus zu dem Versprechen, Peter von Aragon mit Geld zu unterstützen; endlich begab er sich auch zum Papst Nicolaus III., und fand in einem geheimen Gehör denselben geneigt, zu Carls Demüthigung beizutragen. Als Johann von Procida mit so günstigen Nachrichten und bedeutenden Geldsummen nach Aragonien zurückgekommen war, begann Peter eine große Kriegsrüstung, angeblich gegen die Sarazenen in Afrika. Wohl schöpfte Carl einigen Verdacht, aber er unterließ in stolzer Sicherheit, sich zum Widerstande vorzubereiten. Inzwischen war der Papst Nicolaus III., auf welchen Peter vornehmlich seine Hoffnungen gründete, gestorben. Vorsicht schien doppelt nöthig. Dem gemäß schiffte Peter mit seiner Kriegsrüstung nach

Afrika über, nahm Ancella weg, und begann zum Schein die Feindseligkeiten gegen die Mauren, abwartend, ob die Sicilianer, wie sie versprochen, sich erheben würden. Da geschah es, daß am 30sten März 1282, am Ostermontag, in der Stunde der Vesper die Palermitaner zu den Waffen griffen, über die Franzosen herfielen, und alle niedermetzelten; ja sie verschonten in ihrer Wuth nicht Weiber noch Kinder, noch selbst die von Franzosen schwangern Sicilianerinnen. Dieses Blutbad ist bekannt unter dem Namen der sicilianischen Vesper. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des April folgte Messina dem gegebnen Beispiel, indem es alle dort befindlichen Franzosen erschlug oder vertrieb. Sobald Carl, der sich zu Orvieto beim Papste befand, die erste Nachricht erhielt, eilte er nach Neapel, und setzte seine ganze Heeresmacht, die er gegen den griechischen Kaiser gesammelt hatte, gegen Sicilien in Bewegung. Er erschien im Julius vor Messina, das sich zu ergeben bereit war. Da aber Carl unbedingte Unterwerfung foderte, beschlossen die Messineser bis auf den letzten Blutstropfen Trotz zu bieten, und leisteten einen so tapfern Widerstand, daß sie sich dadurch einen ewigen Ruhm erwarben; denn nicht bloß die Männer, auch die Weiber und Kinder gaben sich heldenmüthig dem Tode preis, und vereitelten durch gemeinsames Zusammenwirken alle Anstrengungen des überlegenen Feindes. So standen die Sachen, als auf erhaltene Botschaft Peter von Aragon mit zehntausend Fußknechten und achthundert Gewappneten, lauter krieggewohnter Mannschaft, den 30. August zu Trapani auf Sicilien landete. Er zog sogleich in Palermo ein, wo er von dem entzückten Volke zum König ausgerufen wurde. Die Nachricht von seiner Ankunft gab allen Sicilianern Trost und Muth wieder. Noch belagerte Carl Messina; da er aber fürchten mußte, die Verbindung mit Calabrien zu verlieren, brach er eilfertig mit Hinterlassung vieles Heergeräths auf, und setzte über die Meerenge. Bei der Ueberfahrt aber stieß er auf Peters tapfern Admiral Ruggieri di Loria, der ihm 29 Schiffe abnahm, und große Verheerungen an den Küsten Neapels anrichtete. Am 2. October zog Peter in das befreite Messina ein, und wurde auch hier mit unaussprechlichem Jubel empfangen, während der Papst gegen ihn und die Sicilianer den Bannstrahl schleuderte. Im folgenden Jahre erschien Costanza mit ihren Söhnen in Sicilien, und wurde als rechtmäßige Besitzerin der Insel anerkannt. Zu ihrem Nachfolger bestimmte man ihren zweiten Sohn, den Infanten Don Jacob. Da der Zweikampf, in welchem beide Könige, auf Carls Ausfoderung, ihren Streit über Sicilien entscheiden wollten, wegen Peters Ausbleiben nicht zu Stande kam, wurden die Feindseligkeiten noch fortgesetzt, aber Sicilien blieb für das Haus Anjou verloren. M.

Sicilien. Diese merkwürdige Insel, die größte, fruchtbarste und bevölkertste des mittelländischen Meeres, liegt im Süden des festen Landes von Italien, und wird von Calabrien, mit welchem, sie höchst wahrscheinlich ehemals zusammengehangen hat, durch die eine halbe Meile breite Meerenge, den Kanal, Straße oder Faro di Messina, getrennt. Hier ist der unter dem Namen Charybdis ehemals so berüchtigte Strudel. Sie hat die Figur eines Dreiecks, daher der alte Name Trinacria, und einen Flächeninhalt von 587 Q. M. mit 1,650,000 Einwohnern. Im J. 1817 wurde die Insel, anstatt der ehemaligen Eintheilung in 3 Provinzen, in 7 Intendanzen eingetheilt, die ihren Namen von den Hauptorten führen. Sie heißen:

Palermo, Messina, Catanea, Girgenti, Siracusa, Trapani und Caltanisetta. Zu Sicilien gehören auch einige Inselgruppen an der Küste, wie an der Nordseite die liparischen (ehemals äolischen), vulkanischen Ursprungs; an der Westseite die ägatischen, z. Th. nackte Felsen mit Staatsgefängnissen; an der Südostspitze die fruchtbare Insel Pantalaria u. a. m. Das Clima ist sehr warm, aber gesund. Unter den vielen Bergen, welche die Insel enthält, ist der Aetna (s. d. Art.), Monte Gibello von den Einwohnern genannt, der höchste. Er steht ganz isolirt. Seine öftern Ausbrüche, so wie die häufigen Erdbeben, denen Sicilien ausgesetzt ist, haben bisweilen große Verwüstungen verursacht. Das heftigste Erdbeben war 1693. Viele Städte und Dörfer wurden dadurch theils verwüstet, theils ganz von der Erde verschlungen. In neuern Zeiten traf (1783) die Stadt Messina ein ähnliches Schicksal. Auch das Erdbeben von 1818 (20. Febr.) war furchtbar; minder nachtheilig der Ausbruch des Aetna (nach 7 jähriger Ruhe) den 27. Mai bis 8. Juni 1819. Sicilien ist außerordentlich fruchtbar an Getreide, besonders an vortrefflichem Waizen, Wein, Oel, Reis, Südfrüchten, Safran, Zucker, Honig und Salz. Die Insel wurde schon ehemals die Kornkammer von Rom genannt, und es wird noch jetzt viel Getreide aus derselben nach Neapel und dem Kirchenstaate ausgeführt. Unter den Weinen ist der Siracuser der berühmteste. Der Seidenbau, welcher im J. 1130 hier eingeführt wurde und dann weiter in Italien verbreitet wurde, ist sehr beträchtlich, und es wird jährlich viel davon versendet. Alles Vieh ist hier von vorzüglicher Güte. Der Fischfang, besonders an Thunfischen und Sardellen, ist sehr ergiebig. An der westlichen Küste werden schöne Korallen gefischt. Das Mineralreich liefert edle und andere Metalle, auch edle Steine, Marmor und Alabaster. Bei all diesem Reichthum der Natur ist die größte Masse der Einwohner doch arm, weil es an Manufakturen und Fabriken fehlt, die sich fast einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichsten Städte einschränken. Eine andere Ursache dieser Armuth ist die unverhältnißmäßige Menge der Geistlichen, deren Zahl man sonst auf 60,000 angab, und die viele Güter besitzen, und der außerordentlich zahlreiche Adel, der den größern Theil des Grundeigenthums besitzt. Man rechnet gegen 230 adeliche Familien unter den verschiedenen Titeln von Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronen. Die starken Zölle, welche auf die gewöhnlichen Ausfuhrartikel gelegt sind, erschweren und beschränken den Handel sehr. Der Nationalcharakter der Sicilianer ist äußerst heftig und rachsüchtig; die Sicherheit der Reisenden wird, besonders in den Gegenden um den Aetna, öfters gefährdet. Vor Kurzem noch hielten sich Reisende mit Pässen von einem Räuberhauptmann versehen für sicherer als unter dem Schutze der Polizei. Desto thätiger war die geheime Polizei gegen die sogenannten Carbonari. Die Sicilianer sind nicht ohne Talente, besonders für die Dichtkunst. Sicilien ist ein Land, um dessen Besitz schon viel gekämpft worden ist. Die ersten Bewohner erhielt es wahrscheinlich von dem festen Lande Italiens. Phönizier, Griechen, und Carthager legten hier Colonien an. Die ganze Insel war in verschiedne Freistaaten vertheilt, unter denen Syracusa der reichste und mächtigste war, so wie der berühmteste in der ältern Geschichte, wegen seiner Regenten (Gelo, Agathocles, Hiero), seiner Kriege und der hohen Cultur der Wissenschaften. Nächst Syrakus waren Agrigentum (jetzt Girgenti) und Zancle oder Messana (jetzt Messina).



historisch merkwürdig. Beim Anfang des ersten punischen Kriegs ward Agrigent von den Karthagern zum Waffenplatze gemacht, aber schon 262 von den Römern eingenommen, worauf ganz Sicilien unter römische Herrschaft kam. Es blieb unter derselben bis gegen die Hälfte des 5. Jahrhunderts, da es der König der Vandalen, Genserich, von Afrika aus, mit den übrigen Inseln des Mittelmeeres eroberte. Justinians Feldherr, Belisar, vertrieb (535) die Vandalen aus der Insel, die nun unter die Herrschaft der griechischen Kaiser kam, denen sie vom J. 827 an von den Saracenen entrissen wurde. Die Normänner, welche bereits in Neapel herrschten, bemächtigten sich (1072) auch Siciliens, welches die Päpste ihnen als ein Lehn überließen. Roger, ein mächtiger normannischer Fürst, nahm (1102) den Titel eines Königs von Sicilien an, und vereinigte diese Insel mit Neapel unter dem Namen des **Königreichs beider Sicilien.** (S. d. folg. Art.)

Sicilien (das Königreich beider) liegt in Unteritalien, theils **diesseits** der Meerenge (Pharus), **Neapel**, theils **jenseits** derselben, die Insel **Sicilien** (s. d. vor. Art.). In den ältesten Zeiten Roms (vergl. d. Art. **Italien**) war Unteritalien von den wilden Ausonern bewohnt, zu denen die Bergvölker Lucaniens und Bruttiums (Abruzzo), u. a. die Samniter, gehörten. Das Land an der Ostküste hieß Apulien (Apuglia) und die kleinere östliche Landzunge Calabrien. Die Griechen colonisirten in Unteritalien vorzüglich die Küsten; daher sein Name: **Groß-Griechenland** (s. d. A.). Roms Herrschaft über Unteritalien begann mit der Unterjochung Tarents, seit 273 v. Chr. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 n. Chr.) wurde Unter-Italien von den Ostgothen beherrscht. Um die Mitte des 6. Jahrh. kamen Neapel und Sicilien unter die Botmäßigkeit der griechischen Kaiser. Beide Länder standen unter einem Statthalter, dem Exarchen zu Ravenna, der sie durch Herzoge verwalten ließ. Während des Kampfes der Exarchen mit den Langobarden entstanden im 9ten Jahrh. nach und nach mehrere unabhängige Herzogthümer, wie Salerno, Capua und Tarent. Das mächtigste war das lombardische **Benevent** (s. d. A.). Als Republiken behaupteten sich Neapel, Amalfi und Gaeta. Um dieselbe Zeit fielen die Araber oder Sarazenen von Sicilien her in Calabrien ein. Sie eroberten Bari und kämpften mit den Griechen um den Besitz von Unteritalien, bis Kaiser Otto I. (967) Benevent dem deutschen Reiche unterwarf. Jetzt kämpften Deutsche, Griechen und Araber um den Besitz dieses schönen Landes. (Vergl. **Italien.**) Dieß bewog im 11ten Jahrh. kriegerische Abenteurer, einige Normänner aus Frankreich, den bedrängten Fürsten in Unteritalien ihren tapfern Arm zu vermiethen. Sie standen dem griechischen Herzog Sergius wider den Fürsten Pandolf von Capua bei, und erhielten dafür einen Landstrich geschenkt, wo sie die Stadt Aversa bauten, in welcher Rainulf (1029) als der erste normannische Graf eingesetzt ward. Bald folgten mehrere Schaaren tapferer und beutelustiger Normannen; an ihrer Spitze um das J. 1047, die **zwölf Söhne des Grafen Tancred von Hauteville** in der Unternormandie. Unter ihnen war der kühnste und schlauste **Robert Guiscard** (Schlaukopf). Er zog die Bauern des Landes an sich, und bildete aus ihnen die versuchtesten Soldaten seiner Bande. Staatsklug nahm er das eroberte Apulien selbst vom überwundenen Papste zu Lehn (1053), und versprach auch das, was die Normänner in Calabrien und Sicilien noch er-

obern würden, als päpstliches Lehn sich geben zu lassen. Darauf nahm er 1060 den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien an (vergl. Italien). Sein jüngster Bruder Graf Roger eroberte Sicilien 1072. Dieser vereinigte, nachdem Herzog Robert und dessen Söhne gestorben waren, die ganze Macht des Hauses Hauteville, und erhielt 1098 durch eine merkwürdige Bulle des Papstes Urban II. für sich und seine Nachfolger die höchste geistliche Macht in seinem Reiche jenseits des Pharus (in Sicilien). Sein Sohn und Nachfolger Roger II. vollendete seit 1101 die Eroberung von ganz Unteritalien, indem er Capua, Amalfi und Neapel, damals berühmte Handels- und Freistaaten, seiner Herrschaft unterwarf. Darauf nahm er 1130, vom Papste Anaclet II., der ihn feierlich belehnte, den Titel eines Königs von Apulien, Calabrien und Sicilien an. Er vereinigte in demselben Jahre alle Länder diesseits und jenseits des Pharus unter dem (seit 1816 wieder hergestellten) Namen: Königreich beider Sicilien. Diese Vereinigung von Neapel und Sicilien bestand 150 Jahre. Die Residenz war Palermo. Jedes Land behielt sein bisheriges Recht; doch kam in Neapel neben dem alten lombardischen Recht auch das französische Lehnrecht in Gebrauch. Dem Papst wurde als Oberlehnsherrn von Neapel ein Zelter und ein Beutel mit Ducaten entrichtet. Mit Roger's II. Enkel, Wilhelm dem Gütigen (st. 1189) erlosch der Stamm Tancreds. Nun behauptete der deutsche Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause Hohenstaufen das Erbrecht seiner Gemahlin, der Tochter Rogers II., Constantia, auf Neapel und Sicilien. Die Sicilianer aber verabscheuten deutsche Herrschaft; sie wählten Tancred, einen natürlichen Sohn Rogers, und da dieser früh starb, Wilhelm III., seinen unmündigen Sohn. Da zog Heinrich VI. zum andern Male in das Reich, glücklicher als da der tapfre Tancred lebte. Er ließ dem jungen Könige und vielen Großen, seinen Anhängern, die Augen ausstechen, andre lebendig verbrennen, seine Mutter und Schwester steckte er ins Kloster. Einen neuen Kronprätendenten peinigte er auf einem glühenden Stuhle von Eisen, und ließ ihm eine gleiche Krone auf den Kopf nageln; die angesehensten Männer wurden von wilden Pferden zu Tode geschleift. Heinrichs VI. Andenken ward allen Sicilianern ein Gräuel; allein sie gehorchten seinem dreijährigen Sohne Friedrich II. (1197). Unter diesem ruhmvollen Kaiser wurde Neapel die Residenz. Die Nachbarschaft des mächtigen Kaiserhauses war dem päpstlichen Interesse zuwider; daher schenkte Papst Urban IV., nach des Kaisers Konrad IV. Tode (1254), das Königreich beider Sicilien dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Karln von Anjou, welcher den rechtmäßigen Erben Conradin von Schwaben (s. d. Art.) 1269 enthaupten ließ. Sicilien befreite sich jedoch schon 1282 von den Bedrückungen der Franzosen (s. d. Art. Sicilianische Vesper) mit Hülfe des von Conradin zu seinem Erben ernannten Königs Peter III. von Aragonien, dessen Gemahlin Constantia die Tochter Manfreds (natürlichen Sohnes des Hohenstaufischen Kaisers Friedrichs II.) war. Seitdem blieb Sicilien 160 Jahre lang von Neapel getrennt. Es erkannte Peter III. von Aragonien als seinen Beherrscher an, der dieses Königreich seinem jüngern Sohne Jacob überließ. Die aragonischen Könige entzogen die Insel der päpstlichen Lehnsherrlichkeit, und Sicilien gehörte in der Folge zur spanischen Monarchie bis zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. In Neapel behauptete sich das Haus Anjou; und Karl von Anjou, der

erste Erwerber, verpflichtete sich dem Papste zu einem jährlichen Census von 8000 Unzen Goldes, und alle 3 Jahre zur Absendung eines weißen Zelters nach Rom. Sein Urenkel Karl Robert, König von Neapel, ward von den ungarischen Ständen 1307 zum König von Ungarn gewählt. Aber in Neapel entstand nach König Roberts Tode 1343, unter der Regierung der Königin Johanna I., große Verwirrung; denn Papst Urban VI. krönte Karln von Durazzo, aus dem Hause Anjou-Neapel in Ungarn, zum König von Neapel. Dieser ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, und vereinigte die Reiche Ungarn und Neapel. Sein Sohn Ladislaus kämpfte glücklich um Neapel mit Johanna's Adoptivsohne, Ludwig von Anjou. Er bemächtigte sich Roms, und gedachte schon ganz Italien zu Einem Reiche zu vereinigen, als ihn der Tod (1414) übereilte. Darauf adoptirte 1420 seine Schwester, die Königin Johanna II. den König Alfons V. von Aragon und Sicilien, der seinen Nebenbuhler, den französ. Prinzen, Ludwig III. von Anjou, 1458 aus Neapel verjagte. So ward die Eifersucht zwischen Frankreich und Spanien entzündet, die gegen das Ende des 15. Jahrh. ganz Italien in Flammen setzte. Alfons dem V. folgte in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., dessen Enkel Ferdinand II. von Karl VIII. von Frankreich, der die Ansprüche des Hauses Anjou verfocht, angegriffen, und dessen zweiter Sohn, König Friedrich III., von seinem Vetter, dem König Ferdinand dem Katholischen von Spanien und Sicilien, im Bunde mit Ludwig XII. von Frankreich, seines Thrones 1501 beraubt wurde. Allein die Eroberer entzweiten sich über die Theilung von Neapel, und der schlauere Ferdinand der Katholische (s. Ferdinand V. von Aragonien und Gonsalvo) wußte sich 1504 durch List und Gewalt in dem alleinigen Besitze von ganz Neapel zu erhalten. Während dieses Jahrhunderts lang fast ununterbrochenen Länder- und Kronenstreites hatte sich die Municipalverfassung der Städte ausgebildet, und die Könige aus dem Hause Anjou fingen an Städte-Deputirte zum Reichstage zu berufen, was schon früher in Sicilien geschehen war. Allein die Feudalverhältnisse dauerten fort, und die Barone gewannen immer neue Vorrechte, selbst das Recht über das Leben ihrer Guts-Unterthanen, wofür die Könige ihren Beistand im Kriege zu erkaufen hofften. Dadurch versank das Volk in tiefes Elend, und zu keiner Zeit hat der Neapolitaner fremden Waffen widerstanden. Die Aristokratie blieb ja doch unter jedem Herrscher dieselbe! Zugleich verderbte das üppige Leben am Hofe und das Beispiel wollüstiger Fürstinnen, wie die beiden Johanna waren, die öffentlichen Sitten. Indeß gab es damals wenigstens Feudalstände, welche die Macht des Königs beschränkten. Allein in den zwei Jahrhunderten, während welcher (seit dem Frieden mit Frankreich von 1505) das Königreich beider Sicilien ein Theil der spanischen Monarchie blieb, hörten die Reichstage in Neapel ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten bloß mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen dritten Stand vertrat. Also wuchs die königliche Macht; mit ihr die Last vermehrter Abgaben, und der durch Willkür in Erhebung der Steuern 1647 veranlaßte Aufstand in Neapel (s. d. Art. Masaniello) hätte unter klügerer Leitung zur Unabhängigkeit führen können. Noch mehr verfiel der Wohlstand des Landes unter dem Drucke des Adels und unter der Macht des Clerus. Kein Gesetz steuerte dem Wachsthum der Besitzungen der Kirche, und sowohl in Neapel als in Sicilien gehörten nach und nach wohl ⅔ des ganzen



Grundeigenthums der todten Hand. Bei dem Aussterben des österreich-spanischen Mannsstammes (1700) wurden Neapel und Sicilien wie ein Erbschaftsstück behandelt, über das Karl II. von Spanien, ohne die Stände zu fragen, in seinem Testamente eben so willkürlich verordnete, als nachher England und Frankreich im utrechter Frieden 1713, und zur Zeit der Quadruple-Allianz 1718 es thaten. Im utrechter Frieden wurden nach dem Plane der Engländer, die das Entstehen einer großen Handelsmacht hier zu fürchten schienen, Neapel und Sicilien getrennt; ersteres fiel an Oesterreich, letzteres an Sardinien. Als aber Spanien auf Alberoni's Antrieb im J. 1717 Sardinien und Sicilien angegriffen hatte, tauschte Oesterreich in Folge der Quadruple-Allianz (vergl. Sardinische Monarchie) Sicilien von Savoyen für Sardinien ein; so daß jetzt (1720) das Königreich beider Sicilien ein Theil der österreichischen Monarchie wurde. Allein in dem Kriege, welcher 1733 nach dem Tode Augusts II., Königs von Polen, entstand, eroberte Spanien beide Sicilien und behauptete sie im wiener Frieden (1735) für den spanischen Infanten Don Carlos. Als dieser in der Folge nach dem Tode seines Halbbruders 1759, unter dem Namen Karl III., den spanischen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand, und bestimmte dabei, daß es nie mit der spanischen Monarchie wieder vereinigt werden sollte. Ferdinand regierte seitdem in beiden Sicilien unter dem Namen Ferdinands IV. Die Geschichte seiner durch vielfache Reformen ausgezeichneten, durch politische Leidenschaften, revolutionäre Stürme und französische Waffen aber mehr als einmal mit dem gänzlichen Untergange bedrohten Regierung s. unter dem Art. Ferdinand I.; denn so nannte sich Ferdinand IV., nachdem er den 12. Dec. 1816 seine sämmtlichen Staaten diesseits und jenseits der Meerenge zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigt hatte. Vergl. d. Art. Acton, Buonaparte (Napoleon), Buonaparte (Joseph) und Murat. — Das gegenwärtige Königreich beider Sicilien hat einen Umfang von 2034 Q.M. mit 6,619,000 Einw. also 3,253 auf 1 Q.M. Davon enthält Sicilien diesseits der Meerenge, oder das Königr. Neapel, 1417 Q.M. mit 4,963,500 Einw. Ueber Sicilien jenseits der Meerenge s. d. vor. Art. Das im Norden an den Kirchenstaat gränzende, östlich vom adriatischen, südlich und westlich vom mittelländischen Meere umgebene Neapel hat einen größtentheils vulkanischen Boden, den die üppigste Vegetation bedeckt. Fruchtbare Thäler senken sich zu beiden Seiten des Apennins (s. d. Art.) nach dem Meere hin. Isolirt liegt der 3659 F. hohe Vesuv (s. d. Art.). Das Land hat nur Küstenflüsse von mäßigem Umfang (z.B. den Garigliano, Volturno u. a. Der vulkanische Boden wird oft von Erdbeben zerrissen. So entstand im J. 1538 binnen zweimal 24 Stunden der Monte nuovo bei Puzzuoli, der eine Höhe von 400 Klftrn. erreichte Durch die Posilippo-Grotte gelangt man auf einer Lavastraße zu den Phlegräischen Feldern (Feuerfluren), wo die alte Fabel die Bilder zu dem Gigantenkriege und der Unterwelt sammelte. Hier gräbt man die Puzzolanerde (s. d. Art.). An diese chaotische Wüste, wie an den niedergebrannten Crater der Solfatara und an den Averno-See (s. d. Art.) gränzen blühende Rebenhaine mit Fruchtbäumen; hier erblickt man die prachtvollsten Trümmer des Alterthums am Mare Morto unweit der elysäischen Felder. In der reizenden Umgegend der Hauptstadt liegt der See Agnano, ein eingestürzter Vulkan, und in dessen Nähe die

berühmte Hundsgrotte. — Das Klima ist warm. Nur in Abruzzo kennt man den strengen Winter. Frühlingsluft bringt schon im Januar die Erdbeere zur Reife; der Sommer ist heiß, und aus Südost weht oft der abspannende Sirocco. — Haupterzeugnisse dieses noch immer nicht sorgfältig genug angebauten, schönen Landes sind: vortrefflicher Weizen, Mais, edle Südfrüchte, Oel, Hanf und Flachs, Baumwolle, die nuces Avellanae des Plinius, Weine, (Lacrymae Christi), Kapern, Safran u. s. w. Berühmt sind die neapolitanischen Pferde, die Schweinezucht in Abruzzo, der Seidenbau, Wolle, Büffelzucht, Maulthiere, Wachtelfang, Geflügel u. s. w. Doch gibt es auch Wölfe, Taranteln und Scorpionen. Wichtig ist der Gewinn an Puzzulan-Erde, See- und Steinsalz, Eisen, Marmor, Schwefel, Jaspis, Lava, Alabaster, Alaun, Salpeter u. s. w. Dagegen fehlt es an Holz, so daß man hier und da Büffelmist brennen muß. Indeß gedeihen in diesem warmen Lande die Dattelpalme, das spanische Rohr, die Aloe und die indische Feige. — Der Neapolitaner ist lebhaft, geistvoll, gutmüthig; aber das durch den Feudaldruck und Justizgebrechen verarmte und erbitterte Volk überließ sich bisher oft großen Ausschweifungen; daher kühne Räuber und Banditen noch immer nicht ganz ausgerottet sind. Die Mundart der Neapolitaner weicht stark ab von der italiänischen Sprache. Südlich nach Otranto gibt es noch Dorfschaften von Arnauten und Griechen (etwa 40,000) bewohnt. — Die Industrie ist blühender in Neapel als in Sicilien; doch bedarf auch jenes Land vieler Kunsterzeugnisse des Auslandes. Neapel besitzt Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken; man webt Leinwand, verfertigt Metallwaaren und Kunstsachen aus Marmor und edlen Steinarten. Der Bergbau ist vernachlässigt. Der Seehandel besteht fast nur in der Ausfuhr der Naturerzeugnisse. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Canälen und schiffbaren Flüssen erschwert. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Neapel, Palermo und Messina. Allein die Vollendung der Landstraße zwischen Messina und Palermo ward erst im J. 1818 begonnen! Auch in der wissenschaftlichen Cultur ist die Nation zurück; das Volk ist höchst unwissend, vielleicht lernt es durch die Lancastersche Lehrart, welche man einführen will, wenigstens lesen und schreiben. Unter den Gebildeten aber gibt es die ausgezeichnetsten Talente, vorzüglich unter den Neapolitanern. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben. Der Kunstsinn ist am meisten rege für Musik. Cicero, Horaz, Ovid, Juvenal, Statius, Tasso, Thomas Aquinas, Filangieri, Galiani und mehrere im Fache der Wissenschaft oder der Kunst ausgezeichnete Männer gehören, der Geburt nach, Neapel an. Sicilien ist das Vaterland der bukolischen Dicht. und der Redekunst. Jetzt gibt es Universitäten zu Neapel, Salerno, Palermo und Catania; Akademien zu Neapel und Palermo; Musikschulen zu Neapel; Kunsthandlungen zu Neapel (Museum Bourbon, Museo Borbonico, mit einem eigenen Saale für die Gemälde der neapolitanischen Schule); das herkulanische Museum zu Portici; ein Münzcabinet und eine Sternwarte zu Palermo; in Neapel zählt man 4 öffentliche Bibliotheken und 45 Buchdruckereien. Unter den übrigen Anstalten daselbst kennt man das Taubstummen-Institut; auch das Hospital für Wahnsinnige bei Aversa ist vorzüglich gut eingerichtet. — Das Königreich diesseit der Meerenge (Neapel) enthält 144 Städte und 2067 Flecken und Dörfer. (In Sicilien: 45 kön. Städte und 352 St. Flecken u. s. w.). Es wurde im J. 1817 in 15 Provinzen eingetheilt: Neapel mit

den vulkanischen Inseln Capri, Procida und Ischia; Abruzzo ulteriore I. und II. mit Aquila, Sulmona ꝛc.; Abruzzo citeriore; Terra di Lavoro mit Caserta; Gaëta. Arpino und der vulkanischen Insel Ponza; Principato citeriore mit Salerno, Amalfi und Pästum; Principato ulteriore; Capitanata; Molise; Terra di Bari; Terra di Otranto mit Lecce; Basilicata; Calabria citeriore und ulteriore I. und II. mit Reggio, Sciglio (wo die gefahrvolle befestigte Klippe, der Alten Scylla, in die Meerenge hineintritt) und Pizzo, wo Mürat fiel, und die der König wegen ihrer Treue die allergetreueste Stadt genannt und für abgabenfrei erklärt hat — Das vereinigte Königreich beider Sicilien bildet nach dem Grundgesetz vom 12. Decbr. 1816 eine constitutionelle in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie. Der König besitzt die höchste vollziehende Gewalt. Das Volk wird vertreten durch das Parlament von Neapel (100 Mitglieder auf 5 Bänken: Geistlichkeit, Adel, Grundbesitzer, Gelehrte und Kaufleute); und durch das Parlament von Sicilien (2 Kammern: Pairs und Abgeordnete der Städte). Die Parlamente berathschlagen über die von dem Könige vorgeschlagenen Gesetze; aber der König hat das Vorrecht die Gesetze zu bekräftigen und bekannt zu machen. Der Staatsrath in Neapel muß aus ⅔ Neapolitanern und ⅓ Sicilianern bestehen. Ein ähnliches Verhältniß soll bei Besetzung aller übrigen Staats- und Hofämter beobachtet werden. Ist der König nicht persönlich in Sicilien, so residirt daselbst ein Statthalter (Luogotenente generale) als Vicekönig zu Palermo; gegenwärtig ist es der Kronprinz. Alle öffentliche Aemter auf der Insel sollen bloß durch Eingeborne besetzt werden. Das Feudalwesen ist in Neapel schon früher und jetzt auch in Sicilien ganz abgeschafft. Seit 30 Jahren hat König Ferdinand die feierliche Uebergabe des Zelters an den Papst unterlassen; die 8000 Unzen Gold aber (11,548 Scudi à 1⅓ Thlr.) hat er als ein Almosen entrichten wollen. Durch das mit dem Papste im J. 1818 abgeschlossene Concordat ward das Lehnsband völlig gelöst, und überhaupt die päpstliche Gewalt beschränkt. Indeß wurden die Jesuiten wieder hergestellt. Dagegen sind die von Neapel eingetauschten Fürstenthümer Pontecorvo und Benevento wiederum eine Delegation des Kirchenstaats geworden. Der Clerus in beiden Sicilien (21 Erz- und 107 Bischöfe; in Neapel allein 47,200 Weltpriester und 52000 Mönche und Nonnen) besitzt fast ⅓ des Landes. Die Inquisition ward auch in Sicilien schon 1782 aufgehoben *). In keinem Lande gibt es so viele Fürsten (120), Herzoge (150), Marchesen (170), Grafen und Barone als in Neapel. Indeß hob 1818 der König (was schon früher in Neapel geschehen war) auch in Sicilien die Fideicommisse auf, welche alles Grundeigenthum in wenige Hände zu vereinigen drohten und ein mächtiges Hinderniß der Cultur waren. Die großen Mißbräuche in der Rechtsverwaltung und in dem Zustande der Gefängnisse (am ärgsten in Sicilien) werden jetzt allmählig abgestellt. In Folge der neuen Organisation der Gerichte vom 29. Mai 1818, sind alle gutsherrlichen und Gemeinde-Gerichtsbarkeiten aufgehoben, die Tribunäle und die königl. Gerichtshöfe aber ungefähr so wie in Frankreich gebildet worden. Diese Gerichtsverfassung wurde durch das Decret vom 22. Dec. 1818 auch auf das Ge-

*) Dieß that der Marchese Caracciolo, Vicekönig von Sicilien. Er starb wahrscheinlich an Gift, weil er die Macht des Clerus und das Feudalwesen angegriffen hatte.

biet jenseits des Pharus (Sicilien) ausgedehnt, und daselbst ein oberster Gerichtshof errichtet. Auch erschien für diese Insel eine neue Gerichtsordnung und im J. 1819 ein neuer Civilcoder. — Die Staatseinkünfte betrugen im J. 1816 siebzehn Millionen Ducaten (1 Thlr. 4 Gr.). Der Antheil Siciliens an den permanenten Staatsausgaben wird jedes Jahr vom König bestimmt und vertheilt, kann aber jährlich die Summe von 1,847,687 Unzen und 20 Tari (5,600,000 Thlr., wie sie als actives Einkommen von Sicilien im J. 1813 vom Parlamente festgesetzt wurde) nicht übersteigen. Ein größerer Beitrag kann ohne Bewilligung des sicil. Parlaments nicht auferlegt werden. Die Staatsschuld beträgt über 86 Mill. Thaler. Seit dem J. 1816 hat die Armee, zu deren Generalcapitän der österreichische General Graf Nugent ernannt wurde, so wie die Marine eine neue Organisation erhalten. Die Linientruppen bestehn aus 10, und die leichten Corps aus 4 Regim.; zum activen Dienste sind 32,044 Mann, und 8650 M. zur Reserve bestimmt. In Sicilien soll die stehende Landmacht höchstens 8000 M. betragen. Die Seemacht besteht gegenwärtig nur noch aus 1 Linienschiff und 5 Fregatten; daher hat England Neapel gegen die Barbaresken beschützen müssen. Als Ritterorden bestehn noch: 1) der des h. Januarius, gestift. 1738, aufgehoben 1806, erneuert 1814; 2) der Constantinsorden; 3) der d. heil. Ferdinand und des Verdienstes, gestift. 1800, erneuert 1814; 4) der vom K. Joseph Bonaparte gestift. Orden des Königreichs beider Sicilien, welchen K. Ferdinand IV. 1815 bestätigt hatte, wurde im J. 1819 aufgehoben, und dafür den 9. Jan. 1819 der bloß militärische Ritterorden di S. Giorgio della Riunione mit 7 Graden gestiftet. Außerdem hat der jetzige König noch drei Ehrenzeichen eingeführt. Unter den neuesten Schriften über diesen Staat sind zu bemerken: des Grafen Orlow, russischen Senators, Mémoires historiques, politiques et littér. sur le royaume de Naples, avec des notes par M. Amacery Duval. Par. 1819. und die Costituzione del Regno di Sicilia, stabilita dal Parlamento dell' a. 1812, VII. ediz. Palermo 1813. 2 vol. K.

Sickingen (Franz von), Ritter, kaiserlicher Rath und General, einer der edelsten und heldenmüthigsten Ritter Deutschlands, geboren den 1. März 1481. Von Jugend auf widmete er sich dem Kriege, zog gegen Frankreich zu Felde, und machte späterhin die Beschirmung der Unterdrückten zu seinem Hauptgeschäfte. Wenn ein Schwächerer Klage gegen eine Reichsstadt, oder eine Schuld von einem Vornehmen zu fodern hatte, so übernahm er's, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Er wollte den Despotismus der Fürsten und den Uebermuth des Klerus brechen. So wenig er auch selbst ein Gelehrter war, so sehr liebte er die Gelehrten. Er vertheidigte Reuchlin gegen die Mönche zu Cöln, und nahm viele der besten Köpfe, die in jenen dunkeln Zeiten verfolgt wurden, in seinem Schlosse Ebernburg gastfreundlich auf. Für die Kirchenverbesserung war er stets vortheilhaft gesinnt, und beförderte dieselbe in den Rheingegenden nicht wenig. Zuletzt erlag er in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen, wurde bei der Belagerung seines Schlosses Landstuhl zwischen Lautern und Zweibrücken verwundet, und starb den 7. Mai 1523.

Sicyon (Sikyon), eine der ältesten, berühmtesten und schönsten Städte des alten Griechenlands, nicht weit von Korinth, nahe am Meer, mit einem Hafen. Vorzüglich berühmt war sie durch ihre Künstler: Maler und Bildhauer. Eine eigne Malerschule gab es

hier, die einen großen Ruf hatte. Der kunstreiche Dädalus wird ein Sicyonier genannt. Auch wurden viele künstliche Arbeiten hier verfertigt, und damit ein starker Handel getrieben. Schon in den ältesten Zeiten bildete Sicyon mit seinen Umgebungen einen eignen kleinen Staat, und es werden mehrere Könige oder Fürsten genannt, die damals dort geherrscht haben sollen. Bei dem Einfall der Herakliden ward es ein Theil des Argivischen Reiches. Späterhin wurde die Demokratie eingeführt, während welcher sich von Zeit zu Zeit Tyrannen der Obergewalt bemächtigten. Es behauptete zu den Zeiten der Perserkriege und später seine Unabhängigkeit, litt aber sehr durch die bürgerlichen Kämpfe der Griechen, in denen es bald für, bald gegen Athen Partei nahm. Es erhoben sich einzelne Gewaltherrscher, die das Volk unterdrückten; aber Aratos, gleich groß als Krieger und als Mensch, befreite seine Vaterstadt, und bewog sie, zu dem Achäischen Bunde zu treten, in welchem Sicyon eine Zeitlang eine bedeutende und glänzende Rolle spielte. Es theilte späterhin das Schicksal jenes Bundes, und kam unter die Herrschaft der Römer; doch war es noch unter den Kaisern Hadrian und Caracalla eine schöne Stadt.

Siddons (Mistreß), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, lebt gegenwärtig von der Bühne zurückgezogen. Sie ist die Schwester der beiden Kemble, denen wir im 5ten Bande einen Artikel gewidmet haben, und 1749 geboren. Sie debütirte zuerst als Sängerin, widmete sich aber bald blos der höhern Tragödie. Nachdem sie eine Zeitlang auf den Provinzial-Theatern mit Glück gespielt hatte, fand sie beim Theater Drurylane in London Engagement, und bald galt sie für die erste tragische Schauspielerin, welche England je besessen. Die beiden Haupttheater Londons buhlten daher stets um ihren Besitz: sie selbst ward mit Ehren und Gunstbezeugungen überhäuft. Mistreß Siddons hat einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Vielleicht hat nie eine andere Schauspielerin sie in der Kunst der Stimmenübergänge und des wechselnden Ausdrucks übertroffen. Die Beweglichkeit ihrer Physiognomie, der Ausdruck ihrer Augen, die Grazie ihrer Bewegungen ist nach dem Urtheil aller englischen Kunstrichter nie übertroffen worden. Zugleich ist Mistriß Siddons als Dilettantin Bildhauerin und hat namentlich eine Büste von Adams verfertigt, die allgemeinen Beifall erhalten hat.

Sidmouth (Viscount), s. Addington.

Sidney (Algernon), ein berühmter englischer Staatsmann und Märtyrer für die Freiheit seines Vaterlandes, wurde 1621 geboren, und war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leicester. Unter seines Vaters Aufsicht, der ihn auf seinen Gesandtschaftsreisen nach Dänemark (1632) und nach Frankreich (1636) mitnahm, wurde er sehr sorgfältig erzogen. Als der Graf von Leicester zum Oberstatthalter von Irland ernannt war, ertheilte er seinem Sohne Algernon 1641 eine Offizierstelle bei seinem eignen Cavallerieregiment. Da gerade die Rebellion in jenem Königreiche ausgebrochen war, so ging Algernon mit seinem ältern Bruder dahin ab, nahm an dem Kriege gegen die Aufrührer thätigen Antheil, und zeichnete sich durch seinen Muth bei mehreren Gelegenheiten aus. Als 1642 der Krieg zwischen dem Könige und dem Parlament in England begann, kehrten beide Brüder zurück und ergriffen in der Folge die Waffen für das Parlament. Algernon wurde unter Fairfax Oberster eines Cavallerieregiments.

Als sein Bruder 1646 zum Unterstatthalter und Befehlshaber der Truppen in Irland ernannt war, begleitete er ihn dahin, und wurde als Generallieutenant der Cavallerie und Gouverneur von Dublin angestellt, von dem Parlamente aber bald wieder zurückgerufen und zum Gouverneur von Dover ernannt. Als 1649 das Gericht zum Verhöre des Königs gebildet wurde, ward auch Algernon Sidney zum Mitgliede erwählt, indessen ist es gewiß, daß er weder bei der Eröffnung des Todesurtheils zugegen war, noch den Befehl zur Vollziehung desselben unterzeichnete. Obgleich er die Hinrichtung Carls I. billigte, so zeigte er sich doch auch als einen eben so eifrigen Gegner Cromwells, und als dieser Gewalthaber seine angemaßte Macht befestigt hatte, weigerte sich Algernon Sidney, sowohl unter ihm als seinem Sohne und Nachfolger ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er lebte während dieser Zeit in Zurückgezogenheit zu Penshurst, wo er wahrscheinlich sein vortreffliches Werk über die Regierung (Discourses concerning government etc., with his letters, trial, apology, and some memoirs of his life, London 1698; 1763, 4. — deutsch von Erhard, Leipzig 1794. 8. und im Auszuge von Jakob, Halle 1795) verfaßte. Er wurde jedoch zum Mitgliede der Commission, welche den Frieden zwischen Schweden und Dänemark vermitteln sollte, ernannt, und war bei Carls II. Thronbesteigung noch mit jenem Auftrage beschäftigt. Eingedenk der Beleidigungen, die er der königlichen Partei zugefügt hatte, und höchst unwillig über die neue Ordnung der Dinge, weigerte er sich nach England zurückzukehren, obgleich ihm der General Monk dazu rieth. Siebenzehn Jahre lang brachte er als ein Verbannter in verschiedenen Ländern des Continents zu, oft in Verlegenheit wegen seiner Subsistenz. Er wurde an mehrern Orten mit Achtung aufgenommen, und benutzte den Aufenthalt in fremden Ländern um seine Kenntnisse zu vermehren. Sein Vater erhielt endlich (1677) nicht bloß die Erlaubniß des Königs, daß Algernon Sidney nach England zurückkehren dürfe, sondern auch Verzeihung für alle Beleidigungen, deren er sich schuldig gemacht hatte. Nach dem Tode seines Vaters trat Algernon Sidney öffentlich zur Oppositionspartei über. Mehrere seiner Entwürfe, zum Parlamentsgliede erwählt zu werden, wurden durch den Einfluß des Hofes vereitelt. Dadurch aufgebracht, und zugleich die Gefahren fürchtend, welche von Carl II. und seinem papistischen Nachfolger für die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu erwarten waren, verband sich Sidney mit dem Herzoge von Monmouth und andern Mißvergnügten, um eine gewaltsame Veränderung des öffentlichen Zustandes herbeizuführen. Im Junius 1683 ward Algernon Sidney nebst Russel und mehrern Andern wegen einer gemuthmaßten Verschwörung wider das Leben des Königs verhaftet. Als man den Lord Russel geopfert hatte, beschloß man auch, Sidney, welcher nächst jenem für den Hof der gefährlichste Mann war, hinzurichten, und er ward am 21. Novbr. zum Verhöre wegen Hochverraths vor den Oberrichter Jeffries, ein abgehärtetes Werkzeug der Gewalt, gestellt. Es gab keinen andern Beweis des angeschuldigten Verbrechens, als die Aussage des Lords Howard, der Schande des Adels, und doch foderte das Gesetz ausdrücklich zur Ueberführung des Hochverraths zwei Zeugen. Um diesem Mangel abzuhelfen, nahm der Generalfiscal seine Zuflucht zur Anführung mehrerer Stellen aus Sidney's Discourses, welche sich in einem Schranke als Manuscript gefunden hatten. Jene Stellen behaupteten die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen tyrannische Gewalt, und

dem Vorzug einer freien vor einer willkürlichen Regierung. Obgleich nun außer der Aehnlichkeit der Hand kein Beweis da war, daß jenes von Sidney geschrieben worden, noch daß er wissend Jemanden seine Papiere mitgetheilt hatte, so wurden doch zur Verhöhnung des Rechts und der gesunden Vernunft jene handschriftlichen Aeußerungen als Stellvertreter des zweiten fehlenden Zeugen angenommen. Seine einsichtsvolle und geistreiche Vertheidigung konnte gegen die von dem Richter angeordnete sclavische Jury (Geschwornengericht) nichts ausrichten, und diese Geschwornen sprachen das Schuldig wider ihn aus. Aus Rücksicht gegen seine Familie wurde der entehrende Theil des Urtheils erlassen (Sidney sollte nämlich gehenkt und geviertheilt werden) und die Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Diese wurde am 7ten December vollzogen. Vorher übergab Sidney den Gerichtspersonen ein Papier, worin er die Unrechtmäßigkeit seiner Verurtheilung zeigte und mit einem Gebet für die alte Sache, der er von Jugend auf ergeben gewesen war, schloß. Diese Schrift ward in der Folge gedruckt, und machte gewiß einen starken Eindruck auf das Publicum. Er litt mit Standhaftigkeit und Gleichmuth den Tod. Eine der ersten Wirkungen der englischen Revolution (zu Gunsten Wilhelms von Oranien) war, daß die Schande, womit Algernon Sidney's Andenken befleckt war, ausgelöscht wurde. Seitdem wird sein Name bei allen, die sich zu den Grundsätzen einer freien Regierung bekennen, in Ehren gehalten. — Sidney's Discourses on Government sind ein schätzbares Werk, welches durch Energie der Darstellung, Ideenreichthum, patriotischen Eifer für Sicherstellung und Veredlung der englischen Constitution, durch viele interessante historische Erörterungen ein bleibendes Interesse behält. N. P.

Sidney Smith, s. Smith.

Sidon, die älteste Stadt Phöniziens, eine der blühendsten, handeltreibendsten und kunstfleißigsten Städte des Alterthums, in der Folge aber durch das von ihm als Colonie ausgegangene Tyrus verdunkelt, und jetzt ein unbedeutender Ort unter den Namen Saida. S. das Nähere im Art. Phönizien.

Siebenbürgen ist, unter dem Titel eines Großfürstenthums, ein Theil der ungarischen Erbstaaten des österreichischen Kaiserhauses, liegt zwischen Ungarn, der Walachei und der Moldau, ist 36 deutsche Meilen lang und 33 breit, und hat einen Flächeninhalt von 1120 Quadratmeilen, mit 1,800,000 Einwohnern. Es ist zwar auf der Ost- und Südseite durchgängig mit hohen Gebirgen (einer Fortsetzung der Karpathen) umgeben, und auch in seinem Innern mit vielen Bergreihen durchzogen, hat aber eben dadurch viele natürliche Festigkeit gegen feindliche Angriffe, ein im Ganzen mildes und gesundes Clima, und ist fruchtbar an Wein, Getreide, Tabak, zahmem Vieh, vorzüglich schönen Pferden und Wild, hat Salzgruben, Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisenbergwerke, Schwefel, Zinnober, Quecksilber und Gesundbrunnen. Wegen der Höhe des Landes entspringen die Hauptflüsse Siebenbürgens alle in demselben, und fließen nach andern Gegenden: die Alt (Aluta) gegen Süden nach der Wallachei zur Donau, der Marosch gegen Westen nach Ungarn in die Theis, der Samosch (Szamos) gegen Norden nach Ungarn gleichfalls in die Theis. Sie sind alle schiffbar und könnten durch getroffene Anstalten es noch weit mehr werden. Der Name Siebenbürgen kommt nicht von sieben Burgen her, sondern die im J. 1143 aus den Rheingegenden, wo (im ehemaligen Stifte Cöln) ein Siebengebirge ist,

(s. d. folgenden Art.), gekommnen deutschen Colonisten, brachten diesen Namen auf. Die lateinische Benennung Transilvanien bezeichnet ein Land, daß jenseits der carpathischen Gebirgswaldungen liegt, und der ungarische Name Erdely, eine waldigte und bergigte Gegend. Siebenbürgen war ehemals ein Theil von Dacien. Bei den Römern, deren Herrschaft es Trajan unterwarf, hieß es das innre Dacien (Dacia mediterranea). Vom 5ten Jahrhunderte an wurde es von mehreren fremden Völkern eingenommen, von denen immer eins das andre daraus vertrieb. König Stephan I. von Ungarn eroberte Siebenbürgen (1004), und machte es zu einer ungrischen Provinz, die durch Statthalter (Woiwoden) regiert wurde. Der Woiwode Johann Zapolya erhielt nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungarische Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag (1535) Siebenbürgen als ein souveraines Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, welche von dieser Zeit an sich oft in die Angelegenheiten Siebenbürgens mischten, und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Batori gegen die ungarischen Regenten aus dem österreichischen Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gabor und Georg Rakotzy gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich endlich (1689) Siebenbürgen völlig, und die Pforte gestand im Frieden zu Carlowitz (1699) dem Hause Oesterreich die Oberherrschaft über dieses Land zu, das jedoch immer noch seine eignen Fürsten behielt. Nachdem das fürstliche Haus (1713) völlig ausgestorben war, wurde Siebenbürgen ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum. Im ganzen Lande sind 11 königliche Freistädte, 63 Marktflecken und über 2600 Dörfer. Die Einwohner bestehen aus dreizehn verschiedenen Völkerschaften. Die drei vorzüglichsten derselben, welche vereinigte (uniti) genannt werden, sind, die Ungarn, Szeckler (welche man für die Nachkommen der Petschenägen hält) und Sachsen, welche letztere König Geysa II. um das Jahr 1143 nicht aus Sachsen, sondern aus den Gegenden von Lüttich, Trier und Luxemburg als Colonisten einführte. Nach diesen drei Nationen ist das Land in drei Haupttheile unterschieden: 1. das Land der Ungarn, in Westen, das die Hälfte des Ganzen und der Bevölkerung enthält, und in 11 Comitate und 2 Distrikte getheilt ist; 2. das Land der Szeckler, im Osten, am wenigsten bevölkert, und in 5 Stühle (sedes) getheilt; 3. das Land der Sachsen, im Süden und Norden, am besten angebaut, und in 9 Stühle und 2 Distrikte getheilt. Die übrigen Nationen, die Geduldete (tolerati) genannt werden, sind Walachen, Armenier, Griechen, Mährer, Polen, Russen, Bulgarier, Servier oder Raizen, Juden und Zigeuner. Diese letztern, auch Pharaonen genannt, heißen, seit den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, die alles versuchte, um diese Leute an eine staatsbürgerliche Verfassung zu gewöhnen, Neubauern, führen aber noch immer ein rohes Leben, und sind Feinde des Ackerbaues und einer stäten Lebensart. Die Walachen sind unter diesen tolerirten Nationen die zahlreichste; die Vornehmsten unter ihnen sind Gutsbesitzer, das gemeine Volk ist äußerst roh und unwissend. Armenier und Griechen halten sich vorzüglich des Handels wegen im Lande auf. Unter allen diesen verschiedenen Nationen sind die Sachsen die fleißigsten und ordentlichsten; ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage, und überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten; übrigens sind sie sehr zurückhaltend und bedächtlich, woran vielleicht ihre Lage Schuld

ist. Ihre Schriftsprache ist hochdeutsch, ihre Mundarten im gemeinen Leben nähern sich aber mehr dem Plattdeutschen. Ueberall, wo sie wohnen, gedeiht Obst-, Wein- und Blumencultur. Die meisten Fabriken sind im Lande der Sachsen, in welchem auch die Hauptstadt Siebenbürgens, Hermannstadt, und die größte und wichtigste Fabrik- und Handelsstadt des Landes, Kronstadt, mit 30,000 Einwohnern, liegt. Im Ganzen wird in Siebenbürgen nicht viel mehr Getreide und Wein, als zum eignen Bedürfniß nöthig ist, erbaut; aber der gute Taback, die Rindvieh- und die von den Walachen stark betriebene Schafzucht liefern Artikel zur Ausfuhr, so wie die schöne Race der hier gezogenen meist leichten Pferde, und die starke Bienenzucht. Salz ist im Ueberfluß vorhanden. Die siebenbürgischen Salzwerke gehören zu dem großen unterirdischen Salzstock, der in der Walachei anfängt, und bei Wilitzka in Polen endigt. Aus sechs Steinsalzgruben, die gebaut werden, werden jährlich 950,000 Centner, bisweilen auch mehr, gewonnen, wovon ohngefähr 220,000 Centner im Lande consumirt, die übrigen aber nach Ungarn und in das Banat ausgeführt werden. Die Bergwerke Siebenbürgens liefern viel Gold, auch Silber, Blei, Arsenik und Quecksilber. Die Manufakturen sind bei weitem nicht zureichend für das Bedürfniß des Landes; denn es gibt deren bloß in den sächsischen Städten und einigen szeckler Stühlen. Sie liefern weiße und gefärbte Leinwand, Tuch, Wollen- und Baumwollenzeuge, Hüte, Leder und einige andere minder bedeutende Gegenstände. Die Handlung nach der Walachei und andern türkischen Ländern ist beträchtlich, aber fast ausschließend in den Händen der Griechen, Raitzen und Armenier. Zu den Vorrechten des siebenbürgischen Adels gehört es, daß seine Mitglieder zugleich als ungarische Edelleute betrachtet werden und sich nach Gefallen in Ungarn niederlassen können, welches bei dem ungarischen Adel in Absicht auf Siebenbürgen nicht Statt findet; sie sind ferner frei von Steuern, und gespannschaftlichem Gerichtszwang, weßhalb man zu den adeligen Personen auch alle Geistliche bis auf die Mönche und Landpfarrer rechnet. Der Adelstand haftet auf gewissen Aemtern, Ländereien und Familien, und wird auch durch Adoption und Veräußerung auf andere vorher Unadelige gebracht. Die Baronen und Grafen, welche auch Magnaten heißen, sind nur im Range von den übrigen Edelleuten verschieden. Eine niedrigere Classe des Adels muß gewisse Steuern und Dienste leisten. Zu diesen gehören die Armalisten, d. i. diejenigen Edelleute, welche keine Unterthanen, und oft auch keinen Edelsitz haben, die Bürger der freien königlichen Städte und die landesherrlichen Jagdbedienten. Unadelige sind die Bürger der übrigen Städte, die freigelassenen Unterthanen und die Leibeigenen oder Fobagyok. Indessen ist die Leibeigenschaft dieser Leute, so wie der bürgerliche Unterschied der Nationen in Siebenbürgen von Kaiser Joseph II. aufgehoben worden. Die Stände dieses Großfürstenthums werden in Rücksicht auf Nationen in Ungarn, Szeckler und Sachsen, in Ansehung der Religion in Katholiken, Reformirte, Evangelische und Unitarier, und in Absicht auf den Charakter in Prälaten, Magnaten und Edelleute eingetheilt. Die Landtage werden in der Hauptstadt Hermannstadt gehalten, und jeder Verschriebene muß, wenn er nicht erscheint, 200 Fl. Strafe geben. Die Magnaten der Szeckler haben das Vorrecht, daß sie nicht verschrieben werden dürfen. Die Stände haben, in Vereinigung mit dem Landesherrn, das Recht, Gesetze zu geben und abzuschaffen, Steuern zu erheben, und Ausländer unter die

Bürger aufzunehmen. Alle übrigen Hoheitsrechte übt der Landesherr allein aus; dazu gehört das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Dispensationen in Ehesachen zu ertheilen, über protestantische Eheprozesse das höchste Urtheil zu fällen, Standeserhöhungen vorzunehmen, und das Erbgut ausgestorbener Familien zur Kammer zu schlagen. Die **hohe siebenbürgische Hofkanzlei**, welche die landesherrlichen Edicte ausfertigt, ist zu Wien, und steht so wenig mit der ungarischen, wie mit der österreichischen Kanzlei in Verbindung. Sie besteht aus einem Hofkanzler, mehrern Hofräthen und Räthen. Das **königliche Gubernium**, welches die höchste Landesstelle ist, aber von der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien abhängt, ist zu Clausenburg. Es besteht aus dem Landesgouverneur, als Präses, und 12 referirenden Gubernialräthen. Zur Verwaltung der Cameralgegenstände ist seit 1790 das **Thesaurfat** errichtet, welches einen Präsidenten und drei Räthe hat, und von der Hofkammer zu Wien abhängt. Die **königliche Tafel**, welche ihren Sitz zu Neumarkt hat, ist der Justizhof für die erste und zweite Instanz, und man kann von derselben an das Gubernium appelliren. Die Einkünfte des Landesherrn bestehen in der Contribution (jährlich 1,300,000 Gulden), aus den Mauthgefällen, Zehnten, Bergwerkszehnten, dem Salzregal und den Domänengütern; im Ganzen 5 Millionen Gulden. In dem Großfürstenthum sind vier **privilegirte Religionen**. 1. **Die catholische**, zu der sich einige Ungarn, mehrere Szeckler und sehr wenige Sachsen bekennen. Die Wallachen sind großentheils, und die Armenier alle mit ihr vereint. Der catholischen Pfarren sind 148. 2. **Die reformirte Religion**, welcher theils Ungarn, theils Szeckler zugethan sind. Sie hat ungefähr 500 Pfarren. 3. **Die evangelische oder lutherische Religion**, zu der sich die meisten Sachsen und einige wenige Ungarn bekennen. 4. **Die socinianische oder die Religion der Unitarier** (Antitrinitarier), die unter den Ungarn und Szecklern Anhänger hat. Die Griechen, ein Theil der Wallachen, die Bulgaren und Raitzen sind von der griechischen Religion, nicht mit der catholischen Kirche vereinigt, und werden bloß geduldet. Außer dem österreichischen Militär, welches in Siebenbürgen liegt, und aus zwei Regimentern Infanterie, einem Dragoner- und einem Husarenregimente besteht, sind seit dem Jahre 1762 fünf Regimentsbezirke für die Gränzmiliz abgesondert worden; diese Bezirke haben zusammen einen Flächeninhalt von 253 Quadratmeilen, mit 144,000 Einwohnern. Sie müssen zwei szeckler Infanterieregimenter, ein szeckler Husarenregiment und zwei wallachische Infanterieregimenter stellen und unterhalten. Die Ortschaften, welche zu dieser Miliz gehören, liegen längs der Ost- und Südseite Siebenbürgens zerstreut. Diese Gränztruppen sind nach deutscher Art organisirt, versehen die Gränzwachen, bekommen Ober- und Untergewehr, aber Sold nur so lange, als sie dienen.

Siebengebirge, Gebirge auf dem rechten Rheinufer, in der Gegend der Stadt Königswinter in dem cölner Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz Jülich-Cleve-Berg, besteht theils aus Basalt, theils aus Granitporphyr und Sandstein, und erhebt sich in sonderbaren Formen. Es hat seinen Namen von den sieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen. Zunächst am Rhein liegt der Drachenfels, der steilste Berg des Siebengebirges,

und wo man die schönste Aussicht hat. Neben den Trümmern der daselbst vormals befindlichen Burg hat der Landsturm des Siebengebirges seinem vor dem Feinde gefallenen Anführer Genger eine Denksäule errichtet, und diese 1814, am Tage der leipziger Schlacht, feierlich eingeweiht. Der Drachenfels ist durch einen Bergrücken mit der Wolkenburg verbunden, worauf sonst auch eine Burg stand. Jetzt ist auf demselben ein bedeutender Steinbruch, dessen Steine in dem nahen Königswinter bearbeitet werden, deswegen Königswintersteine heißen, und meistens nach Bonn, Cöln, Düsseldorf und noch weiter abwärts versendet werden. Rechts vom Drachenfels zeigt sich, und kehrt seine Fronte dem Rheine zu, der Peters- oder Stromberg, dessen obere hundert Morgen große Fläche eine von Wallfahrern stark besuchte Kapelle des heiligen Peters trägt. Hinter diesen drei Bergen und etwas weiter vom Rheine ab liegen die übrigen vier, nämlich der Löwenberg (1896 Fuß hoch, und die höchste Spitze des ganzen Gebirges), der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Oelberg und der Hemmerich. Auf allen bemerkt man noch Trümmer alter Schlösser. Wer das Siebengebirge besteigen will, der thut es am besten von Königswinter aus. Die reichste und interessanteste Umsicht gewährt der Drachenfels, auf dessen Kuppe (dem sogenannten Platze) Lusthäuschen und Sitze angebracht sind.

Sieben-Inseln, s. Jonische Inseln.

Siebenjähriger Krieg. Durch die Friedensschlüsse von Breslau (den 28sten Juli 1742) und von Dresden (den 25sten December 1745) hatte die Kaiserin Königin Maria Theresia dem Könige Friedrich II. sechs schlesische Fürstenthümer und die Grafschaft Glaz abgetreten. Der Verlust so schöner Länder war zu schmerzhaft, als daß die Kaiserin nicht auf ihre Wiedereroberung hätte denken sollen. Deßhalb verband sie sich mit der Kaiserin von Rußland, Friedrichs persönlicher Feindin, zog durch den Grafen von Brühl den König von Polen und Churfürsten von Sachsen, August III., auf ihre Seite, und arbeitete an einer nähern Verbindung mit Frankreich, troz der seit mehreren Jahrhunderten mit diesem Reiche bestandenen Feindschaft. Während Maria Theresia an diesen Planen arbeitete, waren zwischen England und Frankreich neue Gränzstreitigkeiten in Amerika entstanden, die schon im Jahre 1755 in offene Feindseligkeiten ausbrachen. Um seine deutschen Staaten gegen einen Angriff von Frankreich zu schützen, verband sich der König von England mit Preußen, und einige Monate später schloß Frankreich ein Bündniß mit dem wiener Hofe, worin dem leztern 24,000 Mann Hülfstruppen gegen Preußen versprochen wurden. Diese Hülfstruppen wurden aber nachmals bis auf 180,000 Mann vermehrt, da es mehr Frankreichs Absicht war, durch die Eroberung Hannovers dem Könige von England zu schaden, als die ehrgeizigen Entwürfe der Kaiserin auf Schlesien ausführen zu helfen. Durch einen sächsischen Cabinetscanzellisten, Menzel, waren dem preußischen Gesandten in Dresden, Malzahn, alle Verhandlungen des österreichischen, russischen und sächsischen Hofes entdeckt worden, und Friedrich II. rüstete sich deßhalb schnell und mit Macht zum Kampfe. Er verlangte vom wiener Hofe eine Erklärung über seine Gesinnungen; eine zweideutige Antwort erfolgte, und Friedrich beschloß seinen Feinden zuvorzukommen. Er fiel deßhalb im August 1756 mit drei Kriegsheeren, zusammen 60,000 Mann stark, in Sachsen ein, besezte Dresden, bemächtigte sich in den dasigem Cabinetsarchive der zu seiner Rechtfertigung nöthigen Papiere, und ließ die

sächsische Armee, 15,000 Mann, in ihrem festen Lager bei Pirna einzuschließen. Unterdessen rückte der Feldmarschall Brown mit einem österreichischen Kriegsheer aus Böhmen heran, um die Sachsen zu befreien: Friedrich ließ ein zur Einschließung des sächsischen Lagers hinreichendes Corps zurück, ging den Oesterreichern nach Böhmen entgegen und lieferte ihnen den 1sten October bei Lowositz eine Schlacht, die freilich nicht entscheidend war, aber doch den Feldmarschall Brown verhinderte, den Sachsen zu helfen. Diese mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben, und die Unteroffiziere und Gemeinen mußten zur preußischen Fahne schwören; ein Eid, den sie nicht hielten, da sie in der Folge einzeln und in ganzen Regimentern die preußische Armee verließen, um nicht gegen ihren Landesherrn zu fechten. Dieser erste kurze Feldzug war nun geendigt, und die Preußen blieben den Winter hindurch in Sachsen und Schlesien stehen. Friedrichs II. Unternehmung hatte eine fast allgemeine Bewegung an den europäischen Höfen verursacht. Man erklärte sie für eine Verletzung des westphälischen Friedens, und Frankreich trat als Garant desselben auf den Schauplatz; auch Schweden wurde aus eben diesem Grunde dazu veranlaßt. Rußland wurde durch Bündnisse bewogen, an dem Kriege Theil zu nehmen. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde, mit großer Stimmenmehrheit, ein Reichsexecutionskrieg gegen Preußen beschlossen. So standen im Jahr 1757 Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden, das deutsche Reich und Sachsen im Kampfe gegen Friedrich, der bloß an England einen Verbündeten hatte, welcher ihn für den Landkrieg wenig Nutzen erwarten ließ. Um seinen Feinden zuvorzukommen rückte Friedrich im April (1757) unerwartet mit vier Heeren in Böhmen ein, und am 6ten Mai kam es bei Prag zu einer mörderischen Schlacht, worin die Preußen siegten, aber auch ihren großen Feldherrn Schwerin verloren. Der größte Theil des besiegten österreichischen Heeres warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung der König sogleich unternahm. Der Feldmarschall Daun der mit 60,000 Oesterreichern auf den Bergen von Kollin stand, erhielt Befehl zur Rettung Prags etwas Entscheidendes zu wagen. Friedrich ging, um dies zu verhindern, nach Kollin, griff dort mit 30,000 Mann den Feind an, verlor die Schlacht und 10,000 tapfere Krieger, mußte selbst die Belagerung von Prag aufgeben, und sich nach Sachsen und der Lausitz zurückzuziehen, um seine eigenen Staaten zu decken. Er bewirkte seinen Rückzug aus Böhmen ohne weitern Verlust. Die Franzosen hatten indessen die Festung Wesel, die Fürstenthümer Cleve und Ostfriesland, die hessencasselschen Länder und Hannover besetzt und mit Contributionen belegt. Der Herzog von Cumberland, welcher die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaner und bückeburger Truppen, 40,000 Mann, gegen 100,000 Mann Franzosen anführte, hatte sich bei Hastenbeck (den 26sten Juli) schlagen und bis Stade zurückdrängen lassen, und am 8ten September zu Kloster-Seven eine Capitulation geschlossen, wonach jene alliirten Truppen, mit Ausschluß der Hannover, aus einander gehen sollten. Ein französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise, mit welchem sich die 15000 Mann starke, aus den Contingenten der meisten deutschen Reichsstände zusammengesetzte, aber fehlerhaft organisirte Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatte, bedrohte jetzt Sachsen und die Erbstaaten des Königs. Dieser ließ deßhalb den Herzog von Bevern in Schlesien, ging nach Thüringen, und vertrieb die Franzosen aus Erfurt. Auf

die Nachricht, daß ein österreichisches Corps unter Haddick in die Mark eingefallen sey, eilte Friedrich bis Torgau zurück, da aber die Oesterreicher sich schnell zurückgezogen hatten, und die Franzosen aufs neue vordrangen, so ging der König den letztern entgegen und lieferte ihnen am 5ten November bei Roßbach jene denkwürdige Schlacht, in welcher die Franzosen sowohl als die Reichsarmee so geschlagen wurden, daß sie nur in der schnellsten Flucht ihre Rettung zu finden glaubten. Sie bezogen entfernte Winterquartiere, und der Besitz von Sachsen war dem König durch diesen Sieg wieder gesichert. Hierauf eilte Friedrich mit Adlerschnelle nach Schlesien, wo Schweidnitz und Breslau den Oesterreichern in die Hände gefallen waren. Mit einer kleinen, durch einen weiten Marsch geschwächten Armee schlug der König den 5ten December bei Leuthen das noch einmal so starke feindliche Heer unter Daun. Der Sieg der Preußen war vollkommen und in seinen Folgen einer der merkwürdigsten. Breslau ergab sich, 14 Tage nachher, mit einer zahlreichen Besatzung und großen Vorräthen an die Preußen; bald nachher auch Liegnitz. Diese Siege kosteten den Oesterreichern über 50,000 Mann; Schlesien war ihnen wieder entrissen, und Friedrich war seinen Feinden jetzt furchtbarer als vorher. Die Russen waren im Juni, 100,000 Mann stark, in Preußen eingerückt, hatten das Land barbarisch verheert, die Menschen auf das grausamste gemißhandelt, den Feldmarschall Lehwald mit seinem nur 24,000 Mann starken Heere den 30sten August bei Großjägerndorf geschlagen, und zogen sich darauf mit aller ersinnlichen Grausamkeit Alles verheerend zurück. Auch die Schweden hatten im Sept. Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt, wurden aber in wenigen Wochen von Lehwald vertrieben und flüchteten nach Rügen. Schon im Febr. 1758 eröffnete der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der jetzt an der Spitze der (aus Preußen, Hannoveranern, Braunschweigern, gothaischen und bückeburgischen Truppen bestehenden) alliirten Armeen stand, den Feldzug gegen die Franzosen in Niedersachsen und Westphalen. Unter ihm befehligte der Erbprinz, nachherige Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, der in diesem und den folgenden Feldzügen sein großes kriegerisches Genie entwickelte. Herzog Ferdinand machte sich Meister von der Weser, trieb die Franzosen unter Clermont aus Niedersachsen und Westphalen, und schlug sie den 23sten Juni bei Crefeld. Darauf ging er zurück über den Rhein nach Hessen, wo Soubise mit einer andern französischen Armee stand, und wohin das Clermontsche Heer ihm folgte. Durch 12,000 Engländer verstärkt, zwang Ferdinand indessen beide feindliche Armeen, über den Main und Rhein zurückzugehen, wo sie die Winterquartiere bezogen. Der König war im Winter 1758 nach der Vertreibung der Oesterreicher aus Schlesien und der Wiedereroberung von Schweidnitz in Mähren eingerückt, und begann im Mai die Belagerung von Olmütz, welche er aber bei Dauns Annäherung im Julius mit Verlust eines bedeutenden Transports an Kriegs- und Mundbedürfnissen aufgeben mußte. Unterdessen waren die Russen, nachdem sie die wenigen preußischen Truppen zurückgedrängt hatten, in die Neumark eingerückt, und Friedrich eilte deßhalb mit einem Theile des Hauptheers, um seine Erbstaaten zu retten. Er traf das russische Heer, 50,000 Mann stark, in der Gegend von Cüstrin, griff es mit 30,000 Mann bei Zorndorf den 26sten August an, behauptete durch eine blutige Schlacht das Feld, und die Russen mußten sich nach Polen zurückziehen. Jetzt wandte sich Friedrich wieder nach Sachsen, wo sein Bruder, der Prinz

Heinrich, den Oesterreichern nicht mehr widerstehen konnte. Als er hier noch den Feldmarschall Keith an sich gezogen hatte, lagerte er sich bei Hochkirch, einem Dorfe in der Oberlausitz, wo er in der Nacht auf den 15ten October überfallen wurde und eine völlige Niederlage erlitt. (S. Hochkirch). Doch bald nachher setzte Friedrich aufs neue seine Feinde in Furcht. In Schlesien zwang er die Oesterreicher, die Belagerung von Neisse aufzuheben; darauf eilte er nach Sachsen und trieb den Feldmarschall Daun, welcher Dresden belagerte, zurück nach Böhmen. Am Ende des Feldzugs sahe der König seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von den Feinden befreit. In Frankreich stimmte jetzt Alles für den Frieden, nur Ludwig XV. und seine Mätresse, die Marquise von Pompadour, nicht. Deßhalb ward den 30sten December 1758 ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, und so ward auch in eben diesem Monat zwischen England und Preußen ein neuer Vertrag eingegangen, in welchem Friedrich II. jährlich vier Millionen Rthlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Der Prinz Heinrich rückte in diesem Winter, trotz der rauhen Jahrszeit, in Böhmen ein, die feindlichen Truppen wurden zerstreut, ein ganzes Corps von 2500 Mann durch den General Hülsen zu Gefangenen gemacht, und ungeheure Kriegsvorräthe erbeutet. Auch die fast ganz unthätige Reichsarmee in Franken jagte der Prinz Heinrich in die Flucht, und Bamberg, Erfurt und Würzburg wurden von den Preußen genommen, und mit Contributionen belegt. Ein anderes Corps Preußen fiel in das Herzogthum Meklenburg-Schwerin ein, und durch ungeheure Lieferungen an Kriegsbedürfnissen, durch die Stellung von 16,000 Mann Rekruten in dem Laufe des Krieges, und durch Bezahlung von 42 Millionen Thaler Brandschatzung büßten die Einwohner für die Politik ihres Regenten, der zuerst seine Stimme dazu gegeben hatte, Friedrich II. als Feind des Reichs zu behandeln. Die Verbündeten unter der Anführung Ferdinands von Braunschweig konnten zu Anfange des Feldzugs von 1759 wenig ausrichten; die Franzosen hatten im Winter Frankfurt am Main überrumpelt, und die Absicht der Alliirten, diese Stadt wieder zu gewinnen, wurde ihnen durch den mißlungenen Angriff bei Bergen (den 13. April) vereitelt. Allein am 1sten August erfocht Ferdinand bei Minden einen glänzenden Sieg über die französischen Heere unter Contades und Broglio, und auch der Erbprinz von Braunschweig schlug die Franzosen bei Crefeld. Hierdurch wurden sie auf der einen Seite über die Lahn, auf der andern über den Rhein zurückgedrängt. Allein nicht Alles ging so glücklich. Der General Wedel, welcher das Vordringen der Russen verhindern wollte, wurde bei Kay, unweit Züllichau, von dem General Soltikow geschlagen, und Friedrich eilte bei der Gefahr, welche seine Churlande bedrohte, aus Schlesien zur Vertheidigung dahin, griff am 12ten August die Russen bei Cunnersdorf unweit Frankfurt an, und schon hatte er sie geschlagen, schon hatte er Eilboten mit Siegesnachrichten vom Schlachtfelde abgeschickt, als Laudon mit 18,000 Oesterreichern zu den Russen stieß, und ihm den Sieg entriß (s. Cunnersdorf). Theuer hatten die Russen den Sieg erkauft, und dennoch benutzten sie ihn nicht. Friedrichs Lage war äußerst gefährlich; er selbst begann an einem guten Ausgang des Krieges zu verzweifeln. Die Russen standen als Sieger in seinen Erbstaaten, Daun stand mit einem großen Heere in der Lausitz, und Sachsen war von der Reichsarmee überschwemmt. Die Oesterreicher und Russen wollten sich vereinigen, aber der Prinz Heinrich nahm den erstern

ihre Magazine weg, und nöthigte sie dadurch zum Rückzuge, Friedrich aber kam den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor, und zwang sie, nach Polen zurückzugehen. Auch in Sachsen ereignete sich für den König ein neues Unglück, indem der General Fink, ein tapferer Feldherr, sich bei Maxen (d. 20. Novbr.) mit 11,000 Mann und einer Menge Geschütz den Oesterreichen ergeben mußte. Ungeachtet aller dieser Unfälle waren die Feinde doch am Ende des Feldzuges fast überall zurückgedrängt; nur Daun hielt sich noch in Sachsen, wo er Dresden besetzt hatte. Auch die Schweden, welche nach der Schlacht bei Cunnersdorf, wo Preußisch-Pommern von Truppen entblößt war, in dies Land einfielen, wurden von Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von Stralsund vertrieben. Der Feldzug von 1760 schien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich zu werden. Der tapfere General Fouquet wurde mit 8000 Preußen bei Landshut gefangen; der König mußte die Belagerung von Dresden, welche am 14. Jul. begonnen hatte, schon am 30. Jul. wieder aufheben; Glatz war an die Oesterreicher übergegangen, und Friedrich mußte nach Schlesien gehen, um dies Land zu decken. Er verschanzte sich mit seinen 30,000 Preußen bei Liegnitz; die feindlichen Heere unter Daun und Laudon waren über 100,000 Mann stark, und drohten ihn anzugreifen. Laudon ward aber am 15. Aug. bei Liegnitz geschlagen, ohne daß Dann ihm helfen konnte. 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 23 Fahnen und 82 Kanonen hatten die Oesterreicher verloren. Friedrichs Heer zählte 1800 Todte und Verwundete. Unterdessen war ein Corps Russen und Oesterreicher nach Berlin gegangen, und hatte dort gebrandschatzt. Friedrich eilte dahin, um diese Feinde abzuschneiden, fand sie aber nicht mehr und wandte sich nach Sachsen, wo die Oesterreicher und die Reichsarmee waren, und auch Daun und Lascy sich vereinigt hatten. Bei Torgau griff er den 3. Novbr. die Feinde an, schlug sie in einer mörderischen Schlacht, die vorzüglich durch **Ziethens** und **Möllendorfs** Einsicht und Tapferkeit gewonnen wurde, und nahm nun seine Winterquartiere in Sachsen. Auch Laudon wurde in Schlesien bis in die Grafschaft Glatz zurückgedrängt, und die Russen genöthigt, die Belagerung von Colberg aufzugeben, und nach Polen zurückzugehen. Die Alliirten unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig schlugen die Franzosen freilich den 31. Juli bei Marburg, indessen setzten die letztern sich doch im Hessischen fest, wo sie große Magazine hatten. Desto mehr konnte Ferdinand 1761 thun. Er griff den 11. Febr. alle französischen Quartiere an, die Franzosen flohen ohne Stand zu halten, und viele von ihnen besetzte Plätze, so wie mehrere große Magazine fielen in die Hände der Sieger. Ein aus sächsischen und französischen Truppen bestehendes Corps wurde zwar (d. 14. Febr.) bei Langensalza geschlagen, allein die Verbündeten mußten mit Verlust die Belagerungen von Ziegenhayn, Marburg und Cassel aufheben, und jetzt wurden die Franzosen wieder Herren von ganz Hessen und hatten einen offenen Weg ins Hannöverische. Die Völker wünschten sämmtlich Frieden, nur ihre Regenten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, nicht. Theresia wäre jetzt mit der Zurückgabe von ganz Schlesien allein nicht zufrieden gewesen. Die Kaiserin Elisabeth wollte Preußen behalten, und der französische Minister Choiseul suchte sich durch die Fortsetzung des Krieges für eine poetische Epistel zu rächen, worin Friedrich seiner gespottet hatte. Die Friedensvorschläge von England und Preußen wurden also nicht angenommen, und Friedrich suchte Schlesien gegen

die Oesterreicher und Russen zu schützen, die sich im August bei Striegau vereinigten. Wirklich hielt sich der König in seinem Lager bei Schweidnitz gegen diese ungleich stärkere Macht, und der größte Theil der Russen mußte endlich, wegen Mangels an Lebensmitteln, nach Polen abgehen. Laudon nahm Schweidnitz durch Ueberrumpelung den 1. Octbr. ein. 3700 Mann Besatzung, mehrere Magazine, und viele Kriegsbedürfnisse fielen hier den Oesterreichern in die Hände. Auch in Sachsen wurde der Prinz Heinrich, der gegen die Daunsche Armee commandirte, sehr in die Enge getrieben; allein er behauptete sich. In Pommern aber wurden die Preußen in einzelnen Corps von den Russen geschlagen, und verloren nach einer tapfern Gegenwehr am 16. Decbr. die Festung Colberg. Die Schweden wurden dagegen von Belling bis Stralsund zurückgetrieben und der Herzog Ferdinand von Braunschweig erfocht bei Villingshausen den 15. Jul. einen glänzenden Sieg über die Franzosen, der aber im Ganzen wenig entschied. Friedrich befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage, und schien durch alle seine Unfälle und die überlegene Macht seiner Feinde dem Untergange nahe zu seyn. Da starb zu seinem Glück die Kaiserin Elisabeth von Rußland den 25. Decbr. 1761, und ihr Nachfolger, Peter III., Friedrichs persönlicher Freund und Bewunderer, schloß mit ihm schon den 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem am 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Auch Schweden machte Frieden mit Preußen, und da Peters Friedensvermittlung bei Oesterreich vergeblich war, so ließ der Kaiser von Rußland ein Corps seiner Truppen zu den Preußen stoßen. Allein der frühe Tod des Kaisers trennte bald das Bündniß mit Friedrich, und Peters Nachfolgerin, Catharina II., zog ihre Truppen, 20,000 Mann, von dem preußischen Heere zurück. Indessen war doch Friedrich von einem gefährlichen Feinde befreit, und hatte über die andern ein großes Uebergewicht erlangt. Er schlug jetzt bei Burkersdorf ein österreichisches Corps aus seinen Verschanzungen, nahm den 9. Octbr. Schweidnitz wieder ein, ließ den Herzog von Bevern mit einem Kriegsheer zur Deckung Schlesiens zurück, und ging nach Sachsen. Der Prinz Heinrich erfocht nach mehreren glücklichen Gefechten den 29. Octbr. einen bedeutenden Sieg über Oesterreicher und Reichstruppen bei Freiberg, und der König schloß jetzt mit den Oesterreichern einen Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog. Unglücklich hatten die Alliirten unter dem Herzog Ferdinand und dem Erbprinzen von Braunschweig den Feldzug von 1762 gegen die Franzosen begonnen; allein die letztern wurden den 24. Jun. bei Wilhelmsthal geschlagen, aus ihrem festen Lager bei Cassel vertrieben, und dadurch äußerst geschwächt. Cassel selbst wurde belagert und am 1. Novbr. den Verbündeten übergeben. Zwei Tage nachher wurden die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet, der Friede selbst wurde erst den 10. Febr. 1763 zu Paris ratificirt. Friedrich wurde zwar dadurch seinen Feinden allein bloß gestellt, er hatte aber schon eine entscheidende Ueberlegenheit gewonnen. Auch wurden durch ein preußisches Heer unter Kleist mehrere der wichtigsten Reichsstände genöthiget, sich für neutral zu erklären. Nach kurzen Verhandlungen, und ohne fremde Vermittlung schloß Friedrich II. am 15. Febr. mit Oesterreich und Sachsen zu Hubertsburg einen Frieden, durch welchen alle Theile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege gewesen waren, aber leider in zerrüttetem Zustande, wieder erhielten. Die Einheit des Willens, welche in Friedrichs Maßregeln

herrschte, und die großen Hülfsquellen, welche die Eroberung Sachsens ihm an Geld und Mannschaft darbot, sein großes umfassendes Genie, die Menge vortrefflicher Feldherren, und der Muth und die Tapferkeit seiner Soldaten gaben dem Könige von Preußen ein großes Uebergewicht über seine Feinde, und führten den glücklichen Ausgang eines Kriegs herbei, der den preußischen Staat mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Dieser Krieg, der in den Jahrbüchern der Geschichte immer denkwürdig bleiben wird, hatte Europa eine Million Menschen gekostet, und alle Staaten, die daran Theil genommen hatten, erschöpft, ohne ihnen, England ausgenommen, einen Vortheil verschafft zu haben. (S. unter andern Geschichte meiner Zeit in Friedrichs II. hinterlassenen Werken; Geschichte des siebenjährigen Krieges von Lloyd und Tempelhof; Geständnisse eines österreichischen Veterans von Kuniaczo.)

Siebenschläfer (Mus glis nach Linné, und Glis oder Myoxus osculentus nach Blumenbach), ist ein merkwürdiges Thier, welches zu den Winterschläfern gehört, die eine Familie des Mäusegeschlechts ausmachen. Der Siebenschläfer wird auch Schlafratte, Rollmaus, Billich, Ratz, Mauseichhorn und Raffelmaus genannt. Er hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einer Maus, gleicht aber auch den Eichhörnern sehr. Der ganze Körper mißt vom Maule bis zum Schwanze 6¼ Zoll, und der Schwanz allein ist beinahe 5 Zoll lang. Die Siebenschläfer wohnen im südlichen Europa, in Italien und Frankreich, auch in Krain, und sollen selbst im Anhaltschen gefunden werden. Uebrigens halten sie sich auch in den Wäldern des südwestlichen Rußlands und in den Felsenhöhlen des Wolga- und Samaraflusses auf. Eichen- und Buchenwälder lieben sie am meisten. Sie kommen mit dem Eichhorn in Lebensart und Sitten überein, unterscheiden sich jedoch besonders dadurch, daß sie den Winter selbst in wärmern Gegenden verschlafen. Im Herbste suchen sie sich Löcher in der Erde, in Bäumen und Felsen, füttern sie mit Moos und Laub aus, legen sich zu Schlafe, und erstarren bald vor Kälte, erwachen aber auch schon im Winter, wenn die Wärme bis zu elf oder zwölf Grad steigt. Sie nähren sich von allerlei Nüssen und solchen Sämereien, die ein öhlichtes Mark enthalten; aber auch Eier, Vögel, und selbst die Jungen derselben suchen sie auf, und verzehren sie. Bei den alten Römern galt das Fleisch der Siebenschläfer für eine große Leckerei, und sie mästeten sie in eigenen Behältnissen, Gliratien genannt. Auch die Italiäner halten das Fleisch noch für wohlschmeckend, und fangen diese Thiere deßhalb im Herbste, wo sie mehr Speck als Fleisch haben, und theils frisch gebraten, theils eingesalzen gegessen werden. In Crain und Steuermark ißt man sie gleichfalls. Das Fell gibt ein dem Grauwerk ähnliches, sehr gutes Pelzwerk.

Sieben Weise Griechenlands, s. **Griechische Litteratur**.

Sieben freie Künste, s. **Kunst**.

Sieben Wunder der Welt, s. **Wunder**.

Sieden oder **Kochen** heißt, eine Flüssigkeit in einem offenen Gefäße bis zu dem Grade erhitzen, daß sie aufwallt und sich in Dampf verwandelt. Wird die erfoderliche Wärme lange genug angewendet, so steigen so lange Dampfblasen auf, bis von der Flüssigkeit nichts mehr übrig ist. Hiebei zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß die Flüssigkeit, wenn sie einmal siedet, selbst beim heftigsten Feuer keinen höhern Wärmegrad annimmt. Der Grund davon liegt darin, daß der noch weiter hinzukommende Wärmestoff zur Bildung des Dampfes,

welcher in dieser Gestalt nachher eines viel höhern Temperaturgrades fähig ist, gebraucht wird und also mit demselben in die Luft aufsteigt. Während des Siedens befindet sich die Oberfläche der Flüssigkeit in einer heftigen wellenförmigen Bewegung, und in der zunächst über ihr liegenden Luftschicht schwebt dichter Dampf, der sich weiter verbreitet. Das Getöse dabei rührt ohne Zweifel von dem Zerplatzen der Dampfbläschen her, und ist sehr verschieden nach der Beschaffenheit des Gefäßes und des Standortes. Das Verdampfen der flüssigen Körper ist höchst wahrscheinlich nichts weiter als eine bloß mechanische Verbindung des Wärmestoffs mit dem Wasser. Der Wärmegrad, bei dem die verschiednen Flüssigkeiten sieden, ist sehr verschieden. Am schnellsten sieden geistige Flüssigkeiten, nächst dem das reine Wasser, ungleich schwerer Oele. Der Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, heißt für sie der Siedepunkt. Die Physiker benutzen den Siedepunkt unter andern zur Bestimmung eines festen Punkts für die Scala des Thermometers. Dieser Siedepunkt ist jedoch nur beim völligen Sieden und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen großen Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem papinianischen Digestor, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmospäre ist der Siedepunkt des Regenwassers 212 Grad Fahrenheit, des Alkohols nur 176, hingegen des Leinöls 600 und des Quecksilbers 660.

Siegelerde, eigentlich lemnische Erde (Terra sigillata), ist eine Art Bolus, der auf der Insel Lemnos, jetzt Stalimene, gefunden wird. Die Alten schrieben ihr die Kraft zu, die Schärfe ätzender Gifte zu hemmen, Blutflüsse zu stillen, u. s. f. Den Namen Siegelerde bekam sie davon, weil man die da gebildeten Kügelchen, mit welchen, als einem unschätzbaren Arzneimittel, starker Handel getrieben ward, durch das Siegel des Fundorts bezeichnete, theils um dadurch den eingebildeten Werth noch mehr zu erhöhen, theils aber auch um die Verfälschung zu verhüten. Indessen zog man diesen Artikel nicht blos aus Lemnos, sondern überhaupt aus dem Orient, ja selbst aus Malta. Dem armenischen Bolus gab man wegen seiner Feinheit den Vorzug. Jetzt brauchen vernünftige Aerzte weder Siegelerde, noch sonst einen Bolus zu medicinischen Zwecken, weil man sich nicht nur von der Kraftlosigkeit, sondern auch von der Schädlichkeit dieser Mittel überzeugt hat.

Siegelkunde (Sphragistik), ein Theil der Urkundenlehre, oder Diplomatik, die zu den historischen Hülfswissenschaften gehört. Die Urkunden erhielten nämlich, vorzüglich im Mittelalter, ihre Bekräftigung durch die Besiegelung, d. i. durch das Hinzufügen gewisser angenommenen Zeichen, späterhin der Wappen. Wenn einer Urkunde die Siegel fehlen, so ist sie zum rechtlichen Gebrauche untauglich; daher muß bei der Vidimation eines Diploms die Beschaffenheit des Siegels genau bemerkt werden. Denn oft vertrat das Siegel die Stelle der Unterschrift. Anfangs war das Recht, Siegel zu führen, nur ein Vorzug der Vornehmeren, oder ganzer Gemeinheiten, der Kirchen und Klöster. Die alten Siegel stellten entweder die Personen, von denen sie geführt wurden, zu Fuß dar (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sigilla equestria), oder die Figuren bezogen sich sinnbildlich auf die Würde. Sie sind gewöhnlich rund oder oval, und

in Gold, Silber, Blei und am gewöhnlichsten in Wachs von verschiedener Farbe geprägt. Die Farbe des Wachses deutete die Verschiedenheit der Personen, selbst des Standes an. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ward das Siegellack (spanisches Wachs) gebräuchlich. Die älteste bis jetzt bekannte Urkunde, die mit Lack gesiegelt ist, ist vom J. 1554. Die Siegel werden entweder unter die Urkunden gesetzt, oder sie hangen an einem Bande oder Schnur in einer Kapsel, **Bulle**, daran. Da die Siegelkunde für die Beglaubigung und nähere Bestimmung einzelner Thatsachen, so wie für die Kenntniß der alten Kleidung und Bewaffnung; auch für die Geschichte der alten Stempelschneidekunst (diesen noch nicht gehörig erforschten Zweig der altdeutschen Kunst) sehr wichtig ist, so darf man von den Untersuchungen unsrer Kenner des deutschen Alterthums auch für die Sphragistik viel Resultate hoffen. S. Fr. **Ficoroni** i Piombi antichi. Rom. 1740, 4. D. M. **Manni** Osservaz. istoriche sopra i sigilli antichi de' secoli bassi. Fir. 1739 — 86. XXX. 4. und Ph. W. **Gercken** Anm. über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik. Augsb. 1781, 8. Stendal 1786. Der Archivar D. **Büsching** hat von alten schlesischen Siegeln gute Abgüsse in Eisen besorgt, und mit Erklärungen herauszugeben angefangen. Bresl. 1815.

Siena, eine in einer schönen Gegend auf drei Hügeln liegende alte und große Stadt im Großherzogthum Toscana, die Hauptstadt einer nach ihr benannten Provinz, war im Mittelalter eine der mächtigsten freien Städte Italiens, welche mehr als 170,000 Einwohner hatte. Mit dem Verlust ihrer Freiheit sank sie so herab, daß sie jetzt nur 24000 Einwohner zählt, deren größter Theil sich durch Manufacturen und Fabriken von Wollenzeugen, Hüten, Leder und Darmsaiten ernährt. Die Straßen von Siena sind mit Backsteinen gepflastert, krumm und höckricht. Die erzbischöfliche Kathedralkirche ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor reichlich überzogen, und mit Statuen von Päpsten und vielen andern Sehenswürdigkeiten verziert. In dem Kloster bei der neuen Augustinerkirche ist eine öffentliche Bibliothek, und in den andern Klöstern der Stadt sind sehr schätzbare Gemälde. Die vom Kaiser Carl V. gestiftete Universität, welche jetzt freilich unbedeutend ist, hat ansehnliche Privilegien, eine große Bibliothek, in welcher viele seltene Bücher und Manuscripte sich befinden, 60 Professoren, und eine vortreffliche Reitschule. Auch befinden sich mehrere Akademien zu Siena. Der Marktplatz, auf dem zur Carnevalszeit die Pferderennen und die Faustkämpfe der Edelleute gehalten werden, hat eine muschelförmige Vertiefung, und ist sehenswerth. Auch das neue Opernhaus, das Thor Camollia, und der Springbrunnen auf dem großen Marktplatze (Fonte Gaja genannt) sind sehr schön. Aus dieser Stadt stammt das berühmte Geschlecht der Piccolomini her. In Siena wird das zierlichste, musikalischste, aber zugleich weichlichste Italienisch gesprochen. Während der französischen Herrschaft war Siena der Hauptort des Departements des Ombrone.

Sierra bedeutet im Spanischen so viel als Gebirge, Gebirgskette. Es gibt deren mehrere in Spanien, die größtentheils von den Pyrenäen ausgehen, und durch Beinamen (z. B. Sierra Morena, Nevada u. s. w.) unterschieden werden.

Sierra Leone, oder **Sierra Liona**, ist eine Landschaft an der Küste von Oberguinea in Afrika, mit einem Flusse und einem langen Gebirge gleiches Namens, erstreckt sich vom Kap Verga bis

zum Flusse Mezurado, und ist etwa 55 Meilen lang und 60 breit. Der Boden ist längs der Küste hin, die hohe bergige Halbinsel am Sierra Leonaflusse ausgenommen, beinahe durchgehends flach, niedrig, größentheils sumpfig und von unzähligen Bächen durchschnitten. Weiter landeinwärts erhebt sich der Boden immer mehr, und ist trockner, obgleich wohlbewässert. Außer der Sierra Leona auf der Küste, welche jedoch kein hohes Gebirge, sondern eigentlich nur eine Hügelreihe ist, hat diese Landschaft keine Berge. Sie ist überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. 1793 legte die englische Handlungsgesellschaft hier an der Südseite des Flusses eine Pflanzstadt Namens Freetown von 400 Häusern mit regelmäßigen Straßen an, deren Bewohner größtentheils freie Neger wurden, welche im amerikanischen Kriege die englische Partei gehalten hatten, und versorgte sie reichlich mit allen Bedürfnissen des Lebens und Anbaues. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, daß aller Sclavenhandel aus dieser Colonie verbannt seyn, die umwohnenden Neger durch freundschaftliches Betragen und Tauschhandel mehr civilisirt und dadurch nach und nach mehr Bekanntschaft mit dem innern Lande erlangt werden sollte. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer französischen Flotte geplündert und größtentheils zerstört wurde. Die meisten Einwohner retteten sich, und suchten durch neue Unterstützungen wieder emporzukommen, welches auch durch die theilweise Wiederherstellung der Stadt glückte. Um jedoch ähnlichen künftigen Anfällen von der Seeseite her vorzubeugen, fing man 1809 an, die Stadt Kingston, fünf englische Meilen von der Küste, am Schwemsfluß in einer fruchtbaren Gegend zu erbauen. Auch haben sich bereits mehrere Haufen von Afrikanern zum Anbau der ihnen angewiesenen Bezirke bequemt.

Sierra Morena (montes Mariani), ein Gebirge in Spanien, beginnt in der Gegend von Alcaraz, auf den östlichen Gränzen von Mancha, läuft zwischen dieser Provinz, Estremadura und Alentejo, das sie nördlich läßt, und den Königreichen Jaën, Cordova, Sevilla und Algarvien durch, und senkt sich endlich im Kap St. Vincent ins Meer. Die höchste Höhe dieses Gebirges beträgt nur 2640 Fuß. Bei seinem Laufe durch Cordova erhält es den Namen Sierra de Cordova. Auf den südlichen Gränzen von Estremadura und den nördlichen von Sevilla bildet es die Berge von Guadalcanal, dreht sich dann südwestlich, und bildet unter der Benennung der Sierras von Caldeiraon und der Sierras von Monchique die Nordgränze von Algarvien. Erst gegen das Kap St. Vincent hin wird die Gebirgskette niedriger, und endet sich vor demselben gewissermaßen in eine Ebene. Bekannt ist es aus dem Don Quixote des Cervantes, und eben so sehr durch die 1767 bis 1770 damit vorgenommene Veränderung, als Olavides sie urbar machen wollte (m. s. Olavides). Dieser wurde freilich in der Ausführung seiner Entwürfe unterbrochen, aber man suchte doch dadurch, daß man Einwohner aus andern Gegenden Spaniens hieher versetzte, den vorgehabten Zweck zu erreichen. In einigen Districten stehen die auf Kosten des Königs erbaueten, und mit allen zur Landwirthschaft nöthigen Werkzeugen versehenen Häuser der neuen Anbauer einzeln, mitten in den dazu gehörigen Feldern und Wiesen, in andern Gegenden sind sie wieder zu zwanzig bis dreißig in symmetrischer Ordnung neben einander gebaut. Der Hauptort dieser Colonie ist die Stadt Carolina, welche nach Carl III., unter dem sie zu Stande kam, so genannt wurde.

Siesta, ein spanisches Wort, die Mittagszeit, Mittagshitze. Weil in den warmen Ländern sich Jedermann um diese Tageszeit, so viel möglich, ruhig verhält, so bedeutet Siesta auch so viel als Mittagschlaf.

Sieviking (Georg Heinrich), als Schriftsteller, Mensch und Geschäftsmann gleich nützlich und geschätzt, ward den 8. Jan. 1757 zu Hamburg geboren, lernte bei seinem Vater die Handlung, und gründete in der gedachten Stadt selbst eines der größten Handlungshäuser. Er besaß große und ausgebreitete Kenntnisse, einen sehr thätigen, gebildeten Geist, und diente seinem Vaterlande in mehreren bedeutenden Aemtern. Außerdem war er eines der thätigsten Mitglieder der dortigen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, und schrieb mit Einsicht und Vaterlandsliebe: Ueber den hamburgischen Münzfuß. Hamb. 1789, 8. Materialien zu einem vollständigen und systematischen Wechselrecht (Ebendaselbst 1792, 8.) und nachmals mit einer Vorrede und mit Anmerkungen herausgegeben von C. U. D. von Eggers, Copenhagen 1802; ingleichen: Fragmente über Luxus, Bürgertugend und Bürgerwohl (Hamb. 1797, 8.) u. a. m. Sieveking starb, nicht bloß in seiner Vaterstadt und in Deutschland, sondern auch von fremden Nationen verehrt und betrauert, den 25. Februar 1799 eines leider zu frühen Todes.

Sieyes (Emanuel Joseph), wurde 1743 zu Frejus geboren. Er war Generalvicar des Bischofs von Chartres, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes (Tiers état) von Paris bei den Generalständen ernannt wurde. Diese Ernennung verdankte er seiner berühmten Flugschrift: Was ist der dritte Stand? (Qu'est ce que le tiers état?) welche ihm eine außerordentliche Volksgunst erwarb. Er trug viel zu der Vereinigung der drei Stände, zu der Zurücksendung der Truppen, zu dem berühmten Eide im Ballhause zu Versailles bei: er war es dagegen aber auch, der am 10. August mit so viel Wärme die Aufhebung der geistlichen Zehnten bestritt, und die berühmt gewordenen Worte ausrief: „Sie wollen frei seyn, und verstehen nicht gerecht zu seyn." Er widersetzte sich der Bewilligung des Veto für den König, erklärte sich für eine Kammer, und gab die Idee an die Hand, Frankreich in Departementer, Districte und Municipalitäten zu theilen, eine Verfügung, die nicht wenig zur Begründung der Staatsumwälzung beitrug. Er war in den Ausschüssen sehr thätig, arbeitete an der Constitution und erschien selten auf dem Rednerstuhl. Damals sagte Mirabeau in der vollen Versammlung, daß das Stillschweigen von Sieyes ein öffentliches Unglück sey. 1791 wurde er zum Mitglied des Departements von Paris gewählt, und schlug zu gleicher Zeit das Bisthum der Hauptstadt, welches die Wahlversammlung ihm übertragen wollte, aus. Bei der damaligen Hinneigung zum Republikanismus erklärte er sich im Moniteur auf das entschiedenste dagegen und für die monarchische Regierungsform. „Nicht um alten Gewohnheiten zu liebkosen, sagte er, nicht um irgend einer abergläubisch royalistischen Gesinnung willen ziehe ich die Monarchie vor; ich gebe ihr den Vorzug, weil es mir erwiesen ist, daß in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit ist, als in einer Republik, und daß man unter jeder Voraussetzung bei der erstern von diesen Regierungsformen freier ist." Als er zum Conventsdeputirten ernannt war, hielt er sich zurückgezogen, und hüllte sich in eine anscheinende Unbedeutenheit, um den Stürmen, welche

er kommen sahe, zu entgehen. Zur Zeit des Prozesses Ludwigs XVI. blieb er diesem System getreu und bei dem namentlichen Aufrufe, welcher das Schicksal jenes Fürsten entschied, waren die Worte: „Ja!" „Nein!" und „der Tod!" die einzigen, welche aus Sieyes Munde kamen. Mit diesem Laconismus betrug er sich bis 1795. Damals bestieg er die Rednerbühne, um seinen Abscheu gegen die Verbrechen Robespierre's auszudrücken, den er nicht den Muth gehabt hatte, zu bekämpfen. Bald nachher trat er in den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß, ward nach Holland gesandt, um dort mit der neuen Republik einen Tractat abzuschließen, und wirkte bei seiner Rückkehr sehr auf die Verträge mit Preußen und Spanien. 1798 wurde er als Gesandter an den Hof von Berlin geschickt, und blieb dort bis 1799, wo er an Rewbels Stelle zum Mitgliede des Directoriums ernannt wurde. Mit Bonaparte im Einverständniß wurde von Sieyes die Revolution vom 18. Brümaire mit eingeleitet, und in Folge derselben ward er mit Bonaparte und R. Ducos provisorisch zum Consul ernannt. Bei der Einführung der neuen Constitution trat Sieyes in den Senat und erhielt das Landgut Crosne als Nationalbelohnung, was ihn aber in der öffentlichen Meinung sehr herabsetzte. Nach der Restauration zog er sich zurück. Bei Napoleons Rückkehr von Elba ward er in dessen Pairskammer berufen, 1816 aber in Folge der königl. Ordonnanz gegen die sogenannten Regicides (Königsmörder) des Convents aus Frankreich verbannt. Seit dieser Zeit hielt er sich in Brüssel auf. — Zu den enthusiastischen Bewunderern Sieyes gehörten vorzüglich Deutsche, insbesondere Oelsner und C. F. Cramer. Von jenem rührt namentlich die „Notice sur la vie de Sieyes" (1795) her, die in jener Zeit viel Aufmerksamkeit erregte. Cramer fing eine Sammlung seiner kleinen Schriften an, die er ins Deutsche übersetzte. Auch Huber beschäftigte sich in den „Friedenspräliminarien" viel mit Sieyes, der unstreitig, wiewohl er damals überschätzt wurde, zu den merkwürdigsten Charakteren der französischen Revolution gehört.

Sigeum, Sigeische Inschrift. Jenes ist ein altberühmtes Vorgebirge der asiatischen Küste unweit Troja, in dessen Nähe sich das griechische Lager im trojanischen Kriege befand. Dort hatte Achilles seine Flotte ans Ufer gezogen, und dort wurde er auch nebst seinen Freunden, Patroklus und Antilochus begraben. Noch erblickt man dort alte große Grabhügel, die man für die ihrigen gehalten hat. Vorzüglich merkwürdig ist die alte Inschrift, welche sich dort auf einem Marmorsitze fand, und welche man zum Theil, so viel davon in äolischer Mundart ist, für älter als den Dichter Simonides hält. Die Umwohner betrachteten dieß uralte Denkmal als eine Art von Palladium gegen Krankheiten, und die Kranken setzten oder legten sich darauf, wodurch die Schrift viel gelitten hat. Doch ist sie längst vollständig copirt, und auch durch Lord Elgin neuerlich selbst nach England gebracht worden.

Signalkunst drückt die Fertigkeit aus, mittelst gewisser Zeichen in der kürzesten Zeit Nachrichten und Befehle von einem Orte zum andern zu bringen. Hieher gehört das wesentlichste Instrument, der Telegraph, der aus einer Verbindung verschiedener Balken besteht, die durch eine gewisse, ihnen zu ertheilende Bewegung in mannichfaltige Formen gestellt werden können, wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt. Befinden sich nun auf hohen sich auszeichnenden Gegenständen in gewisser Entfernung dergleichen In-

strumente aufgerichtet, theilt das eine dem andern die ihm zugekommenen Zeichen schnell mit, so ist man dadurch im Stande, eine Nachricht über sehr weite Räume in sehr kurzer Zeit zu bringen. Man hat versucht, leicht gebaute Telegraphen dem Hauptquartiere der Armeen folgen zu lassen, neuerdings hat man aber keinen Gebrauch weiter davon gemacht. Auch Luftballons, die an Leinen befestigt sind, lassen sich zum Signalisiren gebrauchen. Vorzüglich wird die Signalkunst auf Kriegsschiffen angewendet, wo die Befehle vom Admiralsschiffe mittelst Aufziehen gewisser Flaggen von verschiedenen Farben und Gestalten, nach der Anleitung des Signalbuchs, ertheilt werden. Die Repetitionsfregatte wiederholt für die von dem des Befehlshabers der Flotte entfernteren Schiffe die Signale, welche nicht allemal in der ganzen Linie sichtbar sind. Die Tagsignale lassen sich leicht in andre verändern, indem alles bloß von der Bezeichnung der Ziffern durch Farben abhängt. Man bezeichnet sodann durch eine Flagge die Nummer des neuen Schlüssels für die Signale. Bei Nacht sind Flaggen nicht anwendbar. Man hilft sich durch Laternen, Kanonenschüsse, Raketen, Blickfeuer u. s. w. Auf einzelnen Schiffen bedient man sich der Schiffspfeifen, die einen sehr durchdringenden Schall haben, wo jeder Ton ein dem Schiffsvolke erkenntliches Zeichen ist. Bei Landtruppen wird durch Kanonenschüsse oder durch den Trommelschlag signalisirt, wodurch man das Vorrücken, den Angriff oder den Rückzug der einzelnen Corps andeutet. Mehr Belehrung findet man in den Werken des Prof. Bergsträßer, des Prof. Burja, des Hofr. Böckmann und des Major Freiherrn von Buchenröder.

Signatur, heißt eine Art der Bezeichnung der Druckbogen, welche schon 1470 von Ulrich Gering angewandt worden und welche dazu dienen soll, dem Buchbinder anzuzeigen, wie die Bogen auf einander folgen und wie sie gefalzt werden müssen. Die ältere auch jetzt noch häufig angewandte Bezeichnung ist mit den drei und zwanzig Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfallen. Sie werden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gibt man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an, ein Buch von einem, zwei, drei Alphabeten. Jetzt wird die Signatur gewöhnlicher durch Zahlen ausgedrückt.

Silber ist ein edles Metall von eigenthümlicher weißer Farbe, das seinem angenommenen Werthe nach im gemeinen Leben dem Golde am nächsten steht. Es ist bis 10,5 spezifisch schwer, sehr dehnbar, härter und zäher als Gold, bei 1000 ° Fahrenheit schmelzbar, in großer Hitze flüchtig, sonst aber im Feuer unveränderlich. Es findet sich fast in allen Gegenden der Erde gediegen und unter mancherlei Gestalten, blättrig, haarförmig, faserig, zackig, baumartig, größtentheils güldisch, d. i. mit Gold vermischt; vererzt oder mit Schwefel zu einem schwarzgrauen Product (Glas- oder Glanzerz) vereinigt; verlarvt, d. i. mit mancherlei andern Stoffen so vereinigt, daß das Aeußere solcher Erze keine Aehnlichkeit mit Silbermetall zeigt, als das sogenannte rothgüldig-, schwarzgüldig-, weißgüldig Erz, Arseniksilber, Hornerz rc. Gediegenes Silber hat sich bisweilen in sehr beträchtlichen Massen gefunden, z. B. 1729 im Andreasberge ein Stück von mehrern Centnern, früherhin fand sich ein solcher Klumpen in den sächsischen Bergwerken, wovon das dresdner Naturaliencabinet noch einen Theil aufbewahrt. Die reichhaltigsten europäischen Silbergruben hat Ungarn und Siebenbürgen aufzuweisen; überdieß sind das Erzgebirge, der Harz und die Grube bei Sala im schwedischen West-

mannland berühmt. Sibirien hat reiche Silbergruben bei Kolywan, vor allen aber gaben die amerikanischen Gebirge (bei Potosi) ehedem reiche Ausbeute davon; denn im Jahre 1550 hielt daselbst der Centner Erz 50 Pfund Silber. Doch hat sich diese Menge sehr verringert, sie ist bis 4 und 5 Procent herabgesunken. Dieser geringe Gehalt und die fortwährend große Menge jährlich aus Amerika nach dem Mutterlande gebrachten Goldes erzeugte im 18ten Jahrhundert in Portugal einen solchen Silbermangel, daß zwar Goldmünzen genug im Umlauf waren, aber des Silbers zu wenig war, um beim Verkauf im Einzelnen Goldmünzen wechseln zu können. Die Vereinigung des Silbers mit Sauerstoff oder seine Verkalkung, die bei andern unedlen Metallen schon im gewöhnlichen Feuer erfolgt, läßt sich nur mit Hülfe Galvanischer Electricität oder starker Säuren ausführen; letztere lösen dann das entstandene Oxyd auf und stellen weiße Salze (die Schwefelsäure den Silbervitriol, die Salpetersäure den Silbersalpeter) dar, die am Tageslichte schwarz werden. Das letztere Salz gibt geschmolzen und in Stangen gegossen den Höllenstein. Salzsäure vereinigt sich mit dem Silber zum weißen pulverigen Hornsilber, einem oxydähnlichen Körper, der aus Metall und dem Grundstoffe der Salzsäure besteht; man bedient sich desselben vorzüglich zur Darstellung eines ganz reinen Silbers, auch technisch zu einigen Arten der Uebersilberung. Knallsilber ist ein durch flüchtiges Laugensalz oder auch auf anderm Wege mit Stickstoff verbundenes Silberoxyd, das wegen seiner heftig explodirenden Eigenschaft leicht gefährlich werden kann. Der Silberbaum oder Dianenbaum entsteht durch Niederschlagung des Silbers aus der salpetersauren Auflösung mittelst reinen Quecksilbers, wo sich die langsam abgeschiedenen Silbertheile crystallinisch und baumförmig ordnen. Bei der Benutzung des Silbers zu Münzen wird dasselbe mit Kupfer zusammengeschmolzen oder legirt, dieselbe Vermischung findet Statt bei der Verarbeitung zu Gefäßen, Schmuck rc., wo dann, da der Werth nach cölnischem Markgewicht bestimmt wird, die mit Kupfer vermischte Mark eine beschickte oder rauhe zum Unterschied der feinen heißt. Die Menge des in der Mark befindlichen Silbers wird in Lothen ausgedrückt, so daß 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer eine 12löthige Mark geben. Der einfache oder vergoldete Silberdrath, wie er in den Gold- und Silberfabriken zu Tressen, reichen Geweben, Spitzen rc. bereitet wird, verlangt größtentheils reines, unvermischtes Silber. Er wird mittelst der Zieheisen zur gehörigen Feinheit gebracht, dann entweder spiralförmig zu Cantillen gewunden, oder auf der Plättmaschine zu Lahn breit gedrückt und über Seide auf der Spinnmühle gesponnen, um zu Borden, Spitzen, Tressen (Galonen) verarbeitet zu werden.

F.

Silberflotte hieß die Flotte, welche vormals alle Jahre aus dem spanischen Amerika nach Europa segelte, und die Ausbeute der dortigen Bergwerke an Gold, Silber, andern Metallen und kostbaren Waaren überbrachte. Gegenwärtig kommen nur einzelne Schiffe mit diesen kostbaren Producten nach Spanien.

Silbermann (Gottfried), sächsischer Hof- und Landorgelmacher zu Freiberg, aus Frauenstein in Meißen, erwarb sich große mechanische Kenntnisse, ward ein vortrefflicher musikalischer Instrumentenmacher, Erfinder des Cimbal d'Amour, und Verfertiger vieler sehr geschätzter Claviere, Fortepiano's und Orgeln. Die Sauberkeit, Güte und Dauer seiner Werke, die große Einfachheit bei der innern Anlage,

die volle und herrliche Intonation, so wie die leichte und bequeme Claviatur, geben seinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Die schönen Orgeln in Freiberg, Dresden, in der catholischen Schloßkirche und in der Frauen- und Sophienkirche, und an mehrern Orten sind merkwürdige Denkmale dieses großen Künstlers. Er starb 1756. Sein Bruder zu Straßburg, bei dem er die Orgelbaukunst gelernt hatte, hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Johann Andreas, als Orgelmacher, und der jüngste, Johann Heinrich, als Fortepianobauer in Straßburg und überhaupt in Frankreich den Ruf dieses Namens fortgepflanzt haben.

Silberschlag (Johann Esaias), königlich preußischer Oberconsistorial- und Oberbaurath, Pastor an der Dreifaltigkeitskirche und Director der Realschule zu Berlin, auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, war 1721 zu Aschersleben geboren. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, machte sich aber durch seine strenge Orthodoxie zum Gegenstande vielfältiger Angriffe. Unstreitig hatte er bedeutenden Antheil an dem bekannten Religionsedict und an den kirchlichen Reformen, die unter Friedrich Wilhelm II. kein günstiges Aufsehen erregten, und ihre Urheber dem gerechten Tadel aller Verständigen, die Bedürfnisse der Zeit richtig Würdigenden, aussetzten. Ganz in dem bezeichneten Geiste schrieb er seine Geogenie (3 Bände, 4. Berlin 1780), seine Chronologie der Welt (ebendas. 1783), 4. u. a. W. Anerkannt ist sein Verdienst als Mathematiker, Physiker und Bauverständiger, sowohl durch Schriften als auch durch practische Werke, Maschinen u. s. w. Er starb 1791. Ein sehr übel ausgeführtes Grabmal deckt seine Ruhestätte an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Silen (Silenus), nach der Fabel der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Seine Abstammung wird höchst verschieden angegeben. Einige machen ihn zum Sohn des Merkur oder des Pan mit einer Nymphe, Andere lassen ihn aus dem Blute des Uranus entsprungen seyn. Nach Pindar war eine Nymphe Nais, nach Andern wieder eine melische Nymphe seine Gemahlin, die ihm den arkadischen Centauren Pholus gebar. Er erzog den Bacchus, unterrichtete ihn in allen Wissenschaften, und ward nachher sein beständiger Gesellschafter. Den begeisternden Trank seines Zöglings liebte er so sehr, daß er fast immer in demselben berauscht, und dadurch zu erhabenen Gesängen entflammt war. So binden bei Virgil den Trunkenen zwei junge Satyrn mit Kränzen, um ihn zum Gesange zu nöthigen. So fing ihn auch Midas, nachdem er sich aus einer mit Wein gefüllten Quelle berauscht hatte, und ließ sich mit ihm in ein tiefsinniges philosophisches Gespräch ein. Im Gigantenkriege stand er den Göttern bei, und schreckte die Riesen durch das ihnen unbekannte Geschrei seines Esels. Von ihm entstand ein ganzes Geschlecht von Silenen. Eigentlich versteht man unter den letztern alte Satyrn, deren Charakter heitre stille Ruhe und Gutmüthigkeit ist. Sie haben einen krausen Bart, eine platte Stirn und Glatze. Das Haupt des ganzen Geschlechts ist der obige Erzieher und Begleiter des Bacchus, kenntlich durch den Cantharus oder Weinschlauch, den er oft bei sich trägt. Auch wird er häufig von den übrigen Silenen dadurch unterschieden, daß er auf einen Esel reitend, oder neben dem Bacchus hergehend vorgestellt wird. Eine gewöhnliche Darstellung des Silen ist auch die, daß er den jungen Bacchus im Arme hält.

Silhouette nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet sind, oft aber auch nicht einmal dies, sondern nur das Schattenbild aus schwarzem Papier geschnitten und auf hellen Grund befestigt. Solche Schattenbilder erhielten den Namen **Silhouette** zuerst spottweise nach einem französischen Finanzminister **Etienne de Silhouette**, welcher im Jahr 1759 Generalcontrolleur und Minister wurde. Ein verheerender Krieg hatte damals alle Schätze erschöpft. Herr von Silhouette wollte diesem drückenden Mangel durch Reformen und strenge Oekonomie in allen Fächern abhelfen, er schonte dabei weder die Capitalisten noch die Banquiers, schadete dadurch dem Credit und machte sich allgemein verhaßt, so daß er ungeachtet seiner guten Absichten und literarischen Kenntnisse doch gezwungen war, nach neun Monaten seine Stelle aufzugeben. Während dieser Zeit nahmen aber alle Moden in Paris den Charakter der Steifheit und Aermlichkeit an. Man trug Oberröcke ohne Falten, Tabaksdosen von rohem Holz, und anstatt Portraits zu malen, zeichnete man den Schattenriß mit Bleistift auf weißes Papier und füllte ihn mit Tusche aus; alle diese Moden nannte man **la Silhouette**, aber nur dieser letztern Art von Portraits blieb dieser Name. Man kann Silhouetten auf Porzellan und Glas malen und einbrennen; besonders geschickt hierin war der verstorbene Glasmaler Mohn in Dresden. Man hat auch versucht, welche in Gold zu graviren auf einem dunkelgrünen Hintergrund. Der Effect derselben ist weit freundlicher und heller, doch hindert der blendende Goldglanz die genaue Beobachtung der Aehnlichkeit. So wenig die Silhouette in künstlerischer Hinsicht gewährt, so interessant bleibt sie für den Physiognomiker. S. **Silhouettirkunst**. WI.

Silhouettiren kann man unstreitig am treuesten und sichersten, wenn man die Silhouette nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern wenn man den wirklichen durch eine Kerze geworfenen Schattenriß mit Kohle oder Kreide umschreibt und ihn nachher vermittelst eines Instruments, welches man Storchschnabel nennt, verkleinert. Die beste Einrichtung zum Silhouettiren ist ein Sesselrahmen: auf einer Bank, auf welcher der Zeichner sowohl als die Person, deren Silhouette genommen werden soll, sitzen können, ist zwischen beiden ein stehender Rahmen befestigt, mit einem reinen flachen Glase, auf welches vermittelst ein Paar Schieberchen ein zartgeöltes und wohlgetrocknetes Papier festgelegt wird. Man muß das Glas höher und tiefer stellen können, nach der Größe der Person; der Sessel hat eine Lehne, woran diese sich anlegen kann, auch kann an dem Rahmen noch ein kleines Kissen angebracht werden, um sich daran zu halten und jedes Schwanken zu vermeiden. Durch ein Sonnenvergrößerungsglas läßt sich der Umriß eines Profiles noch ungleich schärfer, reiner und trefflicher zeichnen als nach dem Kerzenlicht. WI.

Silhouettirkunst. Diese, oder wie sie ihrem ursprünglichen Wesen nach heißt, die **Schattenmalerei**, war in alter Zeit die anspruchslose Mutter der blühenden Malerkunst. Es war eine corinthische Jungfrau, die Tochter des Töpfers und nachmaligen Erdbildners **Dibutades**, welche die Schattenmalerei und mit ihr die Grundrisse aller Zeichnung erfand. Als ihr Geliebter verreisen mußte, wünschte das Mädchen sehnsuchtsvoll ein Bild seiner Züge zu behal-

ten; der Schatten des scheidenden, nach ihr zurückblickenden Jünglings fiel auf die Wand, und die erfindungsreiche Liebe gab ihr den glücklichen Einfall, ihn rasch mit einer Linie zu umschreiben. Dem höhern Gefühl war es hierbei wie immer vorbehalten, den stumpfen unempfänglichen Sinn zu beschämen. Das Mädchen ahnete nicht, eine Kunst erfunden zu haben, aber ihr Versuch war das Ei des Columbus, welches die Hand sinniger Liebe der Weisheit griechischer Kunst darreichte. Nun konnte die Mythe wohl sagen: Phöbos Apollon selbst habe die Kunst der Zeichnung zur Erde gebracht und Eros seinen Pfeil als ersten Griffel der jungfräulichen Hand anvertraut. Man kann die Zeit dieser Erfindung um die Periode der Erneuerung der olympischen Spiele ansetzen, kurz vor der Vertreibung der Bacchiaden aus Corinth. Sicyon und Corinth blieben die ersten Lehrsitze der Malerei, dieser jüngern Tochter des Geistes, welche schnell der ältern Schwester Bildnerei, die immer Tochter der Materie blieb, nachstrebte. Die ersten Linearversuche nennt man skiagraphisch, bald aber kam man auf die Idee, diese Umrisse mit Farbe auszufüllen, gleich dem Schattenbild selbst. Man nennt Krato von Sicyon, Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Corinth als Erfinder dieses Fortschrittes, sie malten Monochromen oder einfarbige Bilder. Auf dieser Stufe blieb die Silhouettirkunst stehen. Sie wurde bald auch auf größere Gegenstände angewendet, so wie Saurias von Samos den Schatten seines ganzen Pferdes auf der Wand entwarf. Wie beliebt diese Schattenbilder bei den Alten blieben, wie zart und schön gezeichnet sie ausgeführt wurden, dies beweisen uns die vielen hetrurischen Vasengemälde, die alle in diese Gattung gehören. Und immer wird diese Kunst, welche so schnell eine sprechende Aehnlichkeit zu geben vermag, beliebt bleiben. Ein Schatten ist das schwächste, aber dennoch das treueste Bild des Menschen im Profil, wo sich alle Charakterzüge am deutlichsten aussprechen; ein bloßer Schatten kann hier zur Stimme der Wahrheit, zum Verkünder des Göttlichen werden. Nun nur noch ein Paar Bemerkungen über Silhouetten und über die Art, wie wir sie betrachten müssen. Treffende, aber zugleich übertriebene, caricaturartige Aehnlichkeiten in ihnen zu liefern ist sehr leicht, zarte und richtig aufgefaßte sind desto seltner und schwerer. Die Natur ist scharf und frei in ihren Umrissen; wer ihre Schärfe vorzüglich beobachtet, wird hart, wer ihre Freiheit einseitig studirt, wird unbestimmt. Es gibt viele Gesichter, die, wenn ihr Schattenriß nur um ein Haar breit schärfer oder stumpfer gezogen ist, einen ganz fremden Ausdruck bekommen. Die zartesten, sinnigsten, engelreinsten Profile werden am leichtesten verfehlt werden; das Licht der Plastik und der Malerei muß sie darstellen, nicht der Schatten der Silhouette. Je harmonischer verschmolzen die Züge sind, desto schwerer wird es der Silhouette, sie zu treffen; je überwiegender einzelne Geisteskräfte sich darin aussprechen, desto geeigneter ist die Silhouette zur Darstellung. Sie wird die zornigsten und sanftesten, die eigensinnigsten und die weichsten, die tiefforschendsten und die oberflächlichsten Charaktere leicht darstellen, weit schwerer aber diejenigen, wo Phantasie, Ideenreichthum und Gemüthlichkeit vorherrschend sind. So wird tiefer Verstand sich eher darin zeigen als heller, schöpferische Thatkraft eher als schöpferischer Sinn. Die Silhouette druckt überhaupt mehr die Anlage als die Vollendung des Charakters aus. Die Linien, welche die menschlichen Gesichter begränzen, kann man in folgende Classen eintheilen: perpendiculäre, hartgespannte, weich ver-

fließende, vorwärts sinkende, zurückstrebende, gebogne, wellenförmige, concave, convexe, gebrochne, eckige, gepreßte, gedehnte, zusammengesetzte, contrastirende. Wir sehen schon hieraus, daß die Silhouette der Theil der bildenden Kunst ist, der den Uebergang der Mathematik, dieser Wurzel aller Künste, macht, der bezifferte Generalbaß der Zeichnung, der architektonische Aufriß der menschlichen Physiognomie. Diese in der Erdnähe liegenden Grundlinien der Künste sind es, wo sie verzweigt sind, getheilt steigen dann die Blüthen himmelwärts. An jeder Silhouette kann man neun horizontale Hauptabschnitte bemerken: 1. den Bogen des Scheitels bis zum Ansatz des Haars, 2. den Umriß der Stirne, 3. den Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, dem Ansatz der Nase, 4. die Nase bis zur Oberlippe, 5. die Oberlippe, 6. die Unterlippe, 7. das Oberkinn, 8. das Unterkinn, 9. der Hals. Ueberdieß noch Hinterhaupt und Nacken. Der 2te und 3te Abschnitt zeigt am öftersten und sichersten den Verstand, die Geistes-, Leidens-, und Wirkenskräfte des Menschen, der 4te Geschmack und feinen Tact, der 5te bis 8te Gefühl und Gemüth, Art und Grad der Sinnlichkeit, der Liebe und des Hasses. Hals und Nacken drücken die Gespanntheit oder Lockerkeit, Schwung und Biegung des ganzen Wesens aus. Sind alle Linien von gleicher Art, so muß das Ganze Caricatur seyn. Die glücklichste Verschmelzung verschiedner Linien bildet die schönsten Züge. Jeder einzelne Theil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Sylbe, oft ein Wort, bisweilen eine ganze Rede der Wahrheit verkündenden Natur! Wie viel vermag daher die Silhouettirkunst uns zu geben, wenn sie mit feiner Sinnigkeit getrieben wird! Wl.

Silius (Cajus), mit dem Beinamen **Italicus**, ein römischer Dichter aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Nach seinem Beinamen war er entweder aus der Stadt Italica in Spanien, oder aus Corfinium, das sonst auch Italica hieß, gebürtig. Eben so wenig weiß man von seinen Lebensumständen. Er war mehrere Jahre Rechtsanwalt in Rom, und bekleidete zu verschiednen Malen das Consulat. Als Proconsul in Asien erwarb er sich wie in seinen frühern Aemtern vieles Lob, worauf er sich von den Geschäften zurückzog und als ein angesehener und geehrter Privatmann ohne Macht und Neid lebte, im Genuß eines ansehnlichen Vermögens und einzig beschäftigt mit den Wissenschaften. In der Beredsamkeit war Cicero, in der Dichtkunst Virgil sein Vorbild. Wie wenig er aber den letztern erreichte, beweis't sein auf uns gekommenes Gedicht vom zweiten punischen Kriege, welches er unter Domitians Regierung schrieb. Der Werth dieses Epos besteht weniger in der Poesie als in der historischen Genauigkeit, womit die Thatsachen erzählt werden. Es hat daher selbst zur Aufhellung mancher geschichtlichen Umstände gedient. Den poetischen Werth hat schon Plinius richtig beurtheilt, indem er es mehr ein Werk des Fleißes als des Genies nennt. Doch fehlt es nicht an einzelnen Stellen, die sich durch höhern Schwung und größern Reichthum vortheilhaft auszeichnen, z. B. die Beschreibung von Hannibals Zug über die Alpen. Silius Italicus starb im zweiten Jahre der Regierung Trajans, in einem 75jährigen Alter, eines freiwilligen Hungertodes, den er wählte, um sich von den Schmerzen eines unheilbaren Geschwürs zu befreien. Die vorzüglichste Ausgabe seines Gedichtes ist von Drakenborch, Utrecht 1717, 4°. M.

Silvanus, ein uralter italischer Gott, der nach Virgil bei den tyrrhenischen Pelasgern als Gott der Aecker und des Viehes in Hai-

nen verehrt wurde. Nach Horaz empfing er als Grenzhüter Trauben, und für Erhaltung der Heerde zum Herbstopfer Milch. Nach Cato erflehte man die Gesundheit der Rinder vom Mars Silvanus im Walde mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein. Bei Juvenal wird ihm ein Schwein geschlachtet. Lucilius bei Nonnus nennt ihn den Wölfe Verscheucher und Zerdonnerer der Bäume. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er einen Wurzelschoß der Cypresse und freut sich des wildernden Stamms. Der Verfasser de limitibus sagt: Silvan habe zuerst einen Gränzstein gesetzt, und unterscheidet einen häuslichen, zu den Hausgöttern gehörigen, einen ländlichen, den Hirten heiligen, und einen anfänglichen, der auf der Grenzscheide verschiedner Besitzungen einen Hain habe. Die Kunst stellte ihn als einen nackten, bärtigen Mann dar, auf dem Haupte einen wilden Kranz, in der rechten eine Hippe, in der linken einen Ast. Spätere Erklärung deutet ihn, wie den Faunus und Pan, mit denen er vermischt ward, zu einem Symbol des Grundstoffs.

Silvestre de Sacy (Baron Antoine Isaac), Mitglied der Akademie der Inschriften, Ritter der Ehrenlegion, und berühmt in der gelehrten Welt durch seine seltenen und umfassenden Kenntnisse, besonders in den orientalischen Sprachen, ist 1758 zu Paris geboren. Er verlor seinen Vater früh. Ohne eine öffentliche Schule zu besuchen, empfing er Bildung und Unterricht von Privatlehrern. Im J. 1781 ward er als Rath bei der Cour des Monnaies angestellt, und trat 1785 als Associé libre in die Akademie der Inschriften, deren ordentliches Mitglied er 1792 ward. Im J. 1791 hatte ihn der König zu einem der Generalcommissäre der Münzen ernannt. Von 1793 bis 1796 lebte er auf dem Lande in der Zurückgezogenheit. Bei der Errichtung des Instituts ward er zum Mitglied gewählt, trat aber nicht ein, weil er den Eid des Hasses gegen das Königthum nicht schwören wollte. Er verweigerte diesen Eid auch als Professor an der Specialschule der lebenden morgenländischen Sprachen; dennoch ließ man ihm diese Stelle, die schwer wieder zu besetzen war. Seine ununterbrochene Beschäftigung mit den Wissenschaften rettete ihn während der Schreckenszeit. Als unter der kaiserlichen Regierung das Institut eine neue Einrichtung erhielt, trat Sacy als Mitglied desselben in die Classe der alten Literatur und Geschichte. Im J. 1808 erhielt er den neu errichteten Lehrstuhl der persischen Sprache am College de France. In demselben Jahre wählte ihn das Seine-Departement zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers. Er erklärte sich für die Entsetzung Napoleons am 3ten April 1814, und nahm jetzt den lebhaftesten Antheil an den Discussionen über die verschiedenen Gesetzentwürfe, womit die Kammer sich während dieser Sitzung beschäftigte. Zu der neuen Sitzung, welche nach des Königs zweiter Rückkehr Statt fand, ward er nicht berufen. Die Regierung hatte ihm 1813 die Baronswürde ertheilt. Der König ernannte ihn 1814 zum Censor und 1815 zum Rector der pariser Universität, und bald darauf zum Mitglied der Commission für den öffentlichen Unterricht. Viele Akademien und gelehrte Gesellschaften haben ihn in ihre Mitte aufgenommen. Die zahlreichen Schriften dieses rastlos thätigen Gelehrten, dem unter den jetzt lebenden Orientalisten wohl keiner die erste Stelle streitig machen kann, hier anzuführen, würde zu weitläufig sein. Zu den wichtigsten gehören seine arabische Grammatik und Anthologie (zusammen 5 Bände, 8., 1806 und 1810), welche alle ähnliche Werke übertreffen, seine Uebersetzung des Abdollatif, aus wel-

cher sich die unglaubliche Fehlerhaftigkeit der früher von Wahl gemachten völlig unbrauchbaren Uebersetzung desselben Schriftstellers ergibt, und welche wegen der hinzugefügten Anmerkungen unschätzbar ist; seine Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse (1793, 4.), worin alte geschichtliche Denkmäler mit tiefer Sach- und Sprachkenntniß erläutert werden; seine Mémoires d'histoire et de littérature orientale (1818, 4.), seine allgemeine Grammatik, sein Werkchen über die Briefstauben u. s. w. Außerdem zeugen die Mémoires de l'Académie und die Notices et extraits, von welchem letztern Werke verschiedene Bände ganz oder fast ganz von ihm sind, eben so sehr von seinem Fleiße als seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Als Lehrer hat Sacy durch seinen Unterricht überall zur Verbreitung einer gründlichen Kenntniß des Arabischen und Persischen in Europa gewirkt und treffliche Schüler gezogen. Mit strenger Rechtschaffenheit verbindet er den gefälligsten, offensten Charakter, und ist stets bereit, die Arbeiten und Studien Anderer selbst mit Aufopferung zu fördern.

Silvestriner, so genannt nach ihrem Stifter Silvester Gozzolin, der diesen Orden 1231 auf Monte Fano in der Mark Ankona errichtete, sind Mönche, die der Regel des h. Benedicts folgen, schwarze Kleidung tragen und im 18ten Jahrhundert nur noch 14 Klöster im Kirchenstaate und ein Kloster der Silvestrinerinnen in Perugia hatten. Im Jahre 1662 wurde dieser unbedeutende Orden mit dem von Vallombrosa vereinigt, 1681 aber schon wieder gesondert und einem eignen General untergeben. E.

Simeon (J. J.), Baron, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Tribun, Staatsrath, Präfect, bevollmächtigter Minister, Großoffizier der Ehrenlegion u. s. w., war zur Zeit der Revolution Advocat zu Aix, und ergriff mit Mäßigung die revolutionäre Partei. 1790 wurde er Procureur-Generalsyndicus des Departements der Rhonemündungen, ward 1793 als Föderalist außer dem Gesetze erklärt, flüchtete nach Genf, und kehrte nach Robespierre's Tode nach Frankreich zurück. 1795 wurde er zum Deputirten beim Rathe der Fünfhundert erwählt, und zeigte sich dort als Feind der Terroristen. Er verlangte oft die Bestrafung derjenigen aus dem Süden, und wurde 1796 selbst angeklagt, Theil an der Uebergabe von Toulon an die Engländer genommen zu haben; eine Beschuldigung, hinsichtlich welcher er sich auf der Stelle rechtfertigte. Nachher war er in die royalistische Verschwörung verwickelt, und zog sich durch Abläugnen heraus. Kurz darauf wurde er zum Präsidenten des Raths ernannt, und verwaltete dieses Amt am 18ten Fructidor. Er hatte den Muth, in dem Augenblicke, wo die Truppen des Directoriums in den Saal der Sitzung eindrangen, sich mit dreißig seiner Amtsbrüder dorthin zu begeben, und mit dem Tone des Unwillens und Schmerzes auszurufen: „die Constitution ist verletzt, und die Nationalrepräsentation auf eine unwürdige Weise beschimpft. Ich erkläre, daß die Versammlung aufgelöst ist, bis die Urheber so strafbarer Frevel bestraft seyn werden.“ Als er nachher in die Deportationsliste mit einbegriffen war, entging er seinen Feinden, und wurde 1799 von der Consularregierung zurückberufen. 1800 gab er als Mitglied des Tribunats seine Stimme zur Einführung des Consulats auf Lebenszeit, und 1804 zur Errichtung der Kaiserwürde für Napoleon Bonaparte. Er trat in den Staatsrath ein, und wurde nach dem Frieden von Tilsit nach Westphalen geschickt, um die Gerichtsverfassung dieses Staats zu organi-

ſitz. Dort blieb er bis zum October 1813 Juſtizminiſter, wurde nach der Wiederherſtellung Präfect des Norddepartements, und erhielt im November 1814 den Titel als Großoffizier der Ehrenlegion. Das Departement der Rhonemündungen hatte ihn im Mai 1815 zum Abgeordneten bei der Kammer der Repräſentanten ernannt; allein er nahm nicht Sitz, und ward noch am Schluſſe des gedachten Jahres Staatsrath.

Simois, ſ. Skamander.

Simon (Richard), ein berühmter franzöſiſcher Geiſtlicher und Schriftſteller, geboren zu Dieppe den 13ten Mai 1638, trat in die Congregation des Oratoriums, lebte meiſtens zu Paris, war einige Jahre Pfarrer zu Bolleville, legte dieſe Stelle 1681 nieder, ging nach ſeiner Vaterſtadt, und ſtarb 1712. In Rückſicht ſeines Genies hatte er viele Aehnlichkeit mit Bayle, ſo weit ſich bei der Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche beide Männer bearbeiteten, dies bemerken läßt. Was er für bibliſche Kritik und für Kirchengeſchichte geſchrieben hat, iſt meiſt trefflich, und ſelbſt die Proteſtanten haben erſt gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts dieſen großen Mann recht ſchätzen gelernt, der, wenn er auch nicht immer die Wahrheit ſelbſt gibt, doch den Weg zu ihrer Auffindung gezeigt, und für ſeine Zeiten ſehr glücklich gebahnt hat. Mit einer vortrefflichen Auswahl der Materien verbindet er zugleich eine ſchöne Ordnung und einen lebhaften Vortrag. Von ſeinen ſehr zahlreichen Schriften führen wir hier an ſeine Histoire critique du texte du Nouveau Testament, Rotterd. 1684, 4.; Histoire critique des versions du Nouveau Testament, ib. 1690, 4.; Histoire critique des principaux commentateurs du N. T. ibid, 1693, 4.; Nouvelles Observations sur le texte du N. T. par R. S. P. (Richard Simon, Prêtre). Dieſe Schriften gehören zuſammen, und ſind auszugsweiſe, aber nicht vollendet, überſetzt unter dem Titel: R. Simons kritiſche Hiſtorie des Textes des Neuen Teſtaments, von H. M. A. Cramer, mit Anmerkungen von J. S. Semmler, Halle 1776, 8., und Richard Simons kritiſche Hiſtorie der Ueberſetzungen des N. T. 2 Abtheilungen, ebend. 1777, 8.

Simōnides, ein Zeitgenoſſe und Liebling des geſangliebenden Tyrannen Hipparchus in Athen, aus Julis, einer Stadt auf der Inſel Ceos, gebürtig. Nach der gewöhnlichen Meinung wurde er ungefähr 557 vor Chr. Geb. oder im zweiten J. der 55ſten Olympiade geboren. Er kam als Sänger nach Athen, und gewann bald die Liebe und Achtung des Hipparchus in einem ſolchen Grade, daß er längere Zeit bei ihm bleiben mußte. Hier wurde er mit Anakreon und Theognis bekannt, und ſpäter ſah er noch den großen Tragiker Aeſchylus auftreten. In Theſſalien war er bei den Scopaden, ſehr angeſehenen Männern, ein willkommner Hausfreund. Er verherrlichte in mehrern Liedern die Siege dieſer Männer, welche ſie bei den feierlichen Spielen in Griechenland davon getragen hatten. Hier war es auch, wo der Dichter nach der Erzählung des Cicero (de Orat. II. 86) auf eine wunderbare Weiſe gerettet wurde. Denn da er einſt mit dem einen Scopas beim Mahle ſaß, und eine Hymne vorlas, worin er deſſen Tugenden pries, zugleich aber auch die Dioskuren mit erhob, ſo äußerte Scopas, er könne ihm bloß die Hälfte der verſprochenen Belohnung geben, die andre möchte er ſich von den geprieſenen Dioskuren auszahlen laſſen. Kurz darauf rief Jemand den Simonides aus dem Speiſezimmer, weil ihn zwei Jünglinge zu ſprechen verlang-

ten. Als er nun vor die Thüre kam, fand er Niemand. Eben wollte er zu seinen Gastfreunden zurückkehren, als plötzlich der Saal einstürzte, und Scopas mit den Seinen unter den Trümmern desselben zerschmettert wurde. Als nun der Schutt weggeschafft war, und man die ganz entstellten Körper der Erschlagenen nicht mehr erkannte, so erinnerte sich Simonides der Ordnung, in welcher sie gesessen hatten, und konnte sie auf diese Weise genau angeben. Dies brachte ihn auf die Vermuthung, daß man durch die zweckmäßige Vertheilung der zu merkenden Gegenstände an gewisse Orte und Fächer dem Gedächtniß eine außerordentliche Erleichterung verschaffen könne. Auf diese Art soll er der Erfinder der in den ältesten und neuesten Zeiten so berühmten Gedächtnißkunst geworden seyn. Noch ein Mal wurde der Dichter auf eine wundervolle Weise erhalten. Als er nämlich den todten Körper eines ihm unbekannten Menschen, der am Meeresstrande lag, beerdigt hatte, und eben im Begriff war, sich auf die See zu begeben, warnte ihn der Geist des Beerdigten, sich dem trügerischen Elemente nicht anzuvertrauen. Er beherzigte die Warnung und blieb zurück. Nicht lange nachher vernahm er, daß jenes Schiff, welches er besteigen wollte, mit der ganzen Mannschaft untergegangen sey. In Athen war er mehrmals, und soll sogar bei der Feier des Sieges von Marathon in einem poetischen Wettstreite den Aeschylus besiegt haben. Bei seinem Aufenthalt in Sparta verherrlichte er den heldenmüthigen Tod des Leonidas in mehreren Gedichten. Später erhielt er eine Einladung von dem Könige Hiero, nach Syracus zu kommen. Er ging auch dahin, und wurde seinem Gastfreunde so theuer und unentbehrlich, daß dieser ihn nicht wieder von sich ließ, um sich im täglichen Umgange mit dem geistreichen Sänger zu belehren und zu ergötzen. Nach seinem Tode, welcher 467 vor Chr. Geb. erfolgte, ließ ihm Hiero in der Nähe von Syracus ein schönes Grabmal errichten. Von seinen vielen Gedichten sind nur wenige auf unsre Zeiten gekommen, welche Brunck gesammelt hat. Die Alten rühmen an diesen Poesien Anmuth, Natürlichkeit und Leichtigkeit. Nicht mit Unrecht tadelt man an dem Dichter ein zu eifriges Streben nach Reichthum, und die Gewohnheit, sich seine Gedichte bezahlen zu lassen, was vorher nicht geschehen war. Auch macht man gewöhnlich den Simonides zum Erfinder der griechischen Buchstaben η. ζ. ξ. ψ. ω.

Simonie heißt in der Sprache des Kirchenrechts die strafbare Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen durch offnen Kauf und Bezahlung oder durch Bestechung und andre verbrecherische Schleichwege. Sie ist in den Kirchengesetzen aller Religionsparteien hart verpönt, obgleich die Käuflichkeit der Kirchenämter in Rom von den päpstlichen Hoftheologen nicht für Simonie gehalten wird. Den Namen hat dieses auf Seiten der Verleiher und Empfänger gleich große Vergehen von dem chaldäischen Magus **Simon**. Der nach dem Bericht der Apostelgeschichte die Mittheilung des heiligen Geistes durch Auflegung der Hände von den Aposteln für Geld zu erlangen suchte.

E.

Simplon, (ital. Sempione), ein 10,327 Fuß hoher Berg in dem helvetischen Canton Wallis, an der Gränze gegen das lombardisch-venetianische Königreich, in dem hohen Alpenkamme, welcher vom Montblanc nach dem Gotthard läuft, und die Schweiz von Italien trennt. Da auf demselben ein Thal liegt, das die Gebirgskette durchschneidet und doch die Schneelinie nicht erreicht, so ist von Napoleon 1801 eine der merkwürdigsten Straßen angelegt und 1806 vollendet

worden. Diese Straße, die einzige, auf welcher man aus der Schweiz über die Alpen fahren kann, ist 14 Stunden lang, überall fünf und zwanzig Fuß breit, nirgends stark ansteigend, und daher selbst für die schwersten Lastwagen fahrbar. Sie gehört zu den größten, erstaunenswürdigsten Unternehmungen, indem die Straße über jähe Abgründe, in deren Tiefen herabstürzende Wasser brausen, und durch Gallerien, d. i. durch Felsen geht, die mehrere hundert Schritte lang durchbrochen sind, und wo durch Oeffnungen der Weg beleuchtet wird. Aus denselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten, und sieht über schwarze Tannenwäldern Gletscher und höher Schneeberge im Blau des Himmels. Kühne Brücken führen über gräßliche Abgründe, von einem Berge zum andern. Die italienische Seite bietet ein schöneres Schauspiel als die helvetische dar, weil dort die Felsen schroffer sind. An derselben ist die längste Gallerie, 683 Fuß lang durch einen Granitfelsen gehauen, die Gallerie von Frissinone genannt, von dem Bache, welcher dabei einen prächtigen Fall bildet. Die Straße beginnt eine Viertelstunde westlich von Brieg, und geht über die Saltinabrücke; oberhalb des Dörfchens Ried gelangt man durch einen schönen Lerchenwald zur ersten Gallerie und dann über die 80 Schritte lange Kanterbrücke nach Persal. Hier beginnen Abgründe und der Lawinen wegen gefährliche Stellen, weswegen die Straße viele Krümmungen macht. Jenseits des dritten Felsenganges erreicht man die höchste Stelle der Straße, die 6174 Fuß über dem Meer erhaben ist. Von dieser kommt man in einer halben Stunde zum Chausseehause; rechts in der Tiefe liegt das alte Spital, und an der Straße das neue. Anderthalb Stunden weiter liegt das Dorf Simpelen, 4548 Fuß über dem Meere. An der Veriola, einem Flusse, läuft die Straße fort bis in die Nähe von Domo d'Ossola. Zu Gunt ist ein Wirthshaus, eine Viertelstunde weiter hört bei einer Kapelle das Wallisergebiet auf; das erste italienische Dorf heißt St. Marco. Im Jahre 1799 fochten auf diesem Berge die Franzosen und Oesterreicher mit einander. Im Jahr 1814 drang ein italienisches Corps über den Simplon, den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, es wurde aber vom walliser Landvolk überfallen und zerstreut.

Simultaneum nennt man das zugleich Statt findende Ausübungsrecht der protestantischen und catholischen Religion in Einem Staate. Ehemals machte man in Deutschland einen Unterschied zwischen nothwendigem und willkürlichem Simultaneum (Simultaneum necessarium et voluntarium). Das erstere war ein solches, welches aus dem Besitzstande des Normaljahrs hergeleitet wurde. Wenn nämlich die catholische und protestantische Religion 1624 in einem zum deutschen Reiche gehörigen Lande neben einander geübt worden waren, so hatten die Unterthanen auch nachher das Recht dazu. Willkürliches Simultaneum war hingegen dann vorhanden, wenn ein Landesherr in seinem Lande, worin nach dem Normaljahre die andere Religion herrschend war, diejenige, zu der er sich bekannte, einführte; nur durfte die herrschende Religionspartei dadurch nicht in der Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt werden, und bloß in einem verpfändet gewesenen, und von dem Landesherrn wieder eingelös'ten Lande durfte ein willkürliches Simultaneum eingeführt werden. Nach der Verfassung des gegenwärtigen deutschen Bundes gilt in allen dazu gehörigen Ländern ein volles, nothwendiges Simultaneum. Der Vertrag, vermöge dessen die Glieder verschied-

ner Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienst einer und derselben Kirche bedienen, und sie abwechselnd benutzen, wird auch Simultaneum genannt.

Sinclair (John), Baronet, engl. Parlamentsglied und Präsident der Gesellschaft des Ackerbaues, ist 1754 geboren. Auf den hohen Schulen zu Edinburg, Glasgow und Oxford erhielt er seine Erziehung. Bei seiner Rückkehr nach Schottland ward er in die Advocatenzunft aufgenommen. Sehr früh trat er in das Parlament ein, und war auf längere Zeit ein Anhänger Pitts; späterhin ergriff er aber die Oppositionspartei, obgleich er der Abschaffung des Sclavenhandels entgegen war. Für die Verbesserung des Ackerbaues bewies er sich immer sehr thätig, und seinen Bemühungen ist die Errichtung der Gesellschaft, deren Vorsitzer er ist, zuzuschreiben. Ehe Sinclair jene Präsidentschaft erhielt, stiftete er auch eine Gesellschaft zur Verbesserung der englischen Wolle. Er hat eine große Anzahl von Schriften herausgegeben, die sich meistens auf ökonomische und staatswissenschaftliche, besonders sein Vaterland betreffende Gegenstände beziehen, und von denen seine History of the public revenue of the British Empire, 4., 1785, und 3te Ausgabe 3 Vol. in 8. 1805, und seine statistischen Nachrichten von Schottland (Statistical account of Scotland etc. 4 Vol. 8., Edinb. 1792-1799), auch für den Ausländer höchst interessant sind. Das letztere Werk ist im Auszuge von Joh. Philipp Ebeling (2 Bände. Leipzig 1794—1796) ins Deutsche übersetzt. Noch bemerken wir von ihm seinen Code of health and longevity. 4 Vol. 1807, der von Curt Sprengel im Auszuge übersetzt bei dem Herausgeber dieses Lexicons (unter dem Titel: Handbuch der Gesundheit u. s. w.), erschienen ist.

Sine-Cure heißt in England eigentlich eine geistliche Pfründe, von der man die Einkünfte bezieht, ohne die Amtsgeschäfte besorgen zu dürfen. (Von Cure, lat. Cura, eine geistliche Stelle.) Man hat aber nachher diese Bedeutung auf jede andre Stelle übertragen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung dafür zu haben.

Singchöre, s. Singschulen.

Singen, s. Gesang.

Singmethoden gibt es im allgemeinen fast so viele als es Völker gibt, doch zeichnet sich besonders die italienische, deutsche und französische Methode aus, weil bei den Italienern, Deutschen und Franzosen die Musik vorzüglich ausgebildet worden ist (s. Gesch. der Musik, Gesang und Italienische Musik). Unter den genannten Völkern aber haben nur die Italiener im strengsten Sinne eine besondere Singmethode, d. h. ein auf Kunstregeln gebrachtes eigenthümliches Verfahren in der Ausbildung der menschlichen Stimme zum künstlichen Gesang; denn bei ihnen wurde seit früherer Zeit der Gesang zum Gegenstand eines besondern Unterrichts gemacht. Dieß gründet sich auf die große Reizbarkeit des italienischen Volks für Musik, darauf, daß selbst ihr Clima den wohlthätigsten Einfluß auf ihre Stimme hat, daß daher ihre Sprache selbst im höchsten Grade musikalisch ist, und daß sie deshalb auch den Gesang sowohl zur Verherrlichung des kirchlichen Lebens, als zur höchsten weltlichen Freude in der Oper angewendet und erhoben haben. Um beides zu erhalten, war Singschule und Methode nothwendig, und Anlage und Bildung regten sich gegenseitig an. Die italienische Singmethode zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie den höchsten Fleiß auf die erste Bildung der Tonwerkzeuge und der Kehle wenden läßt, um ihnen die

höchste Reinheit und Biegsamkeit zu geben; die rastlose Uebung im Scalasingen und im Solfeggiren ist hierzu erfoderlich. Ein zweiter Vorzug der italienischen Singmethode ist das sanftschwellende Tragen und Binden der Töne, welches sie Portamento di voce (s. d. Art.) nennt. Es gibt dem ganzen Gesange einen zauberischen Reiz und dieselbe Haltung, die ein vollendetes Gemälde hat; nichts steht einzeln da, und dennoch bleibt jeder Ton vollkommen rein. Der dritte Vorzug dieser Methode ist die deutliche Aussprache im Singen, wiewohl diese mehr durch die Sprache selbst gegeben, oder wenigstens im hohen Grade begünstigt ist; denn die italienische Sprache erfodert schon eine hellertönende Aussprache, und bildet die Vocale in ihrer klangvollsten Reinheit aus. Noch ein Hauptvorzug der guten italienischen Methode (der jedoch seit einiger Zeit auch bei den Italienern seltner zu werden anfängt) ist der kaum erkennbare Vortrag des Recitativs als einer musikalischen Rede, die zwischen dem Sprechen und Singen liegt (s. d. Art. Recitativ). Der italienische Gesang will vorzüglich auf den Sinn wirken, und hält sich daher in einer gewissen Allgemeinheit des Gefühls. Man macht daher oft den italienischen Sängern mit Recht den Vorwurf, daß ihr Gesang mit Verzierungen überladen sey. Theils zu große Fertigkeit, theils Leerheit der Poesie und Composition kann hierzu verleiten, wenn Gefühl und streng zügelnder Geschmack mangelt, doch kann der eigentlichen Methode dieser Mißbrauch nur in soweit zugerechnet werden, als sie die Fertigkeit vorzüglich begünstigt, und dieß kann doch nur von der Methode einzelner Singschulen gelten, wenn es nicht Ausartung einer ganzen Zeit wird. Die italienische Methode zeigt sich am herrlichsten bei dem Opernstyl, in Darstellung aller Arten der Gefühle, vom höchsten Ernst bis zum ausgelassenen Komischen, wobei besonders die überaus fertige Geläufigkeit der Zunge sehr unterstützt. Die deutsche Singmethode ist härter, unbiegsamer, dem Kirchenstyl angemeßner; die Fuge ist ihr Triumph, Festigkeit und Sicherheit stehen ihr zur Seite. Süßschmeichelnd spricht die italienische durch die Sinne zum Sinn, die ernste deutsche scheint diese Dolmetscher oft zu verschmähen, sie will unmittelbar das eigentliche Gefühl aussprechen, das Dichter und Tonsetzer schildern, aber muthet oft dem Hörer zu, dies ohne Worte zu verstehen, welche der deutsche Gesang selten vernehmlich accentuirt. Der Deutsche strebt auch hier nach Einfachheit und Charakter und es ist daher auch die auffallendste Aehnlichkeit zwischen den Singmethoden dieser Völker und ihren Mahlerschulen. Die französische Singmethode gränzt so sehr an Declamation, daß man sieht, wie ungern dies Volk aufhört zu sprechen, wenn es sich zum Singen entschließen soll. Ihr Gesang hat immer etwas Gellendes, Erzwungnes und Gepreßtes; schon die Sprache verursacht dies, da ihre verschluckten Endsylben und ihr ton- und accentloses Flüstern dem Gesang ganz entgegengesetzt sind. Das einzige Fach, worin ihr Gesang sich gut ausnimmt, sind ihre echten einfachen Nationalromanzen; diese erinnern an die Zeit der Troubadouren, und haben etwas ungemein rührendes. Die Volkslieder, Chansons, Vaudeville's und Rondelays sind ganz etwas anders; dabei ist es dem Franzosen stets um den witzigen Einfall des Textes zu thun, der Gesang wird bei ihnen den Worten untergelegt, nicht die Worte dem Gesang. — Viele der berühmtesten Tonkünstler haben in neuerer Zeit Gesanglehren und Methoden bekannt gemacht. Zu den frühsten derselben gehören: Hillers Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesang, 1774,

dritte Aufl. Lpzg. 1809, und dessen Anweisung zum musikalisch zierlichen Gesange, Leipz. 1780. 4. und Voglers Stimmbildungskunst 1776. Unter den neuern sind Righini's Uebungen, um sich in der Kunst des Gesanges zu vervollkommnen, 1804; Nägeli's Gesangbildungslehre nach Pestalozzi's Methode; Briefe an Natalie über den Gesang rc. (von Nina d'Aubigny von Engelbronner) 1805; Benelli's Grammatica del Canto 1816; und Natorps Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen (3te Ausgabe Duisburg 1818) zu nennen, vor allen aber Crescentini's Uebungen für die Singstimme ohne Worte, welche allen Sängern, denen es Ernst ist mit der Bildung ihrer Stimme, empfohlen zu werden verdienen. Wl.

Singschulen, Singvereine. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Gesang Bedürfniß des Herzens. Sein kunstmäßiges Erlernen wurde dadurch geheiligt, daß er in alter, wie in neuer Zeit, stets dem Dienste der Religion geweiht, und als wahres Bildungsmittel der Völker angesehen war. Bei den geheimnißvollen Aegyptern durfte nur Gesang den Tempeldienst und ihre Opferceremonien begleiten. Es war Gesetz bei ihnen, daß die Kinder in gewissen Arten von Gesang und Musik unterrichtet werden mußten, und wir können daher mit Recht behaupten, daß es dort die ersten Singschulen gab. Bei der Feier des Dianenfestes zu Bubastis, beim Osirisfeste, und bei der Todtenfeier des Maneros (des einzigen Sohnes ihres ersten Königs, der in der Lebensblüthe starb) wurde dieser Gesang angewendet. — Bei den Hebräern war Gesang in alle heiligen Gebräuche verwebt. Samuel stiftete während der friedlichen Jahre seines Richteramts die berühmten Prophetenschulen, worin besonders Gesang, Musik und Dichtkunst gelehrt wurden. Nur mit Musik vereinigt wurde geweissagt. Unter David war der erste der Leviten zugleich Sangmeister, und hatte mit vier und zwanzig Untercapellmeistern ein Chor von viertausend Sängern und Spielern zu leiten. Aehnlich ist bei den Chinesen die Einrichtung ihrer Singschulen schon in den urältesten Zeiten gewesen; zwei der vornehmsten Mandarinen sind Vorsteher der Singschulen in Peking; acht höhere und sechzehn niedrigere Doctoren der Musik nebst acht untergeordneten Mandarinen, acht Musikographen und achtzig Schülern machen diese Anstalt aus. Bei den Hebräern war unter Salomo die Pracht und Kunstliebe am höchsten gestiegen, und keine neuere Händelsche Gedächtnißfeier, keine wiener Aufführung von Beethovens Schlacht bei Vittoria läßt sich mit dem Musikfest bei der Einweihung des Salomonischen Tempels vergleichen, wo 200,000 Sänger, 40,000 Harfen, 40,000 Sistern und 200,000 silberne Trompeten sich vereinten. Bei den Griechen wurden schon die Orakel stets mit Gesang ertheilt. Die Schüler des Pythagoras mußten früh beim Erwachen, und Abends ehe sie schlafen gingen, Gesänge anstimmen, um den störenden Einfluß des Irdischen zu überwinden. Dem Apollo zu Ehren ertönten die mannichfaltigsten Hymnen: Päane, Nomen und Prosodien, welche den Griechen von Kindheit an gelehrt wurden. Die Sängerschulen der Griechen sind weltberühmt; Orpheus und Linus standen in den ältesten Zeiten an ihrer Spitze, später Thamyris, Demodocus, Phemius, der göttliche Homer selbst, so wie Hesiodus und Thaletas. Bei den großen Volksspielen waren musikalische Wettkämpfe, und die vier heiligsten Feste, die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele, so wie auch die Panathenäen, wurden ba-

durch zu wahren Schulen der Musik. Durch die Hetrurier und Griechen wurde der Gesang bei den Römern eingeführt. Unter den römischen Kaisern war Musik und Gesang gränzenlos geliebt, viele von ihnen übten sie selbst leidenschaftlich. Doch von eigentlichen Singschulen wußte man im alten Rom wenig, da die ausgezeichnetsten Künstler Ausländer waren. Bei den Galliern wurde die Musik durch die Druiden und Barden gelehrt und geübt. In Britannien wurden mit dem Druidismus auch diese Gesangsschulen eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten waren die Sänger Schottlands und Britanniens hochberühmt: nach der Vertilgung des Druidismus wurden sie Minstrels genannt, und waren besonders in Wallis einheimisch. Was in dieser Beziehung von dem Tuiskon der Deutschen gesagt wird, ist sehr ungewiß (s. d. Art. Bardiet), indessen hatten die Deutschen doch Sänger und Nationalgesänge, besonders kriegerischer Art, welche von Mund zu Munde fortgepflanzt wurden. So tönten Gesangsweisen, durch mancherlei Schulen verbreitet, von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten, doch mit der Einführung des Christenthums bekamen auch die Singschulen eine höhere, schönere Richtung. Die ersten Christen, besonders die Therapeuten, sangen bei ihren religiösen Feierlichkeiten Hymnen in abwechselnden Chören. Clemens Romanus, ein Gefährte des Apostel Paulus, gab schon die Verordnung, nach welcher stets der Vorsänger die Psalmen anstimmen, und die Gemeinde solche nachsingen mußte. Die Vorsteher der Kirche waren zugleich Vorsteher des Gesanges. Am wärmsten beförderten ihn Ambrosius und Chrysostomus. Schon in den ersten Jahrhunderten wurden Anstalten zu besondern Singschulen gemacht. Cyrillus schreibt vom heil. Theodosius, er sey der Kirche seines Orts von seinem Knabenalter an als Cantor nützlich gewesen, und der heil. Nicetius, Erzbischof zu Trier in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, beschloß, alle in seinem Kirchsprengel geborne Knaben sogleich, wenn sie anfingen zu reden, auch im Singen unterrichten zu lassen. Doch eigentliche Pflanzschulen des Gesanges gab es zuerst in Rom, und Papst Sylvester war zwischen 314 und 335 der erste Stifter derselben. Es wurde eine Singschule errichtet, welche allen Kirchen der Stadt gemeinschaftlich angehörte, und bei Prozessionen und Stationen gebraucht wurde, um bei den vom Papst oder Presbyter begangnen heiligen Handlungen und feierlichen Messen zu singen. Der Vorsteher einer solchen Singschule, Primicerius genannt, unterrichtete die auserlesensten Jünglinge im Gesang, im Lesen der heiligen Schrift, und in guten Sitten. Diese Schüler hießen Ministralen und Kleriker, aus ihnen sind unsere Choristen bei den lateinischen Schulen geworden, so wie aus dem Primicerius unsere Cantoren. Gregor der Große, der zwischen 590 und 604 auf dem päpstlichen Stuhl saß, erweiterte und verbesserte diese Singschulen sehr. In der einen beim Lateran wurde noch im 9ten Jahrhundert das Bette gezeigt, auf welchem Gregor liegend seine Sänger selbst unterrichtete, so wie die Ruthe, mit der er die Knaben bedrohte, und sein echtes Antiphonarium. Die Knaben, welche gut sangen, wurden von der Schule selbst unterhalten, und nachher zu päpstlichen Kämmerlingen gemacht. Man nahm die meisten Schüler aus den römischen Waisenhäusern, daher wurde die Singschule selbst auch Orphanotrophium genannt. Zum Andenken dieses Gregorius, als Beförderers des Schulwesens, wird bis in unsre Zeiten das Gregoriusfest als ein Schulfest mit öffentlichen Aufzügen und Gesängen von den Schülern gefeiert.

Derselbe Gregor schickte den Augustinus, von vielen Gehülfen und Sängern begleitet, als Missionär nach England. Dieser sowohl, als der berühmte Harfner, König Alfred, welcher am Ende des neunten Jahrhunderts regierte, verbreiteten den echten Gesang sehr in Großbritannien. Carl der Große that dasselbe in Frankreich und Deutschland. Er sandte Sänger nach Rom, welche er unterrichten ließ, und welche dann Singschulen in ihrem Vaterlande stifteten, namentlich in Metz und Soissons zuerst, später aber in vielen Städten. In seiner Hofsingschule war Carl oft gegenwärtig, und half selbst unterrichten. Seine Töchter ließ er täglich drei Stunden lang in der Musik unterrichten. Alle Musiklehrer waren geistlichen Standes. Von Pipins Zeiten an war stets beim königlichen Hause eine eigne Capelle unter der Aufsicht eines Musikmeisters, welcher Menestrel genannt wurde. Die sogenannte muntere Wissenschaft der Provenzalen umfaßte auch die Musik. Die Troubadours verpflanzten sie vom 11. bis 14. Jahrhundert. Von ihnen stammen die Schulen der Minnesänger (s. d. Art.). Der Flor der deutschen Minnesänger, deren Wettstreite auf der Wartburg so berühmt sind, war im 13. Jahrhundert auf das höchste gestiegen, man zählte Kaiser, Könige, Fürsten und Markgrafen unter ihnen; später aber, als der Gebrauch der Hofnarren diese edlen Sänger von den Höfen verscheuchte, gerieth allmählig jene hohe Kunst des Gesanges in die Hände gemeiner Meistersänger (s. d. Art.), und wurde von ihnen zunft- und handwerksmäßig getrieben. In diesen Singschulen gab es Belohnungen und Strafen, die höchste Belohnung war eine Davidskrone, welche sie das Schulkleinod nannten. Sie hatten Festschulen und gemeine Singschulen, die zu bestimmten Zeiten gehalten wurden. Durch einen öffentlichen Anschlag wurde dies dann bekannt gemacht. Der Inhalt eines solchen Anschlags war ungefähr folgender: „Nachdem aus Vergunst von einem Hoch-Edlen, Fürsichtigen, Hoch- und Wohlweisen Rath dieser Stadt allhier, den Meistersängern ist vergunnt und zugelassen, auf heut eine öffentliche Christliche Singschul anzuschlagen und zu halten, Gott dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preiß, auch zu Ausbreitung seines h. Göttlichen Worts, deshalben soll auf gemeldter Schul nichts gesungen werden, denn was d. Göttlicher Schrift gemäß ist; auch sind verboten zu singen alle Straffer und Reitzer, daraus Uneinigkeit entspringt, deßgleichen alle schandbare Lieder. Wer aber aus rechter Kunst das Beste thut, soll mit dem David- oder Schulkleinod verehrt werden, und der nach ihm mit einem schönen Kräntzlein." Oft war hinzugesetzt: „Wer solches hören will, verfüg sich nach gehaltener Mittags-Predigt zu St. Catharina, so wird man anfangen." Ihre Melodien waren Choralgesang; sie hatten vier sogenannte gekrönte Töne, die außerordentlich hoch geachtet und nach ihren Erfindern, den Meistersängern Heinrich Müg'ing, Heinrich Frauenlob, Ludwig Marner und Barthel Regenbogen genannt wurden. Der Gesang wurde bald in Frankreich und Deutschland mit glühendem Eifer getrieben. Wohlthätige Stiftungen unterstützten die Singschulen in Deutschland, besonders zeichneten sich hierin die beiden Städte, Augsburg und Lüneburg, sehr aus. Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde Figuralmusik in der augsburger Singschule gelehrt. Niederländische, deutsche und französische Compositionen wurden am meisten dort gesungen. Wo Stiftungen vorhanden waren, die ursprünglich bloß für den Gregorianischen Kirchengesang bestimmt worden, verwendete man sie nun auch zum Besten des Figuralgesanges. Die meisten

Singchöre aber im nördlichen Deutschland verdankt man dem frommen Eifer, womit Luther zur Erlernung der Musik und zur Verschönerung des musikalischen Gottesdienstes ermunterte. Eisenach war eine der ersten Städte, wo es Sitte wurde, daß bei heiligen Festen die Sänger Figuralgesänge auf den Straßen sangen. Zuerst gingen nur vier Schüler in der Stadt herum; da dies aber den Einwohnern und Fremden außerordentlich gefiel, und für eine wahre Zierde der Stadt gehalten wurde, so wuchs die Anzahl derselben bald durch den Beitritt der angesehensten Bürgerssöhne bis auf vierzig und mehrere, und andre deutsche Städte folgten diesem Beispiel. Bei den in jenen alten Zeiten in allen Ländern so üblichen Aufführungen der Mysterien und religiösen Volksfeste wurden auch die Singchöre oft benutzt. — Eine andre Art von Singschulen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehn. In Italien hielten die Fürsten und Staaten im Mittelalter ganze Gesellschaften von Sängern, Spielern, die sich zu jedem ausgezeichneten Feste in Menge einfanden; Guido von Arezzo wirkte zu Anfang des 13. Jahrhunderts vortheilhaft auf den Gesang und stiftete neue Schulen. Im 16. Jahrhundert wurde ein höherer und reinerer Sinn für den Gesang geweckt, hauptsächlich durch Paläſtrina, den berühmtesten Meister der alten römischen Schule (s. d. Art.). Was dieser für die älteren italienischen Singschulen war, wurde Francesco Durante (s. d. Art.) für die neueren. Er war im Conservatorium Santo Onofrio unter Scarlatti (s. d. Art.) gebildet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts zeichnete sich die Singschule des Francesco Antonio Pistocchi in Bologna aus, welche durch seine berühmten Schüler Ant. Bernacchi und Ant. Pasi fortgesetzt wurde. Im 18. Jahrhundert waren berühmt die Schulen des Brivio in Mailand, Francesco Peli in Modena, Redi in Florenz, Amadori in Rom, vorzüglich aber die des Nic. Porpora (s. d. Art.), Leonardo Leo und Francesco Feo in Neapel (s. Ital. Gesang.). Diese Conservatorien (s. d. Art.), oder öffentlichen Sing- und Musikschulen trugen in Italien und in Frankreich unendlich viel bei zur höhern Vervollkommnung der Tonkunst. — In Deutschland that in neuerer Zeit der verdiente Hiller (s. d. Art.) und nach ihm Schicht in Leipzig sehr viel für die Singschulen durch seine Bildung der Thomasschüler. Auch wurde in neuerer Zeit eine Singakademie zu Berlin von dem trefflichen Fasch (s. d. Art.) gestiftet, der sich dadurch unsterbliches Verdienst um die Tonkunst erwarb. Im J. 1789 entstand diese Gesellschaft, indem sich bei einer Schülerin von Fasch, der Demoiselle Charlotte Dietrich, in ihres Stiefvaters, des Geheimenraths Milow, Hause oft Freunde und Freundinnen des Gesanges zur Ausführung von mehrstimmigen Stücken vereinten. Da sich bald immer mehr Lernbegierige zu diesen von Fasch geleiteten Singübungen einfanden, so wurde von 1791 an diese Akademie wöchentlich in dem Saal der Mad. Voitus gehalten, welche selbst gut sang, und deren Schwester, gegenwärtig Mad Zelter, zu den angenehmsten Sängerinnen Berlins gehörte. Von dieser Akademie wurden nun Faschens große sechzehnstimmige Messe, sein unvergleichliches achtstimmiges Miserere, Grauns Chöre rc. meisterhaft ausgeführt. Alle, welche diese Akademien hörten, versichern, daß sie an Reinheit des Gesanges und vollendetem Vortrag der Kirchenmusik jede Vorstellung übertreffen. Der Gesang wird von einem einzigen Flügel unterstützt. Es wurde der Gesellschaft der ovale Saal der Kunstakademie unter den Linden bewilligt. Im J. 1797 hatte sich schon die Zahl

der Mitglieder bis auf 84 vermehrt, und Fasch überließ seitdem an Zeltern die Direction wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit. Er wohnte am 3. Juni 1800 zum letzten Male seiner Akademie bei, welche noch jetzt von Zelter geleitet wird, und immer noch an Vollkommenheit zunimmt. Sie hat über hundert Mitglieder. Ein ähnlicher Singverein wurde in Wien 1796 durch die Frau von Puffendorf errichtet; und die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats errichtete eine neue Schule nach Preindis Methode unter Leitung des Capellmeisters Salieri. In Leipzig wurden von Schicht seit 1802, später von Riem 1811 Singvereine errichtet, welche später von Fr. Schneider und Schulz geleitet wurden. Beide sind jetzt in eine Singakademie unter letzterem vereinigt. Eine besondere Gesangbildungsschule hat sich aber seit kurzem (1818) eröffnet. Eine ähnliche Singakademie ist seit 1806 durch den Organisten Dreyßig in Dresden gestiftet worden, welche jetzt seit des um sie so sehr verdienten Stifters Tode von dem talentvollen Musikdirector Theodor Weinlig geleitet wird. Sie erhielt sich während der harten Kriegsjahre, und wetteifert der ältern berliner Schwester nach. Die älteste Tochter des verewigten Capellmeister Reichard, die eben so liebenswürdige als talentvolle Luise Reichardt, wirkt mit rastloser Thätigkeit für die Bildung des Gesanges in Hamburg, und hat dort eine ähnliche Anstalt gestiftet. Eben so müssen wir noch Nägeli's zu Zürich hier gedenken, der durch die vielen Sänger und Sängerinnen, die er bildete, einer der ersten Beförderer des schweizerischen allgemeinen musikalischen Bundes wurde, nach welchem jährlich, in der Mitte des Septembers, alle Freunde des Gesanges und der Musik sich wechselsweise in einer der vorzüglichsten vaterländischen Städte versammeln, um große Vocal- und Instrumentalcompositionen aufzuführen; ohne Nägeli's Singinstitut würde dieser herrliche Bund unmöglich bestehen können. Manches ähnliche Institut blüht jetzt, wo die Gesangliebe so verbreitet ist, auch im Stillen, zu frommen Gefühlen weckend und reine Freuden gewährend. Wl.

Singspiel, s. Oper und Schauspiel.

Sinis, d. h. der Bösewicht, scheint mit Procrustes und Sciron eine Person zu seyn.

Sinking Fund, s. Amortisiren und Fonds.

Sinnbild ist eigentlich jeder sinnlich vorgestellter oder abgebildeter Gegenstand (Bild), durch welchen ein von ihm verschiedener (sinnlicher oder geistiger) Gegenstand vorgestellt und bezeichnet wird. Letzteres ist entweder ein Gegenstand, welcher für sich vorgestellt wird, und dann ist das Sinnbild ein selbstständiges, und kann vorzugsweise Sinnbild genannt werden; oder nur eine Eigenschaft eines solchen, und in diesen Fällen ist das Sinnbild nur ein anhängendes (adhärirendes), welches man in so fern auch Attribut nennt (s. d. Art.). Zu ihm gehört denn auch das Emblem als eine sinnbildliche Verzierung. — In einem engern Sinne nennt man Sinnbild (Symbol) einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand, durch welchen ein geistiger Gegenstand vorgestellt oder (nach Sulzer) etwas Allgemeines angedeutet wird, z. B. unschuldige Liebe durch das Sinnbild der Taube. Die Güte des Sinnbilds hängt ab von einer solchen innigen Beziehung des Bildes auf sein Gegenbild, vermöge deren das Gegebene schon von selbst darauf aufmerksam macht, daß es nicht bloß um sein selbst willen vorhanden sey, und auf einen in ihm enthaltenen Sinn hinweist, ohne an Anschaulichkeit zu verlieren. Verständlichkeit

mit anschaulicher Individualität, Natürlichkeit mit Originalität oder sinnreicher Eigenthümlichkeit zu verbinden ist daher die schwere Aufgabe, die nur selten glücklich gelöst wird. Die Kunst, sich durch Sinnbilder auszudrücken (Symbolik), ist so alt, als die Reflexion über die Verwandtschaft der Dinge und über die verschiedenen Sphären des Physischen und Geistigen. Vorzüglich wurde sie von den Aegyptern geübt, deren hieroglyphische Schrift zum großen Theil eine symbolische war, und in den Mysterien fortgepflanzt. Durch Schönheit ausgezeichnet, und individuell gestaltet waren die Symbole, welche wir in der Mythologie und Kunst der Griechen finden; und keine spätern Symbole waren so sprechend wie diese. Wir erblicken daher die Symbolik schon in ihrer Ausartung, wo die bildliche Darstellung eine schriftliche Erklärung oder nähere Bestimmung nothwendig macht. Dieses ist der Fall bei den Sinnbildern oder Emblemen der Neuern, durch welche man einen beigesetzten Wahl- oder Sinnspruch (s. d. Art. Devise) versinnlichen und auf eine besondre Sache oder Person anwenden wollte; wenn nicht der letztere in sinnreicher Kürze ebenfalls wiederum einen verborgenen Gedanken enthüllt, welcher mit dem sich selbst aussprechenden Bilde gleichsam parallel läuft, oder mit demselben einen komischen Contrast bewirkt. In letztern Fällen ist es ein sinnreiches Bild, welches das Auge und den Verstand zugleich beschäftigt. Solcher Embleme die man aus dem Gebiete der Natur, Kunst und Geschichte entlehnte, bediente man sich sehr häufig auf Münzen, Denkmalen, Ehrenpforten ꝛc. Harsdörfer in seinen Gesprächspielen; Menetrier in verschiedenen Werken; Bauhurs in seinen Entr. de la Devise; Morhof im Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, S. 700, haben von dieser im 16. Jahrhundert so gebräuchlichen Art der Symbolik gehandelt. Die Lehre von den Sinnbildern überhaupt heißt Ikonologie. — Uebrigens gehören zu den sinnbildlichen oder symbolischen Darstellungen in weiterer Bedeutung auch die Allegorien, Fabeln, Parabeln, Räthsel, Gleichnisse ꝛc. (s. d. bes. Art.).

Sinne. Sinn nennen wir das Vermögen der Auffassung gegenwärtiger Eindrücke in der Seele. Letztere faßt die Einbildungskraft zusammen in der Anschauung (sinnliche Vorstellung). Eine solche Anschauung, wenn sie mit deutlichem Bewußtseyn verbunden ist, heißt Wahrnehmung, und setzt nebst dem Gegenstande, oder Eindrucke, noch die Möglichkeit einer innern Veränderung, d. i. Empfänglichkeit oder Receptivität der Seele voraus, welche als Ursache gilt, daß die im Sinne durch den Gegenstand hervorgebrachte Veränderung im Innern zur Empfindung wird. Der Sinn ist aber ein äußerer, so fern er uns Empfindungen von Gegenständen außer uns, d. i. von solchen liefert, die wir von uns selbst unterscheiden; er ist ein innerer, wenn wir durch ihn Anschauungen von unsern eignen innern Zuständen erhalten. Der äußere Sinn ist also der Vermittler zwischen unserm Erkenntnißvermögen und der Außenwelt, ohne ihn fände keine Verbindung unsers Innern und der Natur Statt. Doch ist er an Organe gebunden, welche nur mittelst der von außen bewirkten Veränderungen Empfindungen hervorbringen. Die Empfindung ist also nicht der äußere Gegenstand selbst, sondern ein Product unsres Sinnes, von welchem wir nicht wissen, ob dieser viel oder wenig hinzugethan hat, oder ob es ein treues Bild des Gegenstandes selbst sey. Die äußern Sinneswerkzeuge sind fünffacher Art, und eben so vielerlei Empfindungen ist auch der äußere Sinn zu geben fähig

(woher es kommt, daß man von fünf Sinnen spricht). Er gibt Empfindungen des Gesichts durch die Augen, des Gehörs mittelst der Ohren, des Geruchs durch die Nase, des Geschmacks durch die Zunge und den Schlund, und des Tastens mittelst der unter der Haut verbreiteten Nervenenden. Einige haben noch das Vermögen des Körpers zu fühlen (Außengefühl, Körpergefühl) vom Getaste (Wahrnehmung von Gegenständen in den drei Dimensionen) unterschieden, und als einen sechsten Sinn aufgestellt. Es wird jedoch dadurch nichts Objectives, wie bei den andern Sinnen, gegeben, und beruht nur auf der Sensibilität aller Nerven überhaupt, heißt daher besser Gemeingefühl oder auch Vitalsinn. — Die Art der Einwirkung der äußern Gegenstände auf die Sinne ist beim Tasten unmittelbar, bei den übrigen geschieht sie durch Zwischenmittel, sie ist beim Tasten mechanisch, beim Geruch und Geschmacke chemisch; beim Gehör und Gesicht dynamisch. Beim Tasten ist die größte Objectivität, ihm folgt Gesicht und Gehör, die beiden übrigen sind weit subjectiver. Dagegen gibt das Gesicht die größte Mannichfaltigkeit der Vorstellungen, und wirkt in der größten Entfernung, nach ihm steht darin das Gehör, während Geruch, Geschmack und Tasten den Menschen nicht weit mit seiner Umgebung bekannt machen. Eben so zeichnet sich das Gesicht dadurch aus, daß es bei der Menge der gegebnen Anschauungen doch den übrigen Körper wenig afficirt, dahingegen beim Tasten und beim Geruch das Gegentheil hervortritt. Jeder Sinn erfodert eine andre Dauer des Eindrucks, ohne deren regelmäßige Länge keine Anschauung zu Stande kommt; sie ist beim Gesicht am kürzesten, beim Getast am längsten. Gesicht, Gehör, Getast tragen wegen ihrer Objectivität am meisten zur Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse und zu unsrer Cultur überhaupt bei, sie sind deßhalb edlerer Natur, als die andern zwei, welche sich mehr auf animalisches Daseyn und Genuß beziehen; dabei sind jene drei zugleich diejenigen, durch welche allein Schönheit empfunden wird. Einige sind nahe verwandt, so daß einer Anschauungen des andern hervorruft, wie Geruch und Geschmack. Gehör und Geruch müssen jedes Aeußere aufnehmen, der Gebrauch der übrigen Sinne steht mehr in unserm Willen. (Steinbuchs Versuch einer Physiologie der Sinne. Nürnberg 1810.) Die Organe, wodurch der innere Sinn uns mit unsern Zuständen bekannt macht, sind uns unbekannt; seine Anschauungen stehen nur in der Zeit, während die des äußern Sinnes zugleich das Merkmal des Raumes an sich tragen. Indem wir selbst bei der Wahrnehmung durch den innern Sinn der Grund unsrer Anschauung werden, verhalten wir uns leidend und thätig zugleich. Doch sind alle diese Anschauungen nur, wie die Zeit, auf einander folgend, nie zugleich, sie werden aber oft durch Anschauungen und Empfindungen, welche der äußere Sinn liefert, bewirkt, so daß der äußere die Gelegenheit zur Thätigkeit des innern wird. Was endlich die Ausbildung dieser innern Apprehension zur deutlichen Wahrnehmung betrifft, so entsteht selbige bei den meisten Menschen sehr spät. Sie folgen mehr dem Bedürfniß, nach außen zu handeln, als daß sie ihre Aufmerksamkeit frei auf sich selbst richten und richten mögen, da die neue Welt, welche dadurch manchen aus seinem Innern aufgeht, des Wahrzunehmenden Vieles, des Tröstlichen aber Weniges darbietet.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnpflanze, s. Fühlpflanze und Mimosa.

Sintenis. Drei Brüder dieses Namens, Söhne von Johann

Christian Sintenis, der Consistorialrath und Superintendent zu Zerbst war, haben sich als Schriftsteller bekannt gemacht. Carl Heinrich, geb. 1744, ein geschickter Schulmann, guter Lateiner und eifriger Beförderer der Vernunftreligion, Verfasser vieler gemeinnützigen Schulschriften, 1771 Rector in Torgau, 1783 Rector in Zittau, privatisirte seit seiner 1798 erfolgten Entlassung zu Zerbst, wo er 1816 starb. Johann Christian Siegmund, geb. 1752, Verfasser einiger moralischen Romane, und des väterlichen Rathes an seine Tochter, wurde 1785 Pastor zu Dornburg, und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Der berühmteste unter ihnen ist Christian Friedrich, geb. den 12. März 1750 zu Zerbst, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diaconus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium; auch Consistorial- und Kirchenrath, und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst, welchen Aemtern er noch jetzt vorsteht. Er gehört zu den fruchtbarsten und beliebtesten Schriftstellern für das große Lesepublicum. Gegen funfzig Romane, Predigtbücher, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung sind aus seiner stets geschäftigen Feder hervorgegangen. Alle haben den Zweck, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse unter der Masse der sogenannten gebildeten Laien zu verbreiten; denn den Gelehrten hat er eben nichts Neues gesagt, und seine für Prediger bestimmte, 1808 erschienene Agende enthält neben beherzigungswerthen Ideen auch manchen überspannten, unbrauchbaren liturgischen Vorschlag. In seinen Romanen, unter denen Hallo's glücklicher Abend, ein Regentenspiegel, und Vater Roderich unter seinen Kindern, ein pädagogisches Volksbuch, mit Recht den größten Beifall erhielten, ist es ihm nicht sowohl um die Lösung einer poetischen Aufgabe, als um den practischen Nutzen zu thun. Er unterbricht daher den Gang der durch seine reiche Phantasie und seine Menschenkenntniß angenehm belebten Erzählung oft mit moralischen Betrachtungen, die man nicht leicht langweilig findet. Eine hohe Idealität wird bei ihm vergebens gesucht, er huldigt dem Zeitgeschmack, und gehört zu den Nützlichkeitspredigern, die eine Moral, Religion und Glückseligkeit für den Hausgebrauch lehren; doch eben dies Verweilen auf der Linie des ordinären Menschenverstandes, das dem feineren Sinne bisweilen wie Gemeinheit vorkommen will, sagt den Bedürfnissen des Publicums, das Sintenis sich zusammengeschrieben hat, trefflich zu, und der Anstrich von süßer Schwärmerei, mit dem er seine Gemälde aus dem wirklichen Leben auf einen vollkommneren Zustand der Dinge überträgt, seine stark hervortretende, nicht uninteressante Individualität, der man gern manche Sonderbarkeit seiner Sprache und Vorstellungsweise, und seines oft schwülstigen Styles nachsieht, hat auch wohl edlere Seelen gerührt. Gewiß mehr, als sein noch ziemlich bescheidnes Ringen nach Begreiflichkeit des Unbegreiflichen in der Religion schaden mochte, ist durch seine vielgelesenen religiös-moralischen Unterhaltungsschriften, die unter den Titeln: Menschenfreuden, Elpizon, oder über die Fortdauer nach dem Tode, Stunden für die Ewigkeit gelebt, der Mensch im Umkreise seiner Pflichten, Sonntagsbuch, Pistevon oder über das Daseyn Gottes, und Oswald oder mein letzter Glaube, erschienen sind, für die Anregung zum vernünftigen Denken über die wichtigsten An-

gelegenheiten des Menschen geschehen; ein Verdienst, um deßwillen man ihm die Schwachheit, sich bisweilen ausgeschrieben und wiederholt zu haben, und weichliche Producte, wie Robert und Elisa oder die Freuden der höheren Liebe, um so williger verzeiht, da er auch als Mensch und Prediger in seinem Privatleben Achtung verdient. E.

Sinter, überhaupt jede Incrustation oder jedes steinige Gebilde, welches sich aus Wasser krystallinisch und rindenförmig absetzt. S. Stalaktit.

Sinzendorf, s. Zinzendorf.

Sinus. Wenn man von dem Endpunkte eines Bogens einen Perpendikel auf den nach dem andern Endpunkte dieses Bogens gezogenen Radius fällt; so heißt dieser Perpendikel der Sinus des Bogens, oder des Winkels, den dieser Bogen mißt. Die Trigonometrie nämlich (s. d. Art.) lehrt, daß, bei ebenen Dreiecken, die Seiten sich wie die Sinus der ihnen gegenüberstehenden Winkel; bei sphärischen aber, die Sinus der Seiten sich wie die Sinus der diesen Seiten gegenüberstehenden Winkel verhalten. Die bloße Anführung dieser beiden Sätze reicht für nachdenkende Leser hin, um zu zeigen, von welchem Nutzen die Sinus sind, wenn zu den gegebenen Stücken eines Triangels die übrigen durch Rechnung gefunden werden sollen. Um diese Rechnung noch mehr zu erleichtern, hat man Tafeln, in welchen nicht die Sinus unmittelbar, sondern ihre Logarithmen (s. d. Art.) vorfindlich sind. Weitere Anweisung, die hier nicht gewährt werden kann, gibt jedes Elementarbuch der Geometrie. — Unter Cosinus versteht man den Sinus der Ergänzung eines Bogens zu 90°. Sinus versus heißt, was der Cosinus vom Radius übrig läßt. Von den übrigen trigonometrischen Linien, Sekante, Tangente u. s. w. wird an ihren Orten gehandelt.

Sippschaftszahl, diejenige Rechnung, welche zur Ausmittlung des Grades einer Verwandschaft angewendet wird.

Sirach (Jesus), ein palästinensischer Jude, übersetzte um das J. 140 vor Christo nach seiner Ankunft in Aegypten für die alexandrinischen Juden die Sittensprüche ins Griechische, welche sein Großvater gleiches Namens in Palästina hebräisch abgefaßt hatte. Diese Uebersetzung ist das unter die apocryphischen Schriften des alten Testaments aufgenommene Buch Jesus Sirach d. h. des Siraciden. Wäre das Original noch vorhanden, so würde sein gediegner religiöser Gehalt und großer Reichthum an vortrefflichen Regeln der Tugend und Lebensweisheit ihm eine vorzügliche Stelle in der hebräischen Literatur anweisen. Auch christliche Religionslehrer benutzten dieses ungemein faßlich geschriebene Buch als die ergiebigste Quelle biblischer Beweise für einzelne Pflichtenlehren besonders beim Unterrichte der Jugend. E.

Sirenen, Göttinnen von niedriger Art, welche von ihrer Insel her die Vorüberschiffenden durch ihren Gesang bezauberten, dann aber tödteten. Homer kennt nur zwei Sirenen, ungeflügelte Jungfrauen, deren Abstammung er nicht erwähnt. Die folgenden, die ihre Gestalt, Zahl, Namen und Wohnsitz veränderten, machten sie gewöhnlich zu Töchtern des ätolischen Stromgottes Achelous, bald von Sterope, Amythaons Tochter, bald von der Muse Terpsichore oder Melpomene, bald aus dem Blute, welches vom zerbrochnen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß; aus welchem Grunde vielleicht Euripides sie Töchter der Erde nennt. Sophokles nennt sie des Phorkos Töchter, welches vielleicht die älteste

Abstammung ist. Der Verfasser der Orphischen Argonautik setzt die Sirenen nahe dem strudelnden Gestade des Aetna auf einen vorragenden Felsen, die Argonauten durch verderblichen Gesang anlockend. Orpheus aber sang in seine Laute ein erhabenes Lied; da warfen sie Flöte und Leier hinweg, und stürzten sich hinab in die Tiefe des Meers, wo sie fortan als furchtbargestaltete Felsen ragten. Dem Ulysses konnten diese versteinerten Sirenen am ätnäischen Gestade nicht mehr gefährlich seyn. Für ihn nahm der Dichter noch andere im tyrrhenischen Meere an. Plato erdichtet acht Sirenen, die, auf den acht Kreisen des Himmels umhergetragen, zusammen die Sphärenharmonie anstimmen, wo hier Andere die neun Musen wählten. Man dachte jetzt nur an die Lieblichkeit ihres Gesanges, und vergaß der Schädlichkeit. Die Fabel erzählt von einem Wettgesang, in welchen sie sich auf der Juno Antrieb mit den Musen einließen. Die Musen, welche obsiegten, rupften den Sirenen die Federn aus den Flügeln, und machten sich Kränze daraus. Diese Flügel lieh ihnen der Bildner anfänglich nur, um den Schwung ihrer Begeisterung anzudeuten; erst später kam allerlei unter einander abweichende Vogelbildung hinzu. Nach Hygin empfingen sie dieselbe von der Demeter nach der Entführung von Proserpina, weil sie dieser, in deren Gefolge sie sich befanden, nicht zu Hülfe gekommen waren. Ihre Zahl wird verschieden angegeben.

Sirius, Hundsstern, der strahlendste unter allen Fixsternen und der größte im Sternbilde des großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht. (Vergl. Hundstage).

Sirocco, s. Samiel.

Sismondi (J. C. L. Simonde de), geboren zu Genf 1773, ist Mitglied des repräsentativen Raths dieser Republik, wie auch mehrerer Academien. Im J. 1792 zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung, deren Mitglied sein Vater war, ging er mit seiner ganzen Familie nach England. Von dort kam er im Juni 1794 zurück; aber sechs Wochen nach seiner Rückkehr wurde sein Haus geplündert; er und sein Vater wurden nebst zwei andern Magistratspersonen, die man erschoß, verhaftet, und zu einjährigem Gefängniß und einer Geldstrafe von zwei Fünfteln ihres Vermögen, was sie zu Grunde richten mußte, verurtheilt. Gewiß hätte sie noch ein härteres Schicksal getroffen, wäre nicht durch den 9ten Thermidor die Gewaltsamkeit des Revolutionsgerichts gemäßigt worden. Nach wieder erhaltener Freiheit 1795 ging Sismondi mit seiner Familie nach Toscana, dem ursprünglichen Vaterlande derselben. Aber auch hier erreichte ihn die Revolution, vor der er floh. Die Franzosen warfen ihn ins Gefängniß als einen Aristokraten, die Insurgenten als einen Franzosen, da inzwischen Genf französisch geworden war. Im Herbst 1800 ging er dahin zurück und gab 1801 sein erstes Werk: Tableau de l'agriculture toscane, heraus, dem bald mehrere, zum Theil sehr wichtige, folgten, die ihren Verfasser berühmt gemacht haben. Sein Hauptstudium waren und sind Geschichte und Politik mit ihren Hülfswissenschaften, ferner Aesthetik und die Werke der Dichter. Eine ausgebreitete Sprachkenntniß unterstützte ihn dabei, und die Bekanntschaft mit den Ansichten der Deutschen über die Kunst, vornehmlich über Poesie, erweiterte seinen Gesichtskreis und setzte ihn in den Stand, freier und unbefangener über die Schranken der französischen Schule hinauszugehn und zu erkennen, daß die Gesetze der französischen Aesthetik, so weit sie dieser ausschließlich angehören, als begründet durch

Convenienz und nicht in dem Wesen der Poesie, keine allgemeine Gültigkeit haben, wie die Anmaßung und Unwissenheit der Franzosen sich wohl einbilden. Sein Werk De la litérature du Midi (4 Bde. deutsch von L. Hain), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, macht in dieser Hinsicht Epoche, und enthält auch für uns viel Neues und Lehrreiches, aber auch manches Einseitige und Unstatthafte. Im Felde der Geschichte hat sich Sismondi einen ehrenvollen Platz durch seine Histoire des républiques italiennes (16 Bde., 2te Aufl.) erworben. Fleißiges Quellenstudium, gefällige Darstellung und neue Ansichten voll Geist und Scharfsinn zeigen sich allenthalben in diesem Werke. Zu einigen kleinen Schriften veranlaßten ihn die Ereignisse der jüngst verfloßnen Jahre. Dahin gehört sein Examen de la constitution française, 1815, worin er, der früher Buonaparte in seinen Schriften zu nennen vermieden hatte, dessen Zusatzacte zur Constitution pries und die Franzosen auffoderte, sich unter Napoleon zu versammeln und ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Napoleon wollte ihn dafür mit dem Orden der Ehrenlegion belohnen, er aber wies ihn zurück. In der Politik hat er stets zu den Liberalgesinnten gehört, denen die Rückkehr so vieler Mißbräuche und Verkehrtheiten gegen den Geist der Zeit mit Recht verhaßt ist, die aber das Bessere irrig von einer Seite erwarteten, von der es nie kommen konnte. Er soll jetzt beschäftigt seyn, die Geschichte Frankreichs zu schreiben.

Sistrum ist der Name eines musikalischen Instruments bei den Alten. Die Aegypter, die es erfunden hatten, gebrauchten es bei dem Isisdienste, und noch findet man es in Aegypten und Abyssinien. Es besteht aus einem ovalen Metallreifen, der einen Stiel zum Anfassen hat; durch diesen ovalen Reifen sind Löcher gebohrt, in welchen sich metallne Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Instruments ein Geräusch verursachen. Der Ton des Instruments wird um so angenehmer seyn, je edler das Metall und je besser das Verhältniß zwischen den Löchern getroffen ist.

Sisyphus, König von Corinth, das er nach Einigen erbaut hatte, ein Sohn des Aeolus und der Enarete. Mit des Atlas Tochter Merope vermählt, ward er der Stammvater der Sisyphiden. Viel erzählen die Dichter von seinen Ränken und bösen Listen. Theseus, dessen Gebiet er beunruhigte, erlegte ihn; Andre schreiben seinen Tod der Rache des Zeus zu, weil er dem Asopos den Raub seiner Tochter angezeigt habe. Die Sagen von seinen Betrügereien reichten bis über seinen Tod hinaus. Er fesselte den gegen ihn gesendeten Tod, daß eine Zeit lang Niemand starb; nachher überlistete er den Hades, daß dieser ihn auf der Oberwelt ließ, von welcher er nicht eher zurückkam, bis das Alter sein Leben geendigt hatte. Dafür litt er in der Unterwelt die Strafe, in der Ulysses ihn befangen sah:

— — von schrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufhebend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit einmal stürzte die Last um;
Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor.
Dann von vorn arbeitet' er angestemmt, daß der Angstschweiß
Rings den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz.

Situation (Lage, Stellung, und daher überhaupt das Verhältniß nach außen, in welcher eine Person erscheint). Sie ist in

schönen Künsten, welche den Menschen darstellen, von großer Wichtigkeit, denn so wie in den darstellenden Künsten, welche zu dem äußern Sinne sprechen, die Lage, Stellung und Umgebung, in welcher sich die Menschenfigur befindet, den innern Charakter, Zustand oder Handlung der dargestellten Person zu erklären vermag, wenn sie derselben angemessen erfunden ist (s. auch d. Art. Attitude), also sind in der erzählenden und dramatischen Poesie die Situationen der Personen (Verhältnisse, Zustände, Umgebungen) das, woran sich die poetischen Charaktere entwickeln, wie der wirkliche Mensch selbst sich an gegebnen Verhältnissen entwickelt; nur daß die Situation und ihre Schilderung in der Erzählung mehr Ansprüche machen darf, als im Drama, wo die Charaktere sich aus sich selbst entwickeln sollen. Hier sollen sie, und vorzüglich in der Tragödie, mehr durch die Handlungen der Personen selbst herbeigeführt seyn, da sie dort mehr vom Zufalle abhängig seyn können. Daß sie auf eine unerwartete Weise eintreten, ist an sich kein Fehler, nur muß die Situation auf eine geschickte Weise verbreitet und in das Gewebe der Handlung eingeflochten werden. (S. d. Art. Theater). Dadurch kann es oft geschehen, daß wir über den Ausgang einer Handlung und das Schicksal eines Menschen eine Zeitlang in Zweifel schweben, wodurch selbst unser Interesse an der Person gesteigert wird, während in der Situation selbst nur Veranlassuug zur weitern Entwicklung ihres Charakters liegt. Aber an sich kann ein unglückliches Verhältniß eine Person nicht tragisch, wohl aber ein lächerliches Verhältniß eine Person komisch machen. Uebrigens können im Lustspiel eben sowohl ernste, als im Trauerspiel komische Situationen vorkommen; die unpoetische Auflösung unglücklicher und ernster Situationen aber in glückliche bezeichnet das rührende Schauspiel oder Rührspiel (s. Schauspiel). Wo im Drama die Schilderung der Situationen die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, welches sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, entgegengesetzt dem Charakterstück; sind diese Situationen verwickelt, wie besonders im Lustspiel, wo Scherz und Witz den Knoten knüpfen und lösen, da redet man vom Intriguenstück insbesondere. Opern sind daher an sich mehr Situationsstücke, weil bei ihnen die Ausmalung der Situation durch lyrische Kunst Hauptsache ist. Unter den kleinen Dichtungsarten haben das Idyll, Romanze und Ballade größtentheils nur die Darstellung einer poetischen Situation zum Gegenstand. T.

Situationszeichenkunst (Planzeichnen). Die Situationszeichenkunst lehrt die Abbildung gewisser Theile unsers Erdbodens und lebloser Gegenstände auf ihr im Grundrisse so darstellen, daß man sowohl die einzelnen Gegenstände, als auch die merkwürdige Beschaffenheit derselben, noch deutlich unterscheiden kann. Es soll Licht und Schatten auf einem Risse der Art gar nicht Statt finden, und nur bei einigen wenigen Gegenständen wird es erlaubt, sie durch Schatten gehörig von einander zu trennen und zu unterscheiden. Die Natur bezeichnet selbst die Form zu ihrer Abbildung, nur beobachte man, daß je kleiner der Maßstab ist, desto mehr die Gegenstände von einander unterschieden werden müssen, so daß nur noch bei Landkarten gewisse Zeichen die Stelle der Bilder vertreten. Der Zweck, der durch einen Situationsgrundriß erreicht werden soll, bestimmt die mehr oder minder deutliche Darstellung desselben. Auf einem topographischen Risse sind Gebirgszüge, das Stromgeäder, die bestimmte Angabe der Orte, die sie verbindenden Straßen und alle Gränzen die wichtigsten

Bedingungen. Bei einem militärischen Risse ist die Lage der Gebirge, der Umfang und die Beschaffenheit der Wälder, die Uebergangspunkte über Flüsse, die Angabe aller Wege mit besonderer Bemerkung der Seiten- und Schleifwege eine wichtige Bedingung. Cammeralisten und Oekonomen verlangen auf einem Risse die besondre Angabe von Feldern, Wiesen, Huthung, Gränzen und Gränzzeichen rc. zu sehen. Ein Forstriß soll die Art des Holzes und die Eintheilung desselben zu seiner Benutzung angeben, und so unterscheiden sich auch hydrotechnische, Bergbau-, Straßenbau-Risse u. s. w. — Die Darstellung der Situation geschieht entweder mit schwarzer Tusche auf weißem Papier, oder indem man zur Unterscheidung der einzelnen Gegenstände sich der Farben mit bedient (farbige Situation), und man hat gewisse Systeme aufgestellt, worin die Art der Bezeichnung, und die Verbindung der einzelnen Gegenstände gelehrt wird. Unter den Anweisungen hierzu verdient die vom verstorbenen Major Lehmann für militärische Risse gefertigte, rühmlichste Erwähnung. Der schwerste Gegenstand der gesammten Situationszeichenkunst, die Bergzeichnung, ist hier auf gewisse Theoreme zurückgeführt, so daß sich aus dem Grundriß nicht allein die Steilheit des Berges, sondern auch die Höhe desselben erkennen läßt; schade nur, daß die Verfahrungsart nach diesem Systeme einen guten Geometer und einen sehr fertigen Zeichner voraussetzt, die leider nur selten sind. Unter den Forstrissen würden die im Forstinstitute zu Tharant gezeichneten die erste Stelle einnehmen, wenn nicht die Bestandskarten durch die vielen wohl nothwendigen in einander greifenden Deckfarben ein etwas grelles Ansehn bekämen. Die in der Finanz-Plankammer zu Dresden gefertigten ökonomisch-cammeralistischen Risse leisten, was man von einem Risse der Art nur fodern kann. Die Risse, zum französischen neu gefertigten Steuercataster gehörig, sind für ihren Zweck ganz brauchbar. — Unter den eigentlichen Situationskarten zeichnen sich zwei Manieren besonders aus: bei der einen sind die Gebirge durch Licht- und Schattenpartien von einander getrennt, was, obschon der Wahrheit nicht gemäß, doch eine sehr schnelle und deutliche Uebersicht der Gebirgszüge gewährt, und hiernach sind die so vorzüglichen Karten von Malte-Brun bearbeitet. Die andre Weise ist der Natur getreuer, aber auch um desto schwieriger, und eben darum bei Generalcharten kaum anwendbar. Hier werden die Gebirge nach ihrem Zuge nach Lehmanns Manier gezeichnet. Der Zeichner muß außerordentliche Fertigkeit besitzen, wenn er nicht aus dem Maßstabe kommen will, und in ganz kurzen Strichen die Krummungen und Windungen der Gebirge deutlich andeuten. Rühls Karte von Sachsen liefert ein Muster hiezu. Ungeübte Künstler, die die Natur nicht studirt, und die Theorie nicht sattsam lernen, geben den Gebirgen raupenartige Gestalten, was der Natur nicht angemessen und dem Auge widrig ist. P. v. S.

Sixtus V., unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte als Regent und Staatsmann der größte, geb. den 12ten December 1521 zu Grotte a Mare, unweit des Städtchens Montalto in der Mark Ancona. Sein eigentlicher Name war Felix Peretti. Er verrieth frühzeitig einen emporstrebenden Geist, mit dem die armseligen Umstände seiner Aeltern in Widerspruch standen. Den niedrigen Arbeiten, durch die sie ihr Brodt erwarben, entzog ihn ein Bruder seines Vaters, der Franciscaner zu Montalto war. In den Schulen dieses Ordens zu Montalto, Pesaro, Fermo, Bologna u. s. w. erhielt Peretti, seit 1534 selbst Franciscaner, die gewöhnliche strenge Mönchser-

ziehung und gelehrte Bildung. Sein schneller Geist fand sich bald in der scholastischen Philosophie und Theologie, und in der römischen Literatur zurecht, 1544 lehrte er schon selbst das canonische Recht zu Rimini, und 1546 zu Siena, 1548 wurde er Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Als gewandter Dialectiker und Prediger machte er sich auch in Rom bekannt, wo die Gunst einiger Cardinäle ihm seit 1551 Aufenthalt verschaffte. Hier glänzte er nicht nur auf der Kanzel, sondern auch durch fromme Werke, wie die Stiftung einer Brüderschaft zur feierlichen Begleitung der Hostie zu den Kranken unter dem Namen der Gesellschaft des heiligsten Sacraments und eines Zufluchtshauses für arme Jungfrauen nach der Regel der h. Clara. Sein Werk über die mystische Theologie und sein goldnes Register (Auszug) aus den Schriften des Aristoteles und seines Commentators Averroes waren ebenfalls Früchte dieses römischen Aufenthalts, der ihm übrigens durch ärgerliche Händel, die ihm sein unruhiger Kopf und sein Widerwille gegen die Clausur zuzog, verbittert wurde. Der Protector seines Ordens, Cardinal Capri, schützte ihn zwar gegen die Angriffe seiner Ordensgenossen, doch verwickelte ihn seine eigne Unverträglichkeit und der Mönchsneid über seinen Beifall als Missionsprediger in den bedeutendsten Städten Italiens in immer neue Streitigkeiten. Nicht besser ging es ihm zu Venedig, wo er 1556 Regent der Franciscanerschule, und 1557 Generalinquisitor wurde. Er verwaltete diese Aemter mit großer Strenge, und nicht ohne eigne Gefahr, da der Haß der Venetianer gegen die Inquisition ihn einige Mal sogar zur Flucht nöthigte. Gern ging er daher 1560 nach Rom zurück, wo ihn der Papst zum Consultor des h. Officiums (Inquisition), und Professor an der Universität ernannte, und sein Orden auf Capri's Betrieb 1561 zum Generalprocurator wählte. Aus diesen Verhältnissen zog ihn eine ehrenvolle Sendung nach Spanien, wohin er den päpstlichen Legaten 1565 als Gesandtschaftstheolog begleitete. Er lernte hier die Politik des spanischen Hofes kennen, und erwarb sich durch seine Predigten, die ihm den Titel eines königlichen Hofpredigers verschafften, die Achtung Philipps II. und seiner Großen. Inzwischen wurde der Cardinal von Alessandria unter dem Namen Pius V. 1566 Papst, und gab seinem alten Freunde Peretti das erste Zeichen der Gunst durch eine Breve, worin er ihn zum Generalvicarius des Franciscanerordens erhob, auch machte er ihn noch in demselben Jahre zum Bischof von S. Agata de Goti und päpstlichen Beichtvater. In diesen Aemtern drang Peretti nachdrücklich auf Abstellung der unter den Franciscanern eingerissenen Unordnungen, suchte die Sitten des Klerus seines Sprengels, den er nur einmal besuchte, durch scharfe Hirtenbriefe zu verbessern, seinen ehemaligen Feinden aber verzieh er großmüthig. Schon 1570 erhielt er die Cardinalswürde, in der er sich nun Montalto nennen ließ, weil die Cardinäle, wenn sie von niederer Geburt sind, den Familiennamen mit dem Namen ihrer Vaterstadt zu vertauschen pflegen. Wohlbekannt mit der Politik seiner Collegen glaubte er der dreifachen Krone, zu der sein Ehrgeiz nun die Aussicht geöffnet sah, am sichersten bei einem Betragen entgegenzugehen, das keine Eifersucht erweckte. Der sonst heftige, herrschsüchtige, vielthätige, und dabei auch körperlich kraftvolle Mann schien mit dem Purpur gerade die entgegengesetzten Eigenschaften angenommen zu haben. Seinen Einfluß auf Pius V. brauchte er mit Mäßigung, nach dessen Tode 1572 hielt er sich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, unter Gregor XIII. zog er

sich fast ganz vom Hofe zurück, und nahm, wie er vorgab, an der Verbesserung des Calenders und den wichtigen politischen Verhandlungen mit Rußland und England, wobei sein erfahrner Rath nicht entbehrt werden konnte, nur ungern Antheil. Sanft und verträglich zeigte er sich gegen jedermann, Beleidigungen trug er ohne Rache zu suchen, seine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen seiner Erhebung genießen; dagegen wendete er seine ohnehin nicht bedeutenden Einkünfte zu frommen Stiftungen, wohlthätigen Werken und gelehrten Unternehmungen an, errichtete vergessenen Heiligen neue Denkmäler, speis'te die Armen, besorgte eine neue Ausgabe der Schriften des h. Ambrosius, und gab sich überhaupt das Ansehn eines kränklichen, entkräfteten Alten, der vor allem die Ruhe und Andacht zu lieben schien. Doch sammelte er unter der Hand im Beichtstuhl, wo die lockern Großen ihm ihre Geheimnisse am liebsten anvertrauten, und durch seine Hausgenossen genaue Nachrichten von der Stimmung und den Charakteren der bedeutendsten Römer, und bereitete sich unter der Maske der frommen Einfalt und mitleiderregenden Altersschwäche zu der hohen Bestimmung vor, für die er geboren war. So hatte er alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht, und die Mehrzahl der Cardinäle überzeugt, ein Papst, wie er, werde sich am leichtesten lenken lassen, als Gregor XIII. 1585 starb. Wirklich wurde Mantalto nun in Folge dieser Meinung durch Acclamation mehrerer tonangebenden Cardinäle gewählt und unter dem Namen des fünften S i x t u s Papst. Sobald er seiner Sache gewiß war, warf er noch in der Wahlcapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt hatte, plötzlich weg, und trat zum Erstaunen Aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbstständigen Herrschergeist ankündigte, in dem er während seiner fünfjährigen Regierung gehandelt hat. Gleich in den ersten Tagen zeigte er den Römern durch schnelle Hinrichtungen mehrerer Verbrecher, wie er die unter seinen Vorgängern erschlaffte Gerechtigkeit handhaben wolle. Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit bestrafte er ohne Rücksicht auf die angesehensten Fürsprecher, und meist mit dem Tode; säumige Richter entsetzte er, den Kirchenstaat reinigte er durch zweckmäßige Anstalten von dem Unfuge der Banditen, und stellte die gestörte öffentliche Ruhe mit Nachdruck her. So machte er durch eine Strenge am rechten Orte, in der er sich immer gleich blieb, seinen Namen furchtbar, und zwang das zuchtlose Rom in die Schranken der Ordnung. Doch wollte er nur das Schrecken der Bösen seyn, die unschuldig Unterdrückten fanden bei ihm Recht und Hülfe, die Armen wurden aus seinen Magazinen gesättigt, und tausend müßige Hände bei den Bauten beschäftigt, die er zur Verschönerung Roms mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausführte. Die nach ihm benannte Wasserleitung Aqua felice, der große Obelisk auf dem Platze vor der Peterskirche und die Triumphsäulen des Trajanus und Marcus Aurelius, die er mit großem Aufwande aufrichten ließ, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Sorgfalt für den Glanz und das gemeine Beste seiner Hauptstadt. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude, und eine eigne Druckerei zur Ausgabe von Kirchenschriftstellern einrichtete. Aus dieser vaticanischen Druckerei ging seine vollendete Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius und die von ihm verbesserte Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaat gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des h. Bonaventura für junge

Franciscaner, und zu Bologna das Collegium Montalto, eine Bildungsanstalt mit Freistellen für Jünglinge aus der Mark Ancona. Sein Hauptaugenmerk war jedoch die Regierung des Kirchenstaats und die Leitung der auswärtigen politischen Angelegenheiten. In Rom suchte er Handel und Industrie durch Aufhebung lästiger Zölle und durch Gründung von Wollen- und Seidenmanufacturen zur nützlichen Beschäftigung der Armen zu beleben. Der Polizei- und Finanzverwaltung gab er eine verbesserte Einrichtung, und sammelte einen Schatz von drei Millionen Scudi (5 Millionen Thaler), den er als Nothpfennig für öffentliche Bedürfnisse in der Engelsburg niederlegte. Diesen glänzenden Erfolg seiner Oekonomie hatte er durch Vermehrung und strenge Beitreibung der öffentlichen Abgaben, durch die Confiscation des Vermögens der von ihm geächteten Verbrecher, durch den Ertrag neuer Leihhäuser (Monti), durch Erhöhung des Preises der verkäuflichen Aemter und Ausdehnung dieses Handels auf eine Menge andrer bisher noch nicht verkäuflicher und ganz neuer Stellen, und vorzüglich durch die strengste Sparsamkeit möglich gemacht. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er auf das Unentbehrlichste ein; obwohl freigebig gegen seine ehemaligen Gönner, bewies er doch auch als Papst große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten, und begnügte sich, ihnen anständigen Unterhalt zu verschaffen. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er funfzehn Congregationen oder Behörden aus Cardinälen und andern Beamten nieder, unter die er die öffentlichen Geschäfte mit weiser Ordnung vertheilte. Die merkwürdigsten derselben sind die Congregationen für die Seemacht, welche auf zehn Galeeren zur Beschützung der Küsten gebracht werden sollte, für die Beschwerden der Unterthanen, für die Censur zur Fortsetzung des Catalogs der verbotenen Bücher, für die Vollstreckung und Auslegung der tridentinischen Kirchenversammlung, für die h. Gebräuche und Ceremonien, und für die Justizpflege im Innern die Consulta, die Sixtus gestiftet hat. (Vergl. d. Art. Römische Curie.) Außer der Stiftung einiger Heiligenfeste wurde seine Kirchenregierung dadurch wichtig, daß er die Anzahl der Cardinäle auf siebzig festsetzte und alle Bischöfe der catholischen Christenheit verpflichtete, nach Verhältniß der Entlegenheit ihrer Sitze, innerhalb 3, 5 oder 10 Jahren einmal nach Rom zu kommen, eine Anordnung, die, wenn auch nicht genau befolgt, ein Hauptmittel wurde, die alten Rechte des päpstlichen Primats geltend zu machen, und die Bischöfe fester an das Oberhaupt der Kirche zu binden. In theologischen Streitigkeiten beobachtete Sixtus eine weise Neutralität, und legte den mit der Universität Löwen kämpfenden Jesuiten, die er überhaupt nicht liebte, Stillschweigen auf. Desto lebendiger regte er sich in den politischen Händeln seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die ehemalige Abhängigkeit vom römischen Stuhle zurückzubringen, mußte freilich fehlschlagen, doch wußte Sixtus den Kaiser Rudolph II. zu nachdrücklichen Verfolgungen der Ketzer zu bewegen. Zwei protestantische Regenten, Heinrich von Navarra und die Königin Elisabeth von England, belegte er mit seinem Bannfluche, doch, wie es schien, nur anstandshalber, denn im Herzen achtete er beide wegen ihrer Geisteskraft, und wollte Spanien und die Ligue nie recht ernstlich gegen den ersteren unterstützen, weil er die Absichten Philipps II bedenklich fand; auf der andern Seite gab er diesem Könige zwar Subsidien zur Ausrüstung der Armada gegen England, ließ aber zugleich englischen Unterhändlern merken, daß er eine kräfti-

gere Theilnahme an dem niederländischen Freiheitskriege zur Beschränkung der spanischen Macht nicht mißbilligen werde. Den König von Frankreich hielt er mit Versprechungen hin, und munterte, um ihm seinen Einfluß zu zeigen, den Herzog von Savoyen zu einer Unternehmung gegen Genf auf. Nach der Ermordung der Guisen that er Heinrich III. in den Bann, ohne darum die unter dem Herzog von Mayenne fortdauernde Ligue nachdrücklicher zu unterstützen. So wußte der verschmitzte Papst, indem er mit allen Regenten seiner Zeit in leidlichem Vernehmen blieb, einen durch den andern zu schwächen, und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weit aussehende Entwürfe zur Vergrößerung seiner landesherrlichen und kirchlichen Macht. Neapel nannte er immer sein Königreich, und ließ den spanischen Vicekönig das Gewicht seiner Nachbarschaft bei allen Gelegenheiten fühlen. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori von Polen, und Aegypten durch den Großherzog von Toscana seinem Stuhle unterwerfen, doch vereitelte der Tod beider Fürsten diese Unternehmungen. Bei seinem umfassenden Eingreifen in die Zeitereignisse und seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regiren, wendete er, um in der kurzen Frist von fünf Jahren so viel und vielerlei ins Werk zu setzen, die rastloseste Thätigkeit an. Durch ein ausgedehntes System der Spionerie, deren Werkzeuge nicht nur seine königlich besoldeten Kundschafter, sondern auch die Beichtväter an den römischen Kirchen waren, setzte er sich von allem, was vorging, in Kenntniß. Er war daher immer vorbereitet, und ließ sich von den Cardinälen meist nur zum Schein berathen. Seine tiefe Geschäftskenntniß und die Ueberlegenheit seines gewandten, stets gegenwärtigen, hohen Geistes flößten jedem, der ihm nahe kam, Bewunderung und Ehrfurcht ein. Berühmt sind die launigen Einfälle und witzigen Antworten, mit denen er gleichsam scherzend Gegner niederschlug, und seine Absichten durchsetzte. Einfach in seinem Aeußern und frei von ängstlicher Sorgfalt für die Etikette, behauptete er sein fürstliches Ansehn durch einen majestätischen Anstand und strenge Consequenz in seiner Handlungsweise. Selten milderten diesen Ernst Züge von Gutmüthigkeit, wie die Gunstbezeigungen gegen alte Bekannte aus den Zeiten seiner ehemaligen Niedrigkeit. Im Herzen war er kalt, in seinen Berechnungen schlau und umsichtig, gegen seine Umgebungen verschlossen, und bis zur Unbiegsamkeit und Härte fest in allem, was er sich vornahm. Politische Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Uebergewicht über die religiösen, doch verfehlte er nicht, was dem Amte des heiligsten Vaters der Gläubigen geziemen mochte, und es gereicht ihm zum Lobe, daß er seine Gewalt nicht leicht zu persönlicher Rache mißbrauchte. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er am 24sten August 1590 gestorben war, riß das durch den Druck seiner Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sey auf Betrieb des spanischen Hofes, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch gewisse Annäherungen an Heinrich IV. allerdings zum Feinde gemacht hatte, durch Gift beschleunigt werden, ist auf keine hinreichende Beweise gestützt, soviel aber gewiß, daß die Fürsten sich Glück wünschten, ihn nicht länger auf dem päpstlichen Throne zu sehen. Denn was Genie und Charakterstärke mit den Mitteln, auf welche die Reformation den Papst eingeschränkt hatte, in wenigen Jahren auszurichten vermögen, hat Sixtus besser als alle seine Nachfolger bewiesen, und die Geschichte ehrt

ihn als das letzte den Königen furchtbare Oberhaupt der römischen Kirche. E.

Skalden. So wie wir bei den celtischen Völkern in den Barden Sänger finden, welche, gleich den Dichtern der Griechen, das Lob der Götter und die Thaten der Helden besangen, so finden wir bei den Völkern skandinavischen Ursprungs, bei den mannhaft kriegerischen Isländern, Dänen, Skandinaviern Männer, die in Liedern und Gesängen mancherlei Art, als Dichter und Lehrer, die Cultur ihres Volkes zu einer Zeit förderten, wo die bereits vom Gipfel der Cultur herabsteigende Mitwelt in Griechenland und Rom kaum eine Ahnung von ihrem Daseyn hatten. Hier wurden sie Skalden genannt. Die Geheimnisse der Religion, die Thaten der Helden der Vorzeit und ihrer Zeitgenossen durch Gesang und Spiel zu verherrlichen, war ihr Geschäft. In der Edda (s. d. Art.) sind uns noch Gesänge derselben, wenn auch im Laufe der Zeit verändert, aufbewahrt erhalten. Die ältern Gesänge waren mythisch, die spätern historisch. Sie begleiteten die Fürsten überall, weilten an ihrem Hofe, gingen mit in die Schlacht, und sangen von der Vorzeit und Gegenwart. Es lag den Königen auch viel daran, von einem solchen Skalden besungen zu werden, und oft setzten sie ansehnliche Belohnungen aus, um einen dichterischen Wettkampf zu veranlassen, wo denn die Verse, die den Preis davon trugen, in Stein gehauen wurden. Dies geschah mit dem Gedicht, das Hiarn, der Skalde, auf des Dänenkönigs Frode Tod gemacht hatte (373 nach Chr. Geb.). Als hochgefeierte Dichter wurden sie oft reichlich für ihre Gesänge beschenkt. Sie hatten in späterer Zeit auch das Amt, denkwürdige Thaten in Liedern aufzubewahren, und ihre Lieder sind daher zugleich Quellen der Geschichte. Sie gingen von Mund zu Mund, wurden vom Volke auswendig gelernt. Auch finden sich Beispiele, daß sie mit Runen in Stäbe geritzt wurden. Insonderheit theilten die Skalden sie selbst einander mit, und bewahrten die Saga (mündliche Geschichte) vor dem Untergang. Sie waren daher die eigentlichen Geschichtkundigen, wie überhaupt die Gelehrten ihrer Zeit. *r.

Skamander (Skamandros), ein an sich unbedeutender Fluß in der kleinasiatischen Landschaft Troas unweit Troja; aber berühmt durch Homer, der ihn in der Ilias oft erwähnt, so wie den kleinen Fluß Simois, der sich mit dem Skamander vereinigte. Der letzte führte noch einen andern, ältern Namen Xanthos, wie ihn, nach Homer, die Götter nannten. Als einen Gott läßt ihn der Dichter mit Achilles kämpfen. Merkwürdig ist die Homerische Angabe, daß die eine der Hauptquellen dieses Flusses warm, die andre kalt sei, was neuere Reisende bestätigt haben. Jetzt nennen ihn die Türken den Fluß der 40 Quellen.

Skeptiker, Skepticismus, Skepsis. Um zuvörderst nur keine falschen Vorstellungen zu veranlassen, die hier so leicht als gewöhnlich sind, sey im Allgemeinen gesagt, daß dies Philosophen und ein Philosophem waren, die ihren Namen von einem griechischen Worte σκεπτεσθαι, eigentlich mit vorgehaltener Hand in die Ferne sehen, dann überhaupt forschen, sich besinnen, erhalten haben. Sie heißen auch Pyrrhonier, von ihrem angeblichen Haupte Pyrrhon aus Elis; ferner Aporetiker, d. h. die Ungewissen, Zweifelnden, Ephektiker, Enthaltsame, von absprechenden Urtheilen sich Enthaltende; Namen, deren Grund und Bedeutung sich nachher ergeben wird. Pyrrhon selbst war eigentlich nur ein auf das werkthätige Le-

den gestellter Mann, dessen gesundes Dichten und Trachten, nach Diogenes von Laerte, nur dahin ging, ein rechtschaffener Mann zu seyn, der sich um Spekulation nicht kümmerte, da sie, zumal in ihrer damaligen Gestalt, jenes Streben nicht förderte. Er hat daher auch selbst nichts geschrieben, sondern Timon aus Phlius in Achaja, einem Arzt und Philosophen, von welchem wir mindestens Bruchstücke haben, verdanken wir, was wir über seine Sinnesart wissen. Seine Philosophie war also, wie dies wohl die rechte ist, originelle Eigenthümlichkeit des Lebens und Charakters, ein lebendig gewordenes Wort. Die wenigen Nachrichten von seinem Leben stellen ihn auf als einen Mann von Gleichmuth, der allein unter den Menschen gottähnlich hervorragte, den Meinungendienst und Sophistendünkel abgethan, das Band alles Trugs und aller Ueberredung abgestreift, die Menschen als Baumlaub nicht sonderlich achtete, die Speculation, wie sie eben damals als Dogmatismus war, für verfehlt hielt, und also sich vor ihr verwahrte, woher auch der Name der Ephektiker. In ihm trat, nur gediegener, abgeschlossener und in lebendiger Fülle hervor, was schon in den von ihm sehr geachteten Demokritos und Sokrates sich kund gab. Er war, mit Einem Worte, für das gesunde Leben in seiner Gesammtheit, nicht für das Wissen, oder die Wissenschaft, besonders die damalige. Und so mochte denn von ihm aus das wahre Wesen des ältesten Skepticismus nur so, oder gar nicht zu bestimmen seyn, oder wenn diese Skepsis späterhin als Philosophem etwas anders geworden, in andre Beziehungen zur Wissenschaft überhaupt getreten seyn sollte, dies anders woher ausgemittelt werden müssen, nämlich aus dem Wissen selbst, und seiner Gestalt und Erscheinung. Auch Timon, Metrodor, Ainesidemos, die wir wieder nur aus Sextus Empiricus kennen, wie dieser letztere selbst, müßten von dort aus verstanden und gedeutet werden. Denn weder ist es hier mit dem Wahlspruch, der als Grundlage der skeptischen Epoche oder Enthaltsamkeit aufgeführt wird, daß nämlich jedem Ausspruch ein gleicher Ausspruch entgegenstehe (dies die Antilogie), dem Für sein Wider und umgekehrt, abgethan, als gegen dessen Wahrheit und Bestand man ja aus ihm selbst folgern könnte und gefolgert hat, noch mit den zehn, vermuthlich allmählig zu siebzehn erweiterten Topen (Orientirungspunkten) oder Tropen (d. i. Wendungen, Umkehrungen, Maximen, gegen das Wissen gerichteten Punkten), welche diese Lebensweise oder Leitung (αγωγη), wie sie sich lieber als Lehre oder Secte nannte, aufstellt. Verwahrung vor aller Entscheidung über das Wißbare (εποχη), und daraus hervorgehende, wie dazu hinführende Unerschütterlichkeit (αταραξια) bei dem Wechsel alles Einzelnen, Endlichen, Besondern, war ihre Aufgabe, man könnte sagen, ihr Anfang und Ende. Die dazwischen fallenden Entwicklungspunkte werden sich hernach ergeben. Ueberschauen wir nämlich jene, vorzüglich von Ainesidemos aufgestellten Tropen, so finden wir damit die Unstätheit, den Unbestand, das Wandelbare, Unsichere, namentlich des dünkelhaften Wissens, wie es als Dogma, Dogmatismus in Logik, Physik und Ethik auftrat, ausgesprochen und erörtert; und darin liegt auch wohl die von Sextus Empiricus berührte Aehnlichkeit mit Herakleitos, dem alles in stetem Flusse war, oder mit den Stoikern, in welchen beiden Philosophemen sich wohl deutbare Berührungs- und Anknüpfungspunkte bieten, wenn sie gleich ursprünglich in einer andern Gedankenreihe standen. Die Tropen aber beziehen sich auf die Verschiedenheit 1. der Thiere und ihrer Empfindun-

gen, 2. der Menschen, 3. der Sinne und Sinneswerkzeuge, 4. der Zustände und Veränderungen des Subjekts, 5. der Lage, des Orts und der Entfernung, 6. die Gemischtheit dessen, was sich den Sinnen darbietet, 7. Größe und Bau der Dinge, 8. das Bezügliche, Verhältnißmäßige der Dinge, 9. das häufige oder seltnere Geschehen, 10. Bildung, Gesetze, Gewohnheiten, mythischer Glaube und Vorurtheile. In diesen Tropen nun, man ordne oder reducire sie, wie dies letztere Agrippa that, wie man wolle, tritt einander entgegen, nicht mehr überhaupt Leben und Wissen, Darstellen und Erkennen, oder wie man diesen Gegensatz sonst fassen mag, sondern innerhalb des Wissensgebietes selbst thut sich ein Gegensatz auf, und wird eine Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen, Affirmiren und Negiren, Dogmatismus und Skepticismus, so daß, wenn jener älteste Pyrrhonismus ein practischer, dieser spätere ein theoretischer, wissenschaftlicher war. Dies spricht sich noch deutlicher in den fünf spätern Tropen aus, hergenommen von 1. der Verschiedenheit und dem Widerstreite der Lehrmeinungen, 2. dem Treiben auf das Unendliche, 3. der Relativität der Vorstellungen, 4. von der Annahme der Voraussetzungen, 5. von den Cirkelbeweisen. Diesen Tropen fügte noch ein Ungenannter späterhin hinzu, daß es kein begreifliches Wissen gebe, weil etwas weder durch sich selbst noch durch ein anderes begreiflich werde. Innerhalb jenes Kreises nun führte gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Sextus Empiricus (s. d. Art.), gleichsam die Acten des Antiken schließend, den Skepticismus mit einem Aufwand von seltner Gelehrsamkeit und Scharfsinn durch, und ihm danken wir auch die Kunde des wissenschaftlichen Skepticismus in seiner Reife. Das Ergebniß aus allem ist, gemächlichst mit Ruhe zu leben, stets unbekümmert und durchaus unbewegt, unachtsam süßgeschwätziger Weisheit. Da wir hier einmal im historischen Gebiete verweilen, so nennen wir sogleich die neuern Skeptiker: Franz Sanchez (geb. 1562 zu Bracara in Portugal, st. 1632), François de la Mothe Vayer (geb. 1586, gest. 1672,) der sich für die geoffenbarte Erkenntniß erklärte; Sorbiere und Foucher seine Schüler; Hier. Hyrnhaym zu Prag (st. 1679), Pet. Dan. Huet (geb. 1630, gest. 1721), Joseph Glanvill (st. 1680) und Peter Bayle (geb. 1647), ein großer Charakter. Auch Agrippa von Nettelsheim könnte hieher gerechnet werden. Unter den neuesten wird G. E. Schulze genannt, dessen Hauptsatz ist: daß der Ursprung unsrer Erkenntnisse unerklärbar sey. Ueber das Geschichtliche vergleiche Karl Friedr. Stäudlins Gesch. und Geist des Skepticismus ꝛc. Leipz. 1794 — 95 2 Bände. Gleich hier bemerken wir, was den neuern Skepticismus anlangt, daß in ihm mehr oder minder klar ausgesprochen ist das innerste geistige Seyn und Leben, so weit es in Offenbarung ruht, als das einzig Wahre, Gewisse, gegenüber dem trüglichen Wissen, gleichwie es dem alten die Unerschütterlichkeit des gesammten werkthätigen Menschenlebens war; das Wissen also als ein steuerloses, ungewisses Umirren und Schwanken auf dem Meere von Meinungen und Ansichten. — Es fragt sich nun nach diesem treuhistorischen Ueberblick, was der Skepticismus, von dem jetzt gewonnenen Standpunkte der Wissenschaft aus angesehen, sey. Daß der antike gegen das Wissen überhaupt, und fortschreitend gegen das Wissen einer Zeit gerichtet war, daß er, ganz dem Geist und Wesen des Antiken gemäß, das Wissen in ein Seyn, und zwar ein, Naturwerken gleich, anschaubares umgewandelt, gleichsam veräußert haben wollte, ist wohl klar geworden. In unsern Zeiten hat nun der wis-

senschaftliche Geist und die Speculation, je freier sie sich pries, die Trennung nach innen, innerhalb des Geistes und seines Thuns, immer mehr und mehr geweckt und tiefer verfolgt. Sie ahnet, ja bringt allerdings auf ein Einsseyn des Denkens und Seyns, des Allgemeinen und Besondern, in, mit und durch die Idee, die Vernunft, das Absolute, Gott, welches die Differenz des gemeinen Bewußtseyns, des sogenannten gesunden Menschenverstandes, des Begriffs, unter sich und in sich aufgehen sehe. Sie dringt auf eine Gesammtheit der Selbstdurchdringung von Gott und Natur, welche aber, wenn wir es uns aufrichtig gestehen wollen, bei der Endlichkeit des menschlichen Geistes, immer nur ein hohles Gedanken- oder Spiegelbild, mithin ein gedachtes Abbild, kein lebendiges, gleichsam innerlich und äußerlich erfahrnes, erlebtes Seyn bleibt, oder auch auf der höchsten Spitze der Speculation in das unentwickelte, obwohl unendlich entwickelbare, Nichts zerrinnt oder gesteht. Die lange angestrebte, selbst, wenn man dies zugeben müßte, glücklich gefundene Topik des Lebens ist immer nur prophetisch, ein Gesicht, das seine Ausführung und Verwirklichung der Zeit, oder vielmehr der die Zeit ordnenden höhern Hand empfiehlt und von ihr erwartet, so daß wir ja schon jetzt und immerdar darin begriffen wären. Tritt nun der Skepticismus hier in die Reihe, so muß er einer Seits auch wie der alte, dem hohlen Wissen, der vermessenen Freiheit der Speculation nothwendig die Spitze bieten, und ist in so fern wieder die Negation des Wissens, gegenüber dem Positiven, dem Seyn, der Offenbarung des Christenthums, welches daher auch bekanntlich jederzeit dem herrschenden Wissen mehr oder weniger die Farbe lieh; andrer Seits, wenn er nun noch näher in das Gebiet des Wissens selbst hineinrückt, muß er eben so nothwendig der Sphäre des gemeinen Bewußtseyns und der Reihe von Endlichkeiten negirend gegenüber treten, als der die Idee verstellenden, negirenden, aufhebenden Begriffsreihe. Er ist also die negative Seite des Wissens überhaupt, oder der als Wissen auftretenden Philosophie, oder endlich der beschränkten Begriffsmäkelei des Dogmatismus. So kehrt er, nach durchmeßner Bahn, in sein altes Strombett zurück, und ist seinem innersten Wesen und Vollendung nach das protestantische Widerspiel der Einseitigkeit des Wissens, als Speculation, welche das gesammte frische Menschenleben, als den fleischgewordenen Gott, in ein Gedankenspiel verwandelt, in seiner wissenschaftlichen Entwickelung und Ausbildung aber wird er jederzeit den Anmaßungen der übermüthigen, wie der Indolenz der faulen Vernunft sich widersetzen. Jenes halbschürige, kindische Zweifeln aber an Einzelheiten, deren höhern Vereinigungspunkt und goldenen Ring man nicht einmal kennt, wie es sich heut zu Tage mit seinem Halbbruder, dem seichten Eklekticismus, bläht, halte man doch ja nicht für Skepsis. Es ist gerade meist ein Symptom der bequemen, oder auch der haltungslosen, naseweisen Vernunft, da der wahre, durchgreifende eine allerdings rüstige Erscheinung in Leben und Wissen, und gleichsam die Ironie des menschlichen Geistes ist. Sokrates bekanntes Nichtwissen, Platons Dialectik, wie sie zumal im Parmenides auftritt, können, das eine als Resultat, die andre als Uebung des Skepticismus in hohem Sinne gelten, und wenn Sokrates darin, daß er die Weisheit vom Himmel auf die Erde rufte, und also das ethischwirksame Leben foderte, den Antiken nicht verläugnete, so ahnete Platon in der Welt der Ideen, was durch Offenbarung gesichtet, vereinfacht, durch den Kern ihrer Geschichte

aber in Erfüllung gehend, den abtrünnigen gefallenen Menschengeist vermittelnd zu Gott zurückzuführen, ewiger Rathschluß der erbarmenden Vorsehung ist. Und so sehen wir denn, wenn wir der Geschichte unbefangen nachgehen, die Skepsis in antiker, wie in moderner Zeit fest umrissen, dort als Rüstigkeit und Tüchtigkeit des gesammten äußern, darstellenden Lebens, hier als Unerschütterlichkeit des tiefsten, durch die Offenbarung wieder zu erlangenden Urlebens der Menschheit, in beiden aber die Rechte des Lebens und seiner Gesammtheit oder Einheit durchgesetzt gegen die Einseitigkeit des Denkens und Wissens, das sich vom Wesen und Seyn losgerissen. Aus diesem Geiste gehen auch die Warnungen des kräftigen Mannes gegen Philosophie und Verführung durch Menschenlehre hervor, welcher das treffliche Wort sagte: es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Wa.

Skiagraphie, der Umriß des Schattens, den ein Körper macht; erster Entwurf eines Gemäldes; Uebersicht des Inhalts eines Werks.

Skizze (italienisch Schizzo, eigentlich ein Spritzfleck), in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfne Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder andern Kunstwerke; flüchtiger Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werkes; Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift etc. Daher Skizziren, den Umriß eines auszuführenden Werkes flüchtig entwerfen.

Sklavenhandel; Sklaverei der Schwarzen, der Weißen. Sklaverei überhaupt ist der rechtlose Zustand eines Menschen, in welchem ihn ein Anderer als sein Eigenthum behandelt. Durch ihn wird der Mensch eine Waare. Der Händler treibt ihn, dem Last- oder Mastvieh gleich, auf den Markt, wo der Nichteuropäer auch Knaben und Sklavinnen als Werkzeuge seiner Wollust einkauft. Die Herabwürdigung des Weibes zum Thiere — sey es immerhin ein schönes Spielwerk in dem reizendsten Serail! — ist die schmählichste Folge der von Hochasien — nicht von Indien — ausgegangenen Sklaverei, die wie ein Fluch auf dem Orient lastet, und die Afrika zu Boden gedrückt hat. Die Entscheidung der Frage von der rechtlichen Möglichkeit eines solchen Zustandes hängt von dem Begriffe Mensch ab. In wie fern dieser ein sinnliches Vernunftwesen, und als Mensch in der Sinnenwelt nur so lange vorhanden ist, als er seinen Vernunftcharakter behauptet: in so fern ist er der Bürger einer unsichtbaren Welt, über welche die sichtbare keine Gewalt hat. Er darf daher so wenig den Charakter der Vernunft je aufgeben, als ihn ein Anderer desselben zu berauben je befugt seyn kann. Nun ist das Recht — eine Idee der Vernunft, — das einzige Mittel, durch welches der Mensch seinen Vernunftcharakter in der Sinnenwelt darstellt; es ist daher an sich so unveräußerlich, wie die Vernunft selbst: folglich ist die Sklaverei, als ein rechtloser Zustand, eben so sittlich undenkbar, als in der Sinnenwelt rechtswidrig. Zwar kann der Mensch seinem Rechte auf ein Gut entsagen, oder desselben sich verlustig machen, aber dies ist nie von dem Rechte selbst der Fall. Der Staat kann daher befugt seyn, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen, aber nie zur lebenslänglichen Sklaverei. Denn auch der Galeerensklave wird nicht Eigenthum des Staats. Seine Bestrafung hat ihre Gränzen, und diese Gränzen sind sein Recht. Eben so wenig darf der Kriegsgefangene Sklave werden, da der Krieg nur als Vertheidigung gerecht ist, so weit man nämlich dem Feinde die

Gewalt zu schaden entzieht. Er wird dagegen ungerecht, d. i. ein Raubkrieg, wenn man das feindliche Gut oder die Person des Feindes, bloß, weil beides feindlich ist, in sein Eigenthum verwandeln will. Durch einen Vertrag aber sich zum Sklaven hingeben wollen, setzt voraus, daß man Person und Sache zugleich sey, was unmöglich ist: daher schon das römische Recht vertragsmäßige Sklaverei für undenkbar erklärt hat. Doch konnte ein Schuldner, wenn er zahlungsunfähig war, der Sklave seines Gläubigers werden. — Dieser Begriff vom Menschen und von der sittlichen Unmöglichkeit der Sklaverei ist der Vernunft klar geworden, seit sie — durch das Christenthum — sich selbst richtig erkennen lernte. Doch hat es lange gewährt, ehe die Christen das klare Gebot der heiligen Urkunden: Alle Menschen sind Brüder! auch gegen die Nichtchristen in Anwendung brachten; ja unter den Christen selbst war die Leibeigenschaft (s. d. Art.) Jahrhunderte lang nicht minder ungerecht, als die Sklaverei, und dabei noch widersinniger: denn sie wollte, was die Sklaverei nicht will, den Menschen zugleich als Person und Sache darstellen. Ist nun jede Sklaverei an sich widerrechtlich, sie sey milde oder hart, so darf der Vortheil, den sie vielleicht hier und da gewährt, gar nicht in Frage kommen. Nicht einmal das sinnliche Wohlbefinden des Sklaven, den sein Herr aus eigennütziger Klugheit gut hält, oder als ein Glied der Familie menschlich behandelt, kann hier entscheiden. Die Klugheit hat es allein mit der Frage zu thun: Wie soll der Sklavenstand aufhören? Soll der Sklave auf einmal entfesselt, oder soll er allmählig zur Freiheit vorbereitet werden? — Die Gesetzgeber und das Völkerrecht in Europa haben sich in unserm Zeitalter über Leibeigenschaft und Sklaverei vernunftmäßig ausgesprochen. Indeß kämpfen Vorurtheil, Eigennutz, Herkommen und Gewalt noch immer für die Beibehaltung eines Mißbrauchs, der ein Selbstmord der Menschheit an sich genannt werden muß. Die geschichtliche Entwickelung dieses Gegenstandes ist daher nicht unwichtig. Der Orient erfand das Gesetz der Sklaverei. Hirtenwesen und Hausvaterstand, die ersten Anfänge des Volkslebens, machten Heerde und Familie von dem Hausvater und Oberhirten gleich abhängig. Einige Nomaden wurden Eroberer; einige Stammväter wurden Priester. Daher gingen ursprünglich in den Morgenländern alle gesellschaftliche Formen entweder aus dem Willen der Eroberer, oder aus der Klugheit der Priester hervor. Der Eroberer erkannte nur Einen Herrn, sich selbst, dem Alle mit Leib und Gut unterworfen waren. Dies war und ist die politische Sklaverei; aus ihr folgte unmittelbar die bürgerliche, oder die häusliche. Die Priester hingegen sicherten ihre Gewalt, indem sie jene politische Sklaverei der despotischen Reiche durch Abstufung milderten. Sie richteten nämlich in der Castenordnung eine Pyramide von geschlossenen Ständen auf, deren Spitze sie allein seyn wollten. Von nomadischen Völkern umgeben, sahen die despotischen wie die Priesterstaaten, überall nur Herren oder Sklaven, keine Menschen. Auch die gebildeten Völker des Abendlandes, die Griechen und Römer, von denen politische Freiheit allen Kastenzwang entfernt gehalten, konnten sich nicht erheben zu dem Begriff: der Mensch sey ein Vernunftwesen. Er stand ihnen nur an der Spitze der Thiere; sie sahen nie in ihm den Bürger einer höhern Welt. Daher galt ihnen der Mensch nichts als solcher, sondern bloß als Staatsbürger; Fremde nannten sie Barbaren, Feinde Sklaven. Aristoteles sagt in seiner Politik: Bei den Barbaren besteht die

Familie aus dem Sklaven und der Sklavin; den Griechen aber gebührt die Herrschaft über die Barbaren, weil jene den Verstand zum Regieren, diese nur den Körper zum Gehorchen haben. Er nennt den Sklaven ein lebendes Werkzeug, gleich wie das Werkzeug ein lebloser Sklave sey. Indeß setzt er doch hinzu: In wie weit der Sklave Sklav ist, gibt es gegen ihn keine Freundschaft, wohl aber in wie fern er Mensch ist. — Auch dachten sich die edleren Geister des Alterthums, wie Plutarch im Leben des Numa, ein frühes, goldenes Zeitalter, das des Saturn, wo es weder Herren noch Sklaven gegeben. — Außer diesen ersten Quellen aller Knechtschaft, der politischen Sklaverei und der Verachtung gegen barbarische Völker, gab es noch eine dritte, welche die Fortdauer der Sklaverei erklärt. Diese war der Krieg. Auf die Verachtung der Feinde gründete sich nämlich bei allen nicht christlichen Völkern das Herkommen, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu behandeln, weil man sie zu tödten das Recht zu haben glaubte. Wenn aber christliche Völker die Ueberwundenen zur Sklaverei verdammten, wie die Spanier die Indianer in Amerika, so geschah dies aus Raubsucht und Beutelust, welchen der Fanatismus den Vorwand lieh, es sey leichter, Sklaven zum Christenthume zu bekehren, als freie Völker. Diese Vorstellung bewog auch, wie Montesquieu anführt, den allerchristlichsten König (Ludwig XIII. von Frankreich), das Gesetz zu unterschreiben, welches die Neger in seinen Colonien für Sklaven erklärte. „Aber," sagen neuere Vertheidiger der Sklaverei, „es ist erlaubt, die **Neger** als Sklaven zu behandeln, denn sie sind keine Menschen, wie wir." Der gelehrte Meiners hatte seine ganze Belesenheit aufgeboten, um diese Sätze zu beweisen, die er mit seiner Ansicht von den Menschenracen zu vereinigen wußte. Montesquieu hat diesen Buchstabenwitz mit Worten des gesunden Menschenverstandes kurz und bündig widerlegt. S. Espr. des loix. XV. 5. Er setzt skoptisch hinzu: „Beschränkte Köpfe übertreiben gar zu sehr die Ungerechtigkeit, welche man an den Afrikanern begeht! denn wäre sie so groß, wie jene behaupten, würde es da nicht längst den europäischen Fürsten, die ja so viel unnütze Verträge unter sich abschließen, eingefallen seyn, auch einmal zu Gunsten des Mitleids und der Barmherzigkeit einen allgemeinen Vertrag zu schließen?" — Dieses Wort hat endlich gewirkt. — Ueber die Abscheulichkeiten, die aus dem Sklavenstande hervorgegangen sind, wie die Verstümmelung zu Eunuchen, Fechter-Schauspiele, Vervielfältigung der gröbsten und wildesten Sinnenlust, über den Zustand der Sklaven in Griechenland und Rom, über das Verhältniß der Freigelassenen und ihren Einfluß auf das Sittenverderben in Rom, so wie über die Ausbrüche der Wuth, wenn der Sklav seine Ketten zerriß, von dem furchtbaren Sklavenkriege in Sicilien 134 vor Chr. Geb. (vergl. d. Art. **Spartakus**) bis zu den Gräueln auf Hayti unter Dessalines, seit 1793 bis 1806, und dem blutigen Sklaven-Aufstande auf Barbados im J. 1816, — müssen wir auf die Schriften verweisen von **Reitemeier** (Gesch. der Sklaverei in Griechenland), von **Walch**, **Oelrichs** und **Hurter** (über die römischen Sklaven), und was insbesondere die Sklaverei der **Neger** betrifft, auf **Wadström** (Observations on the Slave Trade), **Falconbridge**, **Gregoire** (über die Literat. der Neger), u. A. — Der **Zustand der Sklaven**, von welchem oft die Sicherheit der Staaten abhing, war schon in den ältern Zeiten ein wichtiger Theil der bürgerlichen Gesetzgebung, in welchem sich der Geist und der Charak-

ter der Völker aussprachen. In Athen behandelte man die Sklaven mit großer Milde; in Sparta und im spätern Rom mit Härte. Das römische Recht verordnete, daß, wenn ein Herr getödtet worden, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache, oder nahe genug gewesen, um sein Geschrei hören zu können, ohne Unterschied zum Tode verurtheilt werden sollten. Das Recht der Herrn auf Leben und Tod über ihre Sklaven wurde erst unter den Antoninen ihnen entzogen, und der Obrigkeit zugetheilt. Wurden Sklaven von einem Dritten gemißhandelt, so gab das Aquilische Gesetz dem Eigenthümer nur die Klage auf Schadenersatz; in Athen hingegen wurde der Thäter selbst, und bisweilen sogar mit dem Tode gestraft. Die neuere Gesetzgebung hat theils den Schutz der Sklaven gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, theils die Rechte derselben in Beziehung auf ihre Freilassung berücksichtigt. Diese Bestimmungen, die einen wesentlichen Theil der Colonialpolitik ausmachen, haben jedoch, wie die Mitglieder des afrikanischen Vereins behaupten, das Schicksal der Sklaven nur sehr unvollkommen verbessert, und der Prozeß gegen Th. Picton, den brittischen Statthalter in Trinidad, hat Abscheulichkeiten an das Licht gebracht, die man in unserm Zeitalter für unmöglich halten sollte. Es ist hier nicht der Ort, diesen Theil der Colonialverwaltung darzustellen, welcher den Zustand der Negersklaven betrifft. Wichtiger ist die Geschichte der Versuche, den Negerhandel aufzuheben und die Sklaven frei zu machen; zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts und des Fortschritts der Menschheit auf dem Wege zu einem sittlich rechtlichen Zustande. Die Abschaffung des Negerhandels, oder der Sklaverei der Schwarzen unter den Christen insbesondere muß eine gänzliche Umbildung der Colonialwirthschaft herbeiführen. — Der Negerhandel wurde seit dem Anfange des 16. Jahrh. zuerst von den Portugiesen, dann von allen christlichen Colonialmächten bis in die neueste Zeit getrieben. Im J. 1503 wurden die ersten Sklaven von den portugiesischen Besitzungen in Afrika nach den spanischen Colonien in Amerika gebracht. Aus Mitleid gegen die von den Spaniern wie Lastthiere behandelten, schwächlichen Amerikaner schlug hierauf Bartholomä de las Casas dem Cardinal Ximenez die regelmäßige Einfuhr von Afrikanern vor. Ximenez verwarf den Antrag. Allein später ward jene Einfuhr von der spanischen Regierung, und in Frankreich von Ludwig XIII., in England aber schon von der Königin Elisabeth förmlich gestattet, weil man sie ihnen als ein Rettungsmittel der Schlachtopfer des afrikanischen Despotismus vorstellte. Doch erklärte sich Elisabeth gegen den Zwangshandel. In Spanien wurde der Negerhandel zuerst im J. 1517 nach Las Casas Vorschlag regelmäßig eingerichtet. Carl V. ertheilte seinem Günstling le Bresa das Monopol zu jährlich 4000 Sklaven, das dieser an die Genueser verkaufte. Die Genueser erhielten die in die Sklaverei verkauften Schwarzen von den Portugiesen, in deren Händen eigentlich der Handel war. Bald war die Sklaverei vorzugsweise in den Pflanzungs-Colonien eingeführt, und allgemeiner als in den Bergwerks-Colonien. Dadurch wurde die Sklaverei der Neger (s. d. Art.) zum Staatssystem, zum einzigen Erwerbszweige, zum Gegenstande fortwährender Kriege, ja solcher Gewaltthätigkeiten, die alle Bande der Geselligkeit auflösten; denn jeder mächtige Neger dachte nur darauf, für Rum und Spielzeug recht viele seiner Brüder dem Markte christlicher Europäer zuzuführen. Als daher in Folge der französischen Revolution der Menschenhandel



sich vermindert hatte, schickte der König Dahome auf der Sklavenküste im J. 1796 eine aus seinem Bruder und Sohne bestehende Gesandtschaft nach Lissabon, welche die Herstellung dieses Handels und die Errichtung eines Bündnisses mit Portugal gegen die übrigen europäischen Colonien zum Zweck hatte. Auch wissen wir aus des amerikanischen Matrosen Robert Adams Erzählung von Tombuctu, wo er selbst gewesen, daß man daselbst gewöhnlich von vier zu vier Wochen einen Streifzug in die benachbarten Länder unternimmt, um Menschen zu stehlen, da Sklaven für sie die beste Handelswaare sind. Zwar behauptet man, daß sonst die Kriegsgefangenen getödtet wurden, was, seit man sie als Sklaven verkaufte, aufgehört habe; allein keine Schändlichkeit rechtfertigt je die andre, und schneller Tod ist weniger grausam, als langsames Verschmachten. Die Neger lernten also uns Europäer nur dazu kennen, um sich in geistigen Getränken zu berauschen, und aus wilder Habsucht einander unaufhörlich zu bekriegen. Die vornehmsten Märkte für europäische Sklavenschiffe waren Bonny und Calabar an der Küste von Guinea. Hier kaufte man für Branntwein, Spielwaaren, Eisen, Salz u. s. w. die auf großen Messen im Innern, 1200 englische Meilen von der Seeküste, eingehandelten Sklaven, und die Zahl derer, die seit 300 Jahren ihrem Vaterlande und der Freiheit entrissen wurden, überstieg die Summe von 40 Millionen. Auf der Ueberfahrt nach Amerika starben wenigstens 7 bis 8 vom Hundert, weil man die männlichen Sklaven gefesselt in dem Schiffraum über einander preßte. Denn ein Schiff von 240 Tonnen, mit 44 Seeleuten besetzt, wurde mit 520 Sklaven beladen. Zwei und zwei schmiedete man sie zusammen, und der Raum für jeden war 5 Fuß in der Länge, und 2 Fuß 2 Zoll in der Höhe. Schon hier ergriff sie die Verzweiflung. Oft mußten sie zum Essen geprügelt werden; ja sie erfanden eine Art des Selbstmords, gegen welche sich nichts vorkehren ließ: sie verschluckten ihre Zunge. So groß ist, nach Parks, Golbberry's und Winterbottoms Zeugniß, die Anhänglichkeit des Neger an den vaterländischen Boden! Auf den amerikanischen Sklavenmärkten — ehemals Barbadoes, wo der höchste Preis eines Neger zwischen 80 und 85 Pf. Sterl. (bis 700 Thlr.) war, und vor Kurzem noch Havannah, und in Brasilien Bahia — wurden sie an die Pflanzer verkauft, und in Westindien vorzüglich zu Bearbeitung der Zucker-, Indigo-, Caffee- und anderer Pflanzungen gebraucht, welchen Arbeiten, besonders bei dem mühsameren Zuckerbau, weder Weiße noch Mulatten in demselben Grade gewachsen seyn sollten. Bei der natürlichen Trägheit des Neger bedurfte es einer eisernen Ruthe, um ihn zur Arbeit anzutreiben. — Die ersten, welche ihren Sklaven die Freiheit gaben, und an der Abschaffung des Negerhandels arbeiteten, waren einzelne Quäker in England und Nordamerika, und zwar die Stifter dieser Secte, Georg Fox, Woolman, Will. Penn und Andere, vorzüglich seit 1727. Im J. 1751 schafften ihn die Quäker unter sich ab. Hierauf sprachen zuerst im Parlamente Sitmouth, Wellesley u. A. für die Abschaffung dieses Handels. Grandville Sharp studirte drei Jahre lang die englischen Gesetze, einzig in der Absicht, um desto kräftiger die Rechte der Afrikaner zu vertheidigen. Er bewirkte es, daß im J. 1772 auch die englischen Gerichtshöfe den früher schon in Frankreich rechtsgültigen Grundsatz anerkannten: der in England angekommene Sklave werde dadurch frei. Nun wurde von den Freunden der Sklaven im J. 1783 dem Parlamente eine Bittschrift wegen Aufhe-

bung des Sklavenhandels übergeben. Um die öffentliche Meinung von dem Rechte der Menschheit zu überzeugen, stiftete Clarkson, der vor einigen Jahren eine Geschichte der Aufhebung des Sklavenhandels in London herausgegeben hat, einen großen Verein, die African Institution, welche nicht verwechselt werden darf mit der African Association, deren Zweck der Handel und die afrikanische Länderkunde ist. Zugleich sprach und wirkte der edle Wilberforce im Unterhause für die Abschaffung. Das erste Verbot der Einfuhr von Negersklaven erließen bald nach Erringung ihrer Freiheit die neun nördlichen und mittlern Provinzen der Freistaaten von Nordamerika. Die südlichen Provinzen, Maryland, Virginien, Carolina und Georgien, traten jedoch diesem Beschlusse nicht bei, weil sie in ihren wärmeren Landstrichen zum Tabak- und Reißbau die Neger-Sklavenarbeit für unentbehrlich hielten. Indeß verbesserte sich überhaupt der Zustand der Sklaven in Nordamerika seit der amerikanischen Revolution; dann wurde auch im brittischen Amerika durch ein Gesetz (the consolidated slave law) vom J. 1784 jede grausame oder harte Bestrafung der Sklaven, z. B. mit eisernen Halsringen, Gewichten oder Ketten, verboten, und der Weiße, welcher einen Schwarzen, er mochte ihm oder einem Dritten gehören, tödtete, ward am Leben gestraft. Die Verstümmelung eines Sklaven wurde mit einer Buße von 100 Pf. Sterl. und 12 Monaten Gefängniß geahndet; auch erhielt in Fällen von Grausamkeit der Sklave die Freiheit und ein Jahrgeld. Der Sklave durfte nie mit mehr als 39 Hieben gezüchtigt werden. Vergehungen der Sklaven, die nicht allzugeringfügig waren, untersuchte die Obrigkeit und das Geschwornen-Gericht. Die Zeit ihrer Arbeit ward von 5 Uhr früh bis 7 Uhr Abends bestimmt, mit halbstündiger Ruhe zum Frühstück und zweistündiger zum Mittagsessen. Vierzehntägig erhielten sie einen Tag frei zum Anbau ihres eignen Besitzthums; sie hatten überdies die Sonntage für sich. Sklavinnen, die sechs Kinder erzogen, waren von aller Arbeit frei. Indeß war ihr Zeugniß vor Gericht nicht zulässig. Dieses Gesetz wurde je länger je genauer befolgt, und die öffentliche Meinung erklärte sich laut gegen jeden harten Sklaven-Eigenthümer. Seitdem konnte der Neger durch eigenen Erwerb seine Lage verbessern; er lebte mit Weib und Kind unter dem Schutze der Gesetze und der Menschlichkeit, s. Colonial Journal, Lond. Apr. 1816. In England selbst war Wilberforce unablässig bemüht, durch Schriften die öffentliche Meinung für die gänzliche Abschaffung der Sklaverei zu gewinnen. Die erste Bittschrift für diesen Zweck, welche ernstlich erwogen wurde, übergab dem Unterhause im J. 1788 Pitt, als Vertreter der Universität Cambridge. Nun überreichten London und mehrere Grafschaften ähnliche Bittschriften. Allein sofort erhob sich der Handelsgeiz. Der Kaufmann berechnete, daß die Zahl der Sklaven im brittischen Westindien 410,000 betrüge, deren Abgang zu ersetzen, jährlich 10,000 Sklaven erfoderlich wären; daß die Britten jährlich in Afrika 30,000 erhandelten, folglich 20,000 an andre Nationen verkaufen könnten; daß sie bei diesem Handel über 800,000 Pfd. an brittischen Kunsterzeugnissen ausführten, und mehr als 1,400,000 Pfd. an Werth zurückbrachten; daß endlich die Regierung durch die Sklaventaxe 256,000 Pfd. an Einkünften gewönne. Liverpool und Bristol, welche den stärksten Negerhandel trieben, widersetzten sich daher so kräftig, daß Wilberforce, Fox, Pitt, Will. Smith und ihre Freunde nichts weiter erlangten, als eine Untersuchung der Beschaffenheit dieses Menschenhandels, und

Verfügungen, nach welchen die Ladung menschlicher eingerichtet werden sollte. Nach mehrmals erneuerten Anträgen, wobei Wilberforce am 18. Apr. 1790 eine allgemein bewunderte Rede hielt, und Fox ebenfalls in einer Rede, die noch für ein Meisterstück gilt, durchgreifende Maßregeln empfahl, bewirkten sie endlich im J. 1792, daß das Unterhaus mit einer Mehrzahl von 19 Stimmen die Abschaffung des Sklavenhandels für d. J. 1795 beschloß, allein das Oberhaus nahm diesen Beschluß so wenig an, als das von Wilberforce im J. 1794 vorgeschlagene Verbot, an fremde Nationen Sklaven zu verkaufen. Unterdessen hatte der französische Nationalconvent durch das Decret vom 4. Febr. 1794 den Negern und andern Sklaven aller seiner Colonien die Freiheit gegeben, und sie gegen England bewaffnet. Danton rief bei dieser Gelegenheit aus: Heute schleudern wir die Freiheit in die neue Welt! Von heute an ist der Engländer todt! — Wilberforce brachte daher 1796 abermals eine Bill in das Unterhaus, des Inhalts, daß der Negerhandel auf den 1. März 1797 für immer abgeschafft seyn, und alle, die ihn nachher noch treiben würden, als der Felonie schuldig, zu einer 14jährigen Verweisung nach Botany-Bay verurtheilt werden sollten. Fox und Pitt stimmten für die augenblickliche Abschaffung; doch äußerte letzterer seine Besorgniß in Ansehung der Folgen, welche diese Maßregel sowohl in dem Geiste der Neger, als für das Interesse der Pflanzer nach sich ziehen könnte. Dundas widersetzte sich der Bill aus demselben Grunde; ihre Annahme wurde daher nochmals verschoben. Jetzt verdoppelten Wilberforce, so wie die in London 1788 errichtete afrikanische Gesellschaft, ihren Eifer, um die öffentliche Meinung von dem heiligen Rechte der Menschheit zu überzeugen. Auf den Betrieb dieses Vereins wurde die Niederlassung an der Westküste von Afrika zu Sierra Leone (s. d. Art.) gegründet, welche die Unterweisung der Negervölker im Landbau und Kunstfleiß beabsichtigte, auch in der Folge seit 1809 die jungen Afrikaner im Englischen, Arabischen und in der Mathematik zu unterrichten anfing *). Endlich siegte im Parlamente das menschliche Gefühl über die herzlosen Vertheidiger des Sklavenmarkts. Der Minister Fox erhob sich am 10. Juni 1806, und erklärte dem Hause, daß er diese heilige Sache des ganzen Menschengeschlechts im Namen des edlen Wilberforce führen wolle. „Ich werde trauern," waren seine Worte, „daß ich mein politisches Leben von fast 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, diese Sache zu vollbringen." Er schlug hierauf vor, daß das Haus den afrikanischen Sklavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und wohlverstandene Politik streitendes Gewerbe erklären und sofort die ernsthaftesten Maßregeln zu seiner gänzlichen Abschaffung nehmen sollte. Die Generale Tarleton und Gascoyne widersetzten sich vergebens. Nach langem Wortkampf siegten die vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Francis, Windham u. A. mit 114 Stimmen gegen 15. Das Unterhaus beschloß die Abschaffung und zugleich eine Botschaft an den König, daß er die ihm gutdünkenden Wege einschlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europa's zu bewegen, sich mit England in diesem Entschlusse zu vereinigen. Das Oberhaus genehmigte eben-

*) In derselben Absicht, um den Negern im Anbau des Indigo und der Baumwolle mit Rath und That an die Hand zu gehen, und diese Producte für Frankreichs Industrie zu benutzen, schickte die französ. Regierung im J. 1818 zwei Expeditionen nach dem Senegal.

falls den Antrag. Allein der endliche Beschluß dieser berühmten Abolition Act of Slavery erfolgte erst den 5. und 6. Febr. 1807, wo auch der berühmte Schriftsteller Roscoe für die Abschaffung sprach, ungeachtet er Repräsentant der reichen Stadt Liverpool war, welche durch diesen Handelszweig hauptsächlich zu ihrer Höhe sich emporgeschwungen hatte. Der 1. Jan. 1808 wurde als das Endziel des Sklavenhandels bestimmt. Bei dieser Gelegenheit enthielten die brittischen Tageblätter folgende Bemerkung: „Es ist eine traurige, aber unbestrittene Thatsache, daß der König Georg III., der Prinz von Wales und die ganze königliche Familie, mit ehrenvoller Ausnahme des Herzogs von Gloucester, einstimmig der Abschaffung des Negerhandels entgegen gewesen sind." Das Gesetz wurde den 4. Mai 1811 durch den Parlamentsschluß verstärkt, nach welchem der wissentliche Antheil am Sklavenhandel mit 14jähriger Landesverweisung, oder harter Arbeit bestraft werden sollte. In Dänemark hatte, früher als England, König Christian VII. (st. 1808) den Sklavenhandel im J. 1794, vom 1. Jan. 1804 an, abgeschafft. Im Kieler Frieden 1814 versprach Friedrich VI., seinen Unterthanen jeden Antheil am Sklavenhandel im Auslande zu verbieten. Die vereinigten Staaten (vergl. d. Art.) folgten dem Beispiele Englands; und die vereinigten Provinzen von La Plata hoben ebenfalls im J. 1815 den Sklavenhandel auf. Gleichwohl dauert in einzelnen Staaten von Nordamerika die Sklaverei noch fort, und man zählte 1818 in der Union überhaupt 400,000 Sklaven. Nach dem Bundeshandelsvertrage, den England mit Brasilien den 19. Febr. 1810 abschloß, wurde der portugiesische Negerhandel auf einige Häfen an der afrikanischen Küste beschränkt, in dem Vertrage mit England vom J. 1818 aber gänzlich aufzuheben versprochen, was jedoch im J. 1819 noch nicht geschehen war. In Frankreich versprach Napoleon als erster Consul den Negern in Domingo die Aufrechterhaltung der Freiheit, während er die Einwohner von Isle de France lobte, die Sklaverei beibehalten zu haben, und denselben verhieß, daß Frankreich nie wieder die Sklaverei der Weißen durch Befreiung der Neger gesetzlich beschließen werde. Als er hierauf St. Domingo erobert, und die Treulosigkeit an Toussaint l'Ouverture begangen hatte, ließ er den Sklavenhandel durch den gesetzgebenden Körper wieder einführen, wobei der Staatsrath Bruix sagte: La liberté de Rome s'entouroit d'esclaves. Plus douce parmi nous elle les relègue au loin! Endlich kam die Zeit, wo die brittische Nation diese Angelegenheit zur Sache Europa's machen konnte. Lord Castlereagh drang im pariser Frieden vom J. 1814 dem König Ludwig XVIII. das Versprechen ab, daß Frankreich den Sklavenhandel abschaffen und hierzu auch auf dem Congresse zu Wien thätig mitwirken wolle; allein die Handelskammer von Nantes bewirkte die dem Rechte und der Pflicht widersprechende Einschränkung, daß jener Handel den Franzosen noch fünf Jahre gestattet seyn sollte. Damit war man in England äußerst unzufrieden. Es begann ein lebhafter Schriftenwechsel für und wider die Sache. Die Franzosen suchten unter den edlen Absichten der Britten geheime Beweggründe des Eigennutzes. Indeß widerlegte der Erfolg die Widersacher, welche aus der Abschaffung lauter Unheil für den brittischen Handel kommen gesehen hatten. Liverpool verlor nichts von seinem Wohlstande, für so unglücklich es sich auch anfangs durch die Abschaffung des Sklavenhandels gehalten hatte. Die Insel Mauritius, welche Frankreich abtreten mußte, wurde statt

der Sklaven, die man bisher aus Mozambique eingeführt, mit Verbrechern aus Indien bevölkert; und die Listen aus den brittischen Colonien beweisen, daß die Zahl der freien Neger überhaupt, seit der Verbesserung ihrer Lage, zugenommen, der Landbau aber durch die Aufhebung der Sklaverei nichts verloren habe. Nach Bryant Edwards Erfahrung läßt sich nämlich auch in Zuckerpflanzungen der Pflug statt der Hacke anwenden, und zu jenem bedarf es fast nur des 21sten Theils der Sklavenarbeit, die im letztern Falle erfoderlich ist. So hat sich u. a. auf St. Helena, wo der Pflug an die Stelle der Hacke eingeführt und die Sklaveneinfuhr schon 1792 abgeschafft worden, im Landbau die Zahl der Aecker seit 1796 bis 1812 von 4405 bis auf 6005 Aecker, und die Bevölkerung seit 1803 bis 1812 an Weißen von 436 bis 582, und an Schwarzen von 1539 bis auf 1687 vermehrt; auch hat man mit Erfolg seit 1810 chinesische Ackerleute daselbst sich ansiedeln lassen. Auf Jamaika hatte sich von 1800 bis 1815 die Zahl der Sklaven von 300,939 bis auf 313,814 vermehrt, doch gegen das J. 1811 um 13,000 vermindert. Auch in Guiana bestätigte die Erfahrung, was die Menschenliebe der afrikanischen Gesellschaft gehofft hatte. Die öffentliche Stimme in England machte es daher dem Lord Castlereagh zur Pflicht, dahin zu wirken, daß auf dem Congreß zu Wien ein fester Grund zur allgemeinen Abschaffung des Negerhandels gelegt würde. Indeß richtete er, da Frankreich unthätig blieb, Spanien und Portugal aber widersprachen, nur so viel aus, daß Spanien und Portugal demselben nördlich von der Linie entsagten. S. d. Vertrag zwischen England und Portugal, Wien d. 22. Jan. 1815. Doch machte wenigstens die von Castlereagh, Stewart, Wellington, Nesselrode, Löwenhielm, Gomez Labrador, Palmella, Saldanha, Lobo, Humboldt, Metternich und Talleyrand, Wien den 8. Febr. 1815, unterzeichnete Erklärung öffentlich bekannt, daß, weil die allgemeine Stimme den Negerhandel als einen Schandfleck der europäischen Bildung verdamme, die Mächte den Zeitpunkt der gänzlichen und allgemeinen Abschaffung desselben durch besondere Unterhandlungen festsetzen wollten. Diese wurden im Oct. 1816 in London mit den österreichischen, preußischen, russischen und französischen Gesandten wirklich eröffnet, womit zugleich die Errichtung eines allgemeinen Schutzvereins gegen die Menschenräuberei der Barbaresken verbunden werden sollte. Ludwig XVIII. willigte nach dem pariser Vertrage vom 20. Novbr. 1815 ebenfalls in die sofortige Aufhebung dieses Handels, wozu schon Napoleon, um die öffentliche Meinung in England für sich zu gewinnen, im April 1815 sich bereit erklärt hatte. England hat jetzt freie Hand, ganz Nordafrika zu civilisiren. In dieser Absicht rüstete die afrikanische Gesellschaft zwei Schiffe unter dem Capitain Tuckey aus, welche in das Innerste von Afrika mit Dampfböten eindringen sollten, um die Quellen des Zaire und unter dem Major Peddie vom Senegal aus den Lauf des Niger zu untersuchen; doch ist diese Unternehmung fehlgeschlagen (s. Congo). Auch hat bereits der brittische Handel in Afrika seit Vertilgung des Sklavenmarkts große Fortschritte gemacht. Die Einfuhr der für Afrika bestimmten Waaren, welche vorher jährlich 455,000 Thlr. betrug, war nämlich im J. 1808 auf 2,242,000 Thlr. und im J. 1810 auf 3,481,000 Thlr. gestiegen; die Ausfuhr hatte noch mehr zugenommen. Da jedoch Spanier und Amerikaner den Sklavenhandel noch fortsetzten, so wurde im J. 1816 eine englische Eskadre zu Sierra Leone stationirt, welche auf alle Sklavenschiffe Jagd macht, und die befreiten Sklaven in ihre Heimath ent-

läßt, oder ansiedelt. Aus ihnen bildet England sein transatlantisches Heer, das bereits aus 8 Linien- und 4 leichten Regimentern Neger besteht, größtentheils aus jenen afrikanischen Königreichen, wo sonst Portugal und Spanien ihre Sklaven holten. Seitdem hat auch Spanien durch den Vertrag vom 23. Septbr. 1817 sich verpflichtet, seinen Unterthanen den Sklavenhandel vom 30. Mai 1820 an gänzlich zu verbieten. Dasselbe Verbot erließ der König der Niederlande, in Gemäßheit seines Vertrags mit England vom 4. Mai 1818. Indeß steht Wilberforce noch nicht am Ziele des Werks der Menschenliebe, das seit mehr als 30 Jahren die große Aufgabe seines Lebens ist. Der erste Schritt, die Aufhebung des Negerhandels, war geschehn; obgleich der Menschenhandel an der afrikanischen Küste noch immer nicht ganz unterdrückt ist, und Sklavenmärkte noch im J. 1819 auf Cuba und in Brasilien gehalten wurden. — Jetzt ist für Wilberforce der zweite zu thun übrig: die Freiwerdung oder Emancipation der Sklaven. Jener tastete nur den Vortheil des Erwerbs an. Dieser greift in den Rechtsbesitz des Eigenthums ein. Wilberforce wagte diesen bedenklichen Schritt. Er schlug den 10. Juni 1816 im Unterhause vor, man solle die Sklaven gleich brittischen Unterthanen behandeln, und ihre Kinder zu einem freien Bauernstande auferziehen. Dieß waren schon die Ansichten von Burke, For, Pitt, den Lords Landsdown, Howick u. A. Allein noch immer behauptet Windham u. A., die Neger seyen der Freiheit nicht fähig. Auch fürchten viele, die Neger möchten aus Ungeduld ihre Fesseln zerbrechen, und das Beispiel von Haiti befolgen; eine Furcht, welche der Aufstand der Sklaven auf Barbados im J. 1816 nur zu sehr bestätigt hat. Die Einregistrirungs-Bill der Sklaven, welche Wilberforce 1815 vorgeschlagen hatte, um den Kauf und die Einfuhr neuer Sklaven, so wie die Knechtschaft freier Leute in den brittischen Niederlassungen zu verhindern, ging daher nicht durch. Das Colonial Journal, London April 1816, enthält die Verhandlungen über diese wichtige Bill, auszugsweise aus 14 dafür und dagegen erschienenen Flugschriften, so wie die Bill selbst, und gibt die neuesten Nachrichten von dem Zustande der Sklaven in Jamaika im Dec. 1815. Man wandte hauptsächlich ein, daß schon die vorhandenen Gesetze den Verkäufer und den Käufer eines Sklaven bestraften, daß die Bill eine fiscalische Untersuchung des Eigenthums herbeiführte, daß sie den ganzen Haushalt der Pflanzer der Staatsaufsicht unterwürfe, und alle oft so nöthige Ortsveränderungen erschwerte; daß, da nach der Bill jeder von dem Eigenthümer in der Liste weggelassene Sklave frei werden sollte, die Schwächlichen, Kranken und Unbrauchbaren, die ihr Herr gesetzlich verpflegen müsse, absichtlich verschwiegen werden würden, daß die Bill der den Colonien zugesicherten Grundverfassung entgegen wäre u. s. w. Diese Einwürfe entschieden für das Recht des Eigenthums; denn nach Colquhoum machen die Sklaven auf Jamaika die Hälfte des Capitals des Gesammtvermögens aus. Auch überzeugte sich das Haus durch die vorgelegten Berichte, unter welchen das Gesetz, die Rechte der Sklaven betreffend, in Jamaika d. 14. Dec. 1809 gegeben, die wichtigste Beilage ist, von der Thatsache, daß der Rechtszustand der farbigen Menschen in den brittischen Colonien gesichert sey. Indeß ist die Einregistrirung der Sklaven bereits auf Trinidad, St. Lucia, und Mauritius (1814), die der Krone unmittelbar gehören, eingeführt. Als das wirksamste Mittel, die Neger zu civilisiren, hat man das Christenthum erkannt; doch ist man in den Colonien mit den fanatischen

Predigern der Methodisten sehr unzufrieden, und gibt allgemein den Missionarien der Brüdergemeine den Vorzug. Nichts hielt vor Abschaffung des Sklavenhandels die Civilisation der Neger mehr zurück, als die Einfuhr neuer Ankömmlinge aus Afrika. Ist einmal diese ganz weggefallen, so hindert nichts, den Negersklaven nach und nach an bürgerlich-häusliche Verhältnisse zu gewöhnen. — Auch die Abschaffung der Sklaverei der Weißen, dieses Schandflecks der europäischen Staatskunst, die von dem Schweiße der Völker Flotten erbaute und Heere aufrichtete, um Europa mit Blut zu düngen, während sie Volk und Land gegen die Räubereien der Barbaresken höchstens durch schimpflichen Tribut zu schützen bemüht war, wurde endlich auf dem Congresse zu Wien und späterhin zu Aachen in Erwägung gezogen. Sie ist eine Folge der Seeräuberei, welche, so alt wie die Geschichte, in den Buchten des Mittelmeers ihren Sitz hatte. Schon die Griechen und Römer züchtigten die Seeräuber. Seit aber der Fanatismus den Islam und die Christenheit vorzüglich zur Zeit der Kreuzzüge gegen einander bewaffnete, gleicht der von Türken und Mohren an den Christen verübte Menschenraub einer Hydra, deren Köpfe immer wieder wachsen, so wie man sie abhaut. Die Behandlung der weißen Sklaven ist völlig willkürlich. Sie hängt von Umständen und der Laune des Herrn ab. Einige hundert Stockschläge auf die Fußsohlen gehören zu ihren gelindesten Strafen, und täglich ist der Christensklave den Mißhandlungen des maurischen Pöbels ausgesetzt. Im J. 1815 schätzte man die Zahl aller weißen Sklaven auf 49,000, in der Stadt Algier gegen 1600. Es war natürlich, daß Europa diesen Hohn und Frevel nicht ertragen konnte. Wird es aber durchgreifendere Maßregeln wählen, als die bisherigen waren? Schon 1270 schlossen England und Frankreich eine „heilige Allianz" zur Züchtigung der Barbaresken. Philipp der Kühne griff ihren damaligen Hauptsitz Tunis noch vor der Ankunft der Engländer an, und zwang die Barbaren, alle christliche Gefangene frei zu geben und eine starke Geldbuße zu erlegen. Im J. 1389 unternahmen die Engländer, mit den Franzosen, Genuesen und Venetianern vereinigt, unter dem Grafen von Derby (nachher König Heinrich IV. von England) einen zweiten Zug nach Tunis mit demselben Erfolge. Als aber der große algierische Staat, nach dem Sturze der Dynastie der Almoraviden, in mehrere Theile zerfallen war, erhoben sich Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu kleinen Freistaaten, welche aus Rachsucht, wegen Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien, seit 1494 die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft machten. Vergeblich waren gegen sie Ferdinands, Karls V., Philipps V. und spätere Unternehmungen. (S. d. Art. Barbaresken.) Nicht viel glücklicher waren die Engländer. Cromwells Admiral Blake zerstörte zwar 1655 den größten Theil der tunesisch-algierischen Flotte und befreite viele Gefangene; allein in den J. 1669 und 1670 ließ Karl II. von England, im Verein mit den Niederländern, Algier ohne Erfolg beschießen. Eben so vergebens bombardirten die Franzosen Algier 1682, 83 und 88. Im J. 1683 warf der franz. Admiral Du Quesne 1200 Bomben in die Stadt und legte sie zum Theil in die Asche; allein der Dey Mezzo Morto ließ den franz. Consul Vacher in eine Kanone laden und der französischen Flotte zuschießen. Die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, der Fanatismus der Mohren und Türken, und die Scheu, welche ihre Barbarei ein-

flößte: Alles trug dazu bei, daß Algier nur augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Hier, so wie in Tunis und Tripolis, schalteten raublustige türkische Milizen ohne Gesetz und Ordnung. Alle christlich europäische Staaten haben sich daher mehr oder weniger erniedrigt, durch ordentliche und außerordentliche Geschenke den Frieden mit diesen Barbaren auf kurze Zeit zu erkaufen. Bloß Frankreich stand mit ihnen in einem bessern Verhältnisse, und England schloß schon seit 1662 mit Algier, Tunis und Tripolis, und mit Marocco seit 1721 Verträge, nach welchen kein englischer Unterthan je zum Sklaven gemacht, oder als solcher verkauft werden sollte, auch wenn er an Bord eines feindlichen Schiffes (nämlich als Reisender) angetroffen würde; alle englische mit Admiralitätspässen versehenen Schiffe konnten undurchsucht das Meer durchsegeln; die Ladungen der gescheiterten Schiffe durften nicht eingezogen, ihre Mannschaft nicht zu Sklaven gemacht werden, und die brittischen Kriegsschiffe konnten sich in den verschiedenen barbarischen Häfen mit Lebensmitteln versehen, ohne Abgaben zu bezahlen. Indeß beobachteten die Barbaresken, Marocco ausgenommen, diese Verträge nur so lange sie Lust hatten. Oesterreich erhielt seit Kurzem erst in Constantinopel einen Schutzbrief von der Pforte, ohne Tribut, und vermittelte denselben Schutz für Toscana. Rußland und Preußen haben ähnliche Firmans gegen die Barbaresken von der Pforte erlangt. Schweden und Dänemark haben den Frieden erkauft. Portugal foderte seit 1795 von den Hansestädten einen Beitrag zu Bewahrung des Strandes, um deren Schiffe an seinen Küsten zu beschützen. Lübeck und Bremen schlossen zuletzt noch 1806 Verträge mit Marocco; sie mußten aber endlich doch ihre Schiffahrt im Mittelmeere größtentheils aufgeben. Amerika schützte seine Nationalehre durch den tapfern Decatur, der im J. 1815 Algier beschoß, und Algier mußte im Frieden die Flagge der Union als unverletzlich anerkennen. Um dieselbe Zeit hatte der ritterliche Sir Sidney Smith bald nach dem pariser Frieden im J. 1814 einen Verein zur Abschaffung der weißen Sklaverei und gegen die Seeräuberei (Institution Anti-Pirate) zu Paris gestiftet, welchem Fürsten und Edle aus den meisten Ländern Europa's beitraten. Allein er löste sich, nachdem er nur vorbereitende Unterhandlungen hatte einleiten können, im J. 1818 wieder auf. Ein ähnlicher Verein bildete sich seitdem in Hamburg. Am wirksamsten handelte England für sich und seine Verbündete. Lord Exmouth (ehemals Sir Edward Pellew), der Befehlshaber der brittischen Seemacht im Mittelmeere, schloß nämlich d. 17. April 1816 mit dem Bei von Tunis, Mahmud Pascha, einen Vertrag, nach welchem dieser die Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln, und bei Abschluß des Friedens ohne Ranzion frei zu geben versprach. England hatte zugleich den Schutz seiner Verbündeten, Sardinien und Neapel, gegen die Barbaresken mit übernommen. Darum war Lord Exmouth schon den 31. März 1816 vor Algier mit 6 Linienschiffen, 7 Fregatten und mehrern kleinen Kriegsfahrzeugen erschienen, und hatte durch Drohungen den Abschluß des Friedens zwischen Sardinien und Algier, hierauf den zwischen Algier, Tunis und Tripolis mit Neapel bewirkt. Aber, was ganz Europa laut tadelte, und ein petersburger Tageblatt, der russische Invalide, bitter rügte, der König von Neapel mußte an Algier für jeden ihm geraubten christlichen Unterthan 1000 Piaster, und jährlich, ohne die außerdem noch üblichen Geschenke, 24,000 Piaster, d. i. einen Tribut, Sardinien aber für jeden Gefangenen 500 Piaster

bezahlen. Hannover wurde vom Dey in den Frieden mit England eingeschlossen. Tunis gab die sardinischen Gefangenen umsonst frei, die neapolitanischen aber nur für 300 Piaster den Kopf. Auch Tripolis hatte sich wie Tunis erklärt, die Christensklaverei ganz abzuschaffen und die gewöhnlichen Gesetze der Kriegsgefangenschaft einzuführen. Lord Exmouth erschien jetzt den 15. Mai 1816 ein zweites Mal vor Algier, um den Dey zu nöthigen, das europäische Völkerrecht in Ansehung der Kriegsgefangenen ebenfalls anzuerkennen. Allein der Dey und sein Divan widersetzten sich dieser Foderung, weil sie ihren Staats- und Religionsgrundsätzen gleich zuwiderlief. Endlich bewilligte der Admiral dem Dey eine Frist von 6 Wochen zu Einholung der Willensmeinung des Großsultan, ohne welche die Regierung von Algier eine Verbindlichkeit dieser Art nicht eingehen wollte, und die brittische Flotte segelte den 20. Mai nach England zurück; Capitain Dundas aber brachte den algierischen Abgeordneten nach Constantinopel. Doch eine Treulosigkeit ohne Gleichen veränderte Alles. Der Dey hatte, während der Unterhandlungen mit Lord Exmouth, von Wuth und Haß gereizt, Eilboten nach Oran und Bona an die dortigen Befehlshaber gesandt, mit dem Befehl, daß sie sich der Personen und des Eigenthums aller daselbst befindlichen Engländer bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag nehmen sollten. Dies wurde aufs grausamste vollzogen. An Christi Himmelfahrtstage, d. 23. Mai, als die Christen eben die Messe hören wollten, überfielen algierisch-türkische und maurische Soldaten, auf einen von der Festung gegebenen Signalschuß, die Schiffsmannschaften von 359 italienischen Schiffen, die unter englischer Flagge und mit Pässen vom englischen Generalconsul zu Algier versehen, die Erlaubniß Korallen zu fischen, gelös't hatten, und im Vertrauen auf die Verträge friedlich im Hafen zu Bona lagen. Der englische Consul wurde gemißhandelt, und ein großes Blutbad unter den Christen, die sich vertheidigten, angerichtet. Wenige entkamen. Erst die Ankunft eines Boten aus Algier, den der Dey sogleich nach Abschluß des Vertrags mit Lord Exmouth abgesandt hatte, machte der Barbarei ein Ende. Als die Nachricht davon nach England kam, erhob sich der gerechte Zorn der Nation, und im Unterhause, wo Lord Castlereagh Bedenklichkeiten äußerte, sprach auch nicht Ein Mitglied in seinem Sinne, sondern Alle verlangten die Züchtigung der Barbaren. Und schon d. 28. Jul. lief Lord Exmouth mit 6 Linienschiffen, 2 Fregatten, 2 Briggs und 4 Bombardierschiffen aus Plymouth aus, wozu noch einige Schiffe in Gibraltar stießen. Hier vereinigte sich mit ihm d. 9. Aug. der niederländische Admiral van der Capellen mit sechs Fregatten. Admir. Penrose stieß erst d. 28. Aug. zu der Flotte. Wegen widrigen Windes erschien die vereinigte, mit 6500 Seeleuten bemannte und 702 Kanonen führende, 32 Kriegsschiffe starke Flotte erst d. 27. Aug. früh vor der Bay von Algier, wo der Dey unterdessen Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung in Bereitschaft gesetzt und mehr als 50,000 M. Mohren und Araber unter den Mauern vor Algier versammelt hatte. Lord Exmouth erließ sofort an ihn die schriftliche Auffoderung: „da er alle Verpflichtungen durch die letzten Greuelthaten zu Bona gebrochen, so verlange der Prinz Regent: 1. unmittelbare Auslieferung aller Christensklaven ohne Ranzion; 2. Zurückgabe der bereits für sardinische und neapolitanische Gefangene entrichteten Gelder, zusammen 38,2500 Piaster; 3. die feierliche Verpflichtung, so wie Tunis und Tripolis die Rechte

der Menschheit zu ehren, und von jetzt an im Kriege alle Kriegsgefangene nach dem Gebrauche der europäischen Völker zu behandeln; 4. Friede mit dem Könige der Niederlande unter denselben Bedingungen. Auf diese Vorschläge erwartete der Lord des Deys Ja oder Nein." Unterdessen segelte die Flotte in die Bay, und um 2 Uhr 15 Min. lag das Admiralschiff einen Pistolenschuß vor den Batterien gerade beim Eingange des Hafendammes vor Anker. Der Angriff war schwierig. Algier, das damals 20,000 Häuser und gegen 100,000 Einw. zählte, ist längs des schroffen Ufers stark befestigt. Mehrere Reihen Batterien stehen über einander, und vertheidigen die Landzunge und den Molo, vor welchem die brittischen Schiffe vorbei mußten, um den innern Hafen zu beschießen. Nahe vor dem Molo stellten sich die Linienschiffe auf, unter dem Kreuzfeuer von mehrern hundert Kanonen, damit hinter ihnen die Bombenschiffe heransegeln konnten. Durch diese kühne Bewegung nahm Lord Exmouth die feindlichen Batterien in die Flanke, und vermied zum Theil ihr Feuer. Das Feuer dauerte von 2 bis 9 Uhr Abends. Es war von Seiten der Angreifenden so gut gerichtet, daß sie mit 702 Kanonen einen Theil des feindlichen Geschützes, das aus 1000 Stück bestand, unbrauchbar machten. Die brittische Flotte verschoß 41208 Kugeln und 960 Bomben; die niederländische 10148 Kugeln. Um 8 Uhr war fast halb Algier und die algierische Seemacht (4 Fregatten, 5 Corvetten und 30 Kanonierschaluppen) nebst einigen Vorrathshäusern im innern Hafen, und mehrern Handelsschiffen gänzlich zerstört. Das Uebrige rettete ein Gewitter, das um 10 Uhr Abends mit einem heftigen Gußregen eintrat, und die ganze Nacht dauerte. Den Tag darauf sandte Lord Exmouth, dessen Flotte ebenfalls stark gelitten hatte, eine neue Auffoderung an den Dey unter denselben Bedingungen. Der Friede kam sogleich zu Stande. Eine hinzugefügte Bedingung schaffte alle Consulargeschenke ab, mit Ausnahme der persönlichen, die aber nie über 500 Pfd. betragen dürfen, und nöthigte den Dey, dem in Fesseln gelegten Consul Genugthuung und 3000 Piaster Schadenersatz zu geben. Ueber die Kaperei war nichts festgesetzt; auch keine Bürgschaft geleistet. Die Regierung von Algier hat also zwar die Sklaverei der Weißen für aufgehoben erklärt, jedoch das Recht, den verschiedenen europäischen Mächten den Krieg zu erklären, sich vorbehalten. Dieser Friede ward von Omar Pascha, dem Dey, d. 28. August 1816 mit England und den Niederlanden unterzeichnet, am 6. d. Mon. Schawal im J. der Hegira 1231. Demselben gemäß hat der Dey 382,500 Piaster, welche er bereits von Neapel und Sardinien erhalten, zurückgezahlt, und 1211 Christensklaven an Lord Exmouth freigegeben. (Bei dem ersten Besuch in Algier, Tunis und Tripolis, hatte Exmouth 1792 Sklaven frei gemacht.) Die Schlacht war bei der Wuth, mit welcher die Algierer unter der Anführung des Dey fochten, sehr blutig. Die Engländer hatten 128 Todte und 691 Verwundete, die Niederländer 13 Todte, und 52 Verwundete. Der Verlust der Algierer war weit größer; es blieben 5000 Janitscharen und 6000 Mohren, ohne die Weiber und Kinder; an Schiffen und Vorräthen aber war er so bedeutend, daß dem Dey nur eine Brigg, ein Schoner und eine Halbgaleere nebst einigen kleinen Kriegsfahrzeugen übrig blieben. S. des Augenzeugen und Dolmetschers des Lords, Salame's Narrative of the Expedit. to Algiers in the year 1816, under the Command of Adm. Lord Exmouth, Lond. 1819, m. Kpfrn. Für den Augenblick ist also die Sklaverei

der Weißen abgeschafft; aber wer verbietet den Barbaresken die Kapereien gegen die von England oder durch großherrliche Firmans nicht beschützte Nationen? denn noch dauert ihr Raubkrieg fort. (S. Barbaresken.) Spaniens Seemacht ist in Verfall. Der Papst kann nichts thun; doch hat er am Himmelfahrtstage 1819 wenigstens den Stifter des Ordens der heil. Dreifaltigkeit zu Erlösung der Sklaven heilig gesprochen. Neapel richtet ein Landheer auf, statt Kriegsschiffe zu bauen. Sardinien fühlt erst, seit es Genua erhalten, die Verpflichtung, den Handel seiner Völker durch eine Flotte zu beschützen. Noch sind die albanesischen Seeräuber zu züchtigen übrig, was den Britten als Schutzherrn des ionischen Freistaats obliegt. Die durchgreifendste Maßregel würde eine große Unternehmung zu Lande seyn; denn der Janitschaaren-Pöbel in Nordafrika muß von der Erde vertilgt und die Nordküste durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden. Dann erst ist die Sklaverei der Weißen vertilgt. Vielleicht führt dahin der Schutzverein, den die einzelnen Mächte unter sich gegen die Barbaresken schließen. Spanien und die Niederlande haben dies bereits gethan durch den Vertrag zu Guadalaxara vom 8. Aug. 1816, nach welchem beide Mächte eine bestimmte Zahl Kriegsschiffe, Fregatten und Kanonierböte gegen die Barbaresken stellen, gegenseitig ihren Schiffen die Häfen öffnen, und mehrere Mächte zum Beitritt einladen wollten. Allein dieß hat bei Spaniens innerer Ohnmacht bis jetzt keine weitere Folgen gehabt. Dagegen beschlossen die in Aachen 1818 vereinigten Souveraine, daß England und Frankreich im Namen der verbündeten Mächte die Deys in den Barbaresken-Staaten auffodern sollten, ihr bisher befolgtes Raubsystem aufzugeben, und die Grundsätze des europäischen Völkerrechts zur Richtschnur ihrer Verhältnisse zu den europäischen Staaten zu nehmen. Europa steht also gegen die afrikanischen Seeräuber noch auf demselben Punkte, auf dem es im J. 1270 stand, als England und Frankreich die erste heilige Allianz (s. oben) gegen die Barbaresken schlossen! — K.

Skolien, σκολιον nämlich μελος, waren die eigentlichen Tisch- oder vielmehr Trinklieder der alten Griechen. Diese Lieder wurden von dem Worte σκολιος, welches so viel als schief, verschränkt oder gewunden bedeutet, also genannt. Es herrschte in Griechenland der Gebrauch, daß bei Gastmählern, nach Beendigung der gewöhnlichen Loblieder auf die Gottheit, welche von der ganzen Gesellschaft gesungen wurden, von einzelnen Gästen Gesänge angestimmt wurden. Ein jeder sang, wenn ihn die Reihe traf, mit einem Myrthenzweige in der Hand, welcher, nach dem Range, den man bei der Tafel einnahm, aus Hand in Hand immer zum nächsten Nachbar überging, mithin Rundgesang. Als die Tonkunst zu einer größern Vollkommenheit gediehen war, und man sich bei den Gastmählern zur Begleitung des Gesanges der Leier bediente, wurden zur Ausführung der Trinklieder musikalische Talente und Kenntnisse erfodert, die natürlicher Weise nicht jeder haben konnte. Nur die hiezu Geschickten waren nun im Stande, bei Tische zu singen, und ihre Lieder nannte man Skolien, um entweder, wie Plutarch schreibt, dadurch anzuzeigen, wie schwer ein solches Lied zu singen sey, oder nach Artemons Meinung, die unregelmäßige Lage derjenigen, welche sangen, anzudeuten. Unter den Skolien der Griechen können mit mehrerm Recht Trink- als Tischlieder verstanden werden, weil sie erst gegen das Ende des Gastmahls, wenn alle Speisen schon längst aufgetragen waren, angestimmt wurden. Der Inhalt dieser Lieder war sehr verschieden, oft ernsthaft und

moralisch, öfter noch satirisch oder humoristisch, und nicht selten waren Liebe und Wein die Gegenstände, welche besungen wurden. Eine Sammlung hat Ilgen herausgegeben: Scolia, h. e. carmina convivalia Graecorum etc., Jen. 1798, 8. Auch die Neuern nennen kleinere Trinklieder Skolien.

Skorbut, s. Scharbock.

Skoten. Die Skoten oder Scoten, wahrscheinlich celtischen Ursprungs, waren nächst den Pikten die ältesten uns bekannten Einwohner des heutigen Schottlands. Sie wurden von den Römern, die einen Theil von England erobert und zur Provinz gemacht hatten, gefürchtet. Die römischen Feldherrn legten daher zu verschiedenen Zeiten Linien von zusammenhängenden Festungen an, um ihre Eroberungen gegen die Caledonier, wie sie die Bewohner Schottlands nannten, zu sichern. Ungefähr um das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung ließ Severus den Wall anlegen, von dem noch jetzt viele deutliche Spuren vorhanden sind, und der sich von einem Meere zum andern, von Wall's End am Ausflusse der Tyne in Osten bis zur westlichen Küste, in einer Länge von beinahe 69 englischen Meilen erstreckte. Er war durch eine Menge von Thürmen und Castellen befestigt, in denen stets Truppen als Garnison lagen, die nöthigenfalls bald zusammengezogen werden konnten. Als die Römer im J. 422 England ganz verließen, und die Britten, die unter der römischen Herrschaft ihren ehemaligen kriegerischen Geist ganz verloren hatten, den erneuerten Einfällen der Skoten und Pikten nicht widerstehen konnten, riefen sie die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche auch die Einfälle der Bewohner Schottlands zurücktrieben. Die Skoten und Pikten bekriegten sich nun gegenseitig. Gegen Ende des 9ten Jahrhunderts besiegte der König der Skoten, Kenneth II., die Pikten, und von dieser Zeit an war nur Ein Königreich in Schottland. Unter Jacob I. wurde im J. 1603 bekanntlich Schottland mit England auf immer vereinigt. Die Schottländer werden in Hochländer und Niederländer getheilt; jene, welche die Gebirge bewohnen (Bergschotten), nennen sich selbst die alten Skoten, und zeichnen sich eben so durch die Einfachheit ihrer Sitten aus, als sie wegen ihrer Redlichkeit berühmt sind. Die Niederländer sind ein Gemisch von verschiedenen Nationen.

Skrofeln (oder Skropheln), ist eine eben so häufige als bekannte Kinderkrankheit, die unter den mannichfaltigsten Zufällen auftritt. Man versteht darunter chronische Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, sowohl der äußerlich, besonders am Halse, sichtbaren und fühlbaren, als auch der tiefer und im Unterleibe am Gekröse liegenden. Diese Anschwellungen sind das beständigste Symptom, die eigentliche Krankheit aber besteht in einer fehlerhaften Abweichung sowohl der Verrichtungen, als der Flüssigkeiten des gesammten Systems der einsaugenden Adern und Drüsen im Körper. Hierauf beruht auch die Möglichkeit des Daseyns einer skrofulösen Schärfe. Ganz ausgemacht ist es, daß der Entwickelungsprozeß auf die Entstehung dieser Krankheit einen großen Einfluß habe, darum wird sie auch nur in gewissen Jahren, nämlich vom 5ten und 6ten Jahre an bis zu den Jahren der Pubertät beobachtet. Sowohl ein krankhaftes Voraufeilen als Zurückbleiben des Bildungsprozesses begünstigt sie; gleichen sich die von jener Ursache herrührenden Skrofeln von selbst bald aus, so gehen dagegen die andern nur allzuleicht in große schwer zu besiegende Uebel über. Malfatti nennt die erstern echte

(sonst auch äußere), die andern unechte (innere, mesaraische) Skrofeln; in den erstern eile das animalische Leben voraus, in den letztern sey ein Schwanken des vegetativen und animalischen Lebens zugegen, meint derselbe Schriftsteller. — Zahllos sind die verschiedenen ursächlichen Momente, von denen diese Krankheit herrühren soll; unter ihnen steht die Lustseuche der Aeltern, so wie die Entnervung derselben durch Ausschweifung oder durch Krankheiten, die das reproductive System angehen, oben an; auch ist es nicht in Zweifel zu ziehen, daß sie erblich sey; ansteckend ist sie jedoch nie. — Als Gelegenheitsursachen erwähnen wir vorzüglich der fehlerhaften Erziehung, wo das Kind nicht mit Muttermilch, sondern vielmehr mit mehlichten, unverdaulichen Speisen genährt wird, wo es zu frühzeitig Fleischspeisen erhält, an Caffee, Bier oder Wein gewöhnt wird. Mißbrauch verstopfender Mittel gehört auch hieher; insbesondre aber eine ungesunde feuchte Luft und Unreinlichkeit, so wie Vernachlässigung der Ausleerungen und der Bewegung. — Der größte Theil dieser Ursachen begünstigt vielmehr die sogenannten unechten, als die echten Skrofeln. — Oertlich beobachtet man die Skrofeln gewöhnlich zuerst am Halse als kleine, schmerzlose und scheinbar elastische Knötchen, an welchen die Kinder nur beim Druck einigen unbedeutenden Schmerz fühlen, und welche Anschwellungen der lymphatischen oder conglobirten Drüsen sind. Sie haben im Anfange etwa die Größe einer Erbse, werden unter schlechten Heilungsversuchen oder andern begünstigenden Umständen nach und nach größer, und erreichen wohl die Größe einer Wallnuß; sie vergehen bisweilen und kommen wieder, und sind dann auch an andern Stellen, vorzüglich in den Achselhöhlen und den Weichen, zu bemerken. Sie sind wenig geneigt zur Eiterung, wenigstens gehen sie sehr langsam in diese über. Im Frühling ist jedoch diese Neigung etwas größer, so wie die Skrofeln überhaupt in dieser Jahreszeit am häufigsten erscheinen. Dann entsteht wirkliche Entzündung, die in Vereiterung oder Verhärtung am häufigsten sich zu endigen pflegt. Man belegt diese Zufälle gewöhnlich mit dem Namen der örtlichen Skrofeln; man wird aber wohl zugeben müssen, daß wenn auch die Zufälle, doch die Krankheit selbst keinesweges örtlich sey. Allgemeiner ausgebreitet erscheint die Skrofelkrankheit in der sogenannten skrofulösen Anlage (habitus scrofulosus). Zeichen davon sind: ein großer Kopf, dicker Hals, schwammiges aufgedunsenes Ansehn, schwammige hängende Muskeln, eine erweiterte und träge Pupille, dicke Nase und Oberlippe, Knoblauchgeruch aus dem Munde, dicker aufgetriebner Leib, schleimiger, milchweißer Urin, in dem sich eine geringere Menge von Phosphorsäure befindet, Neigung zu Nasenbluten, Schleimhusten, Stockschnupfen, leicht vorübergehenden Rö-cheln auf der Brust; ein häufiger Wechsel der Farbe, die bald eine begränzte helle Röthe der Wangen gewährt, bald bleich ist; unregelmäßige Verdauung, der Appetit bald zu schwach, bald widernatürlich stark, und öfters Merkmale von Säure im Magen, Colik, Blähungen, Neigung zu Verstopfungen, Würmer, öftere unregelmäßige Fieberanfälle, eine Menge von Ausschlägen von unbestimmter Form, die hartnäckig sind, unregelmäßige späte Entwickelung der Zähne, die bald auffallend weiß sind, bald auch wieder schwarz werden; eine zu frühzeitige krankhafte Entwickelung des Geschlechtstriebes, Schleimabgang mit dem Urin. Dies sind die Zufälle, die unter abwechselnden Gruppen bald mehr bald weniger hervortreten, bis zu den Jahren der Mannbarkeit fortdauern, und sich dann endlich unter krätzartigen

oder andern Ausschlägen, Nasenbluten, Harnflüssen und Catarrhen entscheiden, als wobei sich die skrofulöse Anlage verliert, und Ausgleichung eintritt. — Erfolgt aber diese Entscheidung nicht, oder wirken während dieser Zeit neue Schädlichkeiten ein, oder rührten die Zufälle ursprünglich von zurückgebliebener Bildung her, so entstehen viel größere Uebel, die als selbstständige Krankheiten in jedem Organe auftreten können, natürlich aber durch das Organ, wo sie ihren Sitz aufgeschlagen haben, modificirt werden. Aus dieser Quelle entspringen vorzüglich langwierige Augenentzündungen, Ohrenzwang mit Auflösung verdorbenen und ausfließenden Ohrenschmalzes; Schwerhörigkeit; beschwerliches Schlucken von Geschwülsten im Halse, Steifigkeit und Schiefe des Halses; Kopfschmerzen, Wasserkopf, Lungensucht und Brustwassersucht; Atrophie; Hautausschläge, Flechten, Geschwüre; Knochenleiden; Gliedschwamm, langsame Verrenkung der Rückenwirbel und daher rührende Krümmungen u. a. m. Viele dieser Uebel bringen das Leben in Gefahr, andre lassen Spuren auf die ganze Lebenszeit zurück, alle aber sind sehr langwierig, wie die ganze Krankheit, und desto schwerer zu heben, je unversiegbarer die Quelle ist. Hat jedoch die Krankheit in vorauseilender Entwickelung ihren Grund, und wird gehörig behandelt, so ist sie weniger gefährlich und leichter zu heilen, als wenn sie in der entgegengesetzten Ursache gegründet ist. — Bei der Cur ist die Berücksichtigung der Diät vorzüglich wichtig; die Nahrung muß gesund und angemessen, die Luft trocken und rein seyn; das Kind muß passende Bewegung sich machen, und vorzüglich reinlich gehalten werden. Ueberdieß sind eine große Menge von Mitteln anempfohlen, und als specifisch gerühmt worden, von denen aber freilich keins seinen Zweck ganz erreicht, auch nicht in einem jeden Falle nützt. Vorzüglich verdient der tägliche Gebrauch der warmen Bäder Empfehlung. Die große Menge verschiedenartiger Zufälle macht jedoch eine gehörige Auswahl unter den Mitteln und Curmethoden nöthig. — Wie denn aber auch die Krankheit behandelt wird, so muß sie doch, wie aus dem obigen schon hervorgeht, sehr lange dauern; Geduld von Seiten des Arztes und Kranken, Vorsicht des ersten in der Anwendung stark wirkender Mittel, sind zwei unerläßliche Bedingungen; auch mag Niemand glauben, die skrofulöse Krankheit sei beseitigt, wenn ein einzelner Zufall entfernt ist.

B. P.

Slaven (von Slava d. i. Ruhm), die zweite europäische Völkerfamilie, welche ihren Stammcharakter sich erhalten hat. Später als die Germanen wanderten die **Sarmaten** (s. d. Art.) aus Asien nach Europa; von ihnen stammen, nach Ptolemäus, die **Wenden** ab, ein mächtiges Volk, das im 4ten Jahrhundert nördlich von Dacien (Siebenbürgen) in dem großen Binnenlande der Weichselebene sich ausbreitete, und mit den Gothen um seine Gränzen kämpfte. **Jornandes**, ein Schriftsteller des 6ten Jahrhunderts, sagt, daß dieses Stammvolk der Wenden sich in mehrere Aeste verzweigt habe, deren allgemeinste Benennungen Slavini und Antes gewesen seyen. Er unterscheidet daher drei Völker Eines Stammes durch die Namen: Veneti, Antes und Slavi. Der Hauptstamm-Name **Wenden** ist den Nationen eigen geblieben, die später in Deutschlands nordöstlichen Ländern einrückten; die **Slaven** wohnten um die südliche Weichsel bis an den Dniester; die **Anten** zwischen dem Dniester und Dnepr. Der Hunnen Einbruch in Europa befreite sie von dem gothischen, und Attila's Tod von dem hunnischen Joche. Darauf theilte sich ihnen

die Bewegung mit, welche die germanischen Völker nach Süden und Westen trieb, indem zugleich fast ununterbrochen scythische oder mongolisch-tatarische Horden-Schwärme, von der Wolga und dem Caucasus her, sie von den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres weg, theils nach Westen, theils nach Norden hin drängten. Also rückten im 6ten Jahrhundert die eigentlichen Wenden (nachmals die nördlichen Slaven) in die von den Gothen und Sueven verlassenen Wohnsitze an der Elbe ein, und die eigentlichen Slaven (oder die östlichen) in die Donauländer, bis zu den norischen und julischen Alpen hin; doch vermischten sich beide, und es entstanden zwei große wendisch-slavische Völkerbündnisse: der in Großchrobatien (Ostböhmen, Schlesien und Lodomirien), und der in Großserblien (Meißen, Westböhmen und Mähren). Zum Theil von den Franken, zum Theil von den Avaren unterjocht, zersplitterten sie in verschiedene Massen, die zuerst der Franke Samo um d. J. 623 zu einem mächtigen Reiche verband, das aber nach seinem Tode in viele Woywodschaften zerfiel, woraus vor dem Ende des 6ten Jahrhunderts neue Völkernamen entstanden. Doch ist nur alles Sage. In Böhmen regierten Libussa, die Gründerin Prags um 722, und Przemisl, erster Herzog der Böhmen, späterhin Czechen genannt. Der Stamm der Lächen (wahrscheinlich ein Antenzweig) zog von der östlichen Donau an die Weichsel zurück, und breitete sich unter dem Namen Poljanen in dem heutigen Polen (s. d. Art.) aus; zwei Aeste dieses Stammes, die Pommern und Lutitzer, rückten in das nordöstliche Deutschland (Pommern, Nieder-Lausitz) vor. Als wendische Volkszweige breiteten sich die Wilzen von der Oder durch die Mark bis jenseits der Elbe aus, und die Sorben bauten seit 640 das von den Hermunduren verlassene Land an der Oberelbe (das heutige Meißen bis zur Saale) und das Havelland an; im heutigen Mecklenburg erhob sich später die Macht der Obotriten. Westwärts kämpften die Wenden in Deutschland um Land und Freiheit mit Thüringern und Franken; Carl der Große suchte das Bündniß der Einen und besiegte die Andern. Im Kampfe mit den Avaren unterjochte er die südlichen slavischen Länder, Kärnthen, Steyermark und Krain, in welchen er und spätere Kaiser deutsche Markgrafschaften gründeten (s. Oesterreich). Darauf wurden die norddeutschen Wenden von Deutschlands Königen aus dem sächsischen Stamme bis über die Elbe gedrängt, und im 10ten Jahrhunderte die Markgrafschaften Meißen, Lausitz und Brandenburg errichtet. Um dieselbe Zeit wurden die an dem Ausflusse der Donau zurückgebliebenen Anten von den einbrechenden Avaren, Bulgaren, Magyaren (Ungarn) u. A. theils vertilgt, theils in ferne Länder gedrängt. Der Name Anten verschwand. Wahrscheinlich waren es antische Stämme, die an den Dnepr und an die Wolchow zogen; dort bauten sie Kiew, hier Nowgorod, die beiden slavischen Grundpfeiler des russischen Staats (s. Rußland). Die eigentlichen Slaven, von den Griechen um 527 Slavini genannt, behaupteten sich an dem nördlichen Ufer der Donau, fielen aber oft verwüstend in die römischen Provinzen ein, kämpften mit Bulgaren und Avaren um ihre Selbstständigkeit, nahmen Ausgewanderte aus Großserblien und Großcroatien auf, und stifteten mit ihnen vereinigt die slavischen Niederlassungen in Dalmatien (s. Illyrien), Servien, Croatien und Slavonien. Nach dem Untergange des großen mährischen Reichs, welches am Ende des 9ten Jahrhunderts der deutsche König Arnulf und die Ungarn zerstörten, worauf Mähren

selbst an Böhmen fiel, erhob sich das der Obotriten, (in Lauenburg, Mecklenburg u. s. w.) unter König Gottschalk (ermordet 1066), und König Heinrich (st. 1126), bis es im 12ten Jahrhundert theils von den sächsischen Herzogen (s. Heinrich der Löwe), theils von den dänischen Königen erobert wurde. Böhmen behielt seinen slavischen Fürstenstamm, der aber die Hoheit der deutschen Kaiser anerkannte, bis 1306 (s. Böhmen). Langsam entwickelten sich Polen und Rußland (s. diese) zu selbstständigen Staaten; dagegen waren die an der Donau wohnenden Slaven, Slavonier, Bosnier und Croaten nie mächtig, und gehorchten fast immer benachbarten Nationen, den Griechen, Ungarn, Venetianern und Türken. Unterdessen hatten Jahrhunderte von Wanderungen und Kriegen die wendischen (salvischen) Völker von einer demokratischen Verfassung zu einer beschränkten monarchischen Regierung geführt. Ihre ersten Regenten waren ihre Stammältesten; später waren es tapfre und kluge Heerführer, genannt Gospodin oder Hospodar, Knees, Wojewode, Ban, Kral u. s. w. Ueber die Regenten hatten die heidnischen Priester eine große Gewalt, und der Oberpriester zu Arkon auf der Insel Rügen gebot allen wendischen Nationen. Der vornehmste Gott der Slaven hieß Bog und seine Frau Siwa. Außerdem verehrten sie gute Götter (Belbog) und böse (Czernebog). Fast jeder Gau hatte seine Gottheit. Auf Rügen wurde Swantewit, von den Obotriten Radegast, von den Havlern Herowit verehrt. — Als die Könige der Slaven erblich und die Großen gewissermaßen Mitregenten wurden, versanken die Gemeinen (das Volk) durch allmäligen Druck in völlige Leibeigenschaft. Dasselbe traf sie nach einem schrecklichen Vertilgungskriege unter ihren deutschen Besiegern und Herren, welche ihnen im 10ten und 11ten Jahrhundert das Christenthum aufdrangen. Nach Heinrichs des Löwen Sturz (im J. 1180) gelang es jedoch einigen wendischen Fürsten, sich in ihren Ländern als unmittelbare Reichsvasallen zu behaupten. Pribislaw, der Sohn des letzten Wenden-Königs der Obotriten, Niklot, nahm nach der alten Hauptstadt seines Landes den Titel Fürst von Mecklenburg an, und seine Nachkommen regieren noch in Schwerin und Strelitz. Also ist das Geschlecht Niklots in Mecklenburg das einzige, in Europa jetzt übrig gebliebene, slavische (wendische), über 1000 Jahr alte Fürstenhaus. Bogeslaw und Casimir behaupteten sich als deutsche Reichsfürsten in den Herzogthümern Pommern, von der Oder bis zur Weichsel, deren wendisch-polnische Bewohner Pommern und Cassuben hießen. Jaromar, Fürst der Rügen, der Erbauer Stralsunds (um 1178), regierte in Rügen und Vorpommern. Sein Geschlecht erlosch 1325; das Land huldigte darauf den Herzogen von Pommern. Pomerellen oder das Herzogthum Pommern an der Weichsel (jetzt Westpreußen) fiel im 14ten Jahrhundert an den deutschen Orden und im 15ten an Polen. Im eigentlichen Pommern aber erlosch das wendische Fürstenhaus, nach vielen Theilungen, erst im J. 1637 *). In

*) Vergl. die Geschichte der Wenden in Deutschland in Pölitz's Geschichte der Staaten des deutschen Bundes, 1r Bd. (1 Abthl. Gesch. des österreichischen Kaiserthums. Leipzig 1817, und 2. Abthl. Gesch. der preußischen Monarchie. Leipzig 1818); ein Werk, das die genaueste und lichtvollste Darstellung dieses dunkeln Theiles des Mittelalters im wendischen Elb-, Oder-, Weichsel- und Donaulande enthält. Ueber den letzten blutigen Unterjochungs- und

den wendischen durch den Krieg entvölkerten Ländern selbst ließen sich deutsche Colonisten nieder, wodurch großentheils Sprache und Sitten (zum Theil schon im 15ten Jahrhundert, wie auf Rügen), nur nicht die Leibeigenschaft verdrängt wurde. Gleichwohl hat sich der alte Wendenstamm noch in mehrern Ländern des östlichen Deutschlands, z. B. im Altenburgischen, erhalten. Indeß ist seit dem Untergange der wendischen Königreiche der Name Slaven der allgemeinere worden. Noch sind die Bewohner Polens, Galliziens, Rußlands, Böhmens, Mährens, Slavoniens, Serbiens, Bosniens, Croatiens, Illyriens und Dalmatiens größtentheils Slaven. Ihre Zahl wird überhaupt auf 50 Mill. geschätzt; davon gehören 5 Mill. zu den südlichen Slaven, deren Mundart die illyrische oder serbische heißt. Im Allgemeinen ist der Slave beherzt, lebhaft und gastfrei. Er liebt die Nationalsitten und den Volksruhm, aber auch den Trunk; er ist fleißig, klug und anstellig. Unter allen Beschäftigungen liebt er am meisten den Krieg und den Ackerbau. In der Cultur ist er, mit Ausnahme des Böhmen und des Ragusaners im Mittelalter, hinter den Deutschen zurückgeblieben; theils wegen seiner weitausgedehnten, vom Völkerverkehr entfernt liegenden Wohnsitze, um deren Gränzen die einzelnen slavischen Völker unaufhörlich kämpfen mußten, theils wegen der innern Verfassung der Staaten. In keinem slavischen Lande zügelte das Lehnsband die kleinen Herren des Bodens; in keinem konnte das Eigenthumsrecht den leibeigenen Bewohnern des Landes Fleiß und Wohlstand geben; in keinem wuchs der dritte Stand durch gesetzmäßige Ordnung zur Freiheit empor; in keinem faßte das römische Recht tiefe Wurzel, so wenig als die Cultur des Abendlandes; denn auf dieser Seite war überall der von allen Slaven tödlich gehaßte Deutsche sein feindlicher Nachbar, oder sein Beherrscher und oft sein Unterdrücker. Zwar gab es einige Städte slavischen Ursprungs, die durch Handel aufblühten, wie Nowgorod, Kiew, Pleskow in Rußland (Danzig in Pomerellen war dänischen Ursprungs, und das Daseyn der alten mächtigen Handelsstadt der Wenden, Julin oder Wineta, welche in Pommern am Divenowstrom bei Wollin gelegen haben soll, muß nach Gebhardi Geschichte der wendisch-slavischen Staaten sehr bezweifelt werden); aber keine hatte sich einer langen Dauer zu erfreuen. Die einzige slavonische Republik Ragusa erhielt sich über tausend Jahre, von 656 bis 1806. Sie war zugleich die erste Pflegerin der slavischen Literatur. K.

Slavische Sprachen. Die slavische Sprache, welche in ihren Wurzeln sowohl als in ihren ausgebildeten Wörtern viel Aehnlichkeit mit der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache zeigt, wird von mehr als 60 Völkern, von den östlichen Ländern am adriatischen Meere bis zu den Ufern des nördlichen Eismeeres, und von der schwarzen Elster (auf dem rechten Elbufer) bis zu den Inseln des russischen Nordarchipels an der Westküste von Amerika gesprochen. Nach Dombrowsky ist sie eine Tochter der nicht zu uns gelangten slavonischen Ursprache. Dieses Urslavonische artete in zwei Hauptmundarten aus: die antische und die slavische. Jene war die Sprache der östlichen Slaven, der Anten; diese die der westlichen Slaven. Zu

Bekehrungskampf, den der Sachsen-Herzog, Heinrich der Löwe, mit den Obotriten kämpfte, s. C. W. Böttiger's Biographie Heinrichs des Löwen. Hannover 1819. Vergl. a. d. Art. Meklenburg und Wenden.

dem antischen Sprachstamm zählt Dombrowsky drei Aeste: die russische, die serbische und die croatische Sprache; eben so viel zu dem slavischen Sprachstamm: die böhmische, die sorbische und die polnische Sprache. Im Allgemeinen ist sie weniger ausgebildet, als die der europäischen Literatur-Völker; doch waren die Slaven unter allen europäischen Völkern die ersten, bei welchen die Bibel in ihre Muttersprache übersetzt wurde. — Die russische und die polnische Sprache haben eine nicht unbedeutende Literatur. Die serbische, oder illyrische Sprache fängt seit Kurzem an mehr ausgebildet zu werden. Schon im J. 1814 gab Wuk Stephanowitsch in Wien eine serbische Grammatik, und einen Band serbischer Nationalgesänge heraus, und im J. 1819 erschien in Wien sein Wörterbuch der serbischen Sprache mit deutscher und lateinischer Erklärung, das über 30,000 wirklich übliche Wörter enthält. Die slavische Mundart in Bosnien und in der Bulgarei weicht von der serbischen sehr wenig ab. Von der croatischen Sprache unterscheidet sich die krainische oder windische Mundart, welche, so wie die slawakische in Mähren, der böhmischen Sprache nahe verwandt ist. Das Wendische in der Lausitz ist eine aus dem Polnischen und Böhmischen gemischte Mundart; doch weicht das Wendische in der Niederlausitz von jener, oder der sorbischen Sprache sehr ab. Einen hohen Grad von Ausbildung und dadurch von Allgemeinheit hat die böhmische Sprache erlangt. Prag ist der Mittelpunkt der böhmischen Literatur. S. Dombrowsky's Gesch. d. böhmischen Sprache und Literatur. Prag 1792. Uebrigens verhält sich das Böhmische, Russische, Croatische und Illyrische gegen die polnische Sprache eben so, wie das Plattdeutsche gegen das Hochdeutsche. K.

Slavonien, s. Sclavonien.

Sleidanus (Johann), eigentlich Philipson, aus Sleida unweit Cöln, wo er 1506 geboren war, einer der größten Publicisten seines Zeitalters, studirte zu Lüttich, Cöln, Löwen, Paris und Orleans die Rechte, war einige Zeit in Diensten König Franz I. von Frankreich, und wohnte als sein Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Im J. 1542 kam er nach Straßburg. Die Fürsten des schmalkaldischen Bundes machten ihn mit einer Pension zu ihrem Geschichtschreiber, der Rath zu Straßburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften, und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die Protestanten schickten ihn 1545 zum Könige von England, und hernach zu der Kirchenversammlung nach Trient, wo er in großem Ansehn stand. Mit den berühmtesten Männern und Gelehrten seiner Zeit stand er im Briefwechsel. Er starb zu Straßburg den 31sten October 1556, einen bleibenden Ruhm hinterlassend durch sein classisches Werk: De statu religionis et reipublicae Imper. Carolo V. Argent. 1555, fol. Die beste Ausgabe ist diejenige von Am Ende Frankfurt a. M. 1785, 3 Bde., 8., mit kritischen und erläuternden Anmerkungen; im letzten Bande befinden sich Sleidanus Leben, seine Briefe u. s. w.; französisch von P. F. le Courayer, Haag 1767, 8., 3 Bände. Nur die ältesten Ausgaben liefern den unverfälschten Text von dem Werke dieses, wegen seiner genauen Kenntniß der Dinge, seiner schönen, gleichfließenden Schreibart, und wegen der für einen Protestanten jenes Zeitalters ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit, gleich schätzbaren Mannes. Das Buch selbst machte einen sehr großen Eindruck, ward bald in mehrere europäische Sprachen übersetzt, fand aber auch viele, zum Theil heftige Gegner. Papst Paul IV. fällte selbst ein günstiges Urtheil über das Werk. Sleidan

schrieb noch: De quatuor summis imperiis lib. III. Argent. 1556, 8., welches 55 Male aufgelegt, und von Schurzfleisch bis 1676 fortgesetzt wurde. Opuscula ed. Helias Putchius, Hanov. 1608. 8. Man hat auch von ihm eine fließende lateinische Uebersetzung der Mémoires de Comines, Par. 1545.

Smalte, s. Schmalte.

Smaragd ist einer der vorzüglichsten Edelsteine, und stets von grüner Farbe. Schon die Alten kannten ihn, und es sind mehrere Exemplare dieser Steinart in den Ruinen Roms, Herculanums und Pompeji's gefunden worden. Wahrscheinlich ist er damals aus Aegypten gekommen. In Asien ist er, so viel man weiß, nirgends zu finden. In neuern Zeiten hat man ihn nur in Amerika gefunden, und zwar in der Statthalterschaft Santa-Fe, und in dem Thale Tunka. Man braucht ihn zum Schmucke, wozu er wegen seines reinen herrlichen Grüns sehr gesucht wird. Beim Schleifen erhält er gewöhnlich Tafelform mit wenigen Facetten auf den Kanten, weil er sich so am schönsten darstellt. Ein Smaragd, ein Karat schwer, kostet, wenn er rein und von schöner Farbe ist, gegen 12 Thlr., ein 12 Karat schwerer Smaragd vom ersten Wasser und ganz fehlerfrei, gegen 8-900 Thlr. Die geringere Art wird mit 2 Thlr. für das Karat bezahlt. Die größte Smagraddruse, welche man kennt, soll sich in dem Schatze zu Loretto befinden, und auf 30 Säulen von 1 Zoll Dicke und 2 Zoll Höhe zählen.

Smerdes oder Smerdis, ein Magier und Nachfolger des Kambyses auf dem persischen Thron, für dessen getödteten Bruder gleiches Namens er sich ausgab, und deshalb Pseudosmerdes, der falsche Smerdes, heißt. Er vermählte sich überdieß mit der Atossa, des Kambyses Wittwe, der Tochter des Cyrus. Endlich wurde der Betrug entdeckt, und der Magier ermordet.

Smith (Adam), der unsterbliche Verfasser der Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums, wurde zu Kirkaldy in Schottland, woselbst sein Vater Controlleur der Zollgefälle war, am 5ten Juni 1723 geboren. Er bezog nach erhaltener ersten Ausbildung die Universitäten zu Glasgow und Oxford, um sich der Theologie zu widmen, allein seine Vorliebe für die Philosophie und das Studium des Menschen bewog ihn, diese Bahn zu verlassen. Ohne sich um ein geistliches Amt zu bewerben, widmete er sich dem akademischen Lehramt, zog 1748 nach Edinburg, und hielt daselbst Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des berühmten Hume, die bald in die vertrauteste Freundschaft überging. Im J. 1751 wurde er Professor der Logik und der Moral zu Glasgow, ein Amt, das er dreizehn Jahre lang bekleidete, und mit vielem Ruhm ausfüllte. Er selbst hielt diesen Abschnitt seines Lebens für den glücklichsten, und erinnerte sich dessen mit Vergnügen. Als academischer Lehrer zeigte Smith seine Talente im glänzendsten Lichte. Seine Vorlesungen las er nicht vom Blatte, sondern er hielt sie frei und mit Ausdrücken, wie sie ihm auf der Stelle beifielen. Sein Aeußeres, obgleich nicht einnehmend, war einfach und ungezwungen. Sein Ruf breitete sich bald so sehr aus, daß aus den entferntesten Gegenden Großbritanniens Schüler nach Glasgow kamen, um Smith zu hören. Als Schriftsteller trat er zuerst 1759 auf, mit seinem Werke Theory of moral sentiments (System der Moralphilosophie), das vieles Aufsehn erregte, und auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Im J. 1764 und 1765 begleitete er

den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien, wo er, durch Hume's Empfehlungen unterstützt, die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten französischen Gelehrten, eines d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot und Anderer machte. Nach seiner Zurückkunft in Großbritannien blieb er zehn Jahre in seiner Vaterstadt ohne Amt, bloß den Studien sich widmend. Im J. 1776 erschien endlich die würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit und des angestrengtesten Fleißes unter dem Titel: Nature and causes of the wealth of nations, ein Werk, das mit Recht seinen Verfasser durch ganz Europa berühmt gemacht hat. Der Hauptzweck desselben ist, zu zeigen, wie die Natur durch die Grundanlagen des menschlichen Geistes, und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste, oder vielmehr das einzige Mittel, ein Volk groß, blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man einem jeden Menschen, so lange er die ewigen Regeln der unwandelbaren Gerechtigkeit (nicht die willkürlich gegebenen, oder vom Staate gemodelten) befolgt, freistellt, seinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen, und sowohl seinen Fleiß als sein Vermögen (Capital) mit dem Fleiße und dem Vermögen seiner Mitbürger frei und ungehindert auszutauschen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Capitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicher Weise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Capitals entzieht, der sonst in ihm angewandt worden wäre, zerstört den großen Zweck, den sie zu befördern sich vorsetzt. — Nur durch eine gänzliche Befreiung von allen Gewaltthätigkeiten und von jeder Art von Einschränkungen und Belästigungen, womit man den Handel leiten will, die aber nur den Handel lähmen und unterdrücken, kann das Vermögen des Staats und folglich seine Kraft gehoben werden. Keine Ein- und Ausfuhrverbote, sie mögen Namen haben wie sie wollen, keine Zünfte, keine Prämien, keine Begünstigungen einzelner Fabriken oder deren Unternehmer, keine Taxen, keine Monopolien, keine Eingriffe in die Rechte des Menschen und des Bürgers predigt Smith auf jeder Seite seines trefflichen Werks. Vor allen Dingen empfiehlt er den Regierungen Gerechtigkeit, und wenn er die wahren Ursachen aufzählt, welche die Glückseligkeit und den Wohlstand Großbritanniens gegründet haben, so setzt er gleich vorn an: „Jene prompte und unparteiische Gerechtigkeitspflege, welche den Allermächtigsten im Lande zwingt, das Recht des Allergeringsten heilig zu halten, welche Jedem die Früchte seiner Arbeit sichert, und dadurch der mächtigste Sporn für jede Art von Gewerbfleiß wird." — Man sieht, daß die Resultate dieses Systems, welches man das Industriesystem zu nennen pflegt, in den Hauptsachen durchaus mit denen des physiokratischen überein kommen, nur der Weg, auf welchem Quesnay und Smith auf dieses Resultat gekommen sind, ist ganz und durchaus verschieden. Jener erkennt nur den Grund und Boden als Nationalreichthum, den reinen Grundertrag als Nationaleinkommen, und will folglich nur das letzte besteuert wissen, da ihm alles andre, was von Staatsbürgern producirt und erworben wird, nichts ist, und nur scheinbar producirt und scheinbar erworben wird, wogegen Smith drei Arten von Producenten im Staate annimmt,



nämlich 1. solche, welche die Producte der Natur selbst abgewinnen, welchen Theil des Einkommens er Landrente nennt, 2. die, welche von den Zinsen ihres Capitals leben, und 3. welche von dem Lohne ihrer Arbeit leben, welche sie Andern leisten. Diese letzte Classe zerfällt ihm in productive Arbeiter und in unproductive. Jene sind solche, welche für ihren Arbeitslohn eine Sache von höherm Werth zurückgeben, diese, welche dies nicht thun. Jene erwerben, diese nicht. Sonach stellt Smith ein ganz andres Auflagensystem als die Physiokraten auf. Er erkennt den Handwerker, Manufacturisten und Kaufmann als wirkliche Producenten an, und Industrie oder Arbeit ist ihm die Hauptbeförderung des Nationaleinkommens, und daher der Name seines Systems. — In wie fern Smiths Grundsätze ihm eigenthümlich als Erfinder zugehören, läßt sein Biograph Stewart unentschieden. Aber gewiß, fährt er fort, werden auch die wärmsten Bewunderer der Physiokraten zugeben, daß von den zahlreichen Erklärern ihres Systems keiner ihm an Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe und in der systematischen lichtvollen Ordnung, mit der er die Lehrsätze aus den ersten Grundbegriffen leitet, nur von fern zu vergleichen sey. — Turgot und Quesnay waren Smith von seiner Reise in Frankreich persönlich bekannt. Mit jenem soll er sogar einen Briefwechsel unterhalten, diesem aber, welchen er als einen Mann von den einfachsten Sitten und von der größten Bescheidenheit sehr hochschätzte, und von dessen System er urtheilte, es käme, seiner Mängel ungeachtet, der Wahrheit näher, als irgend eins, würde er sein Werk zugeeignet haben, wenn Quesnay nicht früher gestorben wäre. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Smith durch den Umgang mit ihnen auf den Gedanken gebracht worden sey, sich Gegenständen dieser Art vorzüglich zu widmen. Die Hauptideen soll er jedoch schon in seinen Vorlesungen zu Glasgow, so wie in einem schriftlichen Aufsatze vom J. 1755 niedergelegt haben. Wenn man Smiths Werk lies't, sagt Say (in der Vorrede zu seinem Traité d'économie politique, einem Buch, durch das man sich sehr zweckmäßig zum Studium des schwereren Smithschen Werks vorbereiten kann), so sieht man, daß vor Smith noch gar keine Nationalökonomie existirte. Mögen immerhin die Physiokraten, und der persönliche Umgang mit ihnen ihm nützlich gewesen seyn. Aber zwischen der Lehre der Physiokraten und Smiths ist derselbe Unterschied, der zwischen Tycho Brahe's System und Newtons Physik Statt findet. Vor Smith hatte man oft sehr wahre und richtige Principien geäußert er hat aber zuerst ihren Zusammenhang unter sich und ihre Verbindung mit der Natur der Dinge gezeigt. Man weiß aber, daß eine Wahrheit nicht dem angehört, der sie zuerst beweis't. Er hat nicht bloß Wahrheiten vorgetragen, er hat auch die wahre Methode gelehrt, die Irrthümer leicht zu finden. Nicht einen einzigen Satz, nicht eine einzige Voraussetzung erlaubt er sich, die nicht den beständigsten Erfahrungen gemäß wäre. Sein Werk ist eine Reihe von Beweisen, welche mehrere Sätze zu dem Range unbestreitbarer Principien erhoben, und eine viel größere Zahl anderer in das Meer der Vergessenheit gestürzt haben, wo Systeme, vage Ideen und Schimären sich einen Augenblick auf der Oberfläche mit vielem Geräusch herumtummeln, und dann auf immer von dem Abgrunde verschlungen werden. — Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte Smith zu Edinburg zu, denn zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Werks erhielt er die Stelle eines königlichen Commissärs für die Zölle in Schottland; seine Mutter und Miß

Douglas, seine Cousine, folgten ihm. Er lebte jetzt in Ueberfluß, und nur der Tod dieser beiden Personen, von denen er die letzte wie eine Schwester geliebt hatte, trübte das Ende seines Lebens. Er starb im Jahre 1790. — Smith überlebte die Herausgabe seines Werks nur 15 Jahre, und doch hatte er während dieses kurzen Zeitraums das Vergnügen, nicht nur den gegen seine Theorie zuerst sich regenden Widerspruch nach und nach verschwinden zu sehen, sondern auch Zeuge von dem practischen Einflusse zu seyn, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei seines Vaterlandes bekamen. Aber obgleich Smiths Lob jetzt im Munde aller Freunde der Staatswirthschaft ist, obgleich seine Grundsätze und Aussprüche sogar im brittischen Parlamente oft angeführt werden, so fehlt doch viel, daß man seine Vorschläge allgemein befolgt, und der Nation selbst die Vermehrung ihres Wohlstandes frei und ungehindert überlassen hätte. Keine Regierung in der Welt, selbst die brittische, unstreitig die hellsehendste, nicht, hat sich practisch von der Richtigkeit dieses menschenfreundlichen, weltbürgerlichen Systems überzeugen können. Durch ganz Europa herrscht noch der Wahn, jedes Volk müsse den Wohlstand aller Völker, mit denen es Handel treibt, mit neidischen Augen ansehn, und was diese gewinnen, für seinen Verlust halten. Niedrige Krämerkünste sind zu politischen Grundsätzen für die Verwaltung großer Staaten erhoben worden. Ja, so eingewurzelt ist jetzt das Uebel, so unglücklich sind alle Verfügungen des kaufmännischen Systems, das seiner in die Augen springenden Schwächen ungeachtet allenthalben herrscht, daß sie nicht nur im Staate große Unordnungen hervorbringen, sondern auch die Hülfsmittel dagegen beinahe eben so gefährlich machen, als die Unordnungen selbst waren. — Ich weine über das Elend der Menschheit, ruft Filangieri in seinem vortrefflichen System der Gesetzgebung aus, wenn ich mitten unter so vieler Aufklärung, mitten unter dem Glanz der stets erleuchteten Wahrheit ewig den Irrthum triumphiren sehe. Jedem fleißigen Bürger eine Geldstrafe aufzulegen; den Kaufmann zur Bezahlung einer Geldbuße zu zwingen, deren Betrag nach Verhältniß der Wohlthat, die er dem Staat erweist, steigt; den Handel feindlich zu behandeln, sein friedsames Gepäck mit den Waffen in der Hand zu empfangen; alle Häfen, alle Seeufer, alle in- und ausländische Handelspassagen mit Wächtern und Verräthern zu umgeben, jenen feilen und bestochenen Geschöpfen, die vom Staate, den sie verrathen, vom Kaufmann, den sie plagen, vom Schleichhändler, den sie beschützen, bezahlt werden; allen Plackereien und Betrügereien Raum zu geben, die die gedungenen Vollzieher eines ungerechten Gesetzes nur erdenken können; mit einem Wort, den Kaufmann zu der Ueberzeugung zu verurtheilen, daß schon die bloße Annäherung an eine Zollbude entweder Schimpf oder Raub zubereitet: ist das die Politik handelnder Nationen? — Und späterhin, wo er von den gethanen Vorschlägen gegen diese Uebel spricht: Diese Schriften hatten bloß die Wirkung, die Last des Uebels, das uns zu Boden drückt, noch fühlbarer zu machen, weil sie uns die Leichtigkeit, ihm abzuhelfen, und die Faulheit derer, die uns davon befreien sollten, zeigten. Es scheint, daß die, so an der Spitze der Geschäfte stehen, die Augen vor dem Lichte verschließen, wenn es sich ihnen in der größten Klarheit zeigt. Eine Verbesserung, bei welcher Gerechtigkeit, Wohlfahrt des Volks und des Fürsten so augenscheinlich zusammentreffen, ist kaum noch versucht, kaum in den Kabinetten der Könige in Vorschlag gebracht worden, in denen man von nichts als vom Handel spricht, und doch nie

unterläßt, ihn zu verfolgen. — Nichts destoweniger wird die Nachwelt Smiths Andenken hegen, und in ihm einen der größten Denker, einen der größten practischen Weltweisen, einen Wohlthäter der Menschheit bewundern. Glücklich aber wird das Land seyn, das seine Grundsätze practisch annimmt, das zuerst den leichten Satz begreifen wird, daß der Handel nur ein Tausch sey, bei dem beide Contrahenten gewinnen, und das dem elenden verächtlichen Wahn entsagt, auf die Armuth seiner Nachbarn das Gebäude seines Reichthums aufführen zu wollen.

Smith (Sir Sidney), englischer Admiral, geb. 1764 zu Westminster, ist der Sohn eines Hauptmanns Smith, der bei Lord Sackville Adjutant war. Sir Sidney widmete sich der Marine, durchlief alle untern Grade, und wurde 1783 zweiter Fregatten-Capitain. Nach dem pariser Frieden (von 1783) blieb Sidney in Unthätigkeit bis zum Jahr 1788, wo er in schwedische Dienste trat, in welchen er sich insbesondere bei der großen Seeschlacht am 9. Juli 1790 zwischen den schwedischen und russischen Scheeren-Flotten rühmlichst auszeichnete. Nicht lange nach dem Frieden von Wärelä (14. Aug. 1790) reis'te er nach Constantinopel und nahm auch hier, sich nach Thätigkeit sehnend, Dienste in der türkischen Flotte. Bald nach dem Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich wurde er durch eine Proclamation seines Souverains vermocht, die türkischen Dienste zu verlassen. Er eilte nach Toulon, das von Admiral Hood belagert wurde. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republicaner, erhielt Smith den Auftrag, die französischen Schiffe auf der touloner Rhede zu verbrennen. Er vollzog denselben mit Erfolg, allein es gelang ihm nicht, auch die großen Marine-Etablissements dieses Hafens zu zerstören. Jenes Gelingen aber erregte schon den lebhaftesten Haß gegen ihn. Seitens der französischen Regierung, die ihn als einen Mordbrenner bezeichnete. Sir Sidney hatte den Ruf der Verwegenheit erworben, und wurde von jetzt an stets zu den gefahrvollsten Unternehmungen gebraucht. So wurde er 1795 von der Flotte des Admiral Warren, die vor Brest stationirt war, detaschirt, um Nachricht über die franz. Flotte, welche im Hafen vor Anker lag, einzuziehen. Er aber hatte die Keckheit, mit franz. Flagge in den Hafen selbst einzusegeln und die genaueste Nachricht durch eigenen Augenschein einzuziehen. Obgleich entdeckt, gelang es ihm glücklich wieder aus dem Hafen herauszukommen. Weniger glücklich war er 1796, wo er vor Havre stationirt war, und bei einem Gefecht zum Gefangenen gemacht wurde. Das Directorium erklärte ihn als einen Mordbrenner außer dem Völkerrecht, verweigerte also seine Auswechselung, und sperrte ihn in den Tempel ein. Seinen wackern Freunden Tromelin, Philippeaux und Charles l'Oiseau gelang es nach mehrern andern verunglückten Versuchen, ihn endlich durch einen nachgemachten Befehl des Polizeiministers aus dem Gefängniß zu befreien und glücklich nach England zu entführen, wo er mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und vom Könige sogleich den Befehl über den Tiger von 80 Kanonen und den Auftrag erhielt, damit die Küste von Aegypten zu bewachen. Von hier segelte Sir Sidney nach Syrien, wo er Gelegenheit fand, bei der Belagerung von St. Jean d'Acre Bonaparte auf die entscheidendste Weise entgegen zu treten. Später schloß Smith mit Kleber die Convention von El Arisch ab, die aber von Lord Keith nicht ratificirt wurde. Jetzt kehrte Sir Sidney nach London zurück, wo er bald nachher in das Unterhaus ge-

wählt wurde. In dem neuen Kriege, welcher dem Bruche des Friedens von Amiens folgte, wurde Smith aufs neue angestellt und zum Grade eines Contre-Admirals erhoben. Er zeichnete sich allenthalben aus, und führte 1807, als Napoleon dekretirt hatte, daß das Haus Braganza aufgehört habe, zu regieren, den Prinz-Regenten von Portugal nach Brasilien. Seit diesem Zeitpunkte ist Sir Sidney Smith nicht weiter angestellt gewesen, und er lebt seitdem beständig auf dem Continente. Man schreibt die Ungnade, worein er gefallen scheint, Verbindungen mit der Prinzessin von Wallis zu. Im September 1811 wurde er von verschiedenen philanthropischen englischen Gesellschaften deputirt, sich nach Wien zum Congreß zu begeben, um dort die Abschaffung des Sklavenhandels zu bewirken, und eine Art von Kreuzzug gegen die Barbaresken zu organisiren. So erfolglos seine Sendung war, so hat Sir Sidney doch darum seine Lieblingsidee nicht aufgegeben, sondern sogar förmlich eine antipiratische Gesellschaft gebildet, deren Chef er ist. Seit mehreren Jahren lebt er zu Paris, wo er sich gänzlich niedergelassen zu haben scheint.

Smolensk (Schlacht von). Smolensk, eine der ältesten Städte des russischen Reichs, ehemals zu Polen gehörig, der Schlüssel vom Innern Rußlands und das Thor der Straße nach Moskau, liegt am linken Ufer des Dnepr, und hat etwa 1500 Häuser und 12,000 Einw. Unter den Mauern dieser Stadt hatten sich am 8ten August 1812 die beiden Hauptmassen der russischen Streitkräfte unter Barclay de Tolly auf der einen, und unter Bagration auf der andern Seite nach beschwerlichen Märschen, und nicht ohne bedeutenden Verlust, vereinigt und machten Miene, die Franzosen, denen sie bisher ausgewichen waren, selbst anzugreifen. Aber schon am 16. erschien Napoleon vor Smolensk und besetzte die Höhen. Jünot sollte mit dem 5ten Armeecorps (den Westphalen) rechts marschiren, um den Russen den Weg nach Moskau abzuschneiden. Den linken Flügel befehligte Ney, den rechten Poniatowsky, die Mitte Davoust. Smolensk war gleich im Anfange des Jahrs nach Möglichkeit befestigt worden. Dies und der Dnepr mit seinen Höhen gab den Russen viele natürliche Vortheile. Allein Barclay de Tolly hatte bereits seinen Plan geändert; das Uebergewicht von Napoleon hielt ihn ab, alles in einer Hauptschlacht aufs Spiel zu setzen, weil es den Franzosen gelungen war, ihn auf dem linken Flügel gänzlich zu umgehen. Anstatt sich vor Smolensk aufzustellen, that er es hinter dieser Stadt, und ließ diese, sie gleichsam als einen festen Punkt ansehend, der seinen Rückzug decken sollte, von zwei Corps besetzen, so daß die Eroberung dieser Stadt am 17ten, besonders da eine große Menge von Cavallerie alle Zugänge in der Ebene, und eine Menge Infanterie die an dem Dnepr besetzt hielten, bis Mitternacht verzögert wurde. Die dicken Mauern, von 4000 Fuß im Umfange, und 15 Fuß dick, 25 Fuß hoch, mit Thürmen in Zwischenräumen, welche schweres Geschütz trugen, die 30,000 Mann starke Besatzung, machten den Angriff, da die Außenposten und Vorstädte mit Sturm genommen werden mußten, besonders für die Polen und Würtemberger von 2 — 6 Uhr äußerst mörderisch, und als endlich nach einem achtstündigen Kampfe die Russen sich herauszogen, um Barclay's Hauptmasse zu folgen, stand (es war Mitternacht) die ganze Stadt theils durch ihre Brandfackeln, theils durch die Granaten der Franzosen in Flammen, die 36 Stunden fortwütheten. Der Plan Napoleons, die russische Armee in Smolensk gefangen zu nehmen, oder von dem Wege nach Moskau abzuschnei-

den, war vereitelt. Ueber zwei Drittel von dem verheerten und geplünderten Smolensk lagen in Trümmern. Die Russen hatten nach eigenen Berichten 4000, die Franzosen mehr als doppelt so viel Menschen, die Polen über 5000 Mann verloren; und die Verwüstung in der umliegenden Gegend, der Mangel in der eroberten Stadt waren so groß, daß der größte Theil der Verwundeten zugleich mit allen den zahlreichen Kranken, die bei der schrecklichen Hitze, der feuchten Witterung, zurückblieben, in den Lazarethen starben, und die furchtbarste Epidemie entstand. Die Russen selbst konnten es Barclay nicht verzeihn, diese heilige Stadt, wie sie sie nennen, diese Vormauer von Moskau, so aufgeopfert, keine Hauptschlacht geliefert zu haben, und Barclay de Tolly legte daher bald darauf, unter dem Vorwande seiner geschwächten Gesundheitsumstände, das Commando nieder, um es Kutusow zu übergeben. Indeß hatte er die Armee gerettet, und konnte nach dem Abbrechen der Dneprbrücken seinen Marsch mehrere Stunden lang ungestört fortsetzen. Zwar ließ Napoleon sogleich eine Brücke schlagen, über welche Ney ging, als eben die letzten Russen unter Korff abgezogen waren; allein Junot, der die Straße nach Moskau abschneiden sollte, hatte sich verirrt, und traf nicht eher ein, als bei Valontina, wo Ney Korffs Heeresabtheilung angriff. Uebrigens hatten die Flammen von Smolensk und die zügellose Wildheit der französischen Soldaten das russische Volk zur Rache und zum muthigsten Widerstande begeistert. — In Röder v. Bomsdorf's Mittheil. a. d. russ. Feldzug, 1. B. 1816, und im 2. B. 1818, findet man eine genaue Darstellung der Schlacht bei Smolensk, und gründliche Nachrichten über das Verirren des Junot'schen Corps. *r.

Smollet (Tobias), ein berühmter historischer und humoristischer Schriftsteller der Engländer, geb. 1720 zu Dalghure in Schottland. Er hatte sich der Wundarzneikunst gewidmet, auch 1741 einer Expedition gegen Carthagena als Schiffsarztgehülfe beigewohnt, bald aber diesem Dienste entsagt, um seiner Neigung zur Dichtkunst, vornemlich zur Satire, zu folgen. Die Noth zwang ihn, die Schriftstellerei als Erwerb zu treiben. Außer seinen berühmten Romanen Roderich Randam, die Abentheuer des Peregrine Pickle, die Abentheuer eines Atomen, und die Schicksale des Sir Launcelot Greaves, lieferte er eine Geschichte Englands, von Julius Cäsar bis zum Aachner Frieden, und eine Fortsetzung der Geschichte Englands von der Revolution an, bei welcher Hume schließt, und begann 1756 den berühmten und noch fortbestehenden Critical Review. In seinem Wochenblatt the Briton sprach er für die Maßregeln des Ministers Bute, und gerieth dadurch in heftige Streitigkeiten mit Wilkes, dem Herausgeber des North Briton. Eine Reise, die er 1763—65 durch Frankreich und Italien machte, und eine spätere im J. 1770 hat er in zwei verschiednen Werken erzählt, von denen das zweite unter dem Titel „Reisen des Humphry Klinker,“ sich durch Humor, Satire und schöne Schreibart empfiehlt. Auch schrieb er einige lyrische Gedichte, die sich durch Zartheit und erhabnen Schwung auszeichnen. Er starb 1771 in der Nachbarschaft von Livorno. Smollet ist unleugbar ein Schriftsteller von großen und mannichfaltigen Talenten. Seine Romane werden durch ihren echten Humor jeden ergötzen, der nicht mit zu großem Zartgefühl liest; seine historischen Werke befriedigen zwar die höhern Foderungen nicht, sind aber von Seiten der Schreibart ebenfalls nicht ohne Werth.

Smyrna (türkisch Ismi'r), eine bedeutende Stadt an der Westküste Natoliens, an einem gegen 10 deutsche Meilen in das Land hineingehenden Meerbusen, der wegen seiner vielen Sandbänke nicht überall mit großen Schiffen befahren werden kann, liegt in einer reizenden und an den edelsten Früchten reichen Gegend. Es verdankt seinen Ursprung Griechen, welche aus einem Theile der Stadt Ephesus, der Smyrna hieß, hieher kamen, und dem Theile des Golfs, wo sie sich in einzelnen Dörfern anbauten, den gleichen Namen gaben. Alexander in der Absicht, sie zu einem Ganzen zu vereinigen, ließ ihnen eine Stadt am Flusse Meles bauen. Indem sie die Städte Joniens in ihren Bund aufnahmen, ward sie bald der Mittelpunkt des kleinasiatischen Handels. Hier blühten die Künste; aus ihnen gingen prächtige Denkmäler der Baukunst hervor; Fremde aller Nationen schwelgten im Genusse der Reize dieser Stadt; sogar der weichere ionische Dialekt lockte mehr an. Durch den Einfluß unruhiger Zeiten ward später aller Wohlstand vernichtet, und im Anfange des 13ten Jahrhunderts waren nur noch Ruinen davon übrig. Als die Türken völlige Herren des Reichs geworden, blühte Smyrna wieder aus den Ruinen auf, und stand bald wieder da in neuen Häusern am Ufer des Meers. Die Stadt zieht sich vom Meeresufer nach einem Berge hinauf, auf welchem eine alte Burg steht; nicht weit davon liegt ein kleineres Schloß. Das von Europäern bewohnte Stadtviertel heißt die Frankenstraße, hat nur ein Stockwerk hohe, hölzerne Häuser, ist der schönste Theil von Smyrna, und liegt ganz an der See. Fuhrwerk ist hier gar nicht gewöhnlich; daher sind die Straßen eng, oft 3—4 Ellen breit, und alle Einwirkung der Sonnenstrahlen hindernd. Das Gewühl in diesem vorzüglichsten Handelsorte der Levante ist außerordentlich. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 120,000; hierunter sind 65,000 Türken, 23,000 Griechen, 7000 Armenier und über 12,000 Juden; der Europäer, Franken genannt, ist nur eine kleine Anzahl. Es ist eine griechische Gemeinde hier, welcher ein Erzbischof vorsteht, eine armenische, ebenfalls mit einem Erzbischof, eine catholische mit einem bischöflichen Vicarius, einem Franciscaner- und einem Capuzinerkloster, und eine protestantische, welche ihre Capellen bei den englischen und deutschen Consuln haben. Die Juden haben drei Synagogen, und die Griechen ein Collegium zum Unterrichte in der griechischen Sprache und Mathematik mit hundert Studenten. Hospitäler sind für die morgenländischen und abendländischen Christen angelegt. England, Schweden, Preußen, Venedig und Frankreich haben hier Consuln. Die Stadt ist nebst ihrem Gebiet Eigenthum der jedesmaligen Mutter des Sultans; aber ein Kadi herrscht an ihrer Statt und im Namen des Sultans, und ein Mussellim erhebt die Einkünfte. Die Stadt wird oft durch Pest und Erdbeben heimgesucht, und Feuersbrünste haben zu ihrer Verwüstung auch das Ihrige beigetragen. Die hiesige Rhede ist geräumig, und die Schiffe können ganz nahe am Lande sicher liegen. Es sind hier mehrere Fabriken, vorzüglich sind die vortrefflichen, berühmten Teppichfabriken zu bemerken. — Smyrna ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, dem Homer das Leben gegeben zu haben. An den Ufern des hellen Meles zeigte man den Ort, wo ihn seine Mutter geboren, und an seinen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Höhle seine unsterblichen Gesänge gedichtet. Unter den Säulen seines Denkmals versammelten sich die Bürger; auf den Münzen derselben stand, gleichsam schützend, sein Bildniß. Eine kleine Stunde von hier, bei dem Dianenbade

(mehrern Quellen, die vereinigt einen See bilden), hat man Ueberbleibsel des alten Dianentempels zu finden geglaubt.

Snyders, oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der berühmtesten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657. Zuerst widmete er sich der Fruchtmalerei und war ein Schüler Heinreichs von Bahlen. Er arbeitete viel in Verbindung mit Rubens, der sein Verdienst zu schätzen wußte. Man hat viele Gemälde von ihm mit Figuren von Rubens, Jordans, Hondhorst, Niculant, Miereveit, und es ist schwer eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Philipp III., der eine Hirschjagd von ihm gesehen, bestellte mehrere Jagd- und Schlachtstücke bei ihm; auch ward Snyders erster Maler des Erzherzogs Albert, welcher Gouverneur der Niederlande war. Er stellte die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar, und wußte die Zustände der thierischen Seele, als Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, List und Grausamkeit mit der höchsten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die größten Gallerien von Wien, München und Dresden. Doch stellte er auch die Thiere in ruhigen Zuständen mit Leben und Wahrheit dar.

Sobiesky, s. Johann Sobieski.

Soccus, eine Art niedriger Schuhe bei den Griechen (daher auch das deutsche Wort Socke), welche auch von römischen Frauenzimmern in den letztern Zeiten sehr verziert getragen wurden. Ihrer bedienten sich die Schauspieler in der Komödie, um den hier dargestellten Verhältnissen angemessen, in wirklicher Lebensgröße, ja (wenn man auf die ungeheuern Dimensionen der alten Theater Rücksicht nimmt) in noch kleinerer Statur zu erscheinen, so wie man sich dagegen in der Tragödie des Cothurns bediente, um in heroischer, die gemeine Wirklichkeit überragender Größe aufzutreten. Daher kommt es, daß man das Wort Soccus auch für die Komödie selbst braucht, und ferner darunter die niedrigere Schreibart versteht; weil der Komödie, als Darstellung einer, das Leben von seiner scherzhaften Seite schildernden und die Verhältnisse der wirklichen Gegenwart berührenden Handlung keineswegs der erhabene Styl der Tragödie, sondern eine, dem wirklichen Gesprächston sich nähernde Schreibart angemessen ist.

Societätsinseln, oder die gesellschaftlichen Inseln, nennt man eine Inselgruppe in Südindien oder Australien, die aus elf Hauptinseln besteht. Otaheiti, mit 16,000 (nach Andern jetzt nur mit 5000) Menschen (m. s. d. Art. Otaheiti), ist darunter die größte und vorzüglichste. Sie sind sehr hoch, haben einen sehr milden angenehmen Himmel, gute Bewässerung, und Korallenklippen. Zucker- und Bambusrohr, Brotfruchtbäume, Bananas, Kokosnüsse, Platanen, Pisang, Yams- und Arumswurzeln, Pataten rc., sind die Producte des Pflanzenreichs. An Thieren gibt es: Schweine, Hunde, Hühner, wilde Enten, Papageien, Eisvögel, Reiher, Wallfische, Haifische, Krabben, Austern u. s. f. Das Mineralreich liefert Thonerde, schwarzen Basalt, Schwefel, Lava rc. Die Einwohner sind nicht ohne Cultur, gutmüthig und gastfrei. Sie lieben die Musik, und brauchen wegen der Fruchtbarkeit ihres Landes wenig zu arbeiten, da drei Brotfruchtbäume hinreichen, einen Menschen zu ernähren. Die Engländer haben auf diesen Inseln durch Missionarien die christliche Religion ausgebreitet, die Götzenaltäre sind verschwun-

den, eben so die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. In der Buchdruckerei, welche die londoner Missionsgesellschaft hieher geschenkt hat, wird jetzt ein Theil der Evangelien in der Landessprache gedruckt. Die Regierungsform ist eine Art von Lehnssystem. Unter dem Könige (Ehribrabie, Groß-Erih) stehen die Erihs, unter diesen stehen die Mahuhounis oder Lehnsträger. Endlich gibt es Toutous, d. i. Gemeine, Bauern oder eigentlich Sklaven.

Socinianer, eine Religionsgesellschaft, der zwei Italiener ihren Namen gaben. Lälius Socinus, aus dem vornehmen Geschlecht der Sozzini, in Siena, 1525 geboren, ging von der Rechtsgelehrsamkeit, in der seine Vorfahren sich Ruhm erworben, und der er selbst seine Jugend gewidmet hatte, zu Forschungen in der heiligen Schrift und der Gottesgelahrtheit über, und verfiel bald in Zweifel an mehrern Sätzen der Kirchenlehre, über die er zu früh ohne gründliche und umfassende Erkenntniß derselben aburtheilte. Von Wißbegier getrieben, begab er sich auf Reisen, befreundete sich in der Schweiz und in Deutschland mit mehrern der damaligen Reformatoren, und lebte auch fast 3 Jahre in Wittenberg, wo er besonders morgenländische Sprachen erlernte, und durch Talent und Fleiß sich selbst Melanchthons Beifall erwarb, seine Meinungen aber noch zurückhielt. Von dort begab er sich nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgesinnten in Verbindung trat, doch nur geheim seine Lehren vortrug. Darüber gerieth er in Verdacht und Untersuchung, zumal er Einige, besonders Verwandte und Freunde, von der Kirche abzog, und nur durch offenbare Verstellung und Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung entging er drohender Gefahr. Sein unruhiges Leben endete schon 1562 in Zürich, aber seine Meinungen erbten fort, und wurden durch seinen Neffen, den Erben seiner Handschriften, weiter verbreitet. — Dieser, Faustus Socinus, geb. 1539, war dem Beispiel seines väterlichen Oheims gefolgt, hatte früh Untersuchungen über Glaubenswahrheiten sich ergeben, dabei in endlose Zweifel sich verstrickt, und den Verdacht ketzerischer Ansichten auf sich geladen. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er deßhalb seine Vaterstadt Siena verlassen müssen, und dann in Lyon fortgearbeitet. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften, desselben gesetzt, beschäftigte er sich so angelegentlich mit dem Studium derselben, daß die darin enthaltene Lehre, seinen vorgefaßten Meinungen entsprechend, sich bald seiner ganzen Ueberzeugung bemächtigte. In Florenz, wo er mehrere Jahre am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung seiner Lehren durch kleine Schriften, denen er aber seinen Namen nicht vorsetzte; in Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der italienischen Inquisition, befestigte er sich immer mehr in seinen Irrthümern. Diese entwickelte er dann ungescheuter in Siebenbürgen, wo er viele Gehülfen fand, und ging endlich nach Polen, weil er dort auf noch zahlreichere Anhänger rechnen konnte. Aber die sogenannten unitarischen Gemeinden, die in diesem Lande schon bestanden, und von demselben Irrwahn, der ihn befangen hielt, angesteckt waren, fanden bei ihm doch so viele, von den ihrigen abweichende Lehrsätze, daß sie ihn nicht einmal in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Gleichwohl gewann er viele Andre für seine Meinungen, und verband diese in mehrere kleine Gemeinschaften; viele vom Adel, selbst mehrere Geistliche wurden durch seine Beredsamkeit und sein feines, einschmeichelndes Betragen gewonnen, und schlossen sich jenen an. Indeß traten

ihn auch viele Verfolgungen in Polen; seine Güter in Italien waren eingezogen worden; schwere Krankheiten lähmten seine Kräfte; im J. 1604 starb er in Polen. — Sein Name, schnell durch ganz Europa erschollen, ward von vielen, die zu ähnlichen Spitzfindigkeiten, Zweifeln und ungläubigen Meinungen sich hinneigten, mit Verehrung, von vielen frommen Christen mit Unwillen, von Eiferern mit Abscheu genannt. Denn was Katholiken und Protestanten als die Grundlage des Christenthums betrachten, den Glauben an die Göttlichkeit der Person Jesu Christi und an die damit zusammenhängende Trinitätslehre griff Socinus mit den Waffen seines Verstandes an. Ohne zu ahnen, daß dem Menschenverstande der Maßstab für das Unbegreifliche in der Religion fehlt, wollte er mit den Begriffen und der Dialectik desselben über die göttlichen Dinge aufs Reine kommen, ein Unternehmen, das ihn zum offnen Widerspruch gegen die Lehre der christlichen Kirchen von jenen Gegenständen des Glaubens und zu willkürlichen Deutungen der biblischen Aussprüche über dieselben verleitete. Auf diesem Irrwege waren ihm schon ältere Antitrinitarier (s. d. Art. und Secten) vorangegangen. Auch in der Epoche der Reformation regten sich lebhafte Köpfe, denen es vorkam, als gingen die Reformatoren im Niederreißen des alten Lehrgebäudes nicht weit genug. Ludwig Hezzer, Johannes Campanus, Michael Servetus, und mehrere Andere hatten den Socinen schon den Weg geebnet, in Italien, der Schweiz, Frankreich und selbst in Deutschland waren kühne Neuerer aufgetreten, die gegen die Bekenntnisse der römischen wie der evangelischen Kirche gleich heftig ankämpften, und je dreister und willkürlicher sie ihre Meinungen vortrugen, eine leichtgläubige, die dargebotene Willkür und Selbstmacht begierig ergreifende, in dem raschen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, und dem Verwerfen alles dessen, was ihnen zeither Ehrfurcht geboten, sich gefallende Schaar gewannen, und so eine Menge kleiner Ketzerhaufen bildeten, die in vielen Punkten von einander abweichend, doch in gewissen Hauptlehren, und besonders in dem Streben, alles zu erklären und das Unbegreifliche zu verwerfen, übereinstimmten. In so weit dieses Streben gegen die Lehre von der Gottheit Christi gerichtet war, wurde es Socinianismus genannt, und da die ihm ergebenen Sectirer sich häufig auf die Socine beriefen oder doch ihrer Lehren bedienten, erhielten sie den Namen Socinianer. Fast allenthalben, auch unter den Protestanten gedrückt und heftig verfolgt, fanden sie nur in Polen und Siebenbürgen, wo sich solche Gemeinen bildeten, Aufnahme und Sicherheit. Sie selbst wollten, weil sie die Lehre von der Einheit (Unitas) Gottes zu ihrem Palladium machten, lieber Unitarier oder christliche Brüder heißen. So mannichfache Glaubensbekenntnisse sie bekannt machten, so war doch keins geeignet, sie unter einander in Einverständniß zu bringen, und eine gemeinsame Ueberzeugung zu bewirken. Sie blieben in viele kleinere und größere Haufen gespalten, die auch durch allerlei Parteinamen sich unterschieden. Nicht nur wichen die polnischen Unitarier von den siebenbürgischen in wesentlichen Punkten ab, sondern auch jene trennten sich wieder in Pinczowianer und Kalauer (Namen von zwei polnischen Städten, ihren Hauptsitzen), in Farnovianer und Budnäisten (Namen von zwei Parteihäuptern, welche sich über die Zulässigkeit der Anbetung Christi stritten. Ihre berühmtesten Lehrer waren im 17. Jahrh. Johann Crell, Christoph Osterod, Jonas

Schlichting, Valentin Schmalz, Johann Völkel, Martin Ruarus, Johann Ludwig Baron von Wollzogen, und besonders Andreas Wilsowatius. — In der Regel waren ihre Glaubensbekenntnisse nach der äußern Form des apostolischen, aber von diesem in ihrem Inhalt durchaus abweichend, verabfaßt, indem sie die Form nur beibehielten, um einen Schein von Rechtgläubigkeit zu gewinnen. Selten haben sie ganz ehrlich und frei ihre wahre Ueberzeugung ausgesprochen; immer den rechtgläubigen Ausdrücken und Formeln, deren sie sich bedienten, einen andern versteckten Sinn untergelegt, und dadurch ihre Wahrheitsliebe sehr verdächtig gemacht. Auch Einzelne trugen kein Bedenken, selbst in den öffentlichen Bekenntnissen, denen sie das Ansehn symbolischer Bücher gegeben, sich mannichfache Veränderungen zu erlauben. Ihre wichtigsten Schriften, die ihre Lehre erörterten und vertheidigten, sind von Rakow ausgegangen, wo sie eine eigne Druckerei und ein Seminarium hatten. Man lernt ihren Lehrbegriff ziemlich genau, wiewohl nicht vollständig, aus dem rakower Catechismus kennen. — Als zu Anfang des 18. Jahrh. eine heimliche Socinianische Gemeinde in Altdorf entstand, und von da aus sich auf andre deutsche Universitäten zu verbreiten begann, wurde sie schnell unterdrückt. Auch in Polen duldeten die Gemeinden viele Verfolgungen; doch erhielten sie sich; am blühendsten und zahlreichsten sind sie noch jetzt in Siebenbürgen, wo sie Duldung gewannen, unter dem Namen der Unitarier (s. d. Art.).

Soda. Diesen Namen führt auch dasjenige Alkali, von welchem, unter seinem zweiten Namen Natrum, im Art. Alkalien gehandelt worden ist.

Soffiten, (soffitto), überhaupt eine getäfelte Decke eines Zimmers, dann der Theil der Theaterdecoration, welcher in Zimmern die Decke, bei offnen Plätzen den Himmel u. s. w. bildet.

Sogdiana, eine Landschaft im nördlichen Persien, die jetzige Nordbucharei und einen Theil vom Lande Pelur und Klein-Tibet umfassend.

Sokrates. An diesem großen und ehrwürdigen Manne hat die Nachwelt auf eine glänzende Weise dargethan, daß das wahre Verdienst auf den gerechten Richterspruch derselben sich nicht vergebens berufe. Ihn, den Herrlichen, den die Eifersucht engherziger und boshafter Zunftgenossen endlich unterdrückte, den die Raserei eines verblendeten Pöbels zum Tode verdammte, ihn ehrt eine gerechtere Nachwelt als ein erhabenes Musterbild echter Humanität, in ihm erblickt sie den Repräsentanten einer vernünftigen Denk- und Handlungsweise, auf ihn führt sie alles zurück, was die vorzüglichsten Geister Griechenlands in der Weisheitslehre Großes und Preiswürdiges geleistet haben. Aber es ist auch unwidersprechlich gewiß, daß Sokrates, man mag nun die Kraft seines gebildeten Geistes, oder die Reinheit seiner edeln Gesinnung, oder den Inhalt seiner vortrefflichen Belehrungen, oder den Umfang seines nützlichen Wirkens, oder das Ende seines göttlich geführten Lebens betrachten, der aufrichtigsten und höchsten Bewunderung würdig erscheint. Sokrates wurde 470 vor Chr. Geb. am 27. April geboren. Sein Vater, ein unberühmter Bildhauer, hieß Sophroniskus, und seine Mutter, Phänarete, trieb die wohlthätige Kunst einer Hebamme. Da seine Aeltern unbemittelt waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein Vater ihn den nächsten Weg zum Erwerb führte, und ihn die Fertigkeiten, die er selbst besaß, lehrte, wenn es auch nur ein Mährchen seyn sollte, daß man

an noch bis auf die Zeiten des Pausanias herab drei Statuen der
razien als sein Werk am Eingange des Akropolis von Athen ge-
igt habe. So unbefriedigend auch die wenigen zerstreuten Nachrich-
n über die Jugendbildung des großen Mannes sind, so kann man
ch mit Gewißheit behaupten, daß er, ungeachtet der Dürftigkeit
ines Vaters, eine gute Erziehung, nach dem Sinne der Griechen
id des damaligen Zeitalters, erhalten habe, und also in der Musik
id Gymnastik, im Sinne der damaligen Zeit, unterrichtet worden
), und daß der göttliche Genius des Sokrates früh die Schwingen
regt, und ihn selbst angetrieben habe, die Schriften der berühmte-
en Weisen in Versen und Prosa zu lesen, und alles aufzufassen,
as seine Zeit und sein Vaterland ihm an Licht und Aufklärung über
ie wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens darbot. Gewiß
aren also alle Fürsten der damaligen Weltweisheit seine Lehrer, aber
en so gewiß ist es auch, daß er von keinem derselben befriedigt
urde. Damals verwirrten die Sophisten (s. d. Art.) die Köpfe und
erzen der griechischen Jugend. Sokrates, der von der heftigsten
Begierde erglühte, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, versäumte
icht, den Unterricht der berühmtesten dieser Irrlehrer zu benutzen;
ber je mehr er darüber nachdachte, desto dunkler wurden ihm die er-
abenen Gegenstände dieser Forschungen; und je mehrere Sophisten
r hörte, desto ungewisser ward er selbst über das, was ihm früher
ewiß gewesen war. Unwillig über diese Vereitelung seiner feurigsten
Wünsche, verließ er bald auf immer die Hörsäle der sogenannten
Weisen, und beschloß, nun durch Selbstdenken zu suchen, was ihm
andre nicht geben konnten, und vorzüglich durch Nachdenken über sich
elbst zum Lichte der Erkenntniß hindurchzudringen. Denn vorzüglich
nachte die merkwürdige Inschrift des delphischen Apollotempels:
„lerne dich selbst kennen," (γνωθι σεαυτον) die ihm wie eine Stimme
Gottes tönte, einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Mit einem freu-
igen: „Ich hab' es gefunden," begann er, dieser göttlichen Auf-
oderung gemäß, in sich einzukehren, über sein Inneres, und na-
nentlich über die Gesetze des Handelns nachzudenken, und faßte nun
en Entschluß, sein ganzes Leben dem erhabenen Geschäfte zu widmen,
eine Mitbürger über ihr höchstes Interesse aufzuklären, und sie zu
guten, frommen und rechtschaffnen Menschen zu bilden. Wie alle
große Männer, glaubte er im freudigen Erstaunen über diesen herr-
ichen und göttlichen Gedanken von der Gottheit selbst dazu berufen
u seyn, und in fester Ueberzeugung hing er noch in den letzten Au-
enblicken seines wohlthätigen Lebens und mit liebenswürdiger Schwär-
nerei an dem Gedanken, daß er ein Gottgesandter sey. Ungefähr im
reißigsten Jahre seines Alters war es, da er den Entschluß faßte,
ein Leben der wahrhaft menschlichen und göttlichen Weisheit zu wid-
nen, die abscheulichen Verderber der Wissenschaft und der Moral mit
llen Waffen des heiligen Geistes zu bestreiten, und ewige Keime für
ine Saat auszustreuen, die, wie er selbst kaum hoffen konnte, die
errlichsten Früchte hervorgebracht hat. Um zuerst das Feld, welches
r zu bearbeiten gedachte, von dem üppig wuchernden Unkraute zu
äubern, setzte er sich gegen die Sophisten in den entschiedensten Ge-
gensatz. Während jene in ihrem Aeußern alle Pracht und allen Reich-
thum prunken ließen, erschien Sokrates mit rührender Einfachheit in
inen Mantel von geringem Stoffe gehüllt, den er das ganze Jahr
hindurch trug, und kleidete sich nur an Festen oder bei feierlichen Gast-
nalen sorgfältiger. Sogar Schuhe verschmähte er, selbst im Winter,

Allerdings fehlten ihm die Mittel, sich Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; aber wie leicht würde es ihm geworden seyn, von seinen Freunden und Schülern so viel zu erlangen, als erfoderlich war, um sich wenigstens gegen Frost und Hitze zu schützen. Doch seinem göttlichen Geiste schien es unwürdig, die Weisheit wie gemeines Marktgut zu verhandeln, und ihm selbst war die vollkommenste Unabhängigkeit das höchste Erdengut. Allerdings mag es uns räthselhaft seyn, wie Sokrates ohne alle öffentliche und besondre Unterstützung nicht nur selbst leben, sondern auch seine Familie habe erhalten können. Aber durch zu viele authentische Zeugnisse seiner Schüler ist es bestätigt, daß er alle Anerbietungen seiner reichern Freunde ausgeschlagen, und von ihnen nicht das Geringste angenommen hat, so daß selbst seine boshaften Gegner nicht wagten, seine Uneigennützigkeit nur von ferne anzutasten. In der entschiedensten Beschränktheit aller Annehmlichkeiten des Lebens bewährte er sich als einen wahrhaft göttlichen Menschen, indem er allen sinnlichen Genuß verachtete, und nur seinem hohen Berufe zum Lehrer der praktischen Weisheit lebte. In derselben suchte und fand er sein höchstes Glück; ihm widmete er jeden Augenblick seines Lebens; für ihn opferte er alles auf, was gewöhnlich wünschenswerth ist. Sokrates war nämlich zuerst Volkslehrer. Für einen an das athenienſische Volk von der Gottheit Gesandten hielt sich Sokrates, wie er dieses in der Apologie des Platon selbst erklärt. Deßwegen war er von frühem Morgen an geschäftig, Menschen aufzusuchen, um sie über alles zu belehren, was dem Menschen überhaupt, und jedem nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen wichtig seyn kann und soll. Er ging daher alle Tage auf die öffentlichen Versammlungsplätze, auf die volkreichsten Straßen, oder auch in die Wohnungen der Künstler und Handwerker, und redete mit ihnen über die Pflichten der Religion, der geselligen und staatsbürgerlichen Verhältnisse, über Freundschaft, Sparsamkeit, Eintracht, Gerechtigkeit, Liebe, Dienstfertigkeit, Mäßigkeit, Anstand, kurz über alle Gegenstände der Moral, aber auch über Oekonomie, Kriegswissenschaft, Kunst und Gewerbe; suchte die herrschenden Vorurtheile und irrigen Begriffe zu widerlegen, richtige Grundsätze an die Stelle derselben zu setzen, durch eindringende Ermunterungen den bessern Genius in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken, sie zu ermuthigen und zu trösten, zu erleuchten und zu bessern, mit Einem Worte, Licht und Wärme überall zu verbreiten, und die Menschen innerlich glücklicher zu machen. Da gab es keinen Gegenstand des Lebens, über den er nicht eben so unbefangen, als klar gesprochen, keinen Menschen, an dem er nicht mit der ungekünsteltsten Herzlichkeit Theil genommen, keinen Gegner, den er nicht sanftmüthig zurechtgewiesen, keine wichtige Wahrheit, die er nicht eingeschärft und in ihrem wohlthätigen Einflusse dargestellt hätte. Eine solche Erscheinung hatte Griechenland noch nicht gesehen, und die ganze Geschichte stellt nur wenige glänzende Häupter auf, die mit ihm verglichen werden konnten. Daß diese Wirksamkeit mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden gewesen, leuchtet ein. War es nicht an und für sich schon ein mühevolles Geschäft? Und wie sehr mußten die Aeußerungen des Spottes, der Verblendung, der Bosheit, der Fühllosigkeit, des Neides, der Undankbarkeit eine so reine Seele betrüben! Aber dieser Weise war über alle Schwachheiten gewöhnlicher Menschen erhaben, und sein ganzes Wesen schien sich in reine Vernunft aufgelöst zu haben. Deß-

wegen thronte eine unumwölkte Heiterkeit auf seiner Stirne; eine stets gleichbleibende Fröhlichkeit und Munterkeit belebte seine Blicke und Worte; auf dem Markte wie zu Hause, unter dem Volke, wie in dem traulichen Kreis der Edlern, die Liebe zur Wahrheit und Tugend genauer mit ihm verband, war er stets derselbe, so daß selbst Xantippe, sein Ehegemahl, nach Cicero von ihm rühmt, daß er immer dieselbe Miene gehabt habe. Daß zu diesem unerschütterlichen Gleichmuthe bei Sokrates eine glückliche Organisation der Elemente des geistigen und körperlichen Lebens beigetragen habe, ist kaum zu bezweifeln. Aber Sokrates war nicht bloß ein Kind der Natur, sondern der eignen, schweren, aber preiswürdigen Selbstbildung. Er selbst behandelte seinen Körper als Diener, härtete ihn durch Ertragung aller Arten von Beschwerden so ab, daß ihm die Tugend der Mäßigkeit leichter wurde, und er bis in das Alter jugendliche Kraft des Geistes und Körpers behielt. Daher war er auch ein liebevoller Gatte und Vater, so wenig auch sein Gemahl, Xantippe, dieses erhabenen Weisen würdig war. Er betrachtete sie mit einer, ein bewunderndes Lächeln abnöthigenden Scherzhaftigkeit, als ein vortreffliches Uebungsmittel seiner Selbstbeherrschung; und nur bedauern können wir es, daß wir von der Art, wie er seine drei Söhne erzog, nicht mehr wissen, als was Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten von dem Gespräche mit seinem ältesten Sohne Lamprokles aufbehalten hat. Er lehrte aber nicht bloß seine Mitbürger, was sie zu thun hätten, sondern er leuchtete ihnen auch mit dem herrlichsten Beispiele vor. Er stellte wirklich ein Musterbild erhabener Tugend dar. Wenn wir ihn als Menschen im Verhältniß zur Gottheit betrachten, so erblicken wir ihn als einen eifrigen Verehrer des höchsten Wesens, der sich sogar hütete, seinen schwächern Mitbrüdern ein Aergerniß zu geben, und daher alle religiösen Gebräuche, die Alterthum und Sitte geheiligt hatten, mit Sorgfalt beobachtete. Was er ferner als Freund, oder im Verhältniß zu seinen Stammgenossen war, geht aus seinem Leben selbst hervor. Aber auch als Staatsbürger erfüllte er mit musterhafter Treue alle ihm obliegenden Pflichten. Drei Mal that er Kriegsdienste, zum ersten Male in seinem 39 Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien. Hier übertraf er alle seine Mitstreiter durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug, zeichnete sich durch Tapferkeit aus, rettete seinem Freunde Alcibiades das Leben, und überließ diesem Jünglinge mit edler Uneigennützigkeit die Ehrenpreise, die seiner Tapferkeit bestimmt waren. Sieben Jahre später führte er im Dienste seines Vaterlandes abermals die Waffen bei Delium; und er war auf der Flucht der letzte. 420 zog er mit Kleon gegen Amphipolis bei Thrazien; und dies war das letzte Mal, daß er das Schwert zog. So entzog sich also der erhabene Weise selbst den niedrigen Diensten des Vaterlandes nicht, wenn es galt, seiner Bürgerpflicht Gnüge zu leisten. Und wie musterhaft war sein Benehmen, als er im 65sten Jahre seines Alters zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt wurde. Er erlangte sogar die Würde eines Epistaten, der an dem Tage, da er diese Würde bekleidete (Epistat war man nur Einmal und an Einem Tage seines Lebens), die Volksversammlungen leitete, und die Schlüssel der Festung und des Schatzes bewahrte. Damals gerade waren 10 Admirale als Majestätsverbrecher angeklagt worden, weil sie nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln die heilige Pflicht des Begrabens der Erschlagenen wegen eines Ungewitters nicht hatten erfül-

len können. Die Feinde der unschuldigen Feldherren wendeten alle Künste der Bosheit an, um das Volk zu einem Todesurtheil gegen dieselben zu bewegen. Durch Ränke wußten sie mehrere Versammlungen aufzuheben, da sie sahen, daß das Volk zur Lossprechung geneigt war. Endlich wurde eine neue Versammlung gehalten, und zwar gerade an dem Tage, da Sokrates Epistat war. Sie verlangten nun sogar gegen ein altes Gesetz, daß in dieser Versammlung zugleich über Alle das Todesurtheil ausgesprochen werden sollte. Durch gedungene Bösewichter aufgereizt, foderte wirklich das Volk mit heftigem Ungestüm von den Vorstehern (Prytanen) und von dem Sokrates diese Verletzung des Staatsgesetzes. Aber keine wilde Drohung konnte die standhafte Gerechtigkeitsliebe des hohen Weisen erschüttern, und ihm ward der beneidenswerthe Triumph, daß er in seinem eignen Gerichte seinen Feinden ins Angesicht sagen konnte, wie allein durch ihn jene zehn unschuldigen Männer von dem nahen Verderben glücklich gerettet worden wären. Doch nicht bloß Lehrer des Volks war Sokrates; sondern er widmete sich insbesondere dem ehrenvollen Geschäfte, lernbegierige Jünglinge für das Reich der Wahrheit zu bilden. Er hatte daher beständig einen Kreis edler Jünglinge und Männer um sich, die ihn überall begleiteten, und die seinen Unterricht in allen Theilen der Wissenschaft, so weit er sie selbst ergründet hatte, erhielten. Diese Schüler sind es, welche durch ihn den Geist unbefangner Forschung empfingen, und für das Höchste, für Wahrheit, Religion und Tugend, wahrhaft begeistert wurden. Daher sind die folgenden philosophischen Schulen der Griechen eigentlich auf ihn zurückzuführen, und er ist als derjenige anzusehen, welcher dem philosophischen Nachdenken unter den Griechen die Richtung auf ihr schönstes Ziel gab. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antisthenes, Aristippos, Phädon, Aeschines, Kebes, Euklides und Platon. Denn aus den zerstreuten Nachrichten des Xenophon und Platon geht unwidersprechlich hervor, daß er ihnen Staatsweisheit, Redekunst, Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie vortrug, mit ihnen die vorzüglichsten Dichter las, und sie auf die Schönheiten derselben aufmerksam machte, außerdem ihre Begriffe über alle Gegenstände des Lebens aufzuklären und zu berichtigen, und zur gewissenhaften Erlernung alles dessen, was dem Menschen wichtig seyn muß, zu ermuntern suchte. Wie belehrend, wie erregend, wie erleuchtend mußte für diese Männer sein steter Umgang seyn! Kann es zweifelhaft scheinen, daß der Geist eines Platon mächtig entzündet werden mußte, wenn er auch nur als Zuhörer bei den Unterredungen des Sokrates mit Andern zugegen war! Und gerade daß Sokrates keinen Schulzwang kannte, sondern einzig darauf ausging, das Selbstdenken zu wecken, mußte ungemein vortheilhaft seyn. Wie beschränkt ist daher die Ansicht derer, die deßwegen bedenklich den Kopf schütteln, weil Sokrates kein System aufstellte. Platon und Aristoteles waren freilich größere Systematiker, aber dem Sokrates gebührt der große Ruhm, den Genius des Platon geweckt, und die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen, d. h. derselben die Richtung auf das Praktische gegeben zu haben. Daher erkennt auch das ganze Alterthum eine Sokratische Schule an, und der Name des Sokrates galt für eine der ehrwürdigsten Autoritäten. Seine Philosophie war aber auch sowohl in Rücksicht des Stoffes als der Form seiner philosophischen Forschungen originell. Um bei der letzteren anzufangen, so war sie völlig von der bisherigen Methode



verschieden. Nicht in langen, ausgearbeiteten oder aus dem Stegreif gehaltenen Vorträgen bestand sein Unterricht, sondern in freien Mittheilungen, die durch Frage und Antwort das größte Interesse erhielten. Er philosophirte also nicht **vor**, sondern **mit** seinen Schülern, und wirkte daher mit unwiderstehlicher Macht auf das Innerste ihres Geistes; er zwang sie zum Selbstdenken, und wer nur irgend eine Empfänglichkeit hatte, mußte durch seinen Umgang aufgeregt werden. Man übersieht gewöhnlich das Schwierige dieser Lehrart. Nur ein seines Gegenstandes völlig mächtiger Geist kann dieselbe mit Glück befolgen; kann aber dann auch mit der größten Gewißheit auf Erfolg rechnen. Wie gewaltig die Anregung gewesen sey, welche dadurch Sokrates gab, sieht man daraus, daß alle folgende Denker, den Aristoteles ausgenommen, in dialogischer Form philosophirten. Diese Fragmethode (**Sokratische Methode**) war um so zweckmäßiger, da Sokrates erwachsene Männer vor sich hatte, in deren Geiste er schon eine verhältnißmäßige Menge von Begriffen vorfand, die er nur zu läutern und zu ordnen sich bemühte. Offenbar hat man die Sokratik mit lächerlicher Verkehrtheit in Bauern- und Volksschulen einzuführen gesucht, und eine Schulmeister-Catechese ist von einem Sokratischen Gespräche eben so verschieden, als eine heutige Freischule von der Sokratischen. Es kann seyn, daß die Fragmente der Sokratischen Gespräche, welche Xenophon mittheilt, uns oft sehr unbefriedigt lassen, oder in einer Vertheidigungsschrift des Sokrates, und von einem Xenophon, darf man durchaus nicht den eigentlichen Geist dieser Methode erwarten. Diesen hat nur Platon erfaßt und dargestellt, daher auch von dem ganzen Alterthume Platon fast für die einzige Quelle der Sokratischen Philosophie angesehen wurde, eine Bemerkung, welche die neueren Lobredner oder Tadler des Sokrates zu wenig berücksichtigt haben. Der hohe gewandte Geist des Sokrates richtete sich bei dieser Fragweise stets nach der eigenthümlichen und besondern Beschaffenheit seiner Zuhörer. Waren diese von Dünkel auf ihre vermeintliche Weisheit aufgeblasen, so hüllte er sich in seine Ironie. Diese Sokratische Ironie bestand in nichts anderm, als in der Kunst, eingebildete Menschen durch vorgelegte Fragen, bei denen Sokrates den Schein des Verfänglichen zu verbergen wußte, ihrer Unwissenheit zu überführen, und ihnen durch ihre widersprechenden Antworten selbst zu zeigen, daß sie aller deutlichen und wahren Erkenntniß ermangelten, und daher des Unterrichts sehr bedürftig wären. Oft beabsichtigte Sokrates, wenn er sich mit solchen weisen Thoren in ein Gespräch einließ, schlechterdings nichts weiter, als sie ihres blendenden Scheins zu entkleiden, und in ihrer Nacktheit darzustellen, daher viele dieser Gespräche dem nach Gewißheit suchenden Leser weniger Befriedigung gewähren, vorzüglich da Sokrates in denselben seine Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfte, und oft selbst als Sophist erscheint. Ganz anders verfuhr Sokrates mit solchen, die entweder im Denken ungeübt, oder zu schüchtern waren, um sich auf ihre eignen Untersuchungen zu verlassen. Mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit trat er denselben entgegen, suchte sie durch herzliche Worte zu fesseln, und ließ sich ganz herab, um ihnen verständlich zu werden, und an ihre bereits erlangten Kenntnisse seine Belehrungen anzuknüpfen. Diese theilte er nicht in hochtrabenden Ausdrücken mit, sondern unter anscheinend niedrigen und unbedeutenden Bildern und Gleichnissen trug er sie vor, erläuterte sie durch Beispiele aus der Erfahrung, durch bekannte Dichterstellen,

oder auch durch Fabeln, kurz durch alle Mittel, die ihm sein weiser unerschöpflicher Geist darbot. Allerdings kam es manchem verwöhnten Ohre sonderbar vor, wenn es immer nur von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern hörte, aber hohe Weisheit war unter dieser rauhen Schale verborgen, und je tiefer man in den Geist und Sinn seiner Worte eindrang, desto mehr fühlte sich jede unverdorbene Seele angezogen und erweckt. Gleichsam eine geistige Hebamme, wie er sich selbst scherzend nannte, verfuhr er mit talentvollen Jünglingen, deren Kräfte er aufregen wollte. Sie selbst sollten Wahrheit finden lernen, und ob er gleich dies schon auf dem Wege der Fragmethode zu bewirken suchte, so mischte er doch längere Reden und Vorträge ein, in die er dann den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit zu legen wußte. Daher legt selbst Alcibiades beim Platon im Gastmahle, dieser leichtsinnige, aber geistvolle Jüngling, folgendes Zeugniß ab: „Wenn ich sonst den Perikles, oder einen andern großen Redner hörte, so wurde ich unterhalten und ergötzt, und ich fühlte, daß er schön gesprochen hatte. Aber bei keines Sterblichen Reden habe ich das empfunden, was mich dieser durch bloße Worte bezaubernde Satyr hat empfinden lassen. So oft ich ihn höre, so bin ich wie bezaubert und angefesselt. Mein Herz pocht mir, wie einem begeisterten Korybanten; meine ganze Seele wird von seinen Worten, wie von Schlangenbissen verwundet, und ist voll Unwillens, daß sie noch immer so roh und so sklavisch gesinnt ist. Ich weine oft Thränen des Unmuths, und stelle mir vor, daß ein solches Leben, als ich führe, elend und unrühmlich sey. Und ich bin nicht der Einzige, der so kindisch weint, und so an sich verzweifelt, sondern viele Andre thun deßgleichen." Welches Zeugniß! Wie gewaltig im Worte war also der Weiseste aller Griechen. Niemand sehe sich vergeblich im Xenophon nach solchen ergreifenden Vorträgen um. Theils läßt sich der mündliche Zauber, die hohe Begeisterung des Augenblicks nicht in die stumme Schriftsprache fassen, theils scheint auch Xenophon gar nicht die Absicht gehabt zu haben, das wahrhaft Idealische des Sokrates darzustellen, wenn wir ihm auch das Vermögen dazu nicht absprechen wollen. Im Platon allein tönen echt Sokratische Klänge. Diese Kraft des Vortrags nun war es, die alle seine Schüler mit unwiderstehlicher Gewalt an ihn fesselte, daß sie wie bezauberte Liebhaber an ihm hingen, und von ihren Lippen das hohe Lob des großen Mannes mächtig ertönte, so daß das ganze Alterthum und noch die Nachwelt davon widerhallte. Mögen nun einseitige Kritiker den Mangel systematischer Regelmäßigkeit an seiner Philosophie tadeln; wir unseres Ortes bekennen, daß dieser wirkliche oder scheinbare Mangel uns in Nichts zu verschwinden scheint, wenn wir die Wirksamkeit des Sokrates in ihrem ganzen Umfange erwägen. Dazu gehört aber noch eine besondre Darstellung seiner philosophischen Forschungen. (S. auch Schleiermacher über den Werth des Sokrates als Philosoph, in den Abhandlungen der philos. Klasse der Akad. d. Wiss. Berlin 1818. 4. S. 50.) Es ist schon bemerkt worden, daß Sokrates die Untersuchungen über die Entstehung des Weltalls und über die Zusammensetzung der einzelnen Theile desselben aufgab, weil er schlechterdings an der glücklichen Auflösung dieses großen Problems verzweifelte, und keinen practischen Nutzen daraus ziehen zu können meinte. Er behauptete, die Gottheit habe diese Gegenstände absichtlich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und es sey Vorwitz, diesen lüften zu wollen, um

so mehr, da der Mensch so viele andre Dinge zu erforschen habe, deren Kenntniß weit ersprießlicher für das Leben und Handeln sey. Die Astronomie und Naturlehre verachtete er zwar keineswegs; allein bei dem damaligen Mangel an sichern Kenntnissen über die Gegenstände dieser Wissenschaften beschränkte er das Gebiet derselben vielleicht zu sehr. Er selbst wählte ganz andre Gegenstände für sein Nachdenken, als die bisherigen Philosophen, die spitzfündigen Eleaten, und die tiefsinnigen Physiker behandelt hatten. Er sprach, wie Xenophon sagt, immer von Dingen, welche die Menschheit interessiren, und zeigte den Unterschied zwischen Religion und Irreligion, erklärte, worin das Edle und Unedle, worin Recht und Unrecht, Vernunft und Thorheit, Tapferkeit und Feigheit bestehe, lehrte, was ein Staat und Staatskünstler sey, sprach von Beherrschung der Menschen, und von den dazu erfoderlichen Geschicklichkeiten, und von allen andern Gegenständen, deren Kenntniß nach seinen Begriffen den würdigen und vollkommnen Mann ausmacht, und worin nur Menschen von sklavischen Seelen unwissend bleiben. Seine Forschungen hatten durchaus eine practische Richtung, und das Theoretische schätzte er nur um des practischen Zweckes willen. Er setzte daher die Moral auf den Herrscherstuhl, und machte sie zur Königin der Wissenschaft. Von dem Urquell alles Empfindens und Denkens, von der Gottheit, ging Sokrates aus; denn von dem Daseyn eines alles beherrschenden, höchst mächtigen, weisen, gütigen, allwissenden, und unsichtbaren Wesens war er auf das festeste überzeugt. Die ganze zweckmäßige Einrichtung der Natur, und insbesondre der weise Bau des menschlichen Körpers schien ihm nicht den mindesten Zweifel über den Schöpfer desselben übrig zu lassen; und so wie der Mensch die Kraft zu denken habe, so müsse dieselbe in noch viel höherm Grade dem Urheber der Vernunft zukommen. Daß sie nicht mit Händen gegriffen und mit den Augen geschaut werden könne, sey eben so wenig ein Grund, an dem Daseyn der Gottheit zu zweifeln, als man das Vorhandenseyn gewaltiger, aber den Sinnen verborgener Kräfte, die aus ihren Wirkungen erkannt würden, läugnen könne. Ueber die Substanz dieses erhabenen Wesens nachzugrübeln, hielt er für vorwitzig; es war ihm genug, seine geistige Natur in ein helles Licht zu setzen. Daß er nur einen Gott als Schöpfer der Welt und Richter der Menschen verehrte, ist gewiß, da er einige Mal beim Xenophon ausdrücklich bloß von Einem Gotte spricht, obwohl er in andern Stellen auch Götter nennt, die er dem Höchsten untergeordnet zu haben scheint. Von der Vorsehung und Güte dieses höchsten Wesens leitete er alle die Beweise der allgemeinen und besondern Vortheile des Menschen ab, und behauptete, daß die allwissende und allgegenwärtige Gottheit alles erkenne, und die geheimen Gedanken und Handlungen des Menschen beobachte. Aber eben deßwegen sey es für den Menschen heilige Pflicht, dieses hocherhabene und gnadenreiche Wesen nach seinem Vermögen zu verehren, zwar auch nach den Sitten und Gesetzen des Staats, durch Opfer, aber auch dadurch, daß man ihren Willen vollbringe, und thue, was sie gebieten. Daher entzog sich auch Sokrates den äußern religiösen Gebräuchen seines Volkes nicht, opferte und betete an den Altären der Götter seines Vaterlandes zu Hause und öffentlich, und glaubte auch an die Offenbarung des göttlichen Wesens durch allerlei Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung. Ihm selbst that sie sich nach seiner Erklärung durch ein ihn stets begleitendes **Dämonium** (der sogenannte Genius des Sokrates) kund, wel-

ches ihn warne, und von diesem oder jenem abrathe. Vergeblich ist es, wie überall, so auch hier, die Ueberzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbstbewußtseyns auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geist das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder besser, deutele an dieser Vorstellung wer da will, nur taste er nicht mit seinem beschränkten Verstande das an, was das reinste Urbewußtseyn der das Ideale und Uebersinnliche vernehmenden und schauenden Vernunft als gewiß durch sich selbst vernimmt. Jenes Festhalten der durch Sitte und Alter geheiligten Religionsgebräuche hinderte ihn jedoch nicht, den Mißbrauch und die Vorurtheile, die mit dem Opferdienste verbunden waren, kräftig zu bestreiten. Nicht erkaufen, sondern verdienen müsse man die Gnade Gottes; und dies könne man nur durch ein unsträfliches Leben, welches der einzig wahre und herrlichste Gottesdienst sey. Daß mit diesem tugendhaften Leben auch Gebet verbunden seyn müsse, das schärfte der erhabene Weise ebenfalls als eine unerlaßliche Pflicht ein. Also lehrte er seine Schüler beten: *Vater Jupiter, gib uns alles Gute, warum wir dich bitten und nicht bitten, und wende alles Böse, auch wenn wir dich darum bitten, von uns ab. Segne alle gute Handlungen, und belohne sie mit Glück und Wohlstand.* Wer möchte dem Herrlichen bei solchen Betrachtungen das erhabene Verdienst abläugnen wollen, daß er dem todten Buchstaben der damaligen Philosophie Leben und Seele eingehaucht habe? Nicht weniger würdige Vorstellungen hatte Sokrates von der menschlichen Seele. Daß sie göttlichen Ursprungs, und von allem Körperlichen völlig verschieden sey, daß sie aber auch eben deßwegen durch die Vernunft und das Denkvermögen überhaupt mit der Gottheit in Verbindung stehe, war ihm entschieden. Er läugnete jedoch nicht den Unterschied derselben ab; behauptete aber, daß Uebung und Ausbildung sie läutern, und die geistigen Elemente verbessern könne. Zu dieser Ausbildung foderte er seine Zuhörer und Freunde mit göttlichem Ernste auf. Er erklärte Bildung des Geistes für das höchste Gut, dessen der Sterbliche theilhaftig werden könne. Als ein herrliches Mittel dazu empfahl er die Selbstkenntniß, und hielt diejenigen für die thörichtsten aller Thoren, die alles andre, nur sich selbst nicht kennten. Uebrigens unterschied Sokrates eine sinnliche und vernünftige Seele, und behauptete, daß die Begierden zugleich mit jener in den Körper gepflanzt worden wären, und sie reize, dem Körper gefällig zu seyn. Von der Unsterblichkeit der Seele war Sokrates auf das festeste überzeugt. Er schloß dieses aus der innern Würde der Seele; ferner aus der Voraussetzung, daß die Seele erst den Körper belebe, aus dem Zustande des Träumens, aus dem Glauben der Vorwelt, und aus der Natur des göttlichen Wesens, von welchem die Seele herstamme. Er sah daher das Sterben für die Guten nur als einen Uebergang in ein besseres Leben an, und redet in der Apologie mit rührender Gewißheit und bewundernswürdiger Reinheit von seinen Hoffnungen. Freudig bewegt fühlt sich seine reine Seele bei dem Gedanken, an die Vereinigung mit den besseren Menschen der Vorwelt; unerschrocken will er vor die unbestechlichen Richter des Jenseit treten, und dort im Lande der Seligen hofft er das reine Glück zu finden, und mit dem Bewußtseyn, nach Wahrheit gestrebt und nach Tugend heldenmüthig gerungen zu haben, in reichem Maße zu genießen.

Erschütternd dagegen sind die Ausdrücke und Bilder, in welchen er von der Unseligkeit der Bösen spricht. Jene Seelen, welche durch Lasterhaftigkeit in den Zustand der Krankheit versetzt, durch Unmäßigkeit, Weichlichkeit oder andre Begierden voll Narben und gleichsam mit Pestbeulen bedeckt sind, in welche Meineid und Ungerechtigkeiten aller Art scheußliche Spuren eingedrückt haben, werden in Wohnungen der Qual hinabgestoßen, damit sie dort durch Strafen gebessert und geläutert, oder Andern zum warnenden Beispiel gezüchtigt werden. Diese Vorstellung von den Wirkungen der Lasterhaftigkeit auf die Seelensubstanz (es bedarf keines Beweises, daß sie bloß symbolisch oder bildlich zu nehmen sind) übertreffen an abschreckender Originalität alles, was je darüber gesagt und behauptet worden ist, daher sich der große Geschichtschreiber Tacitus nicht enthalten kann, dieselbe ausdrücklich zu erwähnen, als er den Anfang eines Schreibens des Tyrannen Tiberius an den Senat in seine Erzählung einwebt, in welchem das Ungeheuer bekennt, daß ihn die Götter noch gräßlicher untergehen lassen sollen, als er täglich verzehrt zu werden fühle, wenn er wisse, was er an die Väter schreiben solle oder nicht. Auf seine Religionslehre gründete Sokrates seine Moral. Die Gottheit wolle, daß der Mensch tugendhaft sey, und darum solle er gut handeln. Dieses pflichtmäßige Handeln sey ferner auch der einzige Weg zur Glückseligkeit. So wenig als Sokrates den eudämonistischen Beweggrund von seiner Tugendlehre ausschloß, so weit war er davon entfernt, ihn als den einzigen darzustellen. Er knüpfte also ein enges Band zwischen Religion und Tugend, und schlug den Weg ein, auf den alle Tugendlehrer am Ende zurückkommen müssen, und auch zurückgekommen sind. Die innere Würde der Tugend malte er mit den anziehendsten Farben. Für einen seligen Zustand der Freiheit erklärte er die Herrschaft über die sinnlichen Triebe, sagte, die Tugend nur sey wahre Weisheit, und behauptete, daß Lasterhaftigkeit von dem Zustande des Wahnsinns durchaus nicht verschieden sey. Wiewohl er nun selbst kein Princip der Moral aufstellt, so kann man doch als den seiner Moral zum Grunde liegenden Satz das Gesetz annehmen: thue was die Gottheit gebietet. Welches nun eigentlich der Inhalt dieser Gebote sey, dies leitete er mehr aus einem gewissen moralischen Gefühl her, das über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, über Edles und Unedles, kurz über Tugend und Laster hinreichend entscheide, als daß er es in ein bestimmtes materiales Princip zusammengefaßt hätte. Die Idee der moralischen Freiheit war ihm fremd. Statt dessen behauptete er, daß der Mensch, der das Gute kenne, es auch thue, weil jeder nach seiner Erkenntniß zu handeln pflege. Dies befriedigt freilich den moralischen Metaphysiker nicht; aber wer wollte von dem Morgen das Licht des Mittages erwarten. Die Tugend erklärte er für das Bestreben, sich selbst und Andre so viel als möglich zu vervollkommnen. Er theilte sie in zwei Cardinaltugenden, in **Mäßigkeit** und **Gerechtigkeit** ein. Jene umfaßte gewissermaßen alle Selbstpflichten, diese alle Pflichten gegen Andre. Seine Mäßigkeit oder Sophrosyne war also von sehr weitem Umfange, und umfaßte die Beherrschung aller sinnlichen Triebe. Diese Selbstbeherrschung hielt er für die erste Grundlage aller andern Tugenden, die sich dann aus der moralischen Anlage und durch Erkenntniß des Guten von selbst entwickeln müßten. Seine Schilderungen der wohlthätigen Kraft dieser Tugend sind wirklich mit einer wahren Begeisterung entworfen, so wie er im Gegensatz die Unmäßigkeit

abschreckend darstellte. Liebenswürdig war das Bild, welches er von einem Gerechten aufstellte, unter welchem er sich einen Mann dachte, welcher alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Treue erfüllt. Unrecht thun hielt er für ein großes Uebel. Daher erklärte er, daß es Pflicht sey, auch gegen Feinde die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, und in keinem Falle die Gesetze des Vaterlandes zu übertreten, selbst wenn dieselben auf eine ungerechte Art angewendet würden. Im höchsten Grade vortrefflich waren seine Ansichten von Freundschaft, Geselligkeit, ehelicher Liebe und Freuden des Lebens. Ueberall traf er die schöne Mittelstraße, und alle seine Vorschriften waren gleich weit von übertriebener Strenge als schädlicher Nachsicht entfernt; und wer sie befolgte, mußte gewiß ein guter und edler Mensch werden. Dazu kam sein vortrefliches Beispiel, welches so sehr über allen Tadel erhaben war, daß sein Freund und Schüler Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten nicht nur behaupten durfte, niemand habe je etwas Gottloses oder Frevelhaftes von ihm gesehen, sondern auch am Schlusse seines Werks folgendes Bild von ihm entwirft: „Alle Tugendfreunde, die den Sokrates gekannt haben, sind noch jetzt mit schmerzlicher Sehnsucht nach ihm erfüllt; denn sie fanden in ihm den besten Anführer zur Tugend. Ich wenigstens erkläre, daß ich ihn, da er so fromm war, daß er nichts ohne den Rath und die Beistimmung der Götter that; so gerecht, daß er Niemandes Glück auf irgend eine Weise schmälerte, und hingegen denen, die seines Umgangs genossen, die nützlichsten Dienste erwies; so mäßig, daß er nie das Angenehme dem Nützlichen vorzog; von so hellem Verstande, daß er sich nie in Unterscheidung des Bösen und Guten irrte, und dies ohne fremde Hülfe, bloß durch sich selbst; dabei geschickt, diese Dinge genau zu bestimmen und zu erklären, auch Menschen zu beurtheilen, Irrthümer zu bestreiten, und Tugend und Rechtschaffenheit zu empfehlen; — ich erkläre, daß ich ihn für den vortrefflichsten, aber auch glückseligsten Mann halte!" — Einen solchen Mann nun verurtheilte der vornehme und geringe Pöbel von Athen zum Tode! Einen solchen Mann haben Einige einer schändlichen Liebe für fähig gehalten. Auf letzteren Vorwurf ist es überflüssig Rücksicht zu nehmen; desto wichtiger ist es, die nähern Umstände und Beweggründe seiner Verurtheilung zu beleuchten. Der letzte Theil seines Lebens fiel in die traurige Periode, da Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges in den Zustand der Anarchie und Despotie gerieth. Immer pflegen Moralität und Gerechtigkeit zu sinken, wenn ein Staat sich auflöst. Dies war auch der Fall in Athen. Ohnedies hatten ja die Sophisten alle Grundsäulen der Wahrheit und Tugend zu untergraben gesucht, wie hätten unter diesen Umständen die traurigsten Erscheinungen ausbleiben können! Die Herrschaft der dreißig Tyrannen war zwar durch den Thrasybul gestürzt, aber immer noch fluthete und wogte es in Athen, wie das Meer nach einem ungeheuren Sturme, und bei der allgemein verbreiteten Unsittlichkeit fanden Haß, Neid und Bosheit Mittel und Spielraum genug, ihre verruchten Plane auszuführen. Schon früher, 420 vor Chr. Geb., war Sokrates durch die Wolken des Aristophanes auf der Bühne verspottet worden. Das Zerrbild sprach der Wahrheit zu offenbar Hohn, als daß es allgemeinen Beifall hätte finden können. Desto mehr mußte die Wuth der Feinde des Sokrates entflammt werden. Es fanden sich endlich wirklich drei Männer, welche durch einen Justizmord den

zahlreichen Widersachern alles Guten und Großen gefällig werden wollten. Melitos, ein junger tragischer Dichter von keinem Werth, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, Gerber und Staatsmann zugleich, traten als gerichtliche Ankläger des Sokrates auf, und konnten um so eher durchdringen, da Sokrates durch seine freien Aeußerungen über die Unzweckmäßigkeit einer Ochlokratie das Volk beleidigt hatte. Ihre Anklage, „daß Sokrates neue Götter einführe, und die alten des Vaterlandes läugne, und ein Verderber der Jugend sey," brachten sie nicht bei dem Areopag, sondern bei einem Volksgerichte, der Heliäa, an. Die Gründe, auf die sie ihre Anklage stützten, bestanden in nichts, als in verdrehten, einseitig aufgefaßten und aus dem Zusammenhange gerissenen Aeußerungen des Sokrates, so wie auch der Umstand, den sie anführten, daß der Tyrann Kritias, und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen, offenbar keinen rechtmäßigen Grund zur Anklage geben konnte. Sokrates, im hohen Bewußtseyn seiner moralischen Würde, verschmähte es, sich gegen diese Beschuldigungen weitläuftig zu vertheidigen. Den Tod fürchtete er nicht; die Richter achtete er nicht. Uebrigens glaubte er, daß ein ganzes langes Leben, unter den Augen der Richter und des Volks zugebracht, das sprechendste Zeugniß seiner Unschuld seyn müsse. Nur kurz und mit edlem Stolz suchte er die Richtigkeit der Beschuldigungen darzulegen, und auf seine Verdienste hinzuweisen. Ein großer Theil der boshaften oder verblendeten Richter wurde durch diesen Stolz beleidigt, und man verurtheilte ihn mit einer Mehrheit von drei Stimmen zum Tode. Als sie ihm aber die Bestimmung der Strafe überließen, und Sokrates erklärte, daß er nicht des Todes, sondern als ein Wohlthäter des Volks der Erhaltung im Prytaneum würdig sey, ward er von dem tobenden Pöbel, der sich durch diese Aeußerung beleidigt glaubte, zum Giftbecher verurtheilt. Mit unveränderter Heiterkeit ging er in das Gefängniß. Er tröstete seine betrübten Freunde, und machte sie darauf aufmerksam, daß ja die Natur von dem Tage seiner Geburt an über ihn das Todesurtheil ausgesprochen habe. An ihm bewährte sich die Kraft eines religiösen und moralischen Glaubens, so wie die himmlische Gewalt eines reinen Bewußtseyns. Da gerade an dem Tage, an welchem er in das Gefängniß eingeschlossen wurde, das heilige Schiff von Athen nach Delos abging, so mußte, einem alten Gesetze gemäß, die Vollziehung des Todesurtheils bis zur Rückkehr desselben ausgesetzt bleiben. Eine kostbare Frist für den Weisen und seine Schüler! Alle Morgen versammelten sich seine Freunde bei ihm, und er unterredete sich mit ihnen, wie er vorher gepflegt hatte. Er stärkte sie noch im Guten, belehrte sie über die erhabenen Gegenstände seiner Forschungen, und bewies ihnen durch sein Beispiel, daß die strenge Befolgung seiner Vorschriften innerlich wahrhaft beselige. In den Stunden der Einsamkeit dichtete er einen Hymnus auf den Apollon, und brachte mehrere Fabeln des Aesop in Verse. So getröstet Sokrates selbst war, so trostlos waren seine Freunde bei dem Gedanken an den nahen unersetzlichen Verlust. Es war ihnen daher wohl zu verzeihen, daß sie Anstalten trafen, ihren geliebten Lehrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Einer derselben, Simmias von Theben, war bereit, so viel Geld herzugeben, als erforderlich war, den Frohnvogt zu bestechen. Allein ohne Sokrates Einwilligung durften sie natürlich nichts unternehmen. Bei der ihnen bekannten Denkart desselben war

es allerdings unwahrscheinlich, daß er ihren Bitten Gehör geben werde. Doch wollten sie wenigstens den Versuch machen. Der treue und alte Freund des Sokrates, Kriton, übernahm das Geschäft, den Sokrates zu dem von ihnen dringend gewünschten Entschlusse zu bewegen. Er ging deßhalb in aller Frühe des vorletzten Tages zu ihm. Noch schlummerte der Gute! Kriton ließ sich leise an seinem Lager nieder, und wartete, bis er erwachte. Hierauf trug er ihm mit rührender Innigkeit die Bitte sämmtlicher Freunde vor, und fügte noch alles hinzu, was die besondern Verhältnisse des Sokrates, namentlich die pflichtmäßige Sorge für seine Familie, Eindringendes darboten, um ihn zu bewegen, auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu seyn. Sokrates ließ seinen Freund ausreden, dankte ihm für diesen Beweis seiner Freundschaft, erklärte aber, daß er den Vorschlag zur Flucht mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen könne. Der Raum dieser Blätter gestattet keinen Auszug aus dem Platonischen Gespräche, welches Kriton überschrieben ist, und diese Scene schildert. Es gehört aber zu den anziehendsten Gemälden des vortrefflichen Platon, und flößt die innigste Bewunderung gegen Sokrates ein, der am Rande des Grabes mit unerschütterlicher Festigkeit an seinen edeln Grundsätzen hing, und selbst durch die schreiendste Ungerechtigkeit nicht bewogen werden konnte, die Pflicht des Bürgergehorsams zu verletzen. So brach denn der verhängnißvolle Tag an, an welchem Sokrates den Giftbecher trinken sollte. Seine Freunde und seine Familie versammelten sich früh, um noch die letzten Stunden bei ihm zuzubringen. Da seine Gattin Xanthippe zu heftig bewegt war, und durch lautes Geschrei ihren Schmerz über die Trennung von ihrem Manne zu erkennen gab, so gab Sokrates dem Kriton einen Wink sie wegzuführen. Der erhabene Weise wollte die letzten Augenblicke in feierlicher Ruhe zubringen. Als dies geschehen war, redete er mit seinen Freunden zuerst über seine Gedichte, dann über den Selbstmord, und endlich über die Unsterblichkeit der Seele. Mit diesen erhabenen Betrachtungen brachte er den größten Theil des Tages zu. Er enthüllte ihnen auch in diesen Gesprächen noch einmal den himmlischen Glanz seiner schönen Seele, und sprach mit einer Begeisterung von den Hoffnungen seines Glaubens, so daß er nicht als ein sterblicher, sondern wie ein verklärter Geist seinen Freunden erschien. Als endlich die Sonne ihre letzten Strahlen auch von den Häuptern der Berge zurückzog, da mahnte die nahe Dämmerung den Sokrates, daß seine Stunde gekommen sey. Er foderte den Giftbecher, und als er ihn in der Hand hielt, da bemächtigte sich seiner Freunde der Schmerz mit solcher Gewalt, daß sie in Thränen und lautes Schluchzen ausbrachen. Er allein blieb ruhig und gefaßt. Darauf trank er langsam das Gift hinunter. Noch jetzt tröstete er seine Freunde, in dem Zimmer auf- und abwandelnd. Als seine Füße schwer zu werden anfingen, legte er sich auf das Lager nieder, fühlte, wie ein Glied nach dem andern erstarrte, und ehe noch das Herz, das einen Himmel in sich trug, aufhörte zu schlagen, rief er: Freunde, wir sind dem Asklepios einen Hahn (das Symbol des Lebens) schuldig! Nach diesen Worten hüllte er sich in sein Gewand, und verschied im 70. J. seines Alters. Dies geschah im J. 400 vor Chr. Geburt. Bald nach seinem Tode erkannten die Athenienser seine Unschuld an, und betrachteten die Unglücksfälle des Staats als eine Strafe für die an ihm begangene Ungerechtigkeit. Sie widerriefen das Dekret, das ihn zum Tode verurtheilt hatte, ließen den Melitus hinrichten, verbann-

ten seine übrigen Ankläger, und ließen ihm durch Lysippus eine eherne Statue errichten. Sein Aeußeres war von Natur nicht günstig, ja fast häßlich; aber innere Anmuth verschönte ihn und zog alle edeln Menschen zu ihm hin. Kl.

Soldaten sind Krieger, welche einen bestimmten Sold oder Gehalt empfangen. Freiwillige dienen dem Vaterlande als Krieger, ohne Sold. Jene bilden einen Stand; ihre Pflicht ist ihr Beruf. Diese wählen den Kriegsdienst und unterwerfen sich seiner Ordnung unter gewissen Verhältnissen, um ihn bedingungsweise wieder zu verlassen. Der Wehrstand ist so alt, als der Krieg; das heutige Soldatenwesen aber ist aus den Söldnerschaaren des Mittelalters zugleich mit den stehenden Heeren hervorgegangen. Als die Menschen noch keine Staatsgesellschaften kannten, als noch jeder Hausvater der Gesetzgeber und Fürst seiner Familie war, da nahm jedes waffenfähige Mitglied Antheil an den Familien-Kriegen. So zog Abraham, das Haupt einer einzelnen Familie, gegen seine Feinde zu Felde. Als aus mehreren verwandten Stämmen, die sich an einander anschlossen, verschiedene Völkerschaften entstanden waren, gab es weniger Familien- wohl aber Völkerkriege, an denen ebenfalls alle waffenfähige Männer Antheil nahmen. Solche Kriege führten die alten Hebräer und ihre Nachbarn, die Kananiter, Araber, Aegyptier, Assyrier und Babylonier, die Völker Kleinasiens und Griechenlands, die scythischen und celtischen Horden und noch jetzt die afrikanischen Negervölker und die Stämme der wilden Amerikaner. Gewöhnlich geschahen diese Kriegsunternehmungen aus eignem Entschluß der Nationen oder auf das Machtwort ihrer Zwingherren, entweder von allen Waffenfähigen oder von einem Ausschusse derselben. Oft auch verbanden sich einzelne Abenteurer freiwillig zu kriegerischen Zügen, oder wurden durch das Ansehen einzelner Häuptlinge dazu vermocht; sie führten aber dann immer ihren eignen Krieg, und diesen ihren Krieg führten zuweilen auch die vorherrschenden Stämme in größern Reichen, welche etwa als Eroberer eingewandert waren, die eingebornen Horden unterjocht, und sich vorzugsweise das Recht der Waffen vorbehalten hatten, welches zum Theil mit den assyrischen Stämmen in Großassyrien und mit den Chaldäern im babylonischen Reiche der Fall war. Selbst wo das Castensystem die Krieger von den übrigen Ständen absonderte, wie in Aegypten, wo Krieger und Priester das Grundeigenthum ausschließend besaßen, und letztere aus den erstern den König wählten, blieben die Kriege Nationalkriege; denn ein erblicher Soldatenstand ist noch kein stehendes Heer. Ein Aehnliches war bei den indischen Kschettris und den Kriegerstämmen der alten Perser der Fall. Ueberall waren solche Krieger entweder die Nation selbst, im Gegensatz des Sklavenhaufens, oder doch der herrschende Theil derselben. Sie sind also wesentlich von Miethtruppen und stehenden Heeren verschieden. Das erste Beispiel von Miethtruppen findet sich, mit Ausschluß kleiner Schaaren von Trabanten einzelner Könige und Tyrannen, um d. J. 700 v. Ch. in Carthago. Dieser Staat, der bei einer mäßigen Bürgerzahl und der auf Gewerbfleiß und Handel fast ausschließlich verwandten Thätigkeit nach Eroberungen strebte, errichtete zuerst ein stehendes Heer von Miethtruppen; doch blieb jeder Bürger verpflichtet, zur Zeit der Noth gleichfalls ins Feld zu rücken. Aber jene Söldlinge verzehrten die besten Kräfte des Staats, erschütterten ihn durch Empörung und Verrath, und zeigten sich bei den meisten Volkskriegen muthlos

und schwach. Darum unterlag das von zahlreichen Flotten und Heeren gedeckte Carthago den Angriffen eines damals nur mäßigen, aber mit eigner Kraft streitenden Volks. Dem Beispiel Carthago's folgten Syrakus und andere Staaten Siciliens und Unteritaliens; aber durchaus mit gleichem Erfolge. Auch in Aegypten unter Psammitich und dessen Nachfolgern gab es griechische Miethtruppen (um 656 v. Ch., weshalb die alte Kriegerkaste nach Aethiopien zurückwanderte); allein schon von Nebucadnezars kriegerischen Horden erschüttert, stürzte nach einer einzigen Schlacht gegen Kambyses der Thron der Pharaonen ein, und bewies die Unzuverlässigkeit der Miethtruppen. Dennoch breitete sich ihr Gebrauch immer weiter aus. Die Perser beschränkten den Kriegsdienst auf ihre edlern Stämme, und die größere Masse der Nation versank in leidende Ruhe. Nur in besonders wichtigen Kriegen ergingen noch Aufgebote an das ganze Volk, z. B. auf Xerxes Machtwort gegen die Griechen. Bei zunehmender Weichlichkeit der herrschenden persischen Stämme oder wurden ihre stehenden Heere größtentheils aus fremden, unter den barbarischen Horden und in Griechenland geworbenen Miethlingen gebildet, darum zerfiel das große persische Reich bei dem entschlossenen Angriff des Macedoniers. Auch die Kernmasse von Alexanders Heer bestand aus stehenden Truppen, allein es waren Eingeborne, die durch das Genie ihrer Feldherrn erhoben, für ihre Nationalehre fochten. In den schönern Zeiten Griechenlands hatte man dort nur Nationalkrieger gesehen. Der Sieg bei Marathon, der herrlichste von allen, wurde von 10,000 athenienſischen und platäensischen Bürgern unter ihren Stadtobrigkeiten über unzählbare persische Schlachthaufen erfochten. Als aber Athen und Sparta anfingen, um die Oberherrschaft zu streiten, als die innern Kriege häufiger wurden, und immer größeres Verderbniß einriß, da kamen auch hier die Lohnsoldaten auf. Die Nationaltruppen hörten zwar nicht auf, sie wurden aber beschränkt; und Griechenland verlor durch die unglückliche Schlacht bei **Chäronea** seine Freiheit. Von dem Aufkommen der stehenden Heere an beginnt eine traurige Epoche in der Geschichte. Die Völker erscheinen nicht mehr thätig, sondern bloß leidend. Dafür sieht man Truppen und Truppenführer, die mit wilder Wuth die Länder durchstürmen. Jede glückliche Kriegerschaar errichtet ein Reich, jeder Feldherr wird ein Fürst. So erhoben sich die blutigen Throne der **neumacedonischen**, der **Seleucidischen** und **Ptolemäischen** Herrschaft, und ähnliche. Selbst in Griechenland sahe man, bis späterhin in Aetolien und Achaja wieder Freistaaten aufblühten, in jeder Stadt einen Tyrannen, d. h. das Haupt einer Kriegerschaar, welche die wehrlosen Bürger unterdrückte. Aber selbst die macedonischen Reiche wankten auf ihrer soldatischen Grundfeste. Sie fielen schnell nach einander, als die Nationalheere der Römer gegen sie auftraten. Dagegen war die kleine ätolische und die achäische Eidgenossenschaft schwerer zu besiegen, als der weitgebietende Antiochus, und ihre Nationalstreiter wurden mehr durch Hinterlist und Verrath, als durch Waffengewalt überwunden. — In **Rom** waren es bis zu den letzten Zeiten der Republik nicht Söldlinge, sondern der wehrhafte Theil des Volks, der nach der Verfügung des Gesetzes, von den Magistraten aufgefodert, unter die Fahnen trat. Der Dienst war unentgeldlich, und als später bei längern Kriegen der **Sold** aufkam, diente man doch nicht um des Soldes willen, sondern empfing ihn bloß als eine Beihülfe zum Dienst. Bis zu den Zeiten des Marius und Sulla gab es keine

Miethstruppen in Rom, und in diese Periode fallen die größten Triumphe der Römer, die gefahrvolle Eroberung Italiens, der Riesenkampf mit Carthago, und die Demüthigung der Alexandrinischen Reiche. Als aber hierauf die Lust nach Beute und Eroberungen immer mehr zunahm, als Volk und Verfassung immer schlechter wurden, traten allmählig stehende Heere auf, und Soldaten, die, obgleich aus Bürgern geworben, doch keine Bürger mehr waren. Marius rief, den alten Gesetzen zuwider, die capite censos vorzugsweise in die Legionen, und veränderte dadurch den Geist der römischen Kriegsverfassung. Denn nun ward der Kriegsdienst ein Gewerbe, zu welchem sich feile Menschen ohne Gemeinsinn drängten, die nicht mehr Streiter des Vaterlandes, sondern des Feldherrn waren. Obgleich Marius die Cimbern und Teutonen, und Sulla den Mithridates schlug, so verrieth sich dennoch schon die Erschlaffung der edlern Streitkraft. Indessen blieben die Heere wenigstens zum Theil noch Volksheere, und die Feldherrn, welche nach Herrschaft strebten, konnten, indem sie sich der stehenden Legionen zu versichern, und die neugeworbenen Truppen bald möglichst aus Bürgern zu Soldaten zu machen suchten, gegen die Stimmung des noch streitbaren Volks nicht gleichgültig seyn. Erst der gänzliche Sturz der Freiheit hatte die völlige Abänderung des Kriegssystems zur Folge. Schon früher wurden zur Vertheidigung der Gränzen und zur Beruhigung der gedrückten Provinzen stehende Heere gehalten; aber in Rom und Italien mußte das Heer die Majestät des Volks und das Ansehen der Magistrate ehren. Selbst die oft blutigen Parteienkämpfe auf und außer den Comitien wurden noch meist zwischen Bürgern und Bürgern geführt. Die Soldaten des Sulla waren die ersten, welche ohne Scheu und unbestraft die vatermörderischen Hände gegen die Bürger Roms erhoben. Von da an mehrten sich diese Frevel, und das Volk unterlag dem Uebermuthe der Feldherren, der Legionen und mitunter des bewaffneten Pöbelhaufens, bis endlich nach langem Parteienkampf der glücklichste und verschmitzteste Anführer die gesammte Kriegsmacht unter sich vereinigte und als alleiniger Imperator unumschränkter Gebieter des Volkes und des Heeres ward. Von jetzt an gab es in Rom und den Provinzen keine Nationalstreiter mehr, bloß Soldaten des Fürsten. Je mehr nun im Innern die Despotie sich stärkte und vervollständigte, je mehr die barbarischen Nationen das Reich von außen bedrängten, desto zahlreicher und regelmäßiger organisirt wurden die stehenden Heere. Die alten Gesetze, welche alle Bürger zum Kriegsdienst verpflichteten, kamen in Vergessenheit, und die Soldaten sonderten sich von den Bürgern immer mehr ab! Man erkannte, daß man, um das Volk in der Sklaverei zu erhalten, freiwillige Sklavenhüter gebrauche, und man lockte solche Freiwillige durch erhöheten Sold, und mancherlei Gunstbezeigungen unter die Fahnen. Späterhin warb man Miethlinge unter den Barbaren, deren Interesse noch mehr von dem des Volks getrennt war. Nur in Nothfällen nahm man zu gezwungenen Werbungen im Innern seine Zuflucht. Dadurch ward es möglich, die Despotie zu erhalten und zu verstärken. Die Imperatoren ertheilten daher den Soldaten mit fast ausschließender Vorliebe Geschenke und Vorzüge, und so sonderte sich die Nation in zwei feindselige, an Verhältnissen und Rechten einander ganz entgegengesetzte Classen, wovon die eine, durch Schwäche und Entartung unter das Gesetz erniedrigt, alles zu erdulden hatte, was Uebermuth und Grausamkeit Drückendes ersinnen konnten, die andre hingegen, über dem Gesetz, durch An-

maßung und Gewalt scham- und straflos jeden Frevel übte, welchen Laune und Leidenschaft eingaben. Dieser Fluch, vom Thron ausgehend, wirkte auf ihn zurück, und so wie das Volk vor dem Imperator bebte, mußte dieser vor seinen Prätorianern zittern, und durch unerschöpfliche Freigebigkeit und Schmeichelei ihre Gunst erwerben, um kein Opfer ihres Grimms zu werden. Die gerechten, bürgerfreundlichen Kaiser, ein Pertinar, Alexander Severus, Balbinus, Probus, Gratian u. s. w., wurden von den Soldaten getödtet, dagegen Ungeheuer, wie Caligula und Commodus, über deren Tod das Volk sich freute, von den Soldaten betrauert wurden. Endlich wurde das Reich durch die Parteiungen unter den Soldaten und ihren Feldherren, die abwechselnd den Purpur nahmen, auf das äußerste erschüttert. So ward es den scythischen und germanischen Volksstämmen leicht, das weltbeherrschende Rom, welches hundert Nationen unter seinem Scepter vereinigte, welches die Hülfsquellen und Streitkräfte der reichsten und bestverwahrtesten Länder, alle Mittel der erfahrensten Kriegskunst, und eine stehende Heeresmacht besaß, die drei Mal größer war als jene, womit Rom einstens die Welt bezwungen, zu überwältigen. Und doch waren jene Scythen nur die Schlachthaufen armer, barbarischer, aber mit ungeschwächter Naturkraft und in Nationalmassen streitender Stämme. Nach Roms Falle breitete sich der kriegerische Geist der **Germanen** über das ganze westliche Europa, bis nach Nordafrika hin, aus. Die Germanen (**Wehrmänner, Waffenmänner**) waren ein Volk von Kriegern; und in der Regel war der **Krieg** dem Beschluß und der Führung nach **Nationalsache**, nicht Sache eines bestimmten Standes, daher mußte jeder wehrhafte Mann mit in das Feld ziehen, wenn das Volk den Krieg beschlossen hatte. Als die Deutschen in den eroberten römischen Ländern sich festgesetzt hatten, blieben die Grundsätze des Kriegs die nämlichen. Erst späterhin wurde die Heerpflicht aller Wehrhaften auf ein gewisses Besitzthum beschränkt (wer nämlich 5 Mß besaß, mußte nach Carls des Großen Capitul von 807 persönlich ins Feld rücken), geringern Besitzern lag solche Kriegspflicht nur collectiv, von **Einem** stellvertretend für Mehrere zu leisten, ob. Auf diese Weise bildete der edlere und reichere Theil des Volks vorzugsweise das Kriegsheer. Indessen zogen die Veränderungen der politischen Lage auch Veränderungen in dem Kriegswesen nach sich. Die erobernde Nation, welche die besiegten Einwohner einer Provinz oft ganz, oder doch zum Theil von dem Genusse der politischen und bürgerlichen Rechte ausschloß, behielt gewissermaßen ein fortwährend **feindliches** Verhältniß gegen dieselben, und es mochte der eingewanderte herrschende Stamm in solcher Beziehung als ein cantonnirendes Kriegsheer betrachtet werden. Daher hatten solche Staaten das Schicksal der von Despoten beherrschten, und von stehenden Heeren beschützten und unterdrückten Reiche. Einige unglückliche Schlachten konnten sie umstürzen, wie die Geschichte der Vandalen, der Ostgothen rc. zeigt. Nur wo Eroberer und Besiegte zu Einem Gemeinwesen verschmolzen, oder wo der erobernde Stamm noch der Anzahl nach der vorherrschende war, bildeten sich Staaten von fester Consistenz, wie der fränkische, indem die Besiegten, in die Gemeinschaft der bürgerlichen und politischen Rechte aufgenommen, die Masse der Nationalkraft verstärkten. Aber allmählig verdrängte in dem fränkischen und in andern Reichen das System des Lehnswesens die Allodialfreiheit. Hiezu gab die alte Gewohnheit der Germanen, nicht blos in Nationalkriegen oder

im *Heerbann*, sondern auch im *Geleite* oder Gefolge unter frei-
gewählten Anführern zu fechten die Veranlassung; denn diejenigen
Anführer, welche durch ein zahlreiches Geleite (eine freiwillige, von
ihnen angeführte Schaar) sich besonders verdient gemacht, die Edlen,
welche im Heerbann durch Muth und Einsicht oder durch die Menge
ihrer mitgebrachten Leute sich ausgezeichnet hatten, und endlich vor
Allen der König oder oberste Heerführer erhielten bei der Theilung
des eroberten Landes große Strecken zum Eigenthum, welche sie den
Leuten ihres Gefolges zur Nutznießung als *Lehen* überließen, und
jene dadurch zur fortwährenden Treue und zum Kriegsdienste sich ver-
banden. Die einreißende Gesetzlosigkeit jener Zeiten nöthigte die klei-
neren Allodialbesitzer (die gemeinen Freien, und die kleinern Edlen),
ihre freien Güter mächtigen Herren als Lehen aufzutragen (m. s. *Lehns-
wesen*, auch *Stamm-* und *Lehngüter*). So verschwand nach und nach
fast alles freie Besitzthum, und man sahe fast nichts weiter als Le-
hen. Diese Veränderung wirkte mächtig auf das Kriegswesen, aus
den *Nationalkriegen* wurden jetzt *Fürstenkriege* für das aus-
schließende oder doch vorzügliche *Interesse des Hauptes*, nicht
mehr *zum gemeinsamen Vortheil der Freien*. Der *Heer-
bann* kam allmählig in Abnahme, ja fast in Vergessenheit. Die
Könige und Fürsten boten lieber ihre Vasallen zum Kriegsdienste auf,
da hiezu kein Beschluß der Nation nöthig war. Die Vasallen und
Aftervasallen bildeten ein eigentlich *stehendes Heer*, welches auf
jeden Wink dem Oberlehnsherrn zur Folgeleistung bereit stand, und
so wurden die Ueberreste der Volksfreiheit vertilgt, der alte Adel der
Freiheit verdrängt, und der Lehnsadel, d. h. der Adel des Militär-
und des Fürstendienstes, schwang sich empor. Wer nicht Vasall der
Krone oder eines mächtigen Großen war, verlor sich im Haufen des
zur Leibeigenschaft herabgesunkenen Volks. In der Folge änderte sich
zwar der Geist des Lehnswesens und der damit verbundenen Kriegs-
dienste, aber die Unterdrückung des Volks, d. h. der Masse der Na-
tion, dauerte fort, und wurde noch stärker. Die Vasallen wurden
immer mächtiger, die Lehen wurden erblich, und die größern Lehns-
leute von dem Lehnsherrn fast unabhängig. Sie gehorchten ihm fort-
an nicht weiter, als ihr jedesmaliger Vortheil und ihre Laune es
heischten, oder auch ein *persönliches* Ansehen des Lehnsherren dazu
nöthigte. Indeß konnte man sie noch immer wie ein *stehendes*,
aber schlecht disciplinirtes Heer ohne Subordination betrachten. Leicht
wären jetzt die Staaten, deren Vertheidigung auf dem Dienst der Lehns-
mannschaft beruhte, durch äußere Gewalt über den Haufen geworfen
worden, aber der gleiche Zustand von Schwäche, worin sich Alle be-
fanden, sicherte die Einzelnen. Desto heftiger wütheten im Innern
der Reiche die Verheerungen des Faustrechts, Anarchie und Tyrannei
mehrere Jahrhunderte fort, bis endlich die Könige und der aus lan-
gem Todesschlummer erwachende dritte Stand, durch ein zwischen ih-
nen geschlossenes Bündniß, mit vereinter Kraft den aristokratischen
Uebermuth der großen Vasallen brachen. Da bildeten sich in den frei
gewordenen Städten *Bürgermilizen*, echte *Nationalstreiter*
d. h. solche, die für sich selbst und für ihr Gemeinwesen (ihr *nähe-
res*, und nach den Zeitverhältnissen oft ihr einziges Vaterland) strit-
ten. Die Könige aber, Philipp August von Frankreich unter ihnen
der erste (vom J. 1180 — 1223), errichteten Söldnerheere, um ihre
Throne gegen den Trotz der Vasallen zu schützen. Das unter dem
Adels- und Priesterdruck seufzende Volk betrachtete das, was der

Thron an Festigkeit gewann, als einen Vortheil, ohne den aus der Errichtung der neuen Soldheere entspringenden künftigen Schaden zu ahnen. Obgleich der Lehndienst noch fortdauerte, so breiteten sich doch die geworbenen Truppen immer mehr aus. Auch Städte, Freistaaten und Bundessysteme (wie die Hansa) unterhielten geworbene Heere nach Maßgabe ihrer Verhältnisse. Bald schien durch das Vordringen der Osmanen in Europa eine Vermehrung der Kriegsheere nothwendig. Murath I. (von 1360 bis 1389) stiftete das stehende Heer der Janitscharen und gewann dadurch ein drohendes Uebergewicht über alle Nachbarstaaten, die ihm weder ein gleich starkes Heer, noch eine wohlgeordnete Nationalvertheidigung entgegensetzen konnten. Allein der Einführung der stehenden Heere setzten sich große Hindernisse entgegen. Wollte man den Kriegsdienst zu einem Gewerbe und einem bleibenden Stande machen, so mußte das stehende Heer aus Freiwilligen gebildet werden. Deßhalb war ein zum Kriegsdienst einladender Sold nöthig. Die Heere schienen mehr im Dienste der Fürsten als der Nationen zu stehen, und die Einkünfte der erstern erlaubte ihnen nicht, große Heere zu besolden. Deßhalb hielt man in Friedenszeiten nur die nöthige Anzahl zur Erhaltung der innern Ruhe und nohm im Kriege ganze Schaaren von Söldnern unter ihren eigenen Anführern in Miethe. Nachher wurden sie abgedankt, und trugen dann ihre Dienste einem Andern an. Für diese Miethlinge, welche mit ihren Banden abwechselnd hier und dort dienten, war der Krieg ein wahres Gewerbe, welches sie mit kaufmännischer Speculation oder nach den Grundsätzen gemeiner Räuberpolitik betrieben, indem sie sich wechselseitig — des gemeinschaftlichen Vortheils wegen — schonten, und gegen die Unterthanen der Fürsten, gegen die Bürger, deren Interesse man dem Namen nach focht, desto schrecklicher verfuhren. Die Banden dieser Jedermann feilen Kriegsknechte waren Schulen der gefühllosesten Barbarei. In derselben Zeit fanden die Fürsten ein verführerisches Mittel zur Erhöhung der Abgaben. Man berief Abgeordnete der Nation zu allgemeinen Versammlungen, von denen man durch gute und böse Mittel, durch Bestechungen, Standeserhöhungen u. s. w. die Bewilligung höherer Steuern erschlich. Nun glaubten die Völker viel für sich gewonnen zu haben, da sie das wichtige Recht der Selbstbesteurung ausübten. Gern bewilligte man Abgaben zur Truppenvermehrung, um dagegen gewünschte Privilegien zu erhalten, aber indem die Völker sich es gefallen ließen, wehrlos zu seyn, und die Kriegsmacht von den Finanzquellen abhängig gemacht ward, fielen alle Schranken hinweg, welche den Anmaßungen der Fürsten, ihrer Eroberungssucht und dem Volksdrucke entgegenstanden. Der letztere mußte um so heftiger werden, je mehr Gewalt die Fürsten durch die Vergrößerung ihrer Finanzen und der von ihnen allein abhängigen Heere erlangten. Dadurch, daß man ihnen zur Verstärkung der letztern die Mittel in die Hand gab, erlangten sie zugleich die Macht, die Auflagen nach Willkür zu steigern. Der König von Frankreich, der erste, welcher ein stehendes Truppencorps errichtete, ging auch in der Vermehrung desselben, und in der Herabsetzung seiner großen Vasallen, in der anfänglichen Befreiung, und darauf wieder der folgenden Unterdrückung der Gemeinen, in Erhöhung der Abgaben, in allen Planen einheimischer Despotie und auswärtiger Herrschsucht Schritt vor Schritt voran. Ungefähr 100 Jahre nach Philipp August, der seinen Thron durch bewaffnete Söldlinge zuerst befestigt hatte, trat (1285 — 1314) sein Nachfolger Philipp IV. oder der

Schöne so glücklich und beharrlich in seine Fußtapfen, daß der französische Thron unter allen andern mächtig hervorglänzte (vergl. d. A. Heere, stehende). Endlich vollendete Richelieu's gewissenlose Staatskunst das System der französischen auswärtigen Herrschgier und nichts hielt mehr die furchtbar wachsende Größe des Heeres auf. Europa erfuhr es in jener Reihe von Kriegen, durch welche Ludwigs XIV. freche Anmaßung und niemals rastende Vergrößerungssucht dasselbe verheerte. So wie Frankreich durch Vergrößerung seines Heeres ein drohendes Uebergewicht errang, so mußten auch die übrigen Staaten verhältnißmäßig demselben nachstreben. Einigen gebot es wirkliche Noth, um ihre Selbstständigkeit zu schützen, andre wurden durch das Beispiel fortgerissen, noch andere benutzten den Vorwand der Gefahr, im Grunde aber aus Absichten, welche jenen Frankreichs ähnlich waren. Endlich wurde, besonders in Deutschland seit Friedrichs II. Zeit, Frankreich selbst der Rang abgelaufen, da ein großer Kriegsstaat für das Wesentlichste, wornach die Fürsten zu trachten hätten, gehalten wurde. Die größern strebten darnach, als nach einem Mittel zur Erweiterung ihrer Gewalt; die kleinern hielten es für die ihrer Hoheit würdigste und angenehmste Hofpracht. Allen dünkte es eine Bürgschaft ihrer Uneingeschränktheit im Innern, ihrer Unabhängigkeit von außen, und ein Maßstab ihrer Fürstenehre zu seyn. Jetzt nahmen die Kriege zu, da die Werkzeuge zum Kriege allenthalben so sehr vermehrt waren. Weder zu den Zeiten des Allodial, noch zu denen des Lehnssystems wurde Europa von so allgemeinen und anhaltenden Kriegen bedrängt. Die Auflagen und alle Staatslasten stiegen zu einer schwindelnden Höhe. Die höchste Vervollkommnung des Ackerbaues und aller Gewerbe, die Entsagung auf jeden Lebensgenuß von Seiten der Unterthanen waren kaum hinreichend, die Foderungen des öffentlichen Schatzes zu befriedigen. Die Despotie wurde immer furchtbarer, immer fester. Alle verfassungsmäßigen und gesetzlichen Schranken durchbrachen das Bajonnet. Ein wehrloses Volk vermochte nichts gegen die bewaffneten Diener der Willkür. Die Erfindung des Schießpulvers im 14ten Jahrh., welches eine gänzliche Veränderung im Kriegswesen herbeiführte, beschleunigte die Entwickelung dieser traurigen Verhältnisse. Der eine lange Uebung heischende Artilleriedienst, und die mit dem Gebrauche des Pulvers zusammenhängende künstlichere Taktik schienen stehende Heere gebieterisch zu fodern. Die Anschaffung des Geschützes, der Ammunition, die Anlegung der Festungen und der Bildungsanstalten für den Kriegsdienst machten größere Abgaben nothwendig. Diese hätten die Völker noch verschmerzen mögen, aber die mit dem Mark der Unterthanen bezahlte, von den Fürsten allein abhängige Militärmacht gab die Völker rettungslos der Herrscherwillkür der Philippe und Ludwige, einem Richelieu, Mazarin und Louvois, ja selbst einer Pompadour Preis. Von jetzt an genossen nur noch wenige Völker eines mäßigen Glücks anders, als durch die Gnade der Fürsten, und konnten sich keines Besitzthums, selbst nicht ihrer eigenen Kinder erfreuen, als wenn es ihnen gutwillig gelassen ward. — Furchtbar drückte die Last der Heere auf Europa, als die französische Revolution begann. Wir wissen, was die Nationalheere der Franken gegen die stehenden besoldeten Heere der Fürsten ausführten, welch ein Uebergewicht sie in die Schaale Frankreichs gegen das ganze Europa legten. Als aber in Frankreich auf den Trümmern einer gesetzlosen Freiheit sich eine neue Despotie erhob, da er-

sann Napoleon, der, wie alle Tyrannen, die Nationalkraft fürchtete, die schreckliche Conscription, wodurch das nachwachsende Geschlecht regelmäßig dem Kriege gewidmet, die Blüthe des ganzen Volkes zum Heere gemacht, und diese Gesammtmasse der Streitkräfte so organisirt werden sollte, daß sie dem Geiste nach immer soldatisch, niemals national wäre. Zwar hatte schon vor der Revolution in verschiedenen Staaten eine Conscription bestanden, sie sollte aber bloß ergänzen, was die Werbung nicht aufbrächte, und über die Wahl der Conscribirten entschied das Loos. Auch blieb ganzen Gemeinden und Einzelnen vergönnt, Stellvertreter zu kaufen; nur die höhern Stände waren ganz frei! Das neue französische Conscriptionsgesetz machte hingegen alle Bürger zu gebornen Kriegsknechten. Sollte die jährlich anwachsende Jugend nicht hinreichen, die Lücken der Schlachtreihen zu füllen, so blieb auch, wer nach überstandenen Dienstjahren in den Bürgerstand zurücktrat, zum Kriegsdienst pflichtig, und die ganze Nation, so weit sie streitbar war, konnte ausgeschickt werden in den Kampf für den Stolz und den Eigensinn des Fürsten. Doch diese unerhörte Steigerung der Militärmacht konnte Frankreichs Sturz nicht hindern. Denn mit Ausnahme des Landsturms oder des Aufgebots in Masse war die Bewaffnung in Frankreich nicht national, sondern bloß soldatisch, das Heer stritt bloß für fremde Zwecke, und besaß also nicht die hohe Begeisterung und Kraftfülle eines für seine Sache kämpfenden Volks. Dagegen erfüllte ein solcher Nationalgeist Spaniens, Rußlands und Deutschlands Heere, als sie, wenn gleich großentheils aus Söldnern bestehend, die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes gegen Napoleons Heermassen siegreich vertheidigten. — Aus allen angeführten Thatsachen folgt, daß der Soldat nur dann dem Wehrstande eines Volks und Landes angehört, wenn er gleich dem freiwilligen Nationalkrieger nicht bloß den Krieg seines Herrn, sondern zugleich den eigenen, den Krieg seines Vaterlandes führt. Der Soldat vom Handwerk begehrt nur Geld oder gelegentlichen Gewinn; dem Bürger-Soldaten, dem Nationalkrieger ist der Krieg die Ausübung einer allgemeinen und natürlichen Pflicht, eine aus dem Gesellschaftsbande fließende Verrichtung des Bürgers. Dieser moralische Unterschied zeigt sich am wirksamsten in solchen Kriegen, die von der einen Macht nur als Soldaten-, von der andern aber als Volkskriege geführt werden. Hat nämlich die Nation durch ihre Repräsentanten den Krieg beschlossen, wird es um ihrer Interessen, oder auch um Leidenschaften willen geführt, so ist er ein Nationalkrieg; — hat ihn der Wille des Herrschers dictirt, so ist er ein Herrscherkrieg. Gewöhnlich sind die letztern zugleich Soldatenkriege; nur wo der Despotismus die höchste Vollendung erreicht hat, kann er ganze Völker wie Kriegsknechte behandeln. Doch hört der Begriff eines Volkes dann auf, weil eine Sklavenschaar kein Volk ist. Dahingegen können Kriege, welche nach ihrem Beschluß oder Gegenstande national sind, sowol durch Söldlinge, als durch Nationalstreiter geführt werden. Carthago in alten, England und Holland in neuern Zeiten geben hiervon Beispiele. Die moralische Kraft eines Heeres in einem Volkskriege beruht aber fast einzig auf den eingebornen Kriegern. Den fremden Söldling können, wenn er nicht Bürger des Staats ist, dem er dient, nur Ehre, Kastengeist, Gewinn oder Noth zur Tapferkeit antreiben *). Die große Frage endlich, ob ein zahlreiches stehen-

*) Aller Erfolg im Kriege hängt von physischen und von mora-

des Heer oder ob eine wohlgeordnete Wehrfähigkeit des Volks überhaupt zum Schutze des Staats zweckdienlicher sey, beantwortet ebenfalls die Erfahrung. Denn obgleich die stehenden Heere durch die beständige kriegerische Uebung, worin sie erhalten werden, einen höhern Grad von Gewandtheit erhalten, so ist doch unleugbar, daß das System der Volksbewaffnung, es heiße Landwehr, Heerbann oder anders, in der Geschichte fast aller Völker sich als das vorzüglichere bewährt hat. Denn abgesehen davon, daß ein großes stehendes Heer jeden Staat im Frieden durch seine Kosten entkräftet, für den Krieg also schwächt *), so ist der Mechanismus des Kriegsdienstes und die Iso-

lischen Kräften ab; jene vermag das Kunsttalent eines Generalstabs oder eines Louvois zu lenken; über diese vermag es nichts. Darum siegten die Krieger der französischen Revolution, ohne Zucht und Erfahrung, schlecht bekleidet, bewaffnet und verpflegt, über die klügsten Berechnungen der ersten Feldherren Europa's, durch jenen Sturm der Begeisterung, welcher aller Tactik spottete Sie siegten troz jeder Wahrscheinlichkeit des Gegentheils, troz aller Hindernisse über die Zahl, selbst über die Nachtheile des Bodens So hoch steht der Muth über der Kunst! Leidenschaftlicher Wille entscheidet alles, selbst im Kriege. Stellt ein Heer von Schwärmern, klug angeführt, der besten Armeemaschine von Achtkreuzer-Soldatenpuppen gegenüber, und ihr könnt, ohne Feldherr und Tactiker zu seyn, voraussagen, wer siegen wird. Der Soldat bedarf also, um muthig zu fechten, mehr als Kriegszucht. Ihn muß eine Leidenschaft treiben, und hat er sie nicht, so muß man sie ihm geben. Bei den spätern Römern ersetzten Lust nach Beute und Belohnung, Ruhm- und Selbstsucht die Stelle der Begeisterung. Dies war das Geheimniß Alexanders und aller Eroberer. Durch den Schimmer der Beute und des Ruhms berauschte Napoleon seine Soldaten. Aber die höchste Begeisterung und den unwiderstehlichsten Muth flößt die Idee der Freiheit des Vaterlandes ein.

*) „Es ist unmöglich, sagte der Deputirte Behr in seiner trefflichen Rede, bei Gelegenheit der Verhandlungen in der baierschen Stände-Versammlung, über die politische Nothwendigkeit der stehenden Heere und über die Kostbarkeit der Unterhaltung derselben, — den gegenwärtigen Aufwand für das Heerwesen (8 Mill. Fl. jährlich für ein Heer von 50,000 M.) fortzusetzen, oder sollten wir denn ohne Rettung verdammt seyn, im Frieden nur für den Krieg zu arbeiten?" (S. Allg. Zeit. Nr. 155, 1819) Die Kostbarkeit des Heerwesens hat in allen ständischen Versammlungen Klagen und Beschwerden veranlaßt. In Preußen verschlang im J. 1818 der ordentliche Militäraufwand $\frac{3}{7}$, also beinahe die Hälfte, mit dem Extraordinarium von 6 Mill. Rthlr. aber mehr als die Hälfte der Einkünfte, obwohl das als Ersparungsmittel empfohlene Landwehrsystem daselbst in seiner ganzen Ausdehnung besteht. Dagegen kostet jezt in den Niederlanden das Militär 19.653,900 Fl., mithin etwas mehr als $\frac{1}{4}$ des auf 72,703,000 Fl. berechneten Staatseinkommens. Und mit jener Summe halten die Niederlande eine Armee von 100,000 Mann, wovon 52,611, mithin mehr als die Hälfte auf die Nationalmilizen kommen. In Frankreich brauchte im J. 1819 das Kriegsministerium, ohne die Marine, 192,750,000 Fr. für ein Heer von 193,000 Mann. Ohne die Gendarmerie und die

lirung des Soldaten vom Bürgerthum, dem moralischen Geiste des stehenden Heeres auf die Dauer allemal nachtheilig. Mancher Offizier wünscht Krieg, um zu avanciren; ihn reizt der höhere Sold; der Zweck des Krieges gilt ihm gleichviel. Den gemeinen Soldaten reizt mehr die Hoffnung der Beute und des ungebundenen Lebens in Feindesland, als die Begeisterung für sein Vaterland. Darum hat so oft der Geist, der den Volkskrieger beseelte, über die Massen kriegsgeübter Schaaren den Sieg davon getragen. Dies beweisen die Schlachtfelder von Marathon, Thermopylä, Leuktra, die Großthaten der Schweizer, Holländer, Nordamerikaner, Tyroler, Spanier und Südamerikaner. Außerdem, daß stehende Heere die Stütze des Despotismus und eine Last der Unterthanen sind, wird aber auch durch sie die Bevölkerung vermindert, obgleich ein trefflicher Schriftsteller, (Carl von Rotteck über stehende Heere und Nationalmiliz, Freiburg 1816), dem wir übrigens in vieler Rücksicht gefolgt sind, dies läugnen will. Eine Menge arbeitsfähiger Menschen, die Familien ernähren könnten, werden am Heirathen verhindert, und da, wie Rotteck selbst sagt, „die kräftigste Mannschaft angezogen und zum ehelosen Stande gezwungen wird, so muß dadurch im Ganzen die Kraft und Größe des nachwachsenden Geschlechts sich mindern." Die Sittenlosigkeit und die Ausschweifungen, welche überdies durch das zum Theil ganz müßige Leben der Soldaten noch befördert werden, tragen zur Verschlechterung der Race und zur Auflösung aller geselligen Ordnung, deren Beschützer der Soldat in Friedenszeiten doch seyn soll, bei. Endlich werden die Völker, welche ihre Vertheidigung einem besondern Stande ausschließlich überlassen haben, feig, und sobald das stehende Heer geschlagen ist oder sie verläßt, sind sie eine wehrlose Beute des ersten besten Eroberers. Noch schlimmer ist es für jede bürgerliche Tugend, wenn die Soldaten vorzugsweise vor den Bürgern begünstigt, und jenen nächst den höhern Ständen allein Ansprüche auf Ehre zuerkannt werden. Was aber die Conscription oder die gezwungene Dienstpflichtigkeit der Waffenfähigen auf gewisse Jahre betrifft, so ist sie eben so nachtheilig für den Staat als für die Sittlichkeit seiner Bürger. Der Jüngling wird, noch ehe er die Kenntnisse zur Erwerbung seines Unterhalts im bürgerlichen Leben erlangt hat, aus seiner Laufbahn gerissen, zum Kriegsdienst genöthigt, wo er mit vielen Lastern bekannt, und durch den häufigen Müßiggang arbeitsscheu wird. Bei seiner Entlassung aus dem Kriegsdienste wird es ihm schwer werden, das Versäumte nachzuholen; den meisten fehlt es an Lust dazu, und ihre Untugenden theilen sie andern noch unverdorbenen jungen Leuten mit. Möchten doch daher alle stehende Heere abgeschafft oder auf die unentbehrlichsten Stämme und Pflanzschulen zurückgeführt, und möchten

Compagnies sedentaires, berechnete man die Kosten eines Heers von 166,000 Mann auf 176,494,000 Fr. Ein Mann in den andern kommt also 912 Fr. jährlich. Der französische Generalstab kostete auf 18 Mill. Fr.! Darum wurde das Budget des Kriegsministers um 8 Mill. verkürzt, und der Minister erklärte, daß nach dieser Reduction die Stärke des Heers auf 160,000 Mann beschränkt seyn werde. — Viel wäre schon gewonnen, wenn man die kostbarsten Truppengattungen verminderte. So kostete 1818 in Baiern das Regiment Garde-Grenadiers jährlich 208,800 Fl., und ein Regiment Infanterie 130,440; das Regiment Gardes du Corps 359,760 Fl. und ein Regiment leichter Cavallerie 200,640 Fl.

die Heerpflichtigen nicht ganz dem Bürgerthume entzogen werden! Dann wäre den Völkern ein blühender Wohlstand, den Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen gesichert. Alle sogenannten Cabinetskriege der Convenienzpolitik, die Theilungs-, Erbfolge- und Eroberungskriege, an welchen Deutsche so oft für fremde Fürsten Theil nehmen mußten, würden nicht mehr Statt finden; denn nur zur Vertheidigung des Staats waffnen sich die Völker freiwillig. Die Cabinete brauchten sich dann nicht wegen des Gleichgewichts der Staaten zu ängstigen, so wenig wie die Unterthanen jetzt sich über das Gleichgewicht ihrer Geldbörsen quälen; denn keinem Volke würde es in unsern Zeiten einfallen, ein anderes zu unterjochen, und führe ein solcher Gedanke einem Staatsoberhaupte oder seinen Ministern durch den Sinn, so würde man ihnen den Rath geben, sich ein größeres Land zu suchen, wenn ihnen das ihrige zu klein sey. Gegen Angriff und fremde Gewalt aber tritt das Volk willig unter die Waffen. Für diesen Fall bestehe schon im Frieden eine Landwehr *), und dieser Verpflichtung zum Kriegsdienste darf sich Keiner entziehen. Ist der Aufruf des Heerbanns nicht nöthig, so wird die Nation durch freiwillige Werbung für die Dauer des Krieges eine Mauer aufstellen. Denn nur zum vorübergehenden Kriegsdienste, wenn die Noth oder der Nationalwille ihn heischt, nicht aber zum bleibenden Kriegsstande ist der Bürger als solcher verpflichtet, und mehr erfodert auch der Zweck des Staatsvereins nicht. Der Zwang zu einem Stande ist Grausamkeit, da er die größten Opfer verlangt: um so weniger kann folglich ein Staat dazu befugt seyn, da es, er mag haben, welche Verfassung er wolle, sein Zweck ist, die unveräußerlichen Rechte seiner Bürger zu beschützen. Man vergl. die angeführte geistreiche Schrift von C. von Rotteck. Die innere Heerverwaltung, oder die Oekonomie des Heerwesens lernt man am besten kennen aus Ribbentropp's Haushalt bei den europäischen Kriegsheeren und aus dessen Archiv für die Verwaltung des Haushalts bei den europäischen Kriegsheeren. Nachdem wir das Soldatenwesen historisch und politisch betrachtet haben, ist uns noch übrig, in juristischer Beziehung die rechtliche Verschiedenheit des Soldaten von andern Staatsbürgern zu bezeichnen. Nach dem gemeinen Rechte genießt der Soldat mehrere Vorzüge 1. in Hinsicht seiner Testamentserrichtungen (s. Testamente und Codicille); 2. über das von ihm während des Kriegsdienstes erworbene Vermögen (peculium castrense) hat er, wenn er noch unter väterlicher Gewalt steht, die Rechte eines Patris Familias, d. h. er kann auf jegliche Weise nach Belieben darüber verfügen, und auch mit seinem Vater, unter dessen Gewalt er steht, gültige Contracte darüber schließen; 3 seine Rechtsunwissenheit kommt ihm zu Statten, wenn von Vermeidung eines Schadens, nicht aber wenn von Erlangung eines Vortheils die Rede ist; 4. hat er einen privilegirten Gerichtsstand. Dagegen kann er a) nicht Vormund (Tutor) werden.

*) „Das kräftigste Vertheidigungsmittel freier Länder, sagte daher der erfahrene Lafayette in der Sitzung der Kammer von 1819, und die Grundbedingung der Wahrheit, daß die Nationen stärker sind, als die Heere, ist das Institut der Nationalgarden (s. d. A.), sobald es die Verfassung von 1791 hat, welche die drei wesentlichen Bedingungen vereinigte: Bewaffung der Nation, Unterwerfung der bewaffneten Macht unter der bürgerlichen; Ernennung der Offiziere durch die Mitbürger.

Doch leidet dies wohl nach heutigem Rechte an den meisten Orten eine Ausnahme, besonders wenn bloß von einer Curatel, einer Aufsicht über das Vermögen, die Rede ist. b) Was eigentliche Soldaten (die für Sold dienen) erobern, ist nicht ihr, sondern Staatseigenthum, wofern ihnen nicht von beweglichen Sachen etwas überlassen wird. Oeffentliche Cassen und Kriegsgeräthe, die sie erbeutet haben, müssen unter jeder Bedingung von ihnen abgeliefert werden. In Hinsicht auf dritte Personen ist zu bemerken, daß diejenigen, welche zur Anschaffung einer Kriegsrüstung etwas herleihen, im Concurse ein qualificirtes Pfandrecht haben. Was die nicht gemeinrechtlichen, durch die besondern Kriegsartikel eines jeden Staats bestimmten Vorschriften hinsichtlich der militärischen Verbrechen und Strafen betrifft, müssen wir um so mehr übergehen, da diese Strafen nach Maßgabe der größern oder geringern Bildung der Völker sehr verschieden sind. (Man vergl. noch d. Art. Standrecht.) N P.

Soldaten in taktischer Hinsicht, besonders der neufranzösischen. Das Heer ist Maschine, es besteht aus Söldlingen und Fremden, oder aus Nationalkriegern; es sey begeistert von dem Durst nach Beute und Ruhm, oder von einer großen Idee. Darum ist die Zusammensetzung dieser furchtbaren Maschine nicht gleichgültig. Ihre Form ist ein Ergebniß des Verstandes, der die todte Kraft der Materie belebt. Mit der intensiven und extensiven Ausdehnung dieser mathematischen Herrschaft des Verstandes über die Körperwelt erweitert und vervollkommnet sich auch die Organisation der Soldatenmaschine und die Kunst ihres Gebrauchs. Beide bestimmen sich gegenseitig. In der Geschichte derselben kann man fünf Hauptperioden annehmen: die der römischen Legionen; die der germanischen Feudalheere; die der Erfindung des Schießpulvers; die der taktischen Feldherrnschule unter Ludwig XIV.; und die der strategisch-taktischen Schule der französischen Revolution. I. Die Römer kannten nur sehr unvollkommen den Stellungskrieg, der Monate lang vor der Schlacht um die Palme des Siegs mit Hin- und Heerzügen kämpft. Sie brauchten weder Magazine noch Zeughäuser, noch künstlich gedeckte Operationslinien. Cäsar machte in Gallien Märsche von 16 Stunden Weges in 24 Stunden. In den Schlachten entschied die Richtung und die Kraft des Linienkampfs den Sieg. Bis zu den Zeiten des Scipio Africanus, der zuerst fremde Miethstruppen als Hülfsreiterei (Numidier, Spanier u. A.) brauchte, bestand das Heer aus römischen Bürgern und Bundestruppen (Sociis). Auf dem Campus Martius wurden die Legionen aus Verheiratheten und Unverheiratheten von 17 bis 46 und 50 Jahren, gebildet; keiner war befreit, außer wer zwanzig Feldzüge gethan hatte. Vor jedem Kriege wurden die geworbenen Legionen (denn stehende gab es erst unter Augustus) von den Kriegstribunen nach ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit geordnet; die jüngern und ärmern nahm man zu den Velites, eine Art leichter Truppen. (Die Bogenschützen und Schleuderer waren Fremde.) Dann wählte man die Hastati aus, welche den Compagnien im Centrum unsrer Linien-Regimenter entsprechen; dann folgten die Principes, dann die Triarii; endlich die Equites. Die Stärke und die Zusammensetzung der Truppengattung der Legionen waren verschieden (s. d. Art. Legion). Jede stellte ein kleines Heer von 4—6000 Mann dar; sie hatte verhältnißmäßig alle Waffengattungen, Werkleute und Heerbedürfnisse bei sich; die Reiterei war nur der zwanzigste Theil der Legion, etwa 2 bis 300

Pferde; doch fochten die Reiter auch zu Fuß. Die Stärke des Heers beruhte auf dem Fußvolk. Ein Consularheer zählte nie mehr als 18,600 Mann, worunter 1800 Mann Reiterei. In gefahrvoller Zeit vereinigte man mehrere Heere; das römische Heer bei Cannä war vierfach, denn es zählte gegen 80,000 Mann. Eine Cohorte war 4 bis 600 Mann. Schutz- und Angriffwaffen waren verschieden nach der Truppengattung. Ein römischer Soldat auf dem Marsche trug an Waffen, Heergeräth (z. B. Lagerpfähle) und Mundvorrath auf 19 bis 20 Tage eine Last von wenigstens 90 Pfd., also das Doppelte von dem, was ein Soldat jetzt trägt; daher vergleicht Vegetius ein mit tausend Pallisaden belasteres Heer einer wandernden Festung. Des Soldaten Körperkraft ward unaufhörlich geübt. Im Lager arbeitete er am Straßen- und Brückenbau, an Aquäducten u. s. w. Er war der beste Wallarbeiter, den man kennt. Das Treffen fingen die Veliten an; hatten sie sich auf die Flügel jeder Legion oder in die Zwischenräume zurückgezogen, so warfen die Hastaten ihre Wurfspieße, 12 — 15 Schritt weit auf den Feind, dann stürzten sie sich mit dem Schwert auf die feindlichen Glieder. Wurden sie geworfen, so rückten die Principes vor, und jene ordneten sich wieder im Hintertreffen. Wankten die Principes, so zog die dichte Schaar der Triarier, bis dahin auf ein Knie gestützt und mit ihren Schilden gedeckt, herbei. Wich nun der Feind, so trieben ihn vollends die Veliten und die Reiterei in die Flucht. Diese dreifache Linie der Schlachtordnung, und der dreifache Kampf gaben der römischen Heerstellung den Vorzug vor der macedonischen Phalanx (s. d.). Uebrigens stand der römische Soldat immer im Lager, selbst in Friedenszeiten (castra stativa); dabei war er stets beschäftigt und strenger Mannszucht unterworfen. Dies erhielt ihn kräftig, und es gab auf Märschen weniger Kranke als bei uns. Ein römisches Heer auf dem Marsche konnte sich binnen sieben Minuten in Schlachtordnung stellen; bei uns brauchen 6000 Mann Infanterie mit ihrem Geschütz eine Stunde Zeit dazu. In den letzten Zeiten der Republik wuchs die Stärke der Heere ansehnlich durch Fremde und Sklaven; aber die innere Kraft nahm ab. Augustus stand als Imperator an der Spitze von 49 Legionen und 19,000 Pferden; dazu kamen noch 10,000 Prätorianer und die Provinzialtruppen. Mit der Kriegszucht verfiel die Kriegskunst. — II. Unter Honorius und Valentinian konnten die Legionen nicht länger der Wuth regelloser Angriffe der Hunnen, Gothen, Vandalen, Burgunder und Franken widerstehen, deren Kriegskunst in ihrer Masse, Körperkraft und stürmischer Entschlossenheit bestand. Erst Carl der Große gab seinen Heeren eine der Tapferkeit des Feindes überlegene Organisation; allein die Chroniken enthalten darüber nichts Näheres. Im 11ten und 12ten Jahrhundert bestanden die Heere aus Lehnsschaaren, die jeder Vasall auf 3 Monate oder 40 Tage zu dem Banner des Lehnsherren führte. Auf so lange nahm jeder seine Bedürfnisse mit sich; war die Zeit vorbei, so ging man nach Hause, der Krieg mochte geendigt seyn oder nicht. Die gepanzerte und mit Lanzen bewaffnete Reiterschaar, Gendarmes, waren der Kern des französischen Heers; der übrige Haufe bestand aus schlechtbewaffnetem und ungeübtem Fußvolk, meistens Leibeigenen. Als die Künste in Italien wieder auflebten, wurde auch das Kriegswesen verbessert; der Krieg aber mit käuflichen Banden, die von sogenannten Condottieri geworben und befehligt waren, geführt. Die Schonung, mit der diese nur nach Sold und Beute gierigen Schaaren sich gegenseitig bekämpften, war Ursache, daß

man auf Kriegslisten und künstliche Bewegungen kann, dadurch aber die Elemente der Taktik aufs neue erfand. Stellungen und Märsche, künstlicher Angriff fester Plätze, Ueberfälle und Vermeidung nachtheiliger Gefechte, bezeichnen die Kriegskunst des berühmten Duguesclin unter Carl V, König von Frankreich (1364 — 1380). Seine Cammeradschaften, 30,000 Mann, bestanden aus geordneten Haufen in großen Compagnien, die aber dem Lande nach dem Kriege durch ihre Raublust sehr zur Last fielen. Darauf kämpften die Schweizer für ihre Freiheit. Ihre Stärke waren ihr Fußvolk und ihre Gebirge. Um den geschlossenen Gliedern wohlgepanzerter und bewaffneter Ritter zu widerstehn, gaben sie dem Fußvolke Helm und Brustharnisch, Hellebarde und Schwert. Die Siege dieser Pikenmänner erregten die Aufmerksamkeit aller kriegerischen Nationen. Ludwig XI. von Frankreich miethete 6000 derselben, und in den italienischen Kriegen Carls VIII. war das Schweizer-Fußvolk (20,000 Mann) der Schrecken des Feindes; allein es trotzte auch seinem königlichen Soldherrn mit Abfall und Uebergang zu dem Feinde, wenn der Sold nicht gleich gezahlt wurde. Bereits früher hatte man ähnliche Schaaren solcher Lanzenmänner (Lanzenknechte) in Deutschland, Spanien und Frankreich errichtet; insbesondre hatte Carl VII. von Frankreich 15 Ordonanz-Compagnien (1444) — das erste stehende Heer — und Freischützen (Francs archers 1449) errichtet; 16,000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter. Die Schlachtreihen wurden nach den verschiedenen Waffen geordnet. Ludwig XI. brachte das Heer auf 29,000 Mann zu Fuß, und 19,000 Mann Reiterei. Dieß machte in der Folge eine neue Organisation nöthig. Franz I. theilte die Infanterie in sieben Legionen, jede zu 6000 Mann, doch bald traten Regimenter von 2 bis 3000 Mann an ihre Stelle; diese theilte man später, um die schwere Masse leichter zu bewegen, in Bataillons von 6—700 Mann. Die Schützen waren leichte Truppen, und fochten wie die Velites der Römer; hinter ihnen zogen die geschlossenen Glieder der Lanzen in die Schlacht. — III. Seit dem 16ten Jahrhundert machte der Gebrauch des Schießgewehrs, Büchsen, Musketen und Kanonen, Epoche in der Umbildung der Schlachtordnung. Der berühmte spanische Feldherr Pescara siegte bei Pavia (1525) durch die von ihm klug angewandte Waffe des Feuerrohrs über die französische Reiterei. Allein es dauerte noch lange, ehe man den Gebrauch des schweren Geschützes mit dem der Lanze kunstmäßig verbinden lernte. Dieß versuchte zuerst Puysegür im Anfange der Regierung Ludwigs XIV. Jetzt war die Ueberlegenheit der Artillerie über jede andre Waffe entschieden; doch erhielt sich der Gebrauch der Lanzen noch bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Erst um diese Zeit vertauschte die leichte Cavallerie die Lanze mit dem Carabiner; allein die Schutzwaffen, Helm, Küraß u. s. w., wurden zu früh abgeschafft. Seit man statt der Luntenschlösser Hahn und Feuerstein brauchte, ward auch die Musketerie in die erste Schlachtlinie gestellt, und die 6—8 Mann tiefe Schlachtordnung nach und nach vermindert. — IV. Dieß geschah vorzüglich seit der Einführung des schon um 1670 in Bayonne erfundenen Bayonnets. Dieses Gewehr ist Pike und Feuerwaffe zugleich, da es aber, um nicht am Schusse zu hindern, mit einem Knie versehen ist, so kann die Wirkung des Stoßes nicht dieselbe seyn wie bei der Pike. Uebrigens hörte bei der nunmehr gleichen Bewaffnung der Unterschied zwischen leichter und schwerer Infanterie ganz auf, wodurch wichtige Vortheile beim Angriff entbehrt wurden. Die Heere

belasteten sich mit einem großen Geschützpark und vielem Gepäck, was die Märsche sehr erschwerte. Endlich konnte man sich noch immer nicht von den Nachtheilen der tiefen Schlachtordnung überzeugen. Uebrigens stellte man schon jetzt die Infanterie in die Mitte, und die Cavallerie auf die Flügel und in die Reserve. (Marsin und Tallard wurden bei Hochstädt (s. Blenheim) geschlagen, weil sie die Reiterei in die Mitte gestellt hatten). Das wichtigste, was die Periode der Kriegskunst unter Ludwig XIV. auszeichnet, ist die Verbesserung jeder Art von Feuergewehr, die Vervollkommnung der Taktik und vorzüglich die Ausbildung der Befestigungs- und Belagerungskunst durch Vauban. Aber in die schwerfälligen Massen des Fußvolks brachte zuerst Friedrich II. durch Einfachheit, Ordnung und Leichtigkeit des Manövers mehr Beweglichkeit. Man feuerte schneller, und auf dem Schlachtfelde erfolgte jede Entwickelung und Schwenkung der verschiedenen Heerabtheilungen mit größerer Bestimmtheit. Zu den größten Generalen jener Zeit gehörte der Marschall von Sachsen, der schon damals mehr als andre die Kunst des Krieges nach dem Geiste des französischen Soldaten zu berechnen verstand. Seit dem siebenjährigen Kriege galt das preußische Heer für das erste in Europa. Militärs aus allen Ländern eilten zu den Revüen nach Potsdam, um in Friedrichs Schule zu studiren. Aber reich an Theorie, arm an Erfahrung, bildeten sie sich ein, daß der Nationalcharakter des Soldaten und des Heers nicht unter die Kategorie der militärischen Berechnung gehöre. Vielmehr wurde der Soldat durchaus als Maschine behandelt, und der Dienst mit Kleinigkeiten überhäuft. Der französische Soldat, welcher weniger zur bloßen Maschine taugt, als irgend einer, vernachlässigte aus Verdruß darüber wesentliche Theile des Kriegsdienstes. Nur die französische Artillerie behauptete ihren alten Ruhm, weil sie, statt nachzuahmen, selbst Muster war. Die Waffenbereitung insbesondre erreichte die höchste Vollkommenheit unter Ludwig XIV. Dagegen erlitt die französische Kriegszucht, deren Basis die Ehre ist, den empfindlichsten Stoß durch den Kriegsminister Grafen von St. Germain, als er den Stock und die flache Klinge, nach deutscher Art, einführen wollte. Uebrigens ward in der Taktik viel gekünstelt, immer verändert, und mit Systemen gespielt; doch am meisten schadete dem Geiste des Soldaten die Art der freiwilligen Werbung. Man stellte Landstreicher und Taugenichtse unter die Fahnen; oft trieben die Werber wahren Menschenraub. Darum nahm das Ausreißen überhand. — V. Alles gewann eine andre Gestalt durch und in der Revolution; zuerst in Frankreich. Das Vaterland, die Freiheit, der Stolz, der neue Schimmer des Ruhms, endlich die Aussicht auf Reichthümer, alles erhob das Kraftgefühl und den Nationalmuth des französischen republikanischen Soldaten zur höchsten Begeisterung *). Indeß war der Anfang des Krieges unglücklich.

*) Während der Belagerung von Mahon war der Wein wohlfeil; die Soldaten berauschten sich; ihr Dienst litt, und die strengsten Strafen halfen nichts. Endlich gab der Herzog von Richelieu den Befehl, daß, wer sich betrinke, nie die Ehre haben sollte, Sturm zu laufen. Seitdem ward im Lager kein Trunkener mehr gesehn. — Bei Marengo hatte ein Dragonerregiment sehr gelitten, und Buonaparte versprach den Tapfern, bei der Musterung nach der Schlacht, gute Standquartiere. „Nein, riefen die Soldaten, morgen werde uns die Ehre des ersten Angriffs!“ Mit solchen Soldaten konnten geschickte Feldherrn Wunder thun.

Die adelichen Officiere waren zahlreich ausgewandert; andre, zum Theil unbekannte, traten an ihre Stelle; die alten Linientruppen hatten die Kriegszucht verlernt. Jetzt lös'ten sich alle Bande der Subordination auf. Frankreich war ohne Vertheidiger. Da vernahm das Volk den Ruf des Alterthums, daß jeder Bürger selbst das Vaterland schützen müsse, und auf die erste Requisition, die der Unverheiratheten von 18 bis 25 Jahren, trat eine Million unter die Waffen. Ihre Schule war das Schlachtfeld: ihre Mannszucht die Begeisterung; ihre Kriegskunst der Ungestüm des ersten Angriffs. Mit gefälltem Bajonnet, Siegeslieder singend, erstürmten sie die feindlichen Batterien. Solcher Muth machte grobes Geschützfeuer unnütz. Als aber die Begeisterung allmählich abnahm, da trat das Schrecken und die Guillotine *) an ihre Stelle; da brauchten die französischen Feldherren wieder Artillerie, und bald entschied den Sieg nur die größere Menge des Geschützes. Wenn Ludwigs XIV. Heer auf 90,000 Mann nicht mehr als 40 Kanonen hatte, und im siebenjährigen Kriege eine eben so starke Armee 190 bis 200 Kanonen; so waren bei Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram, Dresden, Leipzig wohl an 1200 Kanonen im Feuer. Die Vermischung der alten Linientruppen mit den Bürgersoldaten machte die neuen Heerabtheilungen in Divisionen, Brigaden, halbe Brigaden (2400 M. oder 3 Bataillone) nöthig. Aber die neuen Verwaltungs- und Wirthschafts-Conseils verursachten viel zu viel Schreibereien und Tabellenwerk. Im Gefolge des Heeres befanden sich eine Menge Commissäre und Agenten, verderblich dem Lande und oft dem Heere selbst. Am wichtigsten war das in Nordamerika's Freiheitskriege ausgebildete Tirailleursystem, das jetzt bei den Franzosen in Anwendung kam; daher wurden die leichten Truppen nicht nur vermehrt, sondern auch neu organisirt. Die Linien-Infanterie lernte zugleich den Dienst der leichten, und bald waren die französischen Scharfschützen eben so furchtbar als die Tyroler und Croaten. Um schnell zu marschiren und jede Bewegung leicht auszuführen, schaffte man die Packwagen bei den Bataillons ab; sie erhielten Packpferde. Das leichtere Geschütz wurde bataillonsweise, 2 Vier- höchstens Sechspfünder, unter die Divisionen vertheilt. Der schwere Artilleriepark blieb zurück, und unnützes Gepäck hatte man nicht. Am furchtbarsten unter allen Waffen wurde die schon von Friedrich II. erfundene leichte Artillerie bei den neufranzösischen Heeren ausgebildet; sie manövrirte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelle. In der Schlacht bei Dresden (26. u. 27. Aug. 1813) brachten 60 Batterien reitender Artillerie von etwa 240 Stück das feindliche Feuer in Zeit von drei Stunden zum Schweigen. Nur beging man den Fehler, diese Truppen, welche überall vertheilt und überall zusammengezogen werden müssen, in Regimenter zu ordnen. Napoleon führte daher zuletzt eine Regiments-Artillerie bei jedem Corps Linientruppen ein. Auffallend ist es, daß man nicht früher

*) Als es nach dem Verluste der Weissenburger Linien (13. Oct. 1793) an Feldherren fehlte, foderten die Convents-Commissäre St. Just und Lebas jeden Soldaten, der sich dazu fähig fühle, auf, sich an die Spitze des Heers zu stellen, aber bedrohten ihn mit dem ganzen Zorne des Volks, wenn er sich durch Eigenliebe täuschte, und ein Opfer seiner Vermessenheit würde. Nur elf Officiere boten sich dar, mit der Verpflichtung zu siegen oder zu sterben; unter ihnen waren Kleber, Pichegru, Dessaix und Hoche.

als seit 1793 auf den Gedanken kam, dem Heer-Fuhrwesen eine militärische Einrichtung zu geben. Diese wichtige Verbesserung wurde bald allgemein nachgeahmt; am vollkommensten wohl in Rußland. Bei der beträchtlichen Größe der Armeen war der Gebrauch von Zelten und Barracken nicht möglich; so kam das verderbliche Bivouackiren auf, ein Gebrauch, der den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht über den Feind gab, aber in Kurzem die Armee durch Krankheiten schwächte. Die großentheils zweckmäßigen Veränderungen in der Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Truppen übergehen wir; es ist bekannt, welche Heere sich durch Vermeidung alles dessen, was bloßer Putz und kostbare Spielerei oder wohl gar der Gesundheit nachtheilig ist, auszeichnen. Eben so wenig können wir hier die Grundsätze der neuern Strategie berühren, die ebenfalls Einfluß auf die Anordnung der Märsche, um den Feind auf seiner Streitlinie zu umgehen, oder seine Flügel zurückzuwerfen, auf die Ausbildung des Generalstabs und auf die Organisation der Heerabtheilungen gehabt haben.

Soleniten, Scheiden, Scheidenmuscheln, ein Conchyliengeschlecht, von welchem elf, nicht immer sehr von einander abweichende Arten bekannt sind. Man findet sie in Europa und Asien. Die meisten Arten dieses Thieres können gegessen werden. Die Schale besteht aus zwei Klappen, ist länglich, an beiden Seiten offen, und hat Aehnlichkeit mit einer Rinne. Man findet diese Muscheln auch häufig versteinert.

Solfeggiren oder **Solmisiren** bedeutet ursprünglich in der Musik, die Stimme nach den Aretinischen (von Guido von Arezzo zur Bezeichnung der Töne erfundenen) Sylben ut, re, mi, fa, sol, la (die Solmisation), wozu späterhin die Franzosen zur Ausfüllung der Octave noch die Sylbe si setzten, üben und mit diesen Sylben die damit bezeichneten Töne angeben; dann jedes Ueben im Notensingen und Notenlesen ohne Text, wobei man nur die Töne nennt, wie z. B. nach den deutschen Namen c, d, e, f, g, a, h, c (abcdiren), oder mit untergelegten Vocalen (vocalisiren). Textlose Uebungsstücke für den Gesang, welche zu diesem Behufe verfertigt sind, heißen **Solfeggi**. Man trägt dies auch zuweilen auf andre Instrumente, z. B. auf das Clavier, über, und versteht darunter Stücke, welche bloß zu Uebungen im Notenlesen und Intervallentreffen bestimmt sind. Es sind, was den Gesang anbetrifft, zu Erlangung einer reinen Intonation, Gewandtheit der Stimme und Fertigkeit im Notentreffen, Uebungen dieser Art sehr nothwendig und vortheilhaft; sie machen das Erste einer gründlichen Schule aus. Denn indem hier weder die Ausführung bestimmter Melodien Zweck ist, noch das Aussprechen des Textes Statt findet, so kann sich die Aufmerksamkeit lediglich auf die Reinheit und Richtigkeit der Verhältnisse (Intervalle) beschränken, und die Stimme durch öftere Uebung eine Fertigkeit in mannichfaltigem Vortrage der Töne und Tonfiguren auf einfachem Wege gewinnen. Letzteres findet besonders bei dem Singen nach bloßen Vocalen Statt. Das Singen mit Notenbenennungen (Sylben) befördert mehr das Notenlesen, weil sich auf diese Weise mit dem Namen der Töne auch die Noten selbst imprimiren. Das Solfeggiren nach den obengenannten Aretinischen Sylben (oder die eigentliche Solmisation) bezog sich auf das von Guido aufgestellte System von 22 diatonischen Tönen, welche er in 7 Hexachorde abtheilte. Ging der Gesang über den Umfang der sechsten hinaus, so

mußten die Sylben mutirt (verändert) werden, damit das mi fa wieder an seinen richtigen Ort zu stehen kam, wofür es gewisse Regeln gab. Mit der Erweiterung des Tonsystems aber vermehrten sich die Schwierigkeiten, nach diesen Sylben zu singen, weshalb man in Deutschland und Holland davon abging. S. das Ausführliche in d. Art. Ut Re Mi. — Das Aussprechen der Worte oder des Textes einer Sprache zu den Tönen ist eine spätere Uebung, welche mit Vortheil erst dann vorgenommen wird, wenn man der Töne selbst mächtig ist. Aus diesem Grunde möchten wir das Vocalisiren früherhin noch vorziehen, nur muß man mit den Vocalen abwechseln. — Uebrigens haben die größten Meister des Gesanges Solfeggien geschrieben. Man findet dergleichen von den besten Singschulen, z. B. die Singübungen des pariser Conservatoriums; zu den vorzüglichsten gehören auch Crescentini's Uebungen für die Singstimme ohne Worte und Righini's Solfeggien. (Beide, Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel). T.

Solidarisch, in solidum, s. Alle für Einen.

Soliman II., von seinen Unterthanen Canuni oder der Gesetzgeber, von den Christen der Prachtvolle genannt, ein türkischer Kaiser, war der einzige Sohn Selims I., dem er 1520 in der Regierung folgte. Drei Tage vor dem Tode seines Vaters wurde er zu gleicher Zeit, als Carl V. zu Aachen als Kaiser gekrönt ward, zum Sultan ausgerufen. Er war nicht nach der Weise der ottomanischen Fürsten erzogen worden. Man hatte ihn in alle Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte sich schon bei dem Anfange seiner Regierung; er gab allen denen ihr Vermögen zurück, denen sein Vater es entrissen hatte; er stellte das Ansehn der Gerichtshöfe wieder her, welches beinahe vernichtet war; und gab nur solchen Personen Aemter und Statthalterschaften, welche Vermögen und Rechtlichkeit besaßen. „Ich will," sagte er, „daß sie den Flüssen gleichen, welche die Länder, durch welche sie fließen, fruchtbar machen; aber nicht den Strömen, die Alles, was ihnen begegnet, mit sich fortreißen." Gazeli Beg, Statthalter von Syrien, hatte sich gleich anfangs gegen Soliman erklärt, und einen Theil Aegyptens in seine Empörung verwickelt. Als Soliman ihn durch seine Feldherren bezwungen hatte, vernichtete er auch die Mamelucken in Aegypten, und schloß einen Waffenstillstand mit Persien. So von der Seite Syriens und Aegyptens beruhigt, beschloß er, Europa anzufallen, und belagerte und nahm 1521 Belgrad. Im folgenden Jahr faßte er den Entschluß, auch die Insel Rhodus, welche sich seit 212 Jahren in den Händen der Johanniter-Ritter befand, anzugreifen. Er schrieb den Rittern einen sehr stolzen Brief, worin er sie auffoderte, sich zu ergeben, wenn sie nicht alle über die Klinge springen wollten. Die Belagerung von Rhodus kostete ihm viel Menschen; aber endlich mußte die Stadt, auf das äußerste gebracht, sich 1522 ergeben. Der Sieger wandte nun seine Waffen gegen Ungarn, wo er 1526 die Schlacht bei Mohacz gewann. In der Folge nahm er (1529) Buda ein, ging vor Wien, und machte in 20 Tagen 20 Stürme auf diese Stadt; er ward aber endlich genöthigt, die Belagerung mit einem Verlust von 80,000 Mann aufzugeben. 1534 ging er nach dem Orient, nahm Taurien weg, verlor aber eine Schlacht gegen Schah-Tamasp, und 1565 hatte sein Kriegsheer vor der Insel Malta dasselbe Schicksal, wie vor Wien. 1566 nahm er die Insel Chio ein, und endigte den 30. Aug. desselben Jahrs sein Leben bei der Belagerung von Sigeth in Ungarn, im 76sten Jahre seines Al-

ters, und vier Tage vor der Einnahme jener Festung durch die Türken. Seine siegreichen Waffen machten ihn in Europa und Asien gleich furchtbar. Sein Reich erstreckte sich von Algier bis zum Euphrat, und vom Ende des schwarzen Meers bis zum äußersten Ende von Griechenland und Epirus. Er hatte eben so große Fähigkeit zu den Friedens- als zu den Kriegsgeschäften. Als Feldherr besaß er eine bewundernswürdige Thätigkeit, hielt strenge sein Wort, war Freund der Gerechtigkeit, und nur die Liebe zu der Sultanin Roxolane, und deren Ueberredungskunst konnte ihn vermögen, alle Kinder, die ihm eine andre Sultanin geboren hatte, umzubringen, um dem Selim, dem Sohn Roxolanens, die Thronfolge zu verschaffen. Ueberhaupt war er grausam, und befleckte dadurch seinen Ruhm. Nach dem Siege bei Mohacz wurden auf seinen Befehl 1500 der vornehmsten Gefangenen in einen Kreis gestellt, und in Gegenwart der siegreichen Armee enthauptet. Soliman hielt nichts für unmöglich, wenn er es befahl. Als einer seiner Feldherrn ihm schrieb, daß der Befehl, über die Drau eine Brücke zu schlagen, unausführbar sey, sandte er demselben ein leinenes Band mit der Antwort zurück: Der Sultan, dein Herr, befiehlt dir, durch den Curier, den du ihm gesandt hast, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche du dabei findest, die Brücke über die Drau zu vollenden. Er läßt dich zugleich wissen, daß wenn diese Brücke nicht bei seiner Ankunft vollendet seyn wird, er dich mit diesem Stück Leinen, welches dir seinen höchsten Willen ankündigt, wird erwürgen lassen. Soliman bediente sich der unbeschränkten Gewalt, die er besaß, um Ordnung und Sicherheit in seinem Reiche herzustellen. Er theilte es in verschiedene Districte, von denen jeder eine bestimmte Anzahl Soldaten stellen mußte. Der Ertrag eines gewissen Theils von Ländereien in jeder Provinz war zum Unterhalte der Truppen bestimmt, und er sorgte für alles, was sich auf die Kriegszucht, die Bewaffnung u. s. w. bezog, mit dem größten Eifer. Er führte ein System der Finanzverwaltung in seinem Reiche ein, und damit die Auflagen nicht allzudrückend werden möchten, war er sehr genau und sparsam in seinen Ausgaben. Soliman ist der größte unter allen ottomanischen Kaisern gewesen. Er dehnte seine Macht durch die Gewalt der Waffen am weitesten in Asien und in Europa aus. Unter seiner Regierung erlangten die Türken den höchsten Gipfel ihres Ruhms; allein dieser verschwand allmählig unter seinen Nachfolgern, die nur selten an der Spitze ihrer Armee erschienen; und das beständige Glück, welches bis dahin die türkischen Waffen begleitet hatte, endete mit ihm. Er war im höchsten Grade herrschsüchtig, ehrgeizig und thätig, und jedes Jahr seiner Regierung war durch eine große That ausgezeichnet. Gewissenhafter Beobachter seiner Religion, war er weniger verderbt, und weit unterrichteter als seine Vorgänger. Er liebte die Mathematik, und das Studium der Geschichte war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Es fehlten ihm wenig Eigenschaften, um zu den wirklich großen Fürsten, aber die meisten, um zu den guten gerechnet zu werden. Noch bemerken wir, daß er von denen, welche die türkischen Kaiser erst von der Eroberung Constantinopels zu zählen anfangen, Soliman der Erste genannt wird. N. P.

Solingen, eine durch ihre große Gewerbsamkeit berühmte Stadt in dem Regierungsbezirke Düsseldorf der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg, ist offen und liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Wipper fließt. Sie hat jetzt, ohne das dazugehörige große

Kirchspiel, 3000 Einwohner, mit demselben aber gegen 9000, welche außer Seiden-, Band- und Siamoisenfabriken, vorzüglich wichtige Stahl- und Eisenfabriken unterhalten. Alle nur erdenkliche Sorten von Klingen, Griffen, Bajonneten, Ladestöcken und eine Menge anderer Dinge zu Waffen- und Kriegsgeräth werden hier verfertigt, ferner Messer, Gabeln, Scheeren, Rappiere, Korkzieher, Stiefelhaken, Feuerstahle rc. Man versteht den Klingen eine solche Härte zu geben, daß sie, ohne eine Scharte zu bekommen, Eisen durchhauen können und liefert sie von einem bis zu funfzig Carolin. Vor der französischen Revolution wurden hier jährlich 206,000 Pfund Eisen zu Degenklingen, 850,000 Pfd. zu Messerklingen, 7 bis 8000 Karren Steinkohlen und 3 bis 400 Karren Holzkohlen verbraucht. Der Handel mit den solinger Eisen- und Stahlwaaren ist durch ganz Europa ausgebreitet, und geht auch stark nach Amerika.

Solmisiren, s. Solfeggiren.

Solms, eine berühmte altgräfliche und fürstliche Familie in der Weiterau, deren Stammhaus seit dem 14ten Jahrh. Braunfels war. Des Grafen Heinrichs V., genannt Westerburg nach seiner Gemahlin (st. 1312), jüngerer Sohn Bernhards, ist der Stammvater der noch blühenden Linien. Seine Enkel gründeten 1409 die Linie Solms-Braunfels, und die Linie Solms-Lich; jene stammt von Bernhard dem Jüngern, diese von seinem Bruder Johann ab. Solms-Braunfels theilte sich in drei Zweige; von denen nur der Zweig Greiffenstein übrig ist, der im J. 1693 den Namen Braunfels annahm, und 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. Solms-Lich theilte sich in zwei Hauptzweige: 1) Lich und Hohensolms, seit 1792 fürstlich, und 2) Laubach, die gräflich geblieben ist. Beide fürstliche Häuser bekennen sich zur reformirten Kirche. Die gräfliche Linie Solms-Laubach theilt sich in die Aeste a) Solms-Groß-Leipe, b) Solms-Sonnewald, c) Solms-Baruth zu Rödelheim mit Assenheim, d) Solms-Wildenfels-Laubach, e) Solms-Wildenfels-Wildenfels, f) Solms-Sachsenfeld, g) Solms-Baruth. Diese gräflichen Linien sind sämmtlich der lutherischen Religion zugethan. Die Grafschaft Solms liegt in der Wetterau. Der Fürst von Solms-Braunfels, Wilhelm, K. Preuß. Generalmajor, (geb. 1759), besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil davon, nämlich auf $7\frac{3}{4}$ Q.M. 19,000 Einw., und ungefähr 100,000 Gulden Einkünfte. Er residirt zu Braunfels. Der Fürst von Solms-Lich und Hohen-Solms hat ungefähr $3\frac{3}{4}$ Q.M. mit 12,000 Einw., und 80,000 Gulden Einkünfte; der Fürst von Lich, Carl, geb. 1803, residirt zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter. Solms-Laubach hat 2 Q.M., 6000 Einw., und 50,000 Gulden Einkünfte; Solms-Rödelheim besitzt nur abgerissene Stücke in der Gegend von Frankfurt und Friedberg. Dieser letztere Zweig besaß aber auch jenseit des Rheins die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld. Zur Entschädigung für seinen Verlust erhielt der Graf von Solms-Rödelheim 1802 die im Solmsischen gelegenen Abteien Altenberg und Arensburg mit 50,000 Fl. Einkünften; und der Fürst von Braunfels erhielt eine Virilstimme auf dem Reichstage. Im J. 1806 aber verloren beide fürstliche Linien und Laubach ihre Reichsunmittelbarkeit. Die Grafschaft hat guten Getreidebau, vortreffliche Viehzucht, und vorzüglich viel Eisen. Auch wird Leinwand aus inländisch gebautem Flachse ausgeführt. 1804 kam durch einen Familienvergleich Arensburg an den Fürsten von Solms-Braunfels, Altenberg aber an die gräfliche Linie. Die Fürsten und

Grafen zu Solms gehörten sonst zum wetterauischen Grafencollegium und hatten darin, wie auch auf den Kreistagen, vier Stimmen. Jetzt stehen ihre Länder aber theils unter großherzoglich-hessendarmstädtischer, theils unter königlich preußischer und herzoglich nassauischer Oberherrschaft. Das ursprüngliche Stammhaus Solms, eine alte verfallne Burg, liegt unweit Braunfels an dem Wasser Solms. Die Herrschaft Groß-Leipe liegt in Schlesien; die Herrschaft Sonnewalde und die Herrschaft Baruth liegen im preuß. Herzogthume Sachsen; die Herrsch. Wildenfels liegt im k. sächs. Erzgebirge.

Solo, in der Musik, heißt ein Tonstück, oder Satz desselben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein (d. i. ohne alle Begleitung) oder vor allen übrigen Stimmen hervortretend (als Hauptstimme) hören läßt. So hat man Violinsolo's, Claviersolo's ꝛc., d. i. Tonstücke für eine Violine, für das Clavier; aber man nennt auch Violinsolo einen Satz, in welchem die Violinstimme vor allen andern Stimmen hervortritt. Dann zeigt Solo auch in einer von mehreren Instrumenten oder Singstimmen besetzten Partie eine Stelle an, die nur von einem dieselbe Partie spielenden Instrumente ausgeführt werden soll. Dagegen zeigt Tutti (Alle) an, daß wieder alle Stimmen oder Instrumente einer Partie zusammenspielen oder singen sollen. Soli in der Mehrzahl zeigt an, daß zwei oder mehrere Instrumente oder Stimmen hervortreten (vergl. d. Art. Obligat). Der Vortrag des Solo's, besonders im ersten Sinne, ist freier, und namentlich in Hinsicht des Tactes nie so streng, als des Tutti's; doch muß der Solospieler nicht den Tact willkürlich vernachläßigen. Er bedarf aber auch, wo nicht die bloße Uebung beabsichtigt wird, einer größern Freiheit, Leichtigkeit, und Herrschaft über sein Spiel oder seinen Gesang, um nicht bloß regelrecht das Vorgeschriebene zu leisten, sondern das Gegebene durch Gefühl und Erfindung zu beseelen. Viele Concertspieler haben sich ihre Solostimmen selbst gesetzt, und die Begleitung von andern dazuschreiben lassen, wobei meistens die Composition verloren, der Spieler aber gewonnen hat. T.

Solon, einer der (sogenannten sieben) griechischen Weisen, und der berühmte Gesetzgeber der Athenienser, lebte im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. Er stammte von den alten Königen von Athen und vom Codrus ab, weil er aber dürftig war, so widmete er sich in frühern Jahren der Handlung, um sich Vermögen zu erwerben. Er besaß viel dichterisches Talent und hatte sich auf seinen Reisen große Kenntnisse erworben. Dabei war er von sanften einnehmenden Sitten, ein Freund anständiger Vergnügungen, nicht gleichgültig gegen den Reichthum, aber ohne Habsucht. In Athen von Allen geachtet, verschaffte er sich bald wichtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Er war vorzüglich Ursache, daß die Einwohner von Cirrha wegen eines an dem Tempel zu Delphi begangenen Frevels gestraft; daß diejenigen, welche die Anhänger des Cylon (der sich der Oberherrschaft über Athen hatte bemächtigen wollen), gegen ihr gegebenes Wort an heiliger Stätte umgebracht hatten, vor Gericht gezogen und verurtheilt wurden, und man den Epimenides aus Creta holte, um die Stadt zu entsühnen, und die verwilderten Gemüther der Athener durch religiöse Eindrücke sanfter zu machen. Plutarch sagt, daß Solon sich dieses Mannes zur Verbreitung seiner Gesetzgebung bedient habe. Einen Beweis seiner Vaterlandsliebe gab er, als er sogar mit Gefahr seines Lebens die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bereden

wagte. Dieses war von den Megarensern erobert worden, und alle Versuche der Athenienser, es wieder einzunehmen, waren unglücklich ausgefallen. Deßhalb hatten sie bei Todesstrafe verboten, keiner solle einen solchen Versuch wieder in Vorschlag bringen. Solon, dessen Vaterlandsinn hiedurch gekränkt war, verfaßte eine Elegie, die in den stärksten Ausdrücken den Atheniensern ihre Feigheit vorwarf, stellte sich wahnsinnig und las nun jenes Gedicht mit der größten Heftigkeit vor dem versammelten Volke ab. Der Eindruck, den es machte, wurde durch Zureden des Pisistratus, der sich unter den Haufen mischte, befördert, ein neuer Krieg ward beschlossen, und dem Solon und Pisistratus die Leitung desselben anvertraut. Durch Beider Klugheit und Tapferkeit ward Salamis wieder erobert, und dem atheniensischen Gebiete einverleibt. Jetzt wäre es dem Solon ein Leichtes gewesen, sich zum Oberherrn von Athen zu machen; aber alle Anerbietungen und Auffoderungen dazu schlug er standhaft und edelmüthig aus, fest überzeugt, daß die Beglückung seiner Mitbürger und die Erschaffung einer neuen heilsamen Regierungsform ihm größern und dauerhaftern Ruhm bringen würde. Dracons strenge blutige Gesetze hatten dem innern unglücklichen Zustande des Staats nicht abhelfen können. Athen war in mehrere Parteien getheilt, wovon die eine die andre zu unterdrücken und zu vernichten strebte. Das gemeine Volk war den Reichen und Vornehmen fast ganz unterthan, und wurde von denselben aufs grausamste gemißhandelt. Die Reichen zwangen die Armen, ihre Schuldner, entweder als Leibeigene ihre Felder zu bauen, oder ihre eigenen Kinder zu verkaufen, oder sich ihnen selbst als Sklaven zu übergeben, weßhalb viele Bürger ihr Vaterland verließen. Sie plünderten sogar den öffentlichen Schatz und die Tempel. Alles wünschte eine bessere Verfassung, und die Reichen selbst sahen die Nothwendigkeit davon ein. Man übertrug deßhalb dem Solon, welchen alle Parteien verehrten und liebten, im 3ten Jahre der 86sten Olympiade (etwas weniger als 600 Jahre vor Chr. Geb.) das Amt eines Archonten, und bevollmächtigte ihn zum Gesetzgeber. Solon hob nunmehr die meisten der grausamen Gesetze des Draco auf, vernichtete entweder die Schulden ganz, oder verminderte sie so, daß sie dem Schuldner nicht mehr beschwerlich seyn konnten. Obgleich nun anfangs Reiche und Arme hiemit unzufrieden waren, da die letztern eine gleiche Austheilung der Ländereien gewünscht hatten, so sahe man doch bald die Nothwendigkeit und Weisheit jener Maßregel ein. Zugleich verbot er auf ewige Zeiten, daß Jemand sich selbst oder seine Kinder Schulden halber als Sklave seinem Gläubiger übergeben sollte. Als Grundlage der Staatsverfassung bestimmte er, daß das gesammte Volk die höchste Gewalt, und allein die Macht haben sollte, in seinen Versammlungen Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse zu machen und aufzuheben, Magistratspersonen zu wählen und abzusetzen, Gesetze abzuschaffen und einzuführen. Die Gerichtsbarkeit vertheilte er unter das Volk und die schon bestehenden Tribunäle. Oeffentliche Verbrechen gehörten vor den Areopag und die übrigen Gerichte; Privatstreitigkeiten übergab er einigen neuen Tribunälen, die aus dem ganzen Volke durchs Loos besetzt wurden. Er theilte die Bürger in vier Classen ein. Drei davon wurden nach der Verschiedenheit der Größe ihres Vermögens bestimmt; die vierte Classe begriff diejenigen, welche gar kein Vermögen hatten, und diese waren von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, jedoch wurden sie zu den allgemeinen Volksversammlungen zugelassen. Dadurch bewirkte

n, daß die Geringern immer in Thätigkeit und Fleiß erhalten wurden, um einst das zu genießen, wovon sie jetzt ausgeschlossen waren, und daß die Staatsämter immer von gebildeten, einsichtsvollen und angesehenen Personen verwaltet wurden. Dadurch, daß die Magistratspersonen nicht durchs Loos, sondern durch die Stimmen gewählt wurden, sicherte er gleichfalls dem vornehmen und gebildeten Theil des Volks seinen Einfluß auf die Wahlen. Mit den Aemtern verband er bloß Ehre, aber keine Einkünfte; wodurch der Habsucht Schranken gesetzt und Unwürdige abgehalten wurden, nach Staatsämtern zu trachten. Um die Geschäftigkeit der Armen noch mehr anzuspornen, trug er dem Areopagus auf, jeden Müßiggänger zu strafen, und sprach die Söhne von der Verpflichtung frei, ihre Aeltern zu ernähren, wenn diese sie kein nützliches Geschäft hatten lernen lassen. Das größte Gegengewicht gegen die Gewalt des Volks legte Solon in die Hände des Areopagus und des hohen Raths, den er zuerst einsetzte. Denn der erstere richtete nicht nur über Leben und Tod, sondern führte auch die strengste Aufsicht über Sitten und Lebensart aller Bürger, und über die Beobachtung aller Gesetze. In den Zeiten der Noth übten sie auch wahrscheinlich die ganze Gewalt aus, gleich den römischen Dictatoren. Noch mehr Macht bekam der neue Senat der Vierhundert, welchem Solon den größten Theil der Vorrechte der bisherigen Archonten übertrug. Auf die Befestigung der Staatsverfassung zweckte auch die Einrichtung Solons ab, daß kein einem vorhandenen Gesetze zuwider laufender Beschluß Gültigkeit haben, und daß, wer ein Gesetz abschaffte, auch an dessen Stelle ein neues vorschlagen sollte. Um zu verhindern, daß nicht der arme und dürftige Pöbel sich zu sehr vermehren möchte, erschwerte er den Fremden die Erwerbung des athenienſischen Bürgerrechts. Verschwendern und ausschweifenden oder sonst unsittlichen Bürgern untersagte er, vor dem Volke öffentlich zu reden, und schloß sie dadurch von allen Staatswürden aus. Bestechungen wurden sowohl an den Gebern als an den Nehmern mit dem Tode oder mit zehnfachem Ersatz oder mit Ehrlosigkeit bestraft. Ehebrecher, Verführer einer freien Person und Kuppler wurden gleichfalls am Leben gestraft, und eine ehebrecherische Frau mußte von ihrem Manne verstoßen werden, und durfte bei keinem öffentlichen Feste erscheinen. Die Stunden des öffentlichen Jugendunterrichts wurden auf das genaueste bestimmt, und fremden erwachsenen Personen durchaus aller Zutritt zu dem Gymnasium versagt. Die Bildung der Knaben, Jünglinge und Männer war durch eigene Gesetze vorgeschrieben, und besondre Magistratspersonen mußten über das Betragen der Lehrer und Schüler wachen. Wer zu arm war, seine Kinder in ein Gymnasium zu schicken, mußte sie den Ackerbau oder ein Handwerk lernen lassen. Die Religion ließ Solon unverändert, außer daß er dem Areopagus in dieser Hinsicht die höchste richterliche Gewalt übertrug, und mehrere Tempel, z. B. der Venus Pandemos (zu deren Priesterinnen er öffentliche Weibspersonen bestellte) erbaute. Als Solon seine Gesetze gegeben hatte, (s. Sam. Petiti leges Atticae Par. 1635. fol. und über die Gesetzgebung Solons und Lykurgs in Schillers Thalia J. 1790. 11 St.) suchte er um die Erlaubniß an, sich auf zehn Jahre von Athen zu entfernen, und verpflichtete die Athenienser durch einen Eid, in dieser Zeit nichts an seinen Gesetzen zu ändern. Er besuchte mehrere Länder, Aegypten, Creta, Cypern, Lydien, Milet (wo er sich mit dem Thales unterredete) und mehrere Städte des eigentlichen Griechenlands. Damals

gab er auch dem Crösus, Könige von Lydien, die Belehrung, die diesem in der Folge das Leben rettete (s. Crösus). Nach zehn Jahren kehrte er nach Athen zurück, allein der alte Parteihaß war wieder ausgebrochen, und hatte den Staat aufs neue zerrüttet. Er wurde mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen, und alle Parteien legten ihm ihre Sache zur Entscheidung vor. Unter den Anführern zeichnete sich besonders Pisistratus, der an der Spitze der Volkspartei stand, aus. Er ward von Solon geschätzt und geliebt, fand aber auch bald an ihm einen Gegner, als er seine Absicht, sich zum Oberhaupte des Staats zu machen, merken ließ. Solon verließ jetzt Athen auf immer. Diesen Zeitpunkt überlebte er nicht lange; wann aber, und wo er gestorben, ist zweifelhaft. Nach der gewöhnlichen Meinung starb er im 80sten Jahre seines Alters, im zweiten Jahre der 55sten Olympiade. Von seinen Gedichten und übrigen Schriften ist uns nichts übrig geblieben (Fragmente befinden sich in dem Werke von Glandorf und Fortlage; Gnomicorum poetarum opera, Lips. 1770. P. II.). Die Briefe an den Pisistratos und einige der sieben Weisen sind untergeschoben.

Solothurn (französisch Soleure), ein Canton der Schweiz, welcher gegen Westen an Frankreich, gegen Norden an den Canton Basel, gegen Osten an den Canton Aargau, und gegen Süden an den Canton Bern stößt, und (mit Ausnahme einer Amtei) ganz catholisch ist. Er ist mit Freiburg 1481 zugleich in den Bund getreten. Sein Flächeninhalt beträgt 13 Quadratmeilen, und die Volksmenge 48,000 Seelen. Das Land wird zwar von einigen hohen und rauhen Ketten des Juragebirges, davon der höchste Gipfel die Hasenmatte heißt, durchschnitten, der größere Theil streckt sich aber an den Ufern der Aar, und hat einen fruchtbaren sehr gut angebauten Boden. Auch die Berge werden theils zur ansehnlichen Viehzucht, theils zum Ackerbau benutzt, und Solothurn ist der einzige helvetische Canton, welcher bei seiner großen Bevölkerung nicht nur hinreichendes Getreide hat, sondern noch eine beträchtliche Menge davon ausführen kann. Ansehnlich sind auch der Obst- und Flachsbau, minder bedeutend der Weinbau. Flachs und Baumwolle wird viel, allein meist für auswärtige Manufacturen gesponnen; die Eisenbergwerke sind ansehnlich. Es wird auch Glas und Steingut verfertigt. Desgleichen wird viel Kirschengeist ausgeführt. Die Einwohner leben größtentheils von den Erzeugnissen ihres Bodens; doch beschäftigt auch der Handel viele derselben. Die Verfassung kennt keine Vorrechte, doch gewährt sie den Bürgern der Hauptstadt ansehnliche Vortheile, indem sie die Besetzung von zwei Drittheilen des großen aus 101 Mitgliedern bestehenden Rathes, der die gesetzgebende Macht hat, ihnen überläßt. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und die Einleitung der Geschäfte ist einem kleinen Rathe von 21, und die letzte Entscheidung in Rechtsstreitigkeiten einem Appellationsgerichte von 13 Mitgliedern anvertraut; beide, so wie das Cantonsgericht (für geringere Vergehen) werden aus dem Mittel des großen Rathes besetzt. Die Staatseinkünfte betragen jährlich ungefähr 150,000 Franken. Zur Bundesarmee stellt der Canton 904 Mann, und der Geldbeitrag ist auf 18,097 Franken festgesetzt. Die Hauptstadt Solothurn, liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz, wo mehr Wiesen als Felder und mehr Hügel als Ebenen, und viele Obstbäume, große Waldungen und überall hübsche Landhäuser sich befinden. Das nahe Juragebirge giebt der Gegend im-

allgemeinen den Alpencharakter. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aar gebaut, welche sie in zwei ungleiche durch zwei hölzerne Brücken wieder verbundene Theile trennt. Man zählt 550 Häuser und 4000 Einwohner. Wälle mit angenehmen Spaziergängen umgeben die Stadt, deren Straßen zwar weder eben noch gerade, aber ziemlich breit, reinlich und durch mehrere ansehnliche Gebäude und viele schöne Brunnen geziert sind. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: die Stiftskirche des heiligen Ursus mit einem 190 Fuß hohen Thurme, einer schönen Vorderseite und einem schönen Choraltare; die Jesuitenkirche; das Zeughaus mit vielen Harnischen und eroberten Fahnen; die ehemalige Residenz des französischen Gesandten (jetzt eine Kaserne) und das Theater. Man findet hier ein Lyceum und Gymnasium, eine Stadtbibliothek von 8000 Bänden, ein Waisenhaus, eine große Kattundruckerei, eine Kattun-, Leder-, Tabak- und Holzsäurefabrik, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien und verschiedene geschickte Künstler. Die starke Waarendurchfuhr zu Land und Wasser macht die Stadt lebhaft. Zu der eine halbe Stunde entfernten Einsiedelei der heiligen Verona führt ein anmuthiger Weg an der Seite eines Baches, zwischen Felsen hindurch; auf der Anhöhe, westlich vom Eingange, bietet sich beim Denkmale des Schultheißen von Wenge eine schöne Aussicht dar; entfernter liegt gegen Morgen das Landhaus Waldeck mit angenehmen Anlagen. Beliebt sind auch die Spaziergänge in die Bäder Attisholz und Ammanlak.

Solözismus, Fehler gegen die Richtigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, sogenannt von Soli, einer Stadt des östlichen Ciliciens in Kleinasien, deren Einwohner durch den fehlerhaften Gebrauch der attischen Sprache jene Benennung veranlaßten, mit welcher die Römer späterhin sogar das fehlerhafte Geberdenspiel auf der Bühne zu bezeichnen pflegten. Die Alten unterschieden Solözismen und Barbarismen, und verstanden unter den letztern das Fehlerhafte im Gebrauche einzelner Wörter, unter den erstern aber jeden Verstoß gegen die Syntax (s. Quinctilians Anweis. zur Redek. B. 1. Cap. 5). Neuere Sprachlehrer haben jene Kunstausdrücke beibehalten, jedoch mit veränderter Bedeutung, indem sie mit dem Namen Barbarismus die Fehler gegen Sprachreinheit, mit dem des Solözismus aber die gegen Sprachrichtigkeit bezeichnen. Allein auch so noch laufen die Gränzen beider oft in einander, und Manches ist Solözismus und Barbarismus zugleich. Es bildet und entwickelt sich nämlich jede Sprache im Laufe der Zeit bis zu einem gewissen Grade, mit langsamerem Fortschreiten, so lange sie nur noch im Munde des Volks lebt; raschern Ganges, wenn sie Schriftsprache geworden. Sie kann an äußerer Schönheit, an Fülle und Wohlklang verlieren, aber sie wird, so lange das Volk, dem sie angehört, im geistigen Fortschreiten begriffen ist, jenen Verlust durch Reichthum, Bestimmtheit und Regelmäßigkeit ersetzen. Die besseren Schriftsteller werden Muster, und die Sprachlehre, den Geist der Sprache und den Gebrauch ihrer Classiker beachtend, führt das Einzelne, in der Erfahrung Gegebene auf allgemeine Regeln zurück und macht wieder gut, was bei Entwickelung und Bildung der Sprachformen im Verlaufe einer unmündigen Zeit der blindlings waltende Zufall verbrach. Alles, was gegen jene Regeln in Form, Biegung und Verbindung der Wörter verstößt, habe es nun seinen Grund in dem absichtlichen Gebrauch veralteter Formen (Archaismen),

fremder sprachwidriger Wortverbindungen (Barbarismen im engern Sinne) oder in der grammatischen Unkunde des Schreibenden und Sprechenden, heißt Solözismus. Wahr ist es indessen, daß in einer lebenden Sprache, die, wie die deutsche, durch keine Akademie in ihren Bildungen gebunden ist, sondern sich frei entfaltet nach dem Gesetz der Analogie, das Beispiel einiger Musterschriftsteller zur Bestimmung dessen, was auszuscheiden ist, nicht hinreicht, und daß Vieles, was früher von strengern Sprachlehrern als Solözismus verdammt wurde, von neueren, die den freien, geschmeidigen Geist unserer Sprache erkannten, mit Recht wieder aufgenommen worden. Nur darf dabey der Grammatik, wie wohl oft geschieht, nicht absichtlich Hohn gesprochen werden; es diene denn das Fehlerhafte den Absichten des Schreibenden, wie oft in dem niedrig-komischen Styl. So heißt es von dem Nachtwächter im wandsbecker Boten: „Und nun was das sein Methodus: Er thät das Horn auf's Maul und bluß, und dann pflegt' er zu sagen: Das Klock hat zehn geschlagen" rc., welche Stelle zugleich nicht nur Beispiele für den Solözismus überhaupt, sondern auch in den veralteten und fremdartigen Ausdrücken, was für war, bluß, thät und Methodus, Beispiele für solche Solözismen enthält, welche zugleich als Barbarismen im Allgemeinen verwerflich sind, und nur unter gewissen Bedingungen entschuldigt werden können. K.F.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Solution, Auflösung, s. d. Art.

Somasker heißen die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker von St. Majol zur Pflege der Armen und Erziehung der Waisen nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somaska im Mailändischen. Sie waren von 1546 bis 1555 mit den Theatinern vereinigt und wurden erst 1568 vom Papste als geistlicher Orden nach Augustins Regel anerkannt. Außer Italien, wo sie sich durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemeinnützig machten, haben sie sich nie verbreitet und überhaupt nur im Stillen gewirkt. Noch jetzt unterhalten sie Schulen in Rom und Pavia.

Somerville (William), ein sehr ausgezeichneter englischer Dichter, der Sohn von Robert Somerville, geboren 1692 zu Edston in Warwickshire. Er wurde auf der Schule zu Winchester erzogen, und studirte hernach zu Oxford. Hier machte er sich mit der classischen Literatur bekannt, und bildete sein dichterisches Talent aus. Seine Ode an den Herzog von Marlborough über dessen Entlassung von seinem Posten, welche Somerville schon zu dieser Zeit dichtete, zeigt nicht bloß von großer Fertigkeit in der Versification, sondern auch von einem gebildeten Geschmack. Er war ein Anhänger der Whigpartei, welches er durch die Lobeserhebungen von Addison, Stanhope und Marlborough zeigt. Somerville hatte von seinem Vater ein bedeutendes Gut geerbt, wovon er lebte, und beschäftigte sich besonders mit der Jagd und den Wissenschaften. Er war höflich, gastfrei, ein Freund von Gesellschaften und um die Haushaltung wenig bekümmert. Diese Lebensart brachte ihn in Geldverlegenheiten, wodurch er in einen Zustand gerieth, der sein Leben verkürzte. Er starb 1742. Als Dichter ist Somerville vorzüglich durch sein Gedicht „die Jagd" in reimlosen Versen, bekannt, welches unter den beschreibenden und didaktischen Gedichten einen hohen Rang behauptet. Der Verfasser war mit seinem Gegenstande auf das genaueste bekannt und ein leidenschaftlicher Liebhaber desselben; daher

die Lebhaftigkeit, die Begeisterung und die Richtigkeit seiner Gemälde, die man selten in Gedichten dieser Art in so hohem Grade vereint findet. Seine Sprache ist frei und kräftig, und sein Versbau zeugt von einem sehr geübten und feinen Gehör. Ein anderes Gedicht, mit jenem in Hinsicht des Gegenstandes verwandt, unter dem Titel: Field Sports (Feldjagd) beschreibt bloß die Falkenjagd. Sein Gedicht: Hobbinal or rural Games, ist von der heroisch komischen Art, und das Burleske ist ziemlich glücklich darein verwebt. Seine übrigen komischen und ernsthaften Gedichte verdienen weniger, obgleich sie in die Sammlung der englischen Dichter aufgenommen sind, bemerkt zu werden. Auch hat man unter dem Titel: Poems by William Somerville, Lond. 1728, eine sehr gute Ausgabe seiner gesammelten dichterischen Werke.

Sommer. In der gewöhnlichen Umgangssprache verstehen wir unter Sommer überhaupt die mildere Jahreszeit, etwa vom April bis October. Der astronomische Sommer fällt zwar auch in diese Zeit, zwischen Frühling und Herbst, hat aber seine bestimmtern Gränzen. Er nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne ihren höchsten Stand gegen Norden erreicht hat, also um den 21sten Junius, und endigt sich, wenn sie zum zweiten Male im Jahre den Aequator berührt, um den 23sten September. Unser Sommer fällt in die Sonnenferne (s. Sonnennähe und Ferne), d. h. in die Zeit, wo dieses Gestirn am weitesten von uns entfernt ist, und daher auch sich am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im Sommer merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der Sommer der nördlichen Halbkugel 93½ Tag, also einige Tage länger dauert als der Winter, folglich auch als der Sommer der südlichen Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im Sommer, wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung auf die Erde fallen, und weil die Sonne im Sommer viel früher auf- und viel später untergeht, also einen weit größern Bogen am Himmel beschreibt, als im Winter. In dem Augenblick des Sommer-Sonnenstillstands, oder wenn die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn den Wendepunkt des Krebses berührt, also am höchsten steht, und am längsten über dem Horizont bleibt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im August Statt findet, und zwar auf der ganzen nördlichen Halbkugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund davon liegt darin, daß die Sonne jetzt schon länger gewirkt hat, und innerhalb des Polarkreises bis etwa 10 oder 12 Grade vom Pole endlich das Eis gebrochen und die Witterung etwas milder geworden ist; daher die Luft aus jenen nördlichen und aus den östlichen Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. — Der Sommer ist überall, wo Vegetabilien gedeihen, die Jahreszeit der Entwickelung und Ausbildung derselben und ihrer Früchte. Seine wohlthätige Wärme bringt in der ganzen organischen Schöpfung Leben, Wonne und Wohlseyn hervor.

Sommer (fliegender), Sommerfäden, Mariengarn, Alter-Weiber-Sommer, nennt man die feinen weißen Seidenfäden, die in warmen heitern Herbsttagen alle Wiesen, Triften, Felder und Plätze überziehen und vornehmlich auf den Stoppelfeldern sichtbar sind, auch häufig in langen, dicken, fadenähnlichen Klumpen sich in die Luft erheben und an hervorragenden Gegenständen anhängen. Diese Fäden

sind das Gespinnst einer Spinne, die sich im Herbst in unglaublicher Menge erzeugt. Diese ist von der Größe eines mittelmäßigen Stecknadelknopfes, hat einen länglichen Kopf und einen eirunden Hinterleib, und nährt sich unstreitig von ganz kleinen Insecten. Den Winter über scheint sie in Erstarrung in der Erde zuzubringen, denn man findet sie im Frühjahr auch, nur in ungleich geringerer Anzahl.

Sommerflecke (Sommersprossen, ephelis), sind gelbliche und bräunliche Flecken von der Größe eines Nadelkopfes bis zu der einer Linse, die vorzüglich an solchen Stellen erscheinen, die von Kleidern nicht bedeckt der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Darum glaubt man auch, daß diese die genannten Flecke hervorbringen, und erklärt sich ihre Entstehung folgendermaßen: Im Frühling ist die Haut theils der wärmern Winterbekleidung, theils anderer Ursachen wegen, reizbarer; nun erscheinen die Sonnenstrahlen und es bilden sich hie und da Schweißtröpfchen, die nicht so schnell wie im Sommer zusammenfließen; durch diese Tropfen aber wird der Strahl wie durch ein convexes Glas in einen Focus vereinigt, dieser trifft auf das rete Malpighi und verursacht, daß hier der Kohlenstoff halb gesäuert wird; halbgesäuerter Kohlenstoff aber hat überall eine dunkle Farbe. Auf ähnliche Weise entsteht auch die allgemeine dunklere Färbung der Haut im Sommer (ephelis umbrosa von Frank genannt) und vom Feuer bei solchen, die in der Nähe desselben arbeiten; der letztre Fehler wird von Frank eph. spuria genannt. Schaden für die Gesundheit bringen diese Fehler nicht; nur daß sich unsre Damen dadurch entstellt glauben, ist ihr Nachtheil und der Grund, warum man sie durch Abhaltung der Sonnenstrahlen von dem Gesichte zu verhüten sucht. Um sie zu entfernen, soll man die Haut zuerst durch Waschen mit Molken, milder Seife, Rahm, zu erweichen suchen, und dann durch Einreiben von aromatischem Wasser mit Essig, oder Salmiak, Linimenten, Kampferessig, die Hautgefäße reizen, damit sie das stockende auffaugen. B. P.

Sömmering, s. Semmering.

Sommerpunkt ist derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Jahresumlauf die größte Abweichung gegen Norden erreicht hat. Dies ist der Anfang des astronomischen Sommers der nördl. Hemisphäre. Sonst fiel dieser Punkt in das Sternbild des Krebses, daher der nördliche Wendepunkt auch den Namen erhielt; jetzt ist an die Stelle das Zeichen der Zwillinge gerückt. Darauf wird indeß im gewöhnlichen Ausdrucke keine Rücksicht genommen. Durch den Sommerpunkt geht der Wendekreis des Krebses. Vom Frühlingspunkt ist der Sommerpunkt um 90 Grad entfernt; daher auch seine gerade Aufsteigung 90 Grad oder 3 Zeichen beträgt. Seine Abweichung ist nördlich und der Schiefe der Ekliptik gleich.

Sommerzeichen. Mit diesem Namen belegt man diejenigen Zeichen der Ekliptik (s. d. Art.), durch welche die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn, während des astronomischen Sommers, ehemals fortrückte; ohne die Veränderung zu berücksichtigen, welche darin durch das Vorrücken der Nachtgleichen (s. d. Art.) vorgegangen ist. Man rechnet daher für die nördliche Hemisphäre noch immer den Krebs, Löwen und die Jungfrau; für die südliche aber den Steinbock, Wassermann und die Fische, zu den Sommerzeichen.

Somnambulismus (Schlafwandeln, auch Traumwandeln,

Schlafwachen, Traumwachen), ist die Bezeichnung eines Zustandes, der freilich nicht in dem Wandeln und Gehen allein besteht; da aber in diesem Zustande das Gehen ganz vorzüglich auffällt, so ist von diesem der Name hergenommen. Eigentlich aber macht in dem somnambulischen Zustande das Bewußtseyn die Hauptsache aus. Dies scheint im natürlichen Schlafe ganz aufgehoben, weil es sich weder durch Empfindung noch willkürliche Bewegung äußert. — Dem Schlafe ähnlich verhalten sich manche Krankheiten, in denen wir auch das Bewußtseyn erloschen sehen, als soporöse, apoplectische, cataleptische, epileptische und viele andre Zufälle. — Beobachten wir nun aber, daß in einem solchen eigentlich unbewußten Zustande und während derselbe fortdauert, das Bewußtseyn im Innern erwacht, wenigstens Handlungen vollzogen und Empfindungen geäußert werden, die dies schließen lassen, so bekommt ein solcher Zustand den Namen des Somnambulismus. In demselben wird die Seele sich natürlich auf eine andre Weise äußern, als in dem gewöhnlichen Wachen. Man kann 3 Arten unterscheiden, auf welche sich der Somnambulismus äußert; erstens den gemeinen, bei übrigens gesunden Personen; zweitens den krankhaften, von selbst mit einer äußerlich sichtbaren Krankheit entstandenen, welche mit ihm in Verbindung steht; drittens den kritischen, von äußerer Einwirkung erregten. — Schon seit den ältesten Zeiten ist aber ein solcher Zustand in dem anscheinend natürlichen Schlafe, der dann höchstens etwas tiefer, fester, als gewöhnlich war, unter der Bezeichnung der Mondsucht beobachtet worden. Vorzüglich bei hellem Scheine des Vollmondes verlassen manche Individuen mit fest geschlossenen Augen ihr Lager, wandeln im Zimmer herum, ohne sich an etwas zu stoßen, vollziehen manches Geschäft, was im wachenden Zustande ihnen oblag u. s. w. Man hat Bediente gesehen, die aufstanden, ein Licht ergriffen, die Treppe herabstiegen, als ob sie Jemand vorleuchteten, und an der Hausthüre ein tiefes Compliment zum Abschiede machten; andere putzten Löffel, brachten die Mobilien in Ordnung, wenn sie durch ein Gastgebot derangirt worden waren; Gelehrte standen auf, gingen an ihr Pult, und schrieben das was sie im Wachen beschäftigt hatte, bei weitem genügender nieder, als es sonst würde geschehen seyn, machten bessere Verse als sonst u. s. w. An einen solchen Zustand schließt sich der Traum sehr nahe wenigstens an, wenn sich auch die gerade Identität des Zustandes nicht beweisen läßt; es ist ein Traum, der in Handlung übergeht; indem er dies aber thut, verändert er nothwendig seine Natur. — Einige Somnambulen dieser Art scheinen eine vorzügliche Sehnsucht nach dem Monde zu haben; sie suchen deßwegen sich diesem so sehr als möglich zu nähern, erklettern die höchsten Gegenstände, die Dächer u. s. w., selbst solche, die sie im wachenden Zustande nur mit großer Schwierigkeit ersteigen würden; alle aber kehren, nachdem sie ihre Promenade gemacht haben, in ihr Bette wieder zurück und schlafen fort. Aus dem somnambulen Zustande sind sie durch Zurufen ihres Namens zu erwecken, aber auch dann, so wie wenn sie aus ihrem natürlichen Schlafe erwachen, erinnern sie sich an nichts von alle dem, was sie vornahmen; einige wenige nur erzählen von Träumen, die sie die Nacht hatten, und die das enthielten, was sie wirklich verrichteten. Mit Recht wird die Vorschrift gegeben, keinen Nachtwandler, wenn er sich an gefährlichen Orten befindet, durch Zurufen seines Namens zu erwecken, sondern damit zu warten, bis er wieder herabgestiegen. Dies ist der Krankheitszustand, der von Sauvage mit dem Namen

Somnambulismus vulgaris belegt wird, und mit dem eben keine andern Krankheitssymptome sich verbinden. Die Anfälle werden veranlaßt durch Trunkenheit, reichliche Speise, vorzüglich blähende und harte, schwerverdauliche, durch zu schwere Decke, durch die Lage auf dem Rücken mit niedriger Lage des Kopfes, durch Studiren nach dem Abendessen, so wie dadurch, daß der Kranke mit vollem Magen zu Bette geht, die Krankheit selbst aber scheint bisweilen angeboren, ja sogar erblich zu seyn. — Mit Arzneimitteln hat man wenig ausgerichtet, die Electricität nur soll etwas genutzt haben. Die andre Art von Somnambulism ist immer als Krankheit anzusehen und mit andern krankhaften Symptomen des Nervensystems vorzüglich verbunden; bald befinden sich die Kranken in einem soporösen Schlafe, aus dem sie zu erwachen scheinen, bald beginnen die Paroxismen mit den heftigsten Krämpfen, die nicht selten die Form von jeder Art Convulsionen annehmen, bald sind es offenbare cataleptische Anfälle, in denen der Somnambulism vorkommt. Ja es ist selbst eine Krankheit des Nervensystems oder der Sensibilität als Bedingung dieses Somnambulism nothwendig, der deßhalb immer erst nach längern Leiden dieses Systems eintritt. Insbesondere scheinen unangenehme Affecten zu seiner Entstehung beizutragen. Endlich aber ist zu vermuthen, daß auch die Entwickelung der Geschlechtsfunctionen ihn begünstige; sehen wir ja doch, daß andre Entwickelungsperioden vorzüglich oft durch Leiden des Nervensystems ausgezeichnet sind, und der Schreiber dieses beobachtete ihn selbst in zwei Fällen an Knaben, die sich dieser Periode näherten. — Nachdem nun eine kürzere oder längere Zeit diese oder jene Beschwerden vorausgegangen, immer aber der Kranke sich in einem anscheinend unbewußten Zustande befunden hat, erscheinen Zeichen von Bewußtseyn, der Kranke erhält Sinneseindrücke, bald auf dem gewöhnlichen Wege, und es sind dann die Augen offen und er sieht und hört wie Andre, bald aber auch auf verändertem Wege, und es sind dann die Augen geschlossen, die Finger- und Zehenspitzen sind Organe des Sehens geworden; endlich scheint die Psyche gar keiner Organe zu bedürfen, und sie erhält Eindrücke von außen, ohne daß man ein Medium entdecken kann; dann kommt aber nicht alles zum Bewußtseyn des Kranken, was ihn umgibt, sondern nur das, was in irgend einer besondern, jedoch noch nicht gehörig bestimmten Beziehung zu ihm steht. Nun erhält er aber auch Eindrücke, die der Gesunde nicht hat, und die sich vorzüglich auf seinen eignen Zustand beziehen, dessen Ursachen der Kranke anzugeben weiß, so wie er auch die Dauer der Zufälle, die Zeit der Rückkehr derselben, das, was in ihnen sich zutragen wird, vorher verkündigt und die Heilmittel gegen die Krankheit selbst bestimmt. Man hat wohl auch von Divinationen gesprochen, die sich mehr auf das Aeußere des Kranken beziehen, indessen ist dies noch nicht außer allen Zweifel gesetzt. — Die Sprache fehlt den Kranken bisweilen ganz, und sie deuten dann das, was sie sagen wollen, durch Zeichen sehr bestimmt und deutlich an, oder schreiben es auch wohl auf. Haben aber die Kranken die Sprache behalten, so ist sie doch immer, sowohl was den Ton als auch den geistigen Ausdruck angeht, sehr verändert; gewöhnlich ist sie höher, lebhafter, schneller, geistreicher, gewandter, oft auch scherzhafter als in dem gesunden Zustande. Manche Buchstaben können die Kranken bisweilen nicht aussprechen, verwechseln auch wohl die Bezeichnungen der Wörter. — Der Kranke befindet sich gewöhnlich in einer Heiterkeit, die sich durch die Gesichtszüge sowohl, als

auch durch die Sprache und jede Bewegung ausspricht; nicht selten sucht er sich und die Umstehenden zu belustigen, und neckt bald diesen, bald jenen. Aber auch Ab- und Zuneigung zu einzelnen Individuen äußert sich sehr bestimmt; die leztre erhält ihn in seinem behaglichen Zustande, die erstere stürzt ihn in Nacht und in Krämpfe zurück, die überhaupt nicht selten, gewöhnlich von dem Kranken vorher verkündigt, den lichtvollen und heitern Zustand unterbrechen. — Die Muskelbewegung ist gewöhnlich so gestört, daß der Kranke das Bette nicht verlassen kann, aber in demselben bewegt er sich frei, wenn er keine Convulsionen hat. — Unter solchen abwechselnden Scenen dauert der Paroxysmus eine längere oder kürzere Zeit, mehrere Stunden aber fast immer, und nun kömmt er denn endlich in seinen gewöhnlichen wachenden Zustand wieder zurück, und kann sich alsdann gewöhnlich von alle dem, was er in dem Paroxysmus vornahm, sagte, erfuhr, entweder gar nichts erinnern, oder es ist die Erinnerung sehr dunkel und wie aus einem Traume; aber in dem folgenden Anfalle erinnert er sich an das Alles sehr bestimmt und deutlich, was in den frühern Anfällen geschah. — Die Krankheit, in der die beschriebnen Zufälle vorkommen, dauert gewöhnlich lange und zwar mehrere Monate, doch hat man in den bis jetzt beschriebnen Fällen immer endlich Genesung erfolgen sehen, ohne daß irgend eine Curmethode oder ein Heilmittel einen namhaften Einfluß darauf gehabt hätte. Ja es ist selbst die Frage, ob nicht gerade der somnambulische Zustand eine kritische Erscheinung sey, die die Genesung vorzüglich unterstützte und beförderte. — Die dritte Art des Somnambulism ist endlich der durch die Anwendung des sogenannten thierischen Magnetismus veranlaßte, der jedoch unter dem Artikel Magnetismus genügend beschrieben worden ist, so daß wir auf denselben verweisen können. — Daß in allen diesen drei Arten von Somnambulism etwas Identisches sey, leuchtet ein, und wir erkennen dies a) darin, daß das Bewußtseyn in einem anscheinend unbewußten Zustande neu zu erwachen scheint; b) darin, daß manche Geisteskräfte in demselben erhöht sind; c) andre (nämlich der Verstand und die Vernunft) beinahe gänzlich schweigen; d) die Sinnesthätigkeit zwar zugegen, aber anders modificirt ist, und von andern Bedingungen abhängt. Sie unterscheiden sich aber auch bedeutend genug von einander und zwar darin, daß sich bei den Nachtwandlern vorzüglich in den sogenannten willkürlichen Muskeln und durch diese das zum besonnenen Willen gesteigerte Gemeingefühl, bei den beiden andern Arten aber das Leben sich in dem zum Sinne gesteigerten Gemeingefühle als Sinn vorzugsweise äußert. Endlich hat auf den nicht magnetischen Somnambulism die Phantasie einen größern Einfluß, als auf den magnetischen; in dem leztern, möchte man sagen, tritt die ganze Intelligenz als Sinn auf, und äußert sich als solchen. Täuschungen sind daher hier seltner, als in jenem, mit welchem nicht selten wahre Delirien verbunden sind. Indessen ist es allerdings möglich, daß der Wille und der Einfluß des Magnetiseurs den magnetischen Somnambulism vielleicht ausbilden, und den Somnambulen erziehe; dahingegen in Krankheiten derselbe verwildert aufschießt, ohne geregelt und geleitet zu werden. Ist diese Vermuthung richtig, so würde daraus folgen, daß beide Arten an sich eigentlich vollkommen identisch seyen. — Sind diese Zustände als Krankheiten anzusehen? Allerdings jederzeit, und wenn auch der Somnambulism noch so rein, und die Somnambule noch so allwissend schiene; immer treten ja die einzelnen Partheien

des Geistes aus ihrem Gefüge heraus, und der unbewußte Zustand, in welchem das neue Bewußtseyn erwacht, ist doch gewiß Krankheit. Auch tritt der künstlich erregte Somnambulismus nur bei solchen Personen ein, welche durch irgend eine krankhafte Anlage oder durch wirklich schon im Innern bestehende, wenn gleich äußerlich noch nicht ausgebrochene Krankheit, dazu geneigt sind, und sobald diese Anlage oder Krankheit gehoben und geheilt ist, kann der Magnetiseur mit aller Anstrengung den Somnambulismus nicht weiter bewirken. Daß in dem fieberhaften und chronischen Irreseyn zuweilen ein ähnlicher Zustand eintrete, in welchem das Bewußtseyn auf kurze Momente sich äußere, aber nicht für die ganze Umgebung des Kranken, sondern nur für einzelne Personen, ist höchst wahrscheinlich.

Somnus (mythol.), griechisch Hypnos, ein Sohn des Erebus und der Nacht, oder allein der Nacht, Zwillingsbruder des ruhegebenden — nicht des schnellereilenden oder furchtbaren Todes (Thanatos), war der Gott des Schlafes oder Schlummers. Er wohnt am Eingange zum Gebiete des Hades am abendlichen Ende der Welt, mit dem Tode in einem Palaste, wo er nie die Sonne erblickt. Ruhig und sanft wallt er über Meer und Erde hin. Bei Homer suchte ihn Juno in Lemnos auf, als sie den Jupiter einschläfern wollte. Er lebte hier, weil er die liebreizende Nymphe Pasithea liebte, die dort bei Aphrodite war, und weil er hier besonders verehrt wurde. Doch war dies nicht sein beständiger Wohnort. Juno bat ihn, den mächtigen Hypnos, den Beherrscher der Menschen und unsterblichen Götter, die Augen des Gemahls einzuschläfern, sobald sie ihn liebend umarmt haben würde, und versprach ihm dafür einen schönen mit Gold belegten Schemel, von Hephästos verfertigt. Hypnos weigerte sich. Denn er hatte schon einmal den Versuch gemacht, als Juno den Hercules nach Kos verschlug, da wollte Jupiter, dadurch erbittert, ihn aus dem Olymp in das Meer schleudern. Kaum konnte er sich zu seiner Mutter, der Nacht, retten, und bloß aus Achtung gegen diese schonte ihn Jupiter. Endlich versprach ihm Juno die Pasithea zur Gemahlin. Dieser Lockung gab er nach. Er setzte sich auf eine hohe Tanne, verbarg sich unter die Zweige und schläferte den Gott ein. Die Dichter geben uns manche liebliche Bilder des Hypnos. Er breitet die Flügel der Vergessenheit über die Iris und besprengt die Augen mit dem Wasser aus Lethe. Auch setzt er sich auf die Augenlieder, und umschattet die Menschen mit seinen Flügeln. Ovid läßt ihn bei den Scythen und Cimmeriern in einer Berghöhle wohnen, wo kein Sonnenstrahl eindringt, und alles mit Nebel bedeckt ist. Kein wachsames Thier, kein rauschender Baum störte hier die ewige Ruhe, aber der Fluß Lethe ging unter dem Felsen hervor, und wiegte sanft murmelnd alles in Schlaf. Am Eingange der Höhle wuchsen Mohn und andere narcotische Pflanzen. Somnus, von Träumen umgaukelt, lag in der Höhle, auf einem, mit schwarzen Decken umhangenen Bette von Ebenholz. Nach Statius (Thebais X. B. 84 rc.) war eine Höhle in Aethiopien sein Aufenthalt, vor welcher die Vergessenheit und Trägheit ihren Sitz haben, und das Geräusch, damit es die ewige Stille nicht störe, abhalten. Sorgenlos liegt er hier auf einschläfernden Blumen in der Höhle, und Schaaren dunkler Träume umschweben ihn. Noch Andere versetzen ihn auf eine Trauminsel, wo er König ist und die Bewohner der herrlichen Stadt, alle verschieden gestaltet, Träume sind. Fledermäuse beleben einen Wald von Mandragorabäumen, welcher die Stadt umschließt, und in der-

selben sind zwei Tempel, einer der Nacht, einer dem Hahne geweiht. Die Statthalter des Somnus dort sind Taraxione, der Sohn des Matdogenes, und Plutokles, des Phantasions Sohn. Die Kinder des Schlafs waren die Träume und die vornehmsten von ihnen Morpheus, Icalus und Phobetor. Seine Geschwister waren, außer dem Tode, die Hoffnungen. Die Griechen errichteten ihm keine Tempel, sondern bloß Bildsäulen. Man bildete ihn als einen schlafenden Knaben, halb liegend, halb sitzend, mit Mohnköpfen in der Hand, und zu seiner Seite eine Eidechse oder Erdratze, weil diese Thiere viel schlafen. Auch stellt man ihn als einen Genius mit umgestürzter Fackel dar, und gab ihm zuweilen ein Horn, aus dem er die Träume schüttelt, oder das mit Mohn angefüllt ist.

Sonate (Sonata oder suonata ital., von suonare klingen), ist ein einfaches Instrumentalstück, welches verschiedene Empfindungen in verschiedenen Sätzen, dem Charakter des spielenden Instruments gemäß, ausdrücken soll. Es ist oder war wenigstens ursprünglich **einfach**, denn man pflegte das Instrument nicht mehrfach zu besetzen, auch können die musikalischen Gedanken der Sonate selbst, wenn sie dem Charakter des spielenden Instruments gemäß seyn sollen, keinesweges so vielfach und verwickelt seyn, wie in einem mehrstimmigen Instrumentalstücke. Ursprünglich schrieb man Sonaten nur für ein Instrument, besonders für die **Violine**, späterhin und jetzt fast ausschließend für das **Clavier**. Und so war die Sonate gleichsam der **Monolog** eines Instruments (s. auch d. Art. **Solo**). Noch später kamen erst die Sonaten auf, in welchen das Clavier oder Fortepiano von andern Instrumenten, z. B. Violine oder Flöte, begleitet wird, doch nannte man diese auch wohl Trios. Den letztern steht im Wege, daß der Ton des Claviers zu schwach ist, und auch der Ton des Fortepiano sich mit dem Ton anderer Instrumente keinesweges wohl verträgt. Als Instrumentalstück will die Sonate Empfindungen ohne Worte ausdrücken, und da sie dieses dem Charakter eines oder weniger Instrumente gemäß thut, so erklärt sich wohl, warum die Sonate vorzüglich ein Spiel der Töne wird (Klangstück), das weniger im Einzelnen als im Ganzen charakteristischen Ausdruck hat. Der Ausdruck der Sonate ist endlich durch den Charakter des Instruments bestimmt; eine Foderung, welche die neuern Sonatencomponisten nicht immer vor Augen gehabt haben. Sie würde sich vom Instrumentalconzert nur dadurch unterscheiden, daß es hier mehr auf Leistungen höherer Virtuosität abgesehen ist, und das conzertspielende Instrument nur mit diesem aus der Begleitung der übrigen Instrumente hervortritt, dagegen in der Sonate mit weniger Anstrengung unter geringerer Mitwirkung das spielende Instrument seinen Charakter entwickeln soll. In Sonaten für mehrere Instrumente wird entweder das Hauptinstrument nur unterstützt und verstärkt, z. B. bei vielen mit Violoncello begleiteten Claviersonaten, oder die Instrumente suchen abwechselnd sich in dem Ausdruck einer Empfindung und Ausführung eines musikalischen Grundgedankens zu vereinigen; so erweitert sich die Sonate gleichsam zum Dialog der Instrumente, welcher, was das harmonische Verhältniß der Stimmen anlangt, in dem **Quartett** (s. d. Art.) die Form des vollkommenen musikalischen Gesprächs erhält, von welchem sich mithin die ursprüngliche einfache Sonate allerdings bedeutend unterscheidet. Die Zahl und Anordnung der Sätze war sonst einförmig bestimmt. Gewöhnlich begann die Sonate mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung, ein An-

bante oder Adagio folgte; hierauf Menuett mit Trio und endlich ein Rondo oder Presto; statt des zweiten, dritten oder letzten Satzes bedient man sich auch der Variationen. Ueberhaupt hat man gegenwärtig mit Recht den alten Schnitt der Sonaten verlassen, und schreibt Sonaten von zwei, drei und vier Sätzen. Weniger ist die Sonate gegenwärtig nach der Phantasie hin begränzt, zu welcher Alles hinfließt. Man unterscheidet übrigens Sonaten zur Uebung für den Anfänger; an sie kann man in Hinsicht der Composition billigere Foderungen machen, desto größere in Hinsicht der Methode; und Sonaten für den fertigen Spieler. Eine leichtere, so wie eine kleinere, aus weniger ausgeführten Sätzen bestehende Sonate nennt man Sonatino. T.

Sonde heißt 1. in der Schiffkunst das Senkblei (Bleiwurf, Bleiloth), oder das an einer Schnur befindliche Blei, um damit die Tiefe des Wassers zu erforschen; 2. in der Chirurgie ein Werkzeug, womit der Wundarzt die Wunde untersucht. Daher heißt: sondiren, messen, die Tiefe ergründen, und figürlich: etwas ausforschen.

Sonett (ital. Sonetto, franz. Sonnet), eine meist auf 14 gleich lange Zeilen beschränkte poetische Form, die älteste der italienischen Poesie. Früher schon war sie unter den Provençalen einheimisch und bereits im 13. Jahrh. gedenkt ihrer der Graf Thibaut von Champagne als einer allgemein üblichen und bekannten Dichtart. Ein völlig geregeltes provençalisches Sonett, in welchem Wilhelm von Amalrichi dem Könige Robert von Neapel Glück wünscht, vom J. 1321, findet sich bei Nostradamus, aus dem es Crescimbeni in seiner Storia della volgar poesia T. I. S. 163 mittheilt. Auf italienischem Boden ward das Sonett ungefähr um die Mitte des 13. Jahrh. einheimisch, als mit dem Geiste provençalischer Dichtkunst auch die Formen derselben in dem sprachverwandten Nachbarlande einzogen. Fra Guittone von Arezzo, der erste namhafte ital. Dichter (st. 1295), war auch der Erste, der dem Sonett, wenigstens in Italien, jene regelmäßigere Gestalt gab, die von Petrarca (gest. 1374) zur höchsten Vollendung gebracht, ein stehender Typus für alle nachfolgende Zeit ward. In Frankreich ward nach dem Untergange der provençalischen Poesie das Sonett nicht weiter bearbeitet, bis es erst im 16. Jahrh. dahin zurückkehrte, aber als bout rimé zum leeren Witz- und Reimspiel herabsank. In Deutschland kam es zuerst durch Weckhrlin (st. um 1650) und Opitz (st. 1639) zu Ehren. Der Name Klanggedicht, mit dem sie das fremde Kunstwort nur zu treu übersetzten, konnte leicht die Meinung veranlassen, als ob das Wesen des Sonetts lediglich im Klange liege und folglich bloß ein musikalisches sey. Und wirklich erschien nach jenen Vorgängern, nur nicht in ihrem Geiste, eine solche Menge schlechter Sonette, daß schon Joh. Rist (gest. 1667) sehr ernstlich gemeinte Klagen über „stümpernde Sonettenschmide" laut werden ließ. Die südlichen Klänge mußten eine Zeit lang verstummen, um in späterer Zeit desto schöner wieder erweckt zu werden. Nach mehreren verunglückten Versuchen Anderer, z. B. von Westermann 1765 und im deutschen Merkur 1776, rief Bürger die beinahe verschollene Weise wieder ins Leben. Ihm folgten A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Isidorus, Freimund Reimar (Rückert) u. A. Unsere Zeit darf sich rühmen, die tiefere Bedeutung dieser schönen Form begriffen zu haben. Was den dem Sonett eignen Mechanismus der Form anbetrifft, so besteht dasselbe in der Regel aus 14



elfsylbigen Zeilen iambischen Maßes (wir halten nämlich gegen Bürgers Beispiel auch im Deutschen die weiblichen Reime — seltene Fälle ausgenommen — für wesentlich) und enthält zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge, von denen die erste in zwei vierzeilige (Quadernarien), die letztre aber in zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) zerfällt. Jede der beiden Hauptabtheilungen hat ihr abgeschlossenes Reimgebiet, so nämlich, daß die beiden Quadernarien (Quatrains) durch zwei vier Mal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen (Terzets) aber je zwei und zwei oder je drei und drei Verse zusammenreimen. Die Stellung der Reime kann nach dem Vorgange der italienischen Meister, an die man sich bei einer von ihnen entlehnten Form doch wohl zunächst zu halten hat, in den beiden vierzeiligen Strophen eine dreifache seyn: entweder so, daß die 1ste, 4te, 5te und 8te, und eben so die dazwischen liegenden 4 Zeilen eine Reimverschlingung bilden (geschlossener Reim, rima chiusa), oder daß, was seltner ist, die Reime regelmäßig mit einander abwechseln (Wechselreim, rima alternata), oder daß, was noch seltner vorkommt, beide Weisen verbindend, das erste Quadernario mit wechselnden, das zweite aber mit geschlossenen Reimen gebildet wird (gemischter Reim, rima mista). In den beiden dreizeiligen Strophen herrscht entweder der gedritte Reim (rima atterzata) mit zweimaliger Wiederkehr derselben Reimsylben, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit drei Reimen, die ebenfalls wieder auf mannichfaltige Weise gestellt und unter einander verschlungen werden können. Uebrigens kann es nicht auffallen, daß sich in einer Literatur, die sich, wie die italienische, in ihren lyrischen Darstellungen, außer der Canzone, fast allein auf das Sonett beschränkt, mancherlei Abweichungen von jener Normalform vorfinden. Dahin gehören die sogenannten Anakreontischen Sonette, mit kürzeren, meist achtsylbigen Zeilen; ferner die geschweiften mit einem Anhange (coda) von einer oder mehrern dreizeiligen Strophen; endlich der Sonettenkranz, der aus einem durch gleiche Reime verschlungenen Cyclus mehrerer Sonetten besteht. So viel über die Form. — Jene beiden obengenannten Hauptabtheilungen sind nicht bloß willkürlich ersonnene, bedeutungslose Formen, sondern hervorgegangen aus dem Wesen des Gedankens, der sich unwillkürlich in Satz und Gegensatz, Bild und Gegenbild zerspaltet. Es muß daher nothwendig nach den ersten acht Zeilen ein Ruhepunkt, ein Abschnitt auch in dem Gedanken eintreten. Ja wir wagen es zu behaupten, und würden im Stande seyn, es durch Beispiele aus der Sonettensammlung des Meisters in dieser Gattung, Petrarca, zu belegen, daß das Sonett erst dann seine wahre Vollendung erreiche, wenn nicht bloß zwischen jenen Hauptabschnitten, sondern auch noch außerdem zwischen den einzelnen Quadernarien und Terzinen eine ähnliche gegenseitige, am liebsten antithetische Beziehung Statt findet. K. F.

Sonne. Dieser prächtige Himmelskörper, von welchem Wärme und Leben für uns ausströmt, bietet uns den Anblick einer kreisrunden und glänzenden Scheibe dar; aus welcher Erscheinung, mit Berücksichtigung der Beobachtungen, zu denen die Sonnenflecke (s. d. A.) Veranlassung gegeben haben, folgt, daß dieses Gestirn eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form habe, und sich in einer Zeit, die man etwa auf 25¼ Tag festsetzen kann, um seine Achse drehe; indem nur eine Kugel dem Auge, unter allen Stellungen, auf die vorangegebene Art erscheinen kann. Den wahren astronomischen Bezug

der Sonne, nicht nur zu unsrer Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unsres Systems, dem zu Folge sie in dem einen Brennpunkte sehr wenig excentrischer Ellipsen liegt, welche die ersteren, in Begleitung der letzteren, um dieselbe beschreiben, kennen wir seit Kepler (s. d. Art.), und es kommt davon noch etwas im Art. Sonnensystem vor. Ihre Entfernung von der Erde, deren Bestimmung den Astronomen durch Beobachtung ihrer Parallaxe endlich mit ziemlicher Genauigkeit geglückt ist, beträgt in runden Zahlen zwischen 20 und 21 Mill. geographische Meilen: sie ist also über 400 Mal weiter als der Mond von uns entfernt; und, um sich eine anschauliche Vorstellung von dieser Entfernung zu machen, eine Kanonenkugel, die 600 Fuß in der Secunde zurücklegt, würde gegen 26 Jahre zubringen, ehe sie dieselbe erreichte. Der scheinbare Sonnendurchmesser ist dem des Mondes ziemlich gleich, nehmlich etwas über ½ °, jedoch, nach Maßgabe der verschiedenen Punkte der Bahn, von denen aus wir denselben beobachten, verschieden; eine nothwendige Folge der eben erwähnten Gestalt dieser Bahn. Noch mehr: die Schlüsse, welche wir aus der verschiedenen Größe des Durchmessers auf die verschiedene Entfernung der Sonne von uns machen, treffen mit demjenigen vollkommen zusammen, was wir, aus andern Gründen, darüber wissen; und diese allerseitige Bestätigung erhebt die Darstellung und Behauptungen der heutigen Astronomie über jeden Zweifel. Die Masse der Sonne verhält sich zur Masse der Erde, den neuesten Angaben der Exposition du Système du monde zu Folge, = 337,086: 1; im Durchmesser ist sie 112, an Oberfläche 12,700, an körperlichem Raume 1.435,000mal größer; die Erde erscheint, wie sich Biot auf diese Veranlassung ausdrückt, als ein Sandkorn gegen die Sonne, welche ihrerseits nur ein Punkt im unermeßlichen Himmelsraume ist. — Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von jeher verschiedener Meinung gewesen. Wir wollen die Leser nicht mit Anführung aller dieser verschiedenen Hypothesen ermüden, sondern nur diejenige anführen, welche Herschel aufgestellt hat. Nach seiner Meinung ist die Sonne ein, mit einer ungeheuren, beständig von leuchtenden Wolken erfüllten Atmosphäre umgebener, für sich aber finsterer Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleich wie auf unserer Erde, Berge und Thäler befinden. Indem sich jene leuchtenden Wolken an einzelnen Stellen zuweilen zurückziehen und somit den Sonnenkörper theilweise entblößen, entstehen die in einem eignen Art. beschriebenen Sonnenflecke. — Diese Meinung scheint vor der Ansicht von La Place, der sich die Sonne als einen brennenden Körper vorstellt, den Vorzug zu verdienen, weil sie uns den erhebenden Gedanken der Bewohnbarkeit dieses Gestirns fassen läßt, welcher sich mit der weisen Raumnutzung einer gütigen Allmacht besser verträgt. **D. N.**

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnenberg (Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von), dieser durch sein dichterisches Genie, noch mehr vielleicht durch sein trauriges Ende in der Blüthe der Jahre berühmt gewordene Jüngling war zu Münster in Westphalen den 5ten September 1788 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, riesenstarke, aber ungeregelte Phantasie das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Mißverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich in einer bedeutungsvollen Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch grelles

hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits in einem Alter von elf bis zwölf Jahren, wo er auf dem paulinischen Gymnasium Unterricht genoß, entwarf er nach Klopstocks Messiade, mit der er zufällig bekannt wurde, den ersten Plan zu einem Epos, das Weltende (Wien, 1 Theil 1801, 8.), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigne Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte, machte in seinem neunzehnten Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, kam in sein Vaterland zurück, entfernte sich aber zum zweiten Male aus demselben, und durchirrte andere Gegenden Deutschlands. Er lebte sodann zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, Donatoa (erschienen nach seinem Tode zu Halle, 1806, 2 Bd.), welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Allein seine excentrische Natur zerstörte sich durch ihre eigene Kraft; er endigte freiwillig sein Leben am 22sten November 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Sonnenberg hatte die Dichtkunst zu seiner eigentlichen Sphäre gewählt, und würde darin bei einer harmonischeren Ausbildung seines Innern gewiß etwas Bleibendes geleistet haben. Die Donatoa zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit, und wo er das Zarte und Liebliche, das Rührende und Pathetische darstellt, eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Außer der Donatoa erschienen nach seinem Tode auch seine übrigen Gedichte, herausgegeben von Gruber, Rudolstadt, 1800.

Sonnencirkel, Sonnencyclus, s. Cyclus.

Sonnenfels (Joseph Reichsfreiherr von), ein sehr verdienstvoller deutscher Schriftsteller, geboren zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piaristen daselbst erzogen, und galt, obgleich sein Geist wenig gebildet war, für einen ihrer besten Schüler. Aus Mangel an Aussichten besserer Art ward er in seinem sechzehnten Jahre Soldat, brachte es in fünf Jahren bis zum Unteroffizier, und lernte von Ueberläufern aus Frankreich und Italien französisch und italienisch und nebenher auch böhmisch. Einige alte deutsche und französische Schriften verdarben seinen Geschmack mehr, als sie ihn bildeten, indessen las er doch, was er nur erhaschen konnte. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er zu Wien die Rechtswissenschaft, und wohnte zugleich den Vorlesungen bei, welche sein Vater — der jüdischer Herkunft war — einigen Ordensgeistlichen über die hebräische Sprache hielt; auch gab ihm sein Vater Unterricht in der rabbinischen Sprache, und da er auch hierin große Fortschritte machte, wurde er demselben als Interpres des Hebräischen bei der niederösterreichischen Regierung adjungirt. Zugleich arbeitete er, um sich practische Rechtskenntnisse zu verschaffen, als Gehülfe eines vornehmen Justizbeamten, und suchte besonders sich gründliche Kenntniß der deutschen Sprache zu verschaffen. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen öffentlich als Schriftsteller auf, und der Beifall, womit sie aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich ganz der deutschen Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben hatte, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen Artierengarde annehmen. Dadurch ward er mit Pe-

trasch, dem ersten Lieutenant dieser Garde, bekannt, der ihm 1763 zur Lehrerstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien verhalf. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich bald Feinde zu, ließ sich aber nicht in seinem Eifer für die Beförderung der Wissenschaften, die Ausbildung der deutschen Sprache und die Aufklärung seines Vaterlandes stören. Er bewirkte durch seine Schrift über die Abschaffung der Folter (noch früher als Beccaria sein Werk über Verbrechen und Strafen schrieb) die Abschaffung der Tortur in den österreichischen Staaten. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als einen Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin zum k. k. Rath, 1779 zum wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, und zum Beisitzer der k. k. Studienhofcommission ernannt, und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Sonnenfels Schriften sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edlen menschenfreundlichen Gesinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen gelehrt und durchsetzen helfen, die ihm zum unvergeßlichen Ruhme gereichen. Auf der Bühne und in den Hörsälen seines Vaterlandes führte er einen bessern Geschmack ein, und in seinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und Satire mit rührender oder strafender Moral vereinigt. — Sonnenfels gesammelte Schriften, 10 Bände, Wien 1783 bis 1787, 8.

Sonnenferne, s. Sonnennähe.

Sonnenfinsterniß, s. Finsterniß.

Sonnenflecke. Diese wird man in der Sonnenscheibe sehr häufig in ziemlich parallelen Linien fortrückend gewahr. Die für uns am östlichen Rande der Sonnenscheibe erscheinenden Flecke bewegen sich anfangs langsam, gehen nachher immer geschwinder fort, bis sie gegen die Mitte der Scheibe kommen, wo ihre Geschwindigkeit am größten wird; dann nehmen sie wiederum, je mehr sie sich dem westlichen Rande nähern, an Geschwindigkeit ihrer Bewegung ab. Ferner bemerkt man, daß die Flecken, wenn sie an den Rändern der Sonnenscheibe sich befinden, am schmalsten sind, sich aber immer mehr ausbreiten, je näher sie dem Mittelpunkte rücken. Es scheint dies zu beweisen, daß die Sonne eine Kugel ist, die sich nach der Folge der Zeichen um ihre Axe dreht. Vermöge dieser körperlichen Form sehen wir auch die Seitentheile ihrer Oberfläche nur schief, und also die auf ihnen liegenden Flecken unter immer kleinern Winkeln, je näher sie den Sonnenrändern sind. Für uns sind diese Flecken gewöhnlich 12 bis 13 Tage auf der Sonnenscheibe sichtbar, wo sie, wenn sie am westlichen Rande für uns verschwunden sind, erst nach 14 Tagen am östlichen Rande zum Vorschein kommen. Cassini hat durch eine große Menge Beobachtungen gefunden, daß die Zeit, in welcher ein Sonnenflecken sich einmal ganz herumdreht, bis er wieder auf derselben Stelle der Sonnenscheibe erscheint, wo er sich vorher zeigte, 27 Tage 12 Stunden 20 Minuten beträgt, wovon jedoch die Angaben späterer Astronomen bedeutend abweichen. Da in den ersten Tagen des Junius und Decembers die Sonnenflecken in geraden Linien fortgehen und diese die Ekliptik unter einem Winkel von 7 Graden 20 Minuten durchschneiden, so folgt daraus, daß die Sonnenaxe auf der Ebne der Ekliptik unter einem Winkel von $82\frac{2}{3}$° steht. Uebrigens sind die Flecken der Sonne gemeiniglich pechschwarz und dies beweist

schon, daß es nicht bloße in der Sonnenatmosphäre befindliche Dünste sind. Sie sind zuweilen größer als die Oberfläche der ganzen Erde, bald in großen Massen, bald einzeln zerstreut aufgefunden worden.
P. S.

Sonnenjahr, s. Jahr.

Sonnenmikroscop ist eine einer Zauberlaterne ähnliche Einrichtung, die statt dort durch eine Lampe, hier durch das Sonnenlicht erhellt wird. In einem verfinsterten Zimmer stellt es auf einer weißen Wand kleine Gegenstände so vergrößert dar, daß ihre zartesten Theile sehr genau unterschieden werden können. Es bestehet das ganze Sonnenmikroscop aus einer kleinen Röhre, die mittelst einer runden Büchse in einer viereckigen Platte so befestigt ist, daß sie nach allen Seiten hingedreht werden kann. Diese Platte kommt nun um das Loch eines Fensterladens zu liegen, durch welches die Röhre gesteckt wird, so daß alles Licht von außen nach dem verfinsterten Zimmer nur durch die Röhre passiren kann. Diese Röhre hat vorn eine Erleuchtungslinse, von innen aber eine Vergrößerungslinse, hinter welcher eine Vorrichtung angebracht ist, daß man die zu erleuchtenden Gegenstande quer durchstecken kann. Ueber der Erleuchtungslinse ist noch von außen ein platter Spiegel angebracht, der so gestellt werden kann, daß er die Sonnenstrahlen auffängt und selbige auf die Erleuchtungslinse parallel mit der Axe wirft, wodurch sie den in ihrem Brennpunkte befindlichen eingeschobenen Gegenstand erleuchtet.
P. S.

Sonnennähe und Sonnenferne. Die Erde läuft gleich den übrigen Planeten und den Cometen in einer Ellipse um die Sonne, in deren einem Brennpunkte letztere liegt. Hieraus folgt, daß sie in einem Endpunkte der großen Axe am wenigsten, im andern aber am weitesten von der Sonne entfernt ist; und diese Punkte heißen deßwegen sehr paßlich, Sonnennähe und Sonnenferne, aphelium und perihelium.

Sonnenparallaxe. Was man unter Parallaxe, und namentlich unter Horizontalparallaxe, im Allgemeinen zu verstehen habe, ist im Art. Parallaxe gezeigt worden. Die Horizontalparallaxe der Sonne insbesondere haben uns erst die, in den Jahren 1761 und 1769 stattgefundenen, so berühmt gewordenen Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe mit größerer Genauigkeit kennen gelehrt. Da die Erdbahn nemlich die Bahn der Venus einschließt, so muß letzterer Planet zuweilen, zwischen uns und der Sonne, vor dieser vorbeigehen. Die Zeitdauer eines solchen Durchgangs, für den Mittelpunkt der Erde, läßt sich berechnen; auf der Erdoberfläche beobachtet man sie. Der Unterschied beider Resultate läßt auf die Horizontalparallaxe, und somit auf die Entfernung beider Himmelskörper schließen. Auf diese Weise ungefähr hat man die mittlere horizontale Parallaxe der Sonne = 8'', 50 gefunden. Die nächsten Durchgänge werden in den Jahren 1874 und 1882 Statt finden.

Sonnenrauch, s. Höhenrauch.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, ein jeder Fixstern sey eine Sonne, der sich, aus Gründen der Analogie, ein System umlaufender Haupt- und Nebenplaneten beilegen lasse. Im engern Sinne versteht man aber unter Sonnensystem unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Cometen. Demnach gehören zum Sonnensysteme, außer einer unbestimm-

ten Anzahl von Cometen, die Planeten Merkur, Venus, Erde mit einem Monde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit 4, Saturn mit 7, und letzlich Uranus mit 6 Monden. Alle diese Planeten, in Begleitung ihrer Monde, laufen sowohl als die Cometen in elliptischen Bahnen um die Sonne, in deren einem Brennpunkte diese thront, und, durch die mächtige Kraft ihrer Anziehung, jene in ihren Bahnen erhält (s. Centralkräfte). Ebenmäßig beschreiben die Monde oder Nebenplaneten, unbeschadet ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, gleichzeitig Ellipsen um die letzteren; wie z. B. eine auf einem Brette umlaufende Kugel mit diesem umhergetragen werden kann, ohne daß dadurch in der ersteren Bewegung etwas geändert wird. Außerdem sind die Planeten einer Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation) unterworfen, welche, verbunden mit der Neigung der letzteren gegen die Ebene der Bahn und dem Verharren in dieser Lage (Parallelismus), auf den erhebenden Gedanken der Bewohnung ihrer aller durch empfindende Wesen führt, zu deren Nutzen jene beiden Einrichtungen angeordnet zu seyn scheinen. Alle Fortschritte der Astronomie, z. B. der kürzlich durch La Place entdeckte Umstand, daß die Jupitersmonde nie alle zugleich verfinstert, und den Nächten des Planeten ihre Erleuchtungen daher nie ganz entzogen werden können, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Es kann hier nicht der Ort seyn, in das Einzelne aller der Erscheinungen einzugehn, welche unser Sonnensystem darbietet. Uns muß es genügen, nur einiges von dem Merkwürdigsten anzuführen. Dahin gehört z. B. die bewundernswürdige Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum. Schon vor Entdeckung der vier neuen Planeten, Ceres, Vesta, Juno und Pallas, wußte man, daß die Entfernungen der übrigen von der Sonne nach dem Gesetze der Reihe: 4; 4+3; 4+2.3; 4+4.3; 4+16.3; 4+32.3; 4+64.3 wachsen. In dieser Reihe fehlt, wie man sieht, zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern 4+4.3 und 4+16.3, das Zwischenglied 4+8.3, worauf man die Vermuthung gründete, daß sich in dieser Entfernung ein noch unentdeckter Planet befinden müsse, eine Vermuthung, die durch die Entdeckung jener vier neuen Planeten bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung haben. Ein anderer merkwürdiger Umstand, welcher ebenfalls auf eine Aehnlichkeit zwischen unsrer Erde und den übrigen Planeten hindeutet, ist die starke Abplattung des Jupiters. Es wird in dem Art. Abplattung gezeigt, daß dieselbe von dem ursprünglich weichen Zustande des Erdkörpers und dem Einflusse der Axendrehung darauf abhängig gewesen sey. Da nun Jupiter einer sehr schnellen Axendrehung unterworfen ist, so mußte, unter Voraussetzung eines ursprünglich ebenfalls weichen Zustandes seiner Masse, seine Abplattung sehr bedeutend ausfallen, und dieses hat sich bei der nachherigen Beobachtung auch wirklich so befunden. — Was das Historische dieses Art. betrifft, so begnügen wir uns, auf den Art. Copernicus und Keppler zu verweisen, wo der Antheil, den jeder dieser beiden unsterblichen Männer an Entdeckung der Hauptsätze unsrer heutigen Theorie des Sonnensystems hat, ausführlich dargestellt ist, und schließen mit einer tabellarischen Uebersicht unsers Sonnensystems in den vorzüglichsten Beziehungen.

Durchmesser der Erde, = 1719 geog. M., Oberfläche = 9,282,060 □ M., Räumlicher Inhalt = 2,659,310,190 Cubikmeilen.

	Syderische Revolution.	Rotation.	Entfernung von der Sonne. Geogr. M	Räumlicher Inhalt. Erde-Einheit
Sonne		25 T. 14 St		1,400,000
Merkur	88 Tage	unbekannt	8,000,000	1/12
Venus	224⅔ —	23. 22′	15,000,000	1
Erde	1 Jahr —	1 — —	21,000,000	1
Deren Mond . .	— 29½	29½ — —	v.d.E. 51600	1/50
Mars	1 — 322	1 — 39	32,000,000	1/5
Vesta	3 — 224	unbekannt	50,000,000	sehr klein
Juno	4 — 131	— —	55,000,000	kl. als Ceres
Ceres	4 — 220	— —	57,700,000	kl. a. Erdmond
Pallas	4 — 221	— —	eben so	" " Erdmond
Jupiter mit 4 Monden	11 — 314	" 9. 56	108,000000	1474
Saturn mit 7 Monden	29 — 169	" 10. 16	199,000000	1030
Uranus mit 6 Monden	84 — 9	unbekannt	400,000000	unbekannt

Sonnentafeln. Obwohl sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den allaugenblicklichen Platz der ersteren in ihrer Bahn beziehen, gegentheils die scheinbare Bewegung der letzteren anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher, statt des **wirklichen** Ortes der Erde, den, jedesmal um 6 Zeichen davon verschiedenen, **anscheinenden** der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Findung dieses Ortes für jede Zeit erfodert werden, sind zum Nutzen der Astronomen in eigenen Werken zusammengestellt, welche, aus den angegebenen Gründen, den Namen „Sonnentafeln" führen, deren Einrichtung aber hier nicht aus einander gesetzt werden kann.

Sonnenuhr ist ein Werkzeug, bei Sonnenscheine durch den Schatten eines Zeigers die Tagesstunden zu erkennen. Es beruht das Wesentlichste auf der Vergleichung gewisser Linien auf einer Fläche, worauf der Sonnenschatten des eingesteckten Zeigers eine Zeit nach der andern zu erkennen gibt. Die Kunst, Sonnenuhren zu fertigen (Gnomonik), ist daher die Lehre, auf jeder ebenen Fläche eine Sonnenuhr zu verzeichnen. Man theilt die Sonnenuhren ab in unbewegliche und bewegliche; erstere stehen auf Postamenten an Wänden und Mauern, und theilen sich in Horizontal-Uhren, oder solche, wo die Stunden auf wagerechter Fläche verzeichnet sind, und Vertical-Uhren, die ihre Eintheilung auf senkrechter Fläche haben, ab. Ein solche Uhr ist regulär, wenn die senkrechte Fläche gerade gegen eine

der vier Weltgegenden gerichtet ist, es gibt daher Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternacht-Uhren, irregulär ist sie, wenn die Fläche nicht ganz wagerecht, sondern auf eine oder die andere Seite geneigt ist, und kann dann zwei Seiten haben, eine obere, die gegen den Himmel, und eine untere, die gegen die Erde gekehrt ist. Die beweglichen Sonnenuhren können nach der Polhöhe jedes Ortes gerichtet werden, und stellen in einer runden oder viereckigen Büchse eine horizontale Sonnenuhr vor, die mittelst einer kleinen darin schwebenden Magnetnadel gestellt wird. Im Jahr 1741 wurde auf dem tusculanischen Berge aus den Ruinen einer Villa die erste alte Sonnenuhr hervorgezogen. Der Körper dieses Stundenzeigers ist, ohne das Fußgestelle, ein Parallelepipedum von gleicher Breite und Höhe von etwa 8 Zoll und hat 18 Zoll Länge. Die Fläche des Sonnenwendecirkels steht auf dem Gestelle der Uhr so, daß sie mit derselben einen rechten Winkel macht. In diese Masse ist eine fast sphärische Höhlung gehauen, die den Vitruvianischen Halbkreis zwei Mal darstellt, einmal in Horizontal- und einmal in Verticalfläche. Die darauf gezogene Stundenlinie schneidet elf Mal die drei Linien oder Bogen, von denen der mittlere den Aequator vorstellt, und die beiden äußern Sonnenwendecirkel sind. Der Stundenzeiger war bis auf eine Kleinigkeit für die dortige Polhöhe, wo er gefunden worden, richtig. Man sagt, um die 50ste Olympiade sollen die Sonnenuhren aus Babylon nach Griechenland gekommen seyn, und Herodot ist wohl der erste unter den Griechen gewesen, welcher der zwölf Tagtheile und des Schattenzeigers gedenkt; Plinius schreibt dem Anaximenes von Mileto, einem Schüler des Anaximander, die Erfindung der Sonnenuhren zu. Die tragbaren magnetischen Sonnenuhren sind von dem berühmten Papst Sylvester im 10ten Jahrhundert erfunden. Sebastian Münster, zu Ingelheim 1489 geboren, schrieb die erste gründliche Anweisung zur Gnomonik. Später sind mehrere sehr sinnreiche und schätzbare Veränderungen mit diesem einfachen Instrumente vorgenommen werden, unter denen besonders die Theorie der Azimuthaluhr von Lambert und Hahns Aequinoctial-Minuten-Sonnenuhr die merkwürdigsten sind. Im vorigen Jahrhundert hat Cassini ein Gnomon auf einem horizontalen Boden einer Kirche zu Bologna errichtet, wo er eine sehr genaue Mittagslinie zog und dann gegen Süden 1000 Zoll über dem Boden eine schmale Oeffnung anbrachte, durch welche das Sonnenlicht in dem Augenblick des Mittags gerade auf diese Linie fiel.

P. S.

Sonnenwenden. Wenn man sich den scheinbaren Jahreslauf der Sonne durch die Ecliptik versinnlicht, so findet man, daß sich ihre Abweichung (s. d. Art.) täglich verändern muß, und zwar bis zu einer gewissen Grenze zu- und dann wieder abnehmend. Die beiden Punkte der Ecliptik nun, in welchen sich die bisherige Zunahme der Abweichung wieder in eine Abnahme zu verwandeln anfängt, heißen eben deßwegen Sonnenwenden oder auch Sonnenstillstands- (Solstitial) Punkte, weil nemlich diese Veränderung in den ersten Tagen kaum zu spüren ist, und die Sonne daher rücksichtlich der Abweichung still zu stehen scheint. Um den 21sten Juni erreicht die Sonne den Punkt der größten nördlichen (Sommersonnenwende-), um den 21sten December den Punkt der größten südlichen Abweichung (Wintersonnenwende-Punkt), und macht, in Folge davon, wie bekannt, den längsten und kürzesten Tag.

Sonnenzeit. Man rufe sich, um einen deutlichen Begriff von

dem, was unter Sonnenzeit verstanden wird, zu erlangen, die Erde in der gleichzeitigen doppelten Bewegung, um ihre Axe und in ihrer Bahn um die Sonne, vor die Vorstellung. Während einer Rotation wird etwan 1° in der Bahn zurückgelegt, und um eben so viel muß sich daher die Erde, nach Vollendung der ersteren, noch um ihre Axe umzuwälzen fortfahren, ehe der nemliche Meridian die Sonne wieder erreichen kann. Dieß wird vollkommen klar, wenn man die kreisförmige Bahn der Erde um die Sonne, und, in derselben, die Erdkugel an zwei entsprechenden Punkten verzeichnet. Die Zeit, welche, auf diese Weise, von einer obern Culmination der Sonne bis zur andern verstreicht, heißt allgemein Sonnentag, oder in ihrer auf letzteren bezogenen Eintheilung, Sonnenzeit. Nun sind aber die Räume, um welche die Erde von Tag zu Tag in ihrer Bahn fortrückt, nicht gleich, wozu sich noch ein anderer, von der Neigung ihrer Axe gegen die Ebene der Ecliptik und deren ununterbrochenem Parallelism abhängiger Umstand gesellt, und die wahren Sonnentage können es also auch nicht seyn. Daher unterscheidet man von dieser wahren Sonnenzeit die mittlere, bei welcher letzteren man sich auf eine mit gleichförmiger Geschwindigkeit um die Sonne laufende Erdkugel bezieht, deren Axe zugleich auf der Ebene der Bahn senkrecht steht. Die Sonnenuhren zeigen die vorangegebene wahre, unsre Taschen- und anderen Uhren dagegen, als mechanische Werkzeuge, nur solche mittlere Sonnenzeit; der Unterschied zwischen beiderlei Zeit heißt Zeitgleichung. Zum Nutzen unsrer Leser geben wir hier eine Art von Tabelle derselben, woraus sie ersehen können, was ihre Taschen- oder Penduluhr an jedem 1sten Monatstage zeigen sollten, wenn die Sonnenuhr zwölf zeigt:

den	1sten Januar	— 12	Uhr.	3′ 48″
„	1sten Februar	— 12	„	13′ 58″
„	1sten März	— 12	„	12′ 46″
„	1sten April	— 12	„	4′ 8″
„	1sten Mai	— 11	„	56′ 59″
„	1sten Juni	— 11	„	57′ 18″
„	1sten Juli	— 12	„	3′ 14″
„	1sten August	— 12	„	5′ 58″
„	1sten Septbr.	— 11	„	59′ 58″
„	1sten October	— 11	„	49′ 49″
„	1sten Novbr.	— 11	„	43′ 46″
„	1sten Decbr.	— 11	„	49′ 9″

D. N.

Sonntagsbuchstabe. Die Chronologen bezeichnen die sieben ersten Tage des Jahrs mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets und nennen den Buchstaben, welcher auf den Sonntag fällt, den Sonntagsbuchstaben. (S. Cyclus.) Man bestimmt mittelst desselben, welcher Wochentag ein gewisser Tag ist.

Sonntagsschulen sind, wie sie jetzt bestehen, Surrogate, die hauptsächlich in solchen Staaten unentbehrlich werden, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet, und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterrichte in den Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienstboten gibt, deren Geistesbildung vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse vernachlässigt wurde, und an Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule gar nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß

solche verwahrlos'te Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichtet werden. Dieß ist in Oesterreich, Bayern und einigen kleinern Staaten Deutschlands auf Befehl der Regierungen, anderwärts freiwillig für die aus der Schule entlassene Jugend, in England aber für die Kinder der Armen und Fabrikarbeiter durch die Armenpfleger und wohlthätige Gesellschaften veranstaltet worden. Sonntagsschulen, wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müßten Gelegenheiten zur vollkommnern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten für die der Schule entwachsene Jugend seyn, damit diese nicht nur vor dem unter der Last der Werkeltagsarbeit gewöhnlichen Vergessen des in der Schule Erlernten bewahrt, sondern auch weiter geführt werde, als in den Kinderjahren geschehen kann. E.

Soolbäder. Diese Bäder ähneln den Seebädern. Zwar geht ihnen der große Eindruck ab, womit der Anblick des Meeres die Seele erfüllt, es fehlt ihnen die Seeluft und das eigenthümliche Wogen des Wassers; dafür hat aber die Soole den Vorzug, daß sie das Seewasser so sehr an Gehalt übertrifft, daß auch die schwächste Soole doch noch einmal so viel feste Theile enthält, als das Wasser der Ostsee. Selbst die schwächste Soole bedarf eines Zusatzes von Wasser und man kann daher den Soolbädern durch Hülfe einer Soolenspindel oder Soolwage immer einen bestimmten Gehalt geben, und ihn nach und nach verstärken. Der Kranke bleibt so lange im Bade, bis die Haut warm und roth wird. Das Bad wird auf 18 bis 20 Grad Reaumur erwärmt, anfangs wärmer und nachher immer kühler gemacht. So wie ein pustulöser Ausschlag auf Brust und Rücken entsteht, hört man auf zu baden. Mit der Abschuppung desselben ändern sich gewöhnlich die Zufälle, wider welche man das Bad genommen hat. Durchgehends macht dasselbe Appetit und befördert den Schlaf. Vermöge des in ihnen enthaltenen Kochsalzes haben die Soolbäder folgende Wirkung: Sie vermehren die Thätigkeit der Haut, daher ihre Wirksamkeit in allen Arten von Hautkrankheiten, besonders in Knochengeschwüren skrophulöser Kinder; sie wirken auf die Saugadern, daher die Kräfte derselben gegen alle skrophulöse Affecten, Atrophien, böse Augen, angeschwollne Drüsen, Knochenfraß, Leucorrhoe und ähnliche Uebel; sie leiten durch ihren Hautreiz die Säfte von den innern Theilen nach der Oberfläche und können daher bei mancherlei Congestionen heilsam seyn. Man rühmt sie bei Brustkrankheiten, dem Blutspeien, Lungenknoten u. s. w. — Auch kann man die Soole trinken, wobei man sie gewöhnlich mit Milch versetzt. — Musterhaft ist das von Reil eingerichtete Soolbad bei Halle.

Sophisten. Dieser Name einer gewissen, durch eigenthümliche Merkmale unterschiedenen Classe griechischer Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie, welche in dem 5ten Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebten, bezeichnet eigentliche Weise, und wurde aus gelehrtem Stolz von diesen Männern angenommen. Da sie aber die Wissenschaft, welche sie lehrten, auf eine unerhörte Weise mißbrauchten, durch Dünkel und Anmaßung sich lächerlich machten und wegen ihrer schädlichen und höchstverderblichen Grundsätze, welche sie mit der empörendsten Frechheit und Schamlosigkeit predigten, sich den Haß und die Verachtung nicht bloß der Sokratischen Schule, sondern aller Vernünftigen zuzogen, so ward dieser Name zum Schimpfnamen, und bezeichnet Menschen, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirren, und durch

nichtige Spitzfindigkeiten und scheußliche Grundsätze die klare Ueberzeugung von den erhabenen Lehren einer vernünftigen Theologie und Moral zu trüben suchen. Die Geschichte des griechischen Volks nennt eine bedeutende Zahl von Männern, die in die Classe der Sophisten gehören, so verschieden sie auch sonst durch Geburtsort und Kenntnisse waren. Die berühmtesten sind: Gorgias von Leontium in Sicilien, Protagoras von Abdera, Hippias von Elis, Prodikus von Keos, Thrasimachus von Chalcedon in Kleinasien. Alle diese Männer lebten in Einem Jahrhundert, in dem Zeitalter des Perikles und Sokrates und kamen darin mit einander überein, daß sie Lehrer der Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Theologie, Moral, Dialektik und Beredsamkeit waren. Schon diese Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sie unter einem Volke, welches in der höchsten Blüthe stand, lehrten, kann zum Beweise dienen, daß sie ihren Geist in einem gewissen Grade ausgebildet hatten, und in der That erwarben sie sich Verdienste um die Wissenschaft, indem sie die ersten Bearbeiter der Kunst zu sprechen, ferner der Grammatik, und der Moral waren. Und da sie alle diese Kenntnisse in einer blühenden Sprache mündlich und schriftlich vortrugen, so ist es kein Wunder, daß sie überall, wo sie auftraten, mit Enthusiasmus aufgenommen, und mit Entzücken und Bewunderung angehört wurden. Ihren Unterricht ließen sie sich theuer bezahlen, und auch dadurch machten sie sich kenntlich. Uebrigens waren sie nicht müßige Denker und Stubengelehrte, sondern sie zeichneten sich auch nicht selten im Dienste für ihr Vaterland aus. Wenigstens ist es gewiß, daß Gorgias, Prodikus und Hippias nicht selten bei schwierigen Unterhandlungen gebraucht wurden. Aber so glänzend auf der einen Seite die Sophisten als Männer erscheinen, die mit ihrem Geiste den ganzen Vorrath der Kenntnisse ihres Zeitalters umfaßten, nicht ohne glücklichen Erfolg bearbeiteten und vermehrten, so wenig kann geläugnet werden, daß sie, von ihrer Schattenseite betrachtet, um so verwerflicher und hassenswerther sind. Zuerst thaten sie sich durch die unverschämte Prahlerei, mit welcher sie sich für die alleinigen Inhaber aller göttlichen und menschlichen Weisheit ausgaben, als lügenhafte oder eingebildete Großsprecher kund. Zweitens mißbrauchten sie die Wissenschaft, um die verächtlichste aller Begierden, Habsucht, zu befriedigen. Drittens wurden sie eine wahre Pest ihrer Zeitgenossen, indem sie wirkliche Prediger der Irreligiosität und Unsittlichkeit waren, und alles über den Haufen warfen, was dem bessern Menschen heilig und theuer ist. Sie läugneten nämlich geradehin das Daseyn eines mächtigen und verständigen Wesens, erklärten alles für Wirkungen des blinden Ungefährs, und leiteten alle religiösen Begriffe von der verschmitzten Klugheit irgend eines listigen Mannes ab, der, nachdem die Menschen lange als Vieh in den Wäldern gelebt, und sich mit Knitteln um Eichelmast geschlagen, diesen Barbaren durch die Erdichtung von strafenden Göttern Furcht eingeflößt und sie zu einer bessern Ordnung der Dinge genöthigt habe. In Rücksicht der Moral waren ihre Grundsätze nicht weniger scheußlich. Das Faustrecht, behaupteten sie, sey das einzige Naturgesetz; alle Handlungen seyen gleichgültig, weder gut noch böse. Dieser Unterschied werde erst durch die positiven Landesgesetze bestimmt, daher die verschiedenen Völker auch verschiedene Begriffe von der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einzelner Handlungen hätten. Thorheit sey es, Güte oder Gerechtigkeit zu beweisen; denn eine solche Hand-

lungsweise, lehrten sie, ist mit so vielen Nachtheilen verknüpft, daß kein Mensch von gesundem Verstande sich dazu entschließen kann. Nach diesen Principien erklärten sie denn jede Art von Betrug, von Diebstahl, von Raub, von Gewaltthätigkeit für erlaubt; behaupteten, daß Mäßigkeit und Enthaltsamkeit nur Merkmale schwacher Seelen seyen; daß vielmehr die wahre Glückseligkeit des Menschen in der Befriedigung aller Begierden bestehe. Dies war die schändliche Lehre der Sophisten, die noch hassenswerther erscheinen, wenn man sieht, daß sie diese Grundsätze auch um deßwillen vortrugen, weil sie durch dieselben recht viele Zuhörer, die ihre Geldsucht befriedigten, an sich zu ziehen hofften. Denn dieselben Menschen, welche das Laster so ungescheut predigten, waren eben so beredte Lobredner der wahren Sittlichkeit, wenn sie fürchten mußten, hier oder dort durch jene Grundsätze anzustoßen, und reiche Schüler von sich zu entfernen. Galt es also, durch wahre Sittenlehre Geld zu verdienen, so arbeiteten sie die zierlichsten Reden zum Lobe der Tugend aus. Eine solche Rede ist die herrliche Erzählung des Prodikus von Herkules am Scheidewege, die eine der sinnvollsten, ausgearbeitetsten und lehrreichsten Dichtungen des Alterthums ist. Sie wird vom Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates Buch II. Cap. 1. mitgetheilt, und verdient mit Recht die Lobsprüche, die ihr zu allen Zeiten von den einsichtsvollsten Richtern in Sachen des Geschmackes ertheilt worden sind. Die Sophisten waren ferner die Erfinder und Bearbeiter der verderblichen Sophistik, das ist, der Kunst, alles, selbst entgegengesetzte Sätze, zu vertheidigen; die unläugbarsten Wahrheiten ungewiß und die größten Ungereimtheiten wahrscheinlich zu machen. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge von Trugschlüssen und verfänglichen Fragen, durch welche sie ihre Gegner so zu verwirren wußten, daß diese den Weg aus dem Labyrinthe des Irrthums nicht fanden, und ihnen am Ende alles zugaben, was sie behaupteten. Diese Kunst war ein desto gefährlicheres Werkzeug in den Händen jener Wissenschaftsverderber, weil sie durch dieselbe bei der unerfahrnen Jugend sich in das Ansehn von alles umfassenden Weisen setzten, und diese glauben machten, daß sie im Besitze aller Geheimnisse des Himmels und der Erde wären. Viele ihrer Beweisführungen und Schlüsse waren allerdings ungereimt; aber sie überraschten und blendeten auf den ersten Anblick. So bewies zum Beispiel Gorgias in einer Schrift von der Natur, 1. daß gar nichts wirklich sey, 2. daß, wenn auch etwas wirklich wäre, dieß doch gar nicht erkannt werden könne, und 3. daß, wenn es auch erkennbar wäre, es doch in Worten schlechterdings nicht mitgetheilt werden könnte. Prodikus aus Keos bewies in einer Rede, die Aeschines anführt, daß das Leben kein wünschenswerthes Gut sey, und die Furcht vor dem Tode suchte er dadurch zu entfernen, daß er den Tod für ein Unding erklärte, indem derselbe die Lebenden nicht träfe, weil diese mit dem Tode nichts zu schaffen hätten, und die Verstorbenen auch nichts angehe, weil diese gar nicht mehr sind. Protagoras hob durch dergleichen sophistische Künste allen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit auf. Er behauptete, daß der Mensch der Maßstab aller Dinge sey, und daß nur das wirklich existire, was und wie er es sich vorstelle. Da nun aber jeder Behauptung eine andere entgegengesetzt werden könne, auch werde, so sey es Thorheit sich über eine Sache zu streiten, und Widerlegung sey vollends unmöglich. Alle diese Gedanken haben doch eine Richtung auf große und wichtige Gegenstände; aber unter der Schaar von Schülern, welche die Sophisten hatten,

gab es auch eine große Menge, die sich durch die lächerlichsten, trivialsten und absurdesten Behauptungen in ein gewisses Ansehn zu setzen suchten. Oder wollten sie vielleicht als elende Possenreißer bloß das Zwerchfell ihrer Zuhörer erschüttern, und dadurch etwas verdienen? Nach der Natur gezeichnet sind dergleichen elende Wichte von Platon in dem Euthydemos, in welchem Gespräche er, in den Personen des Euthydemos und Dionysodorus, das ganze Gezücht abschildert und der Verachtung preis gibt. Nur ein Beispiel finde hier Platz. Dionysodorus spricht: Sage mir, Ktesippus, hast Du einen Hund? Kt. Ja, und zwar einen sehr bösen. D. Hat er Junge? Kt. Ja, von eben der Art. D. Ist nicht ein Hund der Vater derselben? Kt. Ich habe selbst gesehen, wie sie sich begatteten. D. Ist nicht der Hund auch Dein? Kt. Allerdings. D. Nun so ist er als Vater Dein! Also ist Dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde sind Deine Brüder! — Durch solche elende Spitzfündigkeiten, die auf Vermischung grammatischer und physischer Verbindung beruhten, suchten diese gelehrten Klopffechter als feine Denker und tiefe Forscher zu erscheinen. So gering aber auch der eigentliche wissenschaftliche Werth aller dieser Aeußerungen der Denkkraft war, so dienten sie doch dazu, den Geist in Thätigkeit zu setzen, und wir müssen den Verlust sämmtlicher Schriften der Sophisten auch in so fern bedauern, als wir bei diesem allgemeinen Untergange der schriftlichen Denkmale von ihnen selbst nur aus den Nachrichten anderer Schriftsteller uber sie urtheilen können. Diese sind indessen so einstimmig und so gewichtvoll, daß wir wohl nicht anders urtheilen würden, wenn wir auch mit eignen Augen sehen könnten. Die eigentliche Blüthe der Sophisten fällt, wie schon bemerkt, in die Periode von den persischen Kriegen 490 bis zum Tode des Sokrates, 400 vor Chr. Geb. Einen flüchtigen Blick verdient noch der Umstand, woher es kam, daß unter den Griechen solche Männer, als die Sophisten waren, nicht bloß auftreten konnten, sondern auch eine geraume Zeit hindurch herrschten. Wir können uns aber darüber eben so wenig wundern, als wir es nicht befremdend finden, daß ein Sokrates in Griechenland reifte. Der universelle Geist der Griechen hat sich in allen möglichen und denkbaren Formen gezeigt, eine Bemerkung, die einer besondern Untersuchung wohl werth wäre. Uebrigens läßt sich auch aus dem damaligen Zustande der wissenschaftlichen und religiösen Kultur unter den Griechen die Erscheinung der Sophisten hinreichend erklären. Nur im Werden war dieselbe; nur Anfänge der Wissenschaften waren vorhanden; Moral und Theologie waren noch gar nicht zum Gegenstande tiefer und gründlicher Forschungen gemacht worden. Dieses große Verdienst erwarb sich erst später die Sokratische Schule. Kann es uns daher befremden, wenn habsüchtige und zugleich seichte Menschen, die nichts weniger als gründliche Forscher waren, sich an jenen erhabenen Gegenständen des menschlichen Wissens so schrecklich versündigten, vorzüglich da die eleatische Schule die Objectivität der Erfahrung und Sinnenerkenntniß ungewiß gemacht, und die Logik in eine Dialectik verwandelt hatte. Endlich ziehe man noch die demokratische Vorstellung der griechischen Staaten, die jeder Geistesthätigkeit völlig freien Spielraum ließ, in Erwägung. So wenig daher auch unter dem hebräischen Volke oder unter den Römern Sophisten entstehen konnten, so begreiflich ist die Erscheinung bei den Griechen.

Kl.

Sophokles, dieser unsterbliche Dichter, der das griechische Drama auf den höchsten Gipfel erhob, mochte vielleicht fast ein Vierteljahrhundert jünger als Aeschylus, und beinahe eben so viel älter als Euripides, welchen er noch überlebte, seyn, und in dem fünften Jahrhundert vor unsrer christlichen Zeitrechnung (man gibt das zweite Jahr der 70sten Olympiade als sein Geburtsjahr an) den größten Theil seiner Lebensrolle gespielt haben. Als Knabe war auch er in jener Bedrängniß, die Attika von den Persern erfuhr, in die hölzernen Mauern des Themistokles geborgen und auf die Insel Salamis geflüchtet worden. Aus einer angesehenen und reichen Familie abstammend, in dem herrlichen Athen (eigentlich in dem zu Athen gehörigen Flecken Kolonos), das bald in dem Schmuck der persischen Beute aus seinen Trümmern wieder emporstieg, ein freier Bürger geboren, selbst mit den trefflichsten körperlichen Vorzügen (das Einzige, eine tönende Stimme soll ihm die Natur versagt haben) neben den vollkommensten geistigen Anlagen geschmückt, stand ihm eine glänzende Laufbahn offen, und was das Leben des Atheniensers überall so reizend machte, die doppelte Krone des Künstler- und Bürgerverdienstes konnte er erringen. Hat auch die Dichterkrone des Sophokles seine Mauer- und Bürgerkrone weit überwogen, so führt ihn doch die athenische Geschichte als Archonten neben Perikles und Thucydides im Kriege gegen die Samier auf, und auch in der Reihe der Priester Athens glänzt sein Name. Die Natur schien es, nach den Worten Schlegels, fast darauf angelegt zu haben, ihn unsterblich zu machen; so lange schob sie seinen Tod hinaus, und diesen, in seinem 95sten Lebensjahre erfolgt, hat die Fabel so schön und mannichfaltig ausgeschmückt, daß auch über ihm der schöne Zauber der Idealität schwebt. Bald soll er am Genuß einer Weinbeere erstickt, bald von der Freude über einen unverhofften Sieg eines seiner Dramen in den olympischen Spielen getödtet worden seyn, bald wieder in einem eigentlichen Schwanengesange, über dem Vorlesen der eben vollendeten Antigone, sein melodisches Leben ausgehaucht haben. Um das herrliche Dichterleben recht rein und fleckenlos bis zum letzten Hauche durchzuführen, mußte den Trefflichen die Muse bis ins hohe Alter in ihrer jugendlichen Lebendigkeit begleiten, und folgender Zug bleibt immer bedeutend in seiner Geschichte. In seinem achtzigsten Lebensjahre verklagte ihn ein undankbarer Sohn, als sey er vor Alter unvermögend, seinem Hauswesen vorzustehen; und er brauchte nichts weiter, als seinen so eben gedichteten Oedipus auf Kolonos seinen Richtern vorzulesen, um von ihnen freigesprochen und im Triumph nach Hause begleitet zu werden. — Wir wenden uns zu Sophokles als Dichter, und bemerken, daß schon die äußern Anstalten, die die Natur für ihn getroffen hatte, uns etwas Ausgezeichnetes erwarten lassen, da die weise Mutter der Dinge keinen Schritt so leicht umsonst thut. Die schöne Klarheit und Reinlichkeit, die über seinem ganzen Leben schwebt, ist gewiß auch ein Symbol der eigenthümlichen Klarheit und Durchsichtigkeit, die den göttlichen Dichter so auszeichnet. Scholiasten haben angemerkt, daß er als reiner Lyriker begonnen habe, aber schon in seinem 28sten Jahre trat er als dramatischer Dichter neben Aeschylus auf, und wußte bald den Beifall dieses auf sich selbst überzuleiten. Glänzend war der erste Sieg, den er seinem dramatischen Ahnherrn gegenüber errang, und noch neunzehn Mal gewann er den ersten, noch öfter den zweiten Preis, aber nie wurde ihm nur der dritte zuerkannt. Sein Ruhm drang sehr bald zu den

Ohren der Ausländer. Mehrere Könige suchten ihn an ihren Hof zu ziehen. Aber er blieb seinem Vaterlande treu, und war überhaupt so wenig von dem Weihrauch des Beifalls betäubt, den er erhielt, daß er bei dem Tode des mit ihm wetteifernden Euripides selbst in Trauerkleidern erschien, und sogar seine Schauspieler ohne Kränze auftreten ließ. Das Wesen des griechischen Drama's in seiner schönen Vollendung läßt sich unstreitig am besten an Sophokles aufzeigen, und in diesem Sinne wollen wir die poetische Eigenthümlichkeit unsers Dichters auffassen. Von seinen vielen Dramen, die von Einigen auf 130 berechnet worden, sind sieben auf unsre Zeiten gekommen, aber diese sieben sind sämmtlich vollendet und herrlich. Wir führen ihre Ueberschriften an: 1. der wüthende Ajar, 2. Elektra, 3. Antigone, 4. Oedipus Tyrannos, 5. Oedipus auf Kolonos, 6. die Trachinerinnen, 7. Philoktetes, und geben eine kurze Uebersicht ihres Inhalts, bemerken aber noch, daß wir bei Sophokles keine Tetralogien mehr unterscheiden können, wie bei Aeschylus, wiewohl zwischen dem königlichen Oedipus, und dem auf Kolonos der innere Zusammenhang nicht zu verkennen ist. Die Scholiasten haben bemerkt, daß Sophokles zuerst die Sitte aufbrachte, nur mit einem Stücke um den Preis zu werben, und dadurch die Abtheilung des tragischen Stoffs nach Trilogien, welchen dann noch ein satirisches Stück beigefügt zu werden pflegte, fast außer Gebrauch brachte. Im Ajar sehen wir jenen unverwundbaren Helden der Griechen, durch Odysseus beim Streit über die Waffen des Achilles an seiner Ehre gekränkt, in einem schrecklichen Wahnsinn befangen, endlich aus seiner düstern Verwirrung wieder zum Lichte zurückkehren, und nun, wie von der schauderhaften Entdeckung geblendet, mit männlicher Ueberzeugung sich selbst ermorden, worauf der durch eine so ernste Buße entsündigte Leichnam die heilige Weihe der Bestattung erhält. — Die Elektra gehört in den schauderhaften Cyklus der einzig tragischen Greuelthaten in dem Geschlecht der Pelopiden, und enthält die Ermordung der Mutter des Orestes, Clytämnestra's, die mit dem Buhlen Aegisthus ihren Gatten Agamemnon gewürgt hatte, durch die Hand des Sohnes unter der Leitung der Schwester Elektra, wobei durch einen großen Aufwand von Kunst die, welcher die Natur die bloße Nebenrolle angewiesen hatte, Elektra, zur Hauptperson erhoben worden ist. Freilich konnte bei allen Aufgeboten unerschöpflicher poetischer Hülfsmittel die schwache Seite dem Aeschylus in seinen Choephoren gegenüber nicht aushalten. Dieser, der Frühere in der Bearbeitung, konnte natürlich auch das Recht des Frühern ausüben, und sein Drama in der naturgemäßen Ordnung anlegen, ohne eine unangenehme Concurrenz mit dem Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Aber eben dies gibt doch wieder diesem Drang etwas eigenthümlich Pikantes, und das entstellende Muttermal ist wenigstens mit den herrlichsten Blumen und den leuchtendsten Edelsteinen überdeckt. — Neben der heroischen, siegestreben Elektra sehen wir in der Antigone den höchsten Triumph echter Weiblichkeit, die gerade im Unterliegen am schönsten ist, und in dem Prisma der Thränenperlen, in welchen das weibliche Herz bricht, einen wehmüthiglieblichen, wunderherrlichen Farbenschmuck entfaltet. Antigone, die unglückliche Tochter des unglücklichen Oedipus, und durch keine andre Schuld als die der Verkettung ihres Schicksals mit dem ihrer Erzeuger in das Verderben der Labdaciden mit hinabgezogen, ist das einzige menschliche Wesen im unterdrückten Theben, welches der despotischen Tyrannei des neuen Herrschers sich

nicht unterwirft, und ihre Heldenthat ist die höchste, reinweiblichste, ganz in ihrer unendlichen Lieblichkeit angedeutet in jener Antwort, die die Heldin dem Tyrannen, auf die Rede: ihr geächteter Bruder, Polynikes, sey ein Feind des Vaterlands gewesen, ertheilt:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Es ist das Weib in seiner eigenthümlichsten Sphäre, in welcher die rauhe Hand des Mannes durchaus nicht wirken kann, und in dieser das Höchste mit einer bis zum Ende durch und durch reizenden Reinlichkeit und Zartheit erkämpfend — besser: mit den Demantketten weiblicher Weichheit festhaltend. Ihren geächteten, vor Theben im schrecklichen, gegenseitigen Brudermord erwürgten Bruder Polyneikes, dessen Begräbniß die Tyrannei des unberufenen Herrschers hart verpönt hatte, muß die geliebte Schwester im Tode schmücken, auf ihn den die Schuld zudeckenden Staub werfen, und — nachdem sie den schönen Liebesdienst dem geliebten Todten erwiesen hat, geht sie mit weiblicher Zartheit, aber unerschrocken, den traurigen, einsamen Weg ins kalte, steinerne Bett, das ihr bereitet ist. — Im Oedipus Tyrannos und Oedipus auf Kolonos hängt die Fabel zusammen, und in ein erschütterndes Doppelgemälde ist der tragische Sinn der Geschichte des Oedipus niedergelegt, die hohe Lehre, daß der Mensch seinem Schicksale nicht entfliehen könne, und durch seine eigne Weisheit, auch da, wo sie die höchste und umfassendste ist, doch den Knaul der Geschicke nur fester zusammenzieht, bis er das Allgewaltige durch freiwillige Selbstbüßung und Verläugnung versöhnt. Im erstern entwickelt sich grauenvoll schrecklich das Geheimniß, dessen unwillkommnes Licht die Augen des unglücklichen Schicksalsopfers nicht länger vertragen können. Der unbewußte Vatermörder und Gatte seiner Mutter und Bruder seiner Söhne und Töchter, Oedipus, steht da, eine Hülle ist nach der andern von ihm gefallen, und er kann nichts thun, als sich selbst wieder mit Gewalt die Finsterniß zurückgeben, die ihm entrissen worden war. Er blendet sich und stößt sich in Elend und Verbannung. Diesem schaudervollen Gemälde gegenüber erscheint im zweiten Oedipus der von der Schuld niedergedrückte, vom Silber des Alters, vielleicht eben um der Schuld willen, zu früh umflossene Unglückliche. Alle hatte Farben der schrecklichen Catastrophe hat die Zeit gemildert. Liebliches Abendroth verbreitet einen sanften Schimmer um den Unglücklichen und seine Schuld; abgebüßt ist sie durch langes, beschwerliches Irrsal. Im Hain der Rachegöttinnen selbst, von welchen die ganze Greuelkette ausgegangen war, endet sich auch wieder der furchtbare Kreislauf, und erreicht so sein natürlichstes Ende. Oedipus findet auf Kolonos, unter den Zinnen Athens, an dem unnahbaren Orte, wo die Erinnyen wohnen, endlich Ruhe und ein Grab. Der Eindruck dieses Drama's auf Athens Bürger mußte einzig seyn. Denn eine schönere Apotheose konnte der Stadt der Athener, nachdem sie schon die Furien des Orestes beim Aeschylus beruhigt hatte, nun nicht wiederfahren. Die Trachinerinnen sind ein herrliches Fragment aus dem großen Mythencyklus vom Herakles, sein letztes Leiden und Tod und Verklärung. Dejanira wird im Uebermaß der Liebe zum herrlichen Helden selbst seine Mörderin, und in jenem gleichsam vom Schicksal selbst gefärbten Gewande wird der Gewaltige gefangen, wie einst Agamemnon in einem ähnlichen unauswirrbaren Gewande, nur daß hier der Getödtete schuldloser als Herakles, und dort die Mörderin

unschuldiger als Clytämnestra war.— Im Philoktetes kehrt die heilige Siebenzahl der Sophokleischen Dramen wieder zum geheiligten Boden des trojanischen Kriegs zurück. Der tapfere Erbe der Waffen des Herakles hat Jahre lang auf der wüsten Lemnos geschmachtet, von den undankbaren Griechen und dem Ränke ersinnenden Odysseus zurückgelassen, im Zustand eines magischen Schlummers, der ihm jedes Mal nach einem wüthenden Anfall seiner Schmerzen einen Tropfen Linderung gab. Aber endlich erbarmt sich das Schicksal seiner, nöthigt seine Feinde selbst, ihn wieder aufzusuchen, weil es Verhängniß ist, daß ohne den Bogen Herakles Troja nicht gewonnen werden kann. Dies nun führt ihn einer neuen, noch schrecklichern Unbill entgegen. Neoptolem, der treuherzige, unverdorbene Sohn des Achilles, muß ihm den Bogen rauben, um so den Hülflosen zwingen zu können, mit gegen Troja zu gehen; aber das gerade offene Gemüth des Aeaciden kann diesen Betrug nicht über sich gewinnen, wenigstens nicht bis zu Ende spielen, und nun erscheint der verklärte, durch Irrsal und Leiden vollendete Herakles, Versöhnung bringend, dem Kranken Genesung verheißend, und so ihn bestimmend, den Undank der Griechen zu vergessen, und ihren Bitten zu folgen. — Das Wesen der griechischen Kunst ist s c h ö n e E i n f a c h h e i t. Schon die griechische Natur in ihrer herrlichen, idealischen Simplicität, schon die schöne, edle Gestalt des griechischen Körpers bestimmte diesen Charakter. Darum nun tritt in allen Werken der griechischen Kunst die Form so bestimmt, ausgebildet, abgerundet, und in sich selbst beschlossen hervor. Denn wo nur Weniges aufgefaßt wird, da kann und muß dies Wenige auch bis in die feinsten Nuancen ausgebildet seyn. Darum ist der äußere Schmuck in ihren Werken überall so einfach, und kein Volk konnte das Nackte mit solch inniger Vorliebe betrachten als das griechische. Darum ist nirgends sonst die Charakterzeichnung so vollendet und ausgebildet; eben darum ist auch bei keinem Volke weiter diese Vollendung in Farben und Verhältnissen, und besonders bei der Poesie im Versbau anzutreffen. Und dies mußte den Charakter des Trauerspiels ebenfalls sehr bedeutend afficiren. Trauerspiel, Spiel des Ernstes, wie es Schlegel so treffend bezeichnet hat, des Ernstes, der das Leben in den Rahmen einer höhern idealischen Welt faßt, und ihm erst dadurch Bestand und Sicherheit gibt, — und nun in dem schönen Gewande des Edeln, der höchsten ästhetischen Einfachheit, — da kann kaum etwas anders entstehen, als das g r i e c h i s c h e Drama. Sein Eigenthümliches ist Kürze, auf Einheit der Zeit und des Orts gegründet, mit wenig Figuren, aber sie alle vollendet gezeichnet; der Plan wenig verwickelt aber groß angelegt, und bis an die geheimnißvolle Schwelle des Schicksals streifend, — die Sprache höchst würdig und correct, — der Versbau bis zu der äußersten Feinheit und rhythmischen Vollkommenheit durchgearbeitet. Das Ungeheure, das Gigantische ist ihm fremd, und konnte höchstens nur im Anfang seines Entstehens (im Aeschylus) Entschuldigung finden. Denn das S c h ö n e ist sein Charakter. Und — eben so wenig das Weiche, Weinerliche, wie es im Euripides, als schon die Blüthe der griechischen Dramatik vorüber war, zum Vorschein kam, und nachmals von verwandten französischen Seelen gepriesen wurde. Denn es ist auch e i n f a c h in seiner Schönheit. In allen diesen Foderungen hat Sophokles den Preis und höchst verdient davon getragen, und er ist so die Blüthe der griechischen Poesie geworden. — Die P l a n e seiner Dramen sind ohne künstliche Intrigue

höchst genau gegliedert angelegt, und die Bestimmtheit und scharfe Geschiedenheit der Scenen tritt wie mit plastischer Rundung überall hervor. Sein Oedipus Tyrannos bleibt in dieser Hinsicht wohl das größte Meisterstück, so wie seine Elektra, vielleicht aus Schuld jenes Mißgriffs, den der Dichter der Rivalität zu Liebe in der Wahl der Hauptperson that, zwar die künstlichste aber doch verunglückteste Anlage zu haben scheint. Der tragische Inhalt selbst ist nicht selten fast fromm, immer aber das Leben in seiner höchsten Bedeutung auffassend, und sein Ernst ist nicht der erschütternde, grausenerregende der Eumeniden des Aeschylus, sondern eine heilige Altarflamme, die wärmend und erleuchtend in das Innerste jeder reinen Seele dringt. — Seine Charaktere sind wohl ohne allen Zweifel das vollendetste, genau bestimmteste und individuellste, dabei mit allem Zauber des Ideals ausgestattet, das es nur geben kann. Konnte Göthe die Charaktere Shakspeare's mit Uhren vergleichen, die etwa so künstlich eingerichtet wären, daß man an ihnen neben der Zeitbestimmung auch zugleich den Gang der Räder und Maschinen, von welchen sie getrieben werden, beobachten könnte, so sind die Personen des Sophokles herrliche, vollendete Pygmalionsstatuen, die, von dem Zauber der Phantasie belebt, von ihren Gestellen herabsteigen und einer Welt angehören, die die höhere Idee ist, nach welcher das Edelste und Beste in dieser Welt geschrieben und gebildet ist, die, ohne ihre Bestimmtheit zu verlieren, doch von dem Aethermeer des Schönen beständig umflossen sind. — Seine Chorgesänge sind zu aller Zeit als die schönsten Früchte der dramatisch-lyrischen Poesie gerühmt worden, und gewiß, so unentbehrlich der Chor der griechischen Tragödie ist, so zuverlässig konnte der Idee des griechischen Drama's auch in dieser Hinsicht nicht vollkommner Genüge geleistet werden, als es durch Sophokles geschehen ist. Auch diese Gesänge sind nach Umfang und Inhalt so vollkommen in den Plan des Ganzen eingestimmt und eingefugt, so genau in ihrer Form im Verhältniß zum Ganzen abgemessen, daß neben ihnen die Aeschyleischen Chorgesänge in ihrer unendlichen Länge als aus der noch ungeregelten, überfließenden Kraft einer ausschweifenden Jugend hervorgegangen, und die des Euripides in ihrer losen Verbindung mit der Fabel als die letzten unschmackhaften Früchte der erschöpften Kraft eines welken Greises erscheinen. War es anders zu erwarten, als daß auch die Sprache des Sophokles in dieser Harmonie des Ganzen nicht zurückblieb, sondern um ihm die Krone aufzusetzen, selbst in der höchsten Vollendung erschien? So edel und correct hat kein Tragiker der alten und neuen Zeit gedichtet, und freilich ist wohl die Sprache des Sophokles, eben darum, weil sie so ganz die rechte Tochter des dem griechischen Volke eigenthümlichen Trauerspiels war, für jede andre schlechterdings unerreichbar. Der Charakter der Schärfe und Bestimmtheit tritt überall hervor an ihr, und doch auch wieder so herrlich mit dem Grazienmantel des Schönen in seinen Ecken und Schärfen überkleidet und drapirt, — abermals das rechte Mittel zwischen Aeschylus Schwulst und Euripides Plattheit und sophistischer Spitzfündigkeit. — Mit der Sprache verbindet sich bei unserm Dichter ein Versbau, der nirgends sonst auf dieser Höhe der reinen ästhetischen Ausbildung steht, und es ist in der Kritik des Sophokles schon längst anerkannt, daß seine Jamben die reinsten und geregeltsten sind, die gefunden werden, so wie seine lyrischen Versmaße sich durch Bedeutsamkeit und harmonische Rundung vor denen seiner Vorgänger und Nachfolger auszeichnen. —

unter den neuern Ausgaben der sämmtlichen Sophokl. Tragödien sind die von Brunk und Erfurdt vorzüglich. Unter den deutschen Uebersetzungen gilt die von Solger für eine der gelungensten. M-s-r.

Sophonisbe, die schöne Tochter des Asdrubal, eines Sohnes des Gisgo. Ihr Vater hatte sie anfangs dem Masinissa zur Ehe versprochen, um ihn für Carthago zu gewinnen. Als dieser aber nachmals aus seinem Reiche vertrieben worden, und sein Bündniß den Carthagern nichts mehr helfen zu können schien, gab er die Tochter dem mächtigen Syphax, der auch wirklich das Bündniß mit den Römern aufhob, und Carthago's Bundesgenoß wurde. Masinissa ging dagegen zu den Römern über, und bald eroberte er mit deren Hülfe sein väterliches Reich wieder, und nahm den Syphax gefangen. Als er in Cirtha, der Hauptstadt, eingerückt war, eilte er zu dem königlichen Palaste mit dem festen Vorsatze, Sophonisben für ihre Untreue zu strafen. Aber von ihren Reizen gefesselt, machte er sie zu seiner Gemahlin, mußte sie aber doch den Römern ausliefern, und konnte sie nur durch den Tod von einer schimpflichen Sklaverei befreien. (S. d. Art. Masinissa.)

Sopran (ital. soprano), Oberstimme, Discant (nach dem Lateinischen), französisch le dessus, die höchste der vier Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten singen (daher man auch einen Castraten, um euphemisch zu reden, einen Soprano oder einen Sopranisten nennt). Indessen ist der Discant der letztern mehr Falset und weniger volle Bruststimme wie bei jenen. Man unterscheidet dem Umfang der Töne nach einen höhern und tiefern Sopran; des Ausdrucks zweiter Discant bedient man sich oft gleichbedeutend mit Alt, und mehr in Hinsicht auf die Singpartie. Doch ist der Discant von dem Alt nicht sowohl in Hinsicht des Umfangs der Töne, als vielmehr durch die Art des Tons selbst, welcher schärfer, heller und feiner ist, als der des Alts verschieden. Der Umfang eines gewöhnlichen Discants ist von $\overline{c}$ bis $\overline{\overline{h}}$; und ist für eine Chorstimme vollkommen zureichend. Ein hoher Discant, welcher zum Bravourgesang nothwendig ist, kann in der Höhe $\overline{\overline{\overline{f}}}$ $\overline{\overline{\overline{g}}}$ erreichen; der tiefe reicht von g bis $\overline{\overline{h}}$. Selten aber wird man einen vollen Umfang von g bis $\underline{\underline{c}}$ bei völliger Gleichheit der Töne finden. Gewöhnlich geht bei gewaltiger Anstrengung zur Hervorbringung der höhern Töne die Anmuth der wichtigern Mitteltöne verloren. Auch ist die Bildung der Stimme von größerm Werth als ein ungewöhnlicher Umfang, und Beurtheiler verrathen ihren Ungeschmack, wenn sie der bloßen Höhe applaudiren. Dem Sopran kommt an sich die Melodie zu, auch ist er der mannichfaltigsten Verzierungen und Läufer fähig; da von Natur die höhern Töne sich zu diesen mehr eignen, und wie alle hohen Töne auf schnelleren Schwingungen beruhen, so auch höhere Stimmen schneller reden und singen können als tiefere. Aus diesem Grunde und in dieser Hinsicht ist der Sopran die Hauptpartie, deren vorzügliche Ausbildung dem Tonsetzer obliegt, welcher die Empfindung rein und kräftig charakterisiren will. Derselbe muß auch, wenn er seinem Gesang eine gelungene Ausführung wünscht, so wie die Sängerin, welche durch ihren Gesang Wirkung hervorbringen will, die Beschaffenheit und Verhältnisse der Sopranstimme kennen lernen, damit er wisse, was mit Leichtigkeit und ohne ungünstige Anstrengung aus-

führbar ist, auf welchen Tönen der Sopranstimme man deutlich sprechen, oder nur vocalisiren kann, welches die natürlichen Abschnitte der Stimme sind 2c. Uebrigens setzt man die Discantpartie jetzt gewöhnlicher in den wegen Bezeichnung der höhern Töne bequemern Violinschlüssel, als in den sonst gebräuchlichen Discantschlüssel (s. Schlüssel). T.

Sorben waren gleich den übrigen wendischen Völkern slavischen Ursprungs, drangen im 5. Jahrh. nach Chr. Geb. aus dem untersten Theile Sarmatiens bis in die Mitte des nördlichen Deutschlands, und setzten sich auf der linken Seite der Oberelbe fest, nachdem sie vorher die bisherigen Einwohner zum Theil vertrieben, zum Theil erschlagen hatten. Das ganze Markgrafthum Meißen nebst dem Osterlande oder dem heutigen Fürstenthum Altenburg, ingleichen einen nicht unbedeutenden Strich des niedersächsischen Kreises hatten sie inne, und wußten diese ihre Eroberungen gegen ihre Nachbarn, die Thüringer, welche deutschen Abkommens waren, und auf der linken Seite der Saale und Unstrut lebten, mehrere Jahrhunderte hindurch muthig zu behaupten. Kamen sie ja zuweilen gegen die Sachsen, Thüringer oder Franken ins Gedränge, so hatten sie von den Lutizen in der Lausitz, von den Lechen in Polen, von den Czechen in Böhmen, von den Hevelkern und Ubern in Brandenburg, ihren ursprünglichen Landsleuten, den thätigsten Beistand zu erwarten. Diese Sorben (oder richtiger Sorben-Wenden) hatten gleich anfangs ihre Fürsten, von denen sie in Friedenszeiten regiert, und in Kriegen gegen ihre Feinde geführt wurden. Zwar waren diese Fürsten nicht erblich, aber oft pflegte die allgemeine Stimme dem würdigsten seiner Söhne das Land zu übertragen. Dieses Volk nun hat sich eigentlich bis zu den sächsischen Kaisern als eine eigne ganz unabhängige Nation zu erhalten gewußt, von da aber wird ihr Land zu einer deutschen Provinz, von Grafen, und in der Folge von Markgrafen regiert, das Land selbst aber zu einem Markgrafthum (Meißen) erhoben, welche Eigenschaft es auch bis den 20. Decbr. 1806 behielt. Uebrigens ist es geschichtswidrig, wenn man einen Theil der Einwohner in den beiden Lausitzen Sorben nennt. Es sind Wenden, oder richtiger, Lutizer Wenden. Aeltere Schriftsteller bemerkten diesen Unterschied sehr wohl, und benannten die in der Lausitz Lutizy oder Lutitizy, diejenigen, welche in den meißnischen Landen wohnten, Sorben, auch Milsicy oder Misicy.

Sorbet (Tscherbet), ein bei den Türken sehr gewöhnliches Getränk, aus Früchten und Zucker, Limonensaft, Rosenwasser und Ambra zubereitet. Der gemeine Türke bereitet sich diesen Trank aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne hieß ursprünglich eine Bildungsanstalt (Collegium) für junge Weltgeistliche auf der Universität zu Paris nach Robert von Sorbon in Champagne, einem pariser Theologen, der sie um das J. 1250 stiftete, und mit Einkünften versah, die in der Folge sehr vermehrt worden sind. Dieses akademische Institut, dessen Lehrer die jedesmaligen Doctoren und Professoren der Theologie waren, erlangte so große Bedeutung, daß sein Name auf die ganze theologische Facultät der pariser Universität überging, welche bis zum Ende des 18. Jahrh. die Sorbonne genannt worden ist. Ihre Gutachten und Beschlüsse hatten entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Catholicismus in Frankreich, die Könige unternahmen nicht leicht einen Religion und Kirche betreffenden Schritt,

ohne die Doctoren der Sorbonne um ihr Urtheil befragt zu haben, und selbst außer Frankreich galten ihre Aussprüche oft mehr, als die Meinungen anderer Akademien. Den Jesuiten nicht weniger feind, als der Reformation, hielt die Sorbonne streng auf die Freiheiten der gallicanischen Kirche, widersetzte sich der Bulle Unigenitus, und stand in den jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Portroyal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In späteren Zeiten hat sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte, als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen seyn lassen. Ihr unbehülflicher pedantischer Eigensinn, und nicht selten blinder Eifer für den Buchstaben der alten Kirchenlehre setzte sie in einen ungünstigen Contrast mit den gewandten Philosophen, Schön- und Freigeistern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rousseau und Marmontel zogen ihr mehr Spott, als diesen Lieblingsautoren der Aufgeklärten Nachtheil zu. Die Sorbonne hatte daher ihren Ruhm schon längst überlebt, als in der Revolution auch ihr Name erlosch, und ihre Fonds zersplittert wurden. Merkwürdig war die Geduld- und Disputirprobe, die die Candidaten der theologischen Doctorwürde bei der Sorbonne zu bestehen hatten. Sie mußten von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr ununterbrochen ihre Sätze vertheidigen, und durften sich dazwischen kaum eine leichte Collation auf dem Catheder erlauben. E.

Sordine, s. Dämpfer.

Soubise (Charles von Rohan, Prinz von), Marschall von Frankreich, geb. 1715, hat den Namen Roßbach in der Geschichte verewigt. Er war bei dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs vielleicht der Reichste des französischen Adels, und ohne Feldherrntalente zu besitzen, war er doch nach dem Commandostabe begierig, den er auch als Günstling der Marquise von Pompadour bekam. Er erhielt das Commando eines besondern Corps, das jedoch von der französischen Hauptarmee unter dem Marschall d'Etrées abhängig seyn sollte; eine Bedingung, die seinen Ehrgeiz tief kränkte. Deßhalb trennte er sich im Sommer 1757, da er noch Generallieutenant war, und so eben sein Commando in Westphalen übernommen hatte, von der Hauptarmee, vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, und wollte nun Sachsen ganz von den Preußen befreien. In der Mitte des Septembers hatte er Gotha erreicht, wo er sich mit seiner ganzen Generalität und 8000 Mann in der Stadt befand, um sich von den Beschwerlichkeiten des Marsches zu erholen. Eben hatte man auf dem herzoglichen Schlosse zum Mittage ein herrliches Gastmahl für ihn und seine Generalität zubereitet, als der preußische General von Seydlitz mit 1500 Mann vor den Thoren von Gotha erschien. Soubise und seine Begleiter eilten bestürzt mit ihren Truppen aus der Stadt, wo nun Seydlitz mit seinen Offizieren die für die französische Generalität bestimmte Mahlzeit an der herzoglichen Tafel einnahm. Schon dieser Vorfall ließ keine glänzenden Siege von dem Prinzen Soubise erwarten. Allein, im Vertrauen auf seine zweimal stärkere Armee, als die ihm unter Friedrichs eigener Anführung entgegenstehende, war er des Sieges gewiß, und fürchtete nur, daß der König, der bei dem Dorfe Roßbach sein Lager aufgeschlagen hatte, ihm entfliehen würde. Am 4. Novbr. fing er an, Friedrichs Lager einzuschließen, und suchte ihm am folgenden Tage in den Rücken zu kommen. Allein plötzlich, ehe er sein Heer noch in Schlachtordnung stellen konnte, fiel ihm der

General Seydlitz mit der preußischen Reiterei in die Flanken, und die Niederlage der Franzosen war allgemein. Ohne eigentlich geschlagen zu seyn, wurden sie gänzlich zersprengt, und ihr Rückzug (noch schimpflicher für sie, als der Verlust der Schlacht selbst) war kein Rückzug, sondern wilde Flucht. Der Verlust dieser Schlacht war nicht bloß für Frankreich, sondern auch für Friedrichs Feinde überhaupt von größter Wichtigkeit, indem dadurch bewirkt wurde, daß England die Convention von Kloster Seeven für aufgehoben erklärte, und daß Friedrichs Verbündete sämmtlich zu ihm zurückkehrten. Alles dieses und selbst der in Frankreich allgemeine Spott, der ihn wegen dieser Schlacht traf, verhinderten den Prinzen von Soubise nicht, im folgenden Jahre von neuem ein Commando zu übernehmen, wobei er jedoch den Herzog von Broglio zum Beistande erhielt. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen Beiden herrschte, wurde dieser Feldzug (1758) doch mit Glück gegen die Hessen geführt. Auch erhielt Soubise, als Sieger bei Lutternberg (am 10. Oct. 1758) den Marschallsstab, obgleich dieses Treffen, welches für Frankreich ohnehin keinen großen Vortheil schaffte, eigentlich auf Broglio's Rechnung kam, oder vielmehr durch die mit den Franzosen vereinigten Sachsen gewonnen wurde. Man ging endlich in Frankreich nach und nach so weit, Broglio'n dem Prinzen unterzuordnen, und endlich ganz von der Armee zu entfernen. Dieser Umstand zog dem französischen Heere neue Unfälle zu, denen nur der Friede (1763) ein Ende machte. Soubise, der seine Unfähigkeit zum Feldherrn hinlänglich bewiesen hatte, kehrte nun mit Spottgedichten überhäuft nach Frankreich zurück, arbeitete längere Zeit im Cabinet, und starb den 4. Jul. 1787. Als Privatmann besaß er übrigens sehr schätzbare Eigenschaften und einen wohlwollenden Charakter.

Soult (Nicolas), Herzog von Dalmatien, geb. 1769 zu St. Amand, trat schon im 16. Jahr als gemeiner Soldat ins Militär. Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1792 wurde er bei einem Bataillon Freiwilliger vom Oberrhein Unterofficier. Dies Bataillon kam zur Mosel-Armee und Soult fand Gelegenheit sich auszuzeichnen, so daß er schnell alle unteren Grade durchlief, 1796 zum Brigade- und 1798 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. 1799 machte er gegen Suwarow den Feldzug in Italien, wurde mit Massena in Genua gefangen, in Folge der Schlacht von Marengo aber wieder frei. Nach diesen Beweisen von Talent und Muth, die er gegeben, wurden ihm von jetzt an die wichtigsten Aufträge zu Theil, und im J. 1804 wurde er von Napoleon zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben. In den Kriegen von 1805 und 1806 diente er mit der größten Auszeichnung und nahm an den Schlachten von Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland den ruhmvollsten Antheil. Bei dem Ausbruch des Kriegs mit Spanien erhielt er hier einen Oberbefehl, verfolgte General Moore auf seinem Rückzuge und wandte sich dann nach Portugal, aus welchem er sich aber bald nachher mit Verlust zurückziehn mußte. Soult blieb während der J. 1809 — 1813 in Spanien und hatte an den wichtigsten Ereignissen, wegen welcher wir auf die Art. Spanien und Wellington verweisen, Antheil. 1813 wurde er von Napoleon aus Spanien abgerufen, um in dem Kriege gegen Rußland und Preußen gebraucht zu werden, allein nach der für die franz. Waffen so nachtheiligen Schlacht von Vittoria wurde er von Dresden aus wieder nach Bayonne geschickt, um den Oberbefehl über die Trümmer der aus Spanien zurückgeschlagenen

franz. Armeen zu übernehmen. Er wurde indessen von Wellington in Folge mehrerer nachtheiliger Gefechte bis unter die Mauern von Toulouse zurückgedrängt, wo am 10. April 1814 (also elf Tage nach der Einnahme von Paris und der Restauration der Bourbons) zwischen ihm und Wellington noch eine blutige, abermahls für ihn nachtheilige Schlacht gefochten wurde. Soult erkannte jetzt die Bourbons an und wurde vom König zum Militärbefehlshaber in der Bretagne ernannt. Zu Ende 1814 wurde er Kriegsminister, welchen wichtigen Posten er bis zu Napoleons Rückkunft im März 1815 behielt, wo er denselben wenige Tage vor Napoleons Ankunft in Paris an Clarke abgab. Während der hundert Tage wurde Soult von Napoleon zum Pair und Majorgeneral ernannt, wohnte den Schlachten von Ligny und Waterloo bei und folgte nach der Capitulation von Paris den Resten der franz. Armee hinter die Loire. Er wurde hierauf in die Ordonnanz vom 24. Juli einbegriffen und mußte Frankreich verlassen. Von jetzt an hielt er sich mit Erlaubniß der preuß. Regierung in Düsseldorf auf, da seine Gemahlin aus dem Herzogthume Berg zu Hause ist. Im Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Zurückkehr nach Frankreich.

Souterrain nennt man die Erd- und Kellergeschosse in großen Gebäuden, Palästen rc., welche halb in, halb außer der Erde sich befinden, und worin gewöhnlich die Küchen, die Zimmer der Dienerschaft u. s. w. angebracht sind. Auch nennt man in der Kriegsbaukunst einen gewölbten Ort oder unterirdischen Gang, wo Truppen oder Munition vor den Bomben sicher sind, Souterrain.

Southcote (Johanne), eine Schwärmerin, die im J. 1814 mehrere Monate hindurch unter dem großen Haufen in London viel Aufsehen erregte, und von der es ungewiß ist, ob sie mehr Betrügerin oder selbst Betrogne gewesen. Sie besuchte fleißig eine Capelle in St. Georgesfield, wo sie immer einen großen Haufen um sich versammelte. Ob sie gleich schon 65 Jahre alt war, behauptete sie doch, sie sey mit dem wahren Messias schwanger, und werde ihn bald zur Welt bringen. Dieser unsinnige Wahn verbreitete sich unter ihren Anhängern, deren Anzahl sich auf einige Tausende vermehrte. Man machte der Schwärmerin prächtiges Kinderzeug und andre Kostbarkeiten zu ihrer bevorstehenden Niederkunft zum Geschenk. Eine angestellte Untersuchung schien den Wahn noch mehr zu bestärken, und in einigen Journalen wurden Beispiele von Frauen angeführt, die in gleichem oder noch höherm Alter Mutter geworden waren. Da aber der erwartete Messias der Southcote nicht zur Welt kam, suchte man ein fremdes Kind unterzuschieben, und zwei ihrer Anhänger wurden ertappt, als sie zu Crewkerke einer armen Frau eines ihrer Zwillingskinder abzuhandeln suchten, um es nach London zu schicken. Die beiden Unterhändler wurden nebst dem Bildnisse der Southcote zur Schau, unter dem ausgelassenen Spotte des Pöbels, herumgeführt. Am 27. Decbr. 1814 starb die Southcote. Ihr Leichnam wurde in Gegenwart von funfzehn Doctoren und Chirurgen geöffnet, welche sämmtlich eine Erklärung unterzeichneten, daß die Southcote nicht schwanger gewesen, und daß ihr Tod eine Folge von natürlichen Ursachen sey.

Southey (Robert), königl. großbrit. Hofpoet, geb. zu Bristol 1774. Er studirte 1792 zu Oxford in der Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, allein seine revolutionairen Gesinnungen gingen zu dieser Zeit so weit, daß sie ihn nicht allein von seiner Be-

stimmung ableiteten, sondern er mit seinen Freunden Lovell und Coleridge sogar auf den tollen Einfall kam, an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika eine Republik zu gründen, der indeß, wie sich erwarten ließ, scheiterte, worauf Sir Robert mit seinem Oheim, dem Caplan Hill, auf längere Zeit nach Portugal reisete. Im J. 1796 erschien sein episches Gedicht Jeanne d'Arc, wodurch er in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Im nächsten Jahre gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die ebenfalls gut aufgenommen wurde. Seine 1797 erschienenen Briefe über seine Reisen in Spanien und Portugal wurden nicht minder begierig gelesen. Er erhielt 1801 eine angesehene Stelle in Irland, kehrte jedoch bald nach England zurück, wo er ein bizarres Leben führte. Bis zum J. 1813, wo er zum gekrönten Dichter ernannt wurde, gab er eine beträchtliche Zahl poetischer und historischer Werke heraus, zu deren Verzeichniß es uns hier an Raum fehlt, und von welchen wir nur noch seine als classisch betrachtete Geschichte Brasiliens anführen wollen, von welcher bis jetzt ein Band in Quart erschienen ist. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Geschichte des spanischen Krieges von 1808 — 1814. Er besitzt, wie man sagt, die vollständigste Bibliothek spanischer und portugiesischer Werke in ganz Europa.

Souverain, Souverainität, Souverainitätsrechte. Souverain (als Substantiv und Adjectiv) nennt man die einfache oder zusammengesetzte (moralische) Person, welche die Obergewalt (suprema potestas) oder Landesgewalt ausübt; der bürgerliche Oberherr, und was zu dieser oberherrlichen Macht und Eigenschaft gehört. Souverainität (welches französische Wort mit der deutschen Landeshoheit (s. d. Art.) in gewissem Sinne gleichbedeutend ist) bezeichnet daher im Allgemeinen 1. die Staatsgewalt (d. i. den Inbegriff aller Hoheits- und Regierungsrechte), in so fern sie insbesondre als höchste und darum zugleich einzige Gewalt im Staate betrachtet werden muß, — Obergewalt; 2. die Oberherrschaft, d. i. die wirkliche Ausübung oder den Besitz der Obergewalt. Da nun die Staatsgewalt sich nicht bloß nach innen, sondern auch nach außen, d. h. in Beziehung auf andre Völker und Staaten wirksam zeigt, so redet man von innerer und äußerer Souverainität. Und wie die innere darin besteht, daß keine andre Instanz im Staate sich der innern oder äußern Hoheitsrechte anmaßen, und den Oberherrn zwingen darf oder kann — mithin in der rechtlichen oder factischen Unabhängigkeit der Personen, welche die Obergewalt handhaben, von jeder andern Macht im Staate, so besteht die äußere Souverainität, welche man auch die völkerrechtliche nennen kann, und welche aus der Natur der Staatsgewalt oder der Souverainität im allgemeinen Sinne fließt, darin, daß kein Staat von einem andern in der Ausübung seiner innern oder äußern Hoheitsrechte rechtlich oder factisch abhängig ist, — oder in dem Rechte als besondrer Staat zu bestehen und zu handeln, und in der wirklichen Selbstständigkeit desselben. — Was das Verhältniß und die Formen beider betrifft, so kann die äußere Souverainität keinesweges Statt finden ohne die innere, weil jene auf diese gegründet ist, wohl aber kann die innere Souverainität Statt finden ohne die äußere, oder doch bei Beschränkung derselben, und zwar a) (factisch), wo ein Staat den andern unterdrückt, selbst wenn er ihm die Souverainität angeblich zugesteht (wie einst Napoleon den

Staaten des Rheinbundes), oder b) so daß ein Staat, als Bestandtheil eines Bundesstaates oder Mitglied eines Staatenbundes, in Hinsicht einiger Hoheitsrechte durch eine höhere mehreren Staaten gemeinschaftliche Regierung oder den Zweck und die vertragsmäßigen Bedingungen des Bundes (rechtlich) beschränkt ist. Diese Beschränkung kann nur die äußern Hoheitsrechte treffen (s. Hoheit), wie z. B. in einem Staatenbunde, in welchem man sich gegenseitigen Schutz verspricht, das Recht mit einer andern Macht Krieg zu führen beschränkt wird, denn bei einer Beschränkung der innern Hoheitsrechte von außen läßt sich eine höchste Staatsgewalt, und folglich auch ein selbstständiger (souverainer) Staat nicht denken. Hieraus ergibt sich, daß Souverainität im engern völkerrechtlichen Sinne in der Unabhängigkeit eines Staats von dem andern in Hinsicht der Ausübung seiner innern Hoheitsrechte, oder darin beruhe, daß ein Staat von andern Staaten in seinem Innern unmittelbar nicht beschränkt ist. Die Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs nannte man in dieser Hinsicht nicht souverain, denn ihre Landeshoheit war durch die Reichshoheit auch im Innern beschränkt. — Dagegen schließt der Begriff der Souverainität eine constitutionelle Beschränkung der Hoheitsrechte überhaupt nicht aus; wenigstens verstehen die Franzosen unter dem Ausdruck Souverain den Oberherrn eines Staats schlechthin, er mag durch Constitution und repräsentative Verfassung beschränkt seyn oder nicht. So wird der König von England, obgleich er in der Ausübung seiner Hoheitsrechte durch die constitutionellen Formen des Reichs so beschränkt ist, daß man das Parlament als Theilhaber an der Staatsgewalt ansehen muß, eben sowohl, als ein despotischer Gewalthaber Asiens, dessen Regierung nur von seinen eignen Launen abhängt, Souverain genannt. Der Grund liegt darin, daß bei einer constitutionell beschränkten Regierung die Staatsgewalt nur unter mehrere (physische oder moralische) Personen desselben Staats getheilt ist, von denen doch eine die überwiegende Gewalt, d. i. die executive, besitzen muß, welche das wesentliche Kennzeichen der Obergewalt ist. — Die volle Souverainität besteht aber in der Verbindung der äußern und innern. — Betrachten wir nun die Bestandtheile der Souverainität im völkerrechtlichen Sinne, oder des Rechts als selbstständiger von andern unabhängiger Staat zu bestehen, oder mit andern Worten, die Souverainitätsrechte, so betreffen diese seine Fortdauer und Würde, die Unverletzbarkeit seiner Form (Verfassung und Verwaltung), seiner subjectiven und objectiven Bestandtheile (Unterthanen und Gebiet), und aller seiner ursprünglichen oder erworbenen Rechte, mithin auch seine auf diesen beruhenden Verbindungen, Verhältnisse und Handlungen im Krieg und Frieden. T.

Spaa, Stadt im vormaligen Bisthum Lüttich, jetzt in der zum Königreiche der Niederlande gehörigen Provinz Lüttich, zehn Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, von waldigen Bergen umkränzt, hat 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche ihren Unterhalt meist von den Fremden haben, die den Sommer über, besonders im Julius und August, aus den meisten Gegenden Europa's, hieher reisen. Der größte Theil der Kurgäste bestand ehedem aus Engländern, Franzosen und Holländern. Die Mineralquellen und Bäder liegen in einiger Entfernung von Spaa. Der Hauptquellen sind vier: der Pouhon, Geronstere, Sauveniere und Tonnelet. Alle sind durch schöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwischen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein

großes Ganzes aus. Der Pouhonquell ist an Mineralgehalt der stärkste, und sein Wasser allein wird verführt, und zwar in alle Weltgegenden, selbst in die Tropenländer. Geronstere liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einer sehr angenehmen Waldgegend. Diesen Brunnen trank Peter der Große 1717 mit dem besten Erfolge, und sein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches in Spaa sorgfältig aufbewahrt wird. Tonnelet ist eine Viertelstunde und Sauveniere eine halbe Stunde von Spaa entfernt. Hier sind die kalten Bäder, welche man unter dem Namen Plongeors kennt, wo der Badende sich kopfunter hineinstürzt, und auf der andern Seite wieder herauskömmt. Von den Spaziergängen heißt einer la prairie de quatre heures, die andere la prairie de sept heures, weil man den einen um vier, den andern um sieben Uhr zu besuchen pflegt. Beide Spaziergänge sind täglich um die genannten Stunden sehr besucht. Gewöhnlich ist zu dieser Zeit auch Musik daselbst. Das Hazardspiel wird in Spaa mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben, wiewohl an keinem andern Kurorte. Es sind drei Spielsäle in der Stadt und zwei außerhalb derselben. Außer den Mineralquellen hat Spaa noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig von Verfertigung der unter dem Namen Spaa-Arbeit (ouvrage de Spaa) bekannten niedlichen, schön lakirten, kleinen Geräthschaften von Holz, als: Toiletten, Arbeitskästchen, Chatoullen, Dosen, Kaffeebrettern rc., wovon der Absatz, zumal die Kurzeit über, bedeutend ist. Unmittelbar über Spaa, auf einer Bergspitze, hat ein Engländer einen Tempel angelegt, aus welchem man auf der einen Seite Spaa zu seinen Füßen, auf der andern Seite aber eine reizende Aussicht in die Umgegend hat. Dem Tempel gegenüber, auf der andern Seite des Thales, ist der schöne Garten des berühmten englischen Mechanikers Coquerill.

Spahis oder Sipahis, machen einen Theil der türkischen Cavallerie aus. Sie sollen von Amurath I., der auch die Janitscharen einführte, errichtet worden seyn. Man gibt ihre Stärke auf 20,000 Mann an. Die Spahis werden vom Großsultan besoldet; der geringste Sold ist 12 Aspern (nicht ganz 3 Gr.) täglich; aber es gibt auch einige, die wegen besondrer Verdienste, oder durch Begünstigung, einen höhern Sold erhalten. Dieser Sold wird ihnen vierteljährlich, aber nicht immer ganz regelmäßig bezahlt. Wenn der Großsultan in Person zu Felde geht, so erhält jeder Spahi, so wie jeder Janitschar, zufolge einer alten Gewohnheit, ein Geschenk an Geld. Die Spahis bestehn aus zwei Classen: Spahaoglari, die eine rothe, und Silhatari, die eine gelbe Fahne führen, wenn sie ins Feld rücken. Die letztern, welche von Hali, Mohammeds Schüler, errichtet worden zu seyn behanpten, waren in ältern Zeiten die angesehenere Classe: jetzt aber sind es die erstern. Die gewöhnlichen Waffen der Spahis sind ein Säbel, eine Lanze und ein Wurfspieß von zwei Fuß Länge (Gerit), den sie mit Kraft und Geschicklichkeit zu werfen verstehn; ein zweiter Säbel, oder vielmehr breiter Degen, ist an dem Sattel des Pferdes angeschnallt; einige führen Bogen und Pfeile, auch Pistolen und Carabiner, aber sie machen von dem Feuergewehr wenig Gebrauch. Dieses Corps ist im Kriege nur ein unordentlicher Haufe, ohne alle Disciplin; sie sind weder in Regimenter noch Compagnien abgetheilt, sondern marschiren truppweise (en peloton). Ihr erster Angriff in der Schlacht ist heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen, aber wenn ihnen dieses nach einem dreimaligen Versuche nicht gelingt, so retiriren sie zerstreut und unaufhaltsam. Außer den oben erwähnten zwei Classen gibt es noch einige

andre Classen, die immer erst beim Anfange eines Kriegs, wenn die Umstände es fodern, geworben werden, und eine angesehenere Classe als alle übrigen, Mutafaraca genannt, die aus ungefähr 500 Mann besteht, deren jeder 40 Asper tägliche Löhnung erhält. Die eigentliche Bestimmung der letztern Classe ist, den Großherrn auf seinen Promenaden und Reisen als Leibwache zu begleiten.

Spalding (Johann Joachim), einer unsrer ehrwürdigsten und verdienstvollsten Theologen, war geboren zu Tribsees in Schwedischpommern den 1. Novbr. 1714, und starb den 26. Mai 1804 als Oberconsistorialrath, Propst und erster Pastor an der Nicolaikirche zu Berlin. Sein Vater, welcher Rector der Schule und nachmals Prediger war, bestimmte ihn zum Theologen. Auch widmete sich der Sohn diesen Studien mit ganzem Eifer auf den Universitäten zu Rostock und Greifswalde; zugleich aber erwarb er sich auch in andern Wissenschaften so gründliche Kenntnisse, daß mehr als eine Laufbahn sich ihm öffnete. Nachdem er in lateinischer und deutscher Sprache Schriften über die Kirchengeschichte, Philosophie und Moral (die letzte aus dem Englischen übersetzt) herausgegeben hatte, stand er von 1745 bis 1747 als königlich schwedischer Gesandtschaftssecretär bei dem Gesandten Rudenskiold in Berlin, ohne darum die Theologie und den Predigerberuf aus dem Auge zu verlieren. Vielmehr nahm er 1749 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedischpommern an, und kam von da 1757 als erster Prediger nach Barth, ebenfalls in Schwedischpommern. Jetzt trat er als populärer theologischer Schriftsteller auf, und sah seine Werke mit dem allgemeinsten Beifall aller Gebildeten gekrönt. Sie zeichneten sich vornehmlich aus durch die lichte, stets consequente Beziehung auf die Moral, mit welcher er die Religion behandelte, und durch seinen reinen gediegenen Styl. Der Ruf seiner Verdienste verbreitete sich bald durch ganz Deutschland, und hatte zur Folge, daß er 1764 zum Pastor Primarius und Propst an der Nicolaikirche in Berlin erwählt wurde, wozu später auch eine Stelle im Oberconsisterium kam. Die mit Milde und Feinheit verbundene Würde, womit er nicht nur seine Aemter führte, sondern auch seine ganze Handelsweise während seines langen Lebens schmückte, erwarben ihm die allgemeinste Verehrung. Vorzüglich groß war sein Wirkungskreis als Prediger, und die Religion erhielt durch seinen Vortrag eine unwiderstehlich eindringende Gewalt, da er auf eine bewundernswerthe, ihm ganz eigenthümliche Art das Edle mit dem Populären, die Herzlichkeit mit den richtigsten Verstandesbegriffen, das Anmuthige mit dem Erhabenen zu vereinigen wußte. Seine Stimme war nicht stark, aber biegsam, in hohem Grade wohllautend, und durch richtige Accentuation verständlich, und ihr war so viel Herzliches beigemischt, daß sie schon deßwegen nicht überhört werden konnte. So wirkte er unermüdet für religiöse Aufklärung und Sittlichkeit, bis er 1788 durch das unter Friedrich Wilhelms III. Regierung erschienene Religionsedict und andere drückende Reformen in Kirchensachen veranlaßt wurde, sein Predigeramt niederzulegen. Die hohe Achtung, in welcher er allenthalben stand, wurde dadurch nur noch vermehrt. In diesem schönen Bewußtseyn, und glücklich als Gatte und Vater erreichte er ein seltenes Alter. Er hatte einen wohlgebauten, dauerhaften Körper; sein fleckenloser Wandel, seine auf die festesten Stützen gegründete Seelenruhe verbreiteten eine schöne Heiterkeit über sein ganzes Leben, und führten ihn bis zu einer der höchsten Stufen des Alters bei wenig geschwächten Kräften des Leibes und der Seele. Als neun-

zigjähriger Greis verschied er, ohne eigentliche Krankheit, sanft und ohne Schmerz. Ausgezeichnete Geistesgaben, edle Anwendung derselben, weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, helle Denkungsart, reine Sittlichkeit, Eifer für die Wahrheit, Sorgfalt in seinen Aemtern, und die schönste Uebereinstimmung zwischen Kraft und Mäßigung durch einen echt geläuterten Geschmack, der sich zu der edelsten Lebensweisheit erhob: das waren die hohen Vorzüge Spaldings. Einfach war seine Religion. Sittliche Ordnung, Güte, Thätigkeit waren ihm die Grundlagen seines Glaubens an Gott und seiner Hoffnung auf Unsterblichkeit. In der Literatur- und Culturgeschichte des nördlichen Deutschlands wird sein Name stets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Resultate seiner Lehre durch Wort und Buchstabe in den Bestrebungen und Ueberzeugungen eines rasch fortschreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar sind. Entschieden sind seine Verdienste um die practische Philosophie und um die fruchtbare Darstellung der Religionslehre. Reiner Eifer für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in der Darstellung, als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen seine Schriften. Von diesen sind die vorzüglichsten seine Predigten, sein Werk über die Bestimmung des Menschen, ferner Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum, über die Nutzbarkeit des Predigtamts, Religion, eine Angelegenheit des Menschen u. s. w. — Sein Sohn, Georg Ludwig Spalding, Professor am berlinisch-cölnischen Gymnasium und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren ebendaselbst 1762, war einer der gründlichsten Philologen unsrer Zeit, der in der alten und neuen Literatur umfassende Kenntnisse besaß, und sich als Lehrer durch seine strenge Methode große Verdienste erwarb. Wir besitzen von ihm eine sehr schätzbare Ausgabe des Quintilian, an deren gänzlicher Beendigung ihn jedoch sein 1811 erfolgter Tod hinderte. Minder befriedigend ist seine Ausgabe des Panegyricus des Isokrates. Auch verdanken wir ihm die Herausgabe der Selbstbiographie seines Vaters. Seine Gedichte, bei denen ihm Haller zum Vorbild gedient hat, sind correct und moralisch, aber steif und kalt.

Spallanzani (Abbate Lazaro), ein berühmter Naturforscher und Physiker, geboren zu Scandiano bei Reggio in Italien 1729, studirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften zu Reggio, Pavia und Modena, und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge von Zuhörern und Bewunderern an. 1779 durchreis'te er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reise nach Constantinopel, Corfu und Cypern, und beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geologischer und naturhistorischer Hinsicht. Nachdem er auch die Ruinen von Troja und einen Theil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien, zu dem Kaiser Joseph II., und von dort zurück nach Pavia, wo er das Museum mit mineralischen Seltenheiten der Vulcane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 eine Reise nach beiden Sicilien und mehreren Theilen der Apenninen unternahm. Er starb den 12. Febr. 1799. Durch die Beschreibung dieser Reisen (Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini), die auch ins Deutsche übersetzt ist, hat er sich um die

Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, über die Infusionsthierchen, über den Kreislauf des Bluts, und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eigenen Sinn sind gleichfalls für die Naturforscher von der größten Wichtigkeit. Von Charakter war Spallanzani überaus mäßig, wohlthätig und theilnehmend, und ein sehr geistreicher angenehmer Gesellschafter.

Spangenberg (Georg August), gestorben 1806 als Professor der Rechte zu Göttingen, wo er im J. 1738 geboren war, und in der Folge auch seine akademischen Studien vollendet hatte. Nachdem er von 1761 bis 1766 Führer zweier Grafen von Stolberg-Stolberg gewesen, erhielt er 1771 eine außerordentliche, und 1784 eine ordentliche Professur der Rechte zu Göttingen. In der gelehrten Welt machte er sich durch seine Besorgung der Gebauerschen Ausgabe des Corpus juris civilis, Tom. II, Goetting. 1776-97, 4. bekannt. Seine Gattin, eine geborne Wehrs, welche 1808 starb, zeichnete sich durch Bildung und Kenntnisse aus, und nahm nicht nur an mehreren gelehrten Zeitschriften Theil, sondern war auch eine gefühlvolle Dichterin; ihre zum Theil religiösen Gedichte stehen in Musenalmanachen zerstreut, meistens mit der Unterschrift Aemilie.

Spanheim (Ezechiel), ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, geboren zu Genf 1629. Er folgte 1642 seinem Vater nach Leyden, wo Salmasius und Heinsius ihm Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Schon 1651 ernannte ihn seine Vaterstadt zum Professor der schönen Wissenschaften und wählte ihn 1652 in den großen Rath. Sein Ruf bewog den Churfürsten von der Pfalz, ihn zu sich einzuladen und ihm die Erziehung seines Sohnes anzuvertrauen. Spanheim benutzte zugleich diese Lage, sich mit dem deutschen Staatsrechte gründlich bekannt zu machen. Nachdem er Italien besucht und dort seine Studien des Alterthums, besonders auch der Münzkunde, mit Eifer fortgesetzt hatte, kam er 1665 nach Heidelberg zurück und trat bald darauf mit Bewilligung seines Fürsten in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, als dessen außerordentlicher Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ward er zum Staatsminister ernannt, und wohnte den Friedensverhandlungen zu Ryswick bei. Der neue König von Preußen ernannte ihn zum Freiherrn und schickte ihn als außerordentlichen Gesandten an die Königin Anna, wo er den ehrenvollsten Empfang fand. Er starb in England im J. 1710. Spannheim besaß umfassende und gründliche Gelehrsamkeit und hat sich vornehmlich als Antiquar und Kritiker berühmt gemacht. Sein Werk de usu et praestantia numismatum antiquorum (4° 1664 und 2 Bde Fol. 1717), so wie seine Ausgabe und seine französische Uebersetzung der Cäsaren des Kaisers Julian mit Anmerkungen sind sehr geschätzt. Seine Anmerkungen zum Callimachus und andern Schriftstellern, so wie seine Abhandlungen über antiquarische Gegenstände in Grävius Thesaurus sind treffliche Bereicherungen der kritischen Literatur. — Sein Bruder, Friedrich Spanheim, geb. zu Genf 1632, hat sich als gelehrter Theolog berühmt gemacht. Er studirte zu Leyden, lehrte zu Heidelberg und seit 1670 zu Leyden und starb 1701. Seine Werke, unter denen besonders die auf die Kirchengeschichte bezüglichen geschätzt werden, sind in 3 Foliobänden erschienen. — Der Vater von beiden, Friedrich Spanheim, nimmt ebenfalls unter den gelehrten Theologen seiner

Zeit einen ehrenvollen Platz ein und hat viele Schriften hinterlassen.

Spanien bis 1808. Die Natur des Bodens und die Lage der pyrenäischen Halbinsel haben auf das Schicksal und den Charakter der hispanischen Völker einen wesentlichen Einfluß gehabt; daher gehe hier das **Naturbild** des Landes seiner Geschichte und der Darstellung seines gegenwärtigen Zustandes voraus. — Spanien liegt, von Frankreich und Europa durch den Pyrenäen-Wall abgesondert, durch drei Meere hingegen (das mittelländische, atlantische und biscayische) mit den Hauptstraßen des Seehandels verbunden, und durch Gebirgs- und Flußgränzen von Portugal getrennt, innerhalb des 8. und des 21. Längengrades östlich vom ersten Meridian, unter dem schönen Himmel des 36. bis 43. (47°) Breitengrades, wo die längsten Tage (zu Cadix) $14\frac{1}{2}$ bis $15\frac{1}{2}$ Stunde (zu Bilbao) dauern. Nach seinem Flächenraume (8910 Q. M.) ist es das sechste unter den großen europäischen Ländern. Der Meerbusen von Biscaya öffnet es dem nordischen Handel; die Meerbusen von Alicante und Rosas, nebst den Balearen, bieten den Kauffahrern aus Italien, der Levante und Nordafrika, sichere Häfen und Rheden; der Meerbusen von Gibraltar und die dritthalb Meilen breite Straße würden ihm die Bewachung der uralten Hercules-Pforte, des Seethors des mittelländischen und atlantischen Meeres, anweisen, wenn es jene Felsenburg im Angesichte Afrika's zu behaupten gewußt hätte. Doch zeigen ihm die Baien von Corunna und Cadiz den Seeweg durch das Weltmeer nach beiden Indien, und die Mittel, Portugal zu überflügeln. Unter den hundert Wegen, die über die Pyrenäen nach Frankreich führen, sind nur drei fahrbar, und zwei für Maulthiere gangbar. Der bequemste geht von Vittoria über Irun und die Bidassoa nach St. Jean de Luz und Bayonne; ein andrer von Pampeluna nach St. Jean de Pie de Port; ein dritter von Gerona nach Perpignan. Von den **Pyrenäen** (s. d. A.), deren Thalgewinde Spaniens Gränzländer bedeckt, ziehn sich im Norden die cantabrischen Gebirge durch Asturien nach Galizien, wo sie mit dem Cap Finis terre in das atlantische Meer abfallen. Südöstlich streicht die Sierra d'Occa, von welcher fünf Gebirgsäste fast gleichweitig von Osten nach Westen laufen, und die Flußgebiete des Minho (die Nordgränze von Portugal), Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir abgränzen; zwei davon aber südwestlich die äußersten Spitzen von Europa (die Insel Tarifa) bilden. In südöstlicher Richtung fallen die Stromthäler des Xucar und Ebro ab. Jene Sierra's, unter denen die Somo-Sierra, die Guadarrama, die S. Morena, die Alpuxarras, die S. Nevada, und die S. de Ronda die bekanntesten sind, umgürten die Ebenen von Castilien und la Mancha (die höchsten in Europa von solchem Umfange nach Humboldt) mit starken Bollwerken, und trennen selbst die Bewohner der verschiedenen Landtheile in sittlicher Hinsicht. So scheint das Land aus mehrern großen verschanzten Feldlagern zu bestehen, und ganz für den Stellungs-, vorzüglich aber für den kleinen Krieg geschaffen zu seyn. Daher aber auch der Mangel an Bewässerung, ungeachtet der 150 größern Flüsse, wovon die wenigsten schiffbar sind. Außer dem Albufera in Valencia gibt es keine bedeutenden Seen, Moräste aber nur im Gebiete des Guadiana. Die Morastinseln im **Quadalquivir** werden jetzt (1819) von einer besonders dazu eingerichteten Gesellschaft ausgetrocknet, mit verschiedenen Bäumen und selbst mit Kaffeestauden bepflanzt. Die trockne, reine Gebirgsluft macht die Bewohner stark

von Brust und Nerven; an den Küsten thut dies die See; doch weht auch oft von Afrika her nach Südspanien der betäubende Solano. Schnee liegt auf den Gebirgen, selbst vor den Augen der Hauptstadt, noch im Juli. Madrid selbst liegt mitten in einer Ebene, und dennoch funfzehnmal höher als Paris. Aber mit üppiger Kraft treibt bei geringer Hülfe, wo nur Wasser nicht fehlt, der Boden gesunde Pflanzen in Menge hervor, dabei nahrhafter als irgendwo. London ist der große Fruchtmarkt des südlichen Spaniens. Die edelsten Weine wachsen für das Ausland bei Alicante, Malaga, Xerez u. a. a. O., für die Castilianer aber in reichem Ueberfluß der feurige Mancha, besonders der Valdepeñas; doch zu weit entlegen von der Küste, um ausgeführt werden zu können. Der Ackerbau ist, ungeachtet der vielen ökonomischen patriotischen Vereine, in Verfall seit der Vertreibung der Mauren. Kaum $\frac{2}{3}$ des tragbaren Bodens werden benutzt. In Valencia bringt der Weizen 20 bis 40fältige Frucht. Der andalusische Weizen ist theurer auf dem spanischen Markte, als der nordische, weil er besser ist. Noch sind Haupterzeugnisse Oliven, Safran, Anis, Kümmel, Kork, Spartum, Soda u. a. m. In den wärmern Gegenden gedeiht das Zuckerrohr und der Banana-Baum. Selbst die Steppen oder Länder sind mit wohlriechenden Kräutern und Sträuchern bedeckt. Dagegen sind nicht hinlänglich vorhanden Holz (ausgenommen in den Küstenprovinzen), das z. B. in Madrid nach dem Gewicht gekauft wird, und Getreide, mit Ausnahme der Gerste. Für die Mesta (Eigenthümer der Heerden) gewinnreich, aber dem Landbau nachtheilig sind die Merinos, jetzt kaum noch 4 Millionen wandernder Schafe *). Valencia gewinnt viel Seide; Andalusien zieht vortreffliche Pferde; doch sind die Stutereien nicht mehr die vorigen. Auch Maulthiere gibt es von vorzüglicher Güte. Die Gold- und Silberminen werden seit Jahrhunderten schon nicht mehr benutzt; doch baut man auf Eisen, Kupfer, Zinn und Blei. Silbergruben werden zu Guadalcanal in der Sierra Morena benutzt, und das Quecksilberbergwerk zu Almaden in La Mancha ist reichhaltig, doch für den Bergbau in Amerika nicht hinreichend. Es fehlt nicht an See-, Quell- und Steinsalz, und mineralische Quellen findet man an mehreren Orten. — Die *hispanische Nation* ist ein Volk, das, aus *celtisch-iberischen* Urstoffen entsprossen, theilweise mit punisch-carthagischen, dann mit römischen Ansiedlern vermischt, hierauf von germanischem, besonders gothischem Blute durchdrungen, endlich maurische Bestandtheile in sich aufnahm. Indem es aber die letzteren größtentheils wieder ausstieß, ging es, nach vielfach heißem Kampfe der nordischen und der südlichen Natur, durch den ritterlichen Geist des Mittelalters und durch den Sieg der römischen Kirche über das Judenthum und den Islam, bei fortwährendem Ringen nach einer auf den Naturgränzen des Landes ruhenden Selbstständigkeit, neugestaltet, aus blutiger Trennung als ein Ganzes hervor, doch so, daß

*) Ihre Ausfuhr ist jetzt verboten. Im Kriege waren die schönsten Heerden eingegangen. Auf Verlangen der Grundeigenthümer hatten die Cortes die Schaftrift sehr beschränkt. Die neuen königl. Begünstigungen derselben (eine Folge der großen Majoratsbesitzungen) haben den Beifall der Grundeigenthümer nicht, welche seit dem Kriege den Acker- und Wiesenbau der Schafzucht vorziehn. Im Ganzen ist der Gewinn der Majorate auf ihre edlen Schafe von 10 — 8 Realen für jedes auf 5 gefallen.

es noch jetzt die Spuren einer zweitausendjährigen Zeit in sich bewahrt. Celtisch-gothischer Trotz und südliche Gluth, germanischer Freiheitssinn und Römerstolz, in den verschiedenen Völkern der Halbinsel vielfach schattirt, bewegen noch immer den Nationalgeist, und treiben ihn an, alles fremdartige von sich abzuhalten. I. Rom und Carthago sammelten und übten in Spanien ihre Streitkraft. Sagunt kämpfte 219 vor Chr. gegen Hannibal, wie Xativa 1707, und Barcelona 1714 nach Chr. gegen Philipp V., und Saragossa 1808 und 1809 gegen Napoleon. Mehr als ein römisches Heer fand hier den Untergang. Der Lusitane Viriathus widerstand an der Spitze seiner Landsleute der römischen Kriegskunst, bis er durch Meuchelmord fiel (140 v. Chr.). Hierauf trotzte Megara an der Spitze der Celtiberer in Numantia vierzehn Jahre den römischen Waffen, bis Scipio der Jüngere (133 vor Chr.) nur über die Asche der Stadt triumphirte, deren Einwohner sich selbst verbrannt hatten. Dann ward das in sich fest verwahrte Land der Zufluchtsort mehrerer in Rom gestürzten Volkshäupter. So lebte der Marianer Sertorius in Lusitanien bis 72 vor Chr.; so die Söhne des Pompejus in Hispania Bätica gegen Cäsar 45; und Sextus Pompejus, der dem Sieger bei Munda entrann, unter den Celtiberern. Erst nach zweihundertjährigem Kampfe, als Augusts Feldherr Agrippa die Cantabrer besiegte 25 vor Chr., unterlag ganz Spanien der Macht Roms. Damals gründete August selbst die Colonien Caesar Augusta (Saragossa) und Augusta Emerita (Merida). Seine Rückkunft besang Horaz III., 14. Vierhundert Jahre hindurch wurzelte römische Sitte und Sprache in den hispanischen Provinzen, welche schon zu Cäsars Zeit eine Bevölkerung von 40 Millionen gehabt haben sollten. Merida z. B. stellte eine Besatzung von 90,000 M.; Tarragona hatte 2½ Mill. Einwohner; Männer, wie Seneca, Lucan, Trajan und Theodos der Große waren geborne Spanier. Nur in Cantabrien erhielt sich die celtische Sprache, noch jetzt in Biscaya kennbar. II. Mit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts begann für Spanien die Zeit der Westgothen. Dieses germanische Volk drängte die Vandalen, von denen Andalusien den Namen erhielt, nach Afrika, und besiegte die Sueven, welche sich in Galizien bis 585 behaupteten. Der kühne Wallia gründete schon 419 das Reich der Gothen in Spanien, welches der große Eurich erweiterte, und 484 durch Gesetze befestigte. Unter Reccared I. erhob sich durch die Einführung des catholischen Glaubens 586 die verdorbene römische Landessprache über das Gothische, und seitdem beruhte die Einheit der hispanischen Völker auf ihrem Catholicismus und dem politischen Einflusse ihrer Geistlichkeit. Aber nach 125 Jahren rief Alarichs bei der Königswahl übergangene Familie die Araber aus Afrika herbei. — III. König Ruderich fiel in der Schlacht gegen Tarif bei Xeres de la Frontera in Andalusien (711), und der größte Theil von Spanien — bis 756 eine Provinz des Khalifats der Abassiden zu Bagdad, — ward unter den Ommajaden ein eignes Khalifat zu Cordua, bis 1038, wo einzelne Statthalter sich unabhängig machten und Könige nannten. So regierten arabische Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend; doch behielten die Christen vorzüglich unter den Morabethen freie Religionsübung; auch ließen die Araber ihren neuen Unterthanen (Mozaraber, d. i. unechte Araber genannt) ihre Sprache, Gesetze und Obrigkeiten. Zu gleicher Zeit breiteten sich die Juden sehr in Spanien aus. Unterdessen be-

haupteten die Westgothen, — den Helden Pelayo und dessen Nachkommen zu Gijon, dann zu Oviedo, endlich (906) zu Leon, an ihrer Spitze, — in den Gebirgen Asturiens und Galiziens ihre Freiheit. Denn indem sich die maurischen Staaten durch Stammwechsel und innere Trennung schwächten, gelang es den christlichen Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, bis nach dem großen Siege, den die vereinten christlichen Fürsten bei Tolosa in der Sierra Morena 1220 über die Almohaden erfochten, den Arabern zuletzt nur das Königreich Granada blieb, welches aber auch 1246 die castilische Lehnshoheit erkennen mußte, bis es 1491 von den catholischen Königen, Ferdinand und Isabella erobert ward. In der arabischen Periode blühten in Spanien Landbau, Künste und Wissenschaften. Auch die Volksmenge war beträchtlich. In Tarragona lebten 80,000 Familien oder 350,000 Einw. Die Stadt Granada enthielt in 70,000 Häusern 250,000 Bewohner, und stellte 50,000 Krieger. Ihr Handel blühte. Die Ommajaden standen mit den byzantinischen Kaisern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordua u. a. a. O. wurden von den Christen besucht, als Sitze der griechisch-arabischen Literatur und der Aristotelischen Philosophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers u. a. m. (S. Murphy's Prachtwerk über die Arabian antiquities of Spain. Lond. 1816, und die aus noch unbenutzten Quellen von Shakspeare und Horne dazu verfaßte Introduct. to the History of the Mahometan Empire in Spain.) Unter den gothischen Spaniern hingegen erhob sich der ritterliche Muth religiöser Begeisterung, welche zur Stiftung mehrerer Ritterorden Veranlassung gab. Der große Cid (s. d.) oder Don Rodrigo Diaz de Vivar el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, wurde der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. (Er starb zu Valencia 1096. S. Johannes von Müllers Werke VIII.) Der romantische Aufschwung eines Nationalgefühls, das im Glauben und in der Kirche seine Stütze fand, rettete die einzelnen christlich-gothischen Staaten, Navarra, Aragonien und Asturien, aus vielen innern und äußern Gefahren. Die Grafschaft Castilien, anfangs Burgos genannt, wurde 1028 ein eigenes Königreich, und Ferdinand I. vereinigte mit demselben Leon nebst Asturien, durch Vermählung 1035. Für ihn eroberte der große Cid ein Stück von Portugal. Das Königreich Navarra bestand schon seit dem 9ten Jahrhunderte. Mit ihm gränzte Carls des Großen spanische Mark, oder das den Arabern bis an den Ebro entrissene Land südlich von den Pyrenäen. Hier regierten in der Grafschaft Barcelona, oder dem jetzigen Fürstenthum Catalonien, angesehene fränkische Vasallen, bis einer derselben, Raymund V., durch Vermählung König von Aragonien 1135 wurde, dessen Mannsstamm daselbst 258 Jahr regierte. Damals eroberte Alphons VI. (er starb 1109), König von Leon, Castilien und Galizien nebst Portugal bis an den Mondego, das arabische Reich Toledo, oder Neucastilien; doch überließ er Portugal (s. d. A.) seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund. Noch mehr that Ferdinand III., der Heilige. Er eroberte Cordua, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadiz, und machte sich Granada lehns- und zinsbar. Insbesondre wurde er 1252 der eigentliche Gründer des castilianischen Staats, durch das Gesetz der Untheilbarkeit und der Erstgeburt. Doch blieb das Ganze ein unvollkommner Verein einzelner Länder, indem die zweiundzwanzig Provinzen, welche das Königreich Castilien ausmach-

ten, nur nach und nach an Leon und Burgos angereiht worden waren. Die innere Ausbildung aber wurde durch fehlerhafte Einrichtungen, besonders der Steuern, durch übermächtige Vasallen, schlechte Könige und Familienstreitigkeiten sehr gehindert, so daß auch der dritte Stand in Castilien 200 Jahre später (nicht vor 1325) und mit wenigern Vorrechten aufkam, als in Aragonien. Indeß schränkten die Cortes, oder die Reichsstände, welche aus der Geistlichkeit, dem hohen Adel, den Ritterorden und (18) großen Städten (Ciudades) bestanden, die königliche Macht ein, ohne daß dadurch ein gesetzmäßiger Zustand befestigt wurde. In Aragonien hingegen (seit 1035 ein Königreich) das Alphons I., der Schlachtengewinner, nach Saragossa's Eroberung 1115, ganz besaß, hob sich, zuerst unter allen europäischen Staaten, der dritte Stand, schon vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts, und es bildete sich daselbst eine festere politische Ordnung. Die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Ständen, oder diese unter einander entschied ein Oberrichter, Justitia genannt. (S. Mariana Teoria de las Cortes etc. Madr. 1812.) Daher und durch die Weisheit seiner Könige wurde das Land blühend. Aragonien begriff, außer dem schon 1135 damit verbundenen Catalonien nebst Cerdagne, auch noch die Grafschaft Roussillon, Montpellier, die Balearen oder Majorca seit 1220 fg. (wo jedoch von 1276 bis 1344 eine Seitenlinie regierte); ferner Valencia seit 1238, Sicilien seit der sicilianischen Vesper (s. d.) 1282, und Sardinien seit 1326. Indeß bildeten, nach Jacobs II. des Gerechten Anordnung vom J. 1319, nur die Staaten Aragonien, Catalonien und Valencia, jedes mit seiner eignen Verfassung, eine ewige Vereinigung. Nach manchem Regenten- und Länderwechsel legte die Vermählung des Prinzen Ferdinand von Aragonien (s. Ferdinand V., der Catholische) mit Isabellen, der Erbin von Castilien, im J. 1469, den Grund zur Vereinigung der Krone von Castilien und Aragonien. Diese erfolgte mit Ferdinands Thronbesteigung im J. 1479. — IV. Spanien hatte damals eine Bevölkerung von ungefähr 14 Millionen, die aber durch Sitten und Gesetze vielfach getrennt waren. Es begann daher jetzt für sie eine gänzliche Umbildung zur Nationaleinheit, welche drei Menschen von solcher Kraft und solchem Charakter, wie Isabella, Ferdinand und Ximenez waren, die 43 Jahre nach einem Plane arbeiteten, wohl gelingen mußte. Zuerst ward durch eine strenge Rechtspflege und durch die Einrichtung der Hermandad der allgemeine Landfriede hergestellt. Insbesondre gewann aber die königliche Macht an Kraft und Umfang durch die Einführung des Inquisitionsgerichts 1484, und durch die Verbindung der Großmeisterthümer der drei großen castilianischen Ritterorden mit der Krone. Granada ward nach einem zehnjährigen Kampfe erobert 1491; bald darauf nahm aber die für Spanien so verderbliche und im Verfahren eben so ungerechte als grausame Verfolgung der Juden und Mauren ihren Anfang. Sie sollten sich taufen lassen, oder Spanien räumen. Bis dahin hatte in Spanien Toleranz geherrscht. Fürsten und Edle kämpften einst sogar für die Albingenser, und Aragoniens Könige trotzten schon im 13ten Jahrhundert dem päpstlichen Bannfluche. Durch jenes Verfolgungssystem aber wurden jetzt Ruhe und Wohlstand im Innern zerrüttet. Auch zog die im J. 1492 von Isabelle durch Christoph Colon ausgeführte Entdeckung Amerika's die Thätigkeit der Nation vom Anbau des Mutterlandes immer mehr ab, und Habsucht mit Fanatismus gepaart erschuf in Westindien ein unvernünftiges Colonialsystem. Un-

berhaupt nahm Spaniens Politik unter Ferdinand dem Catholischen bei der Erwerbung von Neapel, der Ligue von Cambray und der Eroberung des diesseitigen Navarra, den Charakter der Hinterlist und Länderſucht an, ſo feſt übrigens der Kriegsruhm der Nation durch einen der erſten Feldherrn ſeines Zeitalters, Gonzalo Fernandez von Cordova, und durch des großen Ximenez (ſ. d. A.) Feldzug in Nordafrika gegründet ward. Als nun der mit Philipp von Burgund vermählten Infantin Johanna Sohn, Carl I., (als Kaiſer in Deutſchland V. ſ. d. A.) ſeinem Vater in den Niederlanden, ſeinem mütterlichen Großvater 1516 in Spanien, und ſeinem väterlichen Großvater in den öſterreichiſchen Erblanden 1519 gefolgt, als der Aufſtand des Volks in Valencia und Majorca, beſonders in Caſtilien 1520, wo der dritte Stand eine freiere Verfaſſung foderte, mit Hülfe des Adels unterdrückt, und der wichtigſte Theil der bisherigen Nationalrechte durch die Trennung der ſtändiſchen Berathungen vernichtet war, ſo erhob ſich Spanien in den vier Kriegen, die Carl mit König Franz I. von Frankreich führte, und durch die er Mailand erwarb, zur erſten militäriſchen und politiſchen Macht in Europa. Der Sieg bei Pavia am 24. Febr. 1525, nach welchem Franz I. Carls Gefangener in Madrid bis zum Frieden von Madrid (14. Januar 1526) war, und Carls glorreicher Zug nach Nordafrika im J. 1535, verbreiteten den Ruhm der ſpaniſchen Waffen in ganz Europa. Doch floſſen die Reichthümer des von Cortez ſeit 1518 eroberten Mexiko, und des von Pizarro und Almagro ſeit 1528 eroberten Peru und Chili jetzt bei weitem noch nicht hinreichend in die königliche Schatzkammer, ſo daß die Kroneinkünfte erſchöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Dagegen beförderte die 35jährige Verbindung Deutſchlands mit Spanien den Völkerverkehr beider Länder. Allein die Kraft der gewaltigen Monarchie ward, ohne einen großen Plan, erſchöpft in 42jähriger Herrſchſucht von Philipp II. (ſ. d. A.). Tyranniſcher Druck und Glaubenszwang, Krieg und Aufruhr riſſen die Niederlande los und entvölkerten die übrige Monarchie, ohne daß die Eroberung von Portugal (ſ. d. A.), das mit Spanien von 1581 bis 1640 verbunden blieb, den Verfall des Reichs aufgehalten hätte. England und Holland ſiegten über Spaniens Seemacht und Handel, und Philipp ſtarb 1598, wie ein bankbrüchiger Schuldner. Unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, Philipp III. (ſtarb 1621), Philipp IV. (ſtarb 1665) und Carl II. (ſtarb 1700), riſſen die Mißbräuche in der Verwaltung immer tiefer ein. Eine unheilbare Wunde ſchlug dem Lande die Vertreibung von 600,000 Moriscoes im J. 1609. Ueberhaupt betrug der Verluſt an Menſchen, den Spanien durch die Verfolgung der Araber erlitt, gegen 2 Mill. und der durch die Vertreibung der Juden gegen 800,000 Menſchen. Auch wurden die ſüdlichen Küſten durch die fortwährenden Raubzüge der nordafrikaniſchen Corſaren entvölkert; daher belief ſich im J. 1688 die Volksmenge in Spanien nur noch auf 12 Mill. Günſtlinge, wie Lerma und der Graf von Oliva, ſpielten ſtolz oder leichtſinnig mit den Kräften des Reichs. Strenge Mittel, die Olivarez anwenden wollte, erregten Aufruhr, und Mazarin nöthigte Spanien im pyrenäiſchen Frieden 1659, die Ueberlegenheit Frankreichs anzuerkennen. Es verlor hierauf im aachner Frieden 1668 und im nimwegiſchen 1678 und durch die Reunionen Ludwigs XIV. mehrere Plätze in den Niederlanden und die Franche Comté. Nach dem Tode Carls II. aber im J. 1700 ſank die Monarchie in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ganz von ihrer alten Höhe herab, und die Volksmenge,

welche im J. 1688 in Spanien noch 8 Mill. betrug, verminderte sich in den ersten 14 Jahren des 18ten Jahrhunderts bis auf 6 Mill. — V. Carl II., der letzte spanische Habsburg, hatte in seinem zweiten Testamente den zweiten Enkel seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sogenannten Partage-Tractate beschlossene Theilung der spanischen Monarchie zu verhindern. Ludwig XIV. erkannte seinen Enkel Philipp als König nach dem Testamente an. Dagegen nahm der österreichische Habsburg, Kaiser Leopold I., aus mehrern Verwandtschaftsgründen, ebenfalls die ganze spanische Monarchie in Anspruch, während Wilhelm III., König von England und Erbstatthalter von Holland, aus Gründen des europäischen Gleichgewichts für die Theilung der Monarchie entschieden blieb. Ludwigs XIV. Anmaßungen riefen endlich England zum Kampf heraus. So entstand der 12jährige spanische Erbfolgekrieg, (s. Eugen, Marlborough, Utrechter Friede) in welchem der Bourbon Philipp V., nach manchem Wechsel des Glücks, durch Berwicks und Vendome's Siege gegen Carl von Oesterreich (nachmals Kaiser Carl VI.) auf dem spanischen Throne sich behauptete. Allein im utrechter Frieden 1713 mußte er die spanischen Nebenländer in Europa, Neapel, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Oesterreich, und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten, und in Saragossa 1720. Nur Biscaya und Navarra behielten einige herkömmliche Freiheiten. In den auswärtigen Angelegenheiten verwirrte des Cardinals Alberoni (s. d. A.) Ehrgeiz (1717 flg.) nur kurze Zeit Europa. Doch erlangte Spanien 1735 wieder den Besitz von beiden Sicilien für den Infanten Carlos, so wie 1748 den von Parma für den Infanten Philipp. Neapel und Sicilien wurden einem nachgebornen spanischen Bourbon abgetreten. Unter Carls III. rühmlicher Regierung (1759—1788) verwickelte der Bourbonsche Familientractat von 1761 Spanien zu seinem Nachtheil in den französisch-englischen Krieg. Auch mißlangen die Unternehmungen gegen Algier, und im Kriege von 1779—1783 die Belagerung von Gibraltar. Doch störte dieß den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda, Campomanes, Olavides und Florida Blanca arbeiteten. Sie sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Daher nahm die Volksmenge wieder zu. Nach der Zählung von 1768 belief sie sich auf 9,300,000 und 1789 auf 10,061,000 Menschen. Auch die Inquisition ward beschränkt und der geheime Widerstand der Jesuiten durch die pragmatische Sanction vom 2. April 1767, welche sie aus allen spanischen Ländern verwies und ihre Güter einzog, mit einem Schlage vernichtet. Dieser Fortschritt zum Bessern war in Spanien auch unter Carls IV. Regierung (1788 — 1808) sichtbar bis 1792, in welchem Jahre mit D. Godoi, Herzog von Alcudia (s. d. A.) eine Günstlingsregierung eintrat, die bei der Einwirkung der französischen Revolution eben so planlos als nachtheilig für den Staat zur größten Erbitterung der Nation geführt wurde, so daß im J. 1808 der Sturz des glücklichsten und stolzesten Günstlings der neuern Zeit den Fall des königlichen

Hauses selbst zur unmittelbaren Folge hatte. Anfangs nahm Spanien mit hoher Begeisterung und großer Anstrengung — die freiwilligen Beiträge der Nation zu den Kriegskosten beliefen sich auf 73 Mill. Fr. — an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; allein der Günstling, welcher aus seinem Palaste den Krieg leiten wollte, verdarb alles, und eilte, den basler Frieden 1795 abzuschließen, in welchem Spanien seine Hälfte von St. Domingo abtrat, worauf Alcudia die Herrschaft und den Titel eines Fürsten de la Paz erhielt. Dann schloß er mit der Republik, deren Häupter ihn mit der Aussicht äfften, ein spanischer Prinz könne den französischen Thron besteigen, den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von St. Ildefons 1796, und erklärte den Krieg an England; allein zur See geschlagen, verlor Spanien durch den Frieden von Amiens Trinidad 1802. Bei der gänzlichen Unterbrechung seines Colonialverkehrs vermehrten sich die Auflagen und Schulden, während der Staatscredit immer tiefer sank. Zwar zog sich der Fürst von der Leitung der Geschäfte zurück; allein sein Verwandter Cevallos ward, nach des talentvollen Urquijo Verbannung, 1800 erster Minister; der Fürst behielt seinen Einfluß und stieg zu höhern Würden empor. Er lehnte sich jetzt an Napoleons Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde, das im Frieden zu Badajoz Olivenza an Spanien abtreten mußte, während Frankreich Parma in Besitz nahm, dessen Herzog zum König von Etrurien erhoben wurde (1801), wofür aber Spanien Louisiana an Napoleon abtrat, der diese wichtige Provinz 1803 an die vereinigten Staaten verkaufte. Als hierauf Carl IV. im Kriege Englands mit Frankreich 1803 seine Neutralität durch monatlichen Tribut von Napoleon erkaufte, griffen die Engländer die spanischen Fregatten an, welche das Gold aus Amerika nach Cadix brachten (im Oct. 1804); und das durch vielfache Noth, Theurung und die Pest des gelben Fiebers niedergedrückte Spanien mußte deshalb den Krieg an England erklären. Die Niederlage bei Trafalgar am 21. Oct. 1805 (s. d. A.) zerstörte seine Seemacht; der kühne Miranda reizte im spanischen Amerika das Gefühl nach Unabhängigkeit auf (seit 1806) und Napoleon stürzte den Thron der Bourbons in Neapel um. Alles aber, was in der innern Verwaltung Zweckmäßiges, selbst zur Beschränkung der Macht der Geistlichkeit gethan wurde, geschah nicht selten willkürlich oder gewaltsam, und bezog sich doch nur zuletzt auf die Anstrengung der Streitkraft des Landes für Frankreich. Daher stieg der Unwille in allen Ständen über den Stolz des Emporkömmlings immer höher; und schon im J. 1806 sah der unbefangene Beobachter in Spanien den Ausbruch des Hasses und der Erbitterung des Volks im allgemeinen Aufstand voraus. Jetzt suchten die unzufriedenen Großen durch den Prinzen von Asturien dem Könige über die Lage des Reichs die Augen zu öffnen. Hieraus entstand der Prozeß vom Escorial, welcher den Aufruhr in Aranjuez und die gänzliche Umwälzung des Landes zur Folge hatte. (Ueber die spanische Geschichte sind neuere Werke: Desormeau: Abrégé chronolog. de l'hist. d'Espagne, und W. Coxe Memoirs of the Kings of Spain of the House of Bourbon (1700—1788). Sec. Edit. Lond. 1815. (S. den folgenden Art.).

Spanien seit 1808. Der Fürst de la Paz hatte durch einen am 3. Oct. 1806 an die Nation erlassenen Aufruf zu einer allgemeinen Bewaffnung Napoleons Vertrauen auf die Ergebenheit der spanischen Regierung unwiederbringlich zerstört. Um Spanien da-



her zu schwächen, versetzte der französische Kaiser ein spanisches Heer unter Romana nach Dänemark, und ein anderes unter Ofarill nach Toscana. Hierauf schloß er mit dem Fürsten de la Paz, dessen Unterhändler der Staatsrath Izquierdo war, zu Fontainebleau (27sten October 1807) einen geheimen Theilungsvertrag über Portugal, nach welchem die Königin von Etrurien, welche Toscana im Dec. 1807 an Frankreich überlassen mußte, die Provinz zwischen dem Minho und Duero als Entschädigung, und der Prinz de la Paz Alentejo und Algarbien als ein souveraines Fürstenthum erhalten, das übrige Portugal aber bis zum allgemeinen Frieden von Frankreich besetzt bleiben und nur gegen Gibraltar und Trinidad dem Hause Braganza wiedergegeben werden sollte. Dann wollte Frankreich die portugiesischen Colonien mit Spanien theilen, und der König von Spanien den Titel eines Kaisers von Amerika annehmen. Diesem Vertrage zu Folge rückte ein französisches Heer von 28,000 Mann, das von Spanien verpflegt wurde, in Spanien ein, zu welchem ein spanisches von 11,000 Mann stieß. Zugleich sollten 10,000 Spanier die Provinz zwischen dem Minho und Duero nebst Oporto, und andre 6000 Alentejo und Algarbien besetzen. Noch zog Frankreich ein Heer von 40,000 M. zusammen, um nöthigen Falls durch Spanien nach Portugal zu marschiren. Indem Napoleon schon durch diesen Tractat Spanien in Fesseln legte, sah er seine Entwürfe durch den Zwiespalt in der königlichen Familie begünstigt. Der Prinz von Asturien hatte sich geweigert, die Schwägerin des Fürsten de la Paz zur Gemahlin zu nehmen. Um sich gegen die Ränke des beleidigten Günstlings sicher zu stellen, schrieb er auf den Rath seines ehemaligen Lehrers Escoiquiz, Erzdechanten zu Toledo, aus dem Escorial (11. Oct. 1807) an den Kaiser Napoleon, um seinen Schutz und die Hand einer Nichte desselben sich zu erbitten. Napoleon beantwortete diesen Brief erst den 16. April 1808, als der Prinz sich auf dem Wege nach Bayonne befand. Zugleich hatte der Prinz eine Vorstellung an seinen Vater aufgesetzt, über die Fehler in der Staatsverwaltung, und den König darin gebeten, vor den Eingebungen seiner Vertrauten auf der Hut zu seyn, und dem Prinzen einige Theilnahme an den Geschäften zu erlauben. Die Königin gerieth bei dieser Entdeckung außer sich; der Prinz wurde verhaftet, hierauf auch seine Rathgeber, Escoiquiz und der Herzog von Infantado. Carl IV. aber schrieb auf des Fürsten de la Paz Rath (d. 20. Oct.) an den Kaiser Napoleon, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sey daher mit dem Verluste der Thronfolge zu bestrafen. Ein königl. Decret vom 30. Oct. machte das Verbrechen des Sohnes der Nation kund. Allein die niedergesetzte Junta sprach einmüthig den Prinzen und die übrigen Verhafteten frei; daher veranlaßte der Günstling den Prinzen von Asturien, seinen Vater und seine Mutter um Vergebung zu bitten. Dies that er den 5. Nov. 1807, worauf der König diese Briefe in die Zeitung von Madrid einrücken ließ, und durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue die strafbare Verirrung väterlich verziehen habe. So endigte der Prozeß im Escorial. Unterdessen waren schon den 23. Oct. die französischen Truppen unter Laborde in Spanien eingerückt. Als Verbündeten öffnete ihnen Carl IV. die Thore von Figueras, Barcelona, St. Sebastian und Pampluna. Da schienen plötzlich dem Fürsten de la Paz über Napoleons geheime Absichten die Augen aufzugehen. Vielleicht hatte ihn Izquierdo gewarnt. Der spanische Hof traf nämlich Anstalten, Aranjuez

zu verlassen und nach Sevilla zu gehen. Es hieß, er wolle sich nach Mexico flüchten. Darüber gerieth das Volk von Madrid in Bewegung. Es stürmte nach Aranjuez. Hier dachten die königlichen Garden wie das Volk. Ihre Wuth brach daher am 18. März 1808 gegen den Günstling los. Er ward auf einem Dachboden entdeckt, gemißhandelt und nur mit Mühe von dem Prinzen von Asturien gerettet, der dem Volke versprach, ihn vor Gericht zu stellen. Auch in Madrid und an andern Orten äußerte sich der öffentliche Haß gegen den Friedensfürsten. Alles, was ihm gehörte, selbst nützliche Anlagen, die er gemacht, wurden zerstört, oder verbrannt; aber nichts ward geraubt. An demselben Tage meldete Carl IV. dem Kaiser Napoleon, daß der Prinz de la Paz seine Entlassung gegeben, und daß er, der König, nun selbst den Oberbefehl über Heer und Flotte übernehmen wolle. Der Aufruhr vom 18. März hatte aber diesen schwachen Monarchen so in Angst gesetzt, daß er den 19 die Krone niederlegte zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen von Asturien. Auch dieses meldete er dem Kaiser in einem Briefe vom 20. März. Unter allgemeinem Jubel ward Ferdinand VII. zum König ausgerufen. Er hielt hierauf den 24. seinen feierlichen Einzug in Madrid, — welche Stadt bereits den 23. Murat, Großherzog von Berg, Oberbefehlshaber des französischen Heeres, auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, und sandte drei spanische Granden an den Kaiser Napoleon, um ihm seine Thronbesteigung zu melden. Allein Napoleon beschied sie nach Bayonne, wo er selbst den 15. April ankam. Hier waren die Abgeordneten aus Portugal angelangt, welches Königreich der französische Marschall Junot seit dem 30. Nov. 1807 besetzt hielt. Napoleon fragte sie, ob sie Spanier werden wollten? Allein das heldenmüthige Nein, das der Graf von Lima vor ihm aussprach, brachte den französischen Kaiser von diesem Gedanken ab. Unterdessen hatte Carl IV., von seiner Gemahlin, die, für das Leben des Günstlings zitterte, bewogen, seine Abdankung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er dem Großherzog von Berg zustellen ließ, widerrufen. Aber an demselben Tage hatte auch die Königin an Murat geschrieben, und ihn um Schutz, vorzüglich für den Friedensfürsten, gebeten. „Sie wünsche sich mit dem Könige und dem Fürsten an einen Ort zu begeben, der ihrer Gesundheit zuträglich sey.“ Dieses Schreiben der Königin gedachte so wenig als zwei andre von ihr und der Königin von Etrurien vom 22. März jenes Widerrufes; sie baten bloß um einen andern Wohnsitz als Badajoz, wohin sich nach Ferdinands VII. Verlangen der alte Hof begeben sollte. Der Widerruf war also wahrscheinlich mit dem Großherzog von Berg, der den Baron Monthion am 23. nach Aranjuez gesandt hatte, verabredet, und der Tag jener Urkunde auf den 21. zurückgestellt worden. Carl IV. übergab dem Baron Monthion einen Brief an Napoleon vom 23., worin er ihm seinen Widerruf meldete. So wurde der französische Kaiser gleichsam aufgefodert, Richter in diesem wichtigen Familienprozesse zu seyn. Daher verschob es Murat, Ferdinand VII. als König anzuerkennen; er gab dem alten Könige eine Leibwache von französischen Truppen, und ersuchte den jungen König, den Friedensfürsten an Napoleon auszuliefern, und diesem selbst bis Burgos entgegenzugehen. Denn da dem Kaiser alles daran lag, die ganze königliche Familie nach Bayonne zu ziehen, so hatte er absichtlich verbreitet, daß er selbst nach Madrid kommen wolle. Das Volk widersprach laut der Abreise des jungen

Königs. Endlich bestimmte Ferdinand VII. dazu am 8. April Napoleons Abgesandter, der General Savary, durch die Versicherung, daß er bei seiner Ankunft in Bayonne sofort als König werde anerkannt werden. Savary kannte jedoch so wenig als die übrigen Napoleons geheime Absichten. Ferdinand ging nun dem Kaiser bis Vittoria entgegen, und als Napoleon nicht kam, von da zu ihm nach Bayonne. Obgleich von mehrern hellsehenden Männern dringend gewarnt, folgte er dem Rathe seiner Vertrauten, Cevallos, Escoiquiz und Infantado; auch überredete ihn Savary, der ihm ein Antwortschreiben von Napoleon auf seinen Brief aus dem Escorial gebracht hatte. Französische Truppen mußten das Volk, welches sich dieser Reise widersetzte, aus einander treiben. Napoleon empfing den Prinzen bei seiner Ankunft in Bayonne den 20. April mit großen Freundschaftsbezeugungen. Aber schon nach den ersten Besuchen kündigte ihm Savary Napoleons Verlangen an, er solle auf den Thron von Spanien Verzicht leisten. Der Kaiser selbst hatte über diesen Gegenstand denselben Tag Abends mit Escoiquiz jene berühmte Unterredung, die so viel Licht über die bayonner Ränke verbreitet. (S. De Pradt Mémoires sur la Révolut. d'Espagne. Paris 1816. S. 267.) Ohne alle Umstände bot Napoleon den Bourbons für die Abtretung Spaniens Etrurien und Stücke von Portugal an. Lange konnten die spanischen Staatsmänner seine Erklärungen nicht für Ernst halten. Er wolle, glaubten sie, damit nur die Abtretung einiger Provinzen oder Colonien erzwingen. Daher war jede Unterhandlung des Erzbischofs De Pradt mit Escoiquiz und auch der französischen Minister mit Cevallos fruchtlos. Nun zog Napoleon den alten König und den Friedensfürsten in das Spiel. Die von Ferdinand VII. in Madrid niedergesetzte Regierungs-Junta mußte den Fürsten an Murat ausliefern, worauf er den 26. April in Bayonne ankam. Ihm folgte den 1. Mai der König und die Königin; dann die übrigen Glieder der königlichen Familie, mit Ausnahme des Cardinals von Bourbon und dessen Schwester, der Gemahlin des Friedensfürsten. Jetzt wurde der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Carl IV., vor dem Ferdinand als Unterthan und Rebell wie vor seinem Richter stand, durch den Prinzen de la Paz und die Königin (welche sogar von Napoleon verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutgerüste schicken sollte) leicht dahin gebracht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen ein Jahrgeld den Planen Napoleons aufzuopfern. Der Prinz widerstand lange; endlich erzwang man von ihm, als die Nachricht von dem blutigen Auftritt in Madrid vom 2. Mai in Bayonne angekommen war, durch die Drohung, ihn als Majestätsverbrecher, der gegen das Leben seiner Aeltern sich verschworen, zu richten, den 5. Mai, unbedingt die Krone an seinen Vater zurückzugeben. Darauf erpreßte Napoleon von dem sich sträubenden Prinzen, mit dem Drohworte: „Prinz, Sie haben die Wahl nur zwischen Abtretung oder Tod!" am 10. Mai die Entsagung auf alle seine Rechte an Spanien. Dieselbe Erklärung stellten die Infanten D. Carlos und D. Antonio aus; selbst der Cardinal von Bourbon erkannte in seinem Schreiben (Toledo, d. 22. Mai) diese Abtretung an, und huldigte dem Kaiser Napoleon als Oberherrn von Spanien und Indien. Die Königin von Etrurien wurde mit ihren Ansprüchen auf Entschädigung ganz mit Stillschweigen übergangen. Frankreich bezahlte der entthronten Familie Jahrgelder. Carl IV., seine Gemahlin, der Friedensfürst und die Königin von

Etrurien begaben sich nach Compiegne, und endlich nach Rom. Der Prinz von Asturien und die Infanten wurden in Valençay, einem Schlosse des Prinzen Talleyrand, bewacht. Nun berief Napoleon, als König von Spanien, eine Junta von 150 spanischen und amerikanischen Abgeordneten nach Bayonne. Darauf ernannte er seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, zum König von Spanien und Indien, indem er die Unabhängigkeit der spanischen Monarchie in ihren bisherigen Gränzen anerkannte. Den 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen Könige, der den 7. Juni in Bayonne angekommen war, sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Sie bestand nur aus 90 Deputirten. Den 7. Juli war die spanische Constitution von 150 Artikeln entworfen und beschworen, worauf König Joseph, von den Mitgliedern der Junta und allen Ministern des vorigen Königs begleitet, den 9. Juli Bayonne verließ, und den 20. in Madrid seinen Einzug hielt. — Napoleon zweifelte keinesweges an dem Gelingen seines Planes. „Glauben Sie mir, Canonicus, sagte er zu Escoiquiz, Länder wo es viele Mönche gibt, sind leicht zu unterjochen. Ich weiß dies aus Erfahrung. In jedem Falle wird der Widerstand nicht groß seyn." — Wie wenig kannte er das Land und die Nation! Und wie wenig den spanischen Mönch, der zu allen Zeiten fanatisch und stolz auf sein Vaterland war! — Die aufgeklärtern Spanier wünschten eine bessere Staatseinrichtung. Es erwachte sogar die alte Vorliebe für einen Habsburg, für den Erzherzog Carl. Aber keiner mochte das Neue, auch das Bessere nicht, von einem fremden Volke empfangen; am wenigsten von Franzosen; am allerwenigsten von Napoleon. Er hatte Ferdinand VII. arglistig in das Garn gelockt, er hatte das Vertrauen eines Theils der spanischen Nation betrogen, er wollte jetzt das stolze Volk mit einem Heer von kaum 80,000 Mann, zum Theil neugeworbener Mannschaft, in Unterwürfigkeit erhalten. Da schlug die Stunde, in der die Völker erwachten. Zuerst, schon im Mai, in Aragonien, in Sevilla, Badajoz, Oviedo und Asturien. Palafox brachte von Bayonne nach Saragossa den Befehl des Prinzen von Asturien, zu den Waffen zu greifen, und die Junta erhielt von ihm die Erlaubniß, nach Befinden die Cortes zu berufen. Nun brach die Wuth des Volks furchtbar aus gegen die Franzosen und deren Anhänger. Mehrere Spanier von hohem Range fielen als Opfer. Der Adel und alle Behörden gehorchten endlich dem Ungestüm des Volks. Ganz Spanien wurde eine Vendée, der Krieg ein allgemeiner Kreuzzug. Die französischen Heere waren zu schwach, nur die Hauptpunkte zu besetzen; kaum konnten sie das offene Feld behaupten. Moncey mußte sich vor Valencia zurückziehen. General Dupont und Wedel wurden in Andalusien umzingelt und (19. u. 20. Juli 1808) bei Baylen (s. d) geschlagen und gefangen. Dies erhöhte die Kühnheit des Spaniers zum wildesten Trotz. Die Franzosen mußten die Belagerung von Saragossa aufheben (s. d. A.), und vom 2. Mai bis zum 31. Juli 1808, wo Joseph aus Madrid nach Vittoria entfloh, erhoben sich 12 Millionen zu dem Kampfe für Unabhängigkeit. Der allgemeine Schlachtruf war: Siegen oder Sterben für das Vaterland und für Ferdinand VII.! (Das Feldzeichen war ein rothes Band mit der Inschrift: Vencer o morir por Patria y por Fernando VII.). Schon am 6. Juni hatte die Junta von Sevilla, als oberste Insurrections-Behörde, das Kriegsmanifest erlassen; der Rath von Castilien befahl jetzt die Aushebung von 300,000 Mann. An Linientruppen zählte Spanien 85,000 Mann,

ohne die 15,000 unter Romana. Sofort zwangen die Spanier die französische Escadre in Cadiz zur Uebergabe (14. Juni). Sechs Tage darauf brach der Aufstand auch in Portugal aus. Nun folgte am 4. Juli die Erklärung der brittischen Allianz mit der spanischen Nation. Zu gleicher Zeit drang General Cuesta aus Galizien mit 40,000 M. hervor, und griff den Marschall Bessieres bei Medina del Rio Secco am 14. Juli an. Nach hartem Kampfe erhielt der Feind den Sieg. Es fielen 27,000 M. auf beiden Seiten. Da rief — zu spät! — Napoleon seine alten Krieger von den Ufern des Niemen herbei bis in das Herz von Spanien, (vom 15. Aug. bis zum 20. Nov. 1808); aber die Tapfern waren nicht zahlreich genug, um überall zu siegen. Unterdessen rüstete sich Oesterreich. Darum versicherte sich der französische Kaiser der Freundschaft Rußlands in der Zusammenkunft mit Alexander zu Erfurt vom 27. Sept. bis z. 14. Oct. 1808. Aber der Friedensantrag an England war vergeblich, weil dieses ohne die Abgeordneten seines Bundesgenossen, der spanischen Nation, im Namen Ferdinands VII., nicht unterhandeln mochte. Während dessen hatte der General Romana (d. 11. August) einen Theil seines Heeres aus Fühnen auf englischen Schiffen an die Küsten von Spanien (bei St. Ander d. 9. Oct.) versetzt, und Wellesley (d. 21. Aug.) bei Vimeira die Franzosen unter Junot geschlagen, worauf dieser den 22. zu Cintra capitulirte, den 30. Lissabon und bald ganz Portugal räumte. Ein englisches Heer stand auf der Halbinsel, und Joseph wartete ängstlich am Ebro auf Hülfe von seinem Bruder. Endlich kam Napoleon mit dem Heere den 6. Nov. in Spanien an; und schon den 10. schlug Soult den Mittelpunkt des großen spanischen Heeres unter dem unerfahrnen Marquis de Belvedere, bei Gamonal, worauf er mit den Fliehenden zugleich in Burgos eindrang. Dann öffnete am 11. Victors und Lefebvre's Sieg bei Espinosa über den linken Flügel den Weg nach Asturien und der Nordküste; Lannes Sieg bei Tudela am 22. Nov. über den rechten Flügel des großen spanischen Heeres warf die Fliehenden nach Saragossa (s. d. A. und Palafox). Nun drangen die Franzosen in die Mitte des Reichs vor. Unter Napoleons Augen und Bessieres Anführung erstürmten Polen und Franzosen den Gebirgspaß der Somosierra am 30. Nov. und schon am 2. December stand das französische Heer vor Madrid. Binnen 36 Stunden war der verschanzte Buen-Retiro, welcher Madrid den 4. dem Kaiser Napoleon öffnete, in französischer Gewalt. Joseph fand alles in seinem Palaste, wie er es verlassen. Die Hauptstadt huldigte ihm aufs neue. Aber der Krieg wüthete fort auf der ganzen Halbinsel. Nur durch Verrath, glaubte der Spanier, könne der Fremde siegen; und von solchem Argwohn ward mehr als ein Heerführer ermordet. Zwar fielen die Festungen Rosas (d. 5. Dec. 1808) und nach sechsmonatlicher Vertheidigung Girona d. 10. Decbr. 1809. Gouvion St. Cyr schlug die Sieger von Baylen bei Walls, und der englische Feldherr Moore führte das brittische Heer, als Napoleon den 22. Dec. über die Guadarama gegangen, um ihn vom Meere abzuschneiden, den 24. von Saldagna bis Galizien zurück, wo er, von Soult bei Corunna den 16. Jan. 1809 vergebens angegriffen, mit seinem Tode den Sieg und die Einschiffung des Heeres am 17. errang. Bald darauf öffnete Victors Sieg über Cuesta bei Medellin d. 28. März, und Sebastiani's Sieg bei Ciudad Real den 27. März dem französischen Heere den Weg über die Sierra Morena nach Sevilla. Allein die Sieger in offner Schlacht blieben nur Mei-

ker des Orts, wo sie eben standen. Ueberall von Guerillas oder fliegenden Truppenhaufen umringt, waren sie stets überflügelt oder umgangen. Der Spanier führte den Krieg orientalisch, wie der Parther und Araber. Er floh vor dem Feinde, um ihn zu morden. Der durchschnittene, unwegsame Boden gewährte große Vortheile für den kleinen Krieg, an dem alle Stände, selbst Weiber und Kinder, Theil nahmen. Bald fehlte den Franzosen der Unterhalt. Keine Verbindungslinie war fest genug, ihre Stellung oder Bewegung zu sichern. Jede Zufuhr erfoderte starke Bedeckung. Vergebens hatte Napoleon die liberalen Ideen zu seinem Beistande aufgerufen, und schon am 4. Dec. 1808 die Feudalrechte abgeschafft, und die Inquisition aufgehoben, deren Gefängnisse man leer und in deren Schatze man nur 750,000 Fr. fand. Vergebens hatte er die Häupter der Insurrection, den Herzog von Infantado und A. m. geächtet; vergebens dem Marquis de St. Simon das Leben geschenkt; vergebens that auch Joseph Alles, um die Liebe der Nation zu gewinnen. Nichts konnte den von fanatischen Mönchen beherrschten Volkswillen beugen, noch den beleidigten Nationalstolz versöhnen. Ueberdieß stand das größte Thor der Halbinsel, Lissabon, den Engländern offen. Moore's Feldzug hatte Napoleon verhindert, es ihnen zu verschließen. Da griff Oesterreich zu den Waffen, um die Schmach des preßburger Friedens zu vertilgen. In dieser Gefahr vertraute Napoleon Spanien seinen Marschällen an, und eilte am Ende des Januars 1809 nach Paris, um sich auf Oesterreich zu werfen. So ward Sevilla und gewissermaßen Spanien selbst schon damals gerettet. Napoleons Abreise erschien den Spaniern als ein Sieg. Er habe, glaubten sie, das unbezwingliche Land aufgegeben. Seitdem erschöpften fünf Jahre hindurch Napoleons Feldherrn Alles, was Talente, Kriegskunst und Tapferkeit vermochten, um die Halbinsel zu unterwerfen. Ihnen fehlte der Zauber von Napoleons Persönlichkeit, und gegen sie trat Wellington auf. (S. d. A. und die Schrift: Arthur, Herzog v. Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Elliot, Clarke und A. bis zum Sept. 1816. Leipz. 1817). Dazu kam der Zwiespalt zwischen Napoleon und Joseph. Jener sah in dem letztern kaum seinen Lieutenant. Er verzieh ihm nicht, daß er Madrid so leicht verlassen, und setzte ihn seitdem so zurück, daß er schon dadurch den Spaniern verächtlich werden mußte. Aber auch der Eigennutz trennte beide Brüder. Napoleon hatte bisher den Krieg mit französischem Gelde geführt. Jetzt sollte Joseph die Kosten bestreiten, und — alle Einkünfte stockten! Da wollte, seinem feierlichen Worte zu Bayonne entgegen, Napoleon Spanien theilen, oder Provinzen abreißen. Nur Joseph widersprach ihm. Dies machte aber selbst Josephs Anhänger wankend, und der Nationalhaß kämpfte um so verzweifelter für die Erhaltung des Ganzen. In sechs blutigen Feldzügen, vom 2. Mai 1808 bis zur Schlacht von Toulouse den 10. April 1814, wurde der große Kampf ausgekämpft, der erste zwischen einer Nation und Napoleon. Ueberall und täglich floß Blut, von Cadiz bis Pampeluna, und von Granada bis Salamanca. Dieser Krieg kunnte kein Erbarmen und keine Ruhe. Die Losung war: Zerstörung und Tod! Die spanischen Frauen ermordeten gefangene Franzosen unter Martern. Man ersäufte 700 französische Gefangene im Minho. In Oporto und Coimbra wurden die Kranken in den französischen Siechhäusern um das Leben gebracht. Man tödtete selbst die Heerbeamten, die nicht fochten. Dieser Wuth entsprach die leidenschaftliche Thätig-

keit der obersten Junta, mit der sie neue Heere an die Stelle der geschlagenen zusammenbrachte. Nicht geringer waren Napoleons Anstrengungen. In ihrer größten Stärke betrug die französische Heeresmacht auf der Halbinsel, als Massena mit mehr als 80,000 M. gegen Portugal marschirte, 200,000 M. Fußvolk, und 30,000 M. Reiterei, und im J. 1813, als Madrid und Valladolid von den Franzosen verlassen wurden, 130,000 M. zu Fuß und 20,000 Pferde. Außerdem stieg die Zahl der Kriegsbeamten, die nicht in der Linie fochten, wenigstens auf 40,000 M. In diesen Reihen wütheten Schwert, Dolch, Seuche, und Mangel. Denn als der Guerilla-Krieg immer mehr sich entwickelte, war die Verpflegung eben so mangelhaft als kostbar. De Pradt schätzt den Verlust, den Frankreich an baarem Gelde, das in den sechs Jahren nach Spanien floß, erlitt, auf 230 Millionen Fr., ohne was ihm durch den unterbrochenen Handelsverkehr entzogen ward. Zwei Gegenstände beschäftigten in d. J. 1809 und 1810 die französischen Heerführer in Spanien: die Wiedereroberung Portugals und das Vordringen über die Sierra Morena gegen Cadiz. Nachdem die Britten Meister von ganz Portugal geworden, und die nördliche Küste Spaniens, auch Ferrol und Corunna (d. 22. Juni) ihren Landungen geöffnet waren, gelang zuerst den Franzosen unter Ney und Kellermann die Wiedereroberung Asturiens, vom 14. bis 20. Mai 1809. Allein Sir Arthur Wellesley (nachmals Lord Wellington) drang von Lissabon her über Alcantara den Tajo hinauf, und Cuesta stieß mit ihm unweit Truxillo zusammen, während der englische General Wilson über Placenzia, und der Spanier Venegas von der Sierra Morena herab gegen Madrid vorrückten. Diesen kühnen Angriffsplan vereiteltete die Schlacht bei Talavera (27. 28. Juli). Zwar siegten die Britten unter Wellesley über die Franzosen unter Victor, Jourdan und dem Könige Joseph; allein von den Spaniern zu wenig unterstützt, und von den anrückenden Soult und Ney in der Flanke bedroht, mußten sie sich gegen Portugals Gränze zurückziehen, worauf auch Venegas den Rückzug antrat, auf welchem er (11. Aug.) bei Almonacid vom Könige Joseph geschlagen wurde. Dasselbe Schicksal hatte Wilson gegen Ney in den Engwegen von Baros. Madrid war gerettet; und der Sieg gab dem Könige den Muth, den 8. August die spanischen Mönchsorden aufzuheben. Allein dies war Oel in die Flamme gegossen. Die Central-Junta zu Sevilla entschloß sich jetzt, der allgemeinen Foderung nachzugeben, die Cortes zu berufen und eine Regentschaft zu ernennen. Neue Heere wurden ausgerüstet. Arezaga rückte mit 55,000 M. über Toledo bis Ocanna vor, wo er aber von Mortier den 18. Nov. gänzlich geschlagen wurde. Madrid war also ein zweitesmal gedeckt; allein in Catalonien, Aragonien und Biscaya wurde der blutigste Krieg mit den einzelnen Insurgentenhaufen geführt. Einer der berühmtesten Guerilla-Anführer, Empecinado, machte sich selbst in der Nähe von Madrid furchtbar. In Altcastilien streiften die Banden des Barrioluchio, des Couvillas, Rodriguez und Jacobe. Der stärkste Haufe, 4500 M. unter dem gefürchteten Marquesito, ehemaligem Obristen des Regiments Aragonien, beschäftigte mehrere französische Generale im offenen Felde. Vergebens legten die Franzosen auf ihren Heerlinien feste Plätze an, und suchten durch mobile Colonnen den Rücken des Heeres frei zu halten. Doch gelang ihr Hauptplan gegen Andalusien. Mit 22,000 M. glaubte der unbesonnene Arezaga die funfzehn Stunden lange, verschanzte und minirte

Linie auf der Sierra Morena in deren Mitte der feste Paß von Peraperos lag, zu behaupten, gegen 60,000 M. Kerntruppen unter den ersten Feldherrn Europa's. Jede Bewegung gelang. Dessolles und Gazan nahmen den 20. Jan. 1810 den Paß von Despenna-Peras; Sebastiani erstürmte den Engpaß von St. Eveſtan, und bemächtigte sich der Brücken über den Guadalquivir, eben so drangen die übrigen Heersäulen vor, und den 21. Jan. zog Joseph in Baylen ein. Jaen ward erobert, Cordova unterwarf sich. Sebastiani besetzte Granada den 29. Jan., Mallaga den 6. Febr., und Joseph hielt den 1. Febr. seinen Einzug in Sevilla, von wo die Junta den 25. Januar nach Cadiz entflohen war. Sofort wurde diese allein noch freie Stadt von der Landseite den 6. Febr. gänzlich eingeschlossen. Alle Bemühungen, das von 16,000 Spaniern unter Albuquerque, und von 4000 Engländern unter Graham vertheidigte, überdies durch eine brittisch-spanische Flotte geschützte Cadiz zu erobern, scheiterten an der festen Lage dieses Platzes, so wie jedes gütliche Ueberredungsmittel an dem festen Sinne der jetzt auf 160,000 angewachsenen Volksmenge. Unterdessen dauerte der Krieg in Catalonien und Aragonien ununterbrochen fort. In Leon eroberten die Franzosen Astorga den 22. April. Jetzt richteten sie ihren Angriff auf Portugal. Hier stand nördlich vom Tajo unter Wellington ein brittisches Heer von 30,000, und unter Beresford ein portugiesisches von 59,500 M., wozu noch 52,800 Milizen kamen. An Wellingtons linken Flügel bei Badajoz lehnte sich ein spanisches Heer von 20,000 M. unter Romana, und ein Heerhaufe von 8000 M. unter Ballasteros. Die Hauptmacht der Verbündeten stützte sich auf die unangreifbar gemachten Anhöhen von Lissabon. Wellingtons Plan war daher Vertheidigung. Massena, an der Spitze des großen französischen Heeres, begann seine Operation im Juni mit der Belagerung von Ciudad Rodrigo. Nach einer entschlossenen Vertheidigung übergab der tapfre Herrasti die Festung den 10. Juli. Hierauf drang Ney den 24. Juli über die Coa in Portugal ein, doch hielt Almeida, das der Engländer Coxe vertheidigte, Massena auf bis zum 27. August, wo es capituliren mußte. Wellington ließ nun alle Gegenden verheeren, durch welche Massena ihm ins Innere von Portugal folgen konnte. Dieser mußte daher vier Wochen lang für die Verpflegung seines Heeres Anstalten treffen, ehe er weiter vorrückte. Zugleich beschäftigte Wellington die Franzosen bis vor Cadiz durch mehrere Bewegungen, um Romana's Heerstellung zu sichern. Endlich drang Massena den 18. Sept. über den Mondejo gegen Coimbra vor. Auf diesem Marsche wurde er zwar den 27. bei Busaco geschlagen, erreichte aber dennoch die Höhen von Sardico, welche ihm die Ebene vor Lissabon öffneten. Allein jetzt rückte auch Wellington in die starke Stellung von Torres Vedras ein, welche aus zwei Linien auf den Höhen vor Lissabon bestand, die durch 170 vortheilhaft angelegte Werke und 444 Feuerschlünde vertheidigt wurden. Massena fand sie unangreifbar, und zog sich nach mehrern kleinen Gefechten den 14. Nov. nach Santarem zurück. Hier stand er bis zum März 1811, wo ihn der Mangel an Lebensmitteln Portugal gänzlich zu verlassen nöthigte. Kaum gelang es ihm durch den zweitägigen Kampf bei Fuentes d'Onnoro, die Besatzung von Almeida, welche die Werke sprengte und unter Brenier sich durchschlug, an sich zu ziehen. Dagegen siegten die Franzosen auf andern Punkten. Suchet eroberte den 2. Januar 1811 die wichtige Festung Tortosa in Catalonien; hierauf den 28. Juni nach einem fünftägigen mörderischen Sturme

die Festung Tarragona; Soult nahm die Gränzfestungen gegen Portugal Olivenza und Badajoz den 10. März; und Victor schlug den englischen General Graham, welcher Cadiz frei machen wollte, den 3. März bei Chiclana. Im Herbst unternahm der Marschall Suchet den Zug gegen Valencia. Nachdem er das valencianisch-aragonische Heer unter Blake geschlagen hatte, fiel Sagunt den 26. Oct., und Valencia ergab sich den 9. Jan. 1812. Nun drang Wellington wiederum in Spanien ein. Er eroberte den 19. Jan. Ciudad Rodrigo. Hätten ihn nur die in Cadiz versammelten Cortes und die Regentschaft durch Eintracht und Vertrauen besser unterstützt! Jetzt stand Marmont an der Spitze des Heeres von Portugal. Aber der Verlust der entscheidenden Schlacht bei Salamanca den 22. Juli 1812 nöthigte ihn, Madrid, von wo Joseph entfloh, den Britten Preis zu geben. Nun erhoben sich die Guerillas aufs neue; am furchtbarsten machte sich Espoz y Mina in Navarra. Madrid capitulirte den 14. August, und den 25. Aug. 1812 hoben die Franzosen die Belagerung von Cadiz auf. Sie zogen ihre Macht aus Südspanien und drängten sie in den östlichen und nördlichen Landschaften zusammen. Hierauf verfolgte Wellington den Feind bis Burgos; allein die Belagerung des Schlosses von Burgos hielt ihn nach mehrern abgeschlagenen Stürmen vom 19. Sept. bis zum 20. Oct. auf, wo er, da unterdessen das französische Heer ansehnliche Verstärkungen erhalten, die Spanier aber ihn nicht gehörig unterstützt hatten, die Belagerung aufhob, und sein Heer nach dem Duero zurückzog. Nach mehreren Gefechten verlegte er den 24. Nov. sein Hauptquartier nach Freynada an der Gränze von Portugal. So endigte das J. 1812, in welchem die 134 Mitglieder der Cortes ein neues Verfassungsgesetz für die Monarchie entworfen und den 18. März in Cadiz unterzeichnet hatten. Die Regentschaft beschwor dasselbe den 20. März. Diese Constitution hatte viel Gutes, aber den Hauptfehler, daß sie die Cortes gleichsam zu Mitregenten erhob, und dadurch die Kraft der monarchischen Regierung zu sehr beschränkte. (Vergl. die span. Constit. der Cortes und die der verein. Prov. von Südamerika, mit histor. statist. Einleitungen. Lpz. 1820.) Endlich entschied Napoleons Unglück in Rußland auch das Schicksal der pyrenäischen Halbinsel. Soult wurde im Anfange des J. 1813 mit 30,000 M. aus Spanien abgerufen. Suchet räumte darauf Valencia im Juli; doch entsetzte er Tarragona, das Bentink belagerte, im August, und behauptete sich hierauf gegen Clinton am Lobregat. Aber schon hatte Joseph den 27. Mai abermals Madrid verlassen müssen, und Wellington hatte Salamanca den 26. Mai besetzt. Das französische Heer unter Joseph und Jourdan zog sich gegen Vittoria zurück. Hier ereilte Wellington den Feind, und erkämpfte am 21. Juni den glänzenden Sieg bei Vittoria, nach welchem das in Unordnung gerathene französische Heer, von Graham und Hill verfolgt, über die Pyrenäen nach Bayonne zu, sich zurückzog. Es verlor das ganze Heergeräth. Kaum entrann Joseph der Gefangenschaft mit Hinterlassung seines kostbaren Haushalts. Sofort umzog nun das siegende Heer Pampeluna; Graf Abisbal bemächtigte sich des Passes Pancorbo; Graham belagerte St. Sebastian, und Wellington betrat (d. 9. Juli) Frankreichs Gränze. Unterdessen hatte Napoleon in Dresden den Marschall Soult den 1. Juli zu seinem Lieutenant und Oberfeldherrn der französischen Heere in Spanien ernannt. Dieser vereinigte die geschlagenen Heerhaufen, und stellte eine beträchtliche Macht dem andringenden Sieger entgegen. Den 24.

Juli begann der Kampf in den Pyrenäen. Man schlug sich auf allen Punkten bis zum 1. August; doch Wellington behauptete seine Stellung. Hierauf ward den 31. Aug. St. Sebastian mit Sturm genommen, nachdem man den Feind, der zum Entsatz heranrückte, mehrmals zurückgeworfen hatte. Doch drang Wellington erst den 7. Oct. 1813 aus den Pyrenäenpässen vor, und ging über den Bidassao. Als nun auch Pampeluna den 31. Oct. gefallen war, stand, außer in Barcelona und einigen andern catalonischen Plätzen, kein Feind mehr auf spanischem Boden. Wellington griff nun mit verstärkter Macht den 10. Nov. die feindliche Heerlinie an den verschanzten Ufern der Nivelle an, und Soult zog sich in das Lager von Bayonne zurück. Doch konnte Wellington nach dem Uebergange über die Nivelle erst am 9. u. 10. Dec. über die Nive setzen. Bis zum 13. waren alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen, und Wellington hatte festen Fuß in Frankreich gefaßt. Sein Hauptquartier war St. Jean de Luz. Von hier aus warf er im Januar 1814 Suchets Angriffe an der Gave zurück. Dann ging er im Februar über die Gave d'Oleron, und lieferte dem Oberfeldherrn Soult den 26. bei Orthies eine Schlacht, in welcher er ihn aus seiner festen Stellung warf, und bald in unordentlicher Flucht gegen die obere Garonne zurücktrieb. Zugleich ging das brittische Heer über den Adour. Wellington folgte nun dem feindlichen Heere, das sich unter Soult nach Toulouse zog auf dem Fuße. Hier machte der blutige Sieg am 10. April, und die Einnahme der Stadt Toulouse dem Kriege ein Ende. (S. des Obersten Cabanis: Historia de la guerra de España contra Nap. Bonaparte, auf Ferdinands Befehl aus den Papieren des Kriegsarchivs zusammengetragen. T. 1. Introducion bis 1808. Madr. 1818. und franz. in Paris, und des bad. Hauptm. Rigel, eines Augenzeugen, Schrift: Der siebenjährige Kampf auf d. pyren. Halbinsel. von 1807 bis 1814. Rastatt 1819.) — Unterdessen hatten bereits am 15. Jan. 1814 die ordentlichen Cortes ihre erste Sitzung wieder in der Hauptstadt gehalten. Sie beschlossen, der König Ferdinand VII. sollte, sobald er den spanischen Boden beträte, auf die Verfassung der spanischen Monarchie schwören, auch sollte ihm nicht eher als König gehorcht werden, als bis er in der Volksversammlung den vorgeschriebenen Eid geleistet hätte. Der Friedens- und Allianztractat, den Napoleon und Ferdinand VII. zu Valençay d. 11. Dec. 1813 mit einander abgeschlossen hatten, wurde von den Cortes verworfen, weil er für England feindselig war. Der König Ferdinand, der erst den 13. März Valençay verlassen, kam endlich den 24. März 1814 mit seinem Bruder, dem Infanten D. Antonio, in Gerona an. Sein Bruder D. Carlos wurde vom Marschall Suchet erst gegen eine schriftliche Versicherung des Königs, daß die französischen Truppen aus den catalonischen Plätzen freien Abzug haben sollten, freigelassen. Von Gerona begab sich der König nach Valencia; hierauf, ungeachtet der dringenden Einladungen der Cortes, bald nach der Hauptstadt zu kommen, nach Saragossa, von wo er den 16. April nach Valencia zurückkehrte. Hier empfing er eine Deputation der Cortes, deren Wortführer, der Cardinal Bourbon, unter andern ihm sagte: „Das Vaterland setzt Ihrer Macht keine andern Gränzen, als welche durch die von den Stellvertretern angenommene Verfassungsurkunde vorgezeichnet sind. An dem Tage, an welchem Sie dieselben überschreiten werden, wird der feierliche Vertrag, den dasselbe heute mit Ihnen eingeht, gebrochen seyn." Der Redner schloß mit den Worten:

„Der Himmel schütze und verlängere Ihre Lebenstage, wenn sie der Nationalwohlfahrt gewidmet seyn werden.“ Auf seine Frage aber, wann der König auf die Verfassung schwören wolle, antwortete Ferdinand kalt: „Daran habe ich noch nicht gedacht.“ — Bald nachher erklärte er, versichert von der Anhänglichkeit der Städte Cataloniens, Aragoniens, Valencia's und der nördlichen Provinzen, umgeben von Truppen, die ihm den Eid der Treue geschworen, und von einflußreichen Rathgebern, besonders vom Herzog von Infantado bewogen, in einer zu Valencia am 4. Mai erlassenen Kundmachung die ihm von den Cortes zur unbedingten Annahme vorgelegte Constitution für nichtig. Hierauf ließ er den 10. in Madrid die Minister Alvarez Guerra, Garcia Tereros und Odonojo, und die vorzüglichsten Mitglieder der Regentschaft, Agar und Ciscar, so wie der Cortes (D. Augustin Argueles, genannt el Divin, und 63 andre) verhaften, und hielt den 14. Mai daselbst seinen Einzug. Das Volk empfing ihn mit Begeisterung. Ferdinand milderte die strengen Formen der königlichen Würde, verfuhr aber desto härter gegen die Anhänger der Cortes und Josephs. Alle Offiziere, bis zum Capitain herab, welche dem König Joseph gedient hatten, wurden mit ihren Weibern und mündigen Kindern aus Spanien für ihre Lebenszeit verbannt. Ein gleiches Schicksal traf die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegscommissär; im J. 1819 lebten noch über 6000 Spanier in der Verbannung, und die Zahl aller ihrer bürgerl. Rechte verlustig erklärten, gefangenen oder vertriebenen Spanier belief sich auf 12000. Den Offizieren vom niedrigern Range wurde zwar die Rückkehr erlaubt, jedoch mußten sie ihr Betragen vor Militär-Reinigungs-Commissionen rechtfertigen. Auch wurde der Freimaurerorden aufgehoben, und die Inquisition wieder hergestellt; den Mönchen und Klöstern wurden ihre Güter zurückgegeben, und den Jesuiten durch das Decr. vom 29. Mai 1815, welches sie in alle seit 1767 ihnen entzogene Rechte und Güter wieder einsetzte, die Rückkehr in alle Städte der Monarchie erlaubt. Zwar versprach der König in jener Kundmachung vom 4. Mai 1814, eine auf liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung einzuführen, und die Cortes zu berufen; allein nichts von dem ist geschehen. Vielmehr begann ein politischer Justizdespotismus, der auf verschiedenen Punkten des Reichs unruhige Auftritte und Verschwörungen zur Folge hatte. Ein Beispiel statt vieler: Der berühmte Vertheidiger von Saragossa, Calvo de Rosas, wurde, weil er freisinnig dachte, und eine Verschwörung nicht bekennen konnte, fünf Stunden lang gefoltert. Er hielt die Tortur standhaft bis zur Ohnmacht aus. Die Königin bat für ihn vergebens um Gnade. Von den Männern, die für Ferdinands Wiedereinsetzung unter den Fahnen der Cortes gekämpft haben, sind bereits als Verschwörer, weil sie sich der Herrschaft der Mönche widersetzen wollten, Mina (s. d. Art.), Porlier, Lacy und Vidal, nebst einer großen Anzahl Offiziere, hingerichtet worden. Wegen der Verschwörung, die der Gen. Elio im Jan. 1819 in Valencia unterdrückte, wurden 13 Theilnehmer gehangen. Am unzufriedensten ist die Armee. Daher machen noch immer Guerillas oder Banden von Soldaten das Innere von Spanien sehr unsicher. Nur die für liberale Ideen unempfängliche Masse des Volks scheint mit dem System der Regierung zufrieden. — Ferdinand VII. schloß seit 1814 neue Verträge mit Großbritannien und Frankreich, beschickte den Kongreß zu Wien, und ließ bei Napoleons Rückkehr von Elba 1815 ein Heer an die Gränze rücken. Die meiste Thätigkeit wurde



auf Rüstungen gegen die Insurgenten in Amerika gewandt, deren Beschwerden und Bitten nicht angehört wurden. Der König erklärte sie für Rebellen, und versprach nur im Fall unbedingter Unterwerfung Pardon. Man kaufte deßhalb Schiffe von Rußland u. a. Mächten. Bei der Zerrüttung der Geldkräfte des Staats konnten aber diese Rüstungen nur langsam von Statten gehn, so daß die Caper der Insurgenten im Angesichte der spanischen Küste Schiffe wegnahmen, während königliche Marineoffiziere, da kein Sold ausgezahlt wurde, im eigentlichen Sinne Hungers starben. Endlich erhielt die Stadt Cadiz die Erlaubniß, auf eigne Kosten Fregatten auszurüsten, um ihren Handel zu vertheidigen. Dabei fehlte es nicht an drückenden außerordentlichen Steuern und Anleihen. Unterdessen wurde das Urtheil über die verhafteten Mitglieder der Cortes, nachdem die dazu niedergesetzte Commission, ihrer milderen Ansichten wegen, mehrmals aufgelös't worden war, vom König selbst ausgesprochen. Sie wurden theils nach Festungen gebracht, theils in Klöster verwiesen, theils unter das Militär gesteckt. Die Unsicherheit in den Regierungsgrundsätzen, oder das geheime Ränkespiel bewies't der häufige Ministerwechsel. So entließ der König zum sechstenmale am 30. Oct. 1816 den ersten Staatssecretär D. Pedro Cevallos, welcher vielen Antheil hatte an der Verfolgung der Mitglieder der Cortes. Ueberhaupt sind seit 1814 bis 1819 fünf und zwanzig Minister-Veränderungen erfolgt, meistens plötzlich und mit Härte. Nach diesem allen ist der gegenwärtige Zustand von Spanien sehr traurig. Vergebens sucht die Regierung durch das Verbot (26. Oct. 1816) der fremden Baumwollenwaaren den inländischen Kunstfleiß zu beleben. Gegen die Raubstaaten hat Spanien im J. 1816 mit den Niederlanden ein Schutzbündniß geschlossen, zu dem auch andre Mächte treten können. (S. über die spanischen Colonien den Art. Südamerika.) Die Doppelheirath des Königs und seines Bruders mit zwei portugiesischen Prinzessinnen (im J. 1816) konnte die Spannung mit dem Hofe von Brasilien, der Montevideo am östlichen Platauser militärisch besetzt hatte, weil Spanien Olivenza an Portugal, wie es die Congreßacte bestimmte, zurückzugeben sich weigerte, nicht beilegen. Doch hielt Englands Vermittlung den von Spanien 1819, trotz seiner Schwäche, gedrohten Einfall in Portugal noch zurück. Seit dem letzten Ministersturze im Juni 1819 ist des Justizmin. Lozano de Torres Einfluß auf den Staatsrath überwiegend. Zu der Partei, welcher die Spanier den Verfall der Finanzen, die Unzufriedenheit der Armee und die Unterdrückung der Partei der (im Dec. 1818) verstorb. Königin beimessen, gehören besonders noch der Procurator Ugarte und der Pater Manrique. Als Vertraute des Königs nennt man den Pater Cirilo und den Beichtvater Bencomo. Die wichtigsten Angelegenheiten des Staats sind gegenwärtig die Händel mit Nordamerika. Englands Einfluß hat nämlich bewirkt, daß der König den mit dem Congresse abgeschlossenen Frieden, nach welchem die Floridas für 5 Mill. Dollars an die vereinigten Staaten abgetreten werden sollten, im Juli 1819 zu ratificiren sich weigerte. Dem Minister Casa d'Yrujo und dem Gesandten Onis wurde deßhalb der Prozeß gemacht. Nächstdem ist alle Thätigkeit der Regierung auf die Expedition gegen die amerikanischen Insurgenten gerichtet. Zwar haben 7000 M. der zur Einschiffung bestimmten Truppen (7. Juli 1819) wegen verdächtiger Gesinnungen entwaffnet und aufgelös't werden müssen, wobei über 100 Staabs- und andere Offiziere verhaftet wurden; allein der König be-

harret habe, ein Heer von 25000 Mann über das Weltmeer zu schicken. In jedem Falle geht Spanien großen Ereignissen entgegen *).

Spanien, wie es im J. 1819 ist. Land und Volk befinden sich in einem Zustande politischer Schwäche, der um so unheilbarer erscheint, da die Ursachen desselben seit Jahrhunderten schon eben so tief in dem Volkscharakter eingewurzelt, als in die Verhältnisse des bürgerlichen und kirchlichen Lebens verflochten sind. An physischen und geistigen Kräften fehlt es nicht, wohl aber an jener Freiheit des höheren menschlichen Daseyns, durch welche allein das gesellige Leben der Cultur empfänglich wird. Mit einem Worte: Verstand und Vernunft, welche jene Kräfte verbinden, und in freier Thätigkeit veredeln sollten, sind durch Gesetz, Denkart und Sitte in Spanien so gebunden und gehemmt, daß wohl einzelne Funken im Leben des Volks aufsprühen, nie aber — wenn Alles so bleibt, wie es war und ist — zu einem hellen Lichte oder zu einer wohlthätigen Flamme sich vereinigen können. Es gibt in Spanien keine öffentliche Meinung. Ein stolzes, auf dunklen Vorstellungen von der inwohnenden Kraft und auf der Erinnerung an ehemalige Größe, beruhendes Nationalgefühl ersetzt nur unvollkommen den Mangel eines politischen Nationalcharakters. Der Haß gegen Frankreich hat mehr eingewirkt auf die glorreichen Bestrebungen der Nation in dem Kriege seit 1808, als der Wunsch nach Freiheit und nach einem bessern Zustande der Dinge. Die wenigen helldenkenden Männer, welche Volk und Land aus seiner politischen Ohnmacht erwecken wollten, konnten nicht die öffentliche Stimme gewinnen, weil es keine gab; dafür traten ihnen Vorurtheil und Leidenschaft entgegen; ja sie selbst handelten nicht ohne Leidenschaft. Einbildungskraft und Sinnlichkeit beherrschen den feurigen Spanier, auch wenn er groß denkt und handelt. Die guten Eigenschaften des Volks aber gleichen rohen Demantkieseln. Sie bilden kein Ganzes, und stehn weder mit dem Herzen, noch mit dem Kopfe in Einklang. So ist der Spanier mäßig, standhaft, verschwiegen und großmüthig, dabei wahrheitliebend und eifrig devot. Der spanische Ernst ist jedoch mehr bei den Männern in den vornehmen Ständen wahrzunehmen, als bei den Frauen und überhaupt im gemeinen Volke. Dieses zeigt vielmehr viel Lebendigkeit, fröhliche Bewegung, Witz und sorglose Behaglichkeit. Der gemeine Spanier ist genügsam, und dabei so gleichgültig gegen äußere Güter, daß man ihn für einen practischen Weisen aus der Schule des Diogenes halten müßte, wenn er weniger höflich gutmüthig wäre. Doch leuchtet bei jedem Anlasse sein Stolz hervor auf Stamm, Geburt, Rang und

*) De Pradt in s. Schrift: Europa nach dem Congresse von Aachen, sagt über Spanien u. a. Folgendes: „Wenn man für die Throne fürchtet, so muß man den Blick nicht nach Frankreich, sondern nach Spanien richten; sie werden nicht von der französ. Demokratie bedroht, sondern von dem Skandal, das Spanien im 19. Jahrh. der Inquisition, den Mönchen und einem unsinnigen Despotismus überliefert. Die Herabwürdigung ist dem Throne gefährlicher als die Demokratie. In dem Staate der Geister sind alle Throne solidarisch; was den einen beschimpft, trifft auch den andern, und die Auftritte in Spanien thun ihnen mehr Schaden als die Versammlungen (das Wahlgesetz) in Frankreich. Dort, in Spanien, wäre Europa's Vorsorge legitim; denn jenes Land bereitet unserm Welttheil große Uebel." —

Glaube; dabei ist er argwöhnisch, empfindlich und sehr rachgierig. Jener Stolz scheidet aber auch die einzelnen Völkerschaften. Der nördliche Spanier, vor allen der Biscayer und der Asturier, sehen vornehm herab auf den südlichen, der brauner von Gesichtsfarbe und kleiner gebaut, Spuren maurischer Abkunft nicht verläugnen kann. Vorzüglich begründet dort die alte christliche Abkunft einen Volksadel, der in den Provinzen, wo Mauren und Juden zum Christenthume übertreten mußten, nicht gilt. Der Briefadel ist seit der Vertreibung der Mauren aufgekommen. Man unterscheidet die titulados: Granden (im J. 1787, 129), die vor dem Könige sich bedecken dürfen; Marquis, Grafen und Vicomtes (überhaupt im J. 1787 535), und den niedern Adel: Cavalleros, Ritter, Escuderos und Hidalgos, d. i. Edelleute. — Der Spanier ist, wie der Südländer überhaupt, sinnlich froh, doch weniger Genußmensch als der Franzose, und weniger lärmend, beweglich oder geschwätzig, als der Portugiese und Neapolitaner. Musik, Gesang und Tanz sind Nationalvergnügungen. Jene beiden sind einfach, oft eintönig, aber voll tiefer Empfindung; dieser ist üppig schwärmerisch. Auf dem Theater ist der Valero beliebt; im Freien und in der Familie ist es der Fandango, bei welchem die Tänzer mit den an den Händen befestigten Castagnetten den Tact schlagen, auch der Sequidilla, den vier Paare nach der Cither tanzen, und wo der Spielende zur Musik fünf Verse singt. Körperliche Spiele, wie die Barra (das Werfen einer eisernen Stange nach einem Ziele) und Ballon, sind allgemein üblich. Das berühmteste Volksfest, das Stiergefecht, wurde im J. 1805 untersagt, von Ferdinand VII. aber wieder erlaubt. Die ganze Lebensweise des Volks ist der Nerven- und Muskelstärke sehr vortheilhaft. Die Spanier sind meistens von mittlerer Größe; sie haben einen wohlgebauten, festen Körper, größtentheils sprechende Gesichtszüge, feurige, ernstblickende Augen, weiße Zähne und schwarzes Haar. Das vornehmere männliche Geschlecht ist jedoch bei weitem nicht so physischkräftig, wie das Volk und die Frauen überhaupt. Die Spanierinnen zeichnen sich durch schönen Wuchs und edle, stolze Haltung aus. Ihre Gesichtsfarbe ist weder weiß, noch zart, aber gesund. Sie wissen sich vortheilhaft zu kleiden, und bewegen sich furchtlos leicht, nicht ohne Würde. Dabei sind sie unbefangen, höchst natürlich, und in der heitersten Laune oft von ausgelassenem Witz, besonders unter dem Volke. Ueberhaupt ist die Spanierin geistreich und tief empfindend, stark, fest und treu; aber ohne Unterricht, vom Zufall erzogen, fast unwissend. Das häusliche Leben ist für die Frauen jetzt weniger streng als sonst, und für die Männer weniger steif. Das Maurisch-Orientalische der Sitten verschwindet immer mehr. Die Kleidung ist öffentlich und beim Volke noch immer national; im häuslichen Cirkel der Vornehmen französisch, im Ganzen reich und prunkvoll. Geht der Spanier aus, so hüllt er sich in einen langen Mantel (Capa), gewöhnlich von brauner, bei Reichern auch von weißer Farbe. Unter der Capa trägt der Bürger ein offnes Camisol (Chupa) von Seide, Sammt oder Tuch, und eine Unterweste (Almilla); ferner einen breiten, bunten Leibgürtel von Seide, Fara genannt; kurze Beinkleider, weißseidne Strümpfe und Schuhe mit Bandschleifen oder Schnallen; auch Ueberstrümpfe von gewichstem Leder oder Tuch. Das Haar steckt gewöhnlich unter einem Netze, Redesilla, das mit bunten Schleifen geschmückt ist; über dasselbe setzen die Männer den Hut. Die allgemeine Farbe der Kleider der niedern

Stände ist braun oder schwarz. In den Städten erscheinen die Frauenzimmer nie ohne Schleier, Mantilla, die sie schön um sich schlagen, und ohne schwarz tastnen Ueberrock, Basquina; dabei lieben sie viel kleinen Putz und Schmuck in Haaren, an Ohren, Armen, Fingern und um den Hals. — Das erste Element des spanischen Volkslebens ist die Religion; der Priesterstand ist der erste Stand, und jede Familie sucht durch einen Oheim oder Bruder mit demselben sich zu verbinden. Die Religion besteht daher fast einzig im Kirchendienst, im Ausüben guter Werke und in der Achtung für Priester und Mönche. Als Schutzheiliger des Königreichs wird der Apostel Jacob der Größere verehrt; allein sein Ansehn ist gefallen, nachdem Carl III. mit den Reichsständen 1760 die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria beschworen und sie zur Patronin der spanischen Monarchie erklärt hat. Die Anbetung der h. Jungfrau ist daher das höchste; um diesen Punkt bewegt sich die ganze Gottesverehrung. Dies und eine große Zahl von Heiligen für jedes Alter, jeden Stand, jedes Geschäft u. s. w. bildet gleichsam eine Kette von glänzenden Kirchenfesten, welche die Erde unaufhörlich gen Himmel zieht: daher die Macht der Einbildungskraft über das Gemüth des Spaniers und seine practische Gleichgültigkeit gegen bloße Verstandeszwecke und gegen alles Irdische, was nicht die Einbildungskraft durch die Sinne berührt. Die Geistlichkeit, besonders die Inquisition, beherrscht die Volkserziehung und die Literatur; dadurch hat die spanisch-catholische Kirche den Besitz der höchsten Gewalt im Staate erlangt, ob sie gleich den Schein dieser Gewalt klug verhüllt. Die Jesuiten sind ihr als Stütze wieder gegeben. Das aufgeklärteste geistliche Collegium in Spanien war und ist noch das Capitel von S. Isidoro. Allein eben deßhalb wird es jetzt des Jansenismus beschuldigt und verfolgt. Das Edict vom 2. März theilte die verbotenen Bücher in 2 Classen: a) Bücher, die auch denjenigen verboten sind, denen das heil. Officium in dieser Hinsicht besondere Licenzen zugestanden hat, b) die in einem revolutionären Geiste geschrieben, beleidigend gegen die Inquisition, die Geistlichen, die wahre Religion, den König und die monarchische Gewalt sind, oder die das Sacrament der Ehe und eifersüchtige Männer lächerlich machen. Die Einfuhr von spanischen außerhalb der Gränze gedruckten Büchern ist bei vierjähriger Galeerenstrafe verboten. In Cuba endlich wurden noch im J. 1815 sechs Ketzer verbrannt. Man zählte in Spanien vor den letzten Kriegen 256,000 Geistliche, darunter acht Erzbischöfe (Primas der zu Toledo), unter denen 48 Bischöfe stehn, über 69,000 Mönche in 2122, und über 35,000 Nonnen in 1130 Klöstern, die jetzt, wo es nur möglich ist, wieder hergestellt und mit Ablaßpatenten und Titeldiplomen, welche sie verkaufen, beschenkt werden. (Dagegen betrug im J. 1799 die Zahl der arbeitenden Classe nur 269,781 Personen.) Nach der ungefähren Schätzung eines Mitgliedes der Cortes betrugen vor 1808 die Einkünfte des Klerus und der Klöster in Spanien, bloß von ihren liegenden Gütern, jährlich 51 Mill. Piaster. Und nach dem Anschlage des Finanzministers Arguelles zur Zeit der Cortes überstiegen die Kirchengüter um ⅓ die Staatsgüter. Die religiöse Denkart des Spaniers äußert sich vorzüglich in Werken der Barmherzigkeit. Nirgends wird wohl der Unglückliche mit so frommer Achtung behandelt und unterstützt, als in Spanien. Aber dieses himmlisch-sinnliche Leben, dessen Heimath die vielen Prunkfeste der Kirche sind, zieht schon an sich das Volk vom Anbau des irdischen Bodens ab. Die Trägheit des Spaniers ist

nicht stumpfe Schwäche, sondern Folge seiner Genügsamkeit, seiner Freude am Kirchendienste und seiner Gleichgültigkeit gegen alles bloß Nützliche, dessen Bedürfniß er oft nicht einmal hat; dazu kommt die Leichtigkeit, mit welcher wenig Arbeit den Bedarf erzeugt, die Fruchtbarkeit des Bodens, der Genuß des Weins, welcher unter dem heitern, südlichen Himmel, bei der reinen, stärkenden Luft, Sorgen nicht aufkommen läßt, und vor allen die Schwierigkeit des freien Erwerbs. Das Steuersystem und die Vorrechte einzelner Stände und Vereine sind dem Fleiße hinderlich. Doch hat die Betriebsamkeit seit Carls III. Regierung zugenommen, und aufgeklärte Staatsmänner haben mehrere Fabrikzweige nach richtigen Grundsätzen zu einem bedeutenden Grade von Vollkommenheit gebracht. Nur zwei Fehler halten den Fortschritt noch auf: zuerst der Mangel an Einheit in den verschiedenen Culturentwürfen, die gewöhnlich nur einzelne Gegenstände betreffen, ohne daß die übrigen dazu nothwendigen Mittel sie gehörig unterstützen; dann der Umstand, daß die meisten Fabriken auf königliche Rechnung als Monopole verwaltet, dadurch aber zu kostbar werden, abgesehen von den Mißbräuchen, welche sich in den Betrieb einschleichen können. Die größte Betriebsamkeit herrscht in den Seestädten, überhaupt in den Provinzen am Meere, wo der Fleiß seines Lohnes gewiß ist. Vorzüglich sind die Wollfabriken; doch liefern sie nur den 20sten Theil des nöthigen Tuches. Die besten sind zu Guadalaxara und Segovia. Engländer und Franzosen kaufen die spanische Wolle um 20 Procent theurer, gleichwohl sind ihre Tücher wohlfeiler. Seidenfabriken sind zu Talavera, Madrid, Segovia, Toledo, Valencia u. a. a. O., aber bei weitem nicht so blühend, wie im 15. und 16. Jahrhundert, oder wie der Zustand der Gewerbe in Spanien zur Zeit der Römer war. Man denke nur an die hispanische Purpurfärberei, und an den celtiberischen Stahl. Noch höher stieg der Gewerbfleiß unter den Arabern, als das maurische Spanien ganz Afrika mit seinen Kunstproducten versorgte. Der Verfall des spanischen Gewerbfleißes war am größten im 17. Jahrhunderte. Er fing wieder an aufzublühen seit 1750. Jetzt führt man aus Biscaya Eisen- und Stahlwaaren, aus Valencia wollene Decken, aus Barcelona sehr feine Schnupftücher aus. Das schwarze Corduanleder von Cordova ist von vorzüglicher Güte. Die Hutfabriken zu Valencia, Segovia u. a. a. O. und die Segeltuchfabriken sind im Zunehmen. Die Glas- und Spiegelfabriken zu St. Ildefons liefern gute, aber theure Waaren. Die Porzellanfabrik in Madrid (la China) stand dem ausländischen, wohlfeilern Erzeugniß an Güte weit nach; so auch die Hautelissewebereí in Madrid. Die größte Tabaksfabrik hat Sevilla. Ein eigenthümliches spanisches Product liefert die sehr nützliche Binsenart, Esparto, aus der man an vierzig verschiedne Artikel webt und flicht. Es fehlt überhaupt an keinem Zweige des Kunstfleißes ganz; aber die wenigsten reichen hin für den Bedarf. Leinwand muß aus Deutschland und Frankreich, Papier aus Frankreich und Genua, Stahlwaaren, Tauwerk und sogenannte kurze Waaren müssen vom Auslande eingeführt werden. Im J. 1799 betrugen sämmtliche Kunsterzeugnisse Spaniens aus dem Pflanzenreiche an Werth über 329 Mill. Realen, die aus dem Thierreiche über 372 Mill., die aus dem Mineralreiche über 344, und die aus mehreren vermischt, über 113 Mill. Realen: der ganze Werth belief sich auf 1156 Mill. Realen, oder 289 Mill. Franken. Die ersten Erzeugnisse des Landbaus, der Viehzucht und des Bergbaus wurden auf 3515 Mill. Realen (beinahe

879 Mill. Franken) geschätzt. Zur Beförderung des Landbaus haben sich ökonomische Gesellschaften vereinigt in Madrid, Valencia, Saragossa und a. a. O. Auch wurden 1815 in den Hauptstädten Ackerbauschulen errichtet. Um die Pferdezucht wieder zu heben, legte die Regierung 1817 auf die zur Pracht gehaltenen Maulthiere eine starke Abgabe. Den Ertrag der einzelnen Zweige in den verschiedenen Provinzen enthält ein auf königliche Kosten gedrucktes tabellarisches Werk, das aber nicht in den Buchhandel gekommen ist, aus welchem wir obige Angaben entlehnt haben. Es sind nämlich über den Gewerbfleiß, den Handel und die Bevölkerung Spaniens drei Censo's aus den amtlichen Eingaben der Provinzialverwaltungen vom J. 1799 auf Befehl des Ministeriums für die Behörden im J. 1803 gedruckt worden. Von dem Censo der Bevölkerung sollte eine dritte Ausgabe im J. 1808 erscheinen, was aber des Krieges wegen unterblieben ist. Aus dem Censo de la Riqueza territorial y industrial de España en el año de 1799, ordenado sobre los datos dirigidos por los Intendentes, por el oficial D. Juan Polo y Catalina, Madrid en la Imprenta Real, 1803 (208 S. Fol. ohne die Tabelle) mögen folgende Angaben hier noch angeführt werden. Spanien hatte 1799 in seinen 31 Provinzen und den Inseln (Balearen und Canarien) auf 15,356 Q.M. (20=1°) 10,504,985 Einw. in 2,100,997 Familien zu fünf Personen; deren Gesammtvermögen auf 6300 Mill. Realen (beinahe 1600 Mill. Fr.) geschätzt wurde. Der Grad der Bevölkerung in Spanien ist demnach um zwei Drittel geringer als in Deutschland, Frankreich, England und Niederland. (Ueber die Ursachen der Entvölkerung s. Kronos 1816.) Der Handel sieht einer gänzlichen Veränderung entgegen, da die Colonien wohl größtentheils für das Mutterland verloren sind. Die Seestädte Spaniens sind wichtige Factoreiplätze für das Ausland; reich, aber dem innern Handel der Nation nicht förderlich; nur für die Regierung als Geldquellen wichtig. Spanien war bisher im europäischen Handel eben so unthätig wie Portugal. Besonders wurden Fabrikwaaren, Getreide und gesalzene Fische in Menge eingeführt, die theils mit eignen rohen Landesprodukten (worunter die Wollausfuhr über eine Mill. Piaster betrug), theils mit amerikanischen Producten, besonders mit Gold und Silber, bezahlt wurden. Aus seinen amerikanischen Colonien zog Spanien jährlich für 35 Mill. Piaster an Gold und Silber, und für 20 Mill. an Cochenille, Cacao, Vanille, Zucker, Tabak, rohen Häuten, Baum- und Vigognewolle, Chinarinde, Farbehölzern, Ipecacuanha, Sassaparille u. s. w. Der Handel mit den Colonien war allen auswärtigen Nationen verboten, aber in Spanien (mit Ausnahme Biscaya's) freigegeben. Jetzt bemächtigen sich Amerikaner, Engländer und Holländer desselben. Der Einfluß fremder Kaufleute, besonders Engländer, auf den innern Handel Spaniens, ist zwar sehr beschränkt worden; allein noch immer sind die Assecuranzgesellschaften zu Coruña, Cadiz und Barcelona, und die St. Carlos Bank in Madrid zum Theil von Fremden abhängig. Der Landhandel in Spanien selbst liegt bei der drückenden Zolleinrichtung und bei dem Mangel an Verbindungswegen darnieder. Doch treibt Madrid, im Mittelpunkte der wenigen, aber vortrefflich angelegten Kunststraßen, einen ziemlich lebhaften Handel. Unter den fünf unvollendeten Canälen ist der Kaisercanal (unter Carl V. angelegt) oder der Canal von Aragonien der bedeutendste. Ueber die einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr, nach den verschiedenen Völkern,

findet man die amtlichen Angaben in der Balanza del Comercio de España con las Potentias Extrangeras, en el año de 1792 (Madrid 1803, fol.) — Die Regierungsform ist monarchisch. Der König, welcher den Titel catholische Majestät führt, regiert in Castilien, Aragonien und auf den Inseln unumschränkt; doch haben die drei nördlichen Provinzen, Biscaya, Guipuzcoa und Alava, ihre Privilegien behauptet, und nur unter der Bedingung der Bestätigung derselben und des Abzugs der dorthin verlegten Truppen in die Bezahlung der außerordentlichen Abgaben 1816 gewilligt. — Wichtig ist die Geschichte der Cortes (d. i. Höfe, Stände). Der erste Keim derselben lag in dem Militärsystem der Gothen. Er wurde entwickelt durch den Beitritt der Geistlichkeit. Als aber Adel und Geistlichkeit das königliche Ansehn niederdrückten, ließen die Könige die Bewohner der Städte durch Abgeordnete an den Berathschlagungen über die öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen. Das Grundeigenthum war auch bei den spanischen Cortes die Basis der National-Repräsentation. So groß indeß zu Zeiten die Vorrechte der Cortes gewesen sind, so hat es doch nie für Spanien vor der letzten Versammlung der Cortes in Cadiz eine Periode gegeben, wo die Nation wäre nach Gesetzen regiert worden, welche wesentlich von ihr selbst hergerührt hätten. Am Ende des 17. Jahrhunderts bestanden die Cortes aus den Deputirten von 21 Städten. Sie versammelten sich in der Hauptstadt. Diese war anfangs Burgos, dann Toledo, seit dem 15. und 16. Jahrh. aber Madrid. Die Hauptangelegenheit der Cortes war immer eine außerordentliche Bewilligung; doch war auch von Handlungen der Gnade und Gerechtigkeit die Rede, so oft der König wollte, daß darüber berathschlagt würde. War das Königreich nicht in den Cortes versammelt, so wurde es durch die Deputation repräsentirt. Zum allmähligen Untergange der Cortes trug vorzüglich die Entdeckung von Amerika bei, welche Spaniens Könige immer unabhängiger von der Bewilligung der Nation machte. Nach der Versetzung des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron hörte alles politische Leben der Nation auf; und dies ist seit der Rückkehr Ferdinands VII. wiederum der Fall. — Die Thronfolge ist auch in weiblicher Linie erblich. Der Kronprinz heißt Prinz von Asturien, die übrigen königlichen Kinder: Infanten und Infantinnen. Der König ist Großmeister der Ritterorden: 1. des goldenen Vließes, 2. des von San Jago, 3. des von Calatrava, 4. des von Alcantara, 5. des von Montesa, 6. des Ordens Carls III. Ob der Marie Louisen Orden, gestiftet 1792 für 60 Damen vom hohen Adel, dessen Großmeisterin die Gemahlin des Stifters, Carls IV., war, und der 1808 aufgehoben worden, hergestellt ist, wissen wir nicht. Das spanische Wappen zeichnet sich durch ein goldenes Castel mit drei Thürmen im rothen Felde aus, wegen Castilien. Ein rother gekrönter Löwe im silbernen Felde bezeichnet Leon; ein geöffneter Granatapfel im silbernen Felde, Granada, und vier rothe Pfähle im goldenen Felde bezeichnen Aragonien. — Die Staatseinkünfte betrugen vor 1808 ungefähr 50 Mill. Thaler, wozu die Einkünfte der Colonien mit ungefähr 38 Mill. Piaster (1 Thlr. 9 Gr. 6 Pf.) kamen. Aber die Staatsschuld betrug schon damals über 430 Mill. Thaler. Nach dem Budget von 1817, überstiegen die Rückstände von 1814 und 1816 die Summe von 35 Mill. Piaster; und in der Einnahme von 1817 war ein Deficit von 10 Mill. Piaster nicht zu decken; daher stocken alle Soldzahlungen, und im Mai 1819 verloren die königl. Vales (Staatspapiere), deren

Summe sich auf 500 Mill. Fr. belaufen soll, 84 bis 88 pC. Seit 11 Jahren waren die Zinsen (jährl. 75 Mill. Realen oder 18,750,000 Fr.) der Vales reales nicht bezahlt worden. Erst im J. 1819 fing man wieder an 4 pC. zu entrichten. Die Actien der Nationalbank von St. Carlos, deren Nominalwerth 2000 Realen ist, und die früher bis auf 3000 R. gestiegen waren, galten im Mai 1819 nur 220 Realen; die Actien der philippinischen Compagnie nur 260; die Effecten der unter dem Namen der Cinco gremios mayores bekannten Handelsgesellschaft verloren sogar 98 pC. Denn alle diese Anstalten haben ungeheure Summen an die Regierung zu federn, die ihnen nicht einmal die Zinsen bezahlt. Die Staatsschuld wurde durch Garay's (seitdem wieder bei Seite gelegten) Finanzplan vom 30 Mai 1817 constituirt. Außerordentliche Anleihen und Auflagen erhalten die Staatsfinanzmaschine nur mit Mühe in ihrem gebrechlichen Gange. Der im J. 1818 abgesetzte Garay war der erste spanische Finanzminister, der von einem jährl. Budget und von öffentlicher Rechnungsablegung sprach. Gleichwohl wurden zu den Fonds zu der Ausrüstung der Cadizer Expedition die 15 Mill. Fr. genommen, welche Frankreich nach dem Frieden zur Berichtigung der Foderungen spanischer Bürger gezahlt und die der König als ein erzwungenes Anlehn für sich behalten hat. Die Zurüstungen gegen die amerikanischen Insurgenten erschöpfen die letzte Kraft des Staats. Die Landmacht bestand im J. 1814 aus 128 Regim. Fußvolk, jedes zu 1000 M., aus 24 Reg. Reiterei und 30 Milizreg., unter 8 General-Capitains, 120 General Lieut., 195 Maréchaux de Camp, und 387 Brigadiers. Allein die wenigsten Regimenter waren vollzählig oder gehörig ausgerüstet. Im Dec. 1817 wurde bei der Armee die Conscription eingeführt. Zum Generalcapitain der span. Armee hat Ferdinand VII. den heil. Ignatius de Loyola ernannt, so wie zum Großkreuz des Orden Karls III. Die Seemacht war vor dem Kriege in die drei Departements von Cadiz, Ferrol und Carthagena eingetheilt, und bestand aus 268 Kriegsschiffen, darunter 42 von der Linie und 30 Fregatten. Gegenwärtig vermag sie Spaniens Küste und Handel nicht einmal gegen Seeräuber zu schützen. — Der Staat wird in Hinsicht auf die Localverwaltung in 31 Provinzen abgetheilt; allein in Hinsicht auf Provinzialrechte und Auflagen unterscheidet man die Provinzen der castilischen und aragonischen Krone. Zu jenen gehören die Königreiche Alt- und Neucastilien (mit den Provinzen Burgos, Soria, Segovia, Avila, Madrid, Toledo, Guadalcxara, Cuença und La Mancha); Leon (mit den Provinzen Leon, Palencia, Toro, Zamora, Valladolid und Salamanca); Galizien, Granada, Andalusien (mit den Provinzen und Königr. Sevilla, Cordova und Jaen, nebst der freien Stadt Antequera), Murcia; das Fürstenth. Asturien und die Landsch. Estremadura; zu diesen: die Königr. Aragonien, Valencia, Mallorca und das Fürstenth. Catalonien. Dazu kommen das Königr. Navarra, oder Obernavarra, im Gegensatze des franz. Niedernavarra, und die Herrsch. Biscaya (mit den Prov. Guipozcoa, Alava und Biscaya). Die Einwohner von Navarra und Biscaya reden die alte baskische Sprache. Die Colonialbesitzungen betrugen 1808 überhaupt 310,798 geogr. Q.M. mit 13,416,000 Einw. In Asien: die Philippinen, Marianen, Carolinen, Bashe-Inseln und Magindanao. Hier ist der wichtigste Ort Manila auf der Insel Luzon, von wo das Manilaschiff, jährlich einmal, nach Acapulco segelt. Diese In-

seln werden aber weder so verwaltet, noch so benutzt, daß sie, wozu ihre Lage sie eignet, der Stapel für den indisch-chinesisch-amerikanischen Handel seyn könnten. In Afrika besitzt Spanien die Städte (Presidios) Centa, Melilla, Pennon de Velez, — Ueberreste der ehemaligen Eroberungen in Nordafrika, ferner die 20 canarischen Inseln, darunter die wichtigsten Teneriffa und Canaria, und die drei Guinea-Inseln: Annobon, Prinzeninsel und Fernando del Po. In Nordamerika besaß bisher Spanien Alt- und Neumexico, Florida, Neu-Navarra und Californien; in Südamerika: Terra firma, einen Theil von Guiana, Peru, Chili, Paraguay mit Tucuman, Buenos Ayres, Monte-Video, Magelhaenland und die Falklandsinseln; in Westindien: die Inseln Cuba, Portorico, einige Jungferninseln, und seit dem pariser Frieden von 1814 wieder den (1795 an Frankreich abgetretenen) Theil von St. Domingo. (Ueber die neuen Republiken im spanischen Amerika, die mit dem Mutterlande um ihre Unabhängigkeit kämpfen, sehe man d. A. Südamerika.) Die Staatsverwaltung ist theils fünf Staatsministern oder Staatssecretären, die unter dem Vorsitz des Königs den Staatsrath bilden, anvertraut, theils hohen Rathsversammlungen. Unter diesen ist die vornehmste der Rath von Castilien, der seit 1246 besteht. Er ist sowohl ein Regierungscollegium, als ein höchster Gerichtshof, der über gewisse Sachen ausschließlich erkennt, und an den von den übrigen Gerichtshöfen in bestimmten Fällen appellirt werden kann. Für das Finanzwesen, Kriegswesen, Inquisitionsangelegenheiten, indische Sachen, königl. Ritterorden, Kreuzbulle, Handels-, Münz-, Post- und Bergwesen, Tabaksmonopol u. s. w. sind besondre Verwaltungsräthe niedergesetzt. Die Justiz wird in den Städten, Flecken und Dörfern von den Alcalden verwaltet, deren es fünf Classen gibt. Die Alcaldes mayores heißen auch Corregidoren. Von ihnen appellirt man an die zwölf königl. Gerichtshöfe oder Audiencias zu Valladolid, Granada u. s. w. Bei jeder befindet sich ein Criminalgericht. Gesetze und Gerichtsverfassung bedürfen einer strengen Durchsicht. Vorzüglich haben die Escribanos oder Notarien einen oft nachtheiligen Einfluß auf den rechtlichen Geschäftsgang. Die Tortur wurde im J. 1818 wieder eingeführt; ein Wundarzt soll allemal dabei seyn. — In Ansehung der auswärtigen Verhältnisse ist das Verhältniß der spanischen Monarchie und Kirche zum apostolischen Stuhle das wichtigste. So ergeben der Spanier dem Papste, und so eifrig er für die Satzungen der römischen Kirche ist, so ist dennoch die Gewalt des Papstes in Spanien nicht mehr so groß, wie ehemals. Sein Gesandter hat ein eignes Gericht zu Madrid, welches in geistlichen und Kirchensachen erkennt. Allein nach einer königl. Verordnung von 1761 gelten keine päpstlichen Bullen und Breven, wofern sie nicht vorher dem Könige zur Billigung vorgelegt worden sind. Auch hat sich der Monarch von dem Papste das Recht zugestehen lassen, alle große Pfründen bis auf den dritten Theil ihrer Einkünfte zu beschatzen. Ueberdies muß die Geistlichkeit von den Gütern, die sie seit 1737 erworben hat, gleich andern Unterthanen, die Auflagen entrichten. In den weltlichen Angelegenheiten der Kirchenpfründen hat der Papst keine Gerichtsbarkeit. Der König ernennt jetzt zu allen geistlichen Stellen, und zieht die Einkünfte, so lange sie erledigt sind, jedoch nur zu frommen Zwecken. Auch gehören ihm die Annaten, die halben Annaten und ähnliche Abzüge. Der Papst hat bloß das Vorrecht, 52 der besten geistlichen Stellen unabhängig von

der Krone zu besetzen; auch übt er die oberste Gerichtsbarkeit aus in allen Streitsachen, die vor einen geistlichen Gerichtshof gehören. — Ueber Spanien vergleiche man die Werke von Bourgoing und Fischer, Townsend, Laborde, Rehfues, und das Diccionario geografico-historico de España, por la Real Academia de la Historia. Madr. 1802, 4. Die Philippinen hat Martinez de Zuniga histor. stat. beschrieben. (A. dem Span. ins Engl. übers. von Macer.) D. Isidor de Antillon's gründlich geschrieb. Handb. d. Geogr. von Spanien und Portug. v. J. 1808, mit einer Charte von Antillen, hat Rehfues übers. Weimar 1815. Die aus Spanien verbannten liberalen Ideen lernt man aus des in London lebenden D. Flores Estrada's Journ. El Español constitucionel etc. kennen. Seine Adresse, die das öffentliche Elend Spaniens und die Verkehrtheit der Räthe des Königs schildert, hat viel Aufmerksamkeit erregt. Vergl. die Selbstvertheidig. der span. Exminister D. Jos. de Azanza und D. Gonzlao Ofarril (in Paris) im Journ. f. Deutschland. Oct. u. Nov. 1815.

Spanische Colonien, s. Westindien, Nord- u. Südamerika.

Spanischer Reiter, auch frisischer Reiter genannt, ist in der Kriegskunst ein Hinderniß, welches man besonders bei Verschanzungen einem vorrückenden Feinde entgegenlegt. Sie bestehen aus viereckigen oder sechseckigen Balken, die in Entfernung von 6 zu 6 Zoll Löcher haben, durch welche man an beiden Enden zugespitzte Pfähle ins Kreuz durchstecken kann. Die Länge eines spanischen Reiters beträgt gemeiniglich 10 bis 12 Fuß. Werden mehrere neben einander gestellt, so müssen sie fest mit einander durch eiserne Haken oder Ketten verbunden werden, damit sie der Feind nicht einzeln ausheben und sich Oeffnungen machen kann. Ihre Anwendung ist beim Festungskriege mehr als bei Vertheidigung von Feldschanzen im Gebrauch, da man sie nur selten haben kann und ihre Herstellung gelernte Arbeiter, Handwerkszeug und viel Zeit erfodert. Gegen Infanterie sind sie kein besonderes Hindernißmittel, weil die Federn leicht abgehauen, oder auch abgebrochen werden können; gegen Cavallerie kann man sie mit mehr Nutzen gebrauchen, besonders wenn man sich gegen Ueberfälle decken will. Man hat auch spanische Reiter, die aus einander genommen werden können, und diese haben vor den gewöhnlichen darin den Vorzug, daß sie sich auf Wagen leichter von einem Orte zum andern schaffen lassen. P. S.

Spanische Sprache, Poesie, Literatur und Kunst. Wir stehen vor einem schönen Zaubergarten voll lieblicher Blumen und wahrer Hesperidenäpfel, indem wir die herrlichen Kleinodien und wahren Reichsinsignien der spanischen Nation, des alten Hesperiens, welche die Ueberschrift dieses Artikels nennt, in Betrachtung ziehen wollen; und wir laden unsre Leser mit Vertrauen zu unserm Gemälde ein, da ihm eine so schöne, herrliche Natur zu Grunde liegt, zugleich versichernd, daß wir wenigstens mit vieler Liebe an unsre Arbeit gehen. Möchten wir freilich ein zweiter Herakles seyn, um, wie er, die goldne Frucht in dem von Göttern und Menschen geliebten Lande selbst pflücken zu können! Wir versprechen nur eine räsonnirende Darstellung der bezeichneten Heiligthümer; denn über die Gränze dieser kann sich das, was wir zu geben im Stande sind, nicht erstrecken, und wir sind zufrieden, wenn wir nur unsre Leser in einen Gesichtspunkt zu stellen vermögen, von welchem aus sie die Charta magna hispanischer Herrlichkeit nach ihren leitenden, allge-

meinsten und höchsten Stützpunkten übersehen können. Wer das Einzelne durchwandern, in die herrlichen Orangenthäler und idyllischen Sierren Castiliens sich vertiefen, die lieblichen Gesänge des dichterischen Volks in ihrer Mannichfaltigkeit vernehmen und den großen, idealischen Geist spanischer Frömmigkeit im Detail erblicken will, dem wird das jetzt so lebhaft unter den Deutschen erwachte Studium spanischer Sprache und Poesie, das früher durch Bouterwek angeregt, dann aber mit glänzenderm Erfolge von Tieck durch die meisterhafte Uebersetzung des Don Quixote, so wie von Schlegel dem Aeltern dadurch, daß er uns mit dem vorzüglichsten dramatischen Dichter der Spanier auf eine höchst erfreuliche Weise bekannt machte, auferweckt wurde, endlich jetzt von Gries und neuerdings von Malsburg nicht unwürdig und mit Eifer fortgeleitet wird, Gelegenheit genug geben, seinen Durst zu befriedigen, und dann uns selbst noch manche Schätze Hesperiens mitzutheilen, die wir wohl ahnen, die aber jetzt noch unter dem Bann des hütenden Drachen beschlossen ruhen. Wir müssen einleitend unsre Ansicht von spanischem Charakter und Sitte vorausschicken. — Die Natur hat dem Spanier ein herrliches Land gegeben, und schon die Römer wußten es zu schätzen, nach der bekannten Schilderung Claudians:

Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis.

Rossebegabt, gedeihlich der Saat, kostbar an Metallen.

Reich an allem Segen der Natur, den ein südliches Land haben mag, liegt es abgeschlossen und getrennt von dem übrigen Europa, wie ein eigner Welttheil, da, umgürtet von dem blauen Gürtel Amphitritens und im Rücken geschützt von dem unnahbaren Riesen des Pyrenäengebirges. Bedeutungsvoll bleibt selbst die Stelle, die es im Bild der Jungfrau Europa einnimmt; und wie das Haupt frei sich bewegt, und alle Glieder des Leibes beherrscht, ohne von ihm beherrscht zu werden, so liegt Spanien da, seine Locken im herrlichen Aether des Weltmeers badend, gleichsam von der Natur schon bestimmt, frei und unabhängig von den übrigen Ländern Europens zu herrschen. — In diesem Lande geboren und unter seinen Orangen aufgewachsen, und von seinem feuerreichen und tief und ernst durchglühenden Weine begeistert, konnte das Volk nicht anders, als einen ernsten, würdigen und festen, echt nationalen und tiefpoetischen Charakter haben. Kamen auch Fremdlinge hin, sie mußten bald, wie die Lotophagen der Odyssee, der vorigen Heimath vergessen und des süßen Lotos des neuen Vaterlandes so gewohnen, daß sie, nicht gerade mit nordischem Ernste und helvetischer Treue — diese wie jener kann in dem romantischen Gemüthe des Südländers nicht aufkommen — aber mit einem edeln Stolz auf ihr sicheres und herrliches Land, ein poetisches, in der Sonne der Idee gezeitigtes Leben führten. Edler, männlicher Stolz, eine ernste Würde im Reden und Thun, aber von südlicher Gluth durchflammt, nicht gezwungen, bei dem Reichthume des Landes mit zu harten, niederdrückenden Sorgen des Lebens sich zu befassen und darum empfänglicher für die geistigen Güter der Menschheit, Glaube und Kunst, — südlicher, romantischer Geist, aber dabei höchst national und eben so individuell, selbstständig, original, wie die Halbinsel selbst — das sind die vornehmsten Züge in dem Charakter des Spaniers, schon durch die Natur seines Landes bedingt. Und dazu gesellte sich nun noch späterhin die merkwürdige Vermischung spanischen und arabischen Geistes, vermittelt durch jene folgenreichen Kämpfe, die über sieben Jahrhunderte dauerten und nichts geringeres

galten, als die Behauptung Spaniens, je nach dem es traf, fürs Kreuz oder für den Halbmond! Wie hier Arabien dem Spanier seine Gewandtheit und sein adeliges Thun und manches an orientalischem Farbenschmuck reiche Lied mittheilte, so entzündete es auch durch seinen Widerspruch den religiösen Fanatismus im Gemüthe des Christen, und legte so den Grund zu der hohen christlichen Begeisterung, die den Spanier noch bis diese Stunde ausgezeichnet hat. Man möchte sagen, er habe vom Römer den Stolz, vom Araber die Gluth, und vom Westgothen den Ernst und die Tiefe zum Erbe empfangen. — Aus diesen Umrissen erklären sich, meinen wir, alle besondern Eigenschaften dieser edeln Nation zur Genüge. Fern von der leichtsinnigen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit des Franzosen, und eben so entfernt von der Heimtücke und Falschheit des Italieners, steht der Spanier da, der wahre Dichter unter den Nationen, mit der kindlichen Einfalt und dem originalen, excentrischen Stolze einer poetischen Natur, und wenn der Deutsche und der Britte über der Sache die Form zu sehr vernachlässigt, so ist es beim Spanier beinahe umgekehrt, und Förmlichkeit eine specifische Eigenschaft desselben. Er ist tapfer im Krieg, aber, wenn er gereizt ist, auch grausam, wie der erbitterte Löwe, und sein Zorn, vom afrikanischen, dauernden Feuer im Wein und in der Atmosphäre durchglüht, schrecklich. Die Eroberung Amerika's, wo Religionshaß, Stolz und Habsucht die Flamme der Erbitterung wetteifernd anzufachen schienen, hat es mit schauderhaften Zügen gewiesen. — Nur der Spanier war fähig, das Ritterthum, die Chevalerie, so ernsthaft zu nehmen, und so vollkommen auszubilden, wie es bei ihm wirklich geschehen ist, so wie es uns nun nicht wundern darf, daß er, der Freie, vom Stolz der Ehre vor allem Geleitete, seinen Nacken so unbedingt und sklavisch unter den Fuß der Damen, der Kirche und seines Königs beugte — daß er selbst die schauderhafte Fessel der Inquisition als einen zierlichen Armschmuck mit Heiterkeit tragen konnte. — Er muß glühend in der Liebe, aber nicht von flüchtigen, schnell auflodernden und eben so schnell wieder verlöschenden Flammen seyn; eifersüchtig bis zur Chimäre, und furchtbar in der Rache gekränkter Liebestreue. — Die Leichtigkeit der Lebensgenüsse, die heiße Sonne, und vielleicht mancher politisch drückende Einfluß stimmt jedoch den Spanier mehr als recht zur Vernachlässigung reger Betriebsamkeit, so daß in dem gesegneten Lande Tausende in Dürftigkeit schmachten, der Staat bei seinen unermeßlichen Hülfsquellen höchst arm und das Land kaum zur Hälfte so bevölkert ist, als es seyn sollte. Er nimmt nie die Sitten fremder Völker an, und wird nie sehr nach Gemeinschaft mit ihnen geizen. Wehe dem Fremden, der ihn antastet und unterjochen will. Er flieht in seine Berge und kämpft von da ein Jahrtausend, bis er seinen Feind ermüdet hat und so bezwingt. — — Das ist der Spanier vom Anfang gewesen, ein treues Kind seines Bodens und Landes. Die alten Celten kämpften vor der Römer Zeiten mit Phöniciern und Carthaginiensern, bis sie diese ungebetenen Gäste los wurden, in solchem ritterlichen Geiste. Die römischen Spanier nahmen bald dieselbe Gemüthsart an. Von diesen ging der nämliche Geist auf die Westgothen über, die im 5. Jahrh. Spanien gewannen, und deren kurze frühere Geschichte viel herrliche Züge echt spanischen Sinnes entwickelt. — Ihr unglücklicher Kampf gegen die Araber im 8. Jahrh., die berühmte Schlacht bei Xerez de la Frontera im J. 714, wo der letzte westgothische König Roderich blieb, nöthigte sie, sich in die Gebirge

und ans Meer zurückzuziehen; aber von da aus stärkten und stärkten sie sich auch wieder, bis sie nach einer Prüfung von sieben Jahrhunderten ihr Vaterland wieder frei sahen. — Für unsern Zweck ist diese kurze Charakteristik genügend, und wir fragen: mußte dies alles nicht auf die Sprache der Nation einen sehr bedeutenden Einfluß äußern, und sie zu dem machen, was sie wirklich geworden ist? Die Sprache ist der unmittelbarste Abdruck der Volkseigenthümlichkeit, und wird darum auch am besten da erkannt und beurtheilt werden können, wo ein Volk seine Eigenthümlichkeit noch nicht verloren, und sich den übrigen zu sehr assimilirt hat. Wir bemerken über das Geschichtliche der spanischen Sprache folgendes. Die älteste Landessprache war vielleicht die der alten Cantabrier, die noch in der ganz eigenthümlichen Sprache der Anwohner der Pyrenäen, die vaskische oder baskische genannt, zum Theil übrig seyn mag. Auf diese, die vielleicht schon mit phönicischen und carthaginiensischen Worten und Formen bereichert worden war, folgte unter der römischen Weltherrschaft die lateinische, und in dieser gab Spanien den Römern selbst ihren vornehmsten Theoretiker der Beredsamkeit, einen Quintilian. Unter den Westgothen aber entwickelte sich auch in Spanien ein Romanzo, ohne doch vor dem Einfall der Mauren das Lateinische verdrängen, oder auch nur überhaupt sich sonderlich ausbilden zu können. Als die Araber Spanien größtentheils bezwungen hatten, und die zurückgebliebenen Einwohner sehr großmüthig behandelten, fand die damals schon fein und selbst für Poesie höchst sorgfältig ausgebildete arabische Sprache sehr bald Eingang bei dem Volke, und in kurzer Zeit sprach man überall das Arabische mit vieler Geläufigkeit. Indeß in den allmählig im Kampf mit den Mauren entstehenden kleinern Königreichen nach den Küsten und den Gebirgen zu erstarkte das vertriebene Romanzo mit den Kräften und Siegen des Volks zugleich. Besiegt von dem leichtgewandten Araber, aber nicht bezwungen, gleichwohl genöthigt, den größten Theil des Landes zu verlassen, zogen sich die westgothischen Spanier theils, und zwar unter Anführung eines ihrer übergebliebenen Prinzen, Namens Pelayo, hinauf an die Küste des Atlantischen Meers, in die Gebirge des nachmaligen Asturiens, Galliziens und Biscaya's, theils nordöstlich nach der pyrenäischen Gebirgskette, in Navarra und Aragonien; und wie die Kraft spanischen Heldenthums, gleich seinem Lanzenschaft, am festen Schilde des Arabers in viele Trümmer zersplitterte, und nach allen Richtungen der nördlichen und östlichen Himmelsgegend hin zerstäubte; so entstanden aus ihnen eine Menge kleiner Königreiche und Fürstenthümer, die, alle eins im Kampfe gegen die afrikanischen Besieger, oft durchs Bedürfniß mit einander verbunden wurden, eben so oft aber auch, aus einer sehr leicht erklärlichen gegenseitigen Eifersucht, wenn es nicht den Mauren galt, einander erbittert gegenüber standen. Vornehmlich von dem cantabrischen Meer herab, und dann auf der Seite der Pyrenäen, bildete sich der Keim des neuen Spaniens am kräftigsten aus; und wenn dort das Königreich Leon, anfangs das ganze nachmalige Portugal mit sich vereinigend, groß und mächtig sich erhub, so war hier Aragonien der Mittelpunkt des kräftigsten Widerstandes gegen die maurische Herrschaft; und zwischen und neben beiden bildeten sich als die verbindenden Glieder die Reiche: Alt- und Neucastilien, Navarra, Catalonien, Valenzia u. s. w. aus. Unter diesen letztern stieg in der Folge Castilien, den größten Theil der nordwestlichen spanischen Länder vereinigend, neben dem selbstständig

gewordenen Portugal, zum höchsten Gipfel der Macht empor, und überglänzte selbst das mächtige Aragon, bis auch dieses, nach der Vertreibung der Mauren im 15. Jahrh., unter dem mächtigen Ferdinand, durch seine Vermählung mit der castilischen Fürstin Isabelle auf immer mit ihm vereinigt wurde. — Diese Theilung und Zersplitterung Spaniens mußte auf die Sprache nothwendig zurückwirken, und wir treffen in den Jahrhunderten des Kampfes mit den Mauren eben so viel Dialecte des spanischen Romanzo an, als neue spanische Reiche entstanden, die aber mit der Vereinigung der Provinzen auch nach und nach in einander schmolzen. — Den ursprünglichen Gesetzen aller Sprachentwickelung gemäß hatte sich das Romanzo schon früherhin in den Küstenländern eigenthümlich gebildet, und merkwürdig! wie auf der Küste von Murzia, Valenzia, Catalonien, in demselben Geiste im Grunde entfaltete es sich auf den portugiesischen Küsten bis hinauf nach Galizien, wo es selbst mit dem Namen der galizischen Sprache beehrt, sogar von einem großen castilischen Könige geübt wurde. Dort nahm es vielleicht mehr den Charakter des nähern provençalischen oder limosinischen, so daß es auch der Poesie der spanischen Troubadours vindicirt wurde, hier des castilischen Idioms an. Aber der eigentliche Grundton war in beiden derselbe, nämlich die größere Weichheit und Zartheit, die der Charakter aller meeranwohnenden Sprachen ist. Die galizische Sprache erhielt sich, und entwickelte sich später, indeß sie in der Provinz Galizien selbst nur noch als Volkssprache übrig ist, in der portugiesischen zu einem Idiom, das mit der benachbarten, bald näher zu bezeichnenden castilischen Sprache bis in die neuesten Zeiten herab wetteiferte. Die catalonische blühte in der Zeit der Troubadours, und nachdem sie sich in das Königreich Aragon verbreitet hatte, so lange, als es überhaupt in Spanien provençalische Poesie gab. Sie wurde jedoch ganz von ihrer Nachbarin, der castilischen, verdrängt, als Aragon mit dem herrlichen Castilien unter einem Scepter sich vereinigte. — In dem Herzen von Spanien nun, aus den Provinzen Asturien und Leon, die dem neuen Scepter huldigen mußten, eigentlich hervorgegangen, bildete sich im Kampfe gegen die Mauren ein herrliches Königreich, schon seiner Lage nach zum Centrum und dem belebenden Mittelpunkte der ganzen schönen Halbinsel bestimmt, das Königreich der beiden Castilien, welchem Aragon und Portugal als die beiden tragenden und hebenden Flügel angesetzt scheinen mögen. Entfernter von der Küste, die, wie auf Charakter, so auch auf Sprache des Volks immer einen verweichlichenden, verfeinernden, aber auch dadurch schwächenden Einfluß hat, und unberührt von dem, oft sogar sentimentalen Geist französisch romantischer (provençalischer) Dichtkunst, der nur bis Aragon sich verbreitet hatte, war Castilien mit seinen Gebirgen und Sierren von einem heldenmüthigen, tapfern Volke bewohnt, in welchem sich der eigenthümliche, hohe südlich erhabene Charakter des Spaniers am besten und ungestörtesten entfalten konnte. Hier entstand die castilische Poesie und castilische Sprache, beide die schönsten Juwele des gott- und menschengeliebten Landes. Diese Poesie und Sprache verdrängte bald ihre Nachbarinnen, catalonische Poesie und Sprache, deren Landstriche zuletzt ja auf immer, wie gesagt, mit Castilien vereinigt wurden. Aber die portugiesische zu besiegen, gelang ihr nur darum nicht, weil Portugal schon seit dem 12ten Jahrhundert ein eignes Königreich bildete,

das mit Castilien in stetem Wetteifer blieb. Ja, portugiesische Sprache und Literatur hat wohl ihre Blüthe vornehmlich der beständigen Reibung mit der castilischen zu danken. Den Ruhm behauptete diese jedoch fortan ununterbrochen, daß castilische Sprache so viel galt als spanische, und daß sie Hof- und Gelehrtensprache wurde, indeß alle übrigen Dialecte zu bloßen Volksidiomen herabsanken. — So finden wir zuletzt im spanischen Romanzo drei Hauptdialecte, von welchen aber auch der dritte, der catalonische, nicht bis auf unsre Zeit gedauert hat; und um spanische Sprache zu bezeichnen, brauchen wir also blos das castilische näher zu betrachten. Jedes Romanzo ist eine Mischung germanischer Sprache mit der lateinischen; in Spanien mußte, schon der Natur des Landes nach, diese Mischung eine eigenthümliche seyn. Dazu kam noch der große, nicht genug zu beachtende Einfluß, den größtentheils wohl unbeabsichtigt und eigentlich auch wider Willen, die hohe Bildung der arabischen Eroberer auf Entwickelung spanischer Sprache, so wie auf spanische Bildung überhaupt haben mußte. Sehen wir das Flüchtige, Leichte, nach außen hin Glänzende, als das Eigenthümliche des französischen Romanzo an, so bleibt das Zärtliche, zwischen Innerm und Aeußerm Getheilte für das sonore, schmeichelnde und lautreiche Italienische, und der Ernst, die Tiefe, das Geistreiche und Bedeutungsvolle für das Spanische; und dieser eigenthümliche Charakter des letztern bekam noch eine besonders anziehende Färbung durch den reichen, üppigen Bilderschmuck, mit glühendem, feuerbeständigen Farbenschmelz orientalischer Art und Rede. Die castilische Sprache war von den Gebirgen des innern Spaniens herabgekommen, und wie schon die bergbewohnenden Dorier unter den Griechen breitmundige hießen, so wird schon daraus ein Theil des Breiten und Tieftönenden der spanischen Sprache erklärt, was in der dem Jonischen in der griechischen Sprache zu vergleichenden portugiesischen Mundart mehr vermischt ist. — Ernst, Tiefe, aber freilich romantischer Ernst und Tiefe ist unstreitbar der Charakter des Spanischen. Die Fülle, die Idealität, der Reichthum und das Ueberfließende der Phantasie, Vorzüge, die der Süden überall vor dem müh- und arbeitsvollen Norden, wo auch der Ernst viel dichter, körniger, consistenter gleichsam, ist, voraus hat — diese Eigenschaften hat die spanische Sprache mehr als irgend eine der romanischen, da wohl kaum eine so rein und individuell ausgebildet worden ist, wie sie. Bei dem größten Ueberfluß der reinsten, volltönendsten Vocale ist fast jede Rede in ihr voller Assonanzen und der Reim ihrer Poesie ist der natürlichste und vollkommenste, wie kunstreichste, den eine der neuern Sprachen aufzuweisen hat. Das schöne, reichgeschmückte Land, die volle, üppige Natur gibt ihr einen unendlichen Zufluß der lieblichsten, farbenreichsten Bilder. Die stete Begleitung der Guitarre hat ihre Verse so geschmeidig und fließend gemacht, daß sie in dem einfachen aber häufig wechselnden Bett der Redondilien, wie schlüpfrige Schmerlen, sanft dahin gleiten. Aber wie lieblich nimmt sich nicht auf diesem südlichen Grund der schöne Ernst und die Würde der spanischen Sprache aus! — Sie verschmäht die weichlichen, mit bedeutendem, lärmenden Klingeln, hinter welchem nicht viel ist, hinstürmenden Nasenlaute der Franzosen, die schon bei dem Italiener sanfter und seltner geworden sind. Unter ihren Zischlauten finden sich die kräftigsten und nachdrucksvollsten, welche an die alte Stammverwandtschaft mit den Deutschen eben so sehr erinnern, als an die Ableitung vom Arabischen. Die deutsche Quelle der Aussprache

des g und des x (wie ch) ist sogar viel wahrscheinlicher, weil sie geschichtlich höher liegt; auch sagt der Spanier, der alten Abkunft eingedenk, noch so gern sein somos hermanos (wir sind Brüder) zum Deutschen, indeß ihre Nachbarin es damit nur zu dem einfach zusammengesetzen gebracht hat, den jene als ein Zeugniß der Weichheit und Schwäche fast ganz ausgeschlossen; sie häuft die Consonanten überhaupt gar nicht, und weiß in der Aussprache noch manchen durch einen untergeschobenen Vocal zu verbergen, um das Bunte des Consonantengedränges zu vermeiden. Und von den Vocalen liebt sie die tiefen vor allen, die denn der spanischen Rede eine so herrliche, imponirende Würde ertheilen, daß sie ganz vorzüglich zu einem feierlichen Vortrag sich eignet, und in dem Pathetischen, in dem Würdevollen, in dem erhabnen Ausdrucke eine seltene, tiefergreifende (versteht sich, südliche) Stärke hat. Auch die kleinste Periode im Spanischen, selbst in der nur aus der Grammatik erlernten, mangelhaften Aussprache vorgelesen, vergegenwärtigt dem Ohr durch seine gehäuften A, besonders vor dem O, den edeln Spanier in seiner würdevollen Grandezza und glänzenden Ernsthaftigkeit. — Einfachheit ist überall die Begleiterin des Ernstes, der Tiefe, und so sehen wir selbst in den Beugungen der spanischen Wörter den Ursprung noch viel weniger entstellt als bei den übrigen südlichen Sprachen; und wenn die Franzosen ein Geklingel von unnützen Beugungssylben anhängen, die nicht einmal ausgesprochen werden, so verschmäht der Spanier diesen unnützen Zierrath, dieses leichtfüßige Schnörkelwerk ohne Bedeutung. Er hat es sogar nicht der Mühe werth gefunden, mit Zusammenziehungen sonderlich freigebig zu seyn, und hält es unter seiner Würde, mit solchen Kleinigkeiten etwas ersparen zu wollen. So hat denn freilich seine ganze Sprache, selbst im muthwilligsten Scherz, etwas Feierliches; und wenn sie uns nicht die lustigen Gaukelspiele der Franzosen vermacht, so ist sie in W o r t s p i e l e n desto kühner und freigebiger, und sucht, ihrem Ernste angemessen, weit öfter zugleich auch im W o r t e Bedeutung und sinnreiche Beziehung, als, mit Vorbeigehung des Worts, bloß in den S a c h e n. — Die Franzosen, und zum Theil die Italiener, haben die Gewohnheit eine Menge Worte zu häufen, und zu gewissen stehenden Formen auszuprägen, um ein Warum oder Darum auszudrücken. Aber wie weit einfacher ist hier der Spanier! Lieber ist er dann in Häufung der Gedanken und Bilder verschwendrisch, bisweilen in Schwulst und Bombast verfallend, als daß er leer in leeren, nutzlosen Worten seyn sollte. Selbst in seinen sehr genau bestimmten Höflichkeitsbezeigungen ist jedes Wort von fester, bestimmter Bedeutung. Sehr natürlich erklärt sich hieraus auch der Reichthum an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, den seine Sprache besitzt; und wenn derselbe für ihr Verstehen lästig und mitunter auch wirklich überschüttend seyn mag, so ist er auf der andern Seite auch ein Schmuck derselben, der ihren Geistesreichthum und ihre Bedeutsamkeit aufs bestimmteste beurkundet. Gewiß wird niemand aus den mit den Früchten der Levante und den begeisternden Trauben des Südens gezierten Zaubergärten dieser Sprache zurückkommen, ohne eine gewisse Vorliebe für dieselbe mitzubringen, und noch lange mit Entzücken den Ton ihres Ernstes in sich nachklingen zu hören. Erst unser Zeitalter hat angefangen, den langentbehrten Genuß dieser Sprache unserm Volke, aus welchem sie selbst ein so schönes Erbtheil erhalten, aber auch treuer als irgend eine andre bewahrt hat, zu verschaffen; und wir können nicht umhin, unsrer Ju-

gend recht ernstlich zuzurufen: hic Rhodus, hic salta! — Ist nun
aber die Sprache eines Volks der treuste Abdruck seiner Eigenthüm-
lichkeit in allen seinen übrigen Bestrebungen, so wird es uns nicht
schwer werden, nach den hier gegebenen Andeutungen uns kürzer über
Poesie, Kunst und Literatur des spanischen Volks zu fassen.
Literatur, Poesie und Kunst stehen in dem Lebenskreis eines Volks
so nahe an einander, daß man jede derselben nur als eine nach einer
besondern Seite zugewendete Offenbarung eines und desselben Prin-
cips ansehen kann. Selten sind die Völker, unter welchen sich alle
diese drei Blüthen **eines** Stammes in gleicher Vollkommenheit und
Herrlichkeit entwickelt haben; und wenigstens hat immer eine der drei
Schwestern die andre überglänzt und sich zu derjenigen Höhe erhoben,
auf welcher die übrigen ihr dienen und ihr den Vorzug einräumen
mußten, für das Ganze tonangebend zu seyn, und die Grundfarbe be-
stimmen zu können. Eigentlich poetische Nationen haben darum auch
dann erst eine Literatur, wenn das schönste Zeitalter ihrer Blüthe
schon vorüber ist, und der sinkende Geist des Volks, in der Gefahr
des Verlierens, die Trümmer seiner vorigen Herrlichkeit noch zu ret-
ten und durch die Schrift dauernd zu machen sucht. Die Abbildungen
der Wunder alter Baukunst sind erst von ihren Ruinen genommen,
und gleichsam der Gypsabzug von dem schon entseelten Leichnam. —
Aber Poesie, wo sie in reiner Geschiedenheit und selbstständig auf-
tritt, läßt oft die übrigen Künste nur als ihre Dienerinnen auftre-
ten, und verstattet ihnen nicht, sich zu einem unabhängigen Daseyn
zu erheben. — Die spanische Nation glauben wir unbedenklich eine
reinpoetische Nation nennen zu dürfen. Ihre geistigen Bestrebungen
haben alle rein dichterischen Charakter und die Geschichte sagt es
denn auch offenbar genug, indem sie uns die fast zahllose Menge ih-
rer Gedichte bei dem kleinen Umfang der Literatur vorhält, daß sie in
Poesie ihren schönsten Kranz gewunden hat. Ihre Literatur wird
deßhalb am füglichsten beiläufig mit erwähnt werden können, wenn
wir von Poesie handeln. — In der Kunst hingegen sehen wir fast
überall den Spanier nicht über den ersten Anfang hinaus, wenigstens
nicht weiter gehn, als zur Verherrlichung der Dichtkunst nöthig war.
In Werken der Beredsamkeit, der geistlichen sowohl als der weltli-
chen, ist keine Sprache so arm als diese, wiewohl sie nicht ohne schöne
Anlagen dazu ist, die sich selbst in den komisch-ernsthaften Reden des
Edlen von Mancha verrathen. — Für die **Baukunst** war Spanien
vielleicht wichtig durch die folgenreiche Berührung, in welche hier ara-
bische und gothische Kunst mit einander kamen. So gewiß die herr-
liche gothische Baukunst aus dem ganzen Geiste der neuen, christlichen
Völker überhaupt hervorgegangen ist, und Germanien weit mehr an-
gehört als Spanien, Italien und England, so ist es doch sehr wahr-
scheinlich, daß das, was man **neugothische** Bauart nennt, in der
Nachbarschaft der leichten, glänzenden und üppigen Baukunst der Mau-
ren sich lieblicher und kunstreicher entwickelte. Die Araber waren in
der Zeit, wo sie Spanien beherrschten, in allen Künsten und Wissen-
schaften, und so vornehmlich in der Baukunst die weit gebildetsten
und in ihrem herrlichen Königreiche Granada, das sie unter allen am
längsten besaßen, in der Hauptstadt gleiches Namens, steht noch jetzt
der maurische Palast Alhambra, ein bleibendes Denkmal arabischer
Pracht und Herrlichkeit, da, mit seinen zahlreichen Thürmen und dem
noch jetzt so reizenden Königshause des Generalife. Wäre es zu viel
vorausgesetzt, wenn man behauptete, die Spanier hätten, wie in an-

dern Künsten, so auch in der Baukunst, wenn auch nicht die runden statt der spitzigen Bogen, doch manches der leichten Schnörkel und des künstlichen Beiwerks von ihren gebildetern Nachbarn angenommen? — Ihre zahllosen Kirchen sind im gothischen Geschmack gebaut, wie die ältern Kirchen Deutschlands und Englands, und unter ihnen gibt es wohl manche köstliche, aber schwerlich einen straßburger Münster, eine wiener Stephanskirche oder londner Westminsterabtei. Eine Merkwürdigkeit spanischer Baukunst und Größe überhaupt bleibt indessen das berühmte Kloster Escurial, das seinem königlichen Erbauer, dem zweiten Philipp, 25 Millionen Gulden gekostet und über 1000 Schritte im Umfang haben mag. — Musik, Tanzkunst, Malerei und die bildenden Künste überhaupt konnten natürlich bei einem so poetischen Volke nicht fehlen. Die Musik mußte ihre Lieder und Romanzen begleiten, und jeder Hirt weiß noch sein Instrument zu spielen, um seinen selbstgedichteten Gesang zu beleben. Der Tanz, der nothwendig in das Leben eines südlichen Volks gehört, wurde selbst national ausgebildet, und auch da verdankt der Spanier noch jetzt dem leichten Araber manchen fast allegorischen Tanz. Die Malerei und Bildhauerkunst mußte ihre Kirchen und Paläste schmücken, und Madrid hat selbst eine Academia de las tres nobles artes, Pintura, Escultura y Arquitectura, so wie der königliche Palast daselbst, und die Sakristei des Escurial Gemäldegallerien. Aber eine eigne Schule in diesen Künsten zu bilden und es darin zur Meisterschaft zu bringen, dazu hatte die Nation dem freundlichen Dienste der Poesie sich zu ausschließend verpflichtet, und sah selbst die Schauspielkunst mehr als ein Mittel zur Verherrlichung ihrer Gedichte an, als daß sie Poesie zur Vervollkommnung jener gebraucht hätte. — Wir gehen darum zur Poesie des Spaniers über, und betrachten diesen Juwel in seiner Krone mit einer wahren Bewunderung. Kurz können wir seyn in der allgemeinen Bestimmung des Geistes spanischer Dichtkunst, bemerken aber zum Voraus, daß wir überzeugt sind, derselbe Hauch der Muse, der den Castilianer begeisterte, habe, dem Grunde und dem Wesen nach, auch in Portugal geathmet. Beide sind die Repräsentanten eines ganz eigenthümlichen Geschlechts romantischer Dichtung, der edelsten Frucht, die dieser dichterische Stamm getragen hat. Es ist merkwürdig, daß, nachdem das Geschlecht der Troubadours — die wahren Rhapsoden und ionischen Sängerschulen des Mittelalters — sein Zeitalter durchlaufen hatte, in Italien durch Dante, Ariosto, und zuletzt Tasso die provençalische Dichterweise beschlossen, und dafür eine andre, die schöne Romanzendichtungsart, künstlich in den Garten eines bunten, schillernden, romantischen Epos zusammengepflanzt, erweckt wurde; und daß dagegen der Castilianer die limosinische Poesie gar nicht einmal bei sich einbürgerte, sondern, noch ehe sie von der catalonischen Küste herüber den Weg durch Aragon zurückgelegt hatte, eine eigne, nationale, romantische Poesie ihr entgegenzustellen wußte, die, in Spaniens Geiste gestaltet, für dasselbe eben das war, was die italienische für ihr Vaterland — rein entfalteter und über die Kindheit hinaus entwickelter, romantischer Gesang. Die Zeit des Aufblühens spanischer Dichtkunst fällt, mit dem Aufblühen der italienisch-epischen zusammentreffend, gerade in die Zeit, wo (auch in Spanien) die provençalische ihre Endschaft erreichte, in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Unwillkürlich nöthigt uns dies hier eine große Epoche, einen eigentlichen Wendepunkt, in der Geschichte der neuern Poesie anzunehmen; und wenn die

Poesie der Troubadours ihrer Kindheit angehört, wo das Spiel eben als eigentlicher Ernst behandelt wird, und Poesie die wahre Lebensarbeit ist, so fällt die spanische und spätere italienische Poesie (von Dante an nach 1350) in das ernstere Alter, wo Spiel und Arbeit sich geschieden haben, und der Ernst des Lebens zum schönen Spiele der Poesie sich flüchtet, um da sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. Das Weitere davon im Art. Troubadour. — In Spanien hatte die Kindheitsperiode der Poesie aus nationalen Gründen nur kurze Zeit (und diese kaum bemerkbar) dauern können. Im Kampf mit den fremden Ueberwindern, der die ganze Periode des Erwachens spanischen Geistes ausfüllt, hatte die ernste Seite des Lebens, die Arbeit der Schlachten und des Kriegs, gleich anfangs sich zu geltend gemacht; und späterhin hatte der edle Castilianer schon den Honig einer erwachsenen Poesie zu reichlich gekostet, als daß er noch an dem oft kleinlichen, tändelnden Spiel der limosinischen, die wohl von Aragon herüberzubringen versuchte, Gefallen finden und in ihr seine erkämpfte Muse hätte verschwelgen sollen. Bloß am Hofe des Königs von Aragon und ein einzigesmal an dem des von Castilien, gab es Liebeshöfe und wandernde Sänger, und hier war es, wo einst ein König, von seinen unruhigen Großen genöthigt, den Thron auf eine Zeit lang mit einem dichterischen Aufenthalte in einer herrlichen Waldgegend vertauschte, und unter den Wettgesängen der Vögel und seiner Dichter das Bittere seines Schicksals zu vergessen wußte. Als Castilien herrschend vom Herzen Spaniens aus sich verbreitete, zog sich die provençalische Dichtung aus Aragon, Catalonien und Valencia weg und nach Frankreich zurück, das, als es diese im Lauf der Zeiten auch verlor, nachmals, weil es immer in der oberwähnten Kindheit blieb, gar keine Poesie mehr gehabt hat. — Romantisch war vom Anfang und blieb die castilische Poesie, aber wie gesagt, eigenthümlich romantisch. Sie ging vom Lyrisch-epischen, der Romanze, aus, nahm den Roman in die Mitte, und erreichte ihre höchste Höhe im Drama — der recht naturgemäße Entwickelungsgang des Romantischen. Der Spanier verdankt seinem Lande eine edle Selbstständigkeit, eine männliche Würde und Gediegenheit, eine Ruhe und Festigkeit, die treu und unwandelbar an dem Ergriffenen festhält — doch die Gluth, der reiche Farbenschmelz des Südens ist darüber ausgegossen, und die üppige überfließende Mannichfaltigkeit des Romantischen mit jenen ernstern Eigenschaften gepaart, bestimmt auch die Eigenthümlichkeit der spanischen Poesie, wodurch sie von italischer Kunst sich so sehr unterscheidet. Wohl hat auch der Orientalismus der Araber seinen Einfluß gehabt, um den Farbengrund noch tiefer und glühender zu machen, so wie er zugleich das Zauberspiel morgenländischer Feerei, die in ihrer wunderbaren, kühnen Leichtigkeit doch so ernsthaft sich ausnimmt, dazu gebracht hat. Einen gewissen vollen, schweren Gang hat die spanische Poesie überall; aber ihr Weg geht auf kühn gesprengten Brücken über schroffe Felsenschlünde, oder durch sanfte, blumenreiche Auen, oder in lieblich duftenden Orangenwäldern. Es mußte dies Zusammentreffen, nach einer sehr natürlichen psychologischen Entwickelung, ihr eine besondre Anlage zu jenen schwerfälligen Scherzen und Witzeleien geben, die wie die Begeisterung eines alten, schweren Weins durch ihre Dichterwerke sich hindurch ziehen, so wie zu dem nirgends so weit getriebenen Haschen nach Allegorien. Aber auch der Zweig, der wirklich der gesuchte, goldene Zweig des Aeneas in der Krone des herrlichen Baums ist, verdankt dieser Berüh-

rung zweier Entgegengesetzten seinen Ursprung, ich meine, die hohe Ausbildung der Intrigue, die von dem Spanier alle romantisch dichtenden Nationen geerbt, wenigstens bei ihm in der schönsten Vollendung gefunden haben. Verschlingung und Verknüpfung der Fabel, die gerade die verwickeltsten Knoten am eifrigsten sucht, um sie dann mit allem Ernste aufzulösen — diese Eigenthümlichkeit des Romantischen konnte unter den oberflächlichen Dichtern Frankreichs und den leichtfertigen Italiens durchaus nicht so gedeihen, als in dem ernstern, langsamern, aber auch kräftigern Spanier. Und sie ist die Seele spanischer Dichtung, und hat in ihren Dramen unstreitig die höchste Ausbildung erhalten. Wir können darum den Geist spanischer Poesie, seinem Inhalt nach, wenn wir ihn zumal in seinen Meisterwerken, denen des Lope de Vega und des Calderon betrachten, am füglichsten in folgende Schilderung zusammenfassen: er ist bedeutend im Kleinen, künstlich in dem Natürlichen, tragisch zugleich in dem höchst Komischen, und schwer und gewichtig auch da, wo er am leisesten auftritt; und ritterlicher und christlicher Sinn wohnt in keiner Poesie so edel und ernsthaft als in dieser. — Dieß alles mußte auch eine eigenthümliche Form derselben bedingen, und wir sehen hier ebenfalls den Spanier seinen eignen Weg gehen. Ihre größte Eigenthümlichkeit in dieser Rücksicht, die Redondilien (redondillas) die, wie bei keiner Nation, bei ihr nicht nur das stehende Sylbenmaß für die Romanze, sondern auch für das Drama wurden, mit den nur bei ihr zur höchsten Vollendung ausgebildeten Assonanzen, sind ein wahres eigenes Gewächs spanischen Bodens. Redondilien, in ihrer späteren Ausbildung vierzeilige Strophen in größtentheils vierfüßigen trochäischen Versen, eignen sich, bei der Festigkeit der Trochäen, in ihrer Kürze und steten Abwechselung so ganz für die spanische Poesie, daß die Verse de arte mayor (daktylische vierzeilige Strophen in Stanzen) nicht gut neben ihnen aufkommen konnten. In den Sonetten, die auf spanischem Grunde erwachsen waren, ehe noch an Bekanntschaft mit Italien zu denken war, wurden sie am volkgemäßesten ausgebildet, so wie die kunstreiche Verschlingung dieses Metrums wohl keinem Volke mehr zusagen mußte, als dem spanischen. Und der Reim der vollkommne allein, war ihnen nicht hinreichend, sondern um Beziehungen in allen möglichen Rücksichten zu finden und anzubringen, wurden Endsylben nicht nur, sondern oft ganze Verse in ein Assonanzverhältniß gebracht, das wie eine liebliche Echo durch ihre Gedichte wandelt, und ihnen eine Fülle und einen Tonreichthum gibt, welcher der innern Farbengluth aufs beste entspricht. — Spaniens Poesie ging in den Zeiten des Mittelalters aus Romanzen und Volksliedern hervor, und die politische Stellung des Landes in dieser Zeit hatte es, wie gesagt, verhindert, daß sie, ihre liebliche Kindheit in Ruhe verspielend, sich so ungestört und frei, wie die provenzalische, welcher es aber eben darum, als einem in beständigem Schutz emporgewachsenen Baume, an Kraft und Haltung fehlte, entwickeln konnte. Der Spanier wurde frühzeitig in den Ernst des Lebens hineingerissen, aber da sein Volk ein poetisches war, so entwickelte sich auch an und mit dem Kampfe seine Dichtung, und in ihr klang jedesmal sein wirkliches Leben verschönert wieder. Das Lied war der nothwendige Reflex, in welchem sich jede That des ritterlichen Helden abspiegelte. Kein Volk hat einen solchen Reichthum an Romanzen als das spanische, aber seine Romanzen, zumal in der frühern Zeit, sind auch weiter nichts als die treue, kindlich poetische Erzählung einer ritterlichen That. Man mag sie wohl mit Recht in die Romanzen

nach den Ritterromanen (besonders aus der fabelhaften Geschichte Carls des Großen, in die man auch nun maurische und spanische Helden, z. B. Don Gayferos, den Mauren Calaynos, den Grafen Alarcos ꝛc. mischte), und in historische eintheilten; und dieser letztern mußte es bei der Natur der Kämpfe mit den Mauren eine unendliche Menge geben. Nach den Romanzen, die in die ersten Zeiten dieser Kämpfe fallen, in das 9te und 10te Jahrhundert, erhoben sich glänzend und für die Dauer geeignet die herrlichen Romanzen von Cid, dem trefflichen Helden des ersten castilischen Königs Ferdinand, Rodrigo Diaz de Bivar, genannt el campeador (der Kämpfer). Ihr Inhalt ist uns in dem wahrscheinlich ältesten, übergebliebenen längern Gedichte: el poema de Cid (abgedruckt in unsers Schuberts bibliotheca castellana, portugues y proençal, T. I, Altenburg bei Rink 1804) ausführlich erzählt — ein Gedicht, dessen Kindlichkeit und durchgehendes poetisches Colorit, dünkt uns, so auffallend ist, daß wir nicht begreifen können, wie man seinen Werth so höchst verschieden hat anschlagen mögen. Man hat vergessen, daß es nichts weiter ist, und in dieser frühen Kindheit spanischer Poesie nichts weiter seyn konnte, als eine verlängerte historische altspanische Romanze, mithin ohne Entwickelung, ein treues Naturgemälde, das uns den schönsten Theil eines herrlichen Stroms mit seinen lieblichen Uferumgebungen darstellt, der aber, wie er aus einer andern Gegend ins Gemälde einströmt, so auch darüber hinaus in andre weiter fließt. Die Sprache ist offenbar sehr altcastilisch, und die Verse, die manche für Alexandriner gehalten haben, was sie bei ihrer großen Unbestimmtheit ganz und gar nicht seyn können, zwar iambisch, aber höchst wahrscheinlich bloß darum nicht Redondilien, weil ja das Gedicht keine Romanze, sondern wirklich etwas anders seyn sollte, freilich nur nach der Kategorie der Quantität. Es gehört allem Vermuthen nach noch in das 12te Jahrhundert und zeichnet sich vortheilhaft vor dem nicht viel weniger alten Poema de Alexandro Magno, und den gereimten Gebeten, Ordensregeln und Legenden des Benedictinermönches Gonzalo Berceo aus. — Die trefflichen Romanzen nun von Cid selbst kennen wir zum großen Theil näher durch die, wenn gleich nicht treuen, doch anmuthigen Uebertragungen Herders; ihrer mögen noch über hundert vorhanden seyn. An sie schlossen sich die aus der Geschichte der Mauren, von welchen viele in der Historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages (wohlfeiler Abdruck in bibliotheca española T. I. Gotha por Steudel y Keil 1805), die selbst eine romanzenartige Chronik der maurischen Helden ist, stehen; und mehrere andre aus der Volksgeschichte. Wenig von den Romanzen unterschieden war das Lied (cancion) und vielleicht reducirt sich, besonders in den Zeiten des 13ten und 14ten Jahrhunderts der ganze Unterschied darauf, daß das Lied in Coplas oder kleine Strophen abgetheilt war. Späterhin wurde das Lied mehr lyrisch, und hier entstanden die eigentlich sogenannten Canciones (in zwölf Zeilen, dem Madrigal und dem Epigramm vergleichbar), die nahe damit verwandten Villancicos (Stanzen von sieben Zeilen), und die poetischen Glossen (Variationen, Paraphrasen bekannter Lieder und Romanzen, bei welchen man die alten Lieder zeilenweise mit unveränderten Worten in die neue Composition einflocht. Eine dem Spanier eigenthümliche und in neuerer Zeit mit vielem Glück in die deutsche Poesie eingeführte Dichtungsart). — Spanien hat hier den schönen Vorzug, den größten Theil seiner Romanzen und Lieder in große Sammlun-

gen niedergelegt und so für die Nachwelt aufbewahrt zu haben, bei welchen nur die größtentheils mangelnde Angabe des Alters und der Verfasser zu bedauern ist — jene in dem im 16ten Jahrhundert entstandenen Romancero general (von Miguel de Madrigal 1604, und Pedro de Flores, 1614), nachdem die ältern in dem Cancionero de Romances etc. Anveres 1555 schon aufbewahrt waren; diese in dem Cancionero general von Fernando del Castillo im Anfang des 16ten Jahrhunderts, welchem ein Cancionero de poetas antiguos unter Johanns II. Regierung voranging. — Spanien hatte im 16ten und 17ten Jahrhundert seine höchste Höhe erreicht, und als der Enkel Ferdinands des Catholischen, der berühmte Carl V., mit der spanischen Königs- auch die deutsche Kaiserkrone vereinigte, und noch in Italien mächtig gebot, hatte er Spanien so hoch erhoben, daß die nachfolgenden Philippe recht zügellos die Kraft ihres Reichs verschwenden konnten, ohne sie doch eher aufgezehrt zu haben, als gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, wo, nach dem Tode des schwachen Carls II., der Bourbonische Stamm auf dem Thron saß, und nun das ganze 18te Jahrhundert es nicht weiter bringen konnte, als das erschöpfte Leben des Staats nothdürftig hinzufristen, bis in der neuesten Zeit ein gewaltiger Stoß von außen die schlummernde Kraft des Volks, wir hoffen es, für eine neue Blüthe wieder geweckt hat. Mit der höchsten Erhebung der Monarchie schritt auch die Poesie zu bedeutenden Unternehmungen vor. Gekrönte Häupter, wie Alphons X. im 13ten Jahrhundert, der castilische Prinz Don Juan Manuel (starb 1362), hatten schon früherhin in Poesie und Prosa sich versucht, und Manuels Werk: der Graf Lucanor, eine Sammlung wichtiger Lebensregeln für Fürsten, bleibt ein schönes Denkmal spanischer Bildung im 14ten Jahrhunderte. Die Ritter selbst, und nicht, wie in andern Ländern, bloß Mönche, hatten sich mit Chronikenschreiben beschäftigt, und der spanische Chronikenstyl ist dadurch würdiger und edler geworden. Ueberhaupt war Leben und Wissenschaft in Spanien so innig verbunden, daß ihre größten Helden im Kampfe auch die wissenschaftlich Gebildetsten waren, und nicht selten als die ersten Dichter glänzten. Dies von den ältesten Zeiten bis in die jüngsten der spanischen Blüthe. So im 15ten Jahrhundert am Hofe des castilischen Johanns II., des berühmten Gönners der Poesie, der Marquis Enrique de Villena, welcher die älteste spanische Poetik unter dem Titel la gaya ciencia (die fröhliche Kunst) hinterlassen hat, und durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse fast im Rufe eines Zauberers stand, dann sein noch berühmterer Zögling Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, Verfasser unter andern des Doctrinal de privados (Lehre für Privatmänner), worin auch der hingerichtete Günstling Johanns II., Don Alvaro de Luna seine Vergehungen erzählt, und den unruhigen Castilianern moralische Wahrheiten an das Herz legt; Santillana's Brief über die älteste spanische Poesie (übersetzt vor der Schubertschen Bibliothek) ist sehr berühmt. Mehrere andre, z. B. Juan de Mena (der spanische Ennius gest. 1456), Verfasser des allegorisch-historisch didaktischen Gedichts las Trecentas, (die dreihundert Stanzen), Rodriguez del Padron, der in seinen Liedern der Liebe sein gallisches Idiom schon gegen das castilianische vertauschte; der Freund des unglücklichen Menas, eines gallischen Dichters, wurden von dem genannten König ausgezeichnet begünstigt. Natürlich mußten nun in allen Fächern der Kunst Versuche gemacht werden. Schon

unter der Regierung Johanns II. und seiner Tochter, der berühmten Isabelle, regte sich zuerst der dramatische Sinn. Noch vor dem genialen Musiker Juan de la Enzina, der aus Schäfergesprächen in Coplas gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts wirkliche Schauspiele bildete, auch Verfasser der Widersinnigkeiten (Disparates) in Romanzenform ist, veranlaßte der Marquis de Villena allegorische Schauspiele, und zum Dank ergoß sich ein unbekannter Verfasser in dem berühmten satirischen Schäferdialog: Mingo Rebulgo, über den Dichterhof des Königs. Darauf folgte der dramatische Roman von Callistus und der Meliböa, welcher auch eine tragicomedia genannt wurde. Einige historische und biographische Werke von Bedeutung erschienen zu gleicher Zeit; die Chroniken des Dichters Perez de Guzman und des Großkanzlers von Castilien, Pedro Lopez de Ayala sind noch in neuerer Zeit durch die Bemühungen der Akademie der Geschichte zu Madrid wieder aufgelegt erschienen; die Geschichte des Grafen Pedro Niño de Buelna von Gutierre Diaz de Games, die Geschichte des Alvaro de Luna von einem ungenannten Freunde und die claros varones von Fernando de Pulgar, verdienen noch heute ihren Ruhm. Da trat denn die Periode ein, wo unter Ferdinand dem Catholischen sich die ganze Monarchie bleibend vereinigte; Spanien und Italien durch die Eroberung Neapels unter dem großen Feldherrn (el gran capitan) Gonsalvo Fernandez de Cordova, in Berührung kamen; die Inquisition, die, den Glauben des Spaniers fesselnd, seiner Phantasie desto freiern Spielraum ließ, eingeführt, und Amerika entdeckt ward — Umstände, von welchen besonders die Verbindung mit Italien entscheidend würde. — Boscan (ums J. 1526), genährt durch italienischen Geist, erhub castilische Poesie zu dem Rang einer sogenannten classischen, indem er das Gute der italienischen Vorbilder zur Politung und Abglättung der spanischen Eigenthümlichkeiten anwendete, auf welchem Wege man dann rasch fortwandelte; anfangs nicht ohne Widerspruch der alten Romanzendichtung, die sich auch nicht verdrängen ließ, zuletzt doch mit überwiegender Partei. Er blieb indeß bei Sonetten und Canzonen stehen; aber schon sein Freund und Nachfolger, Garcilaso de la Vega, der als Held im 33sten Lebensjahre, von einem befestigten Thurme in Frankreich commandirend, die tödliche Wunde gewann, wurde der berühmte Verfasser allgemein beliebter Schäfergedichte, welche späterhin der Portugiese Saa de Miranda und Montemayor, letzterer in seinem Schäferroman Diana, veredelte. Noch mehr vom Horaz und Aristoteles durchdrungen war der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza, Carls V. gefürchteter Stellvertreter in Italien, zugleich der Verfasser des in ganz Spanien gefeierten komischen Romans: Lazarillo de Tormes, und der dem Sallust, auch Tacitus nachgeformten Geschichte des Rebellionskriegs in Granada, in seinen vielfältigen Canzonen, poetischen Episteln und satirischen Gedichten; und in der Odendichtung in dem neuern Styl versuchten sich Herrera und Luis de Leon mit genügendem Glücke. Ein vorzüglicher Feind dieser classisch-italienischen Schule war der witzige Castillejo. — Nun wollte zwar das Bestreben, das romantische Epos der Italiener zu hispanisiren, in keine Weise gelingen, so viel Mühe man sich gab. Ja epische Kunst gelang selbst in spätern Zeiten nicht, wenn man nicht etwa die Araucana des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (nach 1556) ausnimmt, welche die Besiegung eines tapfern amerikanischen Volksstamms erzählt. Aber dagegen war

nun für die Blume, die in dem Blütenhain des spanischen Parnasses
die schönste geworden ist, die Stunde des Aufblühens gekommen. Wir
meinen die dramatische Poesie. In ihr hat Spanien seinen
höchsten Triumph errungen, und die Geschichte dieser ist fortan bei=
nahe allein die Geschichte spanischer Poesie. Spaniens Dramatik
wurde, wie erinnert, zuerst unabhängig in der Zeit Johanns II., ist
aber ursprünglich aus den geistlichen Spektakelstücken hervorgegan=
gen, mit welchen darum auch immer ein großer Theil ihrer Produc=
tionen verbunden blieb. Sie, in deren Hinsicht die alte Poetik des
Juan de la Cueva besonders merkwürdig ist, kennt nicht die grie=
chische Unterscheidung der Komödie und Tragödie, aber dafür hat sie die
ihr eigenthümliche Eintheilung in comedias divinas y humanas. Jene
wurden seit Lope de Vega in Lebensgeschichten der Heiligen (vidas
de Santos) und in autos sacramentales (Stücke, die am Frohn=
leichnamsfeste aufgeführt wurden, und die Verherrlichung der Sacra=
mente zum Zwecke hatten) eingetheilt; und diese bildeten drei Clas=
sen: 1. die heroischen (eigentlicher: historischen), 2. die Mantel=
und Degenstücke (comedias de capa y espada) aus der Classe des
eleganten Lebens, voll der verwickeltsten Intrigue; 3. die Figu=
rirstücke (comedias de figuron), wo ein windiger Glücksritter oder
Dame die Hauptrolle spielt. Daneben gab es nun noch Vorspiele
(Loas), Zwischenspiele, meist komisch (Entremeses) und gewöhnlich
mit Musik und Tanz begleitet (Saynetes). Schon dies deutet dar=
auf hin, daß das spanische Drama ein eigenthümliches Gewächs war,
und wir können es mit unserm A. W. Schlegel in seinen dramati=
schen Vorlesungen am füglichsten das romantische oder mit Tieck
im Gegensatz des Shakspeare'schen historisch=romantischen, das
poetische Schauspiel nennen. Wir sehen überhaupt nicht ein,
warum wir den eigenthümlichen Werth der dramatischen Kunst der
christlichen Zeit herabsetzen sollen, um nur das griechische Drama zu
erheben, da dies offenbar Mißkennung der neuen Aera beurkundet?
Schätzen wir die neuere dramatische Kunst nach ihrem wahren, dem
romantischen Gehalte, so überzeugen wir uns gewiß auch bald, daß
zwei Nationen in ihr die Palme, jede dem Geiste ihres Landes ge=
mäß und zugleich den allgemeinen und nothwendigen Foderungen
menschlicher Entwickelung entsprechend, ersiegt haben — auf der ei=
nen Seite die englische in ihrem Shakspeare, und auf der an=
dern die spanische in ihrem Lope de Vega und Calderon. Ist
das Eigenthümliche des neuern Schauspiels die Intrigue, dieser na=
türliche Reflex des buntschillernden, romantischen Farbenspiels, so sehen
wir sie bei dem Engländer schon mehr in dem großen, durch die
Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Norden auftreten, dahin=
gegen der Spanier sie mit der ganzen Würde der castilischen Tiefe,
aber auch zugleich in dem buntesten, glanzreichsten Formenspiel des
Südens durchzuführen, und sie zu einer Stufe der Bildung zu erhe=
ben wußte, auf welcher ihm keine Nation nachkommen, wohl aber oft
genug von ihm borgen konnte. Dabei war ihm die geistliche Komö=
die eigenthümlich, und die einzige Andacht zum Kreuze von Calderon
beweis't, welche Herrlichkeit die Poesie des Christenthums erlangen
kann — gewiß ein bei weitem noch nicht genug gewürdigter Vorzug
der spanischen. Auch die Redondilien gaben ihren Dramen eine Zart=
heit und südliche Farbe, die niemand weiter theilte, so wie selbst die
Abtheilung ihrer Stücke in drei Jornadas, Tagewerke oder Acte, sie,
nicht ganz ohne Bedeutung, auszeichnete. Dürfen wir uns wundern,

wenn im Ernst behauptet werden will, daß wir die höchste religiöse Zartheit und Herrlichkeit des neuen Drama gar noch nicht kannten, so lange uns Schlegel nicht in Spaniens Blumenhaine eingeführt hatte? — Nachdem in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine gelehrte Partei, in dem unbestimmten Sehnen nach Theater, das griechische und römische Drama dem Volk aufzudringen, unglücklich versucht hatte, trat Torres Naharro auf, und legte den Grund zur echtspanischen Komödie, welchem der von Cervantes der große genannte Lope de Rueda, selbst Schauspieler, mit Stücken in Prosa folgte. Aber das Theater der Spanier war damals, wie das der Griechen unter Thespis und Phrynichus, noch sehr arm, und bestand nach Cervantes aus einigen Brettern und Bänken, und einer Garderobe, die sich nebst den Decorationen in einen Sack packen ließen. Aus diesen rohen Anfängen, unter welchen auch des Dominikaners Bermudez Geschichte der Ines de Castro in zwei Trauerspielen nicht zu vergessen ist, entwickelte sich das Drama bis auf Cervantes, den Nebenbuhler des Lope de Vega, ohne ihm gleich zu kommen. Den ersten Ruhepunkt seiner Ausbildung fand es in dem zuletzt genannten, dem vor Calderon allgemein Gefeierten (geb. 1562), der in allen oben angeführten Gattungen spanischer Komödie sich mit ungeheurem Beifall versuchte, und dessen berühmteste Stücke mit Ausschluß der Autos und Vor- und Zwischenspiele allein 25 Bände anfüllen. Ihn bezeichnet unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine höchst verwickelte Intrigue; aber ihm fehlt die innere, feinere Politur und — wie konnte es auf dieser Stufe und bei dieser Fruchtbarkeit anders seyn? Ihn umgab ein Heer von Nachahmern (worunter doch Einige, z. B. Mira de Mescua, Auszeichnung verdienen), welches die Komödie bis zur zweiten und höchsten Stufe begleitete, die durch den unsterblichen Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) bestimmt genug angezeigt ist. Er, der Freund und Dichter des vierten Philipp, der mit der größten Vorliebe für das Theater sorgte und selbst schrieb, war der Erwählte, um das spanische Theater zum höchsten Gipfel zu erheben, und A. W. Schlegel hat es siegreich erwiesen, daß in dem Kranze romantischer Dramatiker überhaupt er die kostbarste Perle sey. An Fruchtbarkeit fehlte es ihm auch nicht, und man schreibt ihm 127 Komödien, und 95 Autos, außer seinen Vor- und Zwischenspielen und andern Dichtungen, zu. — Auch seine Sonne lockte Nachahmerschwärme hervor, doch sind Solis, Moreto, Molina, Roxas, und einige Andre mit Achtung zu nennen; dann sank mit der Monarchie auch der poetische Gehalt. Mit der französischen Dynastie kam der leere französische Geschmack auch über die spanische Bühne, und erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts versuchte Vincente Garcia de la Huerta das altspanische Theater wieder zu erwecken; hoffentlich wird das neueste Schicksal Spaniens nicht ohne schöne dichterische Nachblüthe auch für die Komödie seyn, da ja jetzt noch mancher edle Dichter in Spanien blühen mag. — Nachdem wir uns beim Drama der Spanier so lange verweilt haben, wäre es Unrecht, wenn wir nicht über eine der schönsten Dichtungsarten, den Roman, uns noch erklären wollten, für welchen Spanien so viel gethan hat. Im Roman, der früherhin als Ritterroman im Amadis (wahrscheinlich von Vasco Lobeira im 14ten Jahrhunderte) eine eigenthümliche, originale Ausbildung erhalten hatte, und lange blühte und viele Zweige trieb, die man aus dem hochnothpeinlichen Halsgericht im Don Quixote am besten kennen lernt, hatte Diego de Men-

doza in seinem schon angeführten Lazarillo de Tormes den Ton zu den nachmals so vervielfältigten Schelmenromanen (del gusto picaresco) angegeben, unter welchen Don Guzman de Alfarache von Mattheo Aleman (1599) Auszeichnung verdient. Eine Fluth von Novellen, unter welchen die von Timoneda und Perez de Montalvan genannt werden müssen, ergoß sich daneben. Aber hier trat der unsterbliche Miguel de Cervantes Saavedra (geb. 1547) mit seinem höchst originalen Don Quixote auf, und überglänzte alle seine Vorgänger und Nachfolger. Hier fand die spanische Prosa ihre Vollendung; aber auch für die Gattung des Romans selbst hebt mit diesem Werke eine neue Epoche, die wahre Geburtsstunde, an, ein Umstand, den man nicht übersehen hätte, wenn man nicht so lange gewohnt gewesen wäre, den Edeln von Mancha nur als einen Schwank und Posse zur Unterhaltung zu betrachten und darüber gar nicht zu bemerken, daß er treustes und höchstes Bild des ganzen Menschenlebens ist. So vollendete sich denn, die andern vortrefflichen Dichtungen des Cervantes hinzugerechnet, der Kreis der Poesie ausgezeichnet schön in Spanien, und können wir sie auch nicht die reichste nennen, wenn wir auf die Zahl ihrer Werke sehen, so müssen wir sie doch zu den vollständigsten rechnen, die der herrliche Menschenbaum getragen hat. — Ihr allmähligés Sinken mit dem Sinken des Staats ist schon beiläufig erwähnt worden, die Brüder Argensola, mit dem zweideutigen Titel der spanischen Horaze belegt, viel mittelmäßige Epiker, Bukoliker und Lyriker, Espinel, Morales, die Figueroas, Sousa, der Hauptmann Virues, Montalvan, tauchten kaum mehr oder minder bedeutend aus der immer höher steigenden Sündfluth empor. Die gewöhnlichen Erscheinungen einer sinkenden Poesie und Literatur ließen sich auch hier beobachten. Der zwar geistvolle, aber wunderliche Luis de Gongora de Argote (nach 1600) brachte gar bald Schwulst und Verschrobenheit zu einem hohen Gipfel, und fand Anhänger genug, die Poesie und Prosa radebrechten und verrenkten. Auch Spanien hatte da, wie Italien schon früher, seine Marinisten oder Concettisten, und neben diesen noch eine besondre Classe, die Culturisten genannt, die sichs angelegen seyn ließen, hinter Schwulst und Bombast, Geschraubtheit und hochtönenden Phrasen ihre Geistlosigkeit zu verbergen. Sie blieben freilich nicht ohne Gegner; und der berühmte spanische Satiriker Franc. de Quevedo Villegas (im Anfange des 17ten Jahrhunderts), so wie der spanische Anakreon, Estevan Manuel de Villegas, hielten, der erstere, welcher die Marinisten mit bitterm Spotte geißelte, mehr als der letztere, die altspanische Einfachheit zum Theil noch aufrecht. Aber die Zeit des Verwelkens war, trotz Taurequi, Fürst Borja und Graf Rebolledo, gekommen; und daß auch die Einführung des französischen Styls unter den Bourbonen kein Heil bringen konnte, sondern die tiefgesunkene nur noch leerer und hohler machen mußte, versteht sich von selbst. Auch die 1713 gestiftete Real Academia Española zu Madrid hat ihr größtes Verdienst sich erworben durch die Herausgabe des sechs Foliobände starken Diccionario de la Real Academia, wodurch zugleich der castilische Dialect förmlich zur allgemeinen Sprache gestempelt worden ist. Noch bemerken wir, daß, wenn auch in den meisten Wissenschaften die literarische Productivität Spaniens vor der poetischen nicht aufkommen konnte, wie wir denn aus dem Gebiete der Kritik — hier ist Ignacio de Luzàn durch seine poetica 1737, fol. in französischem Geiste geschrieben, wohl als der

Meister der französischen Schule anzusehen — der Philosophie, der Theologie u. s. w. nichts von Wichtigkeit anzuführen haben, so war nicht nur der prosaische Styl keineswegs vernachlässigt worden, wie wir schon beim Don Quixote bemerkten, sondern die historische Kunst, besonders in der Geschichte der Nation, wurde auf eine eigenthümliche und glückliche Weise geübt. Der gelehrte Theolog Perez de Oliva (st. 1533) hatte die didaktische Prosa sehr cultivirt, und sein Schüler und Neffe Ambrosio de Morales, der Historiograph Philipps II., ging auf seinem Wege fort. So fand Diego de Mendoza eine gebildete Sprache, um seine Geschichte des Kriegs in Granada mit der ihm eignen historischen Kunst zu schreiben; und Geronymo Zurita beurkundete sich als pragmatischen Geschichtschreiber in seinen Anales de la Corona de Aragon. Antonio de Solis schrieb im 17ten Jahrhundert noch ein herrliches Werk über die Geschichte der Eroberung Mexico's, und doch gebührt vielleicht dem alten neunzigjährigen Jesuiten Mariana (starb 1623) das Lob des fleißigsten spanischen Geschichtsschreibers. Besonders durch Lorenzo und Balthasar Gracian, der durch sein arte de ingenio einen bedeutenden Einfluß auf die spanische Literatur des 17ten Jahrhunderts ausübte, drang auch in die Prosa der verderbliche Gongorismus ein. Vergebens haben sich als Dramatiker Candamo, Zamora, Cañizares, als Lyriker die zehnte Muse (die mexicanische Nonne Inez de la Cruz) und einige Andre durch das 18te Jahrhundert hin bemüht, den alten eingebornen Geist wieder zu erwecken, die zwei regelrechten Tragödien des Montiano besiegten das vornehme Publikum, das nur dem Volk seine alten Lieblinge nicht zu rauben vermochte. Vielleicht wäre der Gallizismus durch Huerta gefallen, wenn er seine Polemik mit mehr Poesie und Geschick durchgeführt hätte. Yriarte's literarische Fabeln und sein Lehrgedicht über die Musik, Arroyal's Oden, und alle Anakreontik und Horazische Correktheit des vielleicht noch lebenden Professors zu Salamanca, Juan Melendez Valdes, auch Noroña, Cadalso, Moratin und Comella dürften so wenig als die Academien de buenas letras zu Barcelona und Sevilla im Stande seyn, das alte Licht wieder aufschimmern zu lassen. Die schon erfreulich genug Puristen genannte, an der eignen Landesblüthe hangende Partei scheint sich zwar zu verstärken, doch die Oberhand hat sie, neueren Erfahrungen zufolge, z. B. in der Hauptstadt Madrid noch nicht, und es muß der Zeit und dem Aufstrahlen irgend eines eminenten Kämpfers überlassen bleiben, ob das Bessere siegen oder fallen soll. Wer weiß, ob Deutschland, das schon die Wiege so manches Guten für ganz Europa war, nicht durch seine jetzige schöne Anerkennung die höheren und glühendern Geister die in Spanien noch schlummern mögen, erwecken, beschämen und entzünden wird, das Panier der wahren Poesie triumphirend und unerschütterlich aufzupflanzen. M-s-r.

Spannung. Wenn man, um gleich ein Beispiel zu wählen, an Fäden, Darmseiten, Metalldrähte u. s. w. Gewichte hängt, und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwohl zu zerreißen, so heißen sie in diesem Zustande gespannt. Es sind von mehrern Physikern Versuche über den Grad der Spannung angestellt worden, welcher man verschiedene Körper unterwerfen kann, bevor sie zerreißen; und die Resultate haben Nutzen für das gemeine Leben gehabt, indem davon das Vertrauen auf Seile u. d. m. abhängt.

Sparbanken, Sparkassen, sind Bankanstalten, errichtet zum Vortheil kleiner Münzkapitalisten und bestimmt zur Aufbewahrung und nützlichen Verwendung ihrer geringen Münzvorräthe. Während es der reichern und wohlhabendern Klasse der Staatsbürger nur selten an Gelegenheit fehlen kann zur sicheren Aufbewahrung und vortheilhaften Benutzung ihrer gesammelten größern Münzvorräthe, geräth die ärmere Klasse, wie z. B. Dienstboten, Tagelöhner ꝛc. in dieser Hinsicht fast immer in Verlegenheit, denn eines Theils gewähren ihnen die beschränkten häuslichen Verhältnisse gewöhnlich nicht den erfoderlichen Schutz gegen Beraubung und Diebstahl, andern Theils hält es wegen der Geringfügigkeit der ersparten Summen fast immer schwer, einen Dritten zu finden, welcher solche kleine Beträge dem Eigenthümer zu verzinsen geneigt und zugleich dafür vollkommene Sicherheit demselben zu gewähren im Stande ist. Dieser Verlegenheit der ärmern Klasse der Bürger abzuhelfen, ist der Hauptzweck der Sparbanken, ihre unmittelbare Wirkung, und schon in dieser Hinsicht ist ihr Einfluß auf den Nationalwohlstand von höchster Bedeutung; aber nicht minder wichtig sind die Vortheile, welche aus dergleichen Anstalten mittelbar der Nation erwachsen, indem dadurch bei dem ärmern, also größern Theile der Bürger, ein Geist der Sparsamkeit erweckt, und lebendig erhalten wird, welcher das wirksamste Mittel zur Erhöhung des Gewerbfleißes und zugleich die kräftigste Schutzwehr gegen Verarmung ist. In England und Schottland sind vortreffliche, nachahmungswerthe Anstalten der Art errichtet, über deren Entstehung und innere Einrichtung man genaue Nachrichten in dem Supplement to the fourth and fifth Edition of the Encyclopaedia Britannica Vol. II. Part. I. (Edinburgh) 1816.) antrifft.

K. M.

Sparta, oder **Lacedämon**, einer der mächtigsten Staaten des alten Griechenlands. **Lacedämon**, nach einer alten Mythe ein Sohn Jupiters und der Nymphe Taygete, heirathete die Sparta, des Königs der Leleger, Eurotas, Tochter, ward sein Nachfolger in der Regierung und gab dem Lande seinen Namen **Lacedämon**, so wie der von ihm erbauten Stadt den Namen seiner Gemahlin **Sparta**. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung muß aber Lacedämon wenigstens 150 Jahre später als Eurotas gelebt haben. Uebrigens schließt man aus der ihm beigelegten Abkunft von Jupiter und der Nymphe Taygete, daß er, wie alle Helenen, ein Abkömmling Deukalions, und eins von den Häuptern der achäischen Colonie gewesen sey, welche Archander und Architeles, die Enkel des Xuthus, nach ihrer Vertreibung aus Phthiotis, nach Lakonien führten, woselbst es Lacedämon geglückt sey, die Eingebornen wo nicht vollkommen zu unterwerfen, sie doch wenigstens zu bereden, die Colonie unter sich aufzunehmen, und sich mit ihr unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lacedämonier zu vereinigen. Unter Lacedämons Nachfolgern ist vorzüglich **Tyndarus (Tyndareus)** merkwürdig, in dessen Söhnen, **Castor** und **Pollux**, das männliche Geschlecht Lacedämons ausstarb, und der Thron an die weibliche Linie desselben kam, indem Helena, durch ihre Verheirathung an den Menelaus (zwischen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrscht hatten) diesen zum Könige von Lacedämon machte. Menelaus hinterließ nur zwei uneheliche Söhne, Nicostratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnons Sohn, **Orestes**, welcher Menelaus Tochter, Hermione geheirathet hatte, zum Könige, und dieser ver-

einigte Argos und Mycene mit seinem neuen Reiche. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Tisamenus, wurde Lacedämon im Jahre der Welt 2881 von den Herakliden erobert, welche daselbst eine Dyarchie (d. h. eine Regierung von zwei Königen) errichteten. Da nämlich über die Erstgeburt der beiden Zwillingssöhne des Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, weder die Mutter, noch das delphische Orakel, entscheiden wollten; so bekamen beide Lakonien, welches eigentlich eine Provinz von Lacedämon war, nachher aber auch für dieses selbst genommen wurde, gemeinschaftlich, und es wurde bestimmt, daß auch ihre Nachkommen vereint herrschen sollten. Einstweilen standen sie unter der Vormundschaft ihres mütterlichen Oheims, Theras. Indessen hatten die Lacedämonier wenig Ursache, sich über die Ankunft dieser Fremdlinge zu freuen, deren wilde Tapferkeit, unter sieben Regenten aus den beiden Häusern, in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren das ganze Land verwüstete, und sich am Ende selbst aufrieb. Die sieben Regenten unter den Euristheniden hießen: Euristhenes, Agis, (daher die Nachfolger Agiden), Echestratus, Labotas, Doryssus, Agesilaus und Archelaus; die der Prokliden waren: Prokles, Sous, Eurypon (daher die Eurypontiden), Prytanis, Eunomus, Polydektes und Charilaus. Diese Könige lebten nicht allein mit ihren Nachbarn, besonders mit den Archivern, in steten Kriegen, sondern behandelten sich auch unter einander feindselig. Schon Eurysthenes und Prokles waren nie einig, und diese Zwietracht trug sich auch auf ihre Nachkommen über. Die Folge davon war, daß die königliche Gewalt geschwächt, die des Volks dagegen immer größer wurde. Aus einer beschränkten Monarchie, oder vielmehr Dyarchie, ward in kurzem eine verworfene Ochlokratie. Jetzt ward, zum Heile von Lacedämon, Lykurgus geboren (s. d. Art.). Er, der einzige Mann, zu welchem jetzt alle Parteien Zutrauen hatten, gründete daher, selbst unter dem Beistande der Götter, deren Orakel er hatte befragen lassen, eine neue Staatsverfassung in Lacedämon (gegen 880 v. Chr.; s. d. Art. Lykurgus), und ward durch seine Gesetzgebung der Wiederhersteller und Wohlthäter seines Vaterlandes. Nachdem durch ihn Lacedämon neue Stärke erhalten hatte, ergoß es diese bald in neue Kämpfe gegen seine Nachbarn. Vorzüglich bewies sich die erhöhte innere Kraft Sparta's (so nannte man, nach der Hauptstadt Lacedämon, und die Lacedämonier auch Spartaner) in den beiden langwierigen Kriegen mit den Messeniern, die sich mit der gänzlichen Eroberung des Landes und der Unterjochung dieses tapfern Volks endigten. Endlich erlangte Sparta unter seinem Könige Leonidas, durch dessen Kampf bei Thermopylä gegen die Perser (s. Leonidas), den höchsten Ruhm und die Hochachtung aller griechischen Völker so sehr, daß selbst Athen es sich gefallen ließ, den Spartanern den Oberbefehl über alle verbündete griechische Völker, sowol zu Lande, als zu Wasser, zuzugestehen. In der That stellten auch die Spartaner in dem persischen Kriege eine sehr ansehnliche Landmacht auf, welche in Vereinigung mit Athen und den übrigen griechischen Bundesgenossen, unter Anführung des Pausanias, der statt des jungen Plistarch (des Leonidas Sohn) die obervormundschaftliche Regierung führte, die berühmte Schlacht bei Platäa gewann. Mit gleichem Glücke focht auch die griechische Flotte, unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des atheniensischen Feldherrn Xantippus, gegen die Perser, und schlug sie bei Mykale in einem Treffen zu Lande, dem die Vernichtung ihrer ganzen Flotte folgte,

Nicht nur die politische Macht Sparta's hatte jetzt einen hohen Grad erreicht, sondern es begann auch, sich im gesellschaftlichen Leben auszubilden. Zu gleicher Zeit ward auch die Gewalt der Könige sehr eingeschränkt, wogegen die Ephoren die ihrige immer weiter auszudehnen begannen. Nachdem der gemeinschaftliche Feind, Persien, besiegt war, fingen die, einmal an den Krieg gewöhnten griechischen Staaten an, sich unter einander anzufeinden. Besonders erwachte Sparta's Eifersucht gegen Athen, und ging am Ende so weit, daß die Lacedämonier es wagten, unter dem Vorwande, die Perser möchten bei einem etwanigen neuen Kriege einen festen und haltbaren Ort in Griechenland finden, Athen von der Aufbauung seiner Mauern und der Befestigung des Piräus abhalten zu wollen. Themistokles, der die wahren Beweggründe dieser Anmaßung wohl kannte, täuschte Sparta durch eine List, welche jedoch den Unwillen und die Eifersucht dieses Staats gegen Athen noch immer mehr reizte. Hierzu kam, daß Pausanias Uebermuth und tyrannisches Betragen gegen die Bundesgenossen das Mißtrauen aller griechischen Staaten gegen Sparta auf den höchsten Grad erhob. Die meisten Bundesgenossen fielen daher von Sparta ab, und unterwarfen sich dem Oberbefehle der Athenienser. Sparta betrug sich nun mit einer Mäßigkeit, welche die Athenienser zu einem Uebermuthe reizte, der die Verbündeten wiederum den Spartanern zuführte. Diese rüsteten sich jetzt insgeheim; Athen hingegen hob das Bündniß mit Sparta öffentlich und förmlich auf, und fing endlich die Feindseligkeiten zuerst an. Nun begann der peloponnesische Krieg, dessen Ausgang Sparta auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehns erhob, und Athen gänzlich demüthigte. Bald aber wurde durch die Eifersucht zwischen Lysander und dem spartanischen Könige Pausanias die Revolution, welche Athen von den dreißig Tyrannen befreiete, glücklich zu Stande gebracht. Hierauf standen die Spartaner dem jüngern Cyrus nachdrücklich gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon bei. Dem unglücklichen Ausgange dieser Empörung folgte ein neuer Krieg zwischen Sparta und Artaxerxes, welchen Agesilaus mit einem Glücke führte, wodurch der persische Thron bis in seine Grundfeste erschüttert wurde. Aber was die Tapferkeit der Perser nicht vermochte, bewirkte ihre Politik. Durch ungeheure Bestechungen hetzten sie Athen, Theben, Korinth und einige peloponnesische Völker gegen Sparta auf, und erregten so einen Krieg gegen letzteres, der es nöthigte, den großen Agesilaus nach Hause zu rufen. Dieser siegte auf seinem Rückmarsche bei Koronäa über die Böotier; der atheniensische Feldherr Konon hingegen schlug die spartanische Flotte, unter ihrem Anführer Pisander, bei Cindos, und eroberte funfzig Galeeren. Dieser unter dem Namen des korinthischen oder böotischen bekannte Krieg dauerte acht Jahre, in welchem Sparta weniger glücklich war, Athen hingegen durch die Siege seines Admirals Konon und dessen glückliche Unternehmungen an den spartanischen Küsten, und gegen einige Inseln im Aegäischen Meere, neuen Ruhm und einen bedeutenden Zuwachs seiner Macht erwarb. Sparta sandte nun den klugen Antalcidas an den König von Persien, um Frieden zu erhalten, und ihn von dem Bunde mit Athen abwendig zu machen. Da Athen durch sein übermüthiges Betragen die Perser gegen sich aufgebracht hatte; so erreichte Antalcidas seinen Zweck, und schloß im J. 388 vor Chr. Geb. den berühmten, nach ihm benannten Antalcidischen Frieden, der für Persien freilich sehr vortheilhaft war, aber doch Sparta von sei-

nen Feinden befreite. Die unlautern und ehrgeizigen Absichten Sparta's bei Abschließung dieses Friedens zeigten sich bald: es fuhr fort, seine Bundesgenossen zu unterdrücken, und überall Zwietracht zu erregen, um sich nachher die richterliche Entscheidung anmaßen zu können. Außer mehrern von demselben verübten Gewaltthätigkeiten, fiel es ohne Grund die Stadt und Festung Theben an, bemächtigte sich derselben und führte daselbst eine aristokratische Regierung ein. Da Theben sich durch eine Revolution wieder frei machte; so kam es zu dem berühmten thebanischen Kriege, an dem auch Athen Theil nahm, und zwar anfangs gegen, nachher aber für Sparta. Letzteres wurde durch diesen Krieg dergestalt geschwächt, daß es von jetzt an aufhörte, eine bedeutende Rolle in Griechenland zu spielen. Da so kein Staat in Griechenland Macht genug besaß, um sich an die Spitze der übrigen stellen zu können; so gelang es dem macedonischen Könige Philipp um so leichter, sich zum Oberherrn von ganz Griechenland zu machen. Nachdem bereits fast ganz Griechenland diese Oberherrschaft des macedonischen Königs anerkannt hatte, wagte es noch Agis, König von Sparta, ein geschworner Feind der Macedonier, sich diesen zu widersetzen. Sein muthiger Sinn ward nicht vom Glücke begünstigt; er verlor sein Leben in einer Schlacht gegen Antipater, hinterließ aber den Ruhm eines der tapfersten und tugendhaftesten spartanischen Fürsten. Archidamus IV. wurde von Demetrius Poliorcetes bekriegt, und Sparta nur mit Mühe gerettet. Gleich darauf ereigneten sich neue, gefährliche Unruhen. Kleonymus, ein Neffe des Königs Areus, faßte verderbliche Anschläge gegen sein Vaterland, und rief den Pyrrhus herbei. Der Anschlag mißlang, theils durch die Langsamkeit desselben, theils durch die Tapferkeit der Spartaner. Sittenverderbniß und Luxus nahmen jedoch immer mehr bei diesen überhand. Mehrere auf einander folgende Könige machten Versuche, die Lykurgische Verfassung in ihrer Reinheit wieder herzustellen, und die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. Kleomenes setzte diesen Plan zwar durch; aber weder die Umstände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten diese Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt sehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien sein Reich verlassen und nach Aegypten fliehen, wo er seinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganzer Jahre lang ohne Oberhaupt, wurde hierauf von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrscht, von denen der letzte die abscheulichsten Gräuel beging. Durch die Römer und den achäischen Bund wurde die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder emporgehoben hatte, ganz vernichtet. Sparta mußte zum achäischen Bunde übertreten, und kam endlich, nach Besiegung desselben (145 v. Chr.), unter die Herrschaft der Römer. — Sparta oder Lacedämon, die Hauptstadt Lakoniens und des spartanischen Staats, bis in die spätern Zeiten ohne Mauern, lag am Westufer des Flusses Eurotas, und ward im ersten Jahre der neun und siebzigsten Olympiade durch ein Erdbeben außerordentlich verwüstet. Der Umfang betrug 48 Stadien, oder 1¼ Meile. Sie war nicht regelmäßig und zusammenhängend gebaut, sondern bestand eigentlich aus mehrern einzelnen Bezirken, die noch in der hundert und zwanzigsten Olympiade durch keine gemeinschaftliche Mauer eingeschlossen waren. Von den vielen Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die uns Pausanias nennt, bemerken wir folgende: Der Marktplatz enthielt die sämmtlichen Versammlungshäuser der angesehensten Obrigkeiten, und seine schönste Zierde machte der berühmte

Säulengang (**Persike**) aus, welcher von der, den Persern abgenommenen Beute erbaut worden, und mit den Bildsäulen der angesehensten Perser, aus weißem Marmor, geschmückt war; der **Chor**, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildsäulen Apollo's, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten; die **Baroneta**, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Eurysthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deßwegen so hieß, weil es das Volk von der Witwe Polydors für eine Rinderheerde eingehandelt hatte; die **Leschen**, oder öffentliche Versammlungshäuser, in welchen sich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, deren es zwei gab, von welchen die Lesche der Krotanen in der Nähe der Gräber der Agiden war, und die Lesche Pöcile; der **Tempel der Minerva Poliuchos** (**Calciöcas**), welcher auf der Akropolis, oder dem hervorragendsten Theile Sparta's, lag, u. a. m. — Die **Spartaner** zeichneten sich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfassung, von denen wir hier kürzlich einige Hauptmomente anführen wollen, vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die **Staatsverfassung** betrifft, so waren die Könige daselbst nichts weniger als unabhängig, und regierten nur mit und durch den Willen des Volks, indem sie keiner andern Vorrechte genossen, als die ersten Rathgeber in den Volksversammlungen, die Schiedsrichter bei entstandenen Streitigkeiten und die Führer des Heers zu seyn; auch keine andere Belohnungen empfingen, als ein ansehnliches Landeigenthum, und einen vorzüglichen Antheil an der Beute, so wie den obersten Sitz in Zusammenkünften und bei Mahlzeiten. Die Spartaner, (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Herakliden sich der Landschaft Lakonien bemächtigten) beschäftigten sich mit Krieg und Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt sich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widersetzt hatte, und welcher dafür von diesen das Joch der Sklaverei auferlegt worden war), den Lacedämoniern, oder Periöken (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schiffahrt, die Waffen- und Eisenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Besieger des Landes, an Sitten und Cultur vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten; so blühte unter letztern der Gewerbfleiß, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakonischen Wollenfabrikanten, Purpur, Waffenfabriken die Rede ist. Sie machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, späterhin ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem zahlreicher, als die Spartaner, mit denen sie sich nach und nach vermischten. Beide standen gewissermaßen in einem Bunde, und machten zusammen einen Freistaat aus, der eigene Nationalversammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beschickten. Die Beiträge zum Kriege, sowol an Geld, als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unterjochern, den Spartanern (Doriern) zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eifersüchtig auf die Spartaner, und im thebanischen Kriege zogen sogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück und ließen sie zu dem Epaminondas stoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten spartanischen Verfassung antrifft; so schließt man daraus, daß jene von diesen, als ihren Oberherren, allmälig Vieles angenommen haben. In Betreff des Charakters ist die Strenge und Härte der Spartaner, so wie die seltene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit

bekannt, welche viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Durch kein Unglück, durch keine Niederlagen konnten sie muthlos gemacht werden; vielmehr gingen sie auf das einmal vorgesetzte Ziel mit unbesiegbarer Festigkeit los, bis sie dasselbe erreicht hatten. Mit Unwillen bemerkt man dagegen auch ihre Treulosigkeit und verrätherische Hinterlist. Diese bewiesen sie in den messenischen Kriegen, wo sie nicht allein den arkadischen König Aristokrates durch Bestechung zur schändlichsten Verrätherei an den Messeniern verleiteten, sondern auch offenbar mit dem delphischen Orakel einverstanden waren, und sich desselben zum Nachtheile der Messenier bedienten. Von ihren Sitten und Gebräuchen wollen wir nur Folgendes melden. Das Alter, in welchem die Spartaner ihre Ehebündnisse schlossen, war durch die Lykurgischen Gesetze bei den Männern auf das dreißigste, bei den Weibern auf das zwanzigste Jahr bestimmt. Wenn eine Spartanerin schwänger war, so mußten in dem Zimmer derselben Gemälde von den schönsten Jünglingen aufgehangen werden, damit dadurch ein günstiger Eindruck auf die Leibesfrucht gemacht werde. Wahrscheinlich gebaren die Spartanerinnen ohne Hülfe einer Hebamme, dahingegen in Athen das Geschäft der Geburtshülfe anfangs von den Aerzten, nachher von besonders dazu eingesetzten Hebammen ausgeübt wurde. Sie gebaren aber, wie man sagt, über einem Schilde, und das Kind, wenn es ein Knabe war, wurde ungewickelt (damit es den freien Gebrauch der Glieder behielte) in einen Schild gelegt und ihm die Worte zugerufen: ä tan, ä epi tan (entweder mit diesem, oder auf diesem). Wenn die andern Griechen das neugeborne Kind mit Wasser abwuschen, und es nachher (was auch die Spartaner zuweilen thaten) mit Oel einrieben; so badeten diese hingegen ihre Kinder in Wein, um hierdurch gleich anfangs die Stärke ihrer Leibesbeschaffenheit zu prüfen. Sie glaubten nämlich, ein Weinbad ziehe schwächlichen Kindern gichtische Verzuckungen, ja selbst den Tod zu, verleihe den starken hingegen eine dauerhafte Gesundheit. Wurde das Kind für gesund und stark befunden, so nahm es der Staat unter die Zahl seiner Bürger auf. Im entgegengesetzten Falle wurde dasselbe dem Tode überliefert, und in eine am Berge Taygetus befindliche Kluft geworfen. Bei allen übrigen griechischen Staaten war die Aussetzung der Kinder Sitte; bei den Spartanern hingegen war die Aussetzung verboten. Schon in den ältesten Zeiten fand, wenn man dem Homer folgen darf, auch in Sparta der Gebrauch der Ammen Statt, damit den Weibern die reizende Form des Busens erhalten werden möchte. Die Ammen wurden nachher als Theile der Familie angesehen und als solche geachtet. Die Kinder der Spartaner wurden zu einer harten und freien Lebensart gewöhnt. Schnürbrüste, von denen man bei andern griechischen Völkern eine Spur findet, kannten die Spartaner durchaus nicht. Doch findet man bei ihnen eine Art des Wiegens, welches vermöge eines Rüttelns mit dem Schilde geschah. Um Kinder zur Ertragung des Hungers zu gewöhnen, bekamen sie nur immer leichte und wenige Speise; hungerten sie zu heftig, so durften sie etwas Speise stehlen; nur mußten sie sich nicht dabei ertappen lassen, sonst wurden sie für ihre Unvorsichtigkeit empfindlich bestraft. Alle zehn Tage mußten sie sich von den Ephoren besichtigen lassen, und wer alsdann zu fett befunden wurde, erhielt ebenfalls eine Züchtigung. Wein ward überhaupt in ganz Griechenland nur den Mädchen versagt; den Knaben hingegen ward er schon von der frühesten Kindheit an gegeben. In Sparta wurden den Knaben die Haare abgeschoren, und erst mit dem

Eintritte in das männliche Alter durften sie dieselben wachsen lassen. Sie liefen meistens nackend, und waren gewöhnlich schmuzig, weil sie sich nicht wuschen und salbten, wie die übrigen Griechen. Sie setzten eine Ehre darein, wenn ihre Körper mit blauen Flecken, Striemen und Narben bedeckt waren. Nur bei üblem Wetter trugen sie einen Oberrock; und erst mit dem zwölften Jahre bekamen sie jährlich ein neues Oberkleid. Schuhe trugen sie auch bei der strengsten Kälte nicht. Ihre Lagerstätte mußten sie sich vom Schilfe aus dem Flusse Eurotas selbst bereiten. Unter ihren Jugendspielen zeichnete sich besonders eins aus, welches Epostrakismos hieß, und darin bestand, daß die Knaben Scherben oder kleine flache Steine ins Wasser warfen, und die Sprünge derselben zählten. Ein ähnliches Spiel ist auch unter unsern Kindern im Gebrauche. Die Kindheit der Spartaner dauerte bis ins siebente Jahr, und so lange blieben sie in dem Gynäceum unter der Aufsicht der Weiber. Von dieser Zeit an bis ins achtzehnte Jahr hießen sie Knaben (Protäres), von da an bis ins dreißigste Ephäbos (Jüngling), und vom dreißigsten Jahre an traten sie in den Stand der Männer und genossen die vollen Rechte eines Bürgers. Wenn die Kinder in Sparta das siebente Jahr erreicht hatten, so wurden sie der väterlichen Sorgfalt entzogen, und der öffentlichen anvertraut. Hier wurden sie sämmtlich nach einem gewissen Plane erzogen, und erhielten durchaus, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, dieselbe Erziehung. Wer seinen Sohn der öffentlichen Erziehung nicht anvertrauen wollte, wurde seines Bürgerrechts für verlustig erklärt. Der wichtigste Gegenstand der physischen Erziehung während des Knaben- und Jünglingsalters war die Ausbildung des Körpers (Gymnastik), welche durch Laufen, Springen, Jagen, Werfen des Discus, Ringen, den Faustkampf und das Pancratium (eine aus dem Ringen und Faustkampfe zusammengesetzte Uebung), bewirkt wurde. Diese Uebungen geschahen in besondern Gebäuden, welche Gymnasien hießen, und zwar nackend. Außer der Gymnastik gehörten noch zur physischen Bildung die Tactik und Orchestik. Jene begriff den Unterricht in allen, zum Kriege nöthigen körperlichen Fertigkeiten, letztere den Unterricht in der Tanzkunst. Merkwürdig ist die jährliche Geißelung der Kinder am Feste der Diana Orthia (Diamastigosis), welche darin bestand, daß die Knaben vor dem Altare dieser Göttin, in Gegenwart einer großen Menge von Zuschauern, gegeißelt wurden. Die Absicht dieses Gebrauchs war unstreitig, die Knaben dadurch gegen körperlichen Schmerz abzuhärten. Diese Geißelung war so heftig, daß manche dabei ihr Leben einbüßten. Die dabeistehende Priesterin hielt ein kleines, sehr leichtes, hölzernes Dianenbild in den Händen. Bemerkte sie nun, daß dieser oder jener Knabe geschont wurde, so rief sie, daß sie das Bild vor Schwere nicht mehr tragen könne, worauf alsdann sogleich die Schläge verdoppelt wurden. Die Aeltern, welche daneben standen, riefen ihren Söhnen unaufhörlich Muth zu; ja, diese stritten selbst um den Vorzug, wer die Prüfung mit der größten Standhaftigkeit ertragen könnte. Wer die geringste Klage ausstieß, verlor den Sieg und ward beschimpft; wer aber mit ruhiger Stirn den Qualen trotzte, wurde gekrönt und erhielt die Lobpreisungen der ganzen Stadt. Wer unter den Streichen sein Leben aushauchte, erhielt zum ewigen Andenken des erlangten Ruhms eine Statue. Nach Einigen soll dieser Gebrauch schon beim Lykurg, nach Andern aber erst von der Zeit der Schlacht bei Platäa herrühren. Um nun auch die Jugend zur List, Wachsamkeit und Behendigkeit zu gewöhnen, gestat-

lete man ihr gewissermaßen das Stehlen, d. h. man erlaubte denen, die hungrig waren, Lebensmittel von geringem Werthe zu stehlen. Ließen sie sich dabei ertappen, so wurden sie entweder gegeißelt, oder man ließ sie hungern, oder man bestrafte sie auch dadurch, daß sie um einen Altar herumtanzen und Spottlieder auf sich selbst absingen mußten. Die Furcht vor der Schande, bei einem solchen leichten Diebstahle entdeckt zu werden, bewirkte oft die außerordentlichsten Handlungen. So erzählt man von einem Knaben, der einen jungen Fuchs gestohlen und diesen unter sein Unterkleid verborgen hatte, daß ihm von demselben der Leib und die Eingeweide zerbissen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz sich hätte bewegen lassen den Fuchs hervorzuziehen und seinen Diebstahl bekannt zu machen. Uebrigens wurde das Schwimmen für eine unerläßliche Eigenschaft eines Spartaners angesehen; daher pflegte man von einem ganz unbrauchbaren Menschen zu sagen: „Er kann nicht einmal schwimmen.“ Auch war die Bescheidenheit ein besonderer Gegenstand des Unterrichts bei den Spartanern. Auch mußten sie sich im Reden der äußersten Kürze befleißigen. Daher wurde auch die treffende Wortkürze der Lacedämonier unter den Namen Laconismus, Laconische Reden und Antworten berühmt. Die Spartaner waren unter allen Griechen die einzigen, welche die Wissenschaften geflissentlich verachteten und aus der Erziehung der Jugend ausschlossen. Ihre ganze Wissenschaft war, den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu gehorchen, alle mögliche Beschwerden zu ertragen und im Kriege zu siegen oder zu sterben. Was die politische Erziehung bei den Spartanern betraf, so suchte man die Jugend sehr sorgfältig mit den Gesetzen ihres Vaterlandes bekannt zu machen. Da nun keine geschriebenen Gesetze vorhanden waren, so wurden sie der Jugend mündlich gelehrt. Auch wurde die Ehrbegierde und die stärkste Empfindlichkeit gegen Ehre und Schande in dem jungen Zöglinge vorzüglich zu wecken gesucht. Die Erziehung der Mädchen wich von der der atheniensischen gänzlich ab. Statt, wie in Athen, zu Hause zu bleiben, Wolle zu spinnen, und sich des Weins und zu starker Nahrung zu enthalten, lehrte man die Mädchen in Sparta tanzen, mit einander ringen, auf der Rennbahn laufen, den Discus werfen u. s. w. Dieß geschah öffentlich und halb nackend. Die Spartanerinnen machten überhaupt in ihren gymnastischen Uebungen fast eben so große Fortschritte, als die Jünglinge. Die Ursache, warum Lykurg das weibliche Geschlecht fast eben so, wie das männliche, zu erziehen befahl, war unstreitig die, daß dadurch für eine kräftige Nachkommenschaft desto besser gesorgt werde. Siehe übrigens d. Art. Lykurg.

Spartacus, von Geburt ein Thrazier, hatte das Unglück, als Sklav nach Italien geschleppt, und in die berühmte Fechterschule zu Capua gesteckt zu werden. Er war es, der in Verbindung mit 70 andern Unglücksgenossen die Riegel seines Kerkers zerbrach, auf den Vesuv sich rettete, und von dort aus im Jahre 73 vor Chr. Geb. die weltbeherrschenden Römer bekriegte. Schmachvoll war es für die stolzen Eroberer, daß sie gegen eine Handvoll verächtlicher Sklaven zu Felde ziehen sollten, und welche Demüthigung erfuhren sie, als der standhafte Gladiator den römischen Prätor Varinius, der ihn mit Einem Schlage zu vernichten gedachte, mit seiner Legion völlig aufrieb. Dieser glückliche Streich verschaffte dem Spartacus ein Heer von 10,000 Mann. Mit demselben zog er sich an die Alpen und überfiel den Consul Lentulus, der ihm nachrückte, mit solchem Glück,

daß er auch dieses Heer auf das Haupt schlug. Schnell wandte er sich hierauf gegen den zweiten Consul Gellius, und zwang diesen, hinter den Wällen der festen Städte Schutz zu suchen. Nie war der Stolz der Weltstadt empfindlicher gekränkt worden, als da Spartacus sämmtliche römische Gefangene, den Manen seines erschlagenen Bundesgenossen Cnixus zu Ehren, bei dessen Todtenfeier schlachtete. Sein Heer wuchs nun schnell auf 120,000 Mann an. Mit diesem ungeheuren Haufen rächte er durch wilde Räuberzüge in Italien die Schmach, welche das römische Volk durch seine scheußlichen Fechterschulen dem menschlichen Geschlechte zufügte. In den Gebirgen des untern Italien nahm er eine feste Stellung, und rüstete sich zur ernstlichen Fortsetzung des Krieges. In dieser Gefahr, da Rom vor einem Sklavenfeldherrn zitterte, stellte der Senat den bewährten Licinius Crassus, den nachherigen Triumvir, an die Spitze des Heeres. Mit sechs Legionen glaubte dieser, jene Fechterhaufen überwältigen zu können. Er schickte seinen Unterfeldherrn Mummius mit zween derselben voraus, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Aber der Unbesonnene ließ sich in ein Gefecht mit der Ueberzahl des Feindes ein, und ward geschlagen. Nun ging Crassus selbst, nachdem er ein schreckliches Beispiel der Strenge an 500 Soldaten des Mummius gegeben hatte, indem er den zehnten Mann derselben hinrichten ließ, gegen Spartacus, schlug 10,000 Plünderer, und schloß den Hauptanführer bei Rhegium (Reggio) durch einen sechs Meilen langen Graben ein. Entschlossen schlug sich Spartacus bei Nacht unter unglaublicher Anstrengung durch das römische Heer; doch Crassus, welcher dem Tollkühnen wohl das Wagestück zutraute, auf Rom geradeweges loszugehen, verfolgte ihn, und schlug einen beträchtlichen Theil seines Heeres, der sich aus Unzufriedenheit mit dem Oberanführer getrennt hatte. Nun zog sich Spartacus wieder zurück. Allein er ward von seinen eignen Anhängern genöthigt, sie gegen die Römer zu führen. Mit einer Tapferkeit, die wohl zu siegen verdient hätte, fochten die Soldaten des Spartacus, der ihnen selbst ein glänzendes Beispiel von Muth und Geschicklichkeit gab. Aber er vermochte nicht, der Kriegserfahrung des Crassus und seiner Legionen zu widerstehen. Nachdem er lange mit beispielloser Hartnäckigkeit, selbst noch auf den Knieen, gefochten hatte, fiel er von unzähligen Wunden durchbohrt, über einen Haufen Römer hin, die er seinem gerechten Zorne aufgeopfert hatte. 60,000 Aufrührer sollen, nach dem Berichte der Römer, in dieser Schlacht gefallen seyn. 6000 wurden gefangen, und auf der Appischen Straße von Capua bis Rom in kurzen Entfernungen von einander an das Kreuz geschlagen. Zwar retteten sich Viele des großen Heeres, und leisteten auch noch Widerstand, wurden aber noch in demselben Jahre von dem berühmten Pompejus völlig vernichtet. Dieser Krieg heißt in der römischen Geschichte der Sklaven- oder Fechterkrieg. Kl.

Spath nannte man in der alten Bergmannssprache solche Steine und metallische Kalke, die nicht nur ein blättriges Gefüge, sondern auch eine, dem zwei- oder mehrfachen Durchgang ihrer Blätter entsprechende, meist rautenförmige Bruchgestalt haben. Einige Mineralien, die nach dieser Bestimmung hieher gehörten, werden jedoch nicht zu den Spathen gezählt, z. B. der Diamant. Dagegen begreift man jetzt mancherlei d i c h t e Abarten darunter, auf die jener Begriff nicht anwendbar ist.

Species, Art, die Unterabtheilung der Gattung. S. C l a s s e.

Specialcharten, s. Landcharten.

Specifisch. Man setzt in der Physik das Specifische, als einen Verhältnißbegriff, dem Absoluten, z. B. das specifische Gewicht eines Körpers dem absoluten Gewichte desselben entgegen. Mittelt man z. B. das Gewicht eines Cubiczolls Quecksilber auf der Wagschaale aus, so bestimmt man sein absolutes Gewicht; findet man aber durch Versuche, daß dasselbe vierzehnmal schwerer sey, als ein gleich großes Volumen reinen Wassers, welchen letzteren Körper man bei diesen Vergleichen als Einheit zum Grunde zu legen pflegt, so heißt dieß: das specifische Gewicht des Quecksilbers. — Einem Arzneimittel legt man den Namen eines specifischen bei, wenn es der damit behandelten Krankheit vorzugsweise angemessen ist: z. B. die China bei Wechselfiebern.

Speckbacher (Joseph), geboren am 14. Aug. 1768 in dem tyrolischen Dörfchen Rinn, zwischen den Städten Innsbruck und Hall, eines der vorzüglichsten Häupter der tyroler Insurrection von 1809. Obschon seine Aeltern nicht unvermögend waren, brachte er dennoch seine Jugend als Wildschütze zu, weit berühmt durch sein herrliches Auge, seine Stärke und Gewandtheit, wie er denn schon als Knabe einen Raubbären erlegte, und einen gefangenen Lämmergeier mit bloßen Händen fortschleppte. Späterhin bestellte er theils in Ruhe und Frieden sein Gütchen, theils lieferte er Holz zu den Salinen von Hall. Er war seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, und nach der schmerzlichen Losreißung Tyrols von Oesterreich einer der Mittelpunkte der mit der baierschen Regierung Mißvergnügten, und nach dem alten Herrn Verlangenden. Am 12. Apr. 1809, dem Tage des Ausbruches der Insurrection, überfiel Speckbacher die baierische Garnison der Stadt Hall, und fing mit dem haller Kronenwirthe Joseph Straub die von Innsbruck entkommene baierische Cavallerie. In den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche die Hauptstadt Innsbruck und ganz Tyrol zum zweitenmale befreiten, that sich Speckbacher besonders hervor. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringeren Muth und Reichthum der Erfindung zeigte er bei der Blokade von Kufstein. — Als kraft des zuaimer Waffenstillstandes die Oesterreicher Tyrol evacuirten, dieses aber dennoch fortfuhr verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch Speckbacher unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. August, und in der Schlacht bei Innsbruck am 13. August, welche den Herzog von Danzig zwang, gänzlich aus Tyrol zu weichen. — Nach dieser dritten Befreiung verband Speckbacher der tyrolischen Vertheidigung auch das salzburgische Gebirgsland; am 16. Septbr. erfocht er bei Lofer und Luftenstein entscheidende Vortheile, wurde aber am 16. Oct. bei Mellek geschlagen, sein Sohn gefangen, er selbst entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des wiener Friedens in Tyrol ließ das oft getäuschte Volk in vielfältigem Zweifel. Auch Speckbacher ließ sich täuschen, und glaubte an eine Wiedererneuerung des Kriegs. Er flüchtete nun mit unglaublicher Rastlosigkeit von Alpe zu Alpe, verbarg sich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer unbekannten Höhle, sieben Wochen lang war er in seinem eigenen Stalle verscharrt, endlich im Mai 1810 flüchtete er über die Gebirge nach Wien. Hier erhielt er Obristens Pension, und sollte die für die Tyroler im temeswarer Banat neugestiftete Colonie organisiren. Beim Ausbruche des Krieges von 1813 schlich er sich wiederum nach Tyrol hinein, und obgleich es zu keiner entscheidenden

Waffenthat kam, leistete er dennoch vortreffliche Dienste. Nach so vielen Auszeichnungen, Mühseligkeiten und Gefahren verdiente er es allerdings, der Anführer der bewaffneten Schützenmannschaft an dem unvergeßlichen feierlichen Tage zu seyn, an welchem die längstersehnte Wiederkehr unter die alte geliebte Herrschaft von Oesterreich durch die dem Kaiser Franz in Person geleistete Erbhuldigung besiegelt wurde.
B m r.

Speckstein, ist gewöhnlich von weißer, seltner von grüner, grauer, rother und gelber Farbe, und zeichnet sich durch seine Weichheit und Mildigkeit, durch seine Fettigkeit und das Nichtanhängen an der Zunge aus. Er hat die Eigenschaft, daß er dem Siegellack durch Reiben negative Electricität ertheilt. In Cornwallis wird er zur Porzellan-Bereitung bergmännisch gewonnen. Sonst braucht man ihn zum Fleckausmachen, zum Putzen der Treffen, zum Poliren, zum Glattmachen radirter Stellen im Papier ꝛc. Da er sich gut auf der Drehbank verarbeiten läßt, so drechselt man daraus allerhand Bilderwerke, die zum Theil hart gebrannt werden. Er äußert eine so starke Anziehungskraft gegen das Glas, daß er, darauf gestrichen, fast gar nicht wieder wegzubringen ist. Am mächtigsten bricht er in Cornwallis und im Bayreuthischen. Er hat auch die Namen: Seifenstein, Schmerstein, Schneidestein, spanische Kreide, briançoner Kreide, Steatit.

Speculation (philosophische), ist die reine Auffassung oder Erforschung der Vernunftwahrheiten. Sie ist von der Reflexion verschieden, deren sie sich nur als Hülfsmittel zur Entwickelung der Ideen bedient.

Speditionshandel, Spedition, besteht in Besorgung der weitern Versendung fremder Waaren, die durch das Land bloß durchgehen sollen. Derjenige, welcher diese Besorgung übernimmt, heißt Spediteur. Im eigentlichen Sinne des Worts ist die Spedition so wenig als der Transito (s. d. Art.) ein wirklicher Handel, letzterer wird aber immer bei ersterer vorausgesetzt. K. M.

Spencer (Georg John), Lord, Ritter des Hosenbandordens, geheimer Rath des Königs, Vorsteher des brittischen Museums und des Charter House (einer mit einer Freischule verbundenen Versorgungsanstalt), und Präsident der royal institution, geb. 1758, ist der Besitzer der größten und glänzendsten Privatbibliothek, welche jetzt in Europa zu finden ist. Den Grund zu derselben legte er im Jahr 1789, durch den Ankauf der bekannten Sammlung des Grafen von Rewiczky, welche er für eine jährliche Rente von 500 Pf. St. an sich brachte, und vermehrte sie in der Folge mit wahrhaft fürstlichem Aufwand durch Emissäre, welche auf seine Kosten alle Länder des Continents bereisten. Der größre Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in Northamptonshire, dem Stammsitze des Lords, aufgestellt, und beläuft sich auf 45,000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Was sich nur Seltnes und Kostbares findet, gehört in ihren Plan, vorzüglich aber ist durch Th. F. Dibdin's bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century and of many valuable first editions (London 1814. IV. gr. 8.) ihre Stärke an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und den ersten Ausgaben der Classiker bekannt geworden. Dieser mit der höchsten typographischen Pracht gedruckte Katalog enthält die bis zur Mikrologie genau, und mit einer Menge der saubersten Kupferstiche, Holzschnitte und Facsimile's erläuterte Beschrei-

bung von 1004 Incunabeln, worunter sich allein 6 xylographische Producte, eine vollständige Folge der vier Werke, welche die ersten Versuche der Kupferstecherkunst enthalten (Monte santo di Dio 1477, Ptolemaeus 1478, Dante 1481, Berlinghieri geographia um 1480) und viele andre bisher noch völlig unbekannte Drucke befinden. Auf den anderweiten Gehalt der auch durch äußern Glanz sich auszeichnenden Bibliothek kann man aus dem bekannten Katalog der Rewiczkyschen Sammlung (Berlin 1794, 8.) schließen. Aus dem Privat- und öffentlichen Leben des Lord Spencer führen wir noch an, daß er bis zum Tode seines Vaters, im J. 1783, unter dem Namen des Lord Althorp bekannt war. Er hat in Cambridge studirt und machte nach Beendigung seiner Studien die gewöhnliche grand tour der englischen Großen. Nach der Zurückkunft von seinen Reisen ward er in das Haus der Gemeinen gewählt, und trat nachher in das Haus der Pairs. Aus einer Whig-Familie herstammend, und in die Grundsätze seiner Vorfahren erzogen, gehörte Lord Spencer bis zum Zeitpunkt der französischen Revolution zur Oppositionspartei; von da an aber folgte er dem Paniere Pitts und wurde Präsident der Admiralität. Unter seiner Administration schlug Lord St. Vincent die große spanische Flotte, eroberte Duncan die holländische, und vernichtete Nelson die französische zu Abukir. Nach Pitts Zurücktritt im Jahr 1802 gab auch Lord Spencer seine Entlassung. Nach Pitts Tode trat er auf kurze Zeit wieder ins Ministerium als Minister des Innern.

Spener (Philipp Jacob), der Reformator des religiösen Lebens der Lutherischen Kirche im 17ten Jahrhundert, war den 13ten Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater das Amt eines Raths und Registrators des Grafen von Rappolstein bekleidete. Früh zum geistlichen Stande bestimmt, neigte sich sein Herz auch bald zu den frommen Gesinnungen, die die gottesfürchtige Gräfin, seine Gönnerin, bei ihm erweckte und durch das Beispiel ihrer Vorbereitung zum Tode, dessen Zeuge der 14jährige Knabe war, befestigte. Seine erste wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Hofprediger Stolle zu Rappolstein. Nach kurzem Verweilen im Gymnasium zu Colmar begann er 1651 seine theologischen Studien zu Straßburg, wurde 1652 Magister, 1654 Führer der beiden Prinzen Christian und Ernst Johann Carl von der Pfalz, und hielt, neben fortgesetztem Fleiß in der Theologie, öffentliche Vorlesungen über die philosophischen und historischen Wissenschaften. In den Jahren 1659 bis 62 bereis'te er zu seiner Ausbildung die Universitäten Basel, Tübingen, Freyburg, Genf und Lyon. An letzterm Orte hatte der Jesuit Menestrier, ein berühmter Heraldiker, Speners Interesse für diese historische Hülfswissenschaft von neuem angeregt. Die Früchte dieser Lieblingsbeschäftigung waren mehrere genealogische und heraldische Werke, z. B. Theatrum nobilitatis Europaeae 1668, Commentarius historicus in insignia domus Saxonicae 1668, Historia insignium illustrium 1680, Insignium theoria 1690, durch welches noch jetzt sehr geschätzte Hauptwerk Spener die wissenschaftliche Behandlung der Wappenkunde in Deutschland zuerst begründet hat. Zu Straßburg setzte er nach seiner Rückkehr die akademischen Vorlesungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 an einem Tage Doctor der Theologie und Gatte. Schon im Jahre 1666 übernahm er das wichtige Amt eines Seniors der Geistlichkeit zu Frankfurt am Main. Zu gewissenhaft, um sich mit dem großen Beifall, den seine

von der bisherigen dogmatisch polemischen Methode ganz abweichenden erbaulichen Predigten fanden, zu begnügen, stellte er hier seit 1670 jene berühmten Collegia pietatis an, die wider seine auf Separatismus und Sectirerei gar nicht ausgehende Absicht die erste Quelle des Pietismus wurden. Von dieser Zeit an gehört Speners Leben fast ganz der Geschichte dieser merkwürdigen Veränderung des religiösen Zustandes an, deren Grundbewegkraft sein Beispiel und der Geist seiner theologischen Schriften war. Wir verweisen deßhalb auf die in dem Art. Pietisten über Speners Einfluß auf sein Zeitalter gegebnen Notizen. Der bescheidne Mann, der nie ein Reformator heißen wollte, hatte bei jenen häuslichen Erbauungsstunden nur die sittliche und religiöse Verbesserung seiner Gemeinde im Auge und keinen seiner ungewöhnlichen Schritte ohne Billigung seiner Collegen und der Obrigkeit gethan. Weil er aber in seinen frommen Wünschen (pia desideria), die zuerst als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnds Postille erschienen, in den Abhandlungen vom geistlichen Priesterthum und von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen, die er zu seiner Rechtfertigung gegen einige wegen jener Wünsche von Seiten der orthodoxen Eiferer für den Buchstaben der Concordienformel erhobenen Anfechtungen herausgab, den Mangel an moralischer Wirksamkeit der bisherigen Führung des Predigtamtes, die leidenschaftliche Polemik und das geistlose Formelwesen in der Behandlung der Theologie und die Vernachlässigung des christlichen Sinnes über dem Streben nach Rechtgläubigkeit mit so großer Freimüthigkeit rügte und zur Demüthigung des pfäffischen Stolzes Erkenntniß und Uebung der Religion für ein Gemeingut aller Stände erklärte, sah er sich von den Theologen alten Styls bald heftig angegriffen und einer gefährlichen Neuerungssucht beschuldigt. Allerdings konnten sie ihn mit Grund einer Verwechselung der practischen Religion mit der wissenschaftlichen Theologie zeihen, die von dem Mangel an philosophischer Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks in seinen überhaupt etwas breit gedehnten Schriften herrührte. Doch offenbar schadeten sie ihrer eignen Sache, wenn sie seine milde Herablassung zu den Bedürfnissen des Volks und seinen Eifer für die Verbesserung des Unterrichts für bedenklich und erniedrigend erklärten. Die dankbare Nachwelt erkennt in Spenern, der sich noch als Oberhofprediger zu Dresden 1686 bis 91 mit dem Religionsunterrichte der Jugend abgab, den Wiederhersteller der fast ganz vergessenen catechetischen Kunst. Die Einrichtung der sehr nützlichen Catechismusprüfungen, welche die Prediger mit der Schuljugend und dem Landvolke halten, ist sein Verdienst; auch war er der erste, der den Nutzen der öffentlichen Confirmation ins Licht stellte. Eine schriftliche Vorhaltung, die er sich bei seinem Beichtsohne, dem Churfürsten Johann Georg III., erlaubte, um ihn auf die Fehler seines Wandels aufmerksam zu machen, zog ihm die Ungnade dieses Fürsten zu, die seine Feinde eifrig benutzten, um ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691 als Propst und Inspector der Kirche zu St. Nicolai und Assessor des Consistoriums nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung und ein ruhiges Alter genoß. Hier hatte er an der Stiftung der Universität Halle großen Antheil, schlichtete die Schadischen Beichthändel mit Vorsicht und Milde, und erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der dresdner Hof ihn in seine vorigen Aemter zurück berief, eine Ehre, die er jedoch ablehnte. Denn wie unverständig ihm auch

die theologische Facultät zu Wittenberg zu ihrer eignen Schande 1695 in einer förmlichen Klagschrift 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, seiner Frömmigkeit, Einsicht und Thätigkeit für das Gute ließen alle Unbefangnen Gerechtigkeit wiederfahren und die Menge seiner Anhänger stieg mit jedem Jahre. Wenn durch schwärmerische Köpfe unter diesen Manches übertrieben und verdorben ward, was in seiner Hand Segen schaffte, wenn er selbst die Schwachheit hatte, dergleichen Menschen bisweilen ernstlicher in Schutz zu nehmen, als die Klugheit es gestattete; so blieb doch dabei sein Verdienst, der Kirche ihre Gebrechen gezeigt und den Geist wahrer Verbesserung in der Verwaltung des Predigtamtes (vergl. d. Art. Prediger) eingeflößt zu haben, ungeschmälert. In seinen theologischen Bedenken, Gutachten und Briefe über religiöse Angelegenheiten, die seit 1700 erschienen, spricht überall ein echter christlicher Sinn, eine sanfte Duldung, eine feine geübte Menschenkenntniß und der redlichste Eifer für das Gute. Die Kirche, die er von scholastischen Fesseln befreit, und zur wahren Gottseligkeit geleitet hatte, immer auf den Herzen tragend, starb er zu Berlin den 5ten Februar 1705. Die Geschichte nennt seinen Namen mit großer Achtung neben dem edeln Fenelon.
E.

Spenser (Edmund), einer der größten und ausgezeichnetsten unter Englands ältern Dichtern, würde wahrscheinlich 1553 geboren. Er scheint von niederer Herkunft gewesen zu seyn, obgleich er in einigen seiner Gedichte sich der Verwandtschaft mit dem adeligen Hause Spencer in Northamptonshire rühmt. Er wurde 1569 in das Pembroke-Collegium zu Cambridge aufgenommen, und erhielt zwar hier den Grad eines Baccalaureus und Magisters der Künste, aber seine übrigen Hoffnungen schlugen fehl. Deßhalb ging er nach Nordengland, wo er sich bei seinen Verwandten aufhielt. Hier betraf ihn ein Umstand, der in dem Leben eines Dichters von wichtigen Folgen ist. Er verliebte sich; aber die ländliche Schöne, welche der Gegenstand seiner ersten Zärtlichkeit war, und die er unter dem Namen Rosalinde verewigt hat, ward ihm, nachdem sie einen gewöhnlichen Roman mit ihm gespielt hatte, ungetreu. Dies gab wahrscheinlich zu seinen Schäfergedichten (Shepherds Calendar), welche verliebte und zärtliche Klagen enthalten, und das erste waren, was öffentlich von ihm (1579) erschien, die Veranlassung. Er eignete sie unter dem demüthigen Namen: Immerito, dem berühmten Philipp Sidney zu, mit dem er auf eine, der Sage nach, sonderbare Art bekannt geworden war. Spenser ließ sich nämlich bei Sidney melden, und ihm zugleich einen Gesang aus seinem Gedichte, die Feenkönigin (Fairy Queen), welches er damals bearbeitete, überreichen. Einige Stanzen davon entzückten Sidney so sehr, daß er seinem Haushofmeister befahl, dem Dichter 50 Pfund Sterling auszuzahlen. Kaum hatte er noch eine Stanze gelesen, als er die Summe verdoppeln ließ. Sidney las noch eine Stanze, und befahl nun, das Geschenk auf 200 Pfund zu erhöhen, aber sogleich auszuzahlen, weil er sonst, wenn er weiter läse, in Versuchung käme, sein ganzes Vermögen hinzugeben. Sidney führte ihn nun bei seinem Oheim, dem Günstling Leicester, ein, der ihn zu seinem Geschäftsführer im Auslande annahm. 1580 begleitete er den Lord Grey, der zum Statthalter von Irland ernannt war, dorthin als Secretär. In diesem Verhältnisse entwickelte Spenser Talente für solche Geschäftsführung, die man gewöhnlich, aber ungerechter Weise, für unvereinbar mit dem dichterischen Genius

hält. 1582 kehrte er mit Lord Grey zurück, und bewarb sich einige Jahre lang bei Hofe um eine Anstellung oder Belohnung, wodurch er die große Kenntniß von den Ränken und Täuschungen erwarb, die an den Höfen gebräuchlich sind, und die er so kräftig in seinem Gedichte: „Mother Hubbard's Tale," geschildert hat. Für seine Geduld ward er endlich 1586 mit mehr als 3000 Aeckern Landes in der Landschaft Corke belohnt. Spenser nahm Besitz von seinem Gute. Seine Wohnung war das Schloß Kilcolman bei Doneraile, wo er sich in dem Tone ländlicher Dichtung als einen Hirten besang, der seine Herden weidet, „und oft die kühlen Schatten der grünen Erlen an Mulla's Gestade besucht." Hier erhielt er 1589 von dem prachtliebenden Sir Walter Raleigh einen Besuch, der unter Lord Grey in Irland befehligt, und jetzt gleichfalls eine große Besitzung von der Krone geschenkt erhalten hatte. Spenser feierte ihn in einen Gedicht unter dem Titel: der Schäfer des Oceans, worin er ihn wegen seiner glänzenden Talente und seiner feinen Sitten sehr hoch erhebt. Unser Dichter war damals mit dem großen Gedicht, die Feenkönigin, beschäftigt, wovon er die drei ersten Bücher vollendet hatte, und als er im folgenden Jahr mit Raleigh nach London ging, gab er sie mit einer Zueignung an die Königin Elisabeth heraus. Elisabeth belohnte 1591 seine Dichtung und Zueignung durch einen Jahrgehalt von 50 Pfund Sterling; auch wurde er zu ihrem Hofpoeten ernannt. Spenser kehrte 1591 nach Irland zurück, und verheirathete sich in seinem 40sten Jahre mit einem Landmädchen von niederm Stande, welches aber Reize genug besaß, ihn zu einem schwärmerischen und wirklich poetischen Hochzeitsgedicht zu begeistern. Er verließ Irland wegen der Unruhen, die da entstanden, und ging wieder nach England, wo er einige Gedichte herausgab; auch entwarf er einen Plan zur Unterwerfung Irlands, unter dem Titel: View of the State of Ireland, welcher erst 1633 im Druck erschien, und eben so sehr wegen der darin entwickelten Kenntnisse und Einsichten gerühmt, als wegen des Mangels an Mäßigung in einigen Rathschlägen getadelt wurde. 1596 gab Spenser seine Feenkönigin aufs neue, und zwar mit drei Büchern vermehrt heraus, womit nach dem ursprünglichen Entwurf erst die Hälfte des Gedichts vollendet war. Die sechs übrigen Bücher sollen von einem Bedienten, der sie nach England bringen sollte, verloren worden sein. Allein dies ist ungewiß, und vielleicht wurden sie nie vollendet. Nur zwei Gesänge haben wir von diesen sechs Büchern erhalten, die sich unter dem Titel: Cantos of Mutability, bei allen vollständigen Ausgaben des Gedichts befinden. 1597 kehrte er nach Kilcolman zurück; da aber die Empörung in Irland 1598 öffentlich ausbrach, so mußte Spenser mit seiner Gattin nach England fliehen, und das Seinige der Wuth und Raubgier der Insurgenten Preis geben. Sein Haus wurde verbrannt und der Sage nach auch eins seiner Kinder, welches nicht mit fortgebracht war. Er selbst war dadurch in gränzenlose Armuth versetzt, und erlag unter diesen Leiden entweder schon 1598 oder zu Anfange des darauf folgenden Jahres. Seinem Andenken widerfuhr indessen die schuldige Ehre; auf Kosten des Grafen von Essex ward er in der Westminster-Abtei begraben; mehrere Dichter begleiteten seine Leiche dahin, und die Gräfin Anna von Dorset ließ ihm ein Denkmal errichten. Einer seiner Nachkommen war unter Carl II. in seine Güter in Irland wieder eingesetzt. Ueber die Sitten und den Privatcharakter unsers Dichters ist nichts bekannt, aber nach den achtungs-

würdigen Freunden, welche er hatte, darf man annehmen, daß auch sein geselliges und bürgerliches Verhalten seines dichterischen Ruhmes nicht unwürdig war. Seine Werke sind von dem Geiste der Andacht und Liebe und einer reinen erhabenen Sittlichkeit beseelt; und obgleich er oft den Großen in seinen Gedichten seine Achtung bezeigte, so machte er sich doch keiner niedrigen Schmeicheleien schuldig, wie so viele der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit thaten. Spensers dichterischer Ruhm wird jetzt hauptsächlich durch seine Feenkönigin erhalten; denn seine allegorischen sprachreichen Hirtengedichte würden schwerlich einen gebildeten Geschmack völlig befriedigen. Das letztere gilt auch von seinen Sonetten, Hymnen und andern vermischten Stücken, so sehr sie sich auch durch manche Schönheiten der Sprache, der Gedanken und Empfindungen und durch ihren harmonischen Versbau vor andern gleichzeitigen, und manchen spätern englischen Gedichten auszeichnen. Spensers Feenkönigin aber ist bis jetzt das größte und gewiß eins der vortrefflichsten allegorischen Rittergedichte. Blühende und lebhafte Einbildungskraft, Reichthum der Erfindung, und Mannichfaltigkeit an interessanten Charakteren, schönen Empfindungen und Darstellungen geben diesem Gedichte einen hohen Werth. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Allegorie, welche durchgehends darin herrscht, ihm wenigstens bei den meisten Lesern unserer Zeit viel von dem Interesse entzieht. Oft sind auch diese allegorischen Darstellungen dunkel und fehlerhaft, und die Abenteuer zu übertrieben. Die Feenkönigin ist übrigens in achtzeiligen Stanzen geschrieben, und jedes der sechs vollendeten Bücher enthält zwölf Gesänge. Die beste und bekannteste Ausgabe von Spensers Werken ist die von Hughes (London 1715, 6 Vol. 8. und 1778, 8. Vol. 12.). Man vergl. auch Warton's Observations on the Fairy Queen (London 1762, 8.); Upton's Critical Observations (London 1770, 8.) und die schleswigschen Literaturbriefe, erste Sammlung, S. 21 ff. N. P.

Sperrad ist ein mit sägeförmigen Zähnen versehenes Rad, das mittelst eines Sperrhakens hindert, daß eine nach einer gewissen Richtung bewegte Maschine nicht willkürlich zurückrücken kann.

Spessart, großes Waldgebirge, südwestlich vom Rhöngebirge, zwischen dem Main und dem Joß- und Sinngrunde, gehörte sonst zum Fürstenthume Aschaffenburg, jetzt zum Untermainkreise des Königreichs Baiern. Die höchste Höhe des Gebirges beträgt nur 2800 Fuß, und befindet sich bei Rohrbrunn, von wo die Abdachung des Spessarts gegen Osten und Westen ist. Im innern Spessart trifft man Granit, Gneis und Glimmerschiefer in Felsen zu Tag ausstehend an. In den Vorbergen ist bloß Glimmerschiefer oder Granit. Im hohen Spessart gedeiht nur etwas Sommergetreide, mehr Kartoffeln, Hanf und Flachs; hingegen die mildern Gegenden der Vorberge, welche sich bis an den Main erstrecken, liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Klee, Hanf, Obst, Tabak und Hopfen. Der Hauptreichthum jedoch des eigentlichen Spessarts besteht in den großen Waldungen, fast bloß aus Eichen und Buchen. In den Vorbergen hingegen und nach dem Main zu trifft man auch Fichten und Tannen an. Man schätzt die herrschaftlichen Waldungen auf 134,000 Morgen; beinahe eben so viel betragen die Waldungen der Privatpersonen, Grundherren und der Gemeinen. Diese Waldungen liefern eine überaus große Menge Brennholz, welches theils auf der Achse, theils auf mehreren Floßbächen bis an den Main gebracht und von da auf Schiffen weiter, vorzüglich nach Aschaffenburg, Hanau, Frank-

furt und Mainz verführt wird. Fast täglich gehn schwer beladene Holzschiffe, auch große Flöße mit Holz den Main hinab. Auch wird jährlich eine ansehnliche Quantität sogenanntes Holländerholz, desgleichen vieles Bauholz, auch Nutzholz aller Art gemacht. Eine schöne Chaussée führt von Würzburg durch den Spessart nach Aschaffenburg.

Speyer oder Speier (lat. Spirae), 1. ein ehemaliges Bisthum im oberrheinischen Kreise zwischen Churpfalz, Badenburlach, Nieder-Elsaß und der Grafschaft Leiningen; eins der ältesten in Deutschland. Das Ganze hatte auf 28 Q.M. gegen 55,000 Einw., größtentheils catholischer Religion, welche sich vom Wein-, Getreide-, Obstbau und von den Salinen zu Bruchsal nährten. Manufacturen gab es nicht. Die jährliche Einnahme des Fürstbischofs wurde auf 300,000 Gulden geschätzt. Durch den Revolutionskrieg und den darauf erfolgten Frieden zu Luneville, kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (12⅔ Q.M.) an Frankreich. Die größere wurde im J. 1802 an den Churfürsten von Baden gegeben, und gehört noch jetzt nebst der Hauptstadt Bruchsal zum Pfinz- und Enzkreise des Großherzogthums Baden. Die ordentliche bischöfliche Haupt- und Residenzstadt war Bruchsal. Der Bischof stand unter dem Erzbischofe von Mainz. 2. Speyer, eine ehemalige Reichsstadt im Umfange des Bisthums gleiches Namens, am Rhein, wo sich der kleine Fluß Speyer oder Speyerbach hineinstürzt, mit 800 Häusern und 4000 Einwohnern. Der Rath und die meisten Bürger sind lutherisch; die Anzahl der Catholiken und Reformirten ist klein. Speyer wurde 1689 von den Franzosen, auf Befehl des Ministers Louvois, völlig zerstört, aber seit 1697 wieder aufgebaut. Im französischen Revolutionskriege litt die Stadt ebenfalls sehr viel. Die Domkirche, ein Denkmal altdeutscher Baukunst und die überaus reich war, ist nur dem Chore nach wieder hergestellt; aber die vormaligen marmornen Grabmäler, die silbernen Särge und die Gebeine verschiedener alten Kaiser und Kaiserinnen, die hier begraben waren, sind von den Franzosen zerstört, geraubt und zerstreut worden. Das Schiff besteht aus drei Gängen, die auf vier und zwanzig Pfeilern ruhen. Außerdem findet man funfzehn catholische Kirchen und Klöster in Speyer, worunter das Collegium der vormaligen Jesuiten jetzt zu einer Cavalleriekaserne dienet. Ferner zwei lutherische Kirchen und das dazu gehörige Gymnasium, ein Bürgerspital und ein Waisenhaus. In dem alten Rathhause hat jetzt die Regierung ihren Sitz. In dem Hofe sieht man viele römische und einige deutsche Steindenkmale von sehr schöner Arbeit. In ältern Zeiten haben die Kaiser viele Reichstage zu Speyer gehalten, auch war hier 162 Jahre hindurch bis zum J. 1688 das kaiserliche Reichskammergericht, welches sich durch den verwickelten und langsamen Prozeßgang so merkwürdig machte, daß man mit Recht sagte: Spirae lites spirant, et non expirant! (Zu Speyer leben die Prozesse, und sterben nie.) Unter französischer Herrschaft war Speyer der Hauptort eines Bezirks, welcher zum Departement Donnersberg gehörte. Gegenwärtig ist Speyer die Hauptstadt der königl. baierschen Rheinprovinz, und der Sitz der obersten Regierungsbehörde dieser Provinz.

Sphäre. Dies Wort bezeichnet im Griechischen überhaupt eine Kugel. In der Astronomie bedeutet es theils das blaue Gewölbe, welches uns überhaupt zu umgeben scheint, und welches sich uns als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren un-

tere Hälfte durch den Horizont oder vielmehr durch die Erdfläche verdeckt wird, und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 Stunden um eine feststehende Axe dreht; theils auch die Nachbildung dieses Weltgebäudes im Kleinen, oder das aus lauter Cirkeln zusammengesetzte Instrument, woran man sich das Weltgebäude vorstellen kann. Besonders bedient man sich des Worts Sphäre, wenn die verschiedenen Stellungen der Himmelskugel und ihrer Kreise gegen verschiedene Orte der Erde betrachtet werden und wenn von untergeordneten Systemen in Verhältnissen zu höhern die Rede ist. So z. B. nennt man auch die einzelnen Welten Sphären und redet von einer Harmonie derselben. Figürlich nennt man dann auch Sphäre den Wirkungskreis, innerhalb dessen einer ist oder bleiben soll.

Sphäroid. Wenn sich eine halbe Ellipse, oder eine andere, von dieser Form wenig abweichende Curve um ihre Achse drehet, so heißt der auf diese Weise erzeugte Körper ein Sphäroid. Da unsere Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat (s. Abplattung), so gehört sie, nach dieser Erklärung, auch zu den Sphäroiden. Die Fernröhre zeigen Aehnliches, vorzüglich am Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Planeten, oder vielmehr allen einer Rotation unterworfenen Himmelskörpern eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphinx. Es gibt sowohl in der griechischen, als ägyptischen Mythologie eine Sphinx, von denen aber die Vorstellungen und Erzählungen der Alten verschieden waren. Der griechischen Sphinx legten sie zwei Eigenschaften, Grausamkeit und räthselhafte Reden, bei. Juno, erzählt die Mythe, war auf die Thebaner erzürnt, und sandte deßhalb die verderbliche Sphinx, eine Tochter des Typhon und der Echidna, von denen überhaupt alle Ungeheuer abstammen. Sie nahm ihren Wohnort auf dem phiceischen Berge bei Theben, und legte den Thebanern allerhand von den Musen erlernte Räthsel vor, insbesondere auch dies: welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei, und am Abend auf drei Füßen? Wer das Räthsel nicht lös'te, wurde zerrissen und aufgefressen. Oft kam sie auch in die Versammlungen der Thebaner, gab Räthsel auf, und ergriff, wenn sie nicht aufgelös't wurden, wen sie erhaschen konnte. Endlich ward auch des Königs Kreon Sohn, Aemon, gefressen. Der Vater versprach daher dem, der jenes Räthsel lösen würde, seine Schwester Jocaste und mit ihr das Königreich zu geben. Oedipus lös'te es. Es ist der Mensch, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht, als Mann auf zwei Füßen einhergeht, und im Alter noch den Stab zu Hülfe nimmt. Die Sphinx stürzte sich verzweifelnd vom Felsen herab, und Theben war befreit. Palaephatus in seinem Werke über Unglaublichkeiten hält die Sphinx für die erste Gemahlin des Cadmus, welche, als der letztere die Harmonia heirathete, aus Eifersucht ihren Gemahl verließ, und von dem phiceischen Berge aus den Thebanern viel Schaden zufügte, bis sie endlich vom Oedipus getödtet ward. — Die ägyptische Sphinx unterscheidet sich in der Vorstellung dadurch, daß die Grausamkeit und die Kunst, spitzfündige Räthsel aufzugeben, nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört zu haben scheinen. — Die Sphinx wird verschiedentlich dargestellt. Palaephatus gibt ihr den Leib einer Hündin, ein Mädchenhaupt, Menschenstimme und Flügel; andre fügten noch einen Drachenschwanz hinzu. Die ägyptischen Sphinxe auf Münzen sind immer wie ein Löwe gelagert, mit vorgestreckten Vorderfüßen, auf der Stirn eine kleine Schlange, am Kinn

bisweilen ein falscher Bart, auf dem Kopfe das in Falten gelegte Kopftuch. Häufig werden sie auch anders abgebildet. In der Nähe der Pyramidengruppe von Cairo befindet sich eine aus einem einzigen Felsstück gehauene Sphinx, 148 Fuß lang, und vorn 62 Fuß hoch; sie ragt jetzt aber nur noch 27 Fuß hoch aus dem Sande hervor.

Sphragistik, s. Siegelkunde.

Spiegel. Treten wir vor einen lothrecht oder fast lothrecht hängenden Wandspiegel, und nähern uns ihm oder entfernen uns davon, so bemerken wir, daß mit dem Bilde etwas ähnliches vorgeht, und daß dasselbe immer so weit hinter dem Spiegel erscheint, als der Gegenstand vorwärts von demselben entfernt ist. Auf die Erklärung dieser Erscheinung wird sich ziemlich alles beschränken, was wir hier aus der Theorie der Planspiegel vorzutragen haben. Wir müssen, Behufs dieser Erklärung, zuerst an das catoptrische Gesetz erinnern, dem zu Folge jeder auf den Spiegel fallende Lichtstrahl unter dem nemlichen Winkel zurückgeworfen wird, und zugleich in der Zurückstrahlungsebne bleibt. Dieß gilt also von allen Lichtstrahlen, die ein leuchtender Punkt auf den Spiegel wirft. Hiernach kann man nun den Spiegel in der Zeichnung durch eine gerade Linie vorstellen, auf welche man, von einem, in einiger Entfernung davon angenommenen Punkte, gerade Linie (Lichtstrahlen) unter verschiedenen Winkeln fallen läßt, und zugleich die zurückgeworfenen Strahlen, sämmtlich unter den nemlichen Winkeln, verzeichnet. Zieht man letztere demnächst hinterwärts zusammen, so wird man sie nicht nur in Einem Punkte vereiniget, sondern auch rückwärts genau so weit von der den Spiegel vorstellenden geraden Linie entfernt finden, als es der erste Punkt vorwärts von derselben ist; und dieser Vereinigungspunkt der reflectirten Strahlen wird in die Verlängerung des vom leuchtenden Punkte auf den Spiegel gezogenen Perpendikels fallen. Bei geringem Nachdenken findet man, daß dem aus geometrischen Gründen nicht anders seyn kann. Was aber hier von Einem Punkte gesagt ist, leidet offenbar Anwendung auf alle Punkte eines abgespiegelten Gegenstandes, welcher also, ohne Veränderung seiner scheinbaren Gestalt und Größe, nothwendig so weit hinter dem Spiegel zu stehen scheinen muß, als er vorwärts wirklich davon absteht. Aus dieser Theorie erklären sich nun eine Menge von Erscheinungen, die auf den ersten Anblick viel Ueberraschendes haben. Nachdenkende Leser werden z. B. gleich einsehen, warum eine zu Boden fallende Kugel, in einem Spiegel, der an der Stubendecke befestiget ist, zu steigen scheint u. s. f. — So viel von der Theorie der Planspiegel; jetzt noch einiges Geschichtliche. Die allerältesten Spiegel scheinen metallne gewesen zu seyn. Indeß haben auch die Glasspiegel schon ein sehr hohes Alter; nach Plinius sollen sie auf der Glashütte zu Sidon erfunden worden seyn. Nur bediente man sich noch nicht der heut zu Tage üblichen Belegung, welche Erfindung, Beckmanns Angaben zu Folge, erst im 14ten Jahrhunderte gemacht worden ist. Ende des 17ten Jahrhundert erfand ein Franzose, Namens Thevart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen, welche allmählig so vervollkommnet worden ist, daß man jetzt zu Paris Spiegel gießt, die 9 Schuh lang, 5 Fuß breit und ½ Zoll dick sind. Noch weit größere werden auf der Spiegelmanufactur zu St. Helens in England und zu St. Ildefonso in Spanien verfertiget; auch Deutschland besitzt zu Braunschweig, Berlin, und an mehreren anderen Orten, bedeutende Spiegelmanufacturen. — Der Guß der

Spiegel geschieht auf sehr dicken kupfernen Platten, die oft ein Gewicht von mehr als 15,000 Pfd. haben; wonächst die Masse mittelst einer metallenen Walze geebnet, und wenn sie im Kühlofen abgekühlt ist, geschliffen, polirt und dann mit der Folie belegt wird. — Außer den Planspiegeln gibt es bekanntlich krumme Spiegel, von denen der gebräuchlichste der sphärische Hohlspiegel ist (derselbe, dessen man sich beim Rasiren zu bedienen pflegt), und dessen hier noch mit einigen Worten gedacht werden muß. Die auffallende Erscheinung, welche ein solcher Spiegel darbietet, besteht darin, daß, bei einer gewissen Entfernung des Gegenstandes, das Bild vergrößert hinter dem Spiegel erscheint, bei einer größeren Entfernung überhaupt aufhört sichtbar zu seyn, und endlich, bei einer noch größeren, verkehrt vor denselben tritt und zum freyschwebenden Luftbilde wird. Die Leser können dieß beobachten, wenn sie das Auge fest auf einen Rasirspiegel richten, und nun behutsam rückwärts treten; das Auge wird aus dem Spiegel zu kommen und endlich, vor demselben, frei in der Luft zu schweben scheinen. Der allgemeine Grund dieser Erscheinung ist wieder das oben angegebene Gesetz für die Zurückstrahlung, mit Beziehung auf die Modification, die für den Ort des Bildes des leuchtenden Punkts aus der Kugelgestalt des Spiegels entspringt; ganz deutlich kann dieß nur durch Zeichnung gemacht werden. — In wiefern endlich dergleichen Hohlspiegel Brennspiegel werden, darüber vergl. man den letzteren Art.

Spiegelcabinet. Am gewöhnlichsten besteht ein solches Spiegelcabinet in einem Kasten von der Form eines Vierecks mit gerader Seitenzahl, der inwendig mit Spiegeln getäfelt, oben mit Gaze bedeckt ist und seitwärts eine Oeffnung zum Hineinsehen hat. In der Mitte steht ein einzelner Gegenstand, z. B. ein Bäumchen; welches aber dem Zuschauer unendlich vervielfältigt, gleichsam wie ein Wald, erscheint. Die einander gegenüber stehenden Spiegelwände schicken sich nemlich das Bild immer gegenseitig zu; und da die Vervielfältigung beim parallelen Stande am größten ist, so wählt man die oben angegebene Form. Die Leser können den Versuch auf noch kürzerem Wege machen, wenn sie sich zwischen zwei einander gegenüber hangende Wandspiegel stellen; sie werden sich unendlich vervielfältigt erblicken.

Spiegellineal. Diese Erfindung des Lieutenant Fallon ist sehr sinnreich und zu topographischen Messungen für den Militär besonders brauchbar. Es besteht aus einem hölzernen Diopternlineal von etwa 10 Zoll Länge, das Oculardiopter hat die gewöhnliche Form, statt des Objectivdiopters ist aber in messingener Einfassung ein Spiegel und in derselben Ebene darüber ein Glas aufgerichtet. Durch Spiegel und Glas ist dann in der Verticalfläche mit dem Oculardiopter die Mittellinie eingeschnitten. Das Objectivdiopter kann um seine Axe gedreht, und unter dem Winkel von 45 Graden gegen das Lineal gestellt werden. Sieht man nun durch das Ocular, so daß der Strich auf der Glastafel unter dieser 45 Grad Stellung nach einem entfernten Gegenstande gerichtet ist, so wird sich unter dem Schnitt der Spiegelplatte ein anderer Gegenstand präsentiren, der auf jener Linie, wohin das Lineal gerichtet ist, unter einem rechten Winkel sich befindet, und zwar der Perpendikel von demjenigen Punkte aus, wo sich das Auge des Visirenden befindet. Kann man nun die Entfernung nach dem visirten und reflectirten Punkte messen, und setzt diese Operation von einem Standpunkte zum andern fort; so erhält man

auf diese Weise ein Netz von mehreren Punkten, zwischen welchen sich die Situation leicht einzeichnen läßt. P. S.

Spiegelmikroscop, s. Mikroscop.

Spiegelsextant. Es ist aus der Catoptrik bekannt, daß, wenn ein Lichtstrahl von einer Spiegelfläche zurückgeworfen wird, der einfallende und der zurückgeworfene Strahl mit dem Einfallslothe gleiche Winkel machen; oder daß der Winkel zwischen beiden doppelt so groß ist, als der Winkel eines von beiden mit dem Lothe. Hiervon ist eine scharfsinnige Anwendung in der practischen Geometrie gemacht worden, indem man bei Winkelmaßinstrumenten Spiegel angebracht hat, um somit eine doppelte Gattung der Gradtheilung des Limbus zu bewerkstelligen. Dergleichen, nach diesem Gesetze, mit Spiegeln versehene Höhen- oder Winkelmaßinstrumente, deren weitere Einrichtung sich freilich ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, heißen nun, nach Maßgabe der Gradezahl, die der Gradbogen faßt, Spiegelsextanten, Spiegeloctanten. So faßt der Gradbogen des von Hadley, zur Ausmessung der Höhen der Himmelskörper über dem Horizonte, erfundenen berühmten Schiffsinstruments (reflectirender Spiegelquadrant) zwar nur 45°; weßwegen dasselbe auch häufig nur der Hadley'sche Octant genannt wird; ist aber gleichwohl in 90° abgetheilt, welche Geltung jene, durch die angebrachten Spiegel, erhalten.

Spiegeltelescop, Reflector. Es ist in dem Art. Spiegel der Fähigkeit der Hohlspiegel Erwähnung gethan worden, die Lichtstrahlen eines Gegenstandes zu einem vor dem Spiegel schwebenden Luftbilde zu vereinigen. Ist dieser Gegenstand so entfernt, daß die von demselben herkommenden Strahlen parallel auf den Spiegel fallen, welcher Fall für die Himmelskörper eintritt, so nimmt das Bild seinen Platz in einer der Hälfte des Radius des Kugelspiegels gleichen Entfernung vor demselben ein, welche, aus den im Art. Brennspiegel entwickelten Gründen, die Brennweite heißt. Diesen Umstand hat man benutzt, um die Hohlspiegel zur Beobachtung der Himmelskörper anzuwenden; und die dazu eingerichteten Instrumente führen den Namen der Spiegeltelescope oder Reflectoren. Die einfachste dießfalsige Vorrichtung wäre unstreitig die, wo man das im Brennraume des Spiegels entstehende Luftbild unmittelbar, und nur Behufs der Vergrößerung, durch ein erhabenes Augenglas betrachtete; und wirklich ist dieß die der Einrichtung zum Grunde liegende Hauptidee. Da sich aber bei dieser practische Schwierigkeiten finden, so haben Newton, und nach ihm Cassegrain mit Gregory Veränderungen angebracht. Newton weißt dem Luftbilde, vermittelst einer zweiten Reflexion durch einen geneigten Planspiegel, einen solchen veränderten Platz in der Röhre des Telescops an, daß es, mit mehr Bequemlichkeit, von der Seite, durch ein plan-converes Augenglas betrachtet werden kann, in dessen Brennpunkt es gebracht worden ist. Gregory durchbohrt den großen Spiegel, stellt demselben einen zweiten, kleineren Hohlspiegel gegenüber, und betrachtet das auf diese Weise, vermittelst doppelter Reflexion, entstehende Luftbild, durch ein oder mehrere in der Richtung der Oeffnung angebrachte Augengläser. Man begreift, daß die Größe der Spiegel und somit ihre Brennweite auf die Größe des Bildes von Einfluß sind. Deßhalb haben die neueren Astronomen dergleichen Instrumente von ganz außerordentlichen Dimensionen angewendet. Herschels (s. d. Art.) sogenanntes Riesentelescop hat 40 Fuß Länge, und der Spiegel wiegt über



20 Centner. Schröter zu Lilienthal besitzt ebenfalls ein solches, wenn auch nicht ganz so großes, Instrument von besonderer Vortrefflichkeit; so lös't es z. B. die ganze Milchstraße in lauter unzählbare Sternchen auf.

Spielkarten, s. Kartenspiel.

Spießglanzglas ist ein hyazinthrothes Glas, welches im Glühfeuer aus einem grauen Oxyd entsteht, das der Rückstand einer Sublimation des rohen Spießglases ist.

Spießglas oder Spießglanz (Antimonium), ist ein Metall, welches schon zu den Zeiten Jesebels bei den Juden bekannt war, welche es zum Färben der Haare brauchten. Es ist im Mineralreiche nicht sehr häufig verbreitet. Man findet es gediegen, geschwefelt im Grau- und Rothspießglaserze, unvollkommen oxydirt im Weißspießglaserze, und vollkommen oxydirt im Spießglasocker. Es ist leicht, weich und steht, außer dem Braunstein, allen Metallen an Dehnbarkeit nach. Wenn es erhitzt und dann der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, so verwandelt es sich in einen weißen Rauch, welcher sich in der Gestalt schöner weißer Nadeln anlegt, und Spießglasschnee heißt. Durch die oxygenirte Salzsäure wird das Spießglas zu einer breiartigen, ätzenden Substanz, welche Spießglasbutter genannt wird. Eine Verbindung des weinsteinsauren Spießglases mit spießglashaltigem, weinsteinsaurem Kali gibt den Brechweinstein. Solches Spießglas, mit Quecksilber zusammengerieben, gibt den Spießglasmohr. Das gediegene Spießglas wird zum medicinischen Gebrauch, zu Telescop-Spiegeln, Buchdruckerlettern, zur Reinigung des Goldes, zu Metallcompositionen rc. angewendet.

Spießrecht war bei den alten Deutschen eine besondre Art von Kriegsgericht, welches im Felde, bei außerordentlichen Fällen, über einen schweren Verbrecher von dem Kriegsvolke gehalten, und wobei das Urtheil von Geschwornen gefällt, und sogleich vollzogen wurde; und zwar so, daß der Delinquent, wenn er schuldig erkannt wurde, durch eine Gasse von Kriegern gehn mußte, die ihre langen Spieße in ihn stießen, bis er vom Leben zum Tode gebracht war.

Spießruthen wird jene militärische Züchtigung genannt, wo der zu Bestrafende auf dem Rücken entblößt, durch eine Doppelreihe mit Ruthen versehener Soldaten laufen muß, die ihm, wie er bei ihnen vorbeikommt, jeder einen Hieb geben. Zur Zeit des siebenjährigen Kriegs ließ man harte Verbrecher bis auf den Tod laufen, in neuern Zeiten ist diese entehrende Züchtigung sehr abgekommen, und bei manchen Armeen ist sie ganz verboten. P. S.

Spillgelder (von dem Worte Spill, welches Spindel, die Hauptbeschäftigung der Weiber unserer Vorfahren, bedeutet) heißen im deutschen Rechte diejenigen Gelder, über welche die Eheweiber ganz allein, und ohne Autorität ihres Mannes oder ihres Geschlechtsvormundes unumschränkt verfügen können. — Die Römer kannten diese Art von Privatvermögen der Frauen nicht; auch bei uns werden die Spillgelder nicht vorausgesetzt, sondern müssen bedungen werden; ausgenommen das Pathengeld der Frau, welches für Spillgeld gerechnet wird.

Spillmagen nannte man bei den alten Deutschen die Verwandten von mütterlicher oder weiblicher Seite, im Gegensatze von Schwertmagen (s. d. Art.).

Spinet, Spinett (clavichordium, épinette), ein mit Drath-



Tasteninstrument, ein kleiner Flügel von nicht vollen
saiten bezogenes Tasteninstrument, ein kleiner Flügel von nicht vollen
vier Octaven in Form eines länglichen, an einem Ende schmal zuge-
henden Kästchens, in welchem die Saiten schräg von der rechten zur
linken gezogen sind, die Tastatur aber an der geraden Seite liegt.
Die größern Spinets, welche man sonst Clavicymbel, clavessin, nannte,
haben mehr Tonumfang. Endlich nennt man auch wohl einen Flü-
gel (s. d. Art.) Spinet. Heutzutage ist das Spinet durch das For-
tepiano verdrängt worden.

Spinnen sind ein bekanntes Geschlecht ungeflügelter Insecten,
welches über hundert Gattungen begreift, an Gestalt und Größe sehr
verschieden ist, indem es Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten
Mannshand gibt, und wieder andre, die so klein sind, daß man
sie nur mit einem Vergrößerungsglase entdecken kann. Ihren Na-
men führen die Spinnen von dem bewundernswürdigen, ihnen eigenen
Kunsttriebe, feine Fäden zu einem künstlichen Netze zusammenzuweben.
Unter den inländischen Spinnen werden besonders die größern Gat-
tungen von den mehrsten Menschen, jedoch mit Unrecht, als giftig ge-
fürchtet; ja ehedem hielt man sie sogar für verlarvte böse Geister, und
noch jetzt halten Einfältige das Erscheinen einer Spinne für üble Vor-
bedeutung. Uebrigens ist es außer Zweifel, daß in wärmern Ländern
der Biß einer Spinne, z. B. der Tarantel in Italien, und noch
mehr von der Orange- oder Curassco-Spinne, sehr gefährlich, und
selbst tödtlich werden kann. Ungeachtet ihres scheuen furchtsamen Na-
turells lassen sich die Spinnen leicht zähmen, und man hat Beispiele,
daß sie so zutraulich wurden, daß sie sich locken ließen. Ueber die
Gabe der Spinnen, das Wetter vorzuempfinden s. den Art. Arach-
nologie.

Spinnen, Spinnmaschinen. Spinnen heißt in der ei-
gentlichen Bedeutung: einen flockigen Stoff zu einem Faden zusam-
mendrehen; nur uneigentlich wird es auch von andern Stoffen gesagt,
die nicht flockig sind, sich aber auch zu einem Faden drehen lassen, wie
einige Metalle, Glas u. s. w. Das Spinnen geschieht entweder mit-
telst eines Rades oder einer Spindel unmittelbar durch Menschenhand,
oder mittelst eigner Maschinen. Das gewöhnliche Spinnrad zum
Flachsspinnen soll von einem Steinmez, Jürgens, zu Wolfenbüttel im
J. 1530 erfunden seyn. Die Spindel, deren Erfindung sich in das
höchste Alterthum verliert, wird im Ganzen dem Rade vorgezogen,
weil sie einen feineren, geschmeidigeren und lockerern Faden liefert,
der sich besser bleichen und färben läßt. Das Maschinenwesen hat
bei aller seiner Vervollkommnung die Feinheit und Gleichheit der Fä-
den nicht zu erreichen vermocht, welche die Hindus für ihre, wahr-
scheinlich schon seit mehreren tausend Jahren in ihrem jetzigen großen
Umfange bestehenden zahlreichen Baumwollenwebereien auf der einfa-
chen Spindel, dem einzigen Spinnwerkzeuge, welches sie je kannten,
zu bereiten wissen. Das dringende Bedürfniß der Vervielfältigung
der Spinnereien mit Hülfe des Maschinenwesens (m. s. d. Art. Ma-
schinen in Fabriken) ward um das J. 1760 in England, wo die
schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts stark betriebenen Baum-
wollenwebereien aus Mangel an Händen am erfoderlichen Gespinnste
Mangel litten, so empfindlich gefühlt, daß man mehrere, wiewohl ver-
gebliche Versuche machte, die Spinnmethode zu verbessern, bis endlich
im J. 1767 James Hargreaves eine noch ziemlich rohe Spinnma-
schine, unter der Benennung spinning jenny, erfand, die anfangs
nur acht Spindeln mittelst eines durch Menschenhand gedrehten hori-

zontalen Rades in Bewegung setzte, in der Folge aber bis auf achtzig Spindeln erweitert ward. Schon damals brachte diese Erfindung wiederholte Aufstände der Spinner hervor; die Maschine ward gewaltsam zertrümmert und Hargreave mußte nach Nottingham flüchten, wo er in großer Armuth starb. Eben damals sann schon Richard Arkwright (s. d. Art.) auf seinen Spinnrahmen (spinning frame), der ihn verewigt hat. Aus Furcht vor dem Schicksale seines Vorgängers zog auch er sich nach Nottingham zurück, und vollendete hier seine bewundernswerthe Erfindung, durch eine mitteist eines Mühlwerkes oder durch Dämpfe in Bewegung gesetzte Maschine eine große Menge wollener und baumwollener Fäden auf einmal zu spinnen, und zwar dergestalt, daß sie, ohne alle andere menschliche Hülfe als das Anlegen des Spinnstoffes und die Anknüpfung zufällig zerreißender Fäden, den ganzen Spinnproceß vollendete. Die einzige Verbesserung oder Veränderung, die bis jetzt in Arkwrights Spinnrahmen angebracht ist, findet sich an der vor einigen Jahren in England erfundenen, unter der Benennung: the Throstle (die Droßel) bekannten Spinnmaschine, worin zwar Arkwrights Spinnapparat an und für sich ganz unverändert beibehalten, die Vorrichtung, welche ihn in Bewegung setzt, aber dergestalt vereinfacht ist, daß die Schnelligkeit leichter gesteigert, und die Stärke und Beschaffenheit der Fäden mit minderen Kosten verändert werden kann. Im J. 1775 vollendete Samuel Crompton aus Bolton die Erfindung einer Maschine, die den Namen mule jenny erhielt, und zwar bei weitem nicht gleichzeitig soviel Gespinnst liefert als Arkwrights Spinnrahmen, aber dagegen den Vortheil hat, daß die allerfeinsten Fäden, welche den Ruck der Walzen des Spinnrahmens, wenn er das Garn auf die Spulen wickelt, nicht aushalten können, unversehrt bleiben. Daher gelang es auch im J. 1792 einem gewissen Jonathan Pollard aus Manchester, auf der mule jenny, aus Baumwolle von der Insel Tabago, einen Faden von 278 Gebinden aufs Pfund zu spinnen, wovon das Pfund zu 20 Guineen an die Muslinfabrikanten zu Glasgow verkauft ward. Die mule jenny war eine Zusammensetzung von Arkwrights Spinnrahmen und Hargreaves spinning jenny, und ward ursprünglich durch des Spinners Hand in Bewegung gesetzt; allein William Kelly aus Glasgow erfand im J. 1792 einen Mechanismus, wodurch ein Frauenzimmer oder ein Kind zwei Maschinen dieser Art, zusammen von 600 bis 800 Spindeln, in Bewegung setzen konnte. In der Folge fand man daß vor der Vollendung des Gespinstes eine besondere Mitteloperation, nemlich die des Ausdehnens oder Reckens (Stretching) der Fäden die Arbeit sehr vervollkommne. Dies geschieht auf einer besonders dazu eingerichteten mule jenny, dergestalt, daß der Faden nur wenig gedreht wird, damit die Ausdehnung möglich bleibe und das Abreißen verhindert werde. Außer diesen Hauptverbesserungen der Spinnmaschinen haben allmählig so große Vervollkommnungen ihrer einzelnen Theile statt gefunden, daß das Product derselben beinahe verdoppelt, und dagegen der Preis des Garns in folgenden erstaunenswerthen Verhältnissen gefallen ist. Es betrug nämlich der current Preis für die im Handel mit Nr. 100 bezeichnete Sorte: im Jahre 1786 — 38 Schillinge, 1788 — 35 Schil., 1789 — 34 Schil., 1790 — 30 Schil., 1791 — 29 Schil. 9 Pence, 1792 — 16 Schil. Pence, 1799 — 10 Schil. 11 Pence, 1801 — 8 Schil. 9 Pence, 1804 — 7 Schil. 10 Pence, und 1807 — 6 Schil. 9 Pence. Seit dieser Zeit ist er sogar bis auf 4 Schil. 5 Pence, mithin in

33 Jahren beinahe um neun Zehntheile gefallen. Zugleich aber hat die Qualität des Garns so sehr zugenommen, daß die Weber in den nämlichen Arbeitsstunden beinahe eben so viel verdienen können, als vor 25 Jahren, obgleich ihr Lohn seit jener Zeit um ein Viertheil gemindert ist. — In Frankreich ward die erste Spinnmaschine im J. 1787 von Hrn. v. Calonne eingeführt und in den Fabriken zu Rouen, Paris, Lille, St. Quentin, Amiens, Louviers und Montpellier sehr bald mit dem größten Nutzen in Anwendung gebracht. Auch hier zeigte ein Theil der geringeren Volksklassen anfangs feindselige Gesinnungen gegen diese Erfindung, kam aber sehr bald zu besserer Ueberzeugung. Großer, durch Wasser oder Dämpfe getriebener Spinnereien gibt es in Frankreich wenig; die meisten werden durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. Doch sind im J. 1817 vier neue, beträchtliche, durch Dampfmaschinen getriebene Spinnereien in Frankreich angelegt, deren Erfolg noch zu erwarten ist. — In der Schweiz ward die erste Spinnmaschine im J. 1798 zu St. Gallen errichtet und durch ein Wassermühlenwerk getrieben; bis dahin war alles Gespinnste in diesem Lande auf einfädigen gewöhnlichen Spinnrädern verfertigt, was auch noch jetzt mit einem Zehntel des dortigen Garnproducts der Fall ist. Die feinsten Gattungen über Nr. 80 werden zur Verarbeitung auf den schweizerischen Manufacturen aus England eingeführt. Außer mehreren durch Wasser getriebenen großen Spinnmaschinen, rechnet man in der Schweiz etwa 1200 kleinere von der Gattung der englischen mule jennies, vertheilt in Winterthur und dessen Umgebungen, in der Stadt und dem Canton Zürich, in St. Gallen, Appenzell, Argau, Thurgau, Genf und St. Blasius ohnweit Basel. Jede dieser durch Menschenhände in Bewegung gesetzten Maschinen enthält im Durchschnitt 216 Spindeln. — In Deutschland zeichnen sich die österreichischen Staaten durch ausgebreitete Spinnereien aus. In den Umgebungen von Wien gibt es viele große, durch Wasser getriebene Spinnmaschinen, die dort gänzlich von den Webereien getrennt gehalten werden. Eine große Anzahl kleinerer Spinnmaschinen und eine noch bedeutendere Volksmasse einzelner Handspinner wird durch die großen Baumwollmanufacturen in Prag, Kuttenberg, Lettowitz, Grätz, Kettenhof um Ebersdorf, welche zusammengenommen mit den übrigen Fabriken dieser Classe in den österreichischen Staaten 360,000 Menschen beschäftigen, in Bewegung gesetzt. — In Sachsen ward nach manchen ohne Erfolg gebliebenen Versuchen die erste bedeutende Spinnmaschine von den Gebrüdern Bernard zu Chemnitz mit Hülfe eines englischen Mechanikers angelegt. Ihm folgten bald mehrere; allein das Sinken der Preise in Folge der zunehmenden Concurrenz auf dem Continent und von England her, hinderte ihren Erfolg und es häuften sich bei den Unternehmern große Vorräthe unverkäuflichen Garns, welches sie erst während der Blokade der Elbe im J. 1804 und der Besetzung des Hannöverschen durch französische Truppen absetzen konnten. Napoleons Continentalsystem gab den deutschen Spinnereien neues Leben, bis die Siege der Alliten im J. 1813 das Land aufs neue der Concurrenz der Ausländer öffneten. Inmittelst ward in Deutschland während dieser Periode das Maschinenwesen, namentlich die Spinnereien, sehr verbessert und vervielfältigt, und da in Sachsen der Arbeitslohn durchgängig sehr niedrig ist, so behaupten die dortigen Fabricanten nicht ohne Grund, daß ihre Spinnereien es vollkommen mit den englischen aufnehmen könnten, wenn diese es ihnen nicht an größerem Capitalverlag und an Leichtigkeit der

Anschaffung des rohen Stoffes zuvorthäten. Die sächsischen Spinnereien verarbeiten smyrnaische Baumwolle zu Garnsorten von Nr. 16 bis 40; auch mitunter Baumwolle von Neu-Orleans und Pernambuco, gemischt mit smyrnaischer, doch in der Regel nicht feiner, als bis zu Nr. 56. Fast alle feineren Garnsorten werden aus England eingeführt.— Im Preußischen werden die Baumwollenspinnereien von der Regierung sehr befördert. — Die russische Regierung hat auf ihre Kosten eine große Spinnmaschine in Petersburg anlegen lassen; auf der Spindel wird dort gleichfalls hin und wieder Baumwolle versponnen. Doch führt Rußland jährlich noch etwa 3 Mill. Pfund Baumwollengarn aus England ein. Die Spinnereien in den nordamerikanischen Freistaaten Rhode Island, Massachusets, Neu-Jersey und Neuyork erfodern bis jetzt noch einen zu großen Aufwand an Handarbeit und Capital, um mit dem Auslande Preis halten zu können. — Zu beklagen ist es, daß die Maschinenspinnerei für den Flachs bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, obgleich Napoleon einen Preis von einer Million Franken auf die Erfindung einer dazu geeigneten Maschine setzte.

Spinoza (Baruch, oder wie er sich übersetzte, Benedict), den 24. Novbr. 1632 zu Amsterdam aus einer portugiesischen Judenfamilie geboren, zeigte schon früh einen richtigen Verstand und freien Geist, welchen der mangelhafte frühere jüdische Unterricht nur weckte. Er verschloß sich, da ihm seine Rabbinen nicht genügten, schon früh in sich selbst, nur eigener Forschung vertrauend. Seine natürliche Gutmüthigkeit konnte jedoch zwei Zudringliche nicht zurückweisen, die, nachdem sie seine Denkart erspäht, ihn verlästerten und bei der Synagoge verklagten. Die Ruhe und Gelassenheit, womit er, trotz allen Androhungen einer Seits, und feigen Begütigungs- und Bekehrungsversuchen andrer Seits, die Anklage zurückwies, hatte endlich doch nichts zur Folge, als daß der Bannfluch über ihn gesprochen ward. Gleichmüthig nahm er ihn auf, bekannte sich aber dennoch zu keiner positiven Religion, so viel er auch Einladungen dazu hatte; wie man denn namentlich einen Brief eines gewissen jungen Mannes Albert Burgh in seiner Briefsammlung findet, der diesen Zweck hinsichtlich des Catholicismus hatte, aber eine sehr gehaltene und entschiedene Beantwortung fand. Nach jenem Ereigniß lernte Spinoza bei einem holländischen Arzt van der Ende griechisch und lateinisch, verliebte sich in dessen Tochter, blieb aber, überboten von einem gewissen Kerkering, ledig. Die Judenverfolgungen gegen Spinoza dauerten fort, und gingen bis zum versuchten Meuchelmord, dem er aber glücklich entging. Er forschte indeß immer weiter, anfangs nach Descartes, wie seine Principien der Cartesischen Philosophie bezeugen (siehe auch Siegwart über den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesischen Philosophie, Tübingen 1816. 8.), und lernte, um sich etwas zu verdienen, Glasschleifen. Durch die Judenränke wurde er vom Magistrat, damit doch etwas geschähe, auf einige Monate aus Amsterdam verwiesen; er bezog ruhig ein Landhaus eines Freundes, auf dem Wege nach Auwerkerke. 1664 ging er nach Rynsburg bei Leyden, und mit Ausgang des Winters nach Vorburg bei Haag, wo er drei bis vier Jahr der philosophischen Forschung gewidmet lebte, bis er endlich auf Bitten mehrerer Freunde sich im Haag niederließ, anfangs auf dem Veerkaay, bei der Witwe van Velden, dann aber, weil es ihm zu hoch kam, auf dem Paviliongragt bei Heinrich van der Spyck. Hier gab er seine beiden Haupt-

werke heraus, die weiter unten erwähnt werden. Nach seiner Feinde Zeugniß selbst war er höchst mäßig, ordentlich und haushälterisch, so daß er von sich selbst zu sagen pflegte, er sey wie die Schlange, die, den eignen Schwanz im Munde, einen Kreis bilde; im Umgang sanft und ruhig, stets gleichmüthig, zugänglich und gesprächig, duldsam, angestrengt fleißig mit Schreiben oder Verfertigung von Mikroskopen und Teleskopen beschäftigt, so daß er zu drei Monaten daheim blieb, und sich höchstens bei einer Pfeife Tabak, oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht von Herzen ergötzte, erholte. Seine Uneigennützigkeit bewies die Ausschlagung eines Geschenks von 2000 Fl. und eines bedeutenden Vermächtnisses seines Freundes Simon van Vries, den er aber an seinen Bruder erinnerte, worauf van Vries ihm einen Jahrgehalt von 500 Gulden aussetzte, den wiederum Spinoza auf 300 herabsetzte. Eben so überließ er seinen habsüchtigen Schwestern die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft, bis auf ein Bette, nur daß er sein Recht behaupten wollte. Er hatte viele bedeutende Freunde, mit denen er in Briefwechsel stand. Der Prinz Condé wollte ihn 1672 in Utrecht kennen lernen, und sendete ihm durch den Oberst Stoup einen Paß. Spinoza reis'te ab, fand ihn aber nicht mehr, weil ihn Geschäfte abgerufen hatten. Auch diesen Schritt, wobei Spinoza höflich alle Anträge und Versprechungen ablehnte, mißdeutete man so sehr, daß sein Wirth, nur durch die schuldlose Unerschrockenheit beruhigt, sich bewegen ließ, ihn im Hause zu behalten. Der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, wollte ihn als Lehrer der Philosophie mit voller Lehrfreiheit in Heidelberg anstellen, und ließ ihm dies durch Dr. Fabricius antragen; aber Spinoza schlug es aus. Ueber zwanzig Jahre war er schwindsüchtig, und auch darum höchst mäßig, aber vielleicht eben so durch die Macht seines klaren Geistes, als durch die Wohlthätigkeit der Natur gegen diese Art Kranken, ruhig und getrost. Am 22. Febr. 1677, Sonnabends Nachmittags um vier Uhr, kam sein Wirth aus der Predigt nach Hause, Spinoza ging hinunter zu ihm, sprach bei einer Pfeife Tabak lange über die Predigt, ging dann wieder auf sein Zimmer, und legte sich früh schlafen. Sonntags früh vor der Kirche sprach er wieder mit seinen Wirthsleuten. Er hatte einen Arzt aus Amsterdam kommen lassen, welcher ihm Huhnbrühe zu Mittag zu geben befahl. Es geschah. Spinoza aß mit Appetit. Nachmittags, während die Wirthsleute wieder in der Kirche waren, war er um drei Uhr sanft entschlafen. Die nachtheiligen Gerüchte von seinem Tode, wie mißwillige Eiferer sie ausbreiteten, erwiesen sich als falsch. Van der Spyck bezahlte einige kleine Rechnungen für ihn, um derentwillen man ihn nicht begraben lassen wollte, und so wurde er am 25. Febr. beerdigt. Sein Nachlaß, der im Ganzen 400 Fl. 13 Sous, nach Abzug der Unkosten 390 Fl. 14 Sous betrug, ward von der Schwester nicht angenommen. Sein Leben ist von mehreren, besonders von Diez (Dessau 1783, 8.) und Philipson (Braunschweig 1790) beschrieben worden. Seine in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften sind: 1. die Principe der Cartesischen Philosophie nebst Anhang metaphysischer Gedanken, Amsterd. 1663, 4.; 2. theologisch-politische Abhandlung, worin gezeigt wird, daß Denkfreiheit nicht nur ohne Nachtheil der Frömmigkeit und des Staatsfriedens geduldet, sondern nur mit Staatsfrieden und Frömmigkeit aufgehoben werden könne, 1670 4.; 3. nachgelassene Werke, Amsterd. 1677, 4.; nämlich: a) die Ethik, geometrisch erwiesen, b) eine politische Abhandlung, c) ein unvollendetes Werk über die

Berichtigung des Verstandes, d) eine unvollendete hebräische Grammatik, und e) Briefe. — H. E. G. Paulus hat diese Werke des Spinoza (Jena 1802-3) in 2 Octavbänden herausgegeben. Der Name Spinoza war bis vor nicht gar langer Zeit so übel berüchtigt, daß Spinozist und Atheist für gleichbedeutend galten — man erinnert sich der Jacobi-Lessing-Mendelssohnschen Erörterungen — und vielleicht mag dies bei manchem berufenen, obgleich nicht auserwählten, Zionswächter noch der Fall seyn. Ueberschaut man indeß zuvörderst nur sein Leben, so ist auffallend und mit seinem Wissen wie aus einem Gusse des Mannes heitere, einfache, folgebeständige Geisteskraft und Gewalt, die andern das verliehene Kraftmaß gönnt, und nur auf Gott hinweis't. Nach innen hat sein Geist eine unerbittliche wissenschaftliche Strenge, Beharrlichkeit und Sicherheit, einen unermüdlichen Drang hinweg über das Beschränkte und Endliche nach dem Unendlichen, so daß man das Allgemeine der Vernunft kräftig vorwalten sieht, das freie Verknüpfungs- und Hervorbringungsvermögen aber, die Phantasie, als Quell der Eigenthümlichkeit, zurückstehen; weshalb ihm auch, nach der Bemerkung eines unserer geistreichsten Männer, die Idee der Kunst gänzlich abging. Was seine Wissenschaft anlangt, so halten wir uns, da sie besonders und am vollständigsten in seiner Ethik niedergelegt ist, einzig an diese, ohne die übrigen Erklärungsmittel, besonders die Briefe, zu vernachlässigen, ohne uns aber auch bei den mancherlei Ansichten und erläuternden Verschwemmungen, wie sie sich vorfinden, besonders aufzuhalten. Zuvörderst bemerken wir, daß diese Ethik aus fünf Theilen besteht, 1. von Gott, 2. von der Natur und dem Ursprung des Geistes, 3. von Ursprung und Natur der Affecten, 4. von der menschlichen Knechtschaft, oder der Macht der Leidenschaften, 5. von der Macht des Verstandes oder von der menschlichen Freiheit. Jenen alten nämlich, obgleich, laut aller Religionen Ausspruch, nicht ursprünglichen Zwiespalt und Widerspruch unserer Natur im Sehnen, Wollen und Sollen, und wiederum Nichtwollen, kurz jenes, uns allen anklebende, seine Schatten in unser Leben werfende, am Ende doch durch eine sündige Unthat selbst verschuldete Elend, welches Anlaß und Aufgabe aller philosophischen Forschungen ist, fühlte Spinoza ganz klar, und eben so klar die nothwendige Erlösung aus demselben. Er sah es in dem Widerstreit des Leibes und der Seele nicht allein, sondern innerhalb der Seele selbst, und seinem stolzen, kräftigen Geiste sagte es zu, den Geist in, mit und durch das Erkennen zum Versöhner und Arzt seiner selbst zu machen. Es drängte ihn, sich in eine Welt zu erheben, wo dieser Zwiespalt ausgeglichen und aufgehoben, welcher gleichsam dieser veranschaulichte und verwirklichte Drang selbst und zugleich unverrückbare Grundlage alles Fortschreitens im Denken war. Diese Welt nun war ihm die Ursubstanz und diese Gott. Er verstand darunter, was in sich ist und durch sich begriffen wird, oder dessen Begriff nicht den Begriff eines andern Dinges bedarf. Diese Substanz hat Attribute (d. i. was der Verstand als ihr Wesen Ausmachendes gewahrt), und Modos, d. i. Affectionen, oder was in einem Andern ist, wodurch es auch begriffen wird. Diese Attribute sind unendliches Denken und unendliche Ausdehnung (Gott ist ein denkendes und ein ausgedehntes Ding), welche also an sich die Eine, nur bald unter diesem, bald unter jenem Attribut begriffene Substanz sind. Die Substanz aber ist, laut ihres Begriffs, Eine; zu ihrem Wesen gehört das Daseyn. Sie ist ferner nothwendig unendlich, untheilbar,

Eins und Alles, wirkt also nach nothwendigen Gesetzen ihrer Natur, hat daher, weil sie nur durch sich, aber durch nichts außer ihr bestimmbar und bestimmt ist, keinen Verstand, noch Willen, noch Zweck, und ist die inwohnende bleibende Ursache aller Dinge. Die besondern Dinge sind nur Affectionen oder Modi, welche Gottes Wesen auf gewisse und bestimmte Weise ausdrücken, — Kraftäußerungen. Hier ist also eine an sich geschlossene, sich selbst tragende Welt des Unendlichen, als ein Wirkliches aufgefaßt, außer welcher nichts seyn kann, und die selbst seyn muß. Auf diesen unerschütterlichen starren Grund seiner Erkenntniß ist nun aufgetragen die Lehre vom Geist. Leib ist nur eine Weise, Gottes Wesen als ausgedehntes Ding zu betrachten, oder auf gewisse und bestimmte Art auszudrücken. Es gibt aber in Gott einen Begriff seines Wesens und alles daraus Folgenden, der natürlich Einer ist, wie Er selbst. Begriffeverkettung ist dieselbe wie Dingeverkettung. Der Menschengeist ist ein Theil des unendlichen Verstandes Gottes. Der Gegenstand seines Begriffs ist Körper in obigem Sinne. Körper unterscheiden sich nur durch Bewegung und Ruhe, Geschwindigkeit oder Langsamkeit. Der Geist erkennt den Körper nur durch die Affectionen des letztern. Der Begriff des Menschengeistes geht in Gott auf gleiche Weise vor, wie der Begriff und die Erkenntniß des Menschenkörpers, und ist so Eins mit dem Geiste, wie der Geist mit dem Körper. Aber die blos auf den Geist bezogenen Begriffe der Affectionen des Menschenkörpers sind verworren und unangemessen, wenn gleich eben so folgebeständig, wie die wahren; werden sie aber auf Gott bezogen, dann sind sie wahr, absolut, angemessen, vollkommen. Unwahrheit ist mithin nur entzogene, ausgegangene angemessene Erkenntniß. Der Geist hat also eine falsche, unvollständige, und eine wahre, vollständige Erkenntniß. Die falsche, der Wahn, die Einbildung, ist die aus einzelnen bestandlosen Dingen und Zeichen entstandene; die wahre, anschauliche, Vernunfterkenntniß, betrachtet die Dinge als nothwendig und ewig, führt also die Erkenntniß des unendlichen ewigen Gottes mit sich. Sonach ist der Geist keinesweges frei und selbstständig, sondern durch eine nothwendige Kette von Ursachen bestimmt, und Wille und Verstand sind wiederum Eins, wie im ewigen Gotte, so lange man nämlich nicht, wie gewöhnlich, Bild, Begriff und Wort verwirrt. Wie fern nun der Geist das Wahre begreift, handelt er, ist er thätig; wie fern das Unwahre, ist er unthätig, leidend. Er strebt aber, sich in seinem Seyn (in Gott) zu erhalten, in ihm zu beharren. Auf den Geist bezogen, ist dies Wille; auf Geist und Leib aber Trieb. Was ihn hebt, diese Kraft erhöht, freut ihn; was ihn niederdrückt, macht ihn traurig. Affect also ist ein verworrener Begriff der Selbsterhaltung, oder Lebenskraft. Diese aber wird von äußern Dingen überwältigt; denn der Mensch ist ein Theil der Natur. Gut und Böse sind also blos aus Vergleichung der Dinge unter einander, als der Lebenskraft förderlicher, oder nachtheiliger, entstandene Scheinbegriffe. Die wahre Tugend aber, und die höchste, ist die Selbsterhaltung, oder Lebenskraft, die Bestimmtheit des Handelns durch Einsicht, Vernunft, folglich Uebereinkunft mit der nothwendigen, gesetzlichen Natur, Allen zugänglich, aber schwer erreichbar. Freude ist demnach gut, Traurigkeit böse, Demuth und Reue keine Tugend, ja vielmehr unangemessene Erkenntniß. Wiederum ist nun die Verkettung der Körperaffectionen oder Bilder der Dinge dieselbe, wie die der Gedanken und Begriffe. Die Macht über die Affecten gewinnt

der Geist durch klare und deutliche Begriffe, oder Beziehung der Bilder der Dinge, der einzelnen Dinge, auf Gott und seinen ewigen nothwendigen Begriff. Diese Erkenntnis ist das höchste Streben des Geistes und Quell der Ruhe. Selbst unsern Körper begreifen wir nur als ewig, als in und durch Gott begriffen. Aus dieser Erkenntniß entspringt die intellectuelle Liebe zu Gott, die nur ein Theil der unendlichen intellectuellen Liebe Gottes zu sich selbst und Seligkeit ist. Seligkeit ist darum nicht Tugendlohn, sondern Tugend, und wir sind nicht selig, weil wir die Begierden zähmen, sondern wir zähmen sie, weil wir selig sind. — Es ergibt sich aus dieser kurzen, treuen Darstellung des Spinozismus zumeist mit des Urhebers eignen Worten, daß Spinoza von der Selbstkraft, sich in Gott zu erhalten, zu begreifen, zu seyn und zu handeln, mithin von dem Triebe nach dem Unendlichen ausgeht, und mit ihm endet. Dieser freilich ist fast zum Ding, zum Naturgegenstand, oder unter der Form des Realen, wie bei den alten Eleatikern, erstarrt. Darum sind seine Ansichten so deterministisch und herbe, darum seine Methode so bündig und streng dogmatisch. Sein System ist das entschiedene, geschlossene, eines rüstigen, stolzen, starren, ja zuversichtlichen Heiden, eine physicirte (dann aber freilich unvollkommene) Ethik. Was aber auch noch, vom Standpunkte der philosophischen Ethik aus, daran vermißt werden könnte, z. B. die jeder Ethik unerlaßliche Rücksicht auf das Individuelle und den Charakter, die Sonderung des Ideals vom allgemeinen Begriff und Zweckbegriff, den er sonst verwarf, so hat er doch eine wissenschaftliche Reinheit, Strenge und Gediegenheit, ja in der Methode eine so treffende, wenn auch herbe, Gedrängtheit, Bündigkeit und Folgebeständigkeit, ein, bei steter Rückweisung auf die Grundanschauung, sich immer das Gleichgewicht haltendes Verbinden und Auflösen (wie dies besonders in der diesem System nicht unwesentlichen Polemik sich darstellt), daß ihm nur Platon als Meister an die Seite gesetzt werden durfte, wie verschieden auch sonst beide von einander sind. Einmal aber jene speculative Entseelung oder Entkleidung Gottes von Persönlichkeit, wovon er ausgeht, zugegeben, führt er an ehernen Banden zu dem Höchsten, was innerhalb der Speculation erreichbar ist; ja die Idee der intellectuellen Liebe zu Gott, worin er alles, wenn auch weniger auflöst und schmelzet, als erstarren läßt, ist wie der letzte Lebensblitz eines Sterbenden. Wie Spinoza nach diesem kühnen System über Offenbarung und namentlich Christenthum urtheilen mußte, läßt sich leicht von einem aufmerksamen Leser ermessen, und ist in seinem theologisch philosophischen Tractat zu lesen, dessen Geist sich aus folgender Stelle der Vorrede ergibt: „Da ich also in meinem Gemüthe dies erwog, daß nämlich das Licht der Natur nicht nur verachtet, sondern von Vielen als Quell der Gottlosigkeit verdammt, menschliche Erdichtungen dagegen für göttliche Urkunden gehalten wurden, Leichtgläubigkeit für Glauben gelte, und die Streitigkeiten der Philosophie in Kirche und Staat mit großer Heftigkeit geführt werden, daraus aber der wildeste Haß und Zwiespalt, der die Menschen so leicht zum Aufruhr führt, und vieles andre, was hier herzuzählen zu lang wäre, entstehen sahe; so beschloß ich ernstlich, die Schrift aufs neue mit ganzer freier Seele zu prüfen, und nichts von ihr zu behaupten, nichts als ihre Lehre gelten zu lassen, was sie mir nicht klar lehrte.“ Indem er nun so mit der Hornleuchte des natürlichen Lichts in dem Reich der Gnade sich zurecht finden wollte, statt umgekehrt mit dem Licht der Gnade sich

in der Natur zu orientiren, und schon in ihrem Bildungsgange die Erlösung angedeutet, angelegt und veranstaltet zu erblicken, ist dies sein Werk mehr, als man vielleicht glaubt, der Codex der Aufklärer der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Viele sind durch das, was sie heimlich von ihm entlehnt, z. B. die taschenspielerische historische Auslegung, berühmt geworden, nachdem er von seiner Zeit verdammt worden. Jetzt, nachdem der menschliche Geist in ruchlosem Titanenübermuthe das Gebiet der Speculation ausgemessen, und die Acten darüber gleichsam beinahe geschlossen hat, nachdem das Urtheil zu gefallen scheint, daß auch das geistreichste Begriffsspiel noch kein Leben ist, sondern ein ewiges Seyn und Leben und Weben in und aus Gott voraussetzt, wohin der Mensch aus eigner irdischer Kraft nicht gelangen kann — ein bedeutender, wenn auch theuer erkaufter Gewinn der Speculation! — jetzt, wo allmählig alles wieder der Einen Sonne nachzieht, und in den Höchsten und Besten der Nation auf Religion und Christenthum hintreibt, jetzt wird auch das Urtheil über große Männer, wie Spinoza, unbefangener und geläuterter; er wird nicht verdammt und gerichtet werden; man wird immer mehr die Kühnheit, Schärfe und Rüstigkeit des Geistes bewundern, aber auch beklagen, daß eben dieser treffliche Geist die Fesseln vermessener Speculation mit dem lebendigen Hauch des demüthigen Glaubens zu sprengen, und in dieser Hingebung an das geahnete, ersehnte Heilige, es wahrhaft in Besitz zu nehmen, nicht erwählt war. Siehe über Spinoza's System auch Jacobi über die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn, Berlin 1785, 2te Aufl. 1789. Moses Mendelssohns Morgenstunden, Berl. 2te Aufl. 1786, und an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Jacobi's Briefwechsel, Berlin 1786, 8.; ferner Natur und Gott nach Spinoza von K. G. Heydenreich, Lpz. 1789, 8. nebst dessen Animadversiones in Mosis Mendelii filii refutationem etc. ebendas. 1786; ferner Gott. Einige Gespräche von Herder, Gotha 1787. Endlich vergl. auch Franke über die neuern Schicksale des Spinozism und seinen Einfluß auf die Philosophie überhaupt, Schleswig 1812, 8. Wa.

Spiralgefäße der Pflanzen sind feine, in Bündel gesammelte Röhren, die durch einen oder zwei spiralförmig aufgewundene Fäden gebildet werden. In ihnen steigt der Saft, nachdem er von den letzten Wurzelenden aufgenommen ist, in alle Theile der Pflanzen. In späterm Alter der Pflanzen entstehen daraus Treppengänge oder getäfelte Gefäße.

Spirallinie. Die höhere Geometrie betrachtet gewöhnlich zwei Linien dieser Art: die logarithmische und die Archimedische Spirallinie; hier kann nur von der bekannteren letzteren die Rede seyn. Die Archimedische Spirale entsteht, wenn der Mittelpunkt eines Kreises dergestalt gleichförmig auf dem, indeß die Peripherie ebenfalls gleichförmig durchlaufenden Radius fortrückt, daß er, nach Vollendung Eines solchen Umlaufs, mit dem entsprechenden Umfangspunkte zusammenfällt. Für den verlängerten Radius kann man sich diese Bewegung festgesetzt denken, und diese Spirale geht demnach aus dem Kreismittelpunkte heraus und entfernt sich von demselben in ununterbrochenen Schraubengängen. Die bekannte Spiralfeder einer Taschenuhr mag einen Begriff davon geben. Den Namen führt diese Linie, die die neueren Geometer viel beschäftiget hat, von dem berühmten Archimedes (s. d. Art.).

Spiralpumpe. Eine Pumpe mit einem schneckenförmigen,

inwendig mit einem Spiralgange versehenen Rade. Sie hebt, wie man leicht einsieht, das Wasser höher als die gewöhnlichen Pumpen.

Spiritualen heißen die besondern Aufseher über die Frömmigkeit und Moralität der Zöglinge in den Priester-Seminarien der catholischen Bischöfe, welche die Andachtsübungen in diesen Anstalten leiten. Auch eine Partei unter den Franciskanern nannte sich Spiritualen. S. den Art. Franziscaner.

Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von), ein berühmter Geschichtschreiber, geb. zu Stuttgart d. 17. Nov. 1752, starb d. 14. März 1810 als k. wirtembergischer Minister, Präsident der Oberstudien-Direction, Curator der Universität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienstordens. Er widmete sich anfangs der Theologie und studirte auf dem stuttgarter Gymnasium. Hier erwarb er sich eine so vertraute Bekanntschaft mit den römischen und griechischen Classikern, daß man ihn schon damals unter seinen Mitschülern auszeichnete. Der Historiker Bolz, der Vorsteher des Gymnasiums, ein eifriger Sammler und kritischer Forscher in der vaterländischen Geschichte, war sein Vorbild in den historischen Studien. Schon im 16. Jahre excerpirte Spittler Folianten und bemühte sich um kritische Entdeckungen. Dabei richtete sich sein Scharfsinn vorzüglich auf das Politische und Praktische. Auch wandte er viel Fleiß auf philosophische, besonders logische Studien. Späterhin überwog sein Forschungstrieb seine Einbildungskraft und sein Gefühl; der unruhige Trieb zum Praktischen gestattete ihm nicht die ruhige Anschauung, um den historischen Stoff in seiner eigenthümlichen Form künstlerisch darzustellen. — Von 1771 bis 1775 studirte er in Tübingen, hörte in den folgenden zwei Jahren noch einige Collegia in Göttingen, und wurde 1777 Repetent im theologischen Stift in Tübingen. Nachdem er hier durch seine kritische Untersuchung des 60sten laodicäischen Canons (Bremen 1777), seine Geschichte des Kelchs im Abendmahle, und seine Geschichte des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidors (Halle 1778) seinen tiefforschenden und selbstständigen Geist bewährt hatte, wurde er 1779 als ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen angestellt, wo er auch 1788 den Charakter eines k. großbritannischen Hofraths erhielt. Obwohl er anfangs mit natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte, glänzte er dennoch bald als historischer Lehrer, besonders in der politischen und neueren Geschichte, da ihm Gedächtniß, Urtheil und Einbildungskraft den Gegenstand ganz zeigten, und er damit seinen Anstand und eine edle Persönlichkeit verband. Vorzüglich besuchte man häufig seine Vorlesungen über die Welthändel der drei letzten Jahrhunderte. Endlich verleideten ihm gespannte Verhältnisse mit Heyne und sein Trieb nach höherer Wirksamkeit im Staatsdienste das akademische Leben. Er ging daher im J. 1797 auf den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen als wirklicher geheimer Rath in sein Vaterland zurück. Im J. 1806 ernannte ihn der König, mit Erhebung in den Freiherrnstand, zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität Tübingen; auch gab er ihm das große Kreuz des Civilverdienstordens. Allein der König, welcher argwöhnisch ihn verkannte, entfernte ihn von dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche, von der höheren politischen Thätigkeit. Denn Spittler zeigte in seinem übrigens feinen Benehmen zu viel Berechnung und absichtliches Vorstreben, so daß man sein künstliches Treiben für Intrigue nahm, und ihm nicht traute. Man irrte sich. Spittler dachte edel, gut und groß; er liebte nicht sich, son-

dern sein Vaterland. Gram über die Täuschung seiner Hoffnungen untergrub seine Gesundheit und beschleunigte seinen Tod. — Seine Hauptwerke sind: sein Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche (Göttingen 1782), welcher die pragmatischen Hauptpunkte in ein lichtvolles Ganze geordnet und freimüthig darstellt; die Geschichte Wirtembergs (ebend. 1783); die Geschichte des Fürstenth. Hannover (1786): und der Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten (1793, 2te Aufl., fortges. von Sartorius 1807); die sämmtlich den politischen Blick und den praktischen Geist ihres Verfs. beurkunden. Er hebt darin vorzugsweise aus, was die Entwickelung der Verfassung und den Geist der Verwaltung bezeichnet. Doch über die publicistische Ansicht vergißt er, den Nationalzustand, das Volksleben in seiner Wechselwirkung mit dem Staate darzustellen. Dabei ist sein schriftlicher Vortrag oft nur rhapsodisch und andeutend. Ihm mangelt bisweilen Klarheit; öfter Fülle und Empfindung. Aber groß ist seine kritische Vorsicht. Sein Entw. d. Gesch. d. europ. Staaten ist ein Meisterwerk an Ueberschauung und Hervorhebung der Standpunkte. Außerdem besitzen wir von ihm: die Geschichte der dänischen Revolution im J. 1660 (1796); und viele Abhandlungen im göttingischen historischen Magazin, das er mit Meiners herausgab. In allen seinen Werken sieht man den Gelehrten, dem kein Theil seiner Wissenschaft ganz fremd war, und in allen muß der sachkundige Beurtheiler die verständige Auswahl des Stoffs, und die feste Enthaltsamkeit, womit er sich auf diesen beschränkte, bewundern. Gewandtheit, Schnelligkeit des Ueberblicks, Vollständigkeit mit Kürze, und eine Fülle von neuen Belehrungen sind Eigenschaften, welche seine Schriften auszeichnen. Tiefgeschöpfte und sinnvolle pragmatische Bemerkungen werden mit der Erzählung verflochten, oft liegt schon in einem Worte oder einer Wendung eine tiefe Bedeutung. Nie wird geschildert; es sind die Objecte selbst, die den Leser ansprechen. Ein gemüthlicher und kräftiger Ton regt den Empfänglichen mächtig an, obwohl die Sprache manchmal rauh und der Styl nicht ohne Nachlässigkeiten ist. Spittlers schriftstellerische Thätigkeit endigte mit seinem Abgange von Göttingen; in seinem neuen Posten als Curator der Universität Tübingen und Präsident der Oberstudiendirection that er zwar manches für wahre Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse; allein auch hier fühlte er sich gelähmt, und gestand, sein bestes Verdienst bestehe in Vergütung des Uebels. Man lese über ihn Plank (vor Spittler's Kirchengesch. 1812.), Heeren und Hugo (Berl. 1812) und von Woltmann in d. Zeitgenossen VI. 1817. Wünschenswerth sind Memoiren über die drei letzten Lebensjahre Spittlers. K.

Spitzbergen, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, welches man gewöhnlich zu Amerika rechnet, und welches 1553 von dem Britten Willoughby entdeckt wurde. Es liegt vom 25. bis 45. Grade der Länge und vom 77. bis 82. Grade der nördlichen Breite, und besteht aus einer großen Insel und unzähligen kleineren. Man hat dieser Inselgruppe diesen Namen deswegen gegeben, weil sie voller spitziger Berge und Felsen ist, die mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Im Winter ist diese Gegend völlig unwirthlich, weil das ganze Land mit Eisfeldern umgeben ist und dem Auge nichts als Schnee und Eis zeigt. Die Kälte des Winters, so wie die Hitze des Sommers ist gleich unerträglich; der längste Tag und die längste Nacht währet hier beinahe fünf Monate. An Vegetation ist nicht zu denken, da die Erde fast zehn Monate vom Frost

mehrere Ellen tief felsenhart gefroren ist. Man findet hier bloß weiße Eisbären, Füchse, Rennthiere, Schnee- und Eisvögel, Seekühe, Wallrosse, Seehunde, Wallfische, Narwalls, Haifische und einen großen Fischreichthum. Niemand bewohnt diese traurigen Gegenden, und nur eine Zeitlang halten sich Russen, auch wohl Menschen von andern Nationen, des Fischfanges wegen hier auf. Der vornehmste Ankerplatz ist Scheerenburg, fast unter dem 80. Grade der Breite. Alle Jahre kommt ein Schiff von Archangel, welches eine Anzahl Russen hieher bringt, und diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre sich dahin begeben hatten, wieder zurückführt.

Spitzen sind zarte Gewebe von verschiednem Stoff nach allerlei Muster und Breite. Sie werden entweder geklöppelt oder mit der Nadel gefertigt; erstere nennen die Franzosen dentelles, letztere points. Jene werden besonders in Frankreich fabricirt. Von den Points übertreffen die brüßler alle andern an Feinheit, Güte, Schönheit und Dauerhaftigkeit. Sie behaupten diesen Ruf schon seit Jahrhunderten und ihre Verfertigung soll noch jetzt 10,000 Menschen beschäftigen.

Spitzen (electrische). Zugespitzte Enden leitender, unisolirter Körper haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie die Electricität äußerst leicht auf große Entfernungen und ohne Funken annehmen und mittheilen (eine Menge von Erfahrungen lehren, daß die Ableiter die Gewittermaterie ohne Funken ableiten können: man findet nur die Spitzen von der Gewalt gebogen). Ueber die Ursache dieser Erscheinung sind die Physiker nicht einerlei Meinung. Will man zu einem Vergleiche seine Zuflucht nehmen, so stelle man sich, ohne jedoch die Analogie zu weit zu treiben, die Gewitterwolke mit ihrem electrischen Wirkungskreise etwan unter dem Bilde eines Luftballons vor, der mit seinem tastnen Ueberzuge eine stumpfe Stange gefahrlos streifen, an einer Spitze aber sich ritzen und seiner Füllung, durch die erhaltene geringe Oeffnung, anmählig entladen würde. Auf diese Weise wird auch das allmählige und somit stille Ueberströmen der Gewittermaterie durch die Spitzen, vermittelst ihres Metallfortsatzes mit dem aufnehmenden und vertheilenden Erdkörper in Verbindung stehenden, Ableiter begreiflich.

Splanchnologie (Eingeweidelehre), ist der Theil der Anatomie, der die Eingeweide des thierischen und menschlichen Körpers betrachtet. Im engsten Sinne versteht man unter Eingeweide die Organe des Unterleibes; im weitern alle innern Organe (auch des Kopfes und der Brust), die deßhalb auch in der Splanchnologie betrachtet werden. (S. Anatomie.)

Splint, der hellere und weichere Theil des Holzes zwischen der Rinde und dem Kern.

Spohr (Ludwig), berühmter Virtuos auf der Violine, und origineller Componist. Er ist der Sohn eines Arztes, zu Seesen im Braunschweigischen ums J. 1783 geboren; sein Lehrer im Violinspiel war der wackre Violinist Maucourt. Bald entwickelten sich seine großen Talente in der Tonkunst. Er trat zuerst als Kammermusikus in Dienste des Herzogs von Braunschweig, begleitete dann seinen zweiten Lehrer, den berühmten Violinspieler Eck, mit herzoglicher Unterstützung auf dessen Reisen bis nach Rußland, wobei er durch das Hören der berühmtesten Virtuosen und Orchester seine Talente und Kenntnisse in der Tonkunst immer weiter ausbildete. Im J. 1804 reis'te er durch einen Theil Deutschlands, trat an mehreren Orten als Con-

certspieler auf, und wurde dann im J. 1805 von dem kunstliebenden Herzog von Gotha zum Concertmeister ernannt. Von dieser Zeit an schrieb er seine meisten musikalischen Werke, größtentheils Instrumentalstücke, nämlich mehrere Concerts für die Violine und für die Clarinette (letztere für seinen Schüler und Freund Hermstedt), Quartetten und Duo's für Violinen, Variationen, Sonaten und Potpourri's mit Begleitung der Harfe, und einige Sinfonien und Ouverturen; dann auch eine Sammlung ausgezeichnet schöner Lieder mit Begleitung des Claviers; ein großes Oratorium, das jüngste Gericht, und eine Oper, der Zweikampf der Geliebten. Spohr schrieb damals weniger glücklich für den Gesang im Großen, welchem er so manches zumuthet, was nur den Instrumenten eigen ist und gelingt. In seinen Compositionen überhaupt ist eine elegische und schwärmerische Stimmung vorherrschend, nur daß sie nie mit jener Mattigkeit verbunden ist, welche dieselbe bei andern Componisten erzeugt, sondern seine Schwärmerei fast immer einen großen Schwung hat, und durch kräftige Modulation interessirt. Dagegen wirft man ihnen einen allzuhäufigen und unruhigen Wechsel der Modulation vor, welcher vorzüglich Gesangscompositionen ungünstig ist. Auf jeden Fall aber gehört Spohr gegenwärtig zu den vorzüglichsten deutschen Componisten, und wir zweifeln nicht, daß er bei tieferm Studium des Gesanges, und bei seiner poetischen Bildung auch als Vocalcomponist, und namentlich in der romantischen Oper, mit immer größerm Glück auftreten werde, wenn er überhaupt auf Licht und Schatten die gehörige Sorgfalt wenden will. Noch ausgezeichneter aber ist Spohr als Violinspieler, und gegenwärtig wohl der größte deutsche Violinist. Die ausgezeichnetste Reinheit, Fertigkeit, Präcision und Sicherheit seines Spiels, die Kraft und Seele seines Bogens, sein mannichfaltiger Vortrag, das Feuer und die Energie, so wie die Innigkeit und Anmuth, welche er seinen Tönen einhaucht, seine Musikkenntniß und sein Geschmack, seine Fähigkeit in den Geist der verschiedensten Compositionen einzugehen, endlich daß er in seinem Spiel wie in seinen Compositionen nie darauf auszugehen scheint, seine glänzende Fertigkeit zu zeigen, sondern seine Concerte in beider Hinsicht freie lebendige Ergießungen einer gefühlvollen und begeisterten Stimmung sind, — dies alles erhebt ihn zu einem der ersten Künstler. Als solchen hat sich Spohr auf seinen Kunstreisen in Deutschland, die er während seiner Anstellung in Gotha von Zeit zu Zeit fortsetzte, so wie bei den Musikfesten in Frankenhausen gezeigt, und soll in Wien, wohin er von Gotha als Musikdirector ging, zur Zeit des Congresses (Winter 1814) selbst den berühmten Rode verdunkelt haben. Dazu kommt, daß auch seine angenehme äußere Erscheinung, sein wohlgebildeter jugendlich kräftiger Körper, sein herrlicher männlicher Wuchs, sein schöner Kopf, und sein leichter edler Anstand ungemein einnehmend sind. Es gehört zu den größten Ergötzlichkeiten, ihn mit seiner Gattin, einer gebornen Preysing, der Tochter eines Kammermusikus in Gotha, welche zugleich eine große Künstlerin auf der Pedalharfe ist, in einer von ihm gesetzten Sonate oder in einem niedlichen Potpourri zusammen zu hören, wie dies 1809 auf ihrer Reise an mehreren Orten in Deutschland geschah. In Wien soll er späterhin sein Violinspiel als Musikdirector etwas vernachlässigt haben. Auf einer Reise nach Italien (1817), die er mit seiner Gattin unternahm, ist ihm die allgemeinste und seltenste Bewunderung des Auslands zu Theil geworden. Nach seiner Zurückkunft hat er die Stelle eines Musikdi-

rectors bei dem Theater zu Frankfurt am Main angenommen. Gegenwärtig (im J. 1819) verläßt er diese Stelle wieder, und wird, nachdem er einen Theil von Deutschland wiederum bereist hat, auf mehrere Jahre, wie man sagt, nach London gehen. Seine großen Compositionen aus der neuern Zeit, zu welchen die Oper Faust, und Zemire und Azor und mehrere größere Instrumentalstücke gehören, sind noch wenig bekannt, aber mit großem Beifall an einigen Orten gegeben worden. Auch soll der Gesang in jenen Opern viel klarer seyn, als in seinen frühern. T.

Spondeus, s. Rhythmus.

Sponsalien (Verlöbnisse) sind Verträge, wodurch die künftige Vollziehung einer Ehe zwischen zwei bestimmten Personen festgesetzt wird. Bei den Römern mußten die Verlöbnisse, wenn ein Klagerecht daraus entstehen sollte, mittelst einer Stipulation, d. h. durch einen solchen Vertrag, wo jemand durch eine zweckmäßige Antwort auf eine an ihn gethane Frage sich verpflichtet, vollzogen worden seyn. Da Verlöbnisse also Verträge sind, so können sie nur von solchen Personen, die das Recht und die Fähigkeit haben, Verträge einzugehen, geschlossen werden. Kinder, Wahn- und Blödsinnige, im höchsten Grade Betrunkene, haben weder die Fähigkeit, noch die Befugniß dazu. Hingegen sind die Verlöbnisse minderjähriger Personen, auch ohne des Vormunds Willen, wenn sie die Mannbarkeit erreicht haben, und der unter väterlicher Gewalt stehenden Söhne und Töchter, wenn der Vater einwilligt, gültig. Betrug, Gewalt und Furcht machen jeden Vertrag, also auch jedes Verlöbniß nichtig. Auch der Irrthum kann, wenn er die Person betrifft, die Sponsalien ungültig machen. Zur Verbindlichkeit der Verlöbnisse wird gegenseitige Einwilligung, welche sowohl mündlich als schriftlich, oder auch durch Handlungen erklärt werden kann, erfodert. Indessen sind durch manche Provinzialgesetze Feierlichkeiten vorgeschrieben, die zur Gültigkeit der Sponsalien beobachtet werden müssen. Bei uns in Deutschland wird z. B. durchgehends die Zustimmung der beiderseitigen Aeltern zu den Verlöbnissen solcher Kinder erfodert, welche noch unter älterlicher Gewalt stehen, noch nicht sui juris sind. Wenn die Aeltern aber ohne hinlängliche Ursache ihre Einwilligung verweigern, so hat der competente Richter das Recht, den Consens zu suppliren oder durch den seinigen zu ersetzen. Sind Vater und Mutter in Hinsicht des Consenses verschiedener Meinung, so geht der väterliche Wille vor. Einige Provinzialgesetze erfodern auch die Zustimmung der Vormünder und Verwandten, die Gegenwart zweier oder mehrerer Zeugen. Die nach den Vorschriften solcher Gesetze vollzogenen Verlöbnisse heißen öffentliche (Sponsalia publica), die ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten geschlossenen aber heimliche oder Winkelverlöbnisse (Sponsalia clandestina). Die letztern sind an einigen Orten durchaus ungültig, an andern bloß strafbar. Indessen bestehen sie nach dem gemeinen Rechte auch im erstern Falle, wenn Beischlaf oder priesterliche Einsegnung hinzugekommen ist. Die Aeltern können sodann nicht auf Richtigkeitserklärung klagen, und dürfen ihren Consens nur wegen höchst wichtiger Gründe verweigern. Doch ordnen Provinzialgesetze des öffentlichen Besten wegen in den meisten Staaten das Gegentheil. Aus dem öffentlichen Verlöbnisse entspringt die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe. Der sich weigernde Theil kann dazu gerichtlich gezwungen werden. Weil aber die Ehe eine Verbindung ist, deren Glück auf gegenseitiger Liebe beruht, so wendet

man bloß leichtere Zwangsmittel, z. B. Geld- oder Gefängnißstrafen von einigen Wochen an, und wenn diese fruchtlos bleiben, so wird der sich weigernde Theil zur Entschädigung des Klägers, zur Geldbuße und zu den Kosten verurtheilt. Kann der Beklagte dem klagenden Theile keine Genugthuung leisten, so wird er wider seinen Willen getrauet. Indessen kann man von vollzogenen Verlöbnissen zurücktreten, wenn eine solche Veränderung sich ereignet, wodurch man von Eingebung der Sponsalien selbst durchaus würde abgehalten seyn; besonders gehören hieher: 1. nach geschlossenem Verlöbnisse Statt gehabte Untreue, 2. Verlust der Jungfrauschaft, 3. Verlust des Verstandes, 4. unheilbares oder doch sehr großes körperliches Uebel, vorzüglich dann, wenn es den Zweck der Ehe verhindert, 4. ansteckende Krankheit, 6. Armuth, aber nur dann, wenn die Eingehung der Ehe dadurch unmöglich gemacht, und sie dem andern Verlobten vorher nicht bekannt war, 7. Ausübung eines peinlichen Verbrechens, oder einer doch entehrenden Handlung, 8. zwei- oder dreijährige Abwesenheit, 9. unbesieglicher Widerwille gegen den Verlobten; in diesem Falle bleibt aber der Zurücktretende zur Entschädigung verpflichtet. Noch bemerken wir, daß von zwei öffentlichen Verlöbnissen das frühere dem späteren vorgeht. Hat Jemand aber zuerst ein heimliches oder Winkelverlöbniß, und nachher ein öffentliches vollzogen, so geht das öffentliche dem heimlichen vor, obgleich dieses das frühere ist. Noch bemerken wir als Regel, daß wegen alles dessen, was den Grund zu einer Ehescheidung abgeben kann, auch die Aufhebung eines Eheverlöbnisses Statt findet.

Spontini (Gasparo), ein italienische Componist, welcher durch zwei ausgezeichnete theatralische Compositionen die Vestalin und Ferdinand Cortez, in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich gezogen hat. Er ist zu Cesi, einem kleinen Städtchen im Kirchenstaate 1778 geboren, und Cimarosa's Schüler, doch ohne im geringsten an ihn zu erinnern. Nachdem er die ersten Anfangsgründe der theoretischen Musik unter dem berühmten Pater Martini zu Bologna, und unter Borreni zu Rom erlernt hatte, trat er in seinem 13ten Jahre in das Conservatorio della Pietà zu Neapel, welches Sala und Traetta dirigirten. Im 17ten Jahre componirte er die Opera buffa: I puntigli delle donne, welche großen Beifall fand. Im folgenden Jahre begab er sich nach Rom, wo er die Oper Gli amanti in cimento componirte, von da nach Venedig, wo er L'amor secreto schrieb, kehrte aber nach Rom zurück, und schrieb nach einem Text des Metastasio seine L'isola disabitata, welche er nach Parma schickte, während er selbst einem Ruf des Theaters zu Neapel folgte. Hier erwarb er sich durch seine Oper L'eroismo ridicolo die Achtung Cimarosa's, dessen Schüler er ward, und mit dem er fünf Jahre bis zu seiner Abreise nach Palermo lebte. Nachdem er die letztere Oper componirt hatte, begab er sich nach Florenz, wo seine Opera seria: Il Teseo riconosciuto mit großer Wirkung gegeben wurde. Nach seiner Rückkehr gab er in Neapel die beiden komischen Opern, La finta filosofa und La fuga in Maschera, mit großem Beifall. Da sich der Hof von Neapel seitdem zu Palermo befand, so berief ihn der Director des königlichen Theaters dorthin, und trug ihm auf, zwei komische und eine ernste Oper zu schreiben. Die beiden ersten waren Il finto pittore und I quadri parlanti, die letztere Gli Elisi delusi zur Geburt des königlichen Prinzen. Da das sicilianische Clima dem jungen Componi-

sten nicht zusagen wollte, so kehrte er nach Rom zurück, wo er die Oper Il geloso e l'audace schrieb. Zu Venedig, wohin er darauf berufen wurde, schrieb er die beiden Opern Le metamorfosi di Pasquale und Chi più guarda, me non vede. Nachdem so Spontini vierzehn Opern, unter welchen elf komische und nur drei ernste, auf den vorzüglichsten Theatern Italiens gegeben hatte, faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen. Hier lernte man ihn zuerst durch seine Finta filosofa kennen, welche im J. 1804 im Theater der Opera buffa gegeben wurde, und an welcher man Gesang und Begleitung lobte. Darauf gab er auf dem Theater der Opéra comique 1805 die Operette La petite maison, welche des Textes wegen durchfiel, und die Oper Milton, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Seitdem wollte Spontini nur für die kaiserliche Akademie der Musik schreiben. Er übergab der Kaiserin Josephine 1807 die Partitur seiner Oper La Vestale, und sie erhielt den zehnjährigen Preis von 10,000 Livres, wiewohl die öffentliche Stimme ihn dem Barden von Lesueur zutheilte. Die Richter rühmten das Feuer und die Pracht dieser glänzenden Composition, und bewunderten vorzüglich „den Styl und den schönen Ausdruck von zwei großen Arien, zwei Chöre von religiösem und einschmeichelndem Charakter, und das Finale des zweiten Actes." Ein größerer Lohn ist ihm das Staunen der musikalischen Welt. Wir sagen Staunen; denn dies ist eigentlich die Stimmung, welche diese energische, leidenschaftliche Musik hervorbringt, an welcher neben vielen originellen und glänzenden Partien auch manches Triviale und Fehlerhafte im Satze zu finden ist. Im J. 1809 erschien eine zweite große Oper Spontini's auf dem kaiserlichen Operntheater, Fernand Cortez. Diese scheint, wenigstens in Deutschland, den Ruhm der Vestalin nicht erhalten zu haben. Er hat sie späterhin noch einmal umgearbeitet. T.

Sporteln, Gerichtsgebühren, von dem lateinischen Worte sportula, ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen seyn konnten, ihren Antheil an Speisen nach Hause schickte; welche Gabe nachher, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt wurde. — **Sporteltaxe**, gesetzliche Vorschrift, wie viel dem Richter für eine jede gerichtliche Handlung, oder dem Advocaten für jede Arbeit und Bemühung zukommt.

Sprache in physischer Hinsicht, **Sprachorgane**, das merkwürdige Eigenthum des Menschen, wodurch der Geist am bestimmtesten, vollkommensten und deutlichsten sein Inneres äußert und mittheilt. Obwohl sich derselbe durch Haltung des Körpers, Mimik des Gesichts und des Auges, insbesondre durch Gesticulation und Geberden, also durch sämmtliche Muskeln verräth, und dem Gesichte kund gibt, so geschieht dasselbe doch viel deutlicher und zugleich eigenthümlich noch für das Gehör durch das Respirationssystem, welches im Weinen, Seufzen und Lachen schon seine Tendenz, Stimme und Sprache zu erhalten, andeutet und endlich wirklich in beiden wieder auf verschiedene Weise diesen Zweck erreicht. Auf das Gefühl bezieht sich der Ton und die Stimme, von dem Verstande dagegen wird die Sprache hervorgebracht und beherrscht. Nur was durch diesen hindurchging wird und kann gesprochen werden. Ein jedes Gefühl, das sich durch Worte ausspricht, ist reflectirt, und wenn es rein und sehr lebendig ist, erstickt es die Sprache. Eine jede Idee der Vernunft muß, ehe sie ein Wort wird, die Region des Verstandes hindurchge-

hen und begriffen werden. Daher auch wirkt die Sprache durch das Gehör auf den Verstand besonders und zunächst ein, erweckt Gedanken, und durch diese erst Gefühle und Ideen. — Sie ist auf die Stimme gebaut, und diese dient der Sprache als Basis; sie ist an das äußerste Ende der Respirationswege und dahin verwiesen, wo die Muskeln dieses Systems der Willkür am meisten gehorchen; sie wird hervorgebracht durch die Bewegung der Zunge, des Gaumensegels und der Lippen; und wie mannichfaltig sind die Wirkungen dieser Organe! Wie viele Millionen von Worten werden durch diese wenigen Organe und ihr mannichfaltiges Spiel hervorgebracht! — Ein jedes Wort aber ist eine besondre Reflexion, und besteht auf dieselbe Weise und in derselben Bedeutung aus Buchstaben, wie der Organismus aus einzelnen Organen. So wie aber in den verschiedensten Organismen dieselben Organe immer wieder zu erkennen sind, so auch finden wir in den zahllosen Worten immer dieselben Buchstaben wieder. Sie werden gewöhnlich und mit Recht in Vocale und Consonanten eingetheilt. Jene sind der Stimme nachgebildet, und werden durch die Lippen auf ähnliche Weise hervorgebracht, wie die Töne der Stimme durch den Kehlkopf; die verschiedne Form der Lippen erzeugt sie und die sogenannten Diphthongen, die durch mehrere Vocale hindurchgehen. Die Vocale sind die Basis, und verhalten sich zu den Consonanten wie Passives zu Actives; diese nämlich gewähren das dazu kommende Element der Sprache, und machen erst den Laut zum Worte. Sie werden eingetheilt nach den Organen, die bei ihrer Bildung vorzüglich wirken, und erhalten daher den Namen: Lippen- oder Labialbuchstaben (b, m, p, f, v, w.), wenn sie durch die Lippen ohne Beihülfe der Zunge gebildet werden, in den drei ersten wird der Laut unterdrückt, die letztern werden von einem Hauch, der durch die Lippen geht, begleitet. Zungen- oder Lingualbuchstaben sind: d, wobei der Rücken der Zunge leicht an den Rand der obern Zähne und den Gaumen, t, wobei er stärker an dieselben Theile gedrückt wird; bei der Aussprache des l wird die Spitze der Zunge, bei der des n der ganze mittlere Theil flach an den vordern Theil des Gaumens gelegt. Das Zischen entsteht, wenn der Athem durch die Zähne geht, indem die Zunge entweder an die Zähne (wie beim s und z in unsrer Sprache) gelegt oder zurückgezogen wird (wie bei unserm sch oder dem französischen j). Mehrere Sprachen haben einen großen Ueberfluß an Zischlauten, der immer auf die erwähnten beiden Arten zurückgebracht werden kann. Bei der Aussprache der Gaumen- oder Kehlbuchstaben endlich wird entweder der Rücken oder die Spitze der Zunge auf verschiedne Weise an den Gaumen gebracht, oder sie wird zurückgezogen und niedergedrückt, und der Laut entsteht durch den Hauch oder die Zusammenziehung des Gaumensegels. Wird die Spitze der Zunge am Gaumen in einer zitternden Bewegung erhalten, so bildet sich das r. Bei unserm g wird die Wurzel der Zunge an den hintern, beim j der Rücken derselben an den vordern Theil des Gaumens gebracht; davon unterscheidet sich unser ch dadurch, daß der Rücken der Zunge flacher an den Gaumen gelegt, der Athem stärker hervorgestoßen wird. K endlich ist der reinste Gaumenbuchstabe, der durch die Mandeln und das Gaumensegel ohne Beihülfe der Zunge hervorgebracht wird. — Modificirt wird die Sprache a) durch die Stimme im Gesang, (s. **Stimme**); b) dadurch, daß eine größere oder geringere Menge von Luft in schnellere oder langsamere Bewegung gesetzt wird; der höchste Grad des erstern ist das Schreien,

der niedrigste des andern das Leise- oder Heimlichreden; c) die Bauchredner sprechen anstatt mit den Lippen und der Zunge mit dem Gaumensegel und den Mandeln allein, und zwar während des Einathmens; d) die krankhaften Abweichungen bestehen in Sprachlosigkeit (alalia), oder in unvollkommner Aussprache (paralalia). Die erstere hängt am häufigsten von Taubheit ab, die das Erlernen der Sprache verhinderte, oder von Stimmlosigkeit (s. Stimme), oder von Entzündung, Geschwulst und andern Fehlern der Sprachorgane, die wir vorhin erwähnten. — Die letztere besteht entweder in einer allgemeinen Schwierigkeit zu sprechen, und wird dann mogilalia genannt, oder in einer partiellen, so daß bei gewissen Buchstaben und Wörtern diese Schwierigkeit eintritt (balbuties, Stottern), oder sie gibt sich auch durch unvollkommne Aussprache einzelner Buchstaben kund, und wird dann paralalia labialis, nasalis (naritas), lingualis, gutturalis, lambdacismus, rotacismus, sigmatismus genannt. Blaesitas heißt der Fehler in der Aussprache, wo die sogenannten harten Buchstaben mit den weichen, und umgekehrt verwechselt werden; batracholalia endlich der, wo von Zungengeschwulst (ranula) die Sprache so verändert wird, daß der Mensch mehr froschartig zu quaken als zu sprechen scheint. Alle Sprechfehler können nur dadurch gehoben werden, daß man theils die Ursachen derselben entfernt, theils eine große Aufmerksamkeit auf die Aussprache verwendet. B. P.

Sprache 1. subjective genommen, bedeutet die Fähigkeit eines Wesens, andern seine Vorstellungen und Empfindungen auf eine sinnliche vernehmbare Weise mitzutheilen. Diese Fähigkeit, Empfindungen, ohne Begriffe, durch Töne zu erkennen zu geben, ist bloß Stimme. Im objectiven Sinne versteht man unter Sprache einen Inbegriff von Bezeichnungsmitteln für Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen. Nach der Art dieser Bezeichnungsmittel wird die Sprache wieder eingetheilt: a) in Wortsprache, oder Sprache im engern und eigentlichen Sinne, in so fern man sich articulirter Töne, der leichtesten und bestimmtesten Bezeichnungsmittel, zur Darstellung der Begriffe und Vorstellungen bedient; ein Surrogat dieser Wortsprache ist die Schriftsprache, mittelst welcher man jene Töne durch geschriebene Zeichen andeutet; b) die Geberden- oder Mienensprache, wo durch körperliche Bewegungen und Thätigkeiten, ohne Töne, Begriffe und Vorstellungen zu erkennen gegeben werden. (Man s. Geberde.) Ihr Ersatzmittel zwischen Personen, die von einander entfernt sind, ist die Bilderschrift oder Bildersprache (Hieroglyphen, m. s. d. Art.). Die Geberden- oder Mienensprache kann, je nach dem man sich zu derselben bloß einzelner Theile des Körpers bedient, wieder besondre Benennungen haben, z. B. Augensprache, Fingersprache rc. Die letztere gebrauchen noch viele rohe Völker, besonders um ihre Begriffe von einer Menge oder Zahl auszudrücken. Unsere Begrüßungen durch Verneigung des Körpers u. s. w. sind gleichfalls ein Ueberbleibsel und Theil der Geberdensprache, indem fast alle Völker durch dieses Zeichen den Begriff von Hoheit des Begrüßten, oder von Unterwürfigkeit und Herablassung des Grüßenden rc auszudrücken suchten. Die erste Sprache war, in so fern sie Begriffe und Vorstellungen zum Gegenstande hatte, bloße Geberdensprache. So wie das Kind durch das Ausstrecken der Arme sein Verlangen, durch Schlagen, Stampfen und Abwenden des Hauptes seinen Unwillen, durch Zeigen mit dem Finger den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit andeutet, so bedienten auch die ersten Menschen sich der Geberden zur Mittheilung. Die ursprüngliche Schriftsprache war daher auch keine

schriftliche Wortsprache, d. h. eine solche, wodurch articulirte Töne ausgedrückt wurden, sondern es war eine Bilderschrift, eine schriftliche Geberdensprache, welche dem Auge die Vorstellungen und Begriffe unmittelbar anschaulich machte. Der Stimme bediente man sich bloß zum Ausdrucke der Empfindungen oder zur Darstellung solcher Gegenstände, die mehr durch das Gehör als durch die Augen bemerkt werden, und hiemit beginnt die eigentliche Sprache, von deren Ursprung nun die Rede seyn soll. Wenn wir die Sprache eine durch eigene Organe bewirkte Gliederung der Töne nennen, wodurch Gedanken, Gefühle und Empfindungen mitgetheilt werden, so glauben wir dadurch eine richtige Erklärung gegeben zu haben. Kein Ton wird zum Wort, bis er durch die Zunge, die Lippen, die Zähne und den Gaumen die Veränderung erleidet, welche wie Articulation oder Gliederung nennen. Da nun aber manche Thiere diese Fertigkeit, die Töne zu gliedern, erlangen können, so war der Zusatz nothwendig, daß durch diese Verrichtung Gedanken, Gefühle und Empfindungen mitgetheilt werden müssen, wenn Sprache entstehen soll. Daher weder der Papagey, noch der Staar sprechen, sondern nur die Töne gliedern lernt. Die Sprache ist eben so sehr einer der größten Vorzüge der menschlichen Natur, als sie eines der wichtigsten Geschenke der Gottheit ist. Wie sie nicht ohne Vernunft entsteht, also ist sie das vorzüglichste Mittel, die Vernunft zu bilden, und die menschliche Natur zu erheben. Wenn wir die Sprache ein unendlich wichtiges Geschenk des Schöpfers nennen, so sind wir doch weit entfernt, der Meinung derer beizutreten, welche die menschliche Sprache, als eine Art der Offenbarung, unmittelbar von Gott ausgehen lassen. (Vergl. unter andern Fichte von der Sprachfähigkeit und den Ursprung der Sprache in seinem und Niethammers philosoph. Journal 1 Bd. 3 u. 4 Hft., und Forberg über den Ursprung der Sprache ebendaselbst 3 Bd. 2 Hft.). Unser Nachforschen über die Natur der ältesten Sprachen hat uns vielmehr gelehrt, daß die menschliche Sprache ursprünglich Nachahmung der tönenden Natur ist. Es ist so einfach, als begreiflich, daß der Mensch das Krachen des Donners, wie das Säuseln der Lüftchen, das Brüllen des Löwen, wie das Rieseln eines Bächleins, durch seine Worte nachahmen wird. Wir kennen keine Sprache, die nicht reich an diesen nachahmenden Worten wäre, doch die ältesten der bekannten Sprachen sind vielleicht darin am reichsten. Die Sanskrit-Sprache, deren höchstes Alter über allen Zweifel erhaben ist, nennt die Katze Wilala, die Henne Kukada, den Wind Waiha, das Brüllen der Thiere Rudida, welches an das lateinische rudere erinnert. Auch das Hebräische, dessen hohes Alter eben so unbestritten ist, hat eine Menge solcher, die Natur nachahmender Worte; aber nicht leicht möchte irgend eine der neuern Sprachen in dieser Rücksicht reicher seyn, als die deutsche, von der ihre Töchter, die holländische, englische, dänische und schwedische, großentheils die ursprünglichen Worte dieser Art noch beibehalten haben. Diese Bemerkung führt zu einer zweiten. Durch die Erweiterung des Kreises der menschlichen Begriffe wurde die Sprache auch reicher, und gewann hauptsächlich in dem engern gesellschaftlichen Leben an Mannichfaltigkeit und Ausbildung; denn für jeden Fortschritt in der Cultur, für jede neue Erfindung, für jede neugewonnene Bequemlichkeit des Lebens bedurfte die Sprache eines neuen Worts. Indessen kann man sich die Ausbildung der menschlichen Wortsprache nur immer als sehr langsam fortgehend denken. Man hat nicht für alle Gegenstände, die den Sinnen sich darboten,

nicht für alle Dinge, welche das Bedürfniß heischte, nicht für alle Handlungen, Thätigkeiten, Vorstellungen und Gedanken einen bestimmten Ausdruck. Daher bediente man sich zur Abhelfung dieses Mangels auch selbst damals, als schon eine Wortsprache Statt fand, der Geberdensprache, um das durch sichtbare Zeichen anzugeben, was man durch Worte nicht bezeichnen konnte. Allenthalben findet man, daß ein Volk um so mehr die Geberdensprache gebraucht, je roher es selbst, und je ärmer seine Wortsprache ist. Ja, man bemerkt selbst bei den gebildetsten und leidenschaftlosesten Menschen, daß sie, wenn sie sich einer ihnen nicht geläufigen Sprache bedienen, schnell ihre Zuflucht zu allerhand Gesticulationen und Geberden nehmen, um sich verständlich zu machen. Geberdensprache also war die Vermittlerin aller übrigen, sie ist noch jetzt die Gehülfin mündlicher Unterredung; und es gibt viele Bezeichnungen derselben, die bei vielen und oft bei allen Nationen, so fremd sie auch einander seyn mögen, eins und dasselbe bedeuten. Obgleich die Geberdensprache die allgemein verständlichste ist, so war sie doch immer die ärmste, und sie konnte nicht zur Darstellung einer langen zusammenhängenden Reihe von Vorstellungen, nicht zur Erzählung einer verwickelten, durch mehrere Personen und Mittel bewirkten Handlung dienen; und daher ist es kein Wunder, daß sie, die anfangs Hauptsprache war, nachher bloß Ersatzmittel für die Mängel der Wortsprache wurde. Je fester die Menschen in engern Kreisen sich an einander anschlossen, desto mehr Bestimmtheit erhielten die für gewisse Begriffe gewählten Töne; denn erst aus den Tönen entstanden Wörter, als Bezeichnungsmittel der Sachen und Vorstellungen. Durch die immer steigende Menschenmenge stieg auch der Verkehr, und es war daher nothwendig, daß man sich über die Bedeutung der Töne oder Wörter gegenseitig verständigte. Dies geschah wohl theils mittelst der Geberdensprache, theils mittelst derjenigen Wörter, über deren Bedeutung man schon einverstanden war. So nahm ein Volksstamm, oder ein Gesellschaftskreis von Menschen die Wortsprache des andern an; so erweiterte sich das Gebiet der Wortsprachen immer mehr, und so endlich kam es auch, daß man oft in einer und derselben Sprache mehrere Wörter findet, die nur einen Begriff bezeichnen, denn jeder Volksstamm behielt die einmal für eine Sache gewählte Benennung, nahm aber oft der allgemeinen Verständlichkeit wegen auch die fremde Benennung mit auf. Wenn die Sprache ursprünglich Nachahmung der tönenden Natur ist, so muß sie auch im Anfange bloß sinnliche Begriffe bezeichnen, so können in dem kindlichen Zustande des Menschen weder allgemeine Begriffe, noch übersinnliche Ideen durch Worte bezeichnet werden. Die ältesten Sprachen, die uns bekannt sind, zeigen eine große Unbeholfenheit in der Bezeichnung allgemeiner Begriffe, und die meisten Ausdrücke selbst neuerer Sprachen gebildeter Völker für Verstandesbegriffe, haben doch im Anfange eine reinsinnliche Bedeutung gehabt. Wir brauchen nur an die Ableitungen von ψυχή, θυμός, virtus, anima (Atma im Sanskrit der Athem) zu erinnern, um dieß zu bestätigen. Ferner, wenn die Sprache den angegebenen Ursprung hat, so muß sie im Anfang einsylbig gewesen seyn, wie es die Wurzellaute in den ältesten Sprachen alle sind. Diese Einsylbigkeit hat sich in den uralten Dialekten des südöstlichen Asiens erhalten; denn nicht bloß der Chinese, sondern auch der Tunkinese, der Siamese u. s. w. reden alle diese einsylbigen Dialekte. Man hat auch wohl gesagt, daß die Sprachen um so reicher an Selbstlautern seyen, je älter sie sind. In-

deß widerlegt sich dieß durch die Vergleichung der im Verhältniß sehr jungen italienischen Sprache mit den alten slavischen Dialekten, obgleich nicht zu läugnen ist, daß das Möso-Gothische im vierten Jahrhundert, ja noch das Alemannische im elften viel reicher an Vocalen war, als das jetzige Deutsche. Das Verhältniß der Selbstlauter zu den Mitlautern in einer Sprache scheint uns viel mehr mit dem Clima und der Lebensart der Völker zusammenzuhängen. Die Bewohner wärmerer Gegenden öffnen alle beim Sprechen den Mund weit mehr, als Völker, die in kalten oder gebirgigen Gegenden leben. Man vergleiche die Sprache der Eskimos mit den Dialekten auf den Südseeinseln, das Polnische mit dem Italienischen, und bemerke, daß selbst das Sanskrit reich an Mitlautern ist, weil es sich auf den höheren Gebirgen des mittleren Asiens bildete. Wir kommen zu einer andern Bemerkung. Die Sprache bildet sich nur in Gesellschaft; der vereinzelte Mensch verlernt sie sogar, wenn er sich nicht mit sich selbst, oder mit Wesen unterhält, die ihm seine Einbildung schafft. Ist die Sprache Tochter des geselligen Bedürfnisses, so scheint der Imperativ allezeit ihr rohester Anfang. Darum ist er in den meisten Sprachen auch einsylbiger, als jeder andere Redetheil (I, Die, Fac, Duc: Geh, Gib, Sprich, Thu). Es könnte scheinen, ein Einwurf gegen diese Behauptung zu seyn, daß die Chinesen, wie man sagt, keinen Imperativ haben. Allein dieß seltsame Volk hat ihn aus übergroßer Höflichkeit und verkehrter Verfeinerung verworfen. Eben so getrauen wir uns gegen einen geistreichen brittischen Schriftsteller die Behauptung zu rechtfertigen, daß auch die Ausrufungen oder Interjectionen nächst dem Imperativ ursprüngliche Bestandtheile der Sprache sind. Denn sie sind oft nichts, als Nachahmung der tönenden Natur. Dies beweisen die Interjectionen ovai, vae, wehe, eheu, und das allgemeine oh und ach, und wie viel andere in der gemeinen Volkssprache: platz, bautz, klatsch, puff. — Da die Sprache nicht bloß das Hörbare bezeichnet, sondern auch alles, was auf die übrigen Sinne wirkt, so entstehen diese letzteren Bezeichnungen zunächst durch Vergleichung mit dem Eindruck aufs Gehör und der kühnste Witz erscheint hier oft wirksam, um Vergleichungen aufzufinden. Ein einziges Beispiel sei der Blitz, den man wohl sieht, aber nicht hört. Sein Name indeß ist offenbar von der Schnelligkeit hergenommen, die bei ihm so sichtbar wird, daß man das Zischen zu hören glaubt. Wegen dieser Vergleichung der Eindrücke auf das Ohr mit denen auf die übrigen Sinne müssen auch in mehrern Sprachen dieselben Laute zur Bezeichnung derselben Sache wiederkehren, und in einer und derselben Sprache haben alle solche Wörter gemeinschaftliche Laute, die in irgend einem allgemeinen Begriff übereinkommen. Wir wollen nur als Beispiel das st, als Wurzellaut zur Bezeichnung des Festen, Dichten, Kräftigen, sowohl im Griechischen, als im Deutschen anführen. Stehen, ἵστημι, στάω, Stand, σταθμός, Stein, στία, standhaft, στερεός, Stadt, ἄστυ. Dergleichen Verhältnisse lassen sich überall bei einigem Nachdenken leicht finden. Hiermit ist nun eine andre Untersuchung verbunden, welche die Entstehung einer Sprache aus der andern, und ihre Zurückbringung auf eine gemeinschaftliche Ursprache betrifft. Wir maßen uns nicht an, die Frage zu entscheiden, ob alle Sprachen des Erdbodens von einer und derselben Mutter abstammen, oder ob sie alle Töchter des Clima's sind. Doch sind wir sehr geneigt zu glauben, und getrauen uns selbst durch Gründe wahrscheinlich zu machen, daß, wiewohl viele Sprachen bekanntlich oder muthmaßlich

von einer älteren Grundsprache abstammen, dennoch sehr viele einen völlig unabhängigen Ursprung haben. Wie der Semitische Sprachstamm nichts mit dem germanischen gemein hat, so ist die Sprache der Malayen eben so wesentlich verschieden von der Sprache der Eskimos, als beide Abarten des menschlichen Geschlechts unter sich völlig verschieden sind. Kann man aus der Geschichte den Zusammenhang einzelner Völkerstämme darthun, so ist der Uebergang der Sprachen wohl zu erklären, wenn auch die climatische Verschiedenheit bedeutende Abänderungen hervorbringt. Wir wissen alle, daß die jetzigen Britten sowohl von den Angelsachsen, als von den Normännern, von den alten Britanniern, wie zum Theil von den Dänen abstammen, und es ist daraus die seltsame Vermischung verschiedener Dialekte in der englischen Sprache erklärbar. Aber daß der Engländer so häufig italienische Biegungen ursprünglich englischer Wörter liebt, und italienische Ausdrücke seit Jahrhunderten mit dem Bürgerrecht beschenkt hat; daß man nicht bloß Genio, Portfolio, Portico, Hurricano sagt, sondern daß man auch von dem ächt englischen brag, prahlen, das Wort bragadoccio, der Prahlhans bildet, welches die Italiener gar nicht kennen, das läßt sich unsers Erachtens nur aus dem häufigen Verkehr der Normänner mit Italien, und aus der Herrschaft derselben über das südliche Italien im elften und zwölften Jahrhundert erklären. Kennten wir freilich die Geschichte der großen Völkerzüge im fernsten Alterthum genauer, so würden uns viele Dunkelheiten klar, und die Uebereinstimmung mancher Sprachen sehr deutlich werden. Wir würden z. B. wissen, warum das Persische und Deutsche so sehr verwandt sind, warum das Passivum sich in den scandinavischen Dialekten eben so bildet wie im Lateinischen und Griechischen, und warum das Alpha privativum in der Sanskrit- und in der Zendsprache gerade so vorkommt wie im Griechischen. Wenn man annehmen will, daß die ganze Menschenmasse ursprünglich auf einem nicht ausgedehnten Erdstrich gewohnt, und immer in friedlichem Verkehr mit einander gestanden habe, so kann es seyn, daß sich zu Anfange eine allgemein verständliche Wortsprache bildete. Allein hieran müssen wir zweifeln, denn ehe die Wortsprache entstand, lebten die Menschen vereinzelt in Familien. So wie ihre Menge immer wuchs, traten die verschiedenen Geschlechter, durch Verwandtschaft, Zuneigung oder Bedürfniß dazu eingeladen, in abgesonderte Haufen zusammen. Der gesellige Verkehr war, theils wegen der Geringfügigkeit der damaligen Bedürfnisse, theils wegen der Leichtigkeit, womit man sich dieselben verschaffen konnte, so gar groß nicht, sondern jeder Stamm oder Gesellschaftskreis (denn nicht alle die Menschen, welche in einem solchen Kreise zusammenhielten, mußten deßhalb auch Einen Stammvater haben) beschränkte sich größtentheils auf sich und seine nächsten Umgebungen. Es entstanden frühzeitige Kriege, wodurch der Verkehr unter den Menschen, und mit ihm die Verbreitung einer ihnen allen verständlichen Wortsprache gehindert wurde. Daß mehrere gleich oder ähnlich lautende Wörter in vielen Sprachen einen und den nämlichen Begriff anzeigen, ist keinesweges ein Beweis, daß es ursprünglich nur eine Sprache gegeben habe. Denn solche gleich oder ähnlich lautende Benennungen in mehreren Sprachen für einen Gegenstand können entweder zufällig entstanden seyn, oder es sind auch Klangwörter, d. h. solche, womit man Sachen durch Nachahmung der Art und Weise, wie sie ins Gehör fallen, bezeichnet; oder es sind Wörter, die erst durch den spätern Verkehr der Völkerschaften eine

Allgemeinheit erhielten, und sich von Munde zu Munde fortpflanzten. Denn eben so wenig, als man daraus, daß z. B. Kanone, Bajonnet, Citrone, Guillotine, sämmtlich und in allen Sprachen, wo man die Sachen selbst kennt, den nämlichen Gegenstand anzeigen, nach Jahrtausenden oder Jahrhunderten auf die Abstammung aller menschlichen Sprachen von einer Muttersprache wird schließen können; eben so wenig kann dies deshalb geschehen, weil die Wortbezeichnungen für Erde, Oel, Haben, Seyn rc. in vielen Sprachen gleich, oder doch ähnlich klingen. Viele Wörter in den verschiedenen Sprachen sind sich dem Tone nach ähnlich oder gleich, und haben auch wirklich Eine Bedeutung, ohne deßhalb von einander abzustammen. Wer könnte wohl Armee von Agmen, so ähnlich diese Wörter auch dem Klange und der Bedeutung nach jetzt sind, herleiten wollen? Man kann hier als Regel annehmen, daß die Benennungen der Sachen um so mehr sich gleich oder ähnlich in mehreren Sprachen lauten, je mehr der Besitz der Sachen selbst ursprünglich nur auf Einen oder wenige Volksstämme beschränkt war. Je allgemeiner die Sachen waren, desto verschiedner sind in der Regel auch ihre Benennungen, wenn dieß nämlich keine Klangwörter sind. Noch weniger ist es zu verwundern, wenn Benennungen körperlicher unwillkürlicher Empfindungen sich in mehreren Sprachen ähnlich sind. Die Empfindungen des Schmerzes, der Angst, des Entsetzens, des Verwunderns rc. sind ihrer Natur nach bei allen Menschen gleich, und entlocken ihm bei allen Völkern denselben unwillkürlichen und unarticulirten Ausruf. Kein Wunder, wenn die Bezeichnung solcher Empfindungen nach jenem Ausrufe gemodelt war. Die Sprachen veränderten sich häufig, je nachdem die Völker in nähern Verkehr kamen; andre Sitten, Natur- und Kunsterzeugnisse, Begebenheiten und Erfindungen gaben sowohl Veranlassung zu neuen Wörtern, als auch dazu, daß man die vorhandenen Benennungen oft auf andere, von den ursprünglichen Begriffen ganz verschiedene Gegenstände anwandte. Hatte man für verschiedenartige Begriffe nur Eine Benennung, so suchte man den Unterschied der durch das Wort bezeichneten Begriffe durch die Betonung des letztern bemerklich zu machen, oder man errieth auch schon aus der Wortfügung, was bezeichnet werden sollte. Erst unter der Hand der Dichter erhielt die Sprache eine höhere Bedeutung, ein frisches jugendliches Leben; da aber die frühern Gesänge dieser Dichter nur von Munde zu Munde fortgepflanzt wurden, und folglich viele Abänderungen erlitten, so kann man annehmen, daß erst durch die Schreibekunst (die eigentliche Buchstabenschrift) und deren allgemeinere Verbreitung die Sprachen Dauer und Festigkeit erlangten. — Uebrigens theilt man noch die Sprachen ein: 1. in lebende und todte. Todt heißt eine Sprache, die durch den Abgang eines Volks, dem sie eigenthümlich war, aufgehört hat, Sprache einer ganzen Nation zu seyn, wenn sie auch noch unter gewissen Classen von Menschen, selbst bei mehrern Nationen im Gebrauch ist, z. B. das Altgriechische, Lateinische, Hebräische. Lebend ist eine solche Sprache, die von einem noch bestehenden Volke, deren ursprüngliches Eigenthum sie war, gebraucht wird; 2. Haupt- und Nebensprachen, jene, die ihre eigne, diese, die ihre Entstehung einer andern Sprache zu verdanken haben, wie z. B. die italienische der lateinischen, die holländische der deutschen Sprache; daher man sie auch abgeleitete Sprachen nennt. Als Hauptsprachen betrachtet man in Europa a) die altgriechische, b) die lateinische, c) die altdeutsche, d) die slawische Sprache. Auch nennt man

diese Hauptsprachen oft Mutter-, die abgeleiteten hingegen Tochtersprachen. Indessen versteht man unter Muttersprache in Beziehung auf einzelne Personen gewöhnlich die Sprache des Landes, worin jemand von einheimischen Aeltern geboren ist. (M. vergl. die Art. Hieroglyphen, Schreibekunst, Schrift, Sprachlehre.)

Sprachgewölbe. Die Ellipse hat die merkwürdige Eigenschaft, Strahlen, also auch Schallstrahlen, die von einem Brennpunkte ausgehen, durch Zurückwerfung in dem andern zu vereinigen. Auf dieser Eigenschaft beruht die Einrichtung der Sprachgewölbe, welche, dem zu Folge, also nur voraussetzen, daß sich der Sprecher in dem einen, und der Hörer dagegen in dem andern Brennpunkte des elliptisch geformten Gebäudes befinde. Wer hätte nicht vom Ohr des Dionysius von Syrakus gehört, einer nach diesem Gesetze gewölbten Felsengrotte, in welcher sich, der Erzählung nach, der Tyrann versteckt aufhielt, um die Reden seiner Gefangenen zu belauschen? Dr. N.

Sprachlehre (allgemeine oder philosophische), die Darstellung und Entwickelung der allgemeinen Gesetze der Menschensprache überhaupt, die Wissenschaft der wesentlichen Formen aller Sprachen. Sie hat es folglich nur mit dem Allgemeinen, Nothwendigen zu thun, und verweis't das Eigenthümliche einzelner Sprachen als fremdartig und unzugehörig aus ihrem Kreise. Dadurch unterscheidet sie sich von der besondern Sprachlehre, der sie die Aufführung und Zergliederung aller jener bloß empirischen Bestandtheile überläßt. Eben deßwegen kann sie aber auch nicht auf dem bloßen Erfahrungswege der Vergleichung zu ihrem Ziele gelangen; sie muß, will sie anders als sichere Grundlage jeder weitern Sprachforschung ihren Zweck erfüllen, ihre Begründung tiefer suchen. Und wo wollte sie diese anders finden, als da, wo das, was aller Sprache zum Grunde liegt, der Gedanke, seinen Ursprung nimmt? wo anders, als in dem Denkvermögen selbst? — Sprache ist Darstellung des Gedachten durch articulirte Laute; die Darstellung aber hängt von dem Darzustellenden ab, und die Gesetze, an welche der Gedanke gebunden ist, müssen auch für die sinnliche Erscheinung desselben bindende Kraft haben. Indem die allgemeine Sprachlehre lediglich von diesem innern und nothwendigen Zusammenhange zwischen Vorstellung und Darstellung ausgeht, und die Eigenthümlichkeiten der in der Erfahrung gegebenen Sprachen nur zur Erläuterung und Bekräftigung ihrer Grundsätze herbeizieht, ist ihr Standpunkt ein philosophischer, von dem sie nicht abgehen darf, ohne auf ihre wissenschaftliche Bedeutung und auf die allgemeine Gültigkeit ihrer Gesetze Verzicht zu leisten. Sie ist darum auch, nicht mit Unrecht, Philosophie der Sprache genannt worden. — Es entsteht zunächst die Frage, welches das Nothwendige sey, das, ungeachtet aller scheinbaren Willkür im Einzelnen, jeder vorhandenen Sprache gemein seyn müsse. Es liegt am Tage, daß dies nicht die durch Willkür oder Zufall entstandene Zusammenfügung einzelner Laute zu ganzen Wörtern seyn könne. Hier ist nirgend ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten; selbst die sogenannten Naturlaute machen keine Ausnahme, da sie als Nachahmungen wohl in ihrer Form, nicht aber in ihrem Vorhandenseyn den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen. Eben so wenig konnten die mannichfaltigen Arten der Umbiegung und Umwandelung, wie sie in den einzelnen Sprachen getroffen werden, hieher gehören, da auch sie sich völlig unabhängig von der ursprünglichen Form des

Denkens gestalten. Es bleibt demnach außer der Lehre über die Grundbestandtheile aller Sprachen (Buchstaben und Sylben — s. Schrift) und der allgemeinen Sprachbildungslehre (s. Sprache) für das Gebiet der allgemeinen Sprachlehre nichts übrig, als das Geschäft, das Daseyn der allgemeinen grammatischen Formen (der Redetheile, partes orationis) aus der Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens abzuleiten und zu erklären, und die Verbindung derselben zu Sätzen und Satzreihen logisch zu begründen. Ueber die allgemeine Lehre von den Redetheilen genüge hier Folgendes. Erst mit dem logischen Satze tritt eigentliche Sprache ein, und in ihm, als der einfachsten Aeußerung des urtheilenden Verstandes, müssen sich die wesentlichsten Arten der Wörter nachweisen lassen. Jeder Satz enthält zunächst einen selbstständigen oder selbstständig gedachten Begriff, Subject, und einen zweiten, unselbstständigen, der von jenem ausgesagt werden soll, Prädicat oder Attribut. Beide werden im Satze durch die Bedingung aller Selbstständigkeit und Eigenschaft, durch das Seyn, dessen Begriff eben darum mit seinem logischen Namen die Copula heißt, zur Einheit verknüpft. Für einen jeden dieser Begriffe muß es in der Sprache eine eigenthümliche Classe von Wörtern geben. Sonach entspricht dem Subject, als dem Selbstständigen vorzugsweise das Substantiv (Hauptwort), dem Prädicat das Attributiv oder Adjectiv (Eigenschaftswort) und der Copula das Verbum (Zeit- oder Wandelwort). Diese drei Wörterarten bilden eben so die Grundlage aller Rede, wie die ihnen entsprechenden Begriffe die Grundlage alles Denkens ausmachen, ohne daß jedoch deßwegen mit ihnen der Umfang des nothwendigen Wörtervorraths einer Sprache erschöpft wäre. Eben so wenig als das Denkvermögen bei jener einfachsten Leistung stehen bleibt, eben so wenig kann sich die Sprache auf die genannten Wörterarten beschränken, vielmehr tritt, sobald sich der einfache Satz zum ausgebildeten und zusammengesetzten erweitert, das Bedürfniß andrer Wörter ein, deren Arten nach den verschiedenen Verhältnissen, die sie in der Rede bezeichnen, verschiedene Namen erhalten. Das Wort, welches die mangelhafte Selbstständigkeitsform des Substantivs ergänzt, heißt Artikel (Selbstständs-, Geschlechtswort); Wörter, welche in dem Satze das Nennwort vertreten, heißen Pronomina (Personwörter); solche, welche ein Verhältniß des Substantivs zu einem andern bezeichnen, Präpositionen (Verhältnißwörter); diejenigen, welche die Zahl des selbstständigen Gegenstandes ausdrücken, Numeralia (Zahlwörter); Wörter, welche das Wie, Wo und Wann des Prädicats bestimmen, Adverbia (Umstandswörter); Wörter endlich, welche das Verhältniß mehrerer Sätze zu einander darstellen, Conjunctionen (Bindewörter). Die allgemeine Sprachlehre hat die hier genannten wesentlichen Formen der Rede nicht bloß aufzuzählen, worauf wir uns hier beschränken mußten, indem wir auf den besondern Artikel Redetheile verweisen können, sie bestimmt auch das Wesen und die Bedeutung derselben, d. h. sie entwickelt ihr Verhältniß zum logischen Satze nach allen denkbaren Beziehungen. Auf diesem Wege gelangt sie zugleich zu den verschiedenen Unterarten dieser allgemeinen Formen (Numerus, Genus, Casus, Tempus, Modus), deren genaue Bestimmung einen zweiten Haupttheil ihrer Forschungen ausmacht. Vergl. als Beispiel den Art. Substantiv und die besondern Artikel, welche von jenen Formen der Redetheile handeln. Endlich stellt sie die ersten Grundsätze der Wortfügung auf, befaßt

sich aber natürlich auch hier nur mit dem Allgemeinsten, für alle Sprachen Gültigen, indem sie zuvörderst das nothwendige Verhältniß der Abhängigkeit einzelner Redetheile von einander darthut, und dann die Verbindung derselben zu ganzen Sätzen und Satzreihen nach allen logisch-möglichen Beziehungen durchgeht. Vergl. den Art. Syntax. — Dies möge hinreichen, um das Gebiet der allgemeinen Sprachlehre zu bezeichnen. Es erhellt aus dem Gesagten, daß unsere Wissenschaft keineswegs ein Resultat der vergleichenden Sprachlehre seyn kann, sondern vielmehr dieser, welcher auf lediglich empirischem Wege das Gemeinsame mehrerer vorhandenen Sprachen auszumitteln sucht, als nothwendige Grundlage vorausgehen müsse. Während es nun die allgemeine Sprachlehre nur mit dem Nothwendigen, aller Sprache Gemeinschaftlichen zu thun hat, beschränkt sich die besondere auf die in der Erfahrung gegebenen, durch Bedürfnis und Zufall erzeugten Eigenthümlichkeiten irgend einer einzelnen Sprache, indem sie aus jener nur die leitenden und verbindenden Grundsätze in ihren Kreis herüberzieht. — So klein nun auch nach dem hier gegebenen Umrisse der Umfang dieser Wissenschaft zu seyn scheint, so wichtig und unentbehrlich ist sie doch als Grundlage jeder ernstern Sprachforschung; namentlich kann ihrer die besondre Sprachlehre, wenn sie nicht eine auf das bloße Gerathewohl angestellte Zusammenordnung willkürlicher Regeln seyn will, schlechterdings nicht entbehren. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob jede sprachliche Eigenthümlichkeit in der allgemeinen Sprachlehre ihre Begründung fände, was nur dann der Fall seyn könnte, wenn die Bildung der einzelnen Sprachen, frei von allen Einflüssen des Zufalls und der Willkür, das reine Erzeugniß eines prüfenden, sorgsam abwägenden Verstandes wäre. Auch hier ist ein Ideal nothwendiger Form, dem in der Erscheinung nichts vollkommen entspricht. Unsere Wissenschaft maßt sich nicht an, zu bestimmen, was allen Sprachen gemein seyn müsse; sie will nur zeigen, was allen gemein seyn sollte, und kümmert sich bei Aufstellung ihrer Gesetze durchaus nicht um die abweichenden Einzelnheiten des Vorhandenen. Ihre Wichtigkeit ist erst in neuern Zeiten recht erkannt werden, und hat ihr viele wackere Bearbeiter gewonnen. Dohin gehören unter den Engländern: Jac. Harris (Hermes oder philosophische Untersuchungen über die allgemeine Grammatik, übersetzt von Ewerbeck, 1788) und Monboddo (von dem Ursprunge und Fortgange der Sprachen, übersetzt von E. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, 1784); unter den Franzosen: Sylvestre de Sacy (Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre, bearbeitet von Vater, 1804); unter den Deutschen: J. Sev. Vater (Versuch einer allgemeinen Sprachlehre u. s. w. 1801); A. F. Bernhardi (Allgemeine Sprachlehre, 1800-1803 und dessen Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, Berlin 1805); Reinbeck (Handbuch der Sprachwissenschaft, Duisburg 1813); Jacob (Grundriß der allgemeinen Grammatik zum Gebrauch für Schulen, — und die ausführliche Erläuterung des Grundrisses, Leipzig 1814); endlich Roth (Grundriß der reinen allgemeinen Sprachlehre, Frankfurt 1815. 8). — Zu der oben genannten vergleichenden Sprachlehre und Sprachkunde haben Adelung (in seinem von Vater beendigten Mithridates) und Vater (z. B. Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörterbücher aller Sprachen der Erde), Kanne durch seine etymolischen Untersuchungen viel beigetragen. K. F.

Sprachreinigung, Ausscheidung des Fremdartigen aus der Sprache, ein Gegenstand, der in frühern Zeiten oft schon in Anregung gekommen, mehrmals wieder in Vergessenheit gerathen, neuerdings aber mit verdoppelter Lebhaftigkeit aufs neue ergriffen worden ist. Als das Joch der fremden Zwingherrschaft von Deutschland fiel, war es wohl ein sehr verzeihlicher Wunsch, auch die Sprache von den fremden Einflüssen befreit zu seyn, denen sie bis dahin, sich selbst und der Wissenschaft zu unläugbarem Nachtheil, unterlegen hatte. Es fehlte nicht an rüstigen Männern, die mit Kraft der Ausländerei in Rede und Schrift den Krieg ankündigten, freilich auch nicht an solchen, die ihr das Wort redeten, oder sie wenigstens unter gewissen Beschränkungen in Schutz nahmen. Jetzt, nachdem die erste leidenschaftliche Hitze verraucht ist, und die ruhigere Stimme der Ueberlegung wieder frei geworden, jetzt erst möchte es an der Zeit seyn, die Gründe für und wider von neuem der Prüfung zu unterwerfen. Wir maßen es uns nicht an, dieses auf dem Raume weniger Zeilen zu vollenden; es kann hier nur unser Zweck seyn, zuvörderst zu zeigen, was der Sprachreiniger beabsichtige, dann einen Maßstab zur Würdigung seiner Bestrebungen an die Hand zu geben, und endlich in aller Kürze auf das aufmerksam zu machen, was bis hieher für die Sache geschehen. — Die Sprachen sind entweder *ursprüngliche* oder *abgeleitete*. *Jene*, in ihrem Wesen durch und durch eigenthümlich und selbstständig, bilden sich aus sich selbst heraus; sie tragen die Wurzel jeder möglichen Form in sich, und müßten, stünden sie unter dem Einflusse sorgsamer und geschickter Pfleger, gleichen Schritt halten mit der steigenden Bildung der Völker, in deren Munde sie leben, d. h. die Gesammtheit ihrer Formen müßte an Umfang der jedesmaligen Anzahl herrschender Vorstellung vollkommen entsprechen; *diese* dagegen, ohne selbstständiges Leben, ruhen mit ihren Wurzeln in dem fremden Boden, aus dem ihr Daseyn hervorgegangen. In solchen kann von Sprachreinigung im vollsten Sinne des Wortes nicht die Rede seyn. Unvermögend, aus eigner Fülle Neues zu erzeugen, bleibt ihnen nichts übrig, als aus der Ferne herbeizuholen, was ihnen die Nähe verweigert; und sie können dies um so unbedenklicher, da ihnen der Vortheil lebendiganschaulicher Wortbildungen von Haus aus versagt ist. Man vergleiche nur in dieser Hinsicht die *französische* mit der *deutschen* Sprache, und in beiden die nächsten besten Bezeichnungen unsinnlicher Vorstellungen, wie noti[illegible], jugement, sentence, proposition, fantaisie etc. mit *Begriff*, *Urtheil*, *Satz*, *Einbildungskraft* und unzähligen andern. Unter den gebildeten Sprachen Europa's hat die *deutsche* allein Anspruch auf den Namen einer ursprünglichen, und folglich auch alle damit verbundenen Rechte. Es ist nicht zu läugnen, daß sie in frühester Zeit schon eine Menge fremder Beimischungen erfahren hat. So fern dies vor Entstehung eigentlicher Schriftsprache geschah, konnte der Sprache selbst kein wesentlicher Nachtheil daraus erwachsen, vielmehr müssen solche Beimischungen, da sie in dem Munde des Volks bald allen Zeichen fremder Herkunft entsagten und in Bau, Klang und Umendung sich den schon vorhandenen Formen völlig gleich gestalteten, als wahre Bereicherungen angesehen werden. Wer siehet Wörtern, wie: *Fenster*, *Pforte*, *Meister*, *Wein* u. a. ihren ausheimischen Ursprung an? Seit Jahrhunderten eingebürgert, haben sie sich in aller Weise mit den Urbildungen der Sprache verbrüdert, und gleiche

Rechte mit diesen erworben. Als aber später eine deutsche Schrift- und Gelehrtensprache sich zu bilden anfing, machten sich Sprachunkunde und Bequemlichkeit kein Gewissen daraus, ein Fremdwort nach dem andern einzuschwärzen, und als nun vollends zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein lebhafterer Verkehr mit dem höflicheren, witzigeren und feiner gebildeten Nachbarvolke anhob, und die Vornehmen, wie in andern Stücken, so in Ausländerei und Fremdsucht die Neigungen der mittlern und niedern Stände bestimmten, da drangen jene unzähligen todten, wurzellosen, undeutschen Wörter ein, die noch jetzt unsere reiche, fügsame Sprache verunstalten, und gegen welche die Reinigungsversuche so manches wackern Sprachforschers in früherer und letzter Zeit gerichtet waren. Scheu zogen sich nun die heimischen, regelrichtig gebildeten Ausdrücke vor dem vornehmen Scheinklange eines fremden Wortthums zurück, das viel zu stolz war, um den Zeichen der Fremdheit zu entsagen. So erhielten wir Wortbildungen, die, wie Einwanderer pflegen, weder fremd noch einheimisch seyn wollten, wie: Barbier, rasiren, Frisur, Antiquität, Majestät, Genialität, praesumiren und viele andere. Daß solche eingeschwärzte Formen die Einartigkeit der Sprache stören, ist einleuchtend; daß sie als todte, wurzellose Bildungen auf alle lebendigere Bedeutsamkeit und Anschaulichkeit Verzicht leisten müssen, ist gleichfalls unläugbar; die Rathsamkeit einer durchgreifenden Sprachsichtung kann demnach wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehn. Es fragt sich nur noch, ob sie auch möglich sey. Ueber die Fähigkeit der deutschen Sprache, mit wenigen Ausnahmen für jedes auszuscheidende Fremdwort hinlänglichen Ersatz darzubieten, kann bei ihrem Reichthume an brauchbaren, bildsamen Wurzeln und an guten, in der Schriftsprache noch unbenutzten mundartlichen Formen, so wie bei ihrer großen Freiheit in Bildung neuer Wörter durch Ableitung und Zusammensetzung kein Zweifel entstehen. Nur darf man nicht zu viel wollen auf einmal; nur darf man nicht glauben, als ob es nur einen Weg der Verdeutschung, den der Uebersetzung, gebe. In jeder Sprache gibt es Benennungen, die in der eigenthümlichen Denkweise des Volks ihren Grund haben. Solche wortgetreu übersetzen, hieße nichts anders, als freiwillig auf Selbstständigkeit und Volkthümlichkeit der Muttersprache Verzicht leisten. Es findet sich gewiß bald ein anderes, das, unserer Art zu sehen, näher verwandt, den darzustellenden Begriff faßlicher ausspricht, faßlicher wenigstens, als der bedeutungslose fremde Klang. Aber vielleicht wird, was an sich wohl möglich ist, durch die Eigenthümlichkeit derer, für die es geschieht, und durch deren Begünstigung es allein gedeihen kann, unausführbar. Unstreitig bieten sich von dieser Seite die meisten Schwierigkeiten dar. Jede neue Erscheinung, sie sey noch so trefflich, findet ihre Gegner; der alte Rock trägt sich immer bequemer, als der neue. Dazu die oberflächliche Allwisserei unserer Zeit, der das nächste, geläufigste Wort eben auch als das beste erscheint, gesetzt auch, es ließe den inwohnenden Begriff nur errathen. Darf man sich noch wundern, wenn die ernstlichst gemeinten Versuche unserer Sprachreiniger von allen Seiten, von Gelehrten und Ungelehrten, mit Hohn und Verspottung empfangen worden sind? Doch Schwierigkeit begründet noch keine Unmöglichkeit. Was die Zeitgenossen verwarfen, ergreift mit Liebe vielleicht die Zukunft; was im Ganzen und auf einmal keinen Eingang fand, erwirbt sich vielleicht, ist es nur sonst gut, im Einzelnen und allmählig eine freund-

liche Aufnahme. Darum werde jeder geistvolle Beitrag mit Liebe begrüßt, nicht verschrien und verlacht, wie in der letzten Zeit so oft wohl geschehen ist. Was seit zwei Jahrhunderten von so vielen Trefflichen, trotz alles Widerstrebens ihrer Zeit, immer wieder von neuem mit Ernst und Begeisterung ergriffen worden, kann doch wohl nicht so ganz verwerflich seyn. Hier nur noch eine flüchtige Uebersicht des Wichtigsten, was in der Sache der Sprachreinigung in früherer und späterer Zeit gethan worden ist. Schon Martin Opitz spricht manch treffendes Straf- und Mahnwort gegen Sprachmenger und Sprachverderber in seinem Buche von der deutschen Poeterei. Weiter ging Philipp von Zesen; Reinigung und Fortbildung der Sprache war sein Hauptzweck, den er nicht nur in dahin einschlagenden Schriften (vorzüglich in seinem Rosenmond, Hamburg, 1651), sondern auch als Stifter eines bloß zu diesem Ende errichteten Vereins mit schwärmerischer Liebe verfolgte. Der letztere bestand zu Hamburg unter dem Namen der deutschgesinnten Genossenschaft vom J. 1643 bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Aehnliche gleichzeitige Verbrüderungen zu gleichem Zwecke waren: die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der Blumenorden an der Pegnitz zu Nürnberg seit 1644, der Schwanenorden an der Elbe seit 1660. Erfolgreicher aber als die Bemühungen dieser Vereine war die Wirksamkeit einzelner tüchtiger, für die Sache begeisterter Männer. Leibnitz schrieb zwar selbst wenig in deutscher Sprache, wirkte aber thätig für ihre Geschichte und Vervollkommnung. Er erklärte wiederholt, daß unter allen lebenden Sprachen für die Darstellungen einer wahren Philosophie keine geeigneter sey, als die deutsche. (S. u. a. Leibnitii diss. de stilo philosophico, und seinen deutschen Aufsatz von der Verbesserung der deutschen Sprache.) Die Richtigkeit seiner Behauptung bewährte sich bald in den rechtswissenschaftlichen und philosophischen Darstellungen zweier Männer, Ch. Thomasius und Ch. v. Wolfs, Namen, die nicht bloß in der Geschichte der genannten Fächer, sondern auch in der Sprache immer einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Wie Klopstock, der kühne, glückliche Sprachbildner, über unsern Gegenstand dachte, ist bekannt, läßt er doch die Sprache selbst ihren Verunstaltern zurufen:

> „Wer mich verbrittet, ich haß' ihn! mich gallizismet, ich haß' ihn!
> Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
> Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
> Ließ mir Hellänis; sie bildete sich durch sich." —

Voßens, des unübertrefflichen Uebersetzers, Verdienste um allseitige Sprachbereicherung, wer kennt sie nicht? Wer weiß es nicht, wie er, die Eigenthümlichkeiten der Mundarten mit Umsicht benutzend, in ihnen eine neue, unversiegbare Quelle der Sprachbereicherung eröffnete? Ganz eigentlich aber als Sprachreiniger machen auf den Dank der Zeitgenossen Anspruch: Campe (Ueber die Reinigung und Bereicherung der Sprache, drei Versuche, 1791 — 1795, und: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, Braunschweig 1801. Ferner: Wörterbuch der deutschen Sprache, 5 Theile, Braunschweig 1807 ff.); Kinderling (Ueber die Reinigung der deutschen Sprache 2c. Berlin 1795); Heynatz (Versuch eines deutschen Antibarbarus, 2 Thle, Berlin 1797); Wolke (in mehrern Werken); Jahn (Bereicherung

des hochdeutschen Sprachschatzes, Leipzig 1806); C. W. Kolbe (Ueber Sprachmengerei u. s. w., und noch ein Wort über Sprachreinheit rc. Berlin 1815. Schwarze ein deutsches Wort über die ausländischen termini technici, in Schlegels deutschem Museum, Jahrgang 1813, Februarheft); Radlof (Ueber die Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, 1811), und K. Müller (Allgemeines Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache, Leipzig 1814). Auch Heinsius Sprach- und Sittenanzeiger verspricht Gutes. Mehr als von den obengenannten Vereinen läßt sich von der jüngst zu Berlin gegründeten Gesellschaft für deutsche Sprache erwarten, da sie nicht nur unter ihren Vorstehern und Pflegern Sprachforscher, wie Zeune, Jahn, Heinsius und Wolke, sondern auch unter ihren übrigen Mitgliedern mehrere um deutsches Volk- und Wortthum hoch verdiente Männer zählt. Die verständig geordnete Sammlung ihrer Gesetze ist im Jahr 1817 im Druck erschienen, doch bis jetzt, so viel wir wissen, nur unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt worden. K. F.

Sprachrohr. Man weiß, daß sich der Schall nach Art der Lichtstrahlen ausbreitet und fortpflanzt. Wenn man also, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, so muß der Schall verstärkt werden, weil die festen Seitenwände der Röhre diejenigen Schallstrahlen, die sonst entweichen würden, zusammenhalten. Giebt man hiernächst der Oeffnung dieser Röhre noch eine solche Gestalt, daß die Schallstrahlen nach den, gleich den Lichtstrahlen, erlittnen wiederholten Zurückwerfungen parallel oder doch fast parallel herauskommen; so wird ein so vorgerichtetes Instrument, mittelst dessen man sich nun auf große Entfernungen hörbar machen kann, ein Sprachrohr genannt. Dr. N.

Sprachsäle s. Sprachgewölbe.

Sprecher (englisch Speaker) oder Redner im großbritannischen Parlamente, ist eine Person, welche bei vorkommenden Gelegenheiten im Namen der übrigen Glieder das Wort führt. Beide Parlamentshäuser haben ihren besondern Sprecher, welchem, wenn er ein- und ausgeht, das Scepter vorgetragen wird. Bei dem Oberhause vertritt diese Stelle der Lordgroßkanzler. Der Sprecher im Unterhause oder Hause der Gemeinen (Speaker of the House) ist eine sehr wichtige Person; ohne ihn kann das Unterhaus nichts thun. Er muß ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, und ein Mann von großer Geschicklichkeit und Erfahrung, besonders in Parlamentsangelegenheiten, seyn. Wenn die Stelle erledigt ist, so befiehlt der König, einen neuen Sprecher zu wählen; dieß geschieht von den Gliedern des Unterhauses, welche den Neuerwählten dem Könige zur Bestätigung vorschlagen. Der Sprecher hat seinen Sitz mitten im Saale, und einen Actuarius neben sich. Er sammelt die Stimmen, und führt das Wort, wenn das Unterhaus durch eine Deputation im Oberhause oder vor dem Könige erscheint. In zweifelhaften Fällen gilt seine Entscheidung. Durch ihn gehen alle an das Unterhaus gerichteten Anträge. Es ist eine mühevolle und mit Aufopferung verbundene, aber auch einträgliche Stelle, und die zu wichtigern Aemtern führt. Es sitzen jetzt vier Lords im Oberhause, welche früher Sprecher im Unterhause waren, die Lords Redesdale, Grenville, Sidmouth, (sonst Addington, jetzt Staatssecretair des innern Departements) und Colchester (sonst Abbot), der 16 Jahre hindurch, von 1801 bis 1817, Sprecher war, und als er die Stelle niederlegte, nicht nur vom Prinzen Regenten

zum Pair erhoben wurde, sondern auch vom Unterhause eine jährliche Pension von 4000 Pf. Sterling bewilligt erhielt. Sein Nachfolger, der dermalige (1818) Sprecher, ist Manners-Suttop, Sohn des Erzbischofs von Canterbury.

Spree (wendisch Sprowa), ein Fluß, entspringt in dem budissinischen Kreise in der Oberlausitz, zwischen den Dörfern Ebersbach und Gersdorf, unweit der böhmischen Gränze, nimmt in ihrem Laufe mehrere kleine Flüsse auf, durchschneidet in der Niederlausitz mit mehr als 300 Armen den Spreewald, wird bei Cossenblatt schiffbar, geht durch den Schwilochsee, dann bei Berlin vorbei, bildet daselbst eine Insel, auf welcher ein Haupttheil dieser Residenz, Cöln an der Spree, gebaut ist, und fällt unterhalb Spandau in die Havel. Sie ist durch den Friedrich-Wilhelms-Canal mit der Oder verbunden (s. Canäle). — Der Spreewald in der Niederlausitz, der von vielen Armen der Spree durchströmt wird, ist ein sechs Meilen langer und 1½ Meilen breiter Bruch, der mit vielem Laubholze bedeckt ist, aber auch sieben Dörfer, viel Wiesen, Huthungen und Aecker enthält. Die größtentheils wendischen Einwohner unterhalten, außer der beträchtlichen Viehzucht und Fischerei, auch einen starken Gemüsebau an Bollen, Meerrettig, Gurken &c., die nach Berlin und Dresden verfahren werden.

Sprengel (Matthias Christian). Dieser verdienstvolle Historiker, der als Professor der Geschichte und erster Bibliothekar der Universität zu Halle im J. 1803 starb, war zu Rostock den 24sten August 1746 geboren, woselbst er auch seinen ersten Unterricht erhielt. Zum Geschichtschreiber bildete er sich vorzüglich unter Schlözer in Göttingen, bei dem er lange Zeit wohnte. Hier wurde er auch Professor, bis er im Anfange des Jahrs 1780 nach Halle berufen wurde. Dort nutzte er besonders durch seine Vorlesungen über die Statistik, wozu er viele treffliche Materialien nicht ohne kritischen Geist gesammelt hatte. Leider ist sein darüber hinterlassenes Werk dem Publicum nicht übergeben worden. Später hinderte ihn seine zunehmende Kränklichkeit, viele Vorlesungen zu halten. Noch mehr aber ist zu bedauern, daß er an der Vollendung seiner trefflichen historischen Werke, in denen sich großer Scharfblick, seltene Gelehrsamkeit und eindringende Kritik mit einer geistvollen Darstellung verbunden findet, verhindert wurde. Von seiner geistvollen Bearbeitung der englischen Geschichte ist nur ein Theil erschienen, ein Fragment, das immer großen Werth behalten wird. Gleich schätzbar ist seine erst kurz vor seinem Tode herausgekommene Geschichte von Ostindien. Die Geschichte dieses Landes hatte Sprengel unter allen gleichzeitigen Gelehrten gewiß am meisten inne, und Deutschland verdankt seinem Fleiße und Forschungsgeiste die genauern Nachrichten und historischen Entwickelungen, die es von diesem Lande und den daselbst seit dem J. 1770 vorgefallenen Kriegen und Unruhen besitzt. Sie finden sich theils in Taschenbüchern, theils in eignen Schriften. Außerdem verdanken wir ihm eine Reihe von fremden Reisebeschreibungen, deren Redaction er anfänglich mit seinem Schwiegervater, J. R. Forster, und nach dessen Tode allein besorgte. Sie sind theils im Industriecomptoir in Weimar, theils in Halle, theils in Berlin herausgekommen, und wenn auch manches zu wünschen übrig lassen, so haben sie doch unläugbar zur Erweiterung der Erdkunde in Deutschland wesentlich beigetragen.

Sprengel (Kurt), Professor an der Universität **Halle**, einer der ersten Botaniker und gelehrtesten Aerzte unserer Zeit, ist 1766 in Pommern geboren. Sein äußeres Leben bietet, wie das Leben der meisten Gelehrten, wenig Merkwürdiges dar, und wir führen daher nur einige seiner wichtigsten Schriften an, die ihm nicht bloß in Deutschland sondern in ganz Europa den Ruf eines der gelehrtesten Männer unserer Zeit erworben haben. I. Geschichte der Arzneikunde, 5 Thle. II. Anleitung zur Kenntniß der Gewächse. 3 Thle. III. Historia Rei Herbariae. 2 Vol. IV. Geschichte der Botanik. 2 Thle. V. Institutiones medicae. 6 Vol. VI. Handbuch der Pathologie. 2 Thle. Diese Werke sind sämmtlich in mehrern Auflagen erschienen und in verschiedne Sprachen übersetzt. Sprengel ist vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied und zugleich Vorsteher des botanischen Gartens in Halle.

Sprengen ist ein Ausdruck, den die Steinhauer, Minirer und Ingenieurs gebrauchen, um damit die schnelle Trennung des Gesteins zu bezeichnen. Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr und selbst der Flözkalk, lassen sich nicht anders absondern oder zertheilen, als durch die Gewalt des Schießpulvers, welches durch seine Entzündung plötzlich eine kaum zu berechnende Menge elastischer Flüssigkeit erzeugt, die, durch die Hitze noch mehr verdünnt, jene wundervollen Wirkungen hervorbringt. Um nur einigermaßen den Versuch einer Berechnung bei diesen Wirkungen zu machen, hat man zu finden geglaubt, daß die Geschwindigkeit jener elastischen Flüssigkeit 10,000 Fuß in einer Secunde betrage. Den Druck, oder die Kraft, womit sich diese Flüssigkeit ausdehnt, hat man gleich tausend Atmosphären gesetzt. Welche erstaunliche Wirkungen durch das Sprengen der Felsen hervorgebracht werden können, haben die neueren Arbeiten an der Straße über den Simplon, an dem Trollhättakanal und an dem großen kaledonischen Kanal bewiesen. Um einen Felsen zu sprengen, muß man zuerst die Gebirgsart, ihr Streichen und die verschiedenen Lager derselben kennen. Man bohrt alsdann ein Loch von einem halben bis zu drittehalb Zoll im Durchmesser, und von wenigen Zollen bis zu mehreren Fußen in der Tiefe. Die Richtung des Loches ist nach dem Streichen der Gebirgsart verschieden. Sie kann unter allen Winkeln von der senkrechten bis zur horizontalen Linie gehen. Ist das Loch hinlänglich tief gemacht, so ladet man es mit Schießpulver, dessen Menge verschieden ist, nachdem der Felsen mehr oder weniger Härte hat. Dann setzt man den Ladestock auf, womit das Pulver zusammengedrückt wird, und bringt nun gebrannten Thon oder kleingestoßene Ziegel darauf, drückt dieß auf das Pulver, während der Ladestock noch in der Mitte feststeht. Endlich füllt man die Höhle mit kleingeschlagenen Steinen oder Erde rings um den Ladestock, drückt dieselben fest, zieht dann den Ladestock heraus und füllt die Höhle, die er gelassen, entweder mit Pulver oder mit Waizen- oder Gerstenstroh, zwischen welches man Pulver hineinschüttet. Ist dieß geschehen, so legt man eine Lunte unmittelbar auf das Pulver, welches zu oberst auf dem Stroh liegt, und zündet diese an, worauf sich ein jeder entfernt, weil nach dem ersten Aufblitzen der Flamme in kurzer Zeit die Spaltung des Felsen mit großem Krachen erfolgt. Doch geschicht an mehrern Orten das Anzünden des Pulvers unten im Loche auch durch eine Rakete, die an der Zündnadel befestigt ist. — Vergl. den Artikel **Mine**.

Sprichwörter, Sprichwörterspiel. Man versteht unter Sprichwörtern Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, die sich meistentheils durch Kürze, durch Wahrheit, durch Witz, durch Reim und dergleichen so auszeichnen, daß man wohl begreift, wie sie nach und nach in Aller Mund gekommen sind. Sprichwörter sind wahre Wörter, sagt man daher selbst mit einem Sprichwort, und Sailer nennt die in den Sprichwörtern steckende Wahrheit auf dem Titel seines interessanten Buchs die Weisheit auf den Gassen. Inzwischen da sie nur Aussprüche des gesunden Menschenverstandes über Gegenstände des Thuns und Treibens der Menschen sind, so darf es uns nicht wundern, daß man sie nicht als unumstößliche Sätze, als Axiome anzusehn hat; im Gegentheil gibt es fast kein Sprichwort, das nicht durch ein andres geradezu aufgehoben würde. Das Sprichwort z. B., der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande, wird es durch das: „der Heller gilt nur, wo er geschlagen ist!" Die meisten Sprichwörter sind so alt, daß man ihre Entstehung nicht mehr anzugeben weiß, und viele jetzt wohl anführen hört, ohne daß sie der, der sie erwähnt, genau versteht. Als Beispiel führen wir nur die wenigen an. „Er zehrt von der Schnur; er hat Maulaffen feil; er hat's am Schnürchen; es will Niemand der Katze die Schelle umhängen; er hat Haare auf den Zähnen;" zu denen sich noch viele setzen ließen. Das erstere bezieht sich auf die Gewohnheit der Vorfahren, goldne Schaumünzen an einer Schnur um den Hals zu tragen, von der man in der Noth wohl eine nach der andern abnahm und verkaufte; das Maulaffen feil haben ist eigentlich das Maul veel appen haben, d. h. das Maul viel offen haben, aufsperren. Das am Schnürchen haben, bezieht sich auf Krämer, deren ganzer Vorrath an einer Schnur hängt, die ohne weiteres übersehen werden kann. Der Katze die Schelle anhängen, sollte die Schwierigkeit anzeigen, die es gibt, einer vornehmen Weibsperson die Halskrause mit Schellen umzuhängen. Katze ist nämlich das verunstaltete Käthe, Käthe das zusammengezogene Catharine. Liederliche Weibspersonen führte man mit einer Schellenkrause zur Schau herum. Wenn jedoch eine Vornehme Ausschweifungen beging, dann wollte Niemand der Käthe die Schelle umhängen. Es ist wegen des ganz eignen Nationalanstrichs dessen, was durch Volkssitte und Gewohnheit die Sprichwörter zu einem Nationaleigenthum macht, durchaus nicht immer möglich, Sprichwörter wörtlich aus einer Sprache in die andre überzutragen. Jedes Volk hat seine eignen, durch seine Sitten und Gewohnheiten u. s. f. gebildeten. Sprichwörter lassen sich durch Worte oder Geberden, wo Bildung und Phantasie zu Hülfe kommt, leicht in kleinen dramatischen Spielen versinnlichen, und so sind die Sprichwörterspiele häufig eine Quelle des gesellschaftlichen feinern Vergnügens, das dem einen Theile in der Ausführung, dem andern im Zuschauen Freude gewährt. Sammlungen von Sprichwörtern haben schon Agricola und Des. Erasmus (Adagia) veranstaltet. *r.

Springbrunnen. Was bei der einfachsten Art von Springbrunnen vorgeht, läßt sich aus dem bekannten hydrostatischen Gesetze, daß eine Flüssigkeit in zwei communicirenden Röhren gleich hoch steigt, leicht erklären. Denn nimmt man dem gemäß z. B. ein mit Wasser gefülltes Bassin auf einer Höhe, und eine damit communicirende, tiefer stehende Röhre an, so muß sich das Wasser in letzterer eben so hoch heben wollen, und also, wenn sie dazu nicht lang genug ist, mit

Gewalt herausspringen. Wenn der Strahl nachher in freier Luft nicht ganz die nehmliche Höhe erreicht, so folgt dieß ganz natürlich daraus, daß er nicht mehr durch die festen Seitenwände der Röhre zusammengehalten wird. Mit dieser, aus dem bloßen Gewichte des Wassers entspringenden Wirkung, läßt sich nun noch die Kraft eigener Druckwerke vereinigen, um auf diese Weise den Wasserstrahl zu ganz erstaunlichen Höhen zu treiben, wie denn hiervon unsre gewöhnlichen Feuerspritzen, die in so fern hierher zu zählen sind, einen deutlicheren Begriff geben, als eine Beschreibung im Stande ist. — In einem gewissen Sinne gehören auch die, unter dem Namen Heronsball und Heronsbrunnen bekannten Spielereien hierher; es ist davon in einem eignen Art. gehandelt worden (s. Heronsball).

Spröde (in der Physik). Das Spröde an den Körpern wird dem Biegsamen, Dehnbaren entgegengesetzt. Blei z. B. ist biegsam, dehnbar; Glas, spröde. Ueber die eigentlichen Gründe dieser Verschiedenheit, sofern sie von der Art des Zusammenhangs der kleinsten Theile der Körper abhängig ist, weiß die Naturlehre nichts befriedigendes zu sagen.

Spurstein, der allgemeine Name solcher, in der Natur sehr häufig vorkommenden Steine, in welchen man Spuren vegetabilischer oder animalischer Körper findet. Diese Steine führen zu merkwürdigen Schlüssen über eine, unsere Erde vor vielen Jahrtausenden betroffene große Revolution durch Wasser und Feuer.

Spurzheim (Caspar). Dieser bekannte Begleiter des Dr. Gall auf dessen Reisen durch Europa ist 1776 in der Nähe von Trier geboren. Er machte seine medizinischen Studien in Wien, als er im J. 1800 mit Gall bekannt wurde, für dessen Ansichten uber Craniologie und Cranioskopie er sich bald so interessirte, daß er sich ihm persönlich anschloß und seit dieser Zeit nicht aufgehört hat, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Er begleitete Gall auf seiner großen Reise (in den Jahren 1805 — 1807) durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Frankreich, wo Ersterer an jedem bedeutenden Orte einen oder mehrere Cursus von Vorlesungen hielt, bei welchen ihm Dr. Spurzheim als Demonstrator zu assistiren pflegte. In Paris gaben sie gemeinschaftlich mehrere Memoiren heraus. Spurzheim reisete später nach England, Schottland und Irland, hielt an jedem größern Orte Vorlesungen und suchte seinem Systeme und seiner Lehre, die jetzt von denen Galls in mehreren Punkten abweichen, durch Denkschriften und größere Werke Eingang zu verschaffen.

Staal (Frau von), vorher unter dem Namen der Mademoiselle de Launai bekannt, war die Tochter eines Malers zu Paris. Ihr Vater mußte Frankreich verlassen, und hinterließ sie in großer Dürftigkeit. Durch Zufall kam sie in das Stift St. Louis zu Rouen, aber der Tod der Priorin dieses Klosters versetzte sie wieder in ihren ersten hülflosen Zustand. Deßhalb mußte sie als Kammerjungfer bei der Herzogin von Maine in Dienst treten. Ihre Kurzsichtigkeit und Unbeholfenheit machten sie jedoch zu dieser Stelle wenig geschickt, und sie stand schon im Begriff, dieselbe wieder aufzugeben, als die Herzogin durch ein sonderbares Ereigniß den Werth ihrer Kammerjungfer kennen lernte. Ein junges schönes Mädchen zu Paris, Tetard, spielte auf Anstiften ihrer Mutter die Rolle einer Besessenen. Die ganze Stadt, ja der Hof selbst, eilten herbei, um das angebliche Wunder zu sehen. Da auch der Philosoph Fontenelle, gleich allen

Uebrigen, bei der Besessenen gewesen war, schrieb ihm Mademoiselle de Launai einen überaus witzigen Brief über das vortheilhafte Zeugniß, welches er der Tétard ertheilt hatte. Jene geistreiche Kleinigkeit erregte Aufsehen, und die Herzogin du Maine zog von diesem Augenblick an die de Launai zu allen Festen, welche zu Sceaux gegeben wurden. Sie machte die Verse zu einigen Stücken, welche man dort spielte, und entwarf zu andern die Plane. Schnell erwarb sie sich das Vertrauen und die Hochachtung der Prinzen, und die verdienstvollsten Personen, welche jenen Hof zierten, ein Fontenelle, Chaulieu und andre bewarben sich mit Eifer um die Gunst dieses witzigen Mädchens. Während der Regentschaft fiel die de Launai mit der Herzogin von Maine in Ungnade, und war zwei Jahre lang in der Bastille eingeschlossen. Nach wiedererlangter Freiheit leistete sie der Prinzessin wichtige Dienste, und die letztere verheirathete sie aus Erkenntlichkeit dafür an einen Herrn von Staal, Capitain bei der Schweizergarde und Maréchal de Camp. In der Unterhaltung zeigte Frau von Staal weniger Geist und Lebhaftigkeit, als in ihren Schriften. Dies war Folge ihrer Schüchternheit und übeln Gesundheit. Ihr Charakter war aus guten und schlimmen Eigenschaften gemischt; allein die guten herrschten vor. Sie starb 1750. Man hat nach ihrem Tode ihre Mémoires (3 Vol. 12) herausgegeben, und einen 4ten Band hinzugefügt, welcher zwei Lustspiele enthält, denen es, bei manchen einzelnen Schönheiten, doch an Einheit der Handlung und einer wohl verbundenen und wohl aufgelös'ten Intrigue fehlt. Ihr vorzüglichstes Verdienst ist der lebhafte und geistvolle Dialog. Die Denkwürdigkeiten der Frau von Staal enthalten freilich keine großen Ereignisse, sie sind aber sehr interessant. Auch die Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt, welche erst 1806 zu Paris (2 Vol. 12.) herauskamen, sind mit viel Eleganz und in einem edeln Styl geschrieben. Sie ziehen durch die Darlegung eines tiefen, zarten und feinen Gefühls an.

Staar. Man versteht darunter zwei Arten von Blindheit, von welchen die eine mit dem Namen des grauen, die andre mit dem des schwarzen Staars belegt wird; beide sind eigentlich als ganz verschiedene Krankheiten anzusehen. Der graue (auch weiße) Staar (cataracta) besteht in einer organischen Krankheit der Crystalllinse und deren Kapsel, wodurch die Durchsichtigkeit dieser Organe verloren geht, und eine Verminderung oder Vernichtung des Gesichts erzeugt wird. Denn die Lichtstrahlen können unter diesen Umständen nicht zur Netzhaut (Nervenhaut) des Auges gelangen, um dort die Gesichtssensation zu erregen. — Die Cataracte oder die organische Krankheit der Crystalllinse rührt zwar oft von Entzündung dieses Organs her, jedoch scheint diese nicht jederzeit vorherzugehen, sondern bisweilen auch durch eine Art von Trennung der Linse ihre Ernährung gestört zu werden; nicht weniger liegt eine andre Ursache in der Stimmung der Irritabilität, wie sie sich da vorfindet, wo die Iris heller, blau oder graublau gefärbt ist. Auch von manchen allgemeinen Krankheiten, z. B. Gicht, Rheumatismus, Skrofel, leitet man diese Krankheit ab, so wie sie auch durch das höhere Alter begünstigt werden soll. Sogleich beim Anfange der Krankheit entdeckt man dicht hinter der Pupille eine grauliche, nebliche Trübung, und auch dabei wird das Gesicht oft nur periodisch geschwächt, die sogenannten mouches volantes sind oft zugegen. Bei fortschreitendem oder ausgebildetem Uebel wird die Trübung bedeutender, und das Gesicht mehr (obwohl oft nicht

ganz) verhindert. Merkwürdig ist hier der schwarze Ring, der die Verdunkelung häufig umgibt. — Die Arten des grauen Staars werden nach dem Sitze desselben in Linsen-, Kapsel- und Kapsellinsenstaar unterschieden. Bei dem Linsenstaar, der am häufigsten vorkommt, ist die Verdunkelung in der Mitte am bedeutendsten, und nimmt nach den Seiten hin ab, daher solche Kranke in schiefer Richtung, bei schwachem Lichte und dadurch bewirkter Erweiterung der Pupille noch etwas sehen können. Die Farbe der Linse ist dann gewöhnlich graulich weiß; in einzelnen Fällen auch milchweiß, oder gelblichgrau, graubraun, ja sogar schwarzbraun, schwarzgrau gefunden worden. In Hinsicht auf die Consistenz ist die Linse entweder zu hart, bisweilen wie Stein, oder auch zu weich und aufgelöst. Bisweilen ist nur der innerste Theil der Linse verdunkelt. Bei dem Kapselstaar bemerkt man, daß die Verdunkelung nicht immer in der Mitte, sondern auch an andern und oft an mehreren Stellen zugleich entsteht. Die Farbe der Verdunkelung ist daher oft ungleich, streifig, an dem einen Punkte dichter als an andern. Nach der vollkommnen Ausbildung des Uebels verbreitet sie sich jedoch auch gleichmäßig. — Die Kapsel selbst ist bisweilen bloß verdunkelt, bisweilen aber auch angeschwollen und mit Auswüchsen bedeckt. — Der Kapsellinsenstaar begreift die Cataracten in sich, wo die Kapsel und die Linse gleichzeitig verdunkelt sind, und auch die, bei welchen die Linse mehr oder weniger aufgelöst, und die Morgagnische Feuchtigkeit getrübt und verdunkelt ist. Die **Heilung** des grauen Staars kann nur dadurch zu Stande kommen, daß das materielle Hinderniß des Sehens, die Verdunkelung der Linse, gehoben oder die Linse selbst entfernt werde. Die Mittel, welche man für den ersten Zweck anwendet, beziehen sich theils darauf, daß das schon verdunkelte wieder resorbirt werde, theils darauf, daß der krankhafte Prozeß selbst, der die Verdunkelung herbeiführt, unterdrückt oder wenigstens aufgehalten werde. In der erstern Absicht ist die Kunst des Arztes schwach und von selbst entstehend beobachtet man die Resorption bisweilen unter entsprechenden günstigen Bedingungen. Oertliche Anwendung von reizenden Dingen kann leicht die Entzündung des Auges befördern. — Um die zweite Absicht zu erreichen, ist theils die gehörige Berücksichtigung der Ursachen, z. B. die Entzündung der Linse rc. anzurathen, theils werden einige specifische Mittel, z. B. Mercurialsalbe, Digitalis, Pulsatille, Belladonna u. a. empfohlen. Indessen ist auch diese Curmethode ziemlich unsicher, und die Operation bleibt in den mehrsten Fällen die letzte und sicherste Zuflucht. Durch diese aber wird die Linse sammt ihrer Kapsel entweder ganz aus dem Auge entfernt, oder nur aus ihrer Verbindung und an einen Ort gebracht, wo sie dem Sehen kein Hinderniß entgegenstellt, theils in einen solchen Zustand versetzt, daß sie nach längerer oder kürzerer Zeit aufgelöst und eingesogen wird, indem sie aus ihren Gefäßverbindungen gerissen, oder schon im Auge zerstückt ward. — Die Operation, durch welche die Linse aus dem Auge entfernt wird, heißt die Ausziehung (extractio cataractae). Nachdem die gehörigen Vorbereitungen getroffen sind, die sich theils auf das Auge, theils auf den Sitz des Kranken, theils auf die Befestigung des so sehr beweglichen Auges beziehen, wird vermittelst eines sogenannten Staarmessers in die Hornhaut in einiger Entfernung von der harten Haut (der weißen Haut) eingestochen. Der Operateur bemerkt sich auf der entgegengesetzten Seite einen Punkt, auf dem die Spitze wieder hervordringen soll, und diesen sucht er zuvörderst zu erreichen. Wenn dies ge-

schehen, so schiebt er nun langsam das Messer weiter, und bildet dadurch einen halbmondförmigen Lappen, und wenn beim Herausführen die Conjunctiva sich sehr ausdehnt, so schneidet er diese lieber mit der Scheere vollends durch. Ist der Schnitt gehörig groß, so dringt nun oft, ohne weitere Bemühung des Operateurs, bloß durch die Zusammenziehung der Augenmuskeln veranlaßt, die verdunkelte Linse hervor und fällt aus dem Auge heraus. Im Gegentheil läßt man das Auge einige Augenblicke ruhig, und öffnet dann mit einer Art Nadel die Kapsel der Linse, indem die Spitze derselben durch die Hornhautwunde vorsichtig eingebracht, und die Kapsel verletzt wird. Nun dringt die Linse entweder von selbst durch die Pupille und Hornhautwunde hervor, oder es wird dieß durch einen gelinden Druck auf das Auge veranlaßt und unterstützt. Gewöhnlich sieht nun der Kranke, und die Operation ist vollendet; oder es sind Ueberreste von der Kapsel oder der Linse zurückgeblieben, die noch durch neue Handgriffe entfernt werden müssen; oder der Kranke sieht nicht, weil er entweder amaurotisch zugleich ist, oder weil die Nervenhaut des Lichts entwöhnt und durch die Operation noch überdieß erschüttert ist. In dem letztern Falle sehen die Operirten bei schwächerm Lichte oder erst einige Tage nach der Operation. Hier muß ungesäumt zur Anlegung des Verbandes geschritten werden. — Bei allen übrigen Staaroperationen wird die Linse im Auge gelassen; hieher gehört zuerst die Niederdrückung des grauen Staars (depressio cataractae), deren schon Celsus gedenkt. Mit der sogenannten Staarnadel, die an der Spitze zweischneidig ist, sticht man 1 — 2 Linien von dem Rande der Hornhaut auf der äußern Seite des Auges in das Weiße des Auges ein, stößt die Nadel so tief hinein, daß sie hinter der Pupille vor der Linse erscheint, legt sie auf den Rand derselben auf, und drückt sie nach unten in die hintere Augenkammer herab, und zieht, nachdem dies geschehen ist, und man sich versichert hat, daß die Linse dort verbleibt, die Nadel wieder hervor, worauf das Auge wie bei der Extraction verbunden wird. Von dieser Operation unterscheidet sich die von Willburg und Scarpa angegebne Umlegung des grauen Staars (reclinatio cataractae) dadurch, daß man durch eine entsprechende Wendung der Nadel die Linse vielmehr umdreht als herabdrückt. Sie wird alsdann von dem hervordringenden Glaskörper schnell bedeckt, und steigt nicht so leicht wieder in die Höhe, als dies bei der bloßen Niederdrückung geschieht. — In den neusten Zeiten endlich ist man auf die Idee gekommen, vermittelst eines Stiches durch die Hornhaut den Staar niederzudrücken, oder auch denselben so zu verletzen und aus seinen Verbindungen zu bringen, daß er resorbirt werde. Es ist diese Idee vorzüglich von Buchhorn und Langenbeck zuerst ausgeführt, und die Operation, die den Namen von Keratonyxis, Hornhautstich, erhalten hat, genau beschrieben worden. — Es wird von den Augenärzten bald diese, bald jene Operationsweise besonders begünstigt, aber es wird ihre Anwendbarkeit von der Verschiedenheit des Staars selbst abhängen, und ein guter Augenarzt muß in allen geübt seyn. Nach der Operation muß die Lage des Kranken besonders berücksichtigt und alles abgewendet werden, was irgend die Entstehung der Entzündung begünstigen könnte; insbesondre muß der Reiz des Lichtes noch mehrere Tage vermieden werden. Treten solche Zufälle ein, welche die Heilung stören, so müssen sie gehörig beseitigt werden; indessen sind sie beinahe jederzeit bedenklich, und zerstören dann oft die Fähigkeit zum Sehen unwiederbringlich. — Der schwarze

Staar, Amaurose (amaurosis, gutta serena) ist die Blindheit, die von Fehlern des Sehnerven (nerv. optic.), und seiner Ausbreitung (der Nervenhaut, Netzhaut, retina) herrührt. Diese Fehler sind theils organische, wie z. B. Verknöcherungen der Netzhaut und Desorganisation des Nerven, mit welchen natürlich die Sehkraft desselben verloren gehen muß. Auch der Druck desselben durch Erostosen rc und Verletzungen der Netzhaut (wie z. B. durch schneidende Instrumente) haben unausbleiblich dieselbe Folge. Zu grelles Licht, oder zu starke Anstrengung der Augen bei schwachem Lichte, zu schneller Uebergang aus der Finsterniß in helles Licht, die Cloakluft, Opiate, hohes Alter, erzeugen dagegen eine dynamische Verstimmung dieses Nerven, die zu Blindheit führt. Eben dasselbe geschieht auch per consensum bei Verletzungen des nerv. supraorbitalis, bei Kopfverletzungen Hirnerschütterungen, Schlagflüssen, bei unterdrücktem Schnupfen und häufiger Trunkenheit; heftiges Erbrechen, Niesen, Husten, Congestionen nach dem Kopfe von irgend einer Ursache, zu starke Ausleerungen, Metastasen, gallichte oder andre gastrische Unreinigkeiten wirken auf eine ähnliche Weise. Nach Maßgabe dieser verschiedenen Ursachen entsteht das Uebel plötzlich oder nach und nach. In dem letztern Falle geht Empfindlichkeit oder Schwäche des Gesichts vorher. Die Kranken können bisweilen das Licht nicht vertragen, und suchen darum die Dunkelheit; hier aber sehen sie oft Funken und Flammen vor den Augen. Die Gegenstände erscheinen oft anders gefärbt, oder sie schwanken, schwimmen, verwirren sich; die Kranken fangen bisweilen an zu schielen, haben einen drückenden Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle und ein Spannen über den Augenbrauen; endlich fangen sie an, wie durch einen Flor oder durch Nebel zu sehen; nur bei hellem Tage können sie etwas deutlich unterscheiden; schwarze Flocken, Mücken, scheinen vor den Augen herumzufliegen; die größte Verdunkelung ist oft in der Mitte; zuletzt gehen dann die Störungen in völlige Blindheit über, wobei die Pupille ihre Beweglichkeit verliert, und immer erweitert ist. Tief im Auge erblickt man oft einen weißlichen Fleck, der mit Adern durchzogen ist. — Nach den verschiedenen Ursachen ist das Uebel bald leicht zu heben bald gar nicht. Diese sind es nämlich, die bei der Cur zuerst berücksichtigt, entfernt oder gehoben werden müssen. Sind diese nicht bekannt, oder sind sie entfernt, und das Uebel bleibt, so werden solche Mittel angewendet, die auf das Nervensystem überhaupt einwirken. B. P.

Staat (res publica, civitas, societas civilis, bürgerliche Gesellschaft). Wenn gefragt wird, was ist der Staat, o heißt dieß nicht, was ist dieser oder jener Staat, sondern vielmehr was soll der Staat seiner Bestimmung gemäß seyn. Die Bestimmung des Staats aber fällt mit der Bestimmung des Menschen zusammen. Der Staat ist die äußere vernunftgemäße Form, in welcher die Menschheit lebt und besteht; denn er ist diejenige gesellschaftliche Vereinigung der Menschen, deren Zweck die freie, gesicherte Anwendung ihrer Kräfte selbst ist. An sich liegt schon im Menschen der Trieb, mit andern seiner Gattung in Verbindung zu stehen, welcher auf mannichfaltige Weise von der Natur genährt wird; allein ihm ist entgegesetzt der selbstische Trieb des Individuums nach seinen Neigungen zu leben, so wie ihn auch die Natur durch die Hindernisse des Zusammenlebens auf der Erdoberfläche auf andre Weise beschränkt. Wenn nun doch die Verbindung der Menschen zu vollkommener Ausbildung ihrer Natur nothwendig ist, so muß sie von der Art seyn, daß die Einzel-

nen sich unbeschadet ihrer Individualität in ein Ganzes vereinigen, um geschützt gegen die gemeinschaftlichen Hindernisse eines vernunftgemäßen Lebens den Zwecken der Menschheit nachzustreben. Diese von der Vernunft verlangte Verbindung erfodert eine Menschenmasse, die auf irgend einem Theile der Erde räumlich verbunden ist, und in welcher der Wille, zu einem solchen Verein zu leben, herrschend wird, so wie eine zur Behauptung dieses allgemeinen Willens nothwendige, jede einzelne Kraft überwiegende Obergewalt, welche durch Verein der einzelnen Kräfte gebildet wird. Und dieses ist die bürgerliche Gesellschaft oder der Staat, der, wie hieraus leicht zu sehen, den Zweck des Rechts als einen ursprünglichen und wesentlichen umfaßt, aber nicht auf denselben eingeschränkt ist und in welchen zu treten für jeden einzelnen Menschen Pflicht ist. Ferner leuchtet ein, daß alle andere äußre Gesellschaften in dieser enthalten sind; wie alle einzelne Zwecke des Menschen in dem Begriffe der Humanität. Es ist daher auch einseitig, das Recht, oder die Sicherheit und den Wohlstand als den einzigen Zweck des Staats zu bestimmen. Diese einseitige Ansicht entspringt besonders häufig daraus, daß man die Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur, auf welcher sie stehen, indem sie zum Staate heran reifen, auffaßt, und den innern Grund des Staats mit den äußern empirischen Veranlassungen desselben verwechselt. So gingen den Staaten meistens Schutz- und Sicherheitsbündnisse der Zusammenlebenden, wodurch man sich gegen Naturgefahren und feindliche Angriffe verband, oder Vergleiche über streitigen Besitz voran. Aber was hier nächster, durch die Klugheit gebotner Zweck war, und den Verstand zu Maßregeln führte, deren Ausführung dem Staate öfters seinen Ursprung gab, das ist nicht der einzige und Hauptzweck des Staats für alle Culturstufen. — Bisher wurde die Nothwendigkeit des Staats gezeigt; nun fragt man aber weiter im Staatsrechte: wie entsteht ein Staat rechtlich? Und hierüber wollen wir nur folgendes bemerken. Es ist begreiflich, daß nicht die Willkür des Einzelnen den Staat errichten kann, sondern daß es eines damit übereinstimmenden Willens derer bedarf, welche in diese Verbindung treten. Gleichwohl aber hat dieser Wille nicht nothwendig die Form des Vertrags, noch weniger ist es nöthig einen dreifachen Contrakt (Vereinigungs-, Verfassungs- und Unterwerfungsvertrag) anzunehmen, wie die Staatsrechtslehrer der ältern Schule herkömmlich gethan haben, da ohnehin weder alle einzelne Individuen ausdrücklich dazu einwilligen könnten, noch überhaupt der hier gefoderte allgemeine Wille der wirkliche Wille jedes Einzelnen ist. Vielmehr da jene höhere Gewalt, als die mit Zwang verbundene Befugniß, alles das, was zum Zwecke des Staats nothwendig ist, anzuordnen und einzuführen rechtlich nothwendig ist, wie der Staat selbst, aber keinesweges zur Wirklichkeit kommt, ohne eine (physische oder moralische) Person, welche die Kraft der Einzelnen zum Zwecke des Ganzen vereinigt, und so den allgemeinen Willen geltend macht: so ist, wo eine solche Person die Kraft der Individuen einer Volksmasse zu diesem Zwecke wirklich verbindet und sie dem allgemeinen Willen unterordnet, der Staat auch auf rechtliche Weise entstanden. Denn es ist dieß nicht denkbar ohne den Willen des Volks. Eine solche Person aber, welche die Obergewalt ausübt, heißt Regent. Mithin ist die Entstehung des Staats mit der Entstehung der beschriebenen Obergewalt und des Regenten Eins. Dies gilt natürlich nur von der ersten Gründung des Staats, nicht von Veränderungen der Regierung. Die Geschichte stimmt mit dieser

Ansicht überein. Was die Rechte des Staats betrifft, so s. darüber den Art. Staatsgewalt. Der Untergang eines Staats ist durch Natur und Freiheit möglich. Aber nur der Gesammtwille des Volks kann einem Staate eine andre Form geben. — Wenn mehrere selbstständige Staaten einer gemeinschaftlichen höhern Regierung unterworfen sind, so findet ein Staatensystem (systema civitatum) statt; wenn sie aber nur zu gewissen gemeinschaftlichen Zwecken, besonders zu gegenseitiger Vertheidigung und Sicherheit für gewisse Zeit, oder für immer verbunden sind, so nennt man sie im erstern Falle conföderirte Staaten, im letztern Föderativsystem oder Staatenverbindung, Staatenbund (corpus foederatarum civitatum) so z. B. das gegenwärtige deutsche Reich. T.

Staatenbeschreibung, s. Statistik.

Staatengeschichte. (Vergl. die Art. Geschichte und Geschichtschreiber.) Betrachtet man die Staatengeschichte nach ihrem Verhältnisse zur allgemeinen (oder sogenannten Welt-) Geschichte; so erscheint sie als Specialgeschichte, denn sie hat die Bestimmung, die Entstehung, Bildung und die Veränderungen des einzelnen Staats so darzustellen, daß derselbe vermittelst der Darstellung als ein organisches Ganzes erscheine. Als ein organisches Ganzes erscheint aber unter der darstellenden Hand des gründlichen Geschichtsforschers und des klassisch gebildeten Geschichtschreibers der einzelne Staat, wenn zuerst die Familienstämme und Völkerstämme genau angegeben werden, aus deren Zusammentretung und Vermischung (bisweilen durch Vertrag, nicht selten durch Eroberung und Gewalt) er bei seinem Entstehen und bei seiner allmähligen Vergrößerung sich bildete; wenn darauf die Verfassung des Staates in den Mittelpunkt seiner Begebenheiten und Schicksale gestellt wird, weil nur daraus die Bildung seiner Eigenthümlichkeit, das Verhältniß der zu ihm gehörenden einzelnen Stände der bürgerlichen Gesellschaft gegen einander, die Entwickelung der verschiedenartigen Gestaltungen des Volkslebens, so wie überhaupt das ganze innere politische Leben eines Staates sich erklären läßt; und wenn endlich aus diesem innern politischen Leben das äußere politische Leben, oder die öffentliche Ankündigung des einzelnen Staates in den äußern Verhältnissen zu seinen Nachbarstaaten, so wie seine ganze Stellung in dem Staatensysteme, zu welchem er als Theil gehört, abgeleitet, und, aus der Wechselwirkung des innern und des äußern politischen Lebens auf einander, entweder das Fortschreiten und die Fortbildung, oder das Rückwärtsschreiten, Sinken und Veralten, (und bei den bereits erloschenen Staaten zugleich der Untergang derselben) aus zureichenden geschichtlichen Gründen erklärt wird. Wenn nun auch die Geschichtschreiber vieler einzelnen Staaten hinter diesen Forderungen zum Theile zurückbleiben (z. B. Schmidts und Galletti's Abhandlungen der deutschen Geschichte, Heinrichs Bearbeitungen der deutschen, französischen und englischen Geschichte u. a.); so haben sich doch auch wieder andere der Lösung dieser Aufgabe sehr genähert. (So Hume in s. Gesch. Englands; Joh. Müller in s. Schweizergeschichte, Spittler in s. Gesch. Wirtembergs und Hannovers u. A.) — Allein, außer dieser Behandlung der Geschichte einzelner Staaten, versteht man bei den Deutschen gewöhnlich unter Staatengeschichte den akademischen Vortrag und die schriftstellerische Behandlung der sämmtlichen, das gegenwärtige europäische Staatensystem bildenden, Staaten und Reiche, seit

ihrer Entstehung bis auf unsre Zeit, so daß man diese Staaten und Reiche zwar einzeln (und ihre Geschichte nicht synchronistisch) behandelt, sie aber in der Darstellung auf einander folgen läßt, um am Ende der Darstellung das ganze europäische Staatensystem, nach dessen einzelnen Bestandtheilen, überschauen und politisch würdigen zu können. In diesem Sinne stellte bereits Sam. v. Pufendorf die europäischen Staaten in s. Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten dar, wovon die Auflage vom J. 1733 in 4 Theilen 8. noch immer verglichen zu werden verdient. — Breit und geistlos ist die, zu Heilbronn seit 1760 in 14 Octavbänden erschienene, allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten. — Unvollkommene Grundrisse dieser Staatengeschichte waren: Geo. Chstn. Gebauers Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europ. Reiche u. Staaten, Lpz. 1733, 4. und J. Paul Reinhards Einleitung zu den weltlichen Geschichten der vornehmsten Staaten, 3te Aufl. Erlang. 1778, 4. — Im bessern Geiste behandelten die Staatengeschichte: G.fr. Achenwall, in s. Gesch. der heutigen vornehmsten europ. Staaten im Grundrisse, 2 Theile, N. A. Götting. 1779, 8. — J. Chstph. Krause in s. Grundriß der Geschichte der jetzigen, besonders der europ. Staaten, Halle 1788, 8. — J. Geo. Meusel (der neue Bearbeiter des Gebauer'schen Werkes), in s. Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie. Dieses akademische Compendium ward, bei manchen Mängeln, doch wegen der Kürze seiner Darstellung, wegen der Reichhaltigkeit der Literatur, und wegen der Vollständigkeit der beiliegenden genealogischen Tabelle der regierenden Dynastieen, bald so beliebt und gebraucht, daß im J. 1816 die fünfte Auflage davon erschien. — Schon von der vierten Auflage an nahm Meusel durchgehends Rücksicht auf das folgende Werk, welches bis jetzt noch unübertroffen geblieben ist: Ludw. Tim. Spittler, Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 2 Theile, Berl. 1793 ff. 8. Es berücksichtigt nämlich zunächst bei allen dargestellten Staaten und Reichen das Entstehen und die allmählige Ausbildung der Verfassung derselben; es zeichnet die Geschichte der Staaten in kurzen Umrissen, und in einem edlen und kräftigen Style; es deckt unverhohlen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Verfassungen und Regierungen auf, und entwickelt den Einfluß derselben auf die politische Geltung der Staaten in den einzelnen Zeiträumen; es enthält endlich bei jedem einzelnen Staate eine ausgewählte Literatur der dahin gehörenden Schriften, gewöhnlich mit kurzer Angabe ihres Werthes. Nach Spittlers Tode ergänzte, in der zweiten Auflage vom J. 1807, Sartorius dieses Werk, dem es meistens gelang, die Kürze und Kraft des Spittler'schen Styls zu treffen. — Eine Lücke in diesen Schriften aber bleibt es, daß man die Geschichte des Vaterlandes davon ausschloß, weil, nach akademischer Sitte, über Deutschland gewöhnlich besondere Vorträge gehalten und gehört wurden, obgleich nicht verkannt werden kann, daß das europäische Staatensystem nie vollständig zu überschauen ist, wenn bei der Darstellung desselben Deutschland, sein politischer Mittelpunkt seit den drei letzten Jahrhunderten, fehlt. — Heeren's schätzbare Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung beider Indien, wovon 1819 die dritte Auflage erschienen ist, gehörte im strengen Sinne nicht hieher, weil in derselben die

einzelnen europäischen Staaten nicht nach ihrer Specialgeschichte, sondern blos nach ihrer Stellung innerhalb des europäischen Staatensystems und nach ihrem Verhältnisse zu demselben, dargestellt worden sind. — Für die Staaten des Alterthums hat Heeren's Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, 3te Aufl. Götting. 1817, 8. entschiedenen Werth. Q.

Staatsämter, s. Staatsdienst.

Staatsbank, Nationalbank, ist eine solche Bankanstalt, welche entweder aus dem Vermögen der Staatsbürger überhaupt oder dem gesammten Nationalvermögen gebildet ist, unter der unmittelbaren, alleinigen Leitung des Staats steht und von der Nation, vom Staate, mit dem Nationalvermögen garantirt wird. Dergleichen Institute können, wenn sie gut organisirt und ehrlich verwaltet werden, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken, aber mangelhaft organisirt und unredlich verwaltet drohen sie demselben auch große Gefahr; besonders nachtheilig aber können sie werden, wenn sie, wie leider häufig geschehen, von der Staatsregierung als eine Finanzquelle betrachtet und als Mittel benutzt werden, den öffentlichen Schatz in Zeiten der Noth aus einer Geldverlegenheit zu retten. Daher genießen in der Regel die Privatbanken (s. d. Art.) eines stärkern öffentlichen Credits als die Staatsbanken. K. M.

Staatsbankrott, Nationalbankrott. Beim Privatmann ist Bankrott Zahlungsunvermögenheit oder die Beurkundung, daß der Schuldner mehr fremdes Vermögen in seinen Besitz aufgenommen hat, als ihm eigenthümlich zugehört. Eine solche Beurkundung läßt sich vom Staate nicht liefern. Das Nationalvermögen ist unberechbar, weil es nicht einzig von dem Grade des Stoffbesitzes, sondern zugleich von dem Grade der werthschaffenden Kraft der Nation abhängt, durch welche der Stoffbesitz jeder Art bis auf einen nicht bestimmbaren Punkt erhöht werden kann. Die Unverhältnißmäßigkeit der Schuldenmasse einer Nation mit dem Grade ihrer werthschaffenden Kraft müßte also äußerst groß seyn, wenn man annehmen wollte, daß ein Staat in dem Sinne als bankrott, als zahlungsunfähig, zu betrachten wäre, welche auf den Privatmann paßt; ein Staatsbankrott kann daher der Regel nach nur in der augenblicklichen Unfähigkeit der Regierung liegen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, also in der Nothwendigkeit, diese Erfüllung auf die Folgezeit zu verschieben. Dies aber ist der wahre Begriff von Staatsbankrott, denn durch eine solche Nichterfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten müssen die Staatspapiere (in England Stocks genannt) im Preise fallen, der Eigenthümer derselben muß einen Theil seines dem Staate anvertrauten Eigenthums verlieren. Die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, lehrt, wie man in staatswirthschaftlicher Hinsicht mit dem Worte Bankrott gespielt hat, denn sogar da, wo durch bloße Willkür der Regierung den Staatsgläubigern ihr Eigenthum ganz oder zum Theil entrissen wurde, hat man sich feierlich gegen das Wort verwahrt. — Der Staatsbankrott ist entweder total, wenn den Gläubigern des Staats gar kein Ersatz für den Verlust ihrer Foderungen gegeben wird, dieser Fall trat in Frankreich bei den Assignaten ein; 2. partiell, wenn die Foderung nur zum Theil verloren geht; es lassen sich in dieser Hinsicht verschiedenerlei Methoden anwenden: entweder man setzt die Staatsschuldscheine unter ihren Nennwerth oder unter den Werth herab, welchen sie im Curse haben, oder die Zinsen werden herabgesetzt, wie in Oesterreich und Schweden geschah,

oder man nimmt einen Theil der Schuld, und bestimmt dafür eine Anwendung, wobei man nicht den Werth erhält, welcher auf den Schuldscheinen ausgedrückt ist. So ließ das Directorium in Frankreich ⅓ der Staatsschuld ins große Buch eintragen (tiers consolidé), für die andern ⅔ (les deux tiers mobilisés) wurden Bons ausgefertigt, welche bei dem Ankauf von Nationalgütern nach dem jedesmaligen Curs in Zahlung angenommen werden sollten; auch ist es eine Art von theilweisen Bankrott, wenn die umlaufende Papiermünze vom Staate heruntergesetzt wird. — Der Bankrott, welchen eine Regierung macht, ist entweder ein öffentlicher oder ein heimlicher, versteckter Bankrott; öffentlich ist derselbe, wenn man den Staatsgläubigern das Ganze oder einen Theil ihrer Foderungen geradezu streicht; heimlich oder versteckt, wenn die Metallmünze verschlechtert, d. h. unter demselben Namen ein geringerer Metallwerth ausgegeben wird, oder wenn eine neue Papiermünze in Umlauf gesetzt wird, der man einen gezwungenen höhern Curs gibt, als ihr Marktpreis beträgt. Soll einmal Bankrott gemacht werden, so verdient der öffentliche immer den Vorzug vor dem heimlichen, denn bei jenem werden doch nur die Staatsgläubiger betrogen, bei diesem zugleich alle Privatgläubiger. Unter welcherlei Gestalt übrigens der Staatsbankrott erscheine, immer ist derselbe unrechtlich, und schlägt dem Nationalwohlstande tiefe Wunden; treten daher Fälle ein, wo die Regierung aller Vorsicht ungeachtet für den Augenblick außer Stand gesetzt wird, ihre übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, so ist es hohe Pflicht derselben, dieses Verhältniß für den Staatsgläubiger unmittelbar und für das Nationalwohl mittelbar so unschädlich als möglich zu machen, um eine gewaltsame Erschütterung des öffentlichen Vertrauens, des Staatscredits, um den Raub an fremdem Eigenthum zu vermeiden. (S. Staatsschuld.) K. M.

Staatsdienst, Staatsamt, ist die Besorgung der Angelegenheiten eines Staats durch bestimmte, von demselben dazu ernannte Personen, welche man daher Staatsdiener oder Staatsbeamte nennt und von den Dienern des Fürsten zu unterscheiden hat. Da nämlich der Regent jene Geschäfte unmöglich alle selbst und unmittelbar verwalten kann, so bedarf es dazu mehrere beauftragter Personen. Da aber der Regent den Staat selbst repräsentirt, so ist fast in allen Ländern die Uebertragung der Staatsämter oder die Bestätigung der dazu bestimmten Personen, so wie die gesetzliche Entlassung, die Aufsicht über die Beamten und die Organisation der Aemter (zusammen das Hoheitsrecht der Aemter, jus munerum publicorum) ein Zweig der Regierungsgewalt, und den Inbegriff der Kenntnisse, welche zur Ausübung dieses Theils der höchsten Gewalt erfodert werden, nennt man die Staatsbeamtenlehre. Die in derselben befindlichen, aus der Vernunft, der Erfahrung, der Verfassung und den individuellen Verhältnissen jedes Staats hergenommenen Regeln und Grundsätze betreffen 1. den Kreis der Rechte und Verbindlichkeiten jedes Staatsbeamten; 2. die Eigenschaften desselben in physischer, moralischer und politischer Rücksicht, durch welche er fähig ist, die erforderlichen Dienste zu leisten. Je höher der Grad der Cultur der Nationen ist, desto mehr Ausbildung und Einsicht werden zur Staatsregierung und zu den für ihre Verwaltung angeordneten Aemtern erfodert. Ueberdieß theilt sich die Staatsregierung in höchst verschiedene Fächer, wozu wieder besondre Einsichten, Kenntnisse und Fertigkeiten verlangt werden; daher muß es dem Regenten überlassen seyn, die für die öffentlichen Geschäfte erforderlichen Unterbeam-

ten auszuwählen, ihre Zahl zu bestimmen, und die Stellen mit den tauglichsten Personen zu besetzen. Nie muß er aber ohne Noth die Staatsämter vermehren, weil die öffentlichen Lasten dadurch steigen, der Geschäftskreis vervielfältigt, und der Ueberblick erschwert wird. Ueberhaupt gehört die Besetzung der Staatsämter zu den wichtigsten und bedenklichsten Geschäften der höchsten Gewalt, da von ihr das Glück vieler, und häufig aller Staatsbürger abhängt. Daher muß der Regent hier mit der größten Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Umsicht verfahren, und weil es ihm in den meisten Fällen nicht möglich seyn kann, die Fähigkeiten seiner Beamten gehörig zu kennen und zu prüfen, den Rath wohlgewählter und unpartheiischer Rathgeber zu Hülfe nehmen. Jeder Staatsdiener, der mit einer besondern, den allgemeinen gesellschaftlichen Zweck beabsichtigenden Geschäftsführung beamtet wird, muß für seine Dienste belohnt, für seine Aufopferungen, die er dem Staate bringt, entschädigt werden. Diese Belohnungen und Entschädigungen, welche der Staat seinen Beamten gibt, und welche nach der Verschiedenheit des Standes der letztern mit den Namen **Besoldung**, **Gehalt** u. s. w. benannt werden, müssen den Diensten, die der Beamte leistet, dem äußern Aufwande, welchen er zur Erhaltung der Würde seines Amts machen muß, den Entsagungen, welche mit der Führung des letztern für ihn verbunden sind, angemessen seyn. Daher mit dem Rechte der Aemter auch das Recht der Würden (jus honorum) verbunden ist. Weil nämlich nicht bloß Geld, sondern besonders Ehre die Triebfeder der Handlungen bei bessern Menschen ist, so muß mit den Staatsämtern eine ihrer Wichtigkeit und ihrem Ertrage angemessene Würde verbunden seyn, denn dadurch werden taugliche und vermögende Staatsbürger gereizt, auch Aemter von nicht beträchtlichen Einkünften zu übernehmen. Um so vorsichtiger muß eine weise Regierung in Ertheilung von Amtstiteln seyn, die an solche nicht **beamtete** Personen gegeben werden müssen, welche sich um den Staat ein ganz besonderes Verdienst erworben haben. Doch thut der Staat hier am besten, solche besonders verdiente, nicht **beamtete** Personen entweder durch Ertheilung des erblichen oder bloß persönlichen Adels, oder durch Geld und Geldeswerth, oder durch andre Auszeichnungen zu belohnen. Am wenigsten müssen Amtstitel an Personen, die nicht zur Führung der Aemter fähig sind, oder gar für Geld ertheilt werden; denn durch eine solche Ertheilung und Vermehrung der Titel fällt die mit den Staatsämtern verbundene Würde, welche dem Diener des Staats als Vergeltung seiner Arbeiten und Aufopferungen angerechnet wird, in ihrem Werthe, und er ist rechtlich befugt, deßhalb auf Ertheilung einer höhern Würde, und ein der Behauptung derselben angemessenes Gehalt zu dringen. Die Staatsbeamten und Staatsdiener bestehen 1. aus den rathgebenden Beamten, oder dem Ministerium, welche mit der Person des Erstern unmittelbar verbunden sind, 2. aus den stellvertretenden Beamten. Diese letztern besonders theilen sich wiederum in die **Behörden** selbst, und in die Subalternen ein. Die **Behörden** werden dagegen wieder in die höhern und niedern, welche letztern den erstern untergeordnet sind, abgetheilt, und bestehen theils aus einzelnen (physischen) Personen, theils aus moralischen (aus mehreren Individuen zusammengesetzten) Personen und dann heißen sie Collegien. Die Anzahl, die Art, selbst die Titel und Benennungen der Staatsbeamten und ihrer Collegien hängen von der Größe, der Verfassung, den innern und äußern Verhältnissen jedes Staats zu sehr ab, als daß hier allgemeine Normen fest-

gesetzt werden könnten. Gewöhnlich pflegt man die Staatsverwaltungszweige 1, in das Finanz-, 2. das Militärfach, 3. das Fach der auswärtigen, 4. und dasjenige der innern Angelegenheiten einzutheilen. Die Geschäfte des Letztern werden wiederj in öffentliche und besondre (Privatgeschäfte) abgetheilt, und begreifen die Justiz-, politischen und Polizeisachen; 5. kommt in protestantischen und in einigen catholischen Ländern noch das Kirchenwesen unter dem Namen des geistlichen, als ein besonderes Fach hinzu, welchem oft auch das Schulwesen oder der öffentliche Unterricht, vorzüglich in so fern er die sittliche und religiöse Ausbildung der Staatsbürger bezweckt, unter- und beigeordnet zu seyn pflegt. Diese Aemter in das gehörige, für das rege Leben des Staats nothwendige Verhältniß zu stellen, ist das Staatsorganisationsgeschäft im eigentlichen Sinne, worauf sich die Staatsorganisationslehre bezieht. Aus den obersten Staatsbeamten jedes Hauptdepartements würde eigentlich das rathgebende Collegium im Staatsministerium am besten besetzt werden können, wenn es anders jenen Oberbeamten nicht an Fähigkeit und Willen für das Gemeinwohl fehlt. Einen vollständigen Abriß der Staatsgeschäftslehre zu geben, würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns daher nur noch auf einige allgemeine Bemerkungen über die Rechte und Verbindlichkeiten, die durch den Staatsdienst oder die amtliche Besorgung bestimmter, auf das Wohl des Staats abzweckender Verrichtungen bewirkt werden. Kein Staatsbürger kann eigentlich, so lange fähige Subjecte außer ihm vorhanden sind, die zur Uebernahme eines Staatsamtes sich bereit erklären, dazu gezwungen werden. Jeder Staatsdiener, der ein öffentliches Amt übernimmt, erklärt sich dadurch zufrieden mit den mit dem Amte verbundenen Einkünften und Emolumenten; er kann also nachher auf keine Erhöhung derselben dringen, wofern ihm solche nicht versprochen, oder falls ihm nicht die verheißenen Einkünfte u. s. w. ohne seine Schuld verringert sind. In der Regel wird jeder Staatsdiener, wenn bei seiner Bestallung nicht eine bestimmte Zeit festgesetzt worden, so angesehen, als ob er auf seine Lebenszeit beamtet worden wäre. Hieraus folgt, daß der Staat den Beamten nicht willkürlich entlassen darf, und daß der Beamte, welcher ohne seine Schuld entlassen wird, für die verlornen Einkünfte eine billige Entschädigung (Pension) von dem Staate zu fordern berechtigt ist. In so fern jedoch der entlassene Staatsdiener durch das Aufhören seiner Amtsführung an dem Betriebe anderweitiger Geschäfte nicht verhindert wird, so kann der Staat auch nicht verbunden seyn, ihm in solchem Falle mehr, als das zu seinem nothdürftigen standesmäßigen Unterhalt Erforderliche zu bewilligen. Die Verwaltung eines Staatsamtes gibt nur dem Beamten für seine Person, nicht aber seiner Familie ein Recht. Die Familie des Staatsdieners kann daher nach seinem Tode nicht auf Versorgung an den Staat Anspruch machen, wofern ihr dieselbe nicht verheißen worden ist, oft aber ist eine Pension Sache der höchsten Billigkeit. In Hinsicht der Predigerwittwen leidet dies auch, rücksichtlich des sogenannten Gnadenjahrs, fast allgemein eine Ausnahme. Der im Dienste des Staats krank und unbrauchbar gewordene Beamte kann eine nothdürftige standesmäßige Versorgung für sich und seine Familie, so lange er lebt, fodern, wenn es ihm an Mitteln fehlt, sich dieselbe anderweitig zu verschaffen. Jeder Staatsbeamte kann freilich seines Dienstes entlassen werden, dies muß jedoch, wenn es ohne seine Schuld der Fall ist, auf eine seine Ehre nicht kränkende Weise geschehen: dann heißt es

Entlassung (honesta dimissio). Geschieht es mit oder ohne Schuld des Staatsbeamten auf eine ehrenrührige Weise, so heißt es Entsetzung oder Amtsentsetzung; geschieht es nur auf eine bestimmte Zeit, so ist eine Suspension vorhanden, die bei wirklichen oder wahrscheinlichen Vergehungen Statt findet. Die Suspension kommt besonders als Strafe bei protestantischen Geistlichen vor; sie kann bei ihnen oft schon eintreten, wenn bloße, noch unerwiesene Anschuldigung ärgerlicher oder schwerer Verbrechen von Seiten wahrhafter Personen vorhanden ist. Der Staatsdiener und seine Erben haften dem Staat für die durch Schuld oder pflichtwidrige Handlungsweise des erstern entstandenen Schäden; die Erben jedoch nur, in so fern sie Erben geworden sind. Deßhalb müssen viele Staatsdiener Bürgschaft oder Caution stellen, oder einen besondern Eid ablegen, durch welchen ihre Gesinnung und ihr Wille in Anspruch genommen wird (Beamteneid; s. d. Art. Eid), und es sollte bei Aemtern, wovon Verwaltung des Staatsvermögens und öffentlicher Einkünfte die Rede ist, besonders auf die Sicherheit, Treue und Vorsicht der Staatsdiener Rücksicht genommen werden. Hört der Staat in seiner bisherigen Form auf, so muß die höchste Gewalt, welche in die Stelle der vorigen tritt, den durch ihr Eintreten und die Auflösung beschädigten Staatsdiener schadlos halten. Dies hätte z. B. geschehen müssen bei allen hessischen, braunschweigischen, oldenburgischen u. a. Staatsbeamten, die durch Einführung der Bonapartischen Herrschaft ihre Stellen verloren, von Napoleon und dem ehemaligen Könige Hieronymus. Hofbeamte, d. h. solche Diener, welche zur Aufwartung und zum äußern Glanze des Fürsten gehalten werden, z. B. Kammerherren, Kammerdiener rc. sind keine Staats- sondern Fürstendiener. Sie haben also als solche an den Staat keine Rechte. Werden sie ihrer Dienste entlassen, so müssen sie sich wegen der Entschädigung an die Person des Fürsten halten. Sie haben aber Rechte an den Staat, wenn sie zur Erhaltung der Würde des Staatsoberhaupts, als solches, und zu dessen Bedienung unentbehrlich waren, und der Regent durch die Auflösung der bisherigen Staatsform außer Stand gesetzt ist, ihnen das nothdürftige standesmäßige Auskommen zu gewähren. Wurde der Staat durch auswärtige unrechtmäßige Gewalt aufgelöst und kann der Regent seine Hofbedienten deßhalb wegen des Verlustes der ihnen verheißenen Einkünfte nicht entschädigen, so muß dies von demjenigen Regenten geschehen, der jene Auflösung bewirkte, oder davon Vortheil zog. Z. B. die hessischen u. a. Hofbedienten, welche durch die Bonapartische Besitznahme jener Länder ihre Diensteinkünfte verloren, sind befugt, den Ersatz aus Napoleons Vermögen zu fodern. Nur ein gesetzmäßiges Oberhaupt kann gültig Staatsämter ertheilen. Die von einem unrechtmäßigen Staatsoberhaupt ertheilten Aemter geben den damit Beamteten keine Ansprüche, so bald das rechtmäßige Oberhaupt und der vorige Staat wieder hergestellt worden. Daher können auch die ehemaligen königlich westphälischen Staatsdiener keine Ansprüche auf Schadenersatz machen, in so fern sie nicht schon unter der vorigen Verfassung ihre Aemter bekleideten, und ihre Verhältnisse unverändert geblieben sind. Dies ist kürzlich der Abriß von den allgemeinen Pflichten und Rechten der Staatsdiener gegen den Staat selbst und gegen Auswärtige. Sehr häufig ist bei den vielen Staatsumwälzungen, welche seit einer Reihe von Jahren Statt hatten, die Rede davon gewesen, aber nur zu oft hat man diese höchst einfachen Grundsätze verfehlt. So wurden schon im lüneviller Frieden Staats-

beamte, welche durch eine äußere fremde Gewalt ihre Stellen oder Regierungsämter verloren hatten, auf Kosten anderer Staaten und ihrer höchsten Beamten, welchen man ihre Rechte nahm, entschädigt, um nachher wieder andern zur Schadloshaltung zu dienen. N. P.

Staatsform. Die Art und Weise, wie im Staate die Oberherrschaft dargestellt und ausgeübt wird, wird **Staatsverfassung** im weitern Sinn, auch **Staatsform** (forma civitatis) genannt. Schon Aristoteles und andere ältere Schriftsteller theilten die Staatsverfassungen 1. in die **demokratische**, 2. die **aristokratische**, und 3. die **monarchische** ein. a) Die **Demokratie** (s. d. Art.) ist nach dem alten Sinne des Worts die Staatsform, bei welcher sämmtliche Bürger an der Uebung der höchsten Gewalt Antheil haben. Sie artet aus und wird Ochlokratie (Pöbelherrschaft), wenn durch Folge schlechter Gesetze oder gewaltsamer Erschütterungen die Gewalt vom Volke auf den Pöbel (den unwissendsten und rohesten Theil des gemeinen Volks) übergeht. In der eigentlichen Demokratie ist die Gesammtheit der Staatsbürger zugleich Gesetzgeber und jeder einzelne Unterthan; alle kriegerischen, gerichtlichen, kirchlichen und andern Aemter werden von der Nation besetzt, und ihr sind die Beamten auch allein verantwortlich. b) Die **Aristokratie** ist eine solche Verfassung, wo die Regierung des Staats in den Händen einer Classe von Bürgern ist, welche als moralische Person (senatus, souverainer Rath) herrscht. Eine solche Regierung besteht entweder aus dem ganzen Corps, dem das Geburtsrecht Antheil daran gibt, wie ehemals in Venedig, oder die Regierenden werden auch aus denjenigen Personen, welche durch Geburt dazu berechtigt sind, gewählt. Jedes einzelne zur Regierung concurrirende Subject ist in Ansehung seiner verfassungsmäßigen Mitwirkung zur Regierung von den andern nur in so fern abhängig, als die Uebereinstimmung sämmtlicher Mitglieder, oder des größern Theils derselben, zur Ausübung eines Regierungsacts erforderlich ist. Dieses Recht aber ist ein jus personalissimum und darf nicht willkürlich veräußert werden. Ein Zweig dieser Verwaltungsform ist die **Timokratie**, wo nämlich die Gesetze ein gewisses Vermögen bestimmen, dessen Besitzer allein zu den höchsten Staatsämtern fähig seyn sollen. Es artet aber diese, wie die Aristokratie überhaupt, in **Oligarchie**, das ist eine durch Gesetze, Herkommen oder Zufälle auf eine ganz kleine Anzahl von Staatsbürgern eingeschränkte Verwaltungsmanier aus. c) Die **Monarchie** endlich ist die höchste Staatsgewalt in den Händen eines einzigen durch Gesetze oder durch eine Mittelmacht beschränkten Individuums. d) Die **Despotie** ist die Regierung eines Einzelnen, der weder Gesetze, noch eine Mittelmacht anerkennt. **Montesquieu** theilt die Regierungsformen in die republikanische, die monarchische und die despotische ein. Unter der republikanischen verstand er die aristokratischen und demokratischen Verfassungen der Alten. Nach ihm unterscheidet sich die monarchische Form von der aristokratischen bloß dadurch, daß in der Aristokratie Mehrere regieren, in der Monarchie aber nur ein Einzelner die höchste Gewalt ausübt. In der Monarchie sowohl, wie in der Aristokratie, werden die Regierenden durch ihre eigenen Gesetze beschränkt, und darin besteht der Unterschied von der Despotie. Die **demokratisch-republikanische** Staatsverfassung, wo alle Mitglieder eines Staats Antheil an der Verwaltung haben, ist wohl die einzige, welche dem völlig freien Willen der Menschen ihren Ursprung verdankt; denn Alle sind mit glei-

chen Rechten und gleich frei geboren; Alle sind begieriger zu herrschen, als zu gehorchen; und es läßt sich daher nicht denken, daß Völkerschaften sich freiwillig, d. h. ohne durch äussern Zwang veranlaßt zu seyn, einzelnen Oberhäuptern oder Familien unterworfen haben. Gewalt und Geisteskraft auf der einen, Ohnmacht und Beschränktheit auf der andern Seite, gaben den meisten Monarchien und Aristokratien ihr Daseyn. Hiezu kam in dem Alterthum der Theokratismus (Priesterherrschsucht), der sich unter den vielfältigsten Gestalten offenbarte, und die Einfalt der Menge benutzte, um zur Herrschaft zu gelangen. So entstanden aus Priestern Könige. Oder beide waren im Bunde. Dies war in Persien, in Aegypten, unter den Juden und bei andern Völkern des Alterthums der Fall. Monarchien und Aristokratien, die bloß durch die Gewalt der Herrscher gegründet waren, arteten in Despotien aus, da der Wille der Gebieter so wenig durch eine Mittelmacht, wie durch Gesetze beschränkt war. Andre Verfassungen dieser Art aber, die mehr durch freiwillige Vereinbarung oder Unterwerfung gegründet wurden, waren eben deßhalb für die Unterthanen milder und glücklicher; doch blieb Asien, das ursprüngliche Vaterland der Staatenvereine, Jahrtausende lang der Sitz des Despotismus. In Phönicien, Kleinasien, Carthago und Griechenland bildeten sich unter mehreren politischen Stürmen und Erschütterungen demokratisch- oder aristokratisch-republikanische Staatsformen aus, die aber, so wie fast alle wichtige Ereignisse in dem innern und äussern Leben der Staaten nie von der großen Masse der Völker, sondern von Einzelnen herbeigeführt und vollendet wurden. Daher ist es kein Wunder, daß so viele jener Republiken, die nur durch den Willen einzelner Personen, oft gegen den Willen der Masse ihr Daseyn erhielten, so schnell vorübergingen, denn so wie die Einwilligung eines Volks zur Rechtmäßigkeit einer Regierungsform gehört, so ist sie auch zur Dauer der letztern erforderlich. Die beste Regierungsform ist diejenige, welche mit der möglich geringsten Beschränkung der Rechte jedes einzelnen Staatseinwohners das Wohl Aller am meisten befördert. Welche Verfassung für irgend ein Volk die bessere sey, kommt auf den Grad der Bildung, auf den Nationalcharakter und andre äußere und innere Verhältnisse des Volks an. Je gebildeter ein Volk ist, desto mehr Antheil an der Ausübung der Hoheitsrechte, besonders der Gesetzgebung, müßte man ihm zugestehen; denn das Glück des Volks ist Zweck, die Regierung nur Mittel. — Das Haupterforderniß zu jeder demokratischen Verfassung ist, daß die Einwohner ihre Gemüther und ihr Betragen durch Gemeingeist leiten lassen; daß jeder selbstsüchtige, das öffentliche Beste ausschließende Zweck dem erstern willig von jedem Individuum aufgeopfert werde, und daß alle Einzelnen den Ruhm und das Glück ihres Vaterlandes das erste Ziel ihres Strebens seyn lassen. In einem aristokratischen Staate ist Mäßigung auf Seiten der Wenigen, die regieren, so wie der Vielen, die gehorchen, zum öffentlichen Heil besonders nöthig. Wenn einige der erstern nach einer Oberherrschaft streben, so neigt sich auch der Staat zu einer monarchischen oder gar zu einer despotischen Verfassung, und wenn unter den letztern der Sinn für gleichmäßige öffentliche Rechte und die Neigung erwacht, sich in die Regierungsgeschäfte einzumischen, so kann die Staatsform in dem Streben nach einer Demokratie leicht zertrümmert werden. In einer Monarchie soll nach Montesquieu die Ehre das erhaltende Princip der Staatsform seyn. Jenes Wort ist sehr zweideutig und täuschend, indem es bald Eines,

bald das Andre bedeuten kann. Doch hier scheint Montesquieu es für den Adel, den er für eine Monarchie nothwendig hält, zu nehmen. Indessen glauben wir nicht, daß der Erbadel eine unerschütterliche Stütze der Thronen sey. Das Beispiel Frankreichs, wo der Adel einer der reichsten und mächtigsten Stände war, hat uns eines andern belehrt. Eine gesetzmäßige, weise Regierung, und eine gute Staatswirthschaft sind bessere Mittel, den Thron eines Fürsten zu sichern, als die Nebenbuhlerschaft seiner ungleich bevorzugten Unterthanen. — Die Staatsform ist auch verschieden nach der Art der Erwerbung der Obergewalt. Ein Staat ist hiernach Erb- oder Wahlstaat, welche Eintheilung sich jedoch nur auf die Aristokratie und Monarchie bezieht. In einem Erbstaat ist durch Verfassung die Erbfolge als das Mittel, wodurch ein neuer Regent bestimmt werden soll, festgesetzt. Ist diese Erbfolge nun durch Erbfolgeordnung (Successionsgesetz) genauer angeordnet, dann heißt der Staat Familienerbstaat; oder der Regent hat das Recht, seinen Nachfolger auf den Todesfall zu bestimmen, dann heißt der Staat Patrimonialstaat; und zwar im engern Sinne, wenn er hierbei an keine verfassungsmäßige Bedingung gebunden ist, und mithin über den Staat wie über sein Privatvermögen (patrimonium) verfügen kann. Den Patrimonialstaaten setzt man überhaupt die Usufructuarstaaten entgegen, in welchen letzteres nicht der Fall ist. Reiche von gemischter Succession sind a) solche, wo nur gewisse Personen wahlfähig sind, (z. B. ehemals Polen und die geistlichen Fürstenthümer); b) wo die Succession zwar erblich ist, der Nachfolger aber erst durch die Genehmigung der Reichsstände zur Regierung gelangt. Hier ist bei jedem Thronwechsel ein neuer Unterwerfungsvertrag nöthig. In einem Wahlstaat hängt die Succession vom Willen des ganzen Volks ab, wenn nicht vorhandene Grundgesetze das Recht, zu wählen, auf gewisse Personen beschränken, wie vormals zu Venedig und Genua, oder gewissen Personen (Wahlherren) das Wahlrecht ausschließlich übertragen wird. Die Annahme der Wahl hängt auf Seiten des Gewählten von seiner Willkür ab. Während eines Zwischenreichs, wo kein Monarch existirt, hat das Volk die Regierung, dafern sie nicht Reichsverwesern übertragen wird, deren Rechte vom Willen des Volks abhängen, oder durch Staatsgrundgesetze bestimmt sind. Der Reichsverweser ist (interimistischer) Regent, und dem nachfolgenden Monarchen nicht verantwortlich. Das Volk muß das Recht des gesetzlichen Kronprätendenten anerkennen; aber dieser darf seine Ansprüche keinem Andern übertragen. Ist in einem Erbreiche kein Successionsberechtigter, so kann die Regierungsverfassung, durch den Willen sämmtlicher Bürger abgeändert, übertragen werden. — Endlich ist auch noch diejenige Verschiedenheit der Staatsformen zu bemerken, welche die Art und Weise der Ausübung der Obergewalt betrifft (Regierungsform). Ein Staat hat eine gemischte Verfassung, wenn die Regierung mehreren physischen oder moralischen Personen so übertragen ist, daß sie auf eine ungleiche Weise daran Theil nehmen; ist dieß nicht der Fall, so ist die Regeerungsform eine reine. Gemischte Regierungsverfassungen werden eingetheilt 1. in eingeschränkte Verfassungen, wo die Regierung dem größten Theile nach Einem Subjecte so übertragen ist, daß zur Ausübung der Hoheitsrechte andre Subjecte ihre Einwilligung geben müssen; sie kann seyn a) eingeschränkte Monarchie, und zwar beschränkt durch den Willen des ganzen Volks oder der Stellvertreter desselben, oder



die Einschränkung wird durch Subjecte aus gewissen Ständen und Familien bewirkt. Im erstern Fall ist die Einschränkung demokratischer, im andern aristokratischer Natur. So kann auch eine eingeschränkte Aristokratie und eine eingeschränkte Demokratie Statt finden. Das einschränkende Subject kann aber nie ein monarchisches seyn. 2. Gemischte Verfassungen im engern Sinn, oder zusammengesetzte Staatsformen, wo die Staatsregierung nach den darin enthaltenen verschiedenen Hoheitsrechten unter mehrere Subjecte vertheilt ist. 3. Die theils eingeschränkte, theils gemischte Verfassung (z. B. die brittische). — Bei einer eingeschränkten Monarchie heißen diejenigen Hoheitsrechte, in deren Ausübung der Regent nicht beschränkt ist, vorbehaltene Hoheitsrechte (regalia reservata), und dagegen diejenigen Hoheitsrechte, an deren Ausübung er durch verweigerte Ausübung der einschränkenden Gewalt verhindert werden kann, mitgetheilte Hoheitsrechte (regalia communicata). In einem eingeschränkten Wahlreiche kann eine Wahlcapitulation Statt finden, wenn sie eingeführt, oder von den Wählenden nöthig befunden wird. Wählt das ganze Volk, so ist die Sache außer Zweifel, und es können durch die Wahlcapitulation Veränderungen in der Verfassung bestimmt werden. Wählt nur ein Theil des Volks, so müssen alle Bürger zu der Wahlcapitulation ihre Zustimmung geben, wofern dadurch in der Staatsverfassung eine Veränderung bewirkt werden soll. Eine gemischte Verfassung im engern Sinne ist a) monarchisch-aristokratisch, wenn jedes Hoheitsrecht einem einzelnen Mitgliede einer zur Regierung vorzugsweise berechtigten Corporation oder Familie übertragen ist; b) monarchisch-demokratisch, wenn ein oder mehrere Hoheitsrechte einem Einzigen, die übrigen aber dem ganzen Volke zustehen; c) aristokratisch-demokratisch, wenn einige Hoheitsrechte von einem mit dem Regierungsrechte bevorzugten Stande oder Geschlechte, die andern aber von dem gesammten Volke ausgeübt werden; d) endlich monarchisch-aristokratisch-demokratisch, wenn einige Hoheitsrechte einem Einzelnen, andre einer gewissen Caste oder Familie, und noch andre dem gesammten Volke zustehen. Endlich werden zu den Staatsformen im weitesten Sinne auch noch die Staatenverbindungen gerechnet. Siehe übrigens über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen Schleiermachers Abhandlung in den Abhandlungen der philos. Classe der preuß. Akad. der Wissenschaften aus den J. 1814-15, Berlin 1818. S. 17 ff.

Staatsgewalt, die rechtliche und mit Zwang verbundene Befugniß des Staats, alles, was zum Besten des Ganzen nothwendig ist, zu bestimmen und auszuführen. Sie beruht daher auf dem Gesammtwillen (volonté generale) der Bürger, welcher eins ist mit dem Zwecke des Staats und geht aus der Gesammtheit ihrer Kräfte hervor. Sie muß daher ferner die höchste im Staate — mithin Obergewalt (summa protestas) seyn, und ist als solche unabhängig, inappellabel, unverantwortlich, unverletzlich und unwiderstehlich. Diese Obergewalt kommt in der Wirklichkeit nur zur Erscheinung durch Uebertragung derselben auf eine physische oder moralische Person, welche das Staatsoberhaupt, oder auch Fürst, Oberherr, Regent genannt wird (princeps, summus imperans, rex). Er ist also Repräsentant des Staats und der Staatsgewalt. Darum geht auch die Würde des

Staats auf ihn über, und diese auf ihn übergehende Würde wird Majestät genannt. In Verhältniß zu ihm ist jeder Einzelne im Staate Unterthan (subditus, subjectus). Das Recht des Regenten geht daher so weit, als der Staatszweck und die Bedingungen der Constitution. Die Gewalt des Regenten ist daher nicht, wie Hobbes behauptete, schlechthin unbeschränkt, eben so wenig ist auch der Regent nach Rousseau bloßer Beamter des Volks. Der Regent kann die Regierung nicht willkürlich veräußern, und die Regierung dauert ununterbrochen fort. Die Staatsgewalt aber umfaßt mehrere Rechte, die man daher Gewalten oder Hoheitsrechte nennt. (S. die Art. Hoheit und Regierungsrechte). Wir wollen dieselben hier einzeln durchgehen. Der Staat darf die Ausübung der Rechte seiner Bürger beschränken, 1. wenn ohne diese Einschränkungen die Sicherstellung der Rechte Aller nicht möglich ist, z. B. die natürliche Befugniß, sich selbst Recht zu schaffen; 2. in so weit die Sicherheit des Staats selbst es fodert; doch in keinen andern Fällen. Sowohl die Sicherstellung des Privat-, als des öffentlichen Wohls geht der Vermehrung von beiden vor; denn Vermehrung läßt sich erst nach der Sicherstellung denken. Die Sicherstellung des öffentlichen Wohls geht wiederum der des Privatwohls vor, so wie die Vermehrung des öffentlichen der Vermehrung des Privatwohls vorgezogen wird. Zur Erhaltung des öffentlichen Wohls muß jeder Bürger so viel beitragen, als dazu nothwendig ist, zur Vermehrung desselben aber braucht er nicht mehr zu geben, als was er durch den Staat erlangt hat. Der Staat kann Jedem, der Bürger werden will, beliebige Bedingungen, also auch eigenthümliche Verbindlichkeiten auflegen, nur müssen sie nicht mit der Verfassung oder gar mit der Sittlichkeit im Widerspruch stehen. Die natürlichen Rechte des Menschen, welche mit dem Staatszweck unvereinbar sind, werden durch den Eintritt in den Staat aufgehoben, z. B. die natürliche Befugniß, sich selbst Recht zu schaffen, indem der Staat dies statt seiner Bürger thut. Durch den Eintritt in die Staatsgesellschaft verpflichtet man sich zu allen, zum Zweck derselben nothwendigen Leistungen, z. B. auch zum Kriegsdienste. Dagegen erhält der neue Bürger gegen den Staat alle diejenigen Rechte, ohne welche sein Privatwohl nicht gesichert werden kann. Für die Gründung und Beförderung des letztern muß er jedoch selbst sorgen. Gesellschaften im Staate haben mit den Einzelnen gleiche Rechte und Verpflichtungen. Die allgemeinen und innern Hoheitsrechte sind 1. die anordnende Gewalt (potestas rectoria). Diese enthält a) das Gesetzgebungsrecht oder die Befugniß, allgemeine, für die Handlungen der Bürger verpflichtende Anordnungen zu geben (potestas legislatoria); b) Befehle, d. h. Vorschriften für einzelne Handlungen der Bürger zu ertheilen. Kein positives Gesetz kann indessen etwas gegen das Sittengesetz verordnen, oder einem Bürger eine solche Verbindlichkeit auflegen, die er selbst durch seine vernünftige Einwilligung nicht übernehmen konnte. Ein Gesetz wird erst durch die Promulgation verbindlich, d. h. durch diejenige Handlung des Gesetzgebers, durch welche es dem Bürger nach seiner individuellen Lage möglich wird, von dem Gesetze Kenntniß zu erhalten; c) hat der Regent auch die Befugniß, Gesetze auszulegen, welches die authentische Interpretation heißt. Ist eine Usualauslegung des Gesetzes vom Regenten einmal als richtig sanctionirt, so gilt sie, wenn sie auch hermeneutisch unrich-

sig wäre. d) Mit der gesetzgebenden Gewalt ist auch das Recht, Ausnahmen von den bestehenden Gesetzen zu machen, oder *Dispensationen* und *Privilegien* zu ertheilen, in der anordnenden Gewalt enthalten. Solche Ausnahmen sind rechtmäßig, aa) wenn ohne sie die *Erhaltung* des öffentlichen Wohls nicht möglich wäre, z. B. in gewissen, aber nicht zu weit auszudehnenden Fällen die Ertheilung von Indulten. bb) Wenn durch die Ertheilung des Privilegiums oder der Dispensation der Zweck des Gesetzes, von dem es die Ausnahme macht, erst erreicht wird. Doch muß durch eine solche Ausnahme von dem Gesetze nicht das Recht eines Dritten, welches durch das Gesetz gesichert werden sollte, gekränkt werden. Z. B. eine Partei darf nicht von der Beweisführung, die ihr gesetzlich in einem Prozesse obliegt, dispensirt werden. Auch darf durch Privilegien und Dispensationen keine Handlung erlaubt werden, die schon nach dem natürlichen Rechte strafbar erscheint, der Verfassung und dem Zwecke des Staats nachtheilig ist. 2. Die *ausübende Gewalt* (protestas executiva), d. h. die Befugniß, dasjenige zur Ausführung zu bringen, was des öffentlichen Wohls halber geschehen muß. Sie enthält a) die oberstrichterliche Gewalt (s. Justiz), b) die Strafgerechtigkeit. Sie äußert sich 1. in allen von dem Regenten, als Repräsentanten des Staats vorgenommenen Handlungen, durch welche keinem Bürger besondre Verbindlichkeiten auferlegt werden; 2. dadurch, daß mittelst der Kräfte des Staats dasjenige verwirklicht wird, wozu der Staat als solcher, und seine Bürger gesetzlich verpflichtet sind. Die ausübende Gewalt erstreckt sich so weit, als der gesammte Zweck des Staats. 3. Die beide vermittelnde *Oberaufsicht*, potestas inspectoria, d. h. das Recht, Alles was in dem Staate geschieht, und mit dem Wohl desselben in Beziehung steht, zu beobachten. Dieser Zweig der höchsten Staatsgewalt erstreckt sich nicht auf Handlungen des Bürgers, welche nicht mit dem Staatszwecke in Verbindung stehen; auch nicht auf diejenigen Handlungen, wodurch er nicht verpflichtet ist, zum Gemeinbesten beizutragen. Dahingegen darf der Regent von Allem, was dem öffentlichen Wohl *schädlich* seyn könnte, Rechenschaft fodern; nur darf die Ausübung dieser Befugniß nie in eine, für die Staatsbürger kränkende Ausforschungssucht (Spionerie) ausarten, sondern nur da zum Vorschein kommen, wo eine durch unzweideutige Handlungen *wahrscheinliche* Vermuthung obwaltet, daß das öffentliche Wohl des Staats durch die Absichten und Zwecke eines oder mehrerer Bürger bedroht werde. Die Erforschung von Familiengeheimnissen, den Geheimnissen geschlossener Gesellschaften u. s. w. kann nur dann Gegenstand der Staatsoberaufsicht seyn, wenn sich aus wirklichen unzweideutigen Handlungen eine Gefahr für den Staat mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt. Jede andere Erforschung der Geheimnisse einzelner sowohl, als mehrerer Staatsbürger ist ein Angriff auf ihre Rechte, die gerade durch den Staat selbst sicher gestellt werden sollen. Die Polizeigewalt (s. d. Art. *Polizei*) gehört sowohl der aufsehenden, als der anordnenden und ausübenden an. — So mannichfach die Angelegenheiten eines Staats sind, so mannichfache *besondere* Hoheitsrechte desselben gibt es. Jeder Staat hat sein Gebiet (territorium), welches zugleich die objective Basis des Daseyns der Bürger und des Staats ist. Die Rechte, welche dem Staate hinsichtlich desselben zustehen, heißen *Territorial-* oder *Landeshoheitsrechte*. Die Gebiete können *geschlossene* (clausa) seyn, inner-

halb deren Gränzen kein fremdes Gebiet liegt, oder es sind *offene, ungeschlossene* (non clausa), in deren Gränzen ein fremdes Territorium liegt, z. B. die Grafschaft Avignon ehemals in Frankreich. Es gibt ferner *vereinigte Territorien*, wo mehrere unter einem Landesherrn stehen, z. B. das Herzogthum Gotha und das Fürstenthum Altenburg; solche Vereinigung ist wiederum eine *bloß persönliche*, wenn jedes Territorium seine Verfassung behält, z. B. die Königreiche Großbritannien und Hannover, oder eine *dingliche* Vereinigung, wo die vereinigten Territorien eine gemeinschaftliche Verfassung bekommen, wie das Königreich der Niederlande. Als Regel gilt von einem Staatsgebiet: Quidquid est in territorio, praesumitur esse de territorio (was und wer in einem Staatsgebiete ist, wird als dazu gehörig betrachtet); doch sind davon ausgenommen ausländische Landesherren und ihre Familien, fremde Gesandte. Das *Territorialrecht* schließt daher das *Obereigenthum* des Staats (dominium eminens) auf alles einzelne Grundeigenthum in sich, welches mithin ohne Einwilligung des Staats nicht von demselben getrennt und an Fremde veräußert werden kann. Hiermit steht auch in Verbindung das Recht, einzelne Theile und Erzeugnisse des Staatsgebiets als öffentliches Eigenthum für die Zwecke des Staats vorzubehalten (jus reservandi), worauf sich die Domainen und die nutzbaren Regalien, oder Regalien im engern Sinne, gründen (s. d. Art.). So ist die Befugniß, gewisse herrenlose Sachen im Staate zu occupiren, (z. B. die Jagd, Fischerei, Bergwerksgerechtigkeit) häufig ein Hoheitsrecht. Indessen kann der Regent es Privatleuten ausschließlich übertragen, wenn dadurch das allgemeine Wohl nicht beeinträchtigt wird; keinesweges aber darf er gewisse Regalien willkürlich einführen. Das Recht, von dem Privatvermögen und Eigenthum der Bürger gewisse Steuern oder Abgaben zu erheben, oder das *Besteuerungsrecht* (jus tributarum et vectigalium). Diese Abgaben sind *allgemeine und unbedingte Abgaben*, oder *bedingte* d. h. solche, von denen die Verbindlichkeit zur Zahlung an eine gewisse Bedingung geknüpft ist. Diese können zur Erreichung der Vortheile für das allgemeine Beste gefodert werden, z. B. Chausseé-, Brückengeld 2c., nur muß dadurch nicht die Selbsterhaltung der Bürger gar zu sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht werden, wie durch zu hohe Accise auf Getreide. *Besondre Abgaben* können nur vermöge besonderer Verhältnisse eines Bürgers gegen den Staat gefodert werden, und finden also nicht bei allen Bürgern Statt z. B. das Schutzgeld der Juden. Die Befreiung eines Bürgers von *allgemeinen* Abgaben ist nur dann rechtmäßig, a) wenn die Selbsterhaltung des Bürgers sie unumgänglich wegen gänzlicher Unvermögenheit fodert; b) bei Beamten, denen die Immunität (Befreiung) als Theil des Gehalts angerechnet wird, was daher den übrigen Staatsbürgern wieder zu Gute kommt; c) wenn die Befreiung einzelner Staatsbürger von den allgemeinen Lasten zum Wohl des Ganzen gereicht, z. B. die Immunität neu angelegter Fabriken oder Colonien. Auf das Staatsvermögen, welches durch dem Staate vorbehaltene Güter, so wie durch diese Abgaben gebildet wird, bezieht sich das Recht der Staatswirthschaft oder die Finanzgewalt (jus oecomiae publicae s. jus camerale, s. *Staatswirthschaft*). Ferner gehört zu den Hoheitsrechten auch das Recht, *persönliche Dienste* von den Bürgern zu fodern (s. *Staatsdienst*), und *das Recht der Aemter und Würden*. *Bürgerliche*

Dienstpflichten, d. h. Leistungen, zu denen der Bürger dem Staate verpflichtet ist, sind überhaupt entweder a) persönliche Handlungen, wozu der Bürger als solcher verpflichtet ist, als Kriegsdienste, Vormundschaften rc. oder, b) dingliche (munera publica realia), die in dem Gebrauche der Sachen des Staatsbürgers bestehen, wie die Einquartierung, oder c) es sind gemischte Dienstpflichten gegen den Staat, die zugleich sowohl in persönlichen Handlungen des verpflichteten Bürgers, als in dem Gebrauche seines Eigenthums bestehen, z. B. Frohndienste. Sie sind als wirkliche Abgaben des Bürgers, und als Einnahmen des Staats zu betrachten. Es gibt allgemeine Dienstpflichten, die alle Classen der Bürger treffen, z. B. in den meisten Staaten der Kriegsdienst, und besondere, wozu nur einige Classen von Bürgern, oder überhaupt nur einige Bürger verpflichtet sind, z. B. Frohn- und Hofedienste. Der Bürger ist nur dann zum Kriegsdienste und zu Kriegsabgaben verbunden, a) wenn der Krieg zur Sicherstellung der Staatsverfassung, b) zur Aufrechthaltung der Integrität des Staatsgebiets geführt wird, c) wenn das Staatsvermögen nicht zur Kriegsführung hinreicht, und der Krieg kein Herrscher-, sondern ein Volkskrieg ist (s. d. Art. Soldaten). Hieher gehört also auch das Recht, die Bürger zur persönlichen Vertheidigung des Vaterlandes aufzufodern (jus milites conscribendi). — Eine besondre Berücksichtigung verdient noch das Hoheitsrecht in Kirchensachen (jus circa sacra), und das Verhältniß des Staats zur Kirche. Unter Kirche im staatsrechtlichen Sinne versteht man eine Gesellschaft, die sich durch stillschweigenden oder ausdrücklichen Vertrag zur Uebung einer gemeinschaftlichen Art des äußern Gottesdienstes vereinigt hat. Unter herrschender Kirche versteht man eine Gesellschaft gedachter Art, welche nebst ihren Mitgliedern in einem Staate besondre politische Vorzüge genießt. Unter nicht herrschender Kirche hingegen wird eine solche religiöse Gesellschaft verstanden, deren kirchliche Rechte zwar von dem Staate gegen Beeinträchtigungen sowohl von Seiten einzelner Mitglieder der Gesellschaft selbst, als gegen Fremde geschützt werden, die aber auf besondre politische Vorzüge keine Ansprüche hat. Eine bloß tolerirte Kirche ist eine Gesellschaft, die sich zur Uebung eines gleichförmigen Gottesdienstes zwar verbunden hat, aber so wenig besonderer politischer Vorzüge, als eines besondern Schutzes ihrer kirchlichen Rechte von dem Staate genießt. Sie wird bloß wie jede andre erlaubte Gesellschaft behandelt. Die Meinungen eines Staatsbürgers von überirdischen Dingen können an sich weder den Staat verpflichten, jenem vor andern mit gleichen, vielleicht noch größern, Staatslasten belegten Bürgern Vorzüge zuzugestehen, noch ihn berechtigen, den letztern etwas von den Vorzügen, die sie als Bürger genießen könnten, zu entziehen. Nur solche Staatsbürger, welche einer Kirche angehören, deren Mitglieder in sittlicher Hinsicht in einem vorzüglichen Grade verderbt sind, oder die, vermöge ihrer religiösen Ueberzeugungen nicht Alles leisten können, was der Zweck des Staats heischt, können von der Theilnahme an den höhern Vorzügen der Staatsbürger entweder ganz ausgeschlossen oder doch hinsichtlich derselben beschränkt werden. Die Aufrechthaltung kirchlicher Formen und Bekenntnisse kann indessen als Gegenstand der Gewalt einer Regierung in Betracht kommen, in so fern dieselbe das kirchliche Beschützungsrecht (jus advocatiae ecclesiasticae) besitzt. Vermöge desselben ist der Regent befugt und verpflichtet, für die Sicher-

heit jeder kirchlichen Gesellschaft gegen äußere und innere Beeinträchtigungen und über die Sittlichkeit der kirchlichen Beamten zu wachen, und Anstalten zu treffen, wodurch die öffentliche Kirche in ihrer Würde und Reinheit erhalten wird. Obgleich die Regierung kein Recht hat, sich um die Beobachtung der liturgischen Formen und der Dogmen einer kirchlichen Gesellschaft zu bekümmern, so lange jene nicht mit dem Sittengesetze und den Staatszwecken streiten, so ist sie doch befugt, dieselben auf eben die Weise, wie die Einrichtungen jeder Gesellschaft im Staate nöthigenfalls in Untersuchung zu ziehen, und die stete Oberaufsicht darüber zu führen (jus inspiciendi). Von Amts wegen kann der Staat sich nur dann in kirchliche Angelegenheiten mischen, wenn es das Beste des Staats heischt; und hier steht dem Regenten auch das Reformationsrecht oder die Befugniß zu, die Gewalt der Kirche einzuschränken, wenn ihre Ausdehnung für die Staatszwecke schädlich wird. Die Kirche kann ferner ihre Rechte gegen ihre Mitglieder und gegen Andre nur durch den Staat verfolgen. Da jedoch von den religiösen Ueberzeugungen der Menschen ein großer Theil ihrer Sittlichkeit, und von dieser wiederum das Wohl des Staats selbst abhängt, so ist in den meisten Staaten die Kirchengewalt den Regenten übertragen. Diese Gewalt darf aber nie ausgedehnt werden auf innere Ueberzeugungen, noch weniger darf mittelst derselben die äußerliche Bekennung religiöser Dogmen (Glaubenssätze) oder die Beobachtung liturgischer Formeln erzwungen werden. Wo eine solche Uebertragung der Kirchengewalt an das Staatsoberhaupt Statt findet, da sind auch die von der Regierung angeordneten oder bestätigten Kirchendiener wie Staatsdiener zu betrachten, und sie haben, falls die Kirche aufhört, dieselben Ansprüche an den Staat, wie andre Beamte, die auf eine bestimmte oder auf Lebenszeit angestellt sind. Wo die Kirche aber als eine bloße Privatgesellschaft zu betrachten ist, da müssen die Beamten sich an die Mitglieder derselben halten. (Das Uebrige über diesen Gegenstand sehe man unter dem Art. Kirche.) Zu den äußern Hoheitsrechte endlich gehören auch das Recht, die Verhältnisse des Staats nach außen zu beobachten und durch Verträge und Bündnisse zu bestimmen, mithin das Recht zu unterhandeln (jus negotiandi), Gesandte und Bevollmächtigte zu haben (jus legandi et mandandi), das Recht Krieg zu führen für die Sicherstellung des Staats, und Frieden zu schließen (jus belli et pacis). N. P.

Staatsgrundverträge oder Staatsgrundgesetze (Leges fundamentales civitatis) sind solche Verträge, wodurch das Daseyn des Staats nach seinen innern und äußern Verhältnissen bestimmt wird. Die allgemeinen Staatsgrundverträge, welche man als Bestandtheile des bürgerlichen Vertrags (contrat social) ansieht, sind folgende: 1. der bürgerliche Vereinigungsvertrag (pactum unionis civilis), und 2. der bürgerliche Verfassungsvertrag. Durch den erstern vereinigt sich eine bürgerliche Gesellschaft zu einem Staat; durch den andern bestimmt sie ihre und ihrer Mitglieder Verhältnisse gegen einander und die Art der Ausübung der Gesellschaftsgewalt. Da jeder gültige Vertrag die freie Einwilligung der Paciscirenden erfodert, so kann weder einem Einzelnen, noch einer Gesellschaft wider ihren Willen ein Verfassungsvertrag aufgedrungen werden. Die Gesellschaft nur kann sich, aber kein Dritter ihr ohne ihre Einwilligung eine Verfassung geben; geschieht es dennoch durch Zwang, so sind die Vorschriften unverbindlich, sowohl für die einzelnen Mitglieder, als

für die ganze Gesellschaft. Durch den Eintritt eines Mitgliedes in eine schon bestehende Staatsgesellschaft und durch die Aufnahme desselben in die letztere wird der Aufnahmevertrag begründet, wodurch der Aufgenommene sogleich verpflichtet wird, sich den Vorschriften der Verfassung gemäß zu benehmen; der Staat hingegen, jenem das zu leisten, was er nach seinen Verhältnissen verfassungsmäßig zu fodern hat. Staatsbürger kann man nach dieser Ansicht nur werden durch den Vereinigungsvertrag oder durch den bürgerlichen Aufnahmevertrag (pactum receptionis civilis). Für den Aufgenommenen sind alle vor seiner Aufnahme geschlossenen Grundverträge verbindlich. In so fern der Staat in einer ungleichen Gesellschaft besteht, schließt sich an den Verfassungsvertrag der Unterwerfungsvertrag (pactum subjectionis civilis) an, wodurch 1. das Staatsoberhaupt die Ausübung der Regierungsrechte übernimmt, und 2. die übrigen Staatsbürger, indem sie ihm die Ausübung jener Rechte übertragen, zugleich versprechen, seinen verfassungsmäßigen Anordnungen zu gehorchen. Jedes Mitglied der Staatsgesellschaft ist zufolge dieses Vertrags den Befehlen des Oberhaupts Gehorsam schuldig, in so weit es den Zwecken und der Verfassung des Staats gemäß ist. Aber nicht blos die ausdrückliche Wahl, sondern auch die factische, welche durch stillschweigende Unterwerfung unter ein Staatsoberhaupt und Anerkennung desselben als gesetzmäßigen Oberherrn geschieht, muß dann als Vertrag angesehen werden, da sie immer eine freie Handlung ist, und ein Volk an sich von einem Einzelnen nicht gezwungen werden kann (s. d. Art. Staat). Die Eroberung begründet eigentlich keine Verpflichtung für den Besiegten, dem Eroberer zu gehorchen, und die von ihm eingeführte Verfassung als rechtmäßig anzuerkennen. Nur die Nothwendigkeit, es zu thun, kann durch die Eroberung bewirkt werden, und der Sieger hat bloß das Recht, sich wegen des von dem Besiegten angefangenen Krieges zu entschädigen. Alle durch das sogenannte Eroberungsrecht gegründete Staatsverfassungen sind unrechtmäßig, so lange nicht das Volk durch einen freiwilligen Unterwerfungsvertrag, wofür man aber eine erzwungene Huldigung nicht halten kann, die Verbindlichkeit der neuen Verfassung für sich anerkennt. Auch Gesetze, so fern sie nicht verfassungswidrig sind, können als Verträge betrachtet werden, da die Staatsbürger dem Regenten die gesetzgebende Gewalt übertragen haben. N. P.

Staats- oder Adreßkalender sind gedruckte Namenverzeichnisse von Staatsbeamten, die entweder mehrere Staaten summarisch umfassen und zugleich statistische Nachrichten mit enthalten, (wie Spieß jetzt herrschendes Europa 1725, woraus Krebel's genealogisches Handbuch entstanden ist; und Varrentrapp's und Wenner's Reichs- und Staatshandbuch seit 1742; und das neueste dieser Art: Hassel's allgem. europ. Staats- und Adreßhandbuch für das J. 1816. 1 Bds. 1 Abth., welche die Genealogie und die Staatskunde der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, mit Einschluß von Oesterreich und Preußen enthält, nebst Wappenkupfern; 2. Abth., welche die Adressen enthält; und 2. Bds. 1 Abth., welche die Genealogie und Staatskunde der sämmtlichen europ. Staaten außerhalb Deutschlands und eine statist. Uebersicht von 19 der vornehmsten außereuropäischen Staaten enthält. Die 2. Abth. umfaßt die Adressen. Weimar 1816.) — oder die sich auf einen einzelnen Staat beschränken. In letzterer Hinsicht gibt es noch besondre Adreßkalender oder Verzeichnisse von einzelnen Provinzen, Städten (z. B. der Adreß-

kalender von Berlin seit 1740, der von Leipzig seit 1764), Aemtern, Collegien, Ständen, (z. B. das kursächsische geistl. Ministerium von 1723; die österreich. Generalkriegstabellen seit 1745; Zustand der preuß. Armee, 1778; Preuß. Stamm- und Rangliste, 1784; Zustand der sächsis. Armee, seit 1783; Kursächs. Bergwerkskalender 1772 u. a. m.), selbst von den Einwohnern eines Orts, ohne Rücksicht auf den Dienst im Staate. Auch gibt es Adels-, Gelehrten-, Künstler- und ähnliche Register. Der Staats- und Adreßkalender im engern Sinne ist gewöhnlich ein amtlich abgefaßter Schematismus des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden; oft mit mancherlei genealogischen und statistischen Notizen begleitet, wie der ehemalige Almanach Impérial von Testu. In wiefern solche Staatskalender die Darstellung der gegenwärtigen Staats- und Hofbeamten (oft der ganzen Hofdienerschaft) zum Gebrauch im bürgerlichen Leben bezwecken, sind sie eine Erfindung der neueren Zeit. Wahrscheinlich ist der noch jetzt fortwährende Almanach Royal in Frankreich der Urvater dieser zahlreichen Familie. Der Buchhändler Laurent Houry zu Paris bereicherte zuerst 1679 seinen Almanach mit statistischen Zusätzen, und verband damit die Namenliste der höheren Staatsbeamten. Bald fand sich Ludwig XIV. durch diese sinnlich bequeme Darstellung seines titelreichen Hof- und Staatsdienstes so geschmeichelt, daß er das dem Houry 1679 ertheilte Privilegium im J. 1690 erneuerte, und sich den Almanach dediciren ließ, der seitdem den Beinamen Royal behalten hat. Im 18ten Jahrhundert erschienen ähnliche Namenlisten nach und nach in allen, selbst den kleinsten europäischen Staaten, so wie in den verschiedenen Territorien des deutschen Reichs. Die ersten darunter waren (1700—4) das Namenregister für die Vereinigten Niederlande; seit 1704 der Preußisch-Brandenburgische Staatskalender; seit 1720 der Regensburgische Comitialkalender; seit 1728 der kursächsische Staatskalender; seit 1730 der englische Royal Calendar, u. s. f. bis in die neuere Zeit. Die Verbreitung dieser Bücherclasse, zunächst eine Folge der Prachtliebe und der Sorgfalt der Fürsten, dann auch der Eitelkeit der Titulirten, hat zwar auf der einen Seite die Zahl der Titel und Aemter, indem ein Hof dem andern nachahmte, und die Titelsucht der Staatsdiener sehr vermehrt; sie hat aber auch auf der andern Seite die Staatenkunde sehr befördert, so wenig ehemals die Regierungen der Publicität geneigt waren. In so fern hat ihre Abfassung wissenschaftliche Bedeutung. Aber nur wenige, wie der Almanach Royal, der brittische Royal Calendar, der East-India Calendar, der Mecklenburg-Schwerin'sche Staatskalender u. a. m. sind in der That das, was jeder Staatskalender seyn sollte, ein mit kurzen Anzeigen des Mechanismus der Landesverwaltung versehenes, systematisch geordnetes Namenverzeichniß von Personen, welche gegen den Staat in besondrer Verpflichtung stehn, unter öffentlicher Aufsicht abgefaßt. Uebrigens gilt allemal, selbst von dem planlosesten Werkchen dieser Art, Fontenelle's Bemerkung, daß die Staatskalender unter allen Büchern die meisten Wahrheiten enthalten. — Ueber diesen Zweig der Literatur und insbesondre über den zweckmäßigsten Schematismus, so wie über die historisch-statistische Benutzung eines Staatskalenders, s. m. Schwarzkopf's treffliche Schrift über Staats- und Adreßkalender. Berlin 1792. Kr.

Staatslehre oder Staatswissenschaft umfaßt als allgemeine oder philosophische Wissenschaft Politik und Staatsrecht. (S. diese Art.) Staatswissenschaften werden aber auch alle die allgemeinen und empirischen Wissenschaften genannt, welche sich auf den Staat überhaupt beziehen, z. B. Polizeiwissenschaft, Finanzwissenschaft und Cammeralwissenschaften, überhaupt Statistik zc., von welchen in besondern Artikeln die Rede ist.

Staatsökonomie, s. Staatswirthschaft.

Staatspapiere und Papiergeld. Zuvörderst bemerken wir, daß man unter Staatspapieren im Allgemeinen alle solche Papiere versteht, welche sich auf die höhern Angelegenheiten eines Staats beziehen. Im engern Sinne sind Staatspapiere solche vom Staat ausgestellte schriftliche Acten, wodurch derselbe sich zur Leistung einer Capital- oder Zinsenschuld verpflichtet, ohne daß jedoch diese Papiere als ein Austauschungsmittel für den allgemeinen Verkehr gelten sollen. Unter Papiergeld aber versteht man solche Papiere, die unter Autorität des Staats ausgefertigt sind, um bei öffentlichen Cassen sowohl als im Verkehr selbst, statt des baaren Geldes, als Darstellungs- und Eintauschungsmittel des Werths zu gelten; denn jedes Bezeichnungsmittel des Werthes im bürgerlichen Verkehr zum Eintausche von Sachen, oder zur Vergeltung von Arbeiten, heißt Geld. Die Güte desselben hängt hauptsächlich von der Sicherheit des Besitzers ab, zu allen Zeiten den dadurch bezeichneten Werth, oder auch die Einkünfte dieses Werthes (Zinsen) dafür zu erhalten. Diese Sicherheit entspringt aus der Gewißheit, daß das Geld nicht leicht weder zufälligen Zerstörungen, noch Verfälschungen, oder auch einer solchen Vermehrung unterworfen sey, wodurch es, wegen der Menge des Geldes selbst, unmöglich wird, den Nennwerth an Sachen zu erhalten. Noch mehr wird die Sicherheit des Geldbesitzers erhöht, wenn das Material des Geldes, schon als bloße Waare betrachtet, den damit bezeichneten Werth hat. Aus diesen Gründen wählte man ursprünglich bei den meisten Völkern edle Metalle, Gold und Silber, zum Gelde. Sie sind nicht leicht zufälligen Zerstörungen oder Verfälschungen ausgesetzt, ihre Seltenheit sichert vor einer allzu großen Anhäufung des Geldes, und selbst durch eine Umwandlung ihrer äußern Form behalten sie als Waare ihren Werth. Anfänglich berechnete man den Werth nicht nach einem äußern Gepräge, sondern nach dem Gewichte des Metalls. Die Verfälschungen, die Verschiedenheit der Güte des Metalls und die Finanzspeculationen der Staatsoberhäupter gaben den Münzen ihre Entstehung. Jetzt berechnete man nicht mehr den Werth nach der Güte und dem Gewichte des Geldes, sondern nach dem Gepräge, und so schlich sich der Grundsatz ein, daß nicht das Material, sondern das Gepräge und die öffentliche Garantie den Werth des Geldes sichern. Dieser Grundsatz brach nach und nach dem Papiergelde die Bahn. Das Geld, — es mochte seyn, von welchem Material es wollte, — sollte als vorstellendes Zeichen des Werths und des Vermögens dienen. Als solches mußte es denselben Ertrag geben, den wirkliches Vermögen, z. B. liegende Gründe, geben konnten. Dies leitete auf die Idee der Geldzinsen. Es war billig, daß derjenige, welcher einem Andern zum Erwerbe eines wirklichen Vermögens Geld anlieh, dafür so viel erhielt, wie ihm, wenn er selbst dies Vermögen angekauft hätte, dasselbe würde eingetragen haben. Indessen suchten die Juden schon zu Moses Zeiten, dem Charakter ihrer Nation gemäß, den Ertrag ihres Geldes höher zu steigern, als

die Einkünfte des damit zu erwerbenden Vermögens seyn konnten. Moses beschränkte ihren Wuchergeist, ohne jedoch die Zinsen an und für sich selbst zu verbieten. Auch in Rom erregten die Zinsen (usurae) Unruhen, und wurden nach Maßgabe des mit dem Gelde zu erwerbenden Vermögens herabgesetzt. Obgleich man nun freilich schon in frühern Zeiten zur Sicherheit der Darlehne und der Zinsen Privatverschreibungen einführte, so kannte man doch noch nicht die großen öffentlichen Anstalten zum Geldverkehr, denen viele Staaten Europa's ihren Glanz, viele ihren Verfall zuschreiben müssen. Wahrscheinlich lieh auch der römische Schatz in glücklichen Zeiten Geld aus, aber von Bankgeschäften, von Staatslotterien, von Staatspapieren, von umlaufenden Wechseln (nicht Anweisungen) war nicht die Rede. Allein diesem Allen war durch die Idee: daß öffentliche Garantie und Gepräge, nicht bloß innerer Gehalt, dem Gelde seinen Werth gäbe, so wie durch die Privatschuldverschreibungen schon vorgearbeitet. Die Wechsel und Wechselgeschäfte wurden die nähern Grundlagen des Papiergeldes und der Staatspapiere. Sie entstanden höchstwahrscheinlich auf den großen Marktplätzen in Deutschland, und auf denen, welche die germanischen Völker in den neuen Staaten stifteten. Diese Märkte erhielten von den kirchlichen Anstalten, womit sie verbunden wurden, zum Theil den Namen Messen. Der altdeutsche Glaube, man müsse zahlen, was man schuldig sey, oder sich selbst dahin geben, wenn man nicht zahlen könne, wirkte auch auf Kaufleute und auf die Schuldverschreibungen. So entstanden die Begriffe von Wechselrecht und vom Wechselarrest, welcher dem Gläubiger viel Sicherheit gab, und dem Schuldner ein Antrieb zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten ward. Die Wechsel wurden daher ein eigenthümliches Geld der Kaufleute; denn alle Hände, durch welche ein Wechsel läuft, müssen dafür haften, wenn nur die Hand, welche ihn reicht, sicher ist, und wenn man nur weiß, an wen man ihn wieder abgeben soll. (M. s. Wechsel.) Erst spät, oft ohne gehörige Sachkenntniß, mischte sich die Gesetzgebung in die Wechselgeschäfte ein, und der Papst war die erste öffentliche Gewalt, welche sie im Mittelalter zu befördern suchte. Aus allen catholischen Ländern bezog er Einkünfte, und Wechsel waren das bequemste, oft das einzige Mittel, sie nach Rom zu bringen, besonders als die Fürsten einzusehen begannen, daß nicht sie, sondern der Papst nur ein festes Einkommen in ihren Staaten habe. Ludwig IX. verbot deßhalb 1269 in Frankreich alle Geldabgaben an den Papst, weil das Reich dadurch verarmt sey. In England ward dem Geldausfuhrverbote jedoch die Erlaubniß hinzugefügt, die Zahlungen nach Rom in Wechseln zu leisten. Der Papst, der reichste Regent des Mittelalters in Europa, stiftete die erste bedeutende Geldanstalt, die Leihhäuser; und die Ablaßzettel, deren Einlösung auf den Himmel angewiesen war, kann man gewissermaßen als das erste Papiergeld betrachten, da der Bau der Peterskirche, welcher 50 Millionen Thaler kostete, dadurch ausgeführt wurde. Das Vertrauen zu den Wechseln hing indessen bloß von dem Vertrauen zu dem Geber ab. Man bedurfte eines Papiers, dem man auch ohne persönliches Vertrauen zu dem Geber trauen konnte. Dies wurde durch die Banken bewerkstelligt. In diese legten die Kaufleute ihr Geld nieder, ließen sich Scheine darüber geben, die sie als Zahlung gaben und nahmen; wie in der St. Georgenbank zu Genua 1407; oder sie legten auch ihr Geld (wie zu Venedig 1582) in die Bank, und ließen den Betrag ihrer Foderungen in den Bankbüchern sich ab-

und zuschreiben. Nun verwandelte sich das Handelspapier in Papiergeld. Die Banken zeigten dem Auge des Staats das baare Geldvermögen des Handelsstandes, und übergaben dasselbe in seine Hand. Dadurch ward das Vertrauen zu diesen Einrichtungen von dem Vertrauen zu dem Staat abhängig. Die Girobanken, wie die zu Venedig, Hamburg, Amsterdam, Nürnberg u. s. w., sind an das Staatsgebiet, worin sie sich befinden, ihrer Natur nach gebunden, und ohne öffentliches Unglück, oder ohne Beraubung, keinen Unfällen unterworfen. Die Zettel- oder Leihbanken hingegen, wie die zu Genua, Wien, London, Copenhagen, Stockholm u. s. w., erstrecken ihre Wirksamkeit auch über das Staatsgebiet hinaus, und ziehen alle Geldkräfte des Staats in ihren Wirkungskreis. Bei dem Vertrauen, welches ihre Zettel so leicht finden, hat man nie der Versuchung widerstehen können, das Bankvermögen, welches sonst unnützer Weise ruhen würde, auszuleihen, oder zum Ankaufe liegender Gründe (z. B. wie es in Genua der Fall war), zu verwenden, um es solchergestalt zu erhöhen. Dadurch entsteht aber eine Unsicherheit der Zettelbanken und der von ihnen ertheilten Scheine. Der Staat kann, selbst wenn der Bankfonds erschöpft ist, Anleihen fodern, die sich nicht verweigern lassen. Die Bankzettel lassen sich leicht vermehren, und wenn der Staat nur allmählige Rückzahlung leistet, kann man auch der Einlösung der Zettel, welche von der Bank gefodert wird, noch wohl vorkommen. Allein dieser Zustand bleibt immer gefährlich, weil ein kluger Feind durch den heimlichen Ankauf und die plötzliche Ueberreichung der Bankzettel zur Bezahlung den Credit der Bank stürzen, und sie in Verlegenheit bringen kann. Seit Amerika's Entdeckung war das europäische Geldwesen in Verwirrung und alle Höfe in Schulden gerathen; indeß war die Staatskunst noch in kaufmännischen Geschäften zu unerfahren, um diese in der Staatswirthschaft benutzen zu können. Die päpstlichen Leihhäuser wurden größtentheils nur von Städten, und die italienischen Banken erst 1609 von Amsterdam und 1619 von Hamburg nachgeahmt. Zu Ausgange des 17ten Jahrhunderts, unter dem König Wilhelm III., der das holländische Geldwesen kannte, erhielt London (1694) eine Bank; und nun folgten im 18ten Jahrhundert in den meisten übrigen Ländern Bankversuche mancherlei Art, um mit ihrer Hülfe sich von den Staatsschulden zu befreien, oder den Handel zu beleben, oder Krieg führen zu können. Zuerst in England faßte der Kanzler Montague, mit Newtons und anderer tiefen Denker Beistande, den Gedanken auf, alle Anstalten, welche auf den Geldverkehr wirken, als ein Ganzes zu behandeln. Alle alten Münzen wurden eingeschmolzen, um nur mit einem Gelde von bestimmtem Gehalt zu thun zu haben; das Rechnungswesen des Schatzes ward so geordnet, daß es einen Hauptabschluß der Einnahme und Ausgabe ohne Schwierigkeit bilden ließ; Staatswechsel wurden nur unter dem Namen von Staatskammerscheinen ausgegeben, welche Zinsen trugen, und in Zahlungen an den Staatsschatz angenommen wurden; auch die Banknoten wurden in Zahlungen angenommen. So ward der Schatz der allgemeine Verein des Geldumlaufs und des Vermögens aller reichen Engländer, deren Wohlstand mit der Regierung des Königs Wilhelm stand oder fiel. Law begriff die Idee des englischen Staatsgeldwesens. Er entwarf einen noch fester begründeten Plan, und legte, von dem Herzog Regenten von Orleans unterstützt (s. Orleans und Law) mit baarem Gelde eine Bank an, die durch die Neuheit ihrer Erscheinung, die prunkhafte Vertheilung des großen damit verbunde-

nen Gewinns, und selbst durch den Umstand, daß Law sein eigenes Vermögen zur Gründung mit hergab, mächtig auf die lebhafte Einbildungskraft und Geldgier der Franzosen wirkte. Jeder Kaufmann wollte Banknoten, jeder Höfling Bankzettel haben. Die Actien stiegen unermeßlich im Preise, und neue und wieder neue Actien wurden ausgegeben. Dem Andrange des Volks, ja selbst der geschmücktesten Frauen aus den glänzendsten Geschlechtern zu der Bank, konnte nur durch Wachen gesteuert werden, und der vergötterte Law wurde Finanzminister. Er hatte das müßige baare Geld dem Staate geliehen; die Großen, welche bisher den Glanz ihrer Häuser durch Kaufmannshäuser verdunkelt gesehen hatten, begünstigt; er hatte endlich mehr Bankzettel ausgegeben als das baare Vermögen der Bank betrug; alles dieses ist auch anderwärts geschehen, und hat kein Unheil gestiftet. Allein je mehr Geld Law dem Hofe lieferte, desto mehr wollte dieser haben, und der Finanzminister konnte nicht verweigern, wie die Parlamente. Nach vier Jahren war endlich seine Kunst erschöpft, die Parlamente traten zu, und Law ward über die Gränze gebracht, ohne daß jedoch die Machthaber die Schuld auf ihn wälzen konnten. Der Lawschen Bank waren alle Münzstätten untergeordnet, und im Bunde mit den Handelscompagnien hatte sie alles baare Geld aus dem Umlauf gezogen, und Frankreich mit Papiergeld überschwemmt. Alle Bürgerkriege in diesem Lande brachten keinen größern und schnellern Wechsel des Eigenthums hervor, als Laws Finanzoperationen in jenen vier Jahren. In eben dem Jahre, als Frankreich von dieser Verirrung zurückkam, suchte auch England sich durch Actienhandel von seiner Staatsschuld zu befreien. Der Versuch mißglückte aber, und man kehrte schnell zu den alten Einrichtungen zurück. 1726 gab die Leihbank zu Stockholm ihre ersten Banknoten aus. Ihr Vermögen besteht in Pfandbriefen auf liegende Gründe, und in überwiesenen Staatseinkünften. (M. s. Schweden.) 1736 ward die Bank zu Copenhagen gestiftet, 1772 die Leihbank zu Petersburg, welche die darin niedergelegten Gelder zu fünf Procent Zinsen ausleiht. 1786 ward die für Petersburg und Moskau errichtete Assignationsbank in eine Reichsbank verwandelt. Ihre Noten über fünf Rubel sind blau, über zehn Rubel roth, über fünfundzwanzig bis hundert Rubel weiß. Die in demselben Jahre für den Adel und die Städte errichtete, und mit einer Brandversicherungsanstalt verbundene Leihbank hat das Recht zu münzen und Wechsel zu escomtiren. Außerdem besteht in Rußland eine Hülfsbank, deren Noten bei den Steuern angenommen werden, und die auf Waaren Darlehne gibt, auch Wechsel kauft. — Nach dem siebenjährigen Kriege erweiterte die Leihbank in Berlin zwar ihre Geschäfte, gab aber keine Banknoten, sondern für das eingelegte Geld Bankobligationen aus. Dagegen verdrängte die 1782 zu Madrid errichtete Carlsbank das baare Geld aus dem Umlauf, obgleich ein großer Theil des Papiergeldes von 120 Millionen, welches der amerikanische Krieg veranlaßt hatte, dadurch in die todte Hand gebracht wurde, daß die Corporationen ihre Baarschaften darein umsetzen mußten. Zwar gerieth die caisse d'escompte zu Paris 1783 durch die großen Zumuthungen des Staatsschatzes in Verlegenheit, sie blieb aber doch zahlungsfähig. Die wiener Bank war und blieb bis 1789 eine Handelsanstalt, deren Zettel zu dem blühenden Verkehr nicht hinreichten, und daher höher als ihr Nennwerth standen. Aus dem 1795 zu Genf entstandenen établissement patriotique zur Unterstützung des Fabrikwesens ging die

Casse d'escompte, d'épargne et de dépot hervor, wozu das Staatsschatzamt 918,000 Fl. hergab. Seit 1798 beschränkt sich diese Anstalt auf Wechselgeschäfte, steht unter Aufsicht der dortigen ökonomischen Societät, und hat sich glücklich unter allen Zeitereignissen erhalten. 1814 wurde eine neue holländische Bank auf 25 Jahre bestätigt. Ihr Fonds beträgt 5 Millionen Fl. in 5000 Actien. Ihre Schulden sind in verzinsliche und unverzinsliche eingetheilt, und die letztern rücken nach dem Abtrage der erstern in deren Stelle. So führten die Wechselgeschäfte zu den Banken, und diese zu dem Papiergelde. Das eigentliche Papiergeld erschien indessen zu allererst in Amerika. Die allgemeinen Versammlungen der einzelnen nordamerikanischen Staaten, mit Ausnahme von Neuschottland, verordneten die Ausgabe der ersten Papiermünze (paper-money), wofür es weder eine Einwechselungscasse, noch eine andre Gewähr, als die Uebereinkunft der Staaten gab, welches aber auch schon während des amerikanischen Krieges gegen baares Geld wie 50 zu 1 stand. Nach dem Kriege erholte sich der junge Staat schnell, stiftete 1792 einen Tilgungsfonds, mit Hülfe der Kaufgelder für Staatsländereien, und so verminderten sich die gemeinschaftlichen Staatsschulden (50 Millionen Dollar zu 3—6 Procent Zinsen) allmählig, indeß die einzelnen Staaten Schätze sammelten, und überall Handelsbanken entstanden. Aber der englische Krieg mußte durch Anleihen gegen Zinsen von sieben Procent und darüber geführt werden, und nun fielen die Staatspapiere, und mehr als diese die Schatzscheine, oder das eigentliche Papiergeld. Zerstörender noch für den Wohlstand und das Leben vieler Individuen und Familien wirkten die französischen Assignate und Mandate (s. d. Art.). Nachdem dieselben allen Werth verloren hatten, kehrte Frankreich zum baaren Gelde zurück, und rühmte sich, ungeachtet seiner Scheine für herabgesetzte Staatsschulden, für rückständige Zinsen, für Lieferungen, und ungeachtet es von Wechseln der Steuereinnehmer, der Amorsationscasse und des Schatzes überschwemmt war, daß es kein Papiergeld habe. Indessen wurde doch eine Bank errichtet, deren Fonds 1806 auf 90,000 Actien, jede zu 1000 Franken mit einer festen Dividende von sechs Procent, und einer unbestimmten Dividende von Zweidrittel des Ueberschusses festgesetzt wurde. In den deutschen Staaten hatte, außer Oesterreich und Preußen, nur Sachsen Papiergeld, doch ohne Zwang für den Verkehr. Die Cassenbillette, wovon es seit der Verordnung vom 21sten März 1812 fünf Millionen Thaler gibt, werden nicht allein bei allen Zahlungen an Steuercassen, die über zwei Thlr. betragen, zur Hälfte angenommen, sondern sie müssen auch in diesem Verhältnisse gezahlt, oder auf baare Zahlung neun Pf. für den Thlr. Aufgeld gegeben werden. Umgewechselt werden sie gegen baares Geld bei den Disconto-Cassen zu Dresden und Leipzig mit einem Pfennig Verlust für den Thaler; doch findet diese Umwechselung unter den jetzigen Verhältnissen nur in geringem Maße Statt, und die Cassenbillette verloren einige Zeit im Verkehr bedeutend. Indessen haben sie sich wieder gehoben, seitdem (unterm 16ten Januar 1815) auch die Hälfte der Pachtgelder an öffentliche Cassen in ihnen bezahlt werden darf. Die übrigen sächsischen Staatspapiere betreffen theils Anleihen, die auf das ganze Land aufgenommen wurden, oder die von den einzelnen Landschaften und Stiftern gemacht sind. Die Theilung des Königreichs Sachsen machte auch eine Theilung der Staatsschulden nothwendig, und Preußen übernahm deßhalb im März 1815 einen verhältnißmäßigen Schulden-

antheil, und die Mitwirkung zur Sicherstellung der Cassenbillette. Bayern ist noch verschuldeter als Sachsen. Es hat die Schulden seiner einzelnen Länder vereinigt, aber das Ausgleichungsgeschäft ist noch nicht beendigt. Nach Montgelas beläuft sich jedoch die bayersche Staatsschuld noch nicht auf 100 Millionen Gulden, wovon bereits Mehreres durch Güterverkauf und Aufhebung der Klöster getilgt ist, und man hofft, daß die Amortisationscasse, welche die Zinszahlungen von den ausstehenden Foderungen der ehemaligen Landschaften und einigen andern Einkünften besorgen soll, bald ganz ihren Zwecken entsprechen werde. Auch ist seit dem 9ten März 1815 der Anfang mit Abtragung der rückständigen Zinsen gemacht worden. Das Schuldenwesen im Wirtembergischen ist in fester Ordnung, und monatlich wird von dem Schuldstamm etwas bezahlt. Baden und Darmstadt mußten während des Krieges ihre Schuldenlast bedeutend vergrößern; indeß werden die Zinsen richtig bezahlt. Auf Mecklenburg Schwerin lastete bereits vor 1806 eine mit den Kräften des Landes unverhältnißmäßige Staatsschuld, die durch die Uebernahme der persönlichen Schulden des Landesherrn und die nachherigen Kriegsereignisse noch vergrößert wurde. Die Capitalzahlungen der Staatsschulden wurden daher 1809 auf dreißig Jahre, also bis 1839 sistirt, und die Zinsen von 5 auf 4 Procent herabgesetzt. Um jedoch sich der drückenden Last einigermaßen zu entledigen, schritt man 1811 zum Verkaufe der Domainen, wobei ⅔ der Kaufsummen in Schuldverschreibungen der Staatsrenterei oder der Reluitionscommission an Zahlungsstatt angenommen werden. Indessen entsprach dieser Güterverkauf den Erwartungen nicht. Auch die allgemeine Landescredit- und Schuldentilgungscommission, deren Papiere sich noch in etwas höherem Werth erhielten, konnten den durch so manche Unfälle von innen und außen her erschütterten Credit dieses ehemals blühenden Staats nicht wieder heben. Eben so zerrüttet ist das Schuldenwesen des waldeckschen Landes. Die großherzoglich frankfurter Staatsschuld ging, in so fern sie aus alten Landesschulden bestand, nach Auflösung des Großherzogthums wieder auf die Länder über, die ursprünglich dafür verhaftet waren. Dasselbe geschah im ehemaligen Königreiche Westphalen, und es wurde von preußischer und hannöverscher Seite der Grundsatz aufgestellt, daß alle Schulden, welche bis zur französischen Besitznahme der Länder gemacht waren, in ihrer alten Ordnung verbleiben sollten. Was in Hinsicht der nachherigen westphälischen Schulden geschehen wird, ist uns noch unbekannt. Preußen schuf im Jahre 1806 Papiergeld, aber nur als halbe Maßregel. Die Einlösungscassen der Tresorscheine verschwanden während des Kriegs (1806 und 1807), indeß wurden die letztern bei den Cassen angenommen, und ihr Cours hob sich bis zu ihrem Nennwerth. Die vor dem Kriege von 1813 ausgegebenen gestempelten Tresor- und Thalerscheine müssen, nach einer Verordnung vom 9ten September 1814, bei Berichtigung der Steuerrückstände angenommen, und dann vernichtet werden. Nach einer andern Verordnung vom 14ten März 1815 sollen die Tresorscheine vom 1sten Mai in allen öffentlichen Cassen gleich Silbercourant angenommen werden. So hat Preußen zwar kein eigentliches Papiergeld, aber doch eine Menge von Staatspapieren, und seine Geldanstalten, obgleich sie im Einzelnen vortrefflich sind, haben noch zu wenig innern Zusammenhang. Von den Oesterreichischen Staatspapieren haben wir in einem eignen Art. gesprochen. Außer den genannten haben alle übrigen deutschen Staaten ihr besondres Schuldenwesen. Rußland erhielt



zuerst durch Catharina II. 100 Millionen Papiergeld. Unter Paul stieg der Rubel in Hamburg zu 28½ Schilling Banco, sank aber 1810 auf 11 Schilling herab. Die Gewähr der russischen Bankassignationen, die sich etwa auf 570 Millionen Rubel belaufen sollen, besteht in der Annahme bei den öffentlichen Cassen, welche sie aber bei weitem nicht sämmtlich aufnehmen können. In Schweden ist die Bank allerdings die Pfandinhaberin eines großen Theils des Grundvermögens der Einwohner, und ihre Papiermünze ist allgemeines Reichsgeld. Dennoch hat dieses einen schwankenden Werth. Außer den Bankzetteln oder dem Reichsgelde sind auch Staatsschuldscheine, Riksgälds-Sedlar, im Umlauf. Am Ende des Jahrs 1814 betrugen die schwedischen Bankzettel 17,815,000 Thlr., und die Staatsscheine 7,600,000 Thlr. in Bankgeld. 1750 begann die Papiernoth in Dänemark, indem das dänische Curant an die Stelle der Kronthaler als Normalgeld gesetzt wurde. Schlimmer ward es noch, als 1757 die Bankzettel gezwungenen Umlauf bekamen, und die Bank darauf für Eigenthum des Staats erklärt wurde. Indessen hielt sich das öffentliche Geldwesen der Herzogthümer Schleswig und Holstein, welche 1788 die Erlaubniß zur Errichtung einer Speciesthalerbank erhielten. Doch ward die Ueberhäufung des Papiergeldes immer fühlbarer, der Handel fing an zu stocken, außerordentliche Staatsausgaben kamen hinzu, und die Verwirrung ward allgemein. Das Land war mit einer Menge verschiedenartigen Papiergeldes überschwemmt, welches unaufhörlich in die öffentlichen Cassen zurückfloß. Da ward (1813) eine Reichsbank gestiftet, die alle ähnliche Anstalten ersetzen, auf nicht 2½ Millionen Einwohner, und höchstens 8 Millionen Einkünfte 46 Millionen Bankzettel in Umlauf setzen, zu ihrer Gewähr eine Schuldfoderung von 6 Procent an den Geldwerth der Grundstücke des Reichs haben, und hievon 6½ Procent Zinsen beziehen sollte. Die Pfandschuld von 6 Procent ward indeß schon unterm 30sten Juli 1813 in Actien für die Grundeigenthümer verwandelt. Nach der Abtretung Norwegens strömte von daher alles Papiergeld nach Dänemark, und im Mai 1814 galt ein Species noch 34 Thlr. Papiergeld. Ein neues zinstragendes Papier, die Comitezettel, sanken bis 56 für den Nennwerth von 100, und die Verordnung vom 16ten October 1814 ließ sogar in dem Stift Aalborg zu, daß von bewährten Männern Schillingszettel ausgestellt würden, um dem Mangel an Scheidemünze abzuhelfen. Von allem Papiergeld hielt sich das englische am dauerndsten in seinem Nennwerth. Durch Hülfe seiner Bank setzte England unermeßliche Geldkräfte in Thätigkeit. Die Bank war mit der Regierung auf das engste verbunden, und half zu jeder Zeit; dennoch blieb das Vertrauen auf sie ungeschwächt, sie erhielt das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, und ihre Geschäfte vergrößerten sich. Dieses öffentliche Geldwesen bezeugt so sehr als nur irgend Etwas den Tiefsinn der Engländer. Die Bank ist die Geldseele des englischen Handels. Sie gibt ihm, und erhält von ihm Leben und Thätigkeit. Ihre Zettel sind das englische Handelsgeld: nicht das Geld für den kleinen Verkehr. Für Summen bis 20 Pfund zahlt sie baares Geld, wenn es verlangt wird. Die geringste Banknote beträgt ein Pfund. Das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, hat die Bank nicht aus Mangel an baarem Gelde, sondern aus Vorsicht erhalten, damit bei Zahlungen des Staats nach dem festen Lande, und bei dem dadurch erhöhten Goldpreise, die Guineen nicht herausgezogen, zu Goldbarren umgeschmolzen, und zu einem höhern Preise ver-

kauft werden können. Dadurch, daß die englischen Reichen ihre baaren Geldvorräthe in der Bank haben, und dadurch, daß diese mit der Regierung in der genauesten Verbindung steht, erhält sich ihr Credit. Die englische Staatsschuld stieg seit 1780 bis 1816 von 184 bis auf 800 Millionen Pfund Sterling; allein daraus entstand kein anderes Uebel, als daß die Preise der Sachen sich um das Vierfache erhöhten, und daß man eine schnelle Tilgung der Staatsschuld für ein Unglück hält. Der Betrag der jährlichen Zinsen dieser Schuld ist 35,973,000 Pf. St., und kommt dem Betrage der umlaufenden Banknoten ziemlich gleich. Die englischen Staatsschulden (die Stocks, nach der alten Quittungsweise mit Kerbstöcken so genannt) sind sehr mannichfacher Art, und ihr Stand richtet sich vorzugsweise nach dem Preise der ältesten und neuesten Schuld. Die Stocks der erstern kommen unter dem Namen „der consolidirten drei Procent" vor, und bestehen aus Schulden, welche 1749 mit Einwilligung der Gläubiger auf drei Procent herabgesetzt wurden. Im siebenjährigen Kriege sanken sie tief unter 60 für 100 Pfund des Nennwerthes, und auch in den Jahren 1812, 1813 und 1815 fielen sie oft weit unter 60. Die Staatspapiere der jüngsten englischen Anleihen (welche immer nur mit einigen Handlungshäusern abgeschlossen werden, und von denen die Papiere dann in Umlauf kommen) heißen Omnium. Ihr Steigen oder Fallen wird nicht durch das Capital, sondern durch Procente als Prämie oder Disconto bezeichnet, z. B. 30sten August 1813, Omnium 5⅞ Prämie, 29sten August 1814, Omnium 2⅞ Disconto. Noch schnellere Zahlungsmittel als diese Anleihen liefern in England die Schatzkammerscheine, welche von der Regierung theils eingelös't, theils in zinsentragende Schuld verwandelt (consolidirt) werden; dies geschah 1813 zu 5 Pf. St. 18 Schill. Procent. Für die englische Staatsschuld und Bank ist also eigentlich keine andre Gewähr vorhanden, als das Staatseinkommen. Daher ist es leicht zu bestimmen, wie hoch das Papiergeld ohne Gefahr einer bedeutenden Werthverringerung ausgegeben werden kann; der Maßstab für diese Bestimmung ist in dem Betrage der Steuern, welche in Papiergeld entrichtet werden können, enthalten. Wo jener Betrag von dem Papiergelde nicht überschritten ward, hielt es sich im Werthe; wo dies aber geschah, fiel es, trotz aller Kunst- und Zwangsmittel, unter seinen Nennwerth. — Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß jedes Staatspapier und jedes Papiergeld immer ein sehr unsicheres Tausch- und Bezeichnungsmittel des Sachenwerths ist. Die gewaltsamen Umwälzungen und Erschütterungen, welche die meisten Staaten Europa's seit beinahe dreißig Jahren erfuhren, lehrten die Capitalisten, daß die Sicherheit von Privatpersonen, da sie keiner öffentlichen Willkür so leicht Preis gegeben ist, eine bessere Gewähr sey als die Bürgschaft und die Schuldverschreibungen jedes, selbst des mächtigsten, Staats. Die öffentliche Gewalt kann sich von eingegangenen Verbindlichkeiten lossagen, sie kann Capitalien und Zinsen eigenmächtig herabsetzen, und den Nennwerth ihrer Verschreibungen verringern, ohne daß dem Staatsgläubiger ein Mittel bleibt, sich dagegen zu schützen. In Hinsicht eigentlicher Staatspapiere oder Staatsschuldverschreibungen (die nicht als Papiermünze im Verkehr waren) geschahe dies in England 1749 (s. oben), 1809 in Mecklenburg und in andern Ländern. Das eigentliche Papiergeld aber kann hinsichtlich seines Nennwerths durch zu große Vermehrung, durch Verfälschungen und durch Staatsunfälle gar leicht unter seinen Nennwerth herabsinken. Außerdem ist es vielfachen Zerstörungen ausgesetzt



und der Besitzer kann immer nur dort, wo man die Sicherheit des Staats, von welchem das Papiergeld herrührt, anerkennt, reelle Geschäfte mit diesem Gelde machen. Das beste, für den Besitzer sicherste Geld bleibt also immer ein solches, dessen Nennwerth schon durch den Werth seines Materials verbürgt wird. Da man jedoch leider, durch die großen Geldanstalten, und die noch größern Geldbedürfnisse, welche in den meisten Staaten Europa's entstanden sind, außer Stande ist, das Papiergeld durch baares Geld zu ersetzen, so ist es Pflicht jedes Staats, dem erstern nach äußerster Möglichkeit den Nennwerth zu sichern. Dies kann nur geschehen, 1. dadurch, daß eine Vermehrung des Papiergeldes über den Betrag der Staatseinkünfte verhütet; 2. daß von allen öffentlichen Cassen das umlaufende Papiergeld gleich dem baaren angenommen wird, und 3. daß man allen Verfälschungen auf das sorgsamste vorbeugt. Leicht ließe sich hier, statt des gewöhnlich zur Papiermünze verwandten Materials, ein anderes vorschlagen, welches, wegen der großen Vorkehrungen, die zur Verfertigung erfodert werden, schwerlich von Privatpersonen nachgemacht werden kann, und wegen seiner Unzerstörbarkeit vor allem Papier den Vorzug verdient. Wir schließen jedoch diesen schon zu ausführlichen Artikel mit der Bemerkung, daß wir in mancher Rücksicht den sehr lesenswerthen Aufsatz: Ueber das Papiergeld und die Staatspapiere bis zu dem Jahre 1815, von Rudolph von Bosse (im Taschenbuche Kronos) benutzt haben. N. P.

Staatsrecht ist nach der gewöhnlichen Bestimmung die Wissenschaft von den rechtlichen Verhältnissen, welche zwischen dem Staat und seinen Gliedern statt finden (Jus publicum sensu strictiori). Im weitern Sinne, wo es das Staatsprivatrecht oder allgemeine bürgerliche Recht (Jus privatum) d. h. die Wissenschaft von den Rechten und Verbindlichkeiten der Einzelnen gegen einander begreift, sofern sie aus dem Staate hervorgehen oder durch denselben modificirt werden, kann man es bestimmen als die Wissenschaft von den rechtlichen Verhältnissen, welche im Innern des Staats statt finden (Jus publicum internum). Hierdurch ist es noch von dem Völkerrechte (s. d. Art.) unterschieden, welches man im weitesten Sinne sonst ebenfalls unter dem Staatsrecht begriff; in dieser Bedeutung ist es die Wissenschaft aller rechtlichen Verhältnisse, welche von dem Staate abhängen. Wir bleiben hier bei der zweiten Bedeutung stehen, da das Völkerrecht unter seinem eigenthümlichen Namen jetzt größtentheils besonders abgehandelt zu werden pflegt. Das Staatsrecht ist nun allgemeines, (natürliches, philosophisches) oder positives. Letzteres hat zur Quelle die besondere Verfassung und die Gesetze eines bestimmten Staats; das allgemeine Staatsrecht aber, von welchem im Folgenden gesprochen werden wird (Jus civitatis s. publicum universale) ist ein Theil der philosophischen Rechtslehre (s. d. Art. Naturrecht) und gründet sich auf die Ideen des Rechts und des Staats. In demselben wird die Idee des Rechts angewendet auf den Staat, mithin bestimmt, wie sich das Recht in einer bürgerlichen Gesellschaft äußert, d. h. wie der Staat eingerichtet seyn muß, wenn er den Foderungen des Rechts entsprechen soll, und wie das Recht im Staate selbst verwirklicht, und durch das Wesen des Staats individualisirt und modificirt erscheint. Sonach ist das allgemeine Staatsrecht derjenige Theil der philosophischen Rechtslehre, welcher von den Rechten und Verbindlichkeiten handelt, die in dem Staate statt finden, und aus dem Wesen desselben hervorgehen. Man theilt

dasselbe gewöhnlich in das absolute oder unbedingte, welches dieselben ohne Rücksicht auf eine besondere Verfassungsform, und das hypothetische oder bedingte, welches dieselben nach den besondern Verfassungsformen betrachtet. Doch bezieht sich die letztere Eintheilung mehr auf das Staatsrecht im engern Sinne. Es läßt sich daher zweckmäßiger folgende Eintheilung der Behandlung des Staatsrechts (wenn man darunter auch das allgemeine bürgerliche Recht begreift) zu Grunde legen. Man kann nämlich den Staat betrachten 1) nach seiner rechtlichen Entstehung, 2) nach seiner innern Einrichtung. Die Einrichtung des Staats betrifft aber a) das Verhältniß der Bürger unter einander im Staate (Staatsprivatrecht), oder b) der Bürger zum Staate (Staatsrecht im engsten Sinne) und zwar α) überhaupt und β) nach den besondern möglichen Staatsformen. — Die Behandlung des Staatsrechts erfodert eine große Unbefangenheit und Uneingenommenheit, um nicht das Empirische und Positive den philosophischen Grundsätzen unterzuschieben, und große Sorgfalt, um nicht die letztern mit der angränzenden Politik zu vermischen, welche die Frage zu beantworten hat, wie die Zwecke des Staats unter gegebenen Verhältnissen am leichtesten und sichersten zu erreichen sind. Das Staatsrecht, welches eine Ansicht über die große Verbindung aufstellt, von welcher wir umgeben sind, muß für jeden denkenden Bürger, insbesondere aber für den Regenten und Staatsmann, dem die Leitung des Staats obliegt, so wie für den, welcher die Theorie der einzelnen Wissenschaften ausbildet, die mit dem Staatsrecht zusammenhängen oder als Zweige desselben anzusehen sind, (z. B. Criminalrecht) von dem größten Interesse seyn; und seine Wichtigkeit erkennt man auch aus dem großen Einfluße, welchen die staatsrechtlichen Erörterungen in neuern Zeiten auf das Verhältniß der Fürsten und Unterthanen geäußert haben. — Was die Geschichte des allgemeinen Staatsrechts anlangt, so finden wir schon bei den alten Völkern, insbesondere bei den Griechen und Römern Betrachtungen und Philosopheme über den Staat, in denen das Moralische, Juridische und Politische noch ungetrennt ist (so z. B. Platons idealische Darstellung vom Staate, Aristoteles Politik und Cicero's Bücher über die Pflichten und über die Gesetze); aber keine abgesonderte, wissenschaftliche Bearbeitung der unter dem Namen des Staatsrechts oben genannten Gegenstände. In der neuern Zeit wurden freiere Untersuchungen über das Recht der Fürsten und Völker besonders seit der Entdeckung von Amerika und der Reformation angestellt. Machiavell der in seinem principe ein erfahrungsmäßiges Bild politischer Größe aufstellte, Bodin, der über den Staat schrieb, und unter den Engländern Th. Morus in seiner Utopia, Baco in seiner nova Atlantis gingen hier voran. Aber Hobbes stellte in seinem Buche Elementa philosophica de cive die erste systematisch abgesonderte Behandlung des Staatsrechts auf, weshalb er auch oft Vater des Staatsrechts genannt wird. Hobbes Ansicht, welche viele Gegner fand, nähert sich der des Aristoteles und Machiavell; sie ist der Platonischen (in der Republik) gerade entgegengesetzt, und verhält sich zu dieser wie Empirismus zum Idealismus. Formey (in seiner histoire abrégé de la philosophie) sagt daher, Plato legte bei seinen Staatsmaximen eine eingebildete Harmonie (harmonie imaginaire), Hobbes bei den seinigen eine ideale Verwirrung (désordre idéal) zum Grunde. Hobbes stellte nämlich den Naturstand (s. d. Art.) als einen Krieg Aller gegen Alle vor. Um diesen kriegerischen und feindseligen Zustand auf-

zuheben, müsse man in den Staat treten, der aber nur durch unbeschränkte monarchische Gewalt fest stehe, weil diese allein den Angriff auf den friedlichen Staat am kräftigsten abzuwehren im Stande sey. Hobbes fand hierin viele Nachfolger und Gegner. Die Untersuchungen wurden fortgesetzt von Locke Sidney u. A.; unter den Deutschen von Ulr. Huber (de jure civitatis), J. H. Böhmer, der das Staatsrecht noch mehr von der Politik absonderte, und durch die systematischen Werke von Wolf (de imperio publico s. jure civitatis, Hal. 1748. 8.) Justi, Darjes, Nettelbladt, v. Moser u. A. Unter den Franzosen haben um staatsrechtliche Untersuchungen großes Verdienst Montesquieu (esprit des loix), Voltaire, Burlamaqui, Mirabeau ꝛc. Aber vorzügliche Epoche macht die Ansicht Rousseau's, der Hobbes entgegen den Naturstand als einen friedlichen Zustand, zu welchem man zurückkehren müsse, schildert, und den Staat auf den Gesellschaftsvertrag (contrat social) gründete, durch welchen das freie Volk, von dem die Obergewalt ausgehe, dem Regenten die Ausübung gewisser Theile derselben bedingungsweise übertragen habe, die letzterem daher, wofern diese Bedingungen nicht erfüllt würden, von jenem auch wieder genommen werden könne. Diese Grundsätze, welche auf die französische Revolution einen großen Einfluß hatten, wurden in den folgenden Bearbeitungen des Staatsrechts bald aufgenommen, bald widerlegt oder berichtigt. Und hier trat der Punkt ein, wo das Staatsrecht sich am weitesten von der Politik entfernte; dahingegen dasselbe unter der Gewaltherrschaft Napoleons sich demselben wieder mehr näherte. Durch Ausbildung der Philosophie bei den Deutschen, vorzüglich durch Kant, Fichte, Schelling u. A. gewann diese Wissenschaft an systematischer Begründung und Anordnung. Die Verfassungsangelegenheiten, welche nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft das allgemeine Interesse beschäftigen, haben eine genauere Prüfung der Prinzipien des Staatsrechts und verschiedene oft sehr von einander abweichende Ansichten neuerdings veranlaßt. T.

Staatsschatz, öffentlicher Schatz, Cammerschatz. Man versteht darunter bald die Centralcasse des Staats, bald den in dieser Centralcasse aufgesparten, zu künftigen Zwecken bestimmten Vorrath von Metallmünze; in dieser letzten Bedeutung werden jene Ausdrücke hier genommen. — In allen Erdtheilen und fast in allen Jahrhunderten wurden Staatsschätze gesammelt, sowohl von Beherrschern gesitteter als roher Völker; in Bern, Berlin und Constantinopel, in China, im Reiche des Großmoguls, in den ehemaligen Königreichen Peru und Mexiko so wie in den größern afrikanischen Staaten errichtete man Schatzkammern und füllte sie. Es sammelten Schätze vor Jahrtausenden Israeliten, Perser und Römer, im Mittelalter die Herrscher in Europa, wie die in Asien und Amerika, und in den neuern Zeiten die Schweiz, Hannover, Hessen und Preußen; es sammelten dergleichen der König David, Papst Sixtus V., Georg II. als Churfürst von Hannover, Napoleon Buonaparte und Friedrich der Einzige. — Sehr verschieden waren die Quellen, aus welchen floß, was in den Schatzkammern sich anhäufte. Raub und Beute von bezwungenen Feinden lieferte den größten Theil in der alten Welt, Subsidien wurden in den neuern Zeiten von kleinen Staaten auf gleiche Art benutzt, aber die Börsen der Unterthanen waren es, welche die Hauptquelle derselben in unsern Tagen und in den größern Staaten ausmachten. Die Sammlung eines Staatsschatzes auf

diesem letztern Wege ist zwar hin und wieder selbst von staatswirthschaftlichen Schriftstellern vertheidigt worden, jedoch mit Unrecht; es läßt sich mit diesen Vertheidigern wohl keineswegs behaupten, die in die Schatzkammer fließende Metallmünze würde von den Unterthanen verschwendet worden seyn, hätte sie ihnen der Staat nicht abgenommen und durch die Niederlegung in dem Schatze zu erhalten gesucht. Nach dem natürlichen Gange der Dinge muß die Sparsamkeit immer die Oberhand behalten über die Verschwendung, und die von der Natur in jedes Menschen Brust gelegte Sehnsucht nach bessern Tagen wird das in den Gewerben angelegte Kapital immer so viel wie möglich zu vergrößern suchen. — Sammelt der Staat einen Schatz, so sind drei Fälle denkbar. Erstens, der Fleiß und die Sparsamkeit der Nation können so groß seyn, daß sie mehr schaffen und in Umlauf bringen als der Staat durch sein Schatzsammeln dem Umlaufe entzieht. Es können aber auch zweitens jener Fleiß und jene Sparsamkeit nur hinreichen, die Lücke auszufüllen, welche des Schatzes wegen gemacht wurde; und wieder drittens kann die Nation selbst beim besten Willen nicht im Stande seyn, das zu ersetzen, was von dem Ertrage ihrer Betriebsamkeit in die Schatzkammer fließt. Im ersten Falle wird der Staat einen Schatz bekommen und das Nationaleinkommen sich dennoch vermehren, im zweiten wird der Staat seine Schatzkammer füllen, aber weder das in den Gewerben angelegte Kapital wird wachsen, noch das Nationaleinkommen und der Wohlstand des Volks, im dritten endlich wird zwar die Schatzkammer gefüllt werden, aber mit ihrer Anfüllung wird das Volk immer ärmer werden. Kurz, man betrachte das Schatzsammeln von welcher Seite man will, immer muß dasselbe den Nationalwohlstand gefährden. Wird auch im ersten Fall die Nation, trotz des Schatzsammelns, wohlhabend, so erhält sie doch immer nicht das Vermögen, das sie erhalten haben würde, hätte der Staat den Schatz nicht gesammelt; im zweiten Falle bleibt der Wohlstand nur auf derselben Stufe, wiewohl sich die Betriebsamkeit vermehren muß, um die Abgabe für den Schatz zu erschwingen; im dritten Falle aber wird die Nation mit jedem Jahre unvermögender, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, und so führt denn das Schatzsammeln selbst den Staat in die Verlegenheiten, welchen er dadurch entgehen will. Kehrt die in die Schatzkammer geflossene Metallmünze zur Zeit außerordentlicher Ausgaben wieder in den Umlauf zurück, so darf dann freilich die Börse der Unterthanen weniger stark angegriffen werden; aber in dieser Börse findet sich nun auch weniger, als sich ohne den Schatz darin gefunden haben würde. In einem Staate, dessen Regierung mittelst Auflagen einen Schatz gesammelt hat, besitzt die Nation nur die Münzmasse im Schatze, aber da, wo kein Schatz gesammelt wurde, hat sie nicht nur diese Münzmasse, sondern außerdem noch dasjenige, was durch deren nützliche Anwendung gewonnen worden. Was aber die Hülfe betrifft, welche man für den Fall eines Kriegs von einem gesammelten Schatze erwartet, so ist dieselbe immer, wie uns Preußens Beispiel bewiesen, höchst schwach und unzuverlässig. Das Nationalkapital ist nirgends besser als in den Händen der Staatsbürger aufgehoben; sind diese reich und wohlhabend, so bedarf es im Fall eines feindlichen Angriffs jenes Nothmittels nicht, um die Regierung in den Stand zu setzen, sich mit Nachdruck zu vertheidigen; gerade der Wohlstand ihrer Unterthanen ist es, was diese an Vaterland und Regierung kettet und sie bereitwillig macht,

der Erhaltung derselben jedes von ihnen gefoderte Opfer zu bringen. K. M.

Staatsschuld, Nationalschuld, öffentliche Schuld. Wie der einzelne Privatmann, so kann auch die Staatsregierung in den Fall kommen, Schulden zu machen. Diese Schulden haben ihren Grund entweder 1. in noch nicht liquidirten Foderungen, welche Privatpersonen an die öffentlichen Cassen haben; dergleichen müssen bei jeder Verwaltung Statt finden, weil es immer einer gewissen Zeit bedarf, ehe die Richtigkeit derselben geprüft und anerkannt worden; sie heißen Buchschulden, tragen keine Zinsen, und werden der Regel nach durch die laufende Staatseinnahme gedeckt. Oder sie haben ihren Grund 2. in Anleihen, welche von der Regierung eröffnet worden; die hieraus entstandenen Verpflichtungen bilden die Staatsschuld im engern Sinn. Diese Anleihen sind entweder 1. gezwungen oder 2. freiwillig. Die gezwungenen lassen sich nur durch die Noth, und nur dann rechtfertigen, wenn durch freiwillige Anleihen weder im Inlande noch im Auslande Rath geschafft werden kann, denn bei dem Ansatze der Beitragsquoten ist eine große Ungleichheit durchaus nicht zu vermeiden, und ein künstliches Steigen des Zinsfußes im Lande ist davon immer die natürliche Folge. Papiermünzen, welchen die Regierung einen gezwungenen Curs verliehen, arten leicht in eine gezwungene Anleihe aus (s. Papiermünze). Die mildeste Art von gezwungenen Anleihen aber sind die sogenannten Cautions- oder Bürgschaftsgelder, welche von gewissen Staatsbeamten als ein Pfand ihrer Treue im Dienste geleistet und vom Staate verzins't werden. Die freiwilligen Staatsanleihen sind doppelter Art. I. Anticipationen; diese bestehen darin, daß die Regierung ein gewisses Einkommen auf kurze Zeit verpfändet, und sich den Betrag vorschießen läßt, so daß die Darleiher das Capital nebst Zinsen vermöge der ihnen angewiesenen Gefälle zurückerhalten. II. Fundirte Schulden, solche, bei deren Begründung ein gewisses öffentliches Einkommen angewiesen wird, entweder bloß zur Deckung der jährlichen Zinsen oder zugleich zur allmähligen Abtragung des Capitals. Die fundirten Schulden sind im Grunde nichts weiter als Anticipationen auf längere Zeit, und zerfallen in zwei Classen: 1. solche, welche auf einen längern Zeitraum lauten, und bei welchen vermöge des angewiesenen Fonds in einer bestimmten Zeit Capital und Zinsen abbezahlt seyn sollen, so daß nach Ablauf dieser Zeit der Gläubiger gar nichts mehr zu fodern hat; man nennt dieselben auch Schulden à fonds perdu, Annuitäten, auch wohl Leib- oder Zeitrenten; 2. solche, bei denen bloß für die Bezahlung der jährlichen Zinsen gesorgt, die Abtragung des Capitals aber vorläufig ganz außer Acht gelassen wird; diese heißen fundirte Schulden im engern Sinn, auch perpetuirliche Renten (in England Perpetuities), ⅞ der englischen Staatsschuld gehören in diese Categorie. — Die Aufnahme in diese Schuld geschieht auf folgende Weise: Einzelne Capitalbesitzer schießen der Regierung gewisse Summen von Münze vor, und empfangen dafür Staatsschuldscheine (Staatspapiere); in diesen letztern wird ein jährlicher Capitalzins versprochen, gewöhnlich mit der Bedingung, daß der Staatsgläubiger diese Schuld nicht kündigen dürfe, der Staat hingegen das Recht habe, dieselbe abzutragen, wenn er es für gut finde. Die Regierung ist daher nur zur Bezahlung der versprochenen jährlichen Zinsen verbunden, dennoch wird zuweilen in der Schuldverbriefung die allmählige Abtragung des

Capitals nach Verlauf gewisser Jahre versprochen oder auch ohne ein solches Versprechen zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits ein besondrer Fonds (Amortisationscasse, Sinking-fund) ausgemittelt, bestimmt zur Rückzahlung des Capitals. — Ueber den Einfluß der Staatsschulden auf den Nationalwohlstand sind die Urtheile der staatswirthschaftlichen Schriftsteller sehr verschieden ausgefallen: die Einen haben sie in dieser Hinsicht als heilsam und wohlthätig empfohlen, die Andern als unpolitisch und nachtheilig verworfen. Die Lobredner der Staatsschulden gehen von der Idee aus, es würden dadurch neue Capitale hervorgebracht, die vorher nicht vorhanden gewesen, wenn die Staatsbürger der Regierung Summen vorschössen, so erhielten sie auch die Zinsen davon, es bliebe also die ganze durch die Staatsschuld verursachte Ausgabe beim Volke, und es werde die Nation dadurch nicht ärmer, weil ihre Capitale und Einkünfte unverändert blieben. Mehrere englische Schriftsteller, namentlich Hope, Champion und Lauderdale, haben selbst die brittische Nationalschuld für eine große Wohlthat gehalten. Hope (Letters on Credit p. 19) glaubt, diese Nationalschuld sey eben sowohl ein wirkliches Gut als irgend ein aus Gold und Silber bestehendes Eigenthum; der Werth des Goldes und Silbers beruhe ja nur auf der Menschen Meinung und auf der Schwierigkeit, es zu erhalten. Champion (Reflections on the national debt) behauptet sogar, wenn die brittische Nationalschuld abgetragen worden, müsse man eilen, neue Schulden zu machen, um den mit der Abtragung der Schulden gesunkenen Handel und Wohlstand wieder emporzubringen. In demselben Geiste widerräth der scharfsinnige Lauderdale (Inquiry into the nature and origin of public wealth) die Errichtung eines Schuldentilgungsfonds, aus Besorgniß, es möchten dadurch so viele Capitale in Großbritannien angehäuft werden, daß eine geschickte Anwendung derselben der Nation unmöglich falle, und daß alsdann die Capitalgewinnste bis zu einer so unbedeutenden Kleinigkeit herabsinken würden, daß die englischen Capitale nach Frankreich zur Unterstützung des Gewerbfleißes der Feinde übergehen würden. — Dieser Ansicht liegen offenbar große Irrthümer zum Grunde. Wird nämlich das durch die Staatsanleihe aufgebrachte Capital nicht auf eine für die Nation gewinnbringende Weise angelegt, sondern verzehrt, so geht es verloren, und die Nation muß noch obendrein die Zinsen bezahlen, bis das Capital zurückerstattet worden; dieses Capital wurde, ehe es in die Hände der Regierung kam, großentheils als gewinnbringendes Capital benutzt, die Staatsgläubiger bekommen zwar für ihre vorgeschossenen Capitale Zinsen, aber nicht von dem Producte dieser Capitale, sondern vom Producte der übrigen Capitale der Nation; die Verbriefungen, welche dieselben erhalten, können sie zwar verkaufen und den Erlös wieder zu ihrem Handel und Gewerb verwenden, aber das auf solche Weise zurückgekommene Capital muß doch schon vorher im Besitze der Nation gewesen seyn; ersetzte dasselbe gleich den Staatsgläubigern, was sie der Regierung vorgeschossen hatten, so ersetzte es doch dem Lande nicht, was in die Hände der Regierung gekommen war; hätte der Staat nicht geborgt, so würde jetzt statt eines einfachen ein doppeltes Capital auf die Unterhaltung werthschaffender Arbeit verwendet werden. — Die Beantwortung der Frage über den wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß der Staatsschuld auf den Nationalreichthum hängt lediglich von der Art und Weise ihrer Verwendung ab. Werden die Summen, welche

durch die Staatsanleihe aufgebracht worden, so verwendet, daß das Capital der Nation dadurch erhöht wird, so wirkt die Schuld heilsam, im entgegengesetzten Fall hingegen nachtheilig auf den Nationalwohlstand. Eine solche Erhöhung des Nationalcapitals kann aus der Anwendung einer Staatsanleihe bald unmittelbar, bald mittelbar hervorgehen. Unmittelbar erfolgt dieselbe z. B., wenn die dargeliehenen Summen verwandt werden zu Anlegung von Canälen, wodurch der Nationalverkehr neues Leben und größere Thätigkeit gewinnt; mittelbar, wenn die Kosten eines Kriegs damit bestritten werden, wodurch Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit der Nation erhalten, oder, wie es bei der brittischen Nationalschuld so häufig der Fall war, Inseln im Ocean erobert werden, welche dem auswärtigen Handel der Nation einen neuen und erweiterten Spielraum eröffnen. — Aber welcherlei Nachtheile auch aus Staatsanleihen hervorgehen mögen, deren Verwendung keine Erhöhung des Nationalcapitals zur Absicht hat, so bleiben sie doch oft ein unvermeidliches Uebel, und unter allen Mitteln, sich in der Noth zu helfen, sind sie noch immer das beste, denn sie machen es möglich, die Summe, welche die Regierung mit einemmale und plötzlich braucht, schnell zu erheben, und sie doch das Volk nur allmählig wieder bezahlen zu lassen; das Nationalcapital ist dabei am wenigsten gefährdet, indem die einzelnen Bürger Zeit gewinnen, durch geringe Entbehrungen, d. h. Verminderung ihres Genusses, oder durch erhöhten Fleiß die Beiträge zu erwerben, welche zur Verzinsung und allmähligen Rückzahlung der Schuld erfodert werden. Soll hingegen der außerordentliche Bedarf der Regierung augenblicklich vermittelst einer Besteurung der Bürger gedeckt werden, so kann der dazu erfoderliche Fonds in den Händen der Staatspflichtigen nicht sogleich vorhanden seyn. Es bleibt daher alsdann dem Staatsbürger kein anderes Mittel übrig, als entweder zu borgen oder den zur Unterhaltung seines Gewerbfleißes bestimmten Fonds anzugreifen, oder seinen Genuß bedeutend einzuschränken. Im ersten Fall ist er bei der großen Menge von Borgenden stets in Gefahr, dem Wucher in die Hände zu fallen, im zweiten wird seine werthschaffende Thätigkeit vermindert, und durch eine bedeutende Einschränkung des Genusses der Bürger wird der innere Verkehr geschwächt. Alle diese Nachtheile fallen weg, sobald eine Anleihe die Stelle der unmittelbaren Besteurung vertritt, vorausgesetzt, daß dieselbe mit Weisheit geleitet, und auf die Grundsätze der Nationalökonomie gebaut werde. K. M.

Staatsverfassung. So lange die Menschen einzeln lebten, war keine Gesellschaft und kein Staat vorhanden, und keine Staatsverfassung. Als die Familien sich bildeten, so entstand Familienverfassung und väterliches Hausregiment. Diese patriarchalische Verfassung ist die älteste, und die Familienverfassung ist noch heutiges Tages bei Jägervölkern und Hirten, welche einen großen Raum zu ihrem Jagdbezirke und zu ihren Viehtriften bedürfen, und wo die Familien daher immer entfernt von einander wohnen müssen, wie wir dieses in der Geschichte von Abraham und Loth sehen. Verbinden sich mehrere Familien, die desselben Geschlechts sind, mit einander, so entsteht ein Stamm, der größer oder geringer an Volksmenge nach der Zahl der verbundenen Familien ist. Diese Form der Gesellschaft finden wir noch in Arabien, in Amerika und überhaupt bei allen Völkern, die in kleinen Verbindungen leben, weil keine großen unter ihnen möglich sind. Diese Einrichtung war bei unsern Vorvätern, als

die Römer unter Julius Cäsar zuerst Deutschland entdeckten. Die kleinen Völkerschaften führten vielfach Kriege unter sich, wie dieses immer benachbarte Staaten thun, sie mögen klein oder groß seyn. Da immer nur eine Völkerschaft mit der andern kriegte, oder höchstens zwei bis drei mit einander verbunden waren, so ward ihre Staatseinrichtung auch nur auf diese kleinen Kriege berechnet und sie vermochten nicht, den Römerheeren zu widerstehen, weil diese von einem großen Staat ausgingen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet war. Die erste Verbindung der kleinen deutschen Völkerschaften brachte Hermann zu Stande, und mit Hülfe dieser Verbindung schlug und vernichtete er den Varus mit seinen Legionen, als er ihn im Teutoburger Walde unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zwang. Als 16 Jahre später Germanicus mit einem frischen Heere nach Deutschland kam, vermochte Hermann nicht, zum zweitenmale einen Bund zu Stande zu bringen, der mächtig genug gewesen, den Römern zu widerstehen. Diese hatten in ihrem Cäsar eine große Einheit gefunden, und August hatte damals alle Macht in seiner Hand vereinigt. Auch führte er diesen Krieg mit aller Anstrengung, da er eines mächtigen Feindes bedurfte, um seiner Regierung Ansehen, seiner Familie Lorbeeren und einigen unruhigen Köpfen einen rühmlichen Untergang zu verschaffen. Hermann wurde geschlagen, da ihm alle Versuche mißlangen, die kleinen Völkerschaften zu einem großen Staate zu vereinigen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet wäre. Er erregte vielmehr die Eifersucht der Kleinen, welche glaubten, daß er so wie der römische Cäsar nach Alleinherrschaft strebe, und der Befreier des Vaterlandes wurde von den Seinigen ermordet, nachdem er sein 36stes Jahr erreicht und das zwölfte seiner Feldherrnschaft. — Man sieht an diesem Beispiele, daß es ungemein schwer ist, eine Anzahl kleiner Völkerschaften auf dem Wege der Ueberredung und der Gründe zu einer größern Gesellschaft, zu einem größern Staate zu vereinigen. Jeder fürchtet, an seiner Freiheit zu verlieren, und eine allgemeine Eifersucht regiert: daß ein Ander etwas voraus haben möge. Hierzu kommt noch, daß Niemand vorhanden, der Kenntniß von der Einrichtung eines großen Staates hat, und der weiß, wie es zu machen, daß die Gleichheit der Rechte geschützt werde und daß die Freiheit des Einzelnen nicht verloren gehe, indem das Ganze stark werde. — Man ist in Deutschland immer auf Bundesstaaten gekommen, zuerst der Bund der Markomannen, den die Sueven gegen die über die Elbe eindringenden Völker stifteten. Darauf der Bund der Allemannen, der wieder von den Sueven ausging. Dann der Völkerverein des Frankenbundes, der im J. 70 nach Christo entstand; endlich der Sachsenbund, bei dem der Stamm der Cherusker das ausschreibende Volk war. Als an der Spitze des Frankenbundes das Haus der Merovinger blühte, dehnte dieser seine Eroberungen nach dem Main und nach Thüringen und der Weser hin aus, und als dieses Haus durch den Major Domus gestürzt worden, als dieser die Krone auf den Degen stellte, fand Deutschland endlich jene Einheit, nach der Hermann 800 Jahre früher vergeblich gestrebt. Carl war der große Germane, der den alten Thron der Cäsaren bestieg und als Kaiser alle Gauen Deutschlands zu einem Reiche vereinigte. Im 33jährigen Kriege hatte er den Sachsenbund zertreten und unterjocht, und so Deutschlands Einheit mit dem Schwerte erzwungen. — Will man von Staatsverfassung reden, so ist es am besten, daß man vorher sieht, wie die Staaten, wie

die Menschenvereine entstehen, man erkennt dann am leichtesten, welchen Gesetzen diese Vereine ihrer innern Natur nach folgen müssen. Das Meiste hängt von der Größe desselben ab, und wenn ein kleiner Staat andere Einrichtungen hat, wie ein großer, so kann man deswegen noch nicht sagen, daß diese unvernünftig sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Staatseinrichtungen des Mittelalters beurtheilen, welche für ihre Zwecke sehr gut geordnet waren, und die nur manches Unbequeme hatten, weil sie alle aus einer Menge kleiner bald mehr bald weniger souverainen Staaten zusammengesetzt waren. Die ganze Einrichtung war auf den Krieg berechnet, der von allen alten Völkern als der Naturzustand des Menschen angesehen wurde. Um den Krieg glücklich führen zu können, um Freiheit und Eigenthum zu erhalten, vereinigten sich mehrere Familien zu einem Geschlechte, mehrere Geschlechter zu einem Stamme, mehrere Stämme zu einem Volke. Im Kriege wurde Alles an Alles gesetzt, und das Volk, welches geschlagen wurde, verlor Freiheit und Eigenthum. Die Sieger, die bei diesem Kriegsspiele ebenfalls Alles an Alles gesetzt, theilten die Beute und die Wohnsitze des unterjochten Volkes. Gewöhnlich nahmen sie die Hälfte oder ein Drittel aller Ländereien für sich, und die übrigen überließen sie wieder an die unterjochte Nation gegen Zins. Die Ländereien, welche sie für sich nahmen, gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, dem Staate, welcher sie an Einzelne zu Lehn überließ. Auf diese Weise entstanden bei den Römern die großen Gemeinäcker von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen (ager publicus), die nachher die Veranlassung zu dem agrarischen Gesetze wurden, welches den Gracchen fallend so großen Ruhm verlieh. (S. d. Art. Gracchen.) So nahmen die Franken, als sie Gallien eroberten, den dritten Theil aller Ländereien für sich, welche nun dem Frankenstaate gehörten, und die dieser auf Lehn gab, so daß der, welcher Ländereien vom Staate zu Lehn hatte, gehalten war, auf seine eignen Kosten ins Feld zu rücken, sobald der Lehnsherr ihn rief. Die Franken waren ein Verein von Völkerschaften, an deren Spitze die Edelinge und Grafen standen, welche nun fortwährend kleine Staaten bildeten, die alle souverain waren, und die, wenn sie eben keinen auswärtigen Feind hatten, gegen den sie sich vereinigten, mit einander Krieg führten. Als das Haus der Carolinger gefallen und Hugo Capet König wurde, vereinigte er die Domänen, welche er besaß, mit dem königlichen Domän, und bildete so ein neues großes Domän, welches die Domänen der Vasallen durchschnitt, indem es sich von den Mündungen der Somme bis nach Blois erstreckte. Nach und nach vereinigte er und seine Nachfolger immer mehr Domänen mit dem königlichen Domän, nachdem Eudes, Graf von Arpin, mit dieser Vereinigung den Anfang gemacht, indem er seine Grafschaft Berry an den König Philipp I. um d. J. 1100 abtrat. Theils durch Heirath, theils durch Kauf, theils durch Krieg waren zu Carls VII. Zeiten schon alle Domänen der Vasallen mit dem Krondomän verbunden, und bloß das der Herzoge von Burgund war noch übrig. Indem so alle kleine Staaten in einen großen verschmolzen wurden, mußten natürlich die Unbequemlichkeiten, die aus den kleinen Staaten entstanden waren, wegfallen, wozu besonders gehörte: ihr Recht sich zu bekriegen, ihr Recht zu münzen, ihre besondern Gerichtssprengel u. s. w. Indem die königliche Münze münzte, erhielten alle Münzen gleichen Werth, so ungleich sie früher gewesen. Indem der Königsfriede herrschte, konnten die einzelnen Provinzen

sich unter einander nicht mehr bekriegen und bei der Anlegung von Landstraßen und Canälen wurden jetzt bloß allgemeine Verhältnisse berücksichtigt, statt daß bei der frühern Verschiedenheit der Territorien fast nichts Gemeinsames konnte zu Stande kommen. Carl der Große hatte überall Städte angelegt und begünstigt, um die rohe Zeit zu zähmen, und indem der Geldreichthum und die Gewerbe mächtig wurden, hatten die Könige an ihnen immer eine Hülfe gegen ihre mächtigen Vasallen, die sehr schwer an die Unterwerfung unter die Krone gingen, da ihr Domän ursprünglich so frei und so bevorrechtet gewesen, wie das königliche. Ungefähr in fünf Jahrhunderten haben die französischen Könige mit Hülfe der Städte und des dritten Standes es dahin gebracht, daß der Staat die Einheit erhielt, die er jetzt hat, daß die kleinen Staaten, aus denen er früher bestand, verschwanden, und daß sich das Ganze in ein zusammenhängendes und gleichförmiges Königthum verwandelte. Alle diese kleinen Staaten hatten ihre Verfassung, die für ihren Zweck wohl geordnet war. Als aber das Geld und die Städte mächtig wurden, als Amerika entdeckt, als der Welthandel eine neue Richtung genommen, als die Buchdruckerei, die Zeitungen, die Posten eine andere Art des gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt, da mußte sich die Gesellschaft, wenn sie fortdauern wollte, nach andern Formen bewegen, und sich eine andere Einrichtung und eine andere Verfassung geben. — Es würde uns hier zu weit führen, von den verschiedenen Verfassungen reden zu wollen, die unter den europäischen Völkern Statt gefunden haben. Wir wollen hier nur von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft reden und das Wort Verfassung in dem Sinne nehmen, in dem es seit 1789 gebraucht worden. Die kurze historische Einleitung, die wir vorausgesendet, wird uns eine hinlängliche Basis geben. Der Hausvater ist das erste Element des Staates. Er ist das Haupt des kleinen Staates, den man eine Familie nennt, und vertritt diesen in Wort und That. Frauen, Kinder, Gesinde stehen unter der Mundbarschaft des Hausherren. Wohnen mehrere Familien auf einem gemeinschaftlichen Hofe, so entsteht Hofesverfassung (s. Bauerhof). — Vereinigen sich mehrere Männer zu einem Manne, so entsteht ein kleiner Staat, der eine kleine Republik ist (so wie Rom eine Republik von Königen), da in jedem Hausvater die priesterliche und königliche Gewalt wohnt, mit der er auf seinem Ackerhofe herrscht. Ist Adel vorhanden, so entsteht eine Aristokratie. Unter allen europäischen Völkern ist Adel, und diesem verdankt Europa wohl zum großen Theile seine Ueberlegenheit an Sitte und Zucht vor den andern Welttheilen. Nur die Türken haben keinen Adel als ein asiatisches Volk. In seiner Tiefe beruht der Adel darauf, daß der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen ist, sondern mit andern Wesen, die er seine Familie nennt, zusammenhängt — und daß er hierdurch nicht allein der Gegenwart angehört, sondern auch der Vergangenheit und Zukunft. — Alles aber ist göttliche Natur, das diesen Zusammenhang der Menschen unter sich beurkundet — das zeigt, daß der Mensch nicht bloß ein Einzelwesen ist. — Also ist die Ehe, diese gesetzliche Verbindung zweier Wesen zur Fortpflanzung des Geschlechts, stets göttlicher Natur gewesen; selbst in den heidnischen Gesetzgebungen. In Rom konnten nur die Patricier rechtsgültige Ehen schließen und Geschlechter (gentes) stiften. Sie hatten die Geheimnisse der Gesetze und der Religion: die Plebejer hingegen lebten nur in einer Art von Concubinat, und vermehrten sich, ohne Geschlechter

zu stiften. Erst spät, als die Plebejer zahlreich geworden und ihre Macht gefühlt, erkämpfte Cannulejus den Plebejern das Recht, rechtsgültige Ehen (connubia patrum) gleich den Patriciern schließen zu dürfen und Geschlechter zu stiften. Seitdem entwickelte sich unter ihnen jener niedere Adel Roms, der bald mächtiger wurde, als der alte hohe Adel der Patricier, weil er fast alle großen Magistraturen des Staates erhielt, und endlich im Senate den Mittelpunkt seiner Stärke hatte. Rom verdankte seine Größe seinen Gesetzen, und seine Gesetze seinem Adel; da gerade dadurch, daß der Adel in Familien (Geschlechter — gentes) fortlebte, sich in diesen Familien eine gewisse Beständigkeit entwickelte, politische Staatsmaximen, die vom Vater auf den Sohn erbten, und nun als beständige Größen fortwirkten, da sie nicht in jeder Generation verloren gingen, wie solches immer der Fall ist, wenn die Menschen nicht in Geschlechtern leben. Die Plebejer hatten bessere Kenntniß von der Natur des Adels, als unsere modernen Schriftsteller, die über ihn geschrieben, und sie sahen wohl ein, daß sie zu nichts gelangen könnten, wenn sie keine rechtsgültige Ehe schließen konnten und Geschlechter stiften, in denen sich die politischen Maximen eben so fortpflanzten, wie in den Geschlechtern der Patricier. Bei den alten Deutschen, wo jeder Erbe eine rechtsgültige Ehe schloß, und auf seinem Erbe (Ackerhofe) sein Geschlecht fortpflanzte, war jeder Bauer, jeder Wehre adelig, sobald er auf wehrigem Gute saß. Unter ihnen entwickelte sich der Adel in andrer Weise. Da die Vertheidigung des Landes eine Erblast war, die auf der Größe des Heerbanns-Gutes beruhte, so entstand aus den Besitzern der großen Oberhöfe ein Adel, weil diese zu Anführern und Richtern gewählt wurden. Dieses war ein Bauernadel, so wie in den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden die Herren von Attinghausen, von Reding u. s. w. die seit langen Zeiten zu Landammännern gewählt worden, weil sie zu den Meistbeerbten gehören. — Bei den Franken, die nicht wie die Sachsen auf geschlossenen Höfen wohnten, sondern ihren Boden nach Belieben theilten, beruhte der Adel auf der Kriegsehre und auf adeligem Grundbesitz — auf der Allode. Ein Adel ohne Grundbesitz ist heimathlos und irrend. Ein heimathlicher Boden muß vorhanden seyn, auf dem das Geschlecht wurzelt und fortlebt. Als die Franken Gallien erobert hatten, entstand eine neue Art Adel. Die siegende Nation wird immer für edler und tapferer gehalten, als die besiegte, weil man gerade der größten Tapferkeit den Sieg verdankt, der als ein Gottesurtheil über beide Nationen gerichtet hat. Jeder Franke war im Vergleich mit dem unterworfenen Gallier ein Edelmann. In Hinsicht der Volksmenge mochten die Franken vielleicht nur ein Zehntel von der Volksmenge der Gallier seyn, und sie konnten daher füglich als die Edelleute unter ihnen wohnen. Als beide Nationen mehrere Jahrhunderte vermischt gelebt hatten — als sie dieselbe Sprache redeten — die lingua romana rustica — und vielfach durch einander geheirathet, so wurden einzelne gallische Familien gegen eine Abgabe an den Staat in den Stand der Franken aufgenommen. Diese Ceremonie hieß affranchir und war eine Art Adeln. So wie überall die Territorialhoheit mächtig wurde, und diese im Lande durch ihre Beamte herrschte, so entwickelte sich eine neue Art Adel, der Dienstadel. So ist in vielen Ländern der Geheimerath adelig, so wie auch der Major, wenn gleich beide bürgerlichen Ursprungs sind. Carl der Große hatte den Grund zum Dienstadel gelegt, indem alle seine Kronbedienten als adelig betrachtet wurden, und es auch wohl größtentheils durch ihre Geburt seyn moch-

ten. Sein Graf (comes), sein Sendgraf (missus), sein Markgraf bildeten bald mächtige Vasallen der Krone, und aus diesem Dienstadel entstanden die nachherigen großen Dynastenhäuser Deutschlands. — Den richtigsten Begriff vom Adel erhält man, wenn man sieht, wie er sich in allen europäischen Ländern entwickelt, und wie er sich überall anders gebildet hat und überall der Zeit gemäß. Ist die Regierung in den Händen des Adels, wie z. B. in Venedig, in Genua und in Rom in seiner zweiten Periode, so ist der Staat eine Aristokratie, ein Wort, welches aus dem Griechischen stammt, und das eine Regierung der Besten, der Vornehmsten bezeichnet, zum Unterschiede von Demokratie, wo alle Bürger ohne Unterschied an der Regierung Theil nehmen. — Die Monarchie hingegen ist die Regierungsform, wo alle Gewalt in der Hand eines Einzigen liegt: in der Hand eines Fürsten oder des Königs. Sie ist erblich, wenn ein regierendes Geschlecht vorhanden, aus dem der Monarch nach dem Rechte der Erstgeburt den Thron besteigt, so wie er durch den Tod seines Vorfahren erledigt worden. Die erbliche Monarchie hat den Vorzug mit der Aristokratie gemein, daß der Monarch adelig ist, daß er einem Geschlechte angehört, und daß sich in diesem Geschlechte gewisse Grundsätze und Maximen fortpflanzen, welche, vom Vater auf den Sohn vererbt, aus einem Jahrhundert in das andere hineinwirken, und dem Staate dadurch eine gewisse Richtung geben und eine Dauer, die beim Wechsel der Geschlechter nie kann erreicht werden. So ist z. B. bei dem Geschlechte Zollern, das in Brandenburg herrscht, die Idee eines strengen und wohl geordneten Staatshaushalts eine Regierungsmaxime gewesen, die vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und die mit am meisten dazu beigetragen, das Geschlecht so mächtig und den Staat so groß zu machen. Die Völker fühlen dieses Wohlthätige dieser Erbmonarchie vermöge eines inwohnenden Triebes, und daher rührt ihr unaufhaltbarer Drang gegen diese Regierungsform, wie Justus Möser es nennt. — Fragt man nun, welche von diesen dreien Regierungsarten die beste, ob die, wo das Volk regiert, oder die, wo die adeligen Geschlechter regieren, oder die, wo nur ein Geschlecht regiert, so kann man hierauf antworten: Jede ist gut unter gewissen Umständen, und jede ist schlecht unter andern Umständen und in andern Zeiten. Die Erhaltung der Freiheit und des Eigenthums ist der Zweck jeder Staatsverfassung. Deßwegen begeben sich die Menschen in Gesellschaften. Die Entwickelung der Cultur und der gesellschaftlichen Anlagen und Annehmlichkeiten ist eine Folge der Gesellschaft, aber nicht ihr Zweck. Freiheit und Eigenthum sind die ersten und die einzigen Bedingungen des gesellschaftlichen Vereins. — Bei einer Volksregierung ist nie von einer Regierung des Pöbels die Rede, sondern bloß von einer Regierung der Haus- und Familienväter, die etwas sind und etwas haben, und die sich in eine Gesellschaft verbinden zu wechselseitigem Schutz. Unter Menschen, die weiter nichts sind wie Menschen, kann keine Staatsverbindung Statt finden, weil nichts Festes unter ihnen zu finden, was sie zusammenhält, was dem Ganzen das gehörige Gewicht, die gehörige Schwere gibt — das aplomb, was zu jedem Bestehen nothwendig. Dieses ist der Besitz, diese mystische Verbindung, die zwischen dem Menschen und den Dingen Statt findet, die er sein Eigenthum nennt. Die Dinge sind so ziemlich den einen Tag wie den andern — besonders das Grundeigenthum oder das unbewegliche Vermögen — und indem dieses den Menschen und der Gesellschaft eine gewisse Festigkeit gibt,

kann sich etwas Gesetzmäßiges in ihr entwickeln. Eine Menge Menschen ohne Besitz gleichen einer Sandscholle, auf der nichts wachsen kann, weil der Wind den Sand jeden Tag umlegt, und wenn die Menschen die besten und aufgeklärtesten sind und wenn der Sand der fruchtbarste wäre, man bringt doch darauf nichts in die Höhe, gerade der großen Beweglichkeit wegen, die nichts anschlagen läßt. Vieler leerer Rednerei über Volksregierung entgeht man, wenn man sich vorher über den Begriff des Volks näher erklärt, und unter Volk bloß Hausherren und Familienväter versteht. So ist es auch in allen Volksregierungen, die nirgend aus besitzlosen Menschen zusammengesetzt sind. So hat Hamburg bei einer Volksmenge von 100,000 Menschen nur 9000 Bürger. Es kann nämlich Niemand das große Bürgerrecht erhalten und durch Abgebung seiner Stimme Antheil an der Regierung des Staates nehmen, der kein Grundeigenthum von 3000 Mark Banko hat, oder der nicht 3000 Mark Banko als Hypothek auf Grundstücken stehen hat. Die andern Bürger, die bloß das Bürgerrecht haben, wohnen als Schutzverwandte unter diesen, und müssen als passive Staatsbürger die Gesetze befolgen, welche jene als active Staatsbürger machen und an deren Abfassung diese keinen Theil haben. Eine solche Volksregierung kann aber nur bei einem ganz kleinen Menschenvereine Statt finden, der nahe liegende Zwecke hat, und solche, die jeder Bürger begreift. Ist der Verein größer, so kann er sich nur dann erhalten, wenn regierende Geschlechter, Patricierfamilien, in ihm entstehen, welche den Senat bilden, und wenn in diesen Familien sich bleibende Regierungsmaximen entwickeln. Ist der Staat noch größer, so bedarf er zu seiner Erhaltung eines einzigen regierenden Geschlechts, welches ihm Dauer bei seinen Regierungsmaximen gibt und Einheit in allen seinen Bewegungen. Dieses Bedürfniß führt dann zum erblichen Königthume. Wenn man jetzt von Verfassungen redet, so redet man immer in Beziehung auf große Staaten. Frankreich, das durch seine Revolution diese Ideen hervorgerufen, ist ein solcher großer Staat, der unter allen seinen Verfassungsversuchen sich doch am Ende nur bei derjenigen beruhigen konnte, die einem großen Staate angemessen ist, in welchem die Bevölkerung eine solche Dichtigkeit erhalten, daß 3000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen *). Frankreich kann uns als Anhaltpunkt und als Leuchtthurm bei unsern Untersuchungen dienen. Das Königthum hatte sich nach und nach unter den Capetingern völlig ausgebildet, und Frankreich war ein königliches Domän von 10,000 Quadratmeilen, in welchem der König unumschränkt herrschte. Eine solche Herrschaft läßt sich nur durch eine große Persönlichkeit des Fürsten führen, so wie die von Carl dem Großen und Friedrich dem Großen. Da es aber nicht im Laufe der Dinge liegt, daß große Fürsten ohne Unterbrechung auf einander folgen, so müssen die Institutionen des Staats dasjenige ersetzen, was der Persönlichkeit des Fürsten abgeht. Auch der größte Fürst kann nicht ohne Gesetze regieren, selbst wenn er ein Mark Aurel ist. Sein Wille, seine Einsicht kann nicht überall seyn, und er muß, wenn die Haushaltung des Staates sich regelmäßig bewegen soll, allgemeine Vorschriften geben, nach de-

*) Nordamerika, wo erst 300 auf einer Quadratmeile wohnen, kann bei allen diesen Untersuchungen nicht eher in Betracht kommen, bis seine Bevölkerung die Dichtigkeit der europäischen Staaten hat, welches ums Jahr 1900 seyn wird.

nen sich Alles bewegen soll — nach denen seine Amtleute verwalten, seine Richter Recht sprechen — da der Fürst doch nicht überall selbst verwalten, nicht überall Recht sprechen kann. Könnte er dieses, so bedürfte es freilich solcher Vorschriften und Gesetze nicht, da der König in allem, was er thut, unfehlbar, weil kein Höherer über ihn gestellt ist, der solches zu beurtheilen und zu richten vermag. Diese Gesetze, die der König gibt, wird er selbst nie übertreten. Wie sollten Andre sie achten, wenn er sie selbst nicht achtete? Auch finden wir, daß große Fürsten stets den Gesetzen eine große Ehrfurcht erwiesen. So ehrte Friedrich der Große den Spruch seiner Gerichtshöfe, wenn sie das Recht nicht zu Gunsten der Majestät bogen, und gegen ihn sprachen, und als jener Müller ihm sagte: Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, dann könnten Sie mir wohl die Mühle abnehmen — da mochte er wohl fühlen, daß sein kleiner Staat auf einer starken Grundfeste ruhe, da der Begriff des Rechts und des Gesetzes so stark im Volke geworden. — Die Entwerfung guter Gesetze ist aber ungemein schwierig, weil sie eine große Kenntniß des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks voraussetzt und zugleich eine große Kenntniß der Gesetzgebung anderer Völker, um sich an dieser zu belehren, da jede Gesellschaft in ihrer Bewegung doch immer eine große Aehnlichkeit mit andern Gesellschaften hat, die in derselben Zeit leben, die auf derselben Stufe der Cultur stehen und ähnliche Einrichtungen unter sich getroffen. Der Fürst wird daher bei der Entwerfung der Gesetze kenntnißreiche Männer zu Rathe ziehen, die seine Einsichten mit den ihrigen unterstützen. Ist der Fürst so geartet wie Antonin der Fromme oder wie Mark Aurel, so wird er, indem er einsieht, daß von der Vollkommenheit der Gesetze die Vollkommenheit der Regierungsweise zum größten Theil abhängt, eine Anstalt im Staate gründen, wodurch diese Vollkommenheit der Gesetze der Nation für immer gesichert wird, auch wenn das Recht der Erstgeburt einmal einen Fürsten auf den Thron führen sollte, der weniger Talente, auch weniger guten Willen hätte. Er wird eine Institution gründen, wodurch es dem Fürsten unmöglich wird, schlechte Gesetze zu machen, wenn er gleich immer die Macht behält, gute Gesetze nicht zu machen, indem er solchen Gesetzentwürfen die königliche Sanction nicht ertheilt, die nicht seinen Beifall haben. Bei der Gesetzgebung muß das Streben des Gesetzgebers immer dahin gehen, daß der Gesetze möglichst wenige sind, weil sie ohne dieses dem Volke nicht bekannt und gegenwärtig seyn können und es sie schon übertritt aus Unkenntniß derselben. Es ist daher gut, wenn die Entwerfung der Gesetze durch gewisse Formen erschwert wird. Allein dieses reicht nie hin, um die Gesetze auf der möglichst kleinsten Zahl zu halten, wenn der Mechanismus ihrer Entwerfung nicht zu gleicher Zeit so geordnet ist, daß die Gesetze sehr vollkommen und sehr einfach werden, so daß jedes Gesetz eine große Menge Fälle unter sich begreift. Wenn die Gesetzgebung in der Weise geordnet ist, wie in England und Frankreich, so erhalten die Gesetze diese Einfachheit und Allgemeinheit, wie die Erfahrung, die immer die beste Lehrmeisterin ist, solches gelehrt hat. Der Fürst wird deßwegen die Gesetzgebung in ähnlicher Weise ordnen und festsetzen, daß die Minister, welche mit der Ausführung der Gesetze beauftragt sind, ihm den Entwurf zu einem neuen Gesetze vorlegen, wenn sie finden, daß ein solches nothwendig ist; daß aber dieser Entwurf, ehe er dem Könige vorgelegt wird, der solchen heiligt (sanctionirt) und zu einem Gesetze erhebt, vorher im Staatsrathe entworfen werde, der aus weisen und

kundigen Männern besteht, welche der König um sich versammelt; daß wenn er in diesem überlegt und entworfen, er in die Kammer der Deputirten des Volks gebracht werde, welche ein zweiter Staatsrath ist, in den das Volk durch Wahl die kundigsten Männer aus seiner Mitte sendet; daß wenn er auch in diesem Staatsrathe gebilligt, er in die Kammer der Pairs gebracht werde, in welcher die Stammhalter der alten Geschlechter sitzen, die durch einen großen Besitz und durch einen erlauchten Namen an die bestehende Ordnung der Gesellschaft geknüpft sind. Und erst wenn in diesen drei Staatsräthen jede Einwendung gegen den Gesetzentwurf gemacht worden, die sich gegen ihn machen läßt, kann er dem Fürsten vorgelegt werden, der nun, nachdem er alle diese Einwendungen gehört, nach eigner Einsicht beurtheilt, ob er ihn zu einem Gesetze heiligen will oder nicht. Diese Einrichtung der Gesetzgebung macht die Grundlage von dem, was man heutiges Tages unter einer Verfassung versteht und von dem viele, die darüber reden und schreiben, nicht die klarsten Begriffe haben. Man sieht, daß eine solche Regierungsart den Vortheil der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen Verfassung in sich vereinigt. Zuerst hat der Staat eine große Einheit in seinem Könige, in welchem die gesetzgebende, die richterliche und die ausübende Gewalt liegt. Er ist es, der das Gesetz heiligt und ihm den Charakter der Macht giebt. Er ernennt seine Minister, Regierungsräthe und Amtleute, die die Verwaltung des Landes zu besorgen haben; er ernennt die Richter, welche in den Gerichtshöfen das Recht sprechen, und alles, was geschieht, geschieht in seinem Namen und überall erscheint dieselbe Einheit und dieselbe Majestät und nirgends eine Zweiheit. — Da die Königswürde erblich, so ist der Thron nie unbesetzt und jeder Prinz des regierenden Hauses besteigt ihn, so wie die Natur ihn heraufführt, ohne Wahl, ohne eignes Zuthun und ohne Zuthun Anderer. Also ist nie ein Zwischenreich mit seinen gewöhnlichen Zerrüttungen, nie eine Wahlcapitulation, in der die Wähler die Rechte der Krone kränken können, und was die Hauptsache ist, es ist nie ein Emporkömmling auf dem Throne. Jeder, der nicht von der Natur nach den Rechten der Erbfolge heraufgeführt wird, ist ein Staatsverbrecher (die Fälle ausgenommen, die das Familiengesetz vorgesehen, als Blödsinnigkeit u. dergl.). Der gefeierte Feldherr, der große Minister, der Majordom des Hauses findet den Abstand zwischen sich und dem Throne immer noch unermeßlich und fühlt den Vorrang, den der entfernteste Prinz des Hauses vor ihm hat. Alle Factionen, die sich um die Krone entspinnen können, sind dadurch in ihrer Wurzel durchschnitten, und der König ist, wie ein großer politischer Schriftsteller sich ausdrückt, schon dadurch eine Wohlthat, daß er existirt, daß er die Stelle besetzt hält, nach der der Ehrgeiz großer Generale oder mächtiger Dynasten streben könnte und so das Volk durch Factionen und Bürgerkriege entzweien. Diesem großen Unglücke wird durch nichts so sicher, als durch ein regierendes Geschlecht vorgebeugt, wo alle Prinzen des Hauses die Stufen des Thrones umstehen und verhindern, daß Keiner ihn gegen die Gesetze der Erbfolge einnehme, auch dann nicht, wenn diese einen schwachen Fürsten zur Regierung gerufen. Das zweite Element der Staatsverfassung ist das aristokratische — die Kammer der Pairs. Eine Aristokratie stirbt nicht und indem sie aus einem Jahrhundert ins andre fortdauert, entwickeln sich in ihr gewisse Regierungsmaximen, die sie nie verläßt, und indem sie solche

befolgt, gewinnt der Staat eine große Dauer. **Eigennützig für sich** ist das Symbolum jeder Aristokratie, allein die Macht der Krone ist zu groß, als daß sie Rechte von dieser usurpiren könnte, — und Vergünstigungen zum Nachtheile des Volks an sich zu ziehen, ist ihr völlig unmöglich, da ihr die Kammer der Deputirten gegenübersteht. Das dritte Element ist das demokratische, das des Volks. Es liegt in den Deputirten, welche die Meistbeerbten unter sich wählen und in die Kammer der Deputirten senden. In England haben 150,000 Hausväter das Stimmrecht, in Frankreich 100,000. In diesem Lande hat es Jeder, der 300 Franken Steuern bezahlt und 30 Jahre alt ist. Wählbar ist jeder Hausvater, der 1000 Franken Steuern bezahlt und 40 Jahre alt ist. Dieser Meistbeerbten, aus denen die 243 Deputirten gewählt werden, sind in allen Departements und in allen Städten, Flecken und Dörfern über 17,000 zerstreut. Dieses Element wird stets aus der Gegenwart genommen und bleibt stets bei der Gegenwart, es vereinigt immer alle Fortschritte des Zeitalters und der Gesellschaft in sich und verhindert das Veralten der Institutionen, an dem endlich selbst die besten Einrichtungen zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit der Gesellschaft fortschreiten. Aber gerade weil dieses Element aus der Gegenwart genommen ist, ist es auch in der Gegenwart stark, und weil es stark ist, kann es geneigt werden, Mißbrauch von dieser Stärke zu machen. Der gewöhnlichste aber ist der, daß es, durch den Widerstand gereizt, den es in dem aristokratischen und königlichen Elemente findet, die ganze Macht an sich nehmen und den Staat aus einem Königthum in eine reine Republik verwandeln will. Diesen Irrthum beging das demokratische Element im Jahr 1791 in Frankreich und stürzte den Thron. Nachdem es diesen gestürzt, ging es selbst in der Anarchie unter, und die Anarchie wurde dann wie gewöhnlich ein fruchtbarer Boden für die Despotie. Meist sind alle gute Köpfe im 20. Jahre Republikaner, und ein Gemeinwesen, das auf die Basis einer **vollkommnen Gleichheit** geordnet, scheint ihnen das beste. Im 30. Jahre, nachdem sie Machiavelli, Montesquieu, Möser studirt, finden sie, daß die Gesellschaft sich auf eine andere Weise bewegt, als sie es sich vor zehn Jahren vorgestellt haben. Im 40. sind sie der Meinung, daß die erbliche Monarchie die vollkommenste Verfassung für einen großen Staat ist und daß die Völker nicht ohne Ursache immer nach dieser gestrebt. Man gewinnt also schon dadurch ungemein, wenn man, wie in Frankreich, bestimmt, daß die, welche gewählt werden, 40 Jahre alt seyn müssen, und die, welche wählen, 30. Ferner dadurch, daß nur Meistbeerbte können gewählt werden, denen mit bürgerlichen Unruhen und mit einem Déplacement des fortunes nicht sonderlich gedient ist, und die daher in sich gehen, wenn die Minister ernsthaft zu ihnen reden und ihnen die Gefahr zeigen, in welche sie den Staat bringen — und nicht bloß das Ministerium. Endlich regelt man die Deputirtenkammer durch das aristokratische Element der Pairskammer, das jeden Beschluß der Deputirtenkammer lähmen kann, indem es nicht denselben Beschluß faßt und hierdurch keine Zustimmung gibt. Hierzu kommt, daß es zu den Vorrechten der Krone gehört, daß sie in jedem Augenblicke die Deputirtenkammer vertagen kann, oder aber auflösen und dann von den Meistbeerbten eine neue kann wählen lassen. In dieser Einrichtung liegt eigentlich das Geheimniß der Erhaltung, denn wie auch eine Deputirtenkammer beschaffen seyn mag, die Krone kann sie zum Stillstande

bringen, weil sie die Maschine auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen kann, wo dann alle Deputirten sich gleich wieder unter das Volk verlieren, und ihr Urtheil von den Meistbeerbten empfangen, indem sie vor den Richterstuhl der Wahlen gestellt werden. Tacitus sagt (33, 878): „Denn alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke oder den Vornehmsten oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von jeder dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzupreisen als hervorzubringen und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt, von keiner Dauer seyn." Das Urtheil eines Mannes, der so viel über Staatsverfassung nachgedacht und so sehr in der großen Welt gelebt, ist von einem großen Gewichte. Aber Tacitus kannte die neuen Formen der Gesellschaft nicht, welche diese angenommen, seit durch die Erfindung der Druckerei, der Zeitungen und der Posten eine öffentliche Meinung andrer Art entstanden ist, welche über die ganze Fläche des Staates zerstreut ist, und nicht bloß in der Hauptstadt concentrirt, wie in den Staaten der Alten. Das flache Land und die Städte in den Provinzen reden ebenfalls mit, und da sie die Mehrheit der Stimmen haben, da ⅞ aller Einwohner immer auf dem Lande wohnen, so kann keine Faction in der Hauptstadt gegen sie aufkommen. In diesem Verständigtseyn über das allgemeine Interesse des Staates liegt die Möglichkeit der Erhaltung der Staatseinrichtung und dieses ist jetzt durch den leichten Verkehr, in welchem alle gebildete Männer mit einander durch Bücher und Zeitungen stehen, leichter möglich, als zu den Zeiten der Römer. Soll die öffentliche Meinung gut unterrichtet seyn, so muß über das Oeffentliche auch öffentlich geredet werden. Dieses geschieht in der Kammer der Gemeinen, in welcher die Minister mit den Verständigsten des Landes die Angelegenheiten desselben verhandeln, und indem diese Verhandlungen in den Zeitungen gedruckt werden, verbreitet sich eine große Verständigkeit über die Landesangelegenheiten, da jeder hört, wie die Männer darüber reden, die am besten unterrichtet sind, und dies sind doch unstreitig die Minister. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt bleiben, der ungemein zur Erhaltung dieser Verfassung beiträgt, wann sie einmal im Staate vorhanden ist. Der Fürst lernt alle Talente kennen, die in der Nation vorhanden, da diese durch den natürlichen Mechanismus der Dinge in die Höhe getragen werden, selbst wenn sie auch bloß als Advocat oder Zeitungsschreiber ihre politische Laufbahn anfangen. Unter diesen Talenten wählt er seine Minister. Er hat keine Ursache, daß er den beschränkten Köpfen den Vorzug geben sollte, und am Ende hält sich auch einer Kammer gegenüber immer nur ein talentvolles Ministerium. — Denn sobald größere Talente in der Kammer sind, muß entweder das Ministerium fallen oder es muß sie an sich ziehen und in sich aufnehmen. Hierdurch kommt es dann, daß stets die größten Talente im Ministerio sind, wie man auch jetzt solches in Frankreich sieht, wo von Allem, was in der Kammer gesprochen wird, stets das beste, das klarste, das stärkste von der Seite der Regierung und der Minister kommt. Eine Regierung, die stark ist und aus großen Talenten besteht, ist zugleich eine kühne, und eine solche geht nicht zu Grunde. Hierzu kommt noch, daß bei dieser Staatseinrichtung das Ministerium immer aus gleichartigen Elementen besteht — indem es sich durch eine Coalition bildet — und daß es immer einig ist, weil es sich immer vertheidigen muß. Ein Fürst von großem Geiste wird eine

solche Verfassung als die würdigste erkennen und zugleich als die, in welcher es ihm am leichtesten ist, das ganze Leben des Staates zu übersehen und seine Pflicht als Fürst zu erfüllen. Er soll nämlich den Staat erhalten, indem er die Ordnung der Gesellschaft erhält, in der sie sich bewegt. Die Bewegung selbst überläßt er aber der Gesellschaft, so wie der Natur die Folge der Jahreszeiten. Denn jeder Staat ist ein Gemeinwesen, jedes Gemeinwesen ist nach Gesetzen geordnet, und die Einrichtung sey nun so oder anders gemacht, der Staat ist immer ein Gemeinwesen; und so lange man den Begriff eines Gemeinwesens nicht verläßt, wird man jedem Gliede immer seine richtige Stelle anweisen können, dem Könige, dem Adel, den Ministern, dem Volke. An diesen Begriff des Gemeinwesen hat auch wohl Friedrich der Große gedacht, als er sagte: der König wäre der erste Beamte des Staates. Nun ist zwar jede Gesellschaft, so wie die Ehe, göttlicher Natur, und indem das Königthum der Gipfel der Gesellschaft ist und der Mittelpunkt aller Institutionen, ist in ihm jenes Göttliche in höherem Grade vorhanden, als in jedem andern Theile der Gesellschaft; allein irriger Weise hat sich aus der Lehre des Papstthums ein Wahnbegriff von der göttlichen Sendung der Könige entwickelt, und aus diesem jene Lehre des blinden Gehorsams, zu dem die Völker verpflichtet wären, weil ihnen Gott die Könige als seine Statthalter gesendet. Diese Lehre hat England lange bewegt, und die Stuarts, welche sie behaupteten, um einen der schönsten Throne von Europa gebracht *). Bei den Germanen konnte jeder Hausherr (Wehre), der in eine Mannie getreten, sich von dieser trennen und in den Naturzustand des Krieges zurücktreten, vermöge der souverainen Gewalt, die in jedem Hausvater wohnte, der auf seinem Ackerhofe und dessen Umwallung als Priester und König herrschte. Indem nun die Gesellschaft sich gegen ihn bewaffnete, strafte sie ihn, wenn er unterlag, nicht jure imperii, sondern jure belli. Und so ist es auch noch, und alle Rednerei, die man über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs geführt, ist leer, wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht (s. d. Art. Aufruhr). Es leidet keinen Zweifel, daß jeder Hausherr sich von dem Staatsvereine, in den er getreten, wieder lossagen kann, vermöge der priesterlichen und königlichen Gewalt, die in jedem Hausherrn wohnt. Er tritt dann in den Naturzustand des Krieges zurück, in welchem er seine Gefahr auf seine eigne Hand bestehen mag; da er nicht mehr im schützenden Vereine der Gesellschaft lebt, wenn er in diesem Kriege unterliegt und Gut und Leben verliert, so verliert er dieses jure belli und nicht jure imperii. Anders ist es mit den Schutzverwandten, welche zwischen den Staatsbürgern wohnen. Diese werden als Aufrührer gestraft, die sich gegen die Gesellschaft auflehnen, in deren Schutz sie sich begeben **). Eine Monar-

*) Das gratia Dei, welches die Könige in ihren Titeln haben, ist andern Ursprungs. Bei den Germanen konnte kein Mann den andern strafen, da alle in ihrer Wehre mit priesterlicher und königlicher Gewalt herrschten. Nur der Priester der Manni war beim Zuge der Generalgewaltiger und er konnte strafen, allein nicht auf Befehl eines Menschen, sondern als auf den Befehl Gottes, „gratia Dei.“ Hierdurch blieb die Würde des Mannes ungekränkt. Die gesalbten Könige nahmen dieses gratia Dei mit in ihren Titel als Zeichen, daß die priesterliche und königliche Würde in ihnen vereinigt sey.

**) Uebrigens hat bisher in der Charakteristik der verschiedenen

die ist das vollendete Königthum, dessen Grundlage das regierende Haus, im Laufe der Jahrhunderte mit dem Volke zu einem Ganzen verwachsen ist. Ihre Stärke liegt in der Einheit, die der regierende König gibt und in der Vollkommenheit der Gesetzgebung, da der ganze Staat sich nach Gesetzen bewegt. In jedem Staate, in der Autokratie, wie in der Synkratie, muß eine verfassungsmäßige (oder herkömmliche) Theilung der Geschäfte statt finden, wenn die Staatsgewalt gesetzmäßig ausgeübt werden soll. Die, welche Recht sprechen, haben keinen Theil an der Verwaltung, und die, welche Einfluß auf die Entwerfung der Gesetze haben (die Volksdeputirten), haben keinen auf die Ausführung derselben; sie sprechen kein Recht nach diesen Gesetzen und sie haben keinen Antheil an der Verwendung der Steuern, die sie bewilligen. Durch diese Theilung der Geschäfte hält eine Institution immer die andere in den Schranken der Verfassung und verhindert sie, ihre Gränze zu überschreiten. Die Institution der Minister hält die Institution der Deputirten in ihren Schranken und diese wieder jene. Das Wesentliche dieser Staatseinrichtung beruht darauf, daß jeder Act der Verwaltung und der Rechtspflege sich auf ein Gesetz beziehen muß, so daß immer den Gesetzen gehorcht wird und nicht bloß den Staatsdienern. Nun können aber die Minister dem Könige keinen Gesetzentwurf vorlegen, der nicht früher die Zustimmung der Kammern gehabt. Das Volk gehorcht also immer solchen Gesetzen, zu deren Entwurf es seine Zustimmung gegeben. Unter diesen

Staatsformen viel Unbestimmtheit der Begriffe geherrscht. Man hat nicht gehörig die innere Staatsform von der äußern unterschieden. Jene sollte man die Regierungsform (Kratie), d. i. diejenige Einrichtung eines Staates nennen, welche die Art der Ausübung der höchsten oder Staatsgewalt betrifft; diese — die äußere — sollte die Herrschaftsform (Archie) heißen, welche die Darstellungsart der höchsten Gewalt bezeichnet. Hierauf beruht der wesentliche Unterschied zwischen Autokratie und Synkratie, zwischen Monarchie und Polyarchie. Die alte Aristotelische Unterscheidung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie (oder Politie, wie Aristoteles sagte) reicht bei weitem nicht aus, weil sie die äußere und die innere Staatsform, die Darstellungs- und die Ausübungsart der höchsten Gewalt unter einander mischt. Die Monarchie sowohl als die Polyarchie — wenn Einer oder Mehrere die höchste Gewalt darstellen — kann bald eine Autokratie — wie Rußland und die ehemalige Republik Venedig — bald eine Synkratie — wie Großbritannien und mehrere Schweizer-Kantons — seyn. Was wir jetzt repräsentative oder stellvertretende Verfassung nennen, ist nichts anders als Synkratie, d. h. diejenige Staatsform, vermöge der der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese Gewalt nur unter Mitwirkung des Volkes durch dessen Stellvertreter ausüben, im Gegensatze der Autokratie, d. h. derjenigen Staatsform, vermöge welcher der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese ohne alle Mitwirkung des Volks ausüben. Uebrigens steht die Autokratie (die unbeschränkte Monarchie oder Polyarchie) unter dem Gesetz, das sie selbst gegeben. Nur die beiden Staatsungeheuer, welche jede Form ausschließen, weil sie keine haben, die Despotie und die Anarchie, in welchen es jeden Tag anders ist, bewegen sich nicht nach Gesetzen, so wie der Tolle, der jeden Tag eine andere fixe Idee hat, nicht nach Gesetzen denkt. D. Red.

Gesetzen ist das wichtigste das der **Steuererhebung**. Doch kann der Fürst von dieser Steuerbewilligung in Hinsicht der Unterhaltung seine Hofes unabhängig seyn, weil für diesen die Krondomainen vorhanden sind. Da für die neu hinzugekommnen Ausgaben neue Steuerausschreibungen erfoderlich sind, muß auch der Finanzplan immer aufs neue vorgelegt werden, weil die neuen Bewilligungen gewöhnlich nur auf ein Jahr gemacht werden. Da die Minister ohne das Steuergesetz die Verwaltung nicht fortsetzen können, sind sie genöthigt, sich so zu betragen, daß sie in den Kammern immer die Mehrheit auf ihrer Seite haben. Ein unredlicher, ein verschwendrischer, ein talentloser Minister wird sich aber nie in der Mehrheit erhalten können, und so wird denn diese Regierungsart zuletzt immer die Aristokratie der rechtlichsten und talentvollsten Männer, die in der Gesellschaft vorhanden. Für gewisse Arten von Vergehen können die Kammern die Minister vor Gericht stellen. Nämlich, wenn sie der Verrätherei oder der Verschwendung oder Veruntreuung des Staatsvermögens sich schuldig gemacht haben. In diesem Falle tritt die Kammer der Gemeinen als Kläger bei der Kammer der Pairs auf, welche sich dann in den hohen Gerichtshof des Reichs umbildet und die in den Anklagestand gestellten Minister vorfodert. Dieses ist ein Fall, der indeß fast gar nicht eintritt, denn das Ministerium ist immer das Ministerium der Mehrheit in den Kammern, und sobald es schlecht wird, fällt es, indem es die Mehrheit verliert. Denn bei der großen Durchsichtigkeit des ganzen Staatshaushaltes und bei den Kenntnissen, die die Opposition vom Regierungswesen hat, können die Fehltritte der Minister kaum auf eine Woche lang der Kammer verborgen bleiben. Die Oeffentlichkeit und die Freiheit der Presse sind nothwendige Bedingungen dieser Regierung. Vergl. d. Art. **Preßfreiheit** und **Preßgesetze** *). Bg.

Staatsverwaltung (administratio civitatis), wird von der Staatsverfassung unterschieden, und ist die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt, oder die Regierung, besonders insofern sie gewissen Aemtern übertragen ist; hier unterscheidet man in neuerer Zeit die **collegialische** und die **bureaukratische** Verwaltung (Bureaukratie). Letztere ist die Verwaltungsart, wo die Geschäfte der Staatsverwaltung oder eines Verwaltungszweiges einen einzigen

*) Aus dem Gesagten folgt, daß ein Staat auch ohne Verfassungsgesetz sehr gute Verwaltungsformen haben kann; aber er kränkelt stets an einem ungewissen Zustande: denn wer bürgt dafür, daß der Monarch oder die Polyarchen sich nicht an die Stelle des Gesetzes, das die Verwaltung bestimmt und leitet, setzen, woraus nothwendig Despotie oder Anarchie — meistens in einzelnen Fällen — entstehen muß. Und wo gibt es Schutz gegen diese einzelnen Anfälle von Despotenlaune oder planloser Willkür, wenn man sich nicht auf ein Verfassungsgesetz berufen darf, das, wie der aragonische Justizia, der stumme Richter zwischen dem Herrscher und dem Beherrschten ist? Ein Monarch, der nie der Staat selbst ist, sondern nur der Schlußstein des Staatsgebäudes, wird selbst seine Macht gesicherter und freier ausüben, wenn er, der Schlußstein, durch ein festes Gewölbe getragen wird, durch eine gute Verfassung, welche selbst den Autokraten dem Gesetz und der Ordnung der Verwaltung unterwirft. Worauf beruht endlich der Staatscredit? Zuletzt doch nur überhaupt auf einer Verfassung, welche das National- und das Staatsvermögen, so wie die Verwaltung des letztern, einem Gesetze anvertraut, das von zufälliger Persönlichkeit unabhängig ist. D. Red.



Vorsitzenden (Präsident, Director) übertragen ist, welchem andere Geschäftskundige (Räthe) nur mit berathender Stimme zur Seite stehen, und bearbeiten, was ihnen jener aufgibt — so herrschte z. B. sonst in Frankreich das Ansehen der Präsidenten über das der bloß consultirten Räthe. Collegialisch ist dagegen die Verwaltung, wo jene Geschäfte gewissen Collegien übertragen sind, in denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Sie ist volksthümlicher als die Bureaukratie, welche besonders da statt findet, wo Ministerialgewalt herrscht. Betrifft jedoch die Verwaltung solche Gegenstände, bei welchen es auf schnellen Entschluß und pünktliche Vollziehung ankommt, (z. B. Steuer-, Domainen- und Staatskassenverwaltung) so ist die bureaukratische Verwaltung sehr nützlich und zweckmäßig, wenn nur die Directoren wirklich und fortdauernd verantwortlich gemacht sind. Hingegen muß bei allen Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege die collegialische Behandlung eintreten, bei welcher die Beschlüsse nach vorgängiger gemeinschaftlicher Berathung durch Stimmenmehrheit gebildet werden. Zu bemerken ist jedoch noch, daß man unter Bureaukratie auch den ausgearteten Zustand der Staatsverwaltung versteht, wo die öffentlichen Behörden sich der Regierung bemächtigt haben und sie nach Willkühr ausüben, indem der Regent selbst nur ein Schattenbild ist und sonst kein Gegengewicht in der Verfassung den Mißbrauch ihres Ansehns verhütet.

Staatsweisheit, s. Politik.

Staatswirthschaft, Staatsökonomie, richtiger: Staats-Nationalwirthschaft, im weitern Sinne ist die Lehre von den Mitteln überhaupt, welche eine Regierung anzuwenden hat, um der größtmöglichen Anzahl von Staatsbürgern den höchstmöglichen Grad von physischem Wohlstand nach ethischen Grundsätzen zu verschaffen und zu bewahren; im engern Sinne aber ist darunter die Wissenschaft von den Regeln zu verstehen, welche eine Regierung hinsichtlich der Leitung und Beförderung sämmtlicher Zweige der Nationalproduction zu befolgen hat, um die größtmögliche Anzahl von Staatsbürgern in Wohlstand zu versetzen, und darin zu erhalten. In diesem letztern Sinn, wornach Finanzwirthschaft und Staatspolizei von dem Bereiche der Staatswirthschaft ausgeschlossen bleiben, und für sich bestehende abgesonderte Wissenschaften bilden, wird die Staatswirthschaft hier genommen. Von der Nationalökonomie, mit welcher die letztere häufig verwechselt wird, ist dieselbe sorgfältig zu unterscheiden; während nämlich jene Wissenschaft die Gesetze lehrt, welche der gesammten Staatshaushaltung als Princip unterliegen, hat es die Staatswirthschaft ausschließlich mit der Nationalproduction, nämlich 1. der Urproduction (Landbau, Fischerei, Jagd, Bergbau), 2. der industriellen Production (Künste, Fabriken, Manufacturen, Gewerbe), und 3. der commerciellen Production (dem Handel) zu thun; während die Nationalökonomie weltbürgerlich ist, und die ganze gesellige Menschheit umfaßt, muß die Staatswirthschaft die einmal bestehende Landesverfassung beachten, und auf Ortsverhältnisse Rücksicht nehmen. Heiterer Lebensgenuß der größtmöglichen Anzahl von Nationalgliedern ist der Zweck der Nationalökonomie, ihn durch zweckmäßige Leitung der Production zu befördern, der Zweck der Staatswirthschaft; die letztere Wissenschaft will daher den Fortschritt der Bevölkerung, welcher aus Wohlstand quillt, eben so wenig gehemmt, als denselben befördert wissen auf Kosten des Wohlstandes. — Nicht selten hat man auch die sogenannten Cammeralwissenschaften,

namentlich die Landwirthschaftskunde, die Bergwerkskunde, die Forstwissenschaft, die Handelswissenschaft und die Gewerbkunde, in das Gebiet der Staatswirthschaft aufnehmen zu müssen geglaubt, es sind dieselben aber keine wirklichen Theile, sondern nur Hülfswissenschaften der Staatswirthschaft. Erst wenn die Staatswirthschaft im engern Sinn als eine eigene, selbstständige Wissenschaft wird anerkannt worden seyn, läßt sich erwarten, daß die Sorge wegen Aufrechthaltung und Vollziehung der zur Beförderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels ertheilten Gesetze einer eigenen obersten Staatsbehörde mit den erfoderlichen Unterbehörden werde übertragen werden, während zeither diese Sorge gewöhnlich Beamten obgelegen hat, die mit andern in das Justiz-, Polizei- und Cammeralwesen einschlagenden Verwaltungsgeschäften bereits überladen sind. Seit einem halben Jahrhundert haben die Regierungen das Bedürfniß einer solchen abgesonderten Behörde für die Staatswirthschaft geahnt, daher sind in mehreren Ländern besondre Ministerien für den Handel errichtet, in Wirtemberg, Preußen und Hanover sind eigene Landesökonomie-Deputationen angestellt, und im Königreich Sachsen ist sogar eine alle Zweige der Staatswirthschaft umfassende Landesökonomie-, Manufactur- und Commerzdeputation niedergesetzt worden. Aber in keinem Staate der Erde sehen wir noch zur Zeit die Idee einer obersten staatswirthschaftlichen Centralbehörde an der Spitze der Regierung, die Idee eines abgesonderten Ministeriums für die Staatswirthschaft verwirklicht, überall ist die Behörde, welche in dieser Beziehung niedergesetzt worden, nicht viel mehr als ein matter Wiederhall der Polizei oder als eine leichte Gondel am Ministerium des Innern oder der Finanzen. Es waren insbesondre finanzielle Rücksichten, welche der Errichtung und dem Gedeihen einer solchen Staatsanstalt bisher im Wege standen, und dennoch sind gerade diese Rücksichten die erbärmlichsten von allen; denn die Finanzwirthschaft würde die wohlthätige Wirkung jener Anstalt am frühesten fühlen und segnen, wenn anders ihr Abgabensystem, wie es überall seyn sollte, auf die Nationalproduction begründet ist, der ganze Aufwand würde nur ein auf Wucherzinsen ausgelegtes Capital seyn, und sich binnen kurzem überschwenglich vergüten. Der Mangel einer solchen obersten Centralbehörde und die Nichtanerkennung der Staatswirthschaft als eines eigenen Zweigs der Staatshaushaltung sind zugleich als die Ursachen zu betrachten, warum es bisher überall an einem Gesetzbuche gefehlt hat über die Grundsätze, wornach die Nationalproduction geleitet werden solle, während andre Zweige der Staatshaushaltung, welche die Verpflichtungen der Staatsbürger gegen den Regenten betreffen, oder deren Zweck Ausdehnung ihrer Macht ist, wie z. B. die Finanzwirthschaft und Staatspolizei, schon längst mit ausführlichen Gesetzbüchern versehen sind. Und dennoch erheischt das Nationalwohl ganz vorzüglich eine feste, gesetzliche Bestimmung der Regeln, wornach in staatswirthschaftlicher Hinsicht zu verfahren ist. Hin und wieder, namentlich in Bayern, hat zwar die Urproduction einzelne Vorschriften und Verordnungen erhalten, aber nirgends ist ein vollständiges Ackergesetzbuch vorhanden. Mehr noch hat die industrielle Production die Sorgfalt der Regierung auf sich gezogen, insbesondre zur Zeit, da Colberts Ministerium in Frankreich fast überall auch im Auslande als Muster der Nachahmung betrachtet und empfohlen wurde, aber es sind aus dieser Sorgfalt größtentheils nur unvollständige, verkehrte und unpassende Verordnungen hervorgegan-

gen, kein Gesetzbuch, welches das Ganze umfaßt, und die echten Grundsätze ausspricht, nach welchen dieser Zweig der Werthschaffung geleitet werden muß. Auch der dritten Productionsgattung, der commerciellen, fehlt es nicht an gesetzlichen Vorschriften, nämlich an Zoll-, Mauth- und Accise-, so wie an Fiscalverordnungen. Der Handel bringt die Ur- und industriellen Erzeugnisse zur öffentlichen Erscheinung; hier war es also, wo die Regierungen den Schatz an der Quelle aufsuchen zu müssen wähnten, und ihre Bemühung, hauptsächlich von der Ansicht des Nehmens und Erhebens für den Staatsschatz geleitet, mußte sich vorzugsweise in Beschränkungen des Handels und in Auflagen aussprechen. Erst, wenn die Regierungen hinsichtlich des Finanzwesens zu richtiger Einsicht gelangt, wenn sie zu der einfachen, aber wichtigen Wahrheit sich werden emporgeschwungen haben, daß das Staatsbedürfniß nur nach dem Ertrage des Nationalvermögens und der Nationalproduction erhoben werden könne, daß also ihre vorzüglichste Sorge seyn müsse, die Werthschaffung zu erhöhen, daß die Fabriken und Gewerbe von der Masse der Urproduction und deren Erzeugnisse, so wie der Flor des Handels, von der Masse beider, und wieder das Gedeihen jener Ur- und industriellen Production von der Freiheit und Leichtigkeit des Absatzes, also des Handels, abhange; erst dann dürfen wir uns ein dem Princip der Nationalökonomie zusagendes Handelsgesetzbuch versprechen. So lange es noch an einem nur einigermaaßen vollständigen und auf richtige Grundsätze gebauten staatswirthschaftlichen Gesetzbuche fehlt, darf es Niemand wundern, wenn die Maaßregeln, welche hinsichtlich der Leitung der verschiedenen Zweige der Werthschaffung getroffen werden, so häufig ihren Zweck verfehlen, und den Nationalwohlstand hemmen, statt ihn zu befördern. Die Grundsätze aber, auf welche ein solches Gesetzbuch gebaut seyn muß, sind, in wenig Worten ausgedrückt, folgende: Vor allen andern ist es die Urproduction, welche die Regierung zu ermuntern und zu befördern hat, alsdann gebührt der industriellen Production hinsichtlich der Veredlung und Verarbeitung der inländischen Ererzeugnisse ihre nächste Sorge, und der Handel bedarf nur Freiheit, um zu gedeihen. So, und nur so kann der Kranz des Nationalwohls durch die verschlungenen Blüthen der verschiedenen Productionszweige unverwelklich erhalten werden; so, und nur so kann die Staatswirthschaft als wohlthätiger Genius kräftig ins Staatsleben eintreten zum Heil der Völker und der Menschheit. (S. Nationalökonomie.) K. M.

Staatswissenschaft, s. Staatslehre.

Staberrad wird jedes unterschlächtige Wasserrad mit zwei Kränzen, zwischen welchen die Stäbe festsitzen, genannt. Gemeiniglich beträgt die Höhe eines solchen Rades 12 bis 18 Fuß, die Breite 4 Fuß und das Gefälle 2 Fuß.

Stadion (Philipp Graf von), aus einer Familie in Oberschwaben herstammend, welche dem Hause Oesterreich stets eifrig ergeben gewesen und demselben große Dienste geleistet hat, wurde 1763 in Mainz geboren. Gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Friedrich besuchte er die Universität Göttingen, und trat nach Beendigung seiner Studien unter Kaunitz in die diplomatische Laufbahn. Noch nicht 24 Jahre alt, wurde er als bevollmächtigter Minister nach Stockholm geschickt. Dies geschah in dem wichtigen und kritischen Augenblick, wo Gustav III. zu Gunsten der Osmanischen Pforte einen Angriff auf Rußland machte, der diesem sehr gefährlich

hätte werden können, wenn es nicht dem Grafen Rasumovski gelungen wäre, in der schwedischen Armee einen Aufstand zu erregen, der die Pläne des ehrgeizigen Königs lähmte. Stadion benahm sich bei diesen delicaten Verhältnissen mit großer Klugheit. Nach der Krönung Leopolds II. wurde er als Ambassadeur an das Cabinet von St. James gesandt. Da aber Thugut die wichtigsten Geschäfte durch den Grafen von Mercy d'Argentau verhandeln ließ, fand es Stadion angemessen, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er blieb während der ganzen Dauer des Thugutschen Ministeriums ohne Anstellung. Im J. 1801 erhielt Graf Trautmannsdorf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und Stadion wurde jetzt als Minister erst an den berliner, dann 1805 an den petersburger Hof gesandt, wo er die neue Coalition gegen Frankreich negociirte, während Metternich dasselbe Geschäft zu Berlin hatte. Der unglückliche Erfolg dieser Coalition ist in jedermanns Gedächtniß. Nach dem preßburger Frieden trat Graf Stadion an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und faßte den Plan zur Befreiung Deutschlands. Begeistert für diese hohe Idee, wie für alles Große, Fruchtbare und Menschenfreundliche, und bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit jeder Aufopferung fähig, sobald der Gegenstand sie erfodert, dabei innig und liebevoll gegen seine Untergebenen, wußte er der umgebenden Welt gleichsam den Stempel seines Geistes aufzuprägen und zuerst 1809 den Kriegen gegen Frankreich die nationale, ja europäische Richtung zu geben, ohne welche der Sieg nie gelungen seyn würde. Als aber auch die von ihm im Stillen vorbereiteten Mittel sich unzureichend erwiesen, wußte er selbst in diesem Unglück die Ehre und Größe Oesterreichs zu erhalten. Er zog sich wieder nach dem wiener Frieden von allen Geschäften zurück, übergab dem Grafen Metternich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und ging auf seine Güter in Böhmen. Im Jahr 1813 wurde Stadion wieder zur Theilnahme an den großen Entwürfen dieser Zeit aufgefodert. Nach der unglücklichen Schlacht von Lützen (2. May) wurde er ins Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen gesandt, wo er während des Waffenstillstandes vom 4. Juni den Beitritt seines Hofes zur großen Coalition unterhandelte. Später nahm er an den Verhandlungen zu Frankfurt, zu Chatillon und endlich an denen zu Paris den thätigsten Antheil. Nach dem pariser Frieden kehrte er nach Oesterreich zurück und erhielt das Finanzministerium. Ueber seine Leistungen auf diesem wichtigen Posten sehe man d. Art. Oesterreichische Staatspapiere.

Stadium, bei den Alten ein Längenmaaß von 600 Fuß. Da aber die Füße verschieden waren, so waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigsten waren: 1. das kleine oder das Stadium des Aristoteles (77⅕ auf die geographische Meile); 2. das Stadium des Cleomedes (55,65 auf die geographische Meile); 3. das pythische oder delphische (51,18 auf die geographische Meile); 4. das Stadium des Eratosthenes (46,57 auf die geographische Meile); 5. das Stadium des Herodot oder das nautische, auch persische (44,46 auf die geographische Meile); 6. das griechisch-olympische (40,4 auf die geographische Meile); 7. das phileterische (ungefähr 35⅓ auf die geographische Meile); 8. das große Stadium, auch das ägyptische oder das alexandrinische genannt (33,39 auf die geographische Meile). — Manche Gelehrte nehmen jedoch nur ein Stadium an. — Ursprüng-

lich hießen Stadien die zum Wettlauf eingerichteten Rennbahnen, welche gewöhnlich von der angegebenen Länge waren. Sie befanden sich bei den Gymnasien und bestanden aus einem länglichen ebnen Platz mit zwei parallelen Seiten, an dem einen Ende mit einem Halbcirkel geschlossen, an dem andern offen. An den drei geschlossenen Seiten erhoben sich stufenweise über einander Sitze für die Zuschauer.

Stadt ist eine Gemeinheit, welche vorzugsweise vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (d. h. Handel, Manufacturen, Fabriken und Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufsicht eines ordentlichen Stadtmagistrats steht. Der Ursprung der Städte fällt in die frühesten Zeiten der Geschichte. Nach den Mosaischen Schriften erbauete Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die vorzüglichste war. Die Juden meinen, aber ohne Grund, daß Sem nach der Sündfluth die erste Stadt gebauet habe. Die Städte hatten folgenden Ursprung. Anfänglich standen die Familien unter Anführung eines gemeinschaftlichen Familien- oder Stammoberhaupts. Verwandtschaft, Hang zur Geselligkeit, und noch mehr das Bedürfniß, sich gegen mächtigere Geschlechtsstämme zu schützen, veranlaßte die getrennten Familien, sich mit einander zu verbinden, und die Fruchtbarkeit des Morgenlandes lud sie ein, sich feste Wohnplätze zu errichten. Nun ließ man sich mit den noch unsteten oder benachbarten Horden in Tauschhandel ein, und so entstand das Städteleben. Umherziehende Horden beunruhigten die Bewohner der für immer gewählten Wohnplätze; man umgab daher die letztern mit Mauern und Befestigungen. So wie die Familienhäupter nach und nach ausstarben, fing man an, ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft, die fähigsten Mitglieder der Gemeinheit zu Vorstehern zu wählen, und so entstanden aus den Städten die ersten Staaten des Alterthums, deren Ursprung größtentheils republikanisch war. Unter den milderen Himmelsstrichen Asiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens wurden die ersten und meisten Städte gebauet. Besonders zeichneten sich die Aegypter und Phönicier durch Anlegung von Städten aus, welche sie bald zu einem hohen Grade von Wohlstand und Reichthum erhoben. Die Aegypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter, als alle griechischen, und nach Plinius war die vom Cekrops (1582 vor Chr. Geb.) in Attika erbauete Stadt Cekropia, nachmals Athen, die älteste Stadt Griechenlands. Städtebünde gab es mehrere schon in der alten Welt, z. B. der phönicische, welcher aus den Städten Tyrus, Sidon und andern bestand, und der achäische, zu dem die wichtigsten Städte Griechenlands sich vereinigt hatten, um sich gegen die Uebermacht der Macedonier u. A. wechselseitig zu schützen. Unter der Regierung des Augustus und seiner Nachfolger fingen die Römer an, Pflanzstädte in Deutschland anzulegen, z. B. Augusta Vindelicorum (jetzt Augsburg), Drusomagus (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst (ungefähr 70 J. n. Chr. G.) Städte und Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerstört, und erst nachmals, unter der Herrschaft der Franken (nach 496 J. n. Chr. Geb.) wieder hergestellt wurden. Die Deutschen, an wildes Umherziehen gewöhnt, zeigten anfänglich wenig Neigung zum Stadtleben, bis Carl der Große, eifrig um die Civilisation der deutschen Völker bemüht, anfing, mehrere Städte zu erbauen. Besonders geschahe dies aber von Heinrich I. (919 — 936). Nordhausen, Quedlinburg,

Duderstadt und Soest wurden in diesem Zeitraum erbauet, und andere offene Oerter in Thüringen und Sachsen erhielten Mauern, um sie gegen die Ueberfälle der Ungarn zu sichern. Durch große Vorrechte, welche Heinrich den Städtebewohnern verlieh, hob er die Abneigung der Deutschen gegen das Leben in Städten, und durch Anlegung neuer Städte mehrte er den Wohlstand, die innere Kraft und die Industrie seines Reiches. In vielen derselben befanden sich kaiserliche Burgen, die Befehlshaber ihrer Besitzungen hießen Burggrafen, und die Einwohner in ihren Ringmauern Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht adeligen, von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde, obgleich es auch viele Städte gab, die keine Burgen hatten, und wieder Burgen, bei denen sich keine Städte befanden. Durch die häufigen Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen die minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden diese häufig genöthigt, sich in die Städte zu begeben. Konnten sie dort nicht aufgenommen werden, so legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlburgen, Faubourgs) an, deren Bewohner des städtischen Schutzes, aber nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner, genossen. (S. d. Art. Pfahlbürger.) Während der Regierung Konrads III. (1138 — 1152) hatten die lombardischen Städte, und besonders Mailand, welches an ihrer Spitze stand, einen hohen Grad von Reichthum und Macht erlangt, und sich zu einem Städtebund vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich I. das übermüthige Mailand. Es ward bald wieder aufgebauet, und die lombardischen Städte zwangen, in Verbindung mit dem Papste, den Kaiser zu Costnitz, einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen zu schließen. Zwei eben so mächtige Städtebunde, wie der lombardische, bildeten sich während des Interregnums von 1256 — 1272 in der Hansa (s. d. Art.), und in dem von Walpode aus Mainz 1255 gestifteten Bund der oberdeutschen und rheinischen Städte, vom Fuße der Alpen bis zum Ausflusse des Mains aus. Ein ähnlicher Städtebund, gleichfalls zum Schutz gegen das Faustrecht errichtet, war der schwäbische, der 1488 zu Stande kam. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Staaten Europa's das Recht der Reichs- oder Landstandschaft, und damit einen Antheil an der Regierung, und auf diese Weise ging von ihnen nicht bloß Reichthum und Wohlstand, sondern auch eine freiere Entwickelung, ein unaufhaltbares Fortschreiten des menschlichen Geistes über Europa aus. Die lombardischen Städte waren indessen, obgleich noch immer wohlhabend und blühend, doch während des Mittelalters größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien gekommen, ihre republikanischen Verfassungen verloren sich nach und nach, und der einst so mächtige lombardische Städtebund hörte auf. Ein gleiches Schicksal hatten die deutschen Bunde dieser Art. Durch den westphälischen Frieden ward den deutschen Reichsfürsten die Landeshoheit zugesichert, und je höher ihr Ansehen und ihre Gewalt stieg, desto tiefer sanken die Städte, die fast alle nach und nach in die Hände der benachbarten Fürsten kamen. Von den vielen ehemaligen deutschen Reichsstädten haben nur vier, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, ihre politische Selbstständigkeit wiedererlangt, und in Polen ist durch die Beschlüsse des wiener Congresses Cracau als freie Stadt unter einer republikanischen Regierungsverfassung in die Reihe selbstständiger Staaten getreten.

Stadtadel, oder Patriciat heißt a) die angestammte Familien-

würde, welche in einigen Reichs- und andern Städten zu Bürgermeister-, Rathsherren- und andern Ehrenstellen ausschließlich fähig macht; b) versteht man den Inbegriff derjenigen Familien darunter, welche in einer Stadt einen solchen angebornen Vorzug besitzen; sie heißen auch Patricier, und ihre Würde Patriciat. S. d. Art. Patricier.

Stael-Holstein (Wilhelmine Baronin von). Wir versparen eine Darstellung dieser berühmten Frau auf den Anhang, um ihre neueste, uns in diesem Augenblicke noch nicht zugekommene Biographie dabei benutzen zu können.

Staffa, eine der hebridischen Inseln, welche wüst und unbewohnt, aber berühmt wegen der Fingalshöhle und des Riesendamms ist. (S. beide Art.)

Staffage nennt man in der Mahlerei einzelne Figuren, oder ganze Gruppen von Menschen, Thieren, auch Pflanzen, welche im Vordergrunde einer Landschaft angebracht sind, und auf welche die Mahler gewöhnlich besondern Fleiß wenden.

Staffelei (chevalet) heißt bei den Mahlern ein hölzernes Gestell, worauf sie die ausgespannte Leinwand, oder die Tafeln, und überhaupt die Materialien, worauf sie mahlen, so wie auch fertige Gemählde selbst stellen. Es besteht aus einem Rahmwerk, das von einer Latte hinten gestützt wird, und an dessen Seitenlatten sich mehrere gebohrte Löcher befinden. Durch Einstecken der Pflöcke in die höheren oder tieferen Löcher wird das Gemählde nach Belieben höher oder niedriger gestellt. Daher haben alle Gemählde mittlerer Größe (welche auf Staffeleien gearbeitet werden) den Namen Staffeleigemählde. Aehnliche Gestelle haben die Bildhauer für ihre halb-erhabenen Arbeiten und die Kupferstecher für ihre Platten.

Stägemann (F. A. von), k. preuß. Staatsrath, Sohn eines Landpredigers, ist 1763 in der Uckermark geboren. Früh seiner Eltern durch den Tod beraubt, kam er nach Berlin in das Schindlerische Waisenhaus, besuchte dann bis 1782 das treffliche Gymnasium zum grauen Kloster, und ging nach Halle, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er bei der Regierung in Königsberg angestellt, bald in höhere Geschäfte gezogen und 1806 als Mitglied des Generaldirectoriums und Hauptbankocommissarius nach Berlin berufen. 1807 wurde Stägemann vortragender Rath beim jetzigen Staatskanzler, dem jetzigen Fürsten von Hardenberg, und nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission. Während des nun folgenden Ministeriums des Hrn von Stein stand Stägemann diesem (bis 3. Dec. 1808) als vortragender Rath zur Seite und ward auch als solcher zur Regulirung der Kriegscontributionsgeschäfte mit nach Erfurt gesandt. 1809 ward er Staatsrath und seit dem Wiedereintritt des jetzigen Fürsten Staatskanzlers in das Ministerium (1810) fortwährend im Wirkungskreise desselben beschäftigt, so daß er ihn auch in dem ganzen Befreiungskriege und späterhin nach Wien zum Congreß begleitete. 1819 wurde er an die Spitze der Redaction der Staatszeitung gestellt, deren Bestimmung, auf die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung einzuwirken, jedoch nur unvollständig erreicht zu werden scheint. Als Dichter hat Stägemann in seinen herrlichen, gemüthreichen und kräftigen vaterländischen Gesängen, die eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen Literatur beweisen und den kühnsten Geistesflug athmen, ein Denk-

mal hingestellt, das in der großen Zeit von 1812-15 mächtig gewirkt hat, nach seinem ganzen Kunstwerth aber vielleicht erst von der Nachwelt gewürdigt werden wird.

Stahl (Georg Ernst), geboren zu Ansbach 1660, gestorben 1734, war ein glücklicher Arzt und tiefdenkender Naturforscher. Zu seiner Zeit waren die Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey, Hemberg, Kunkel, Boyle, Hooke bereits zu einem großen Umfange angewachsen, aber noch niemand hatte versucht, in dieser Wissenschaft, gleich Newton in der Physik, eine umfassende Theorie zu geben, denn Bechers Ansicht bezog sich mehr auf Geologie. Stahl unterzog sich der Arbeit, zu welcher das Studium der Becherschen Schriften und seine eignen reichen Erfahrungen ihm sehr hülfreich waren. Aus diesen lernte er, daß aus schwefelsauren Salzen und kohligen Stoffen im Feuer sich Schwefel, aus Metalloxyden (damals Metallerden) und Kohle sich regulinische Metalle darstellen ließen. Er nahm das Resultat solcher Arbeiten für ein hervorgegangenes Product, dessen einer Bestandtheil in den dazu verwandten Salzen oder Erden, der andere in den kohligen Substanzen enthalten sey; diesen letztern nannte er Phlogiston (Brennbares) und nahm an, daß sein Beitritt zu dem durch Reduction erhaltenen Körper diesem die Fähigkeit, wieder zu verbrennen, ertheile; daß während des Verbrennens Jener sich in Gestalt des Feuers wieder aus den Körpern entferne und sie als Erde oder Säure zurücklasse. So wenig diese Hypothese mit frühern Erfahrungen von Rey, Cardan, Boyle zusammenstimmte, die sämmtlich eine Gewichtszunahme des Verbrannten aus der Luft beobachtet hatten, so ward sie doch überall als wahr angenommen, weil sie die erste allgemeine Ansicht des chemischen Prozesses lieferte. Den Widerspruch der Gewichtszunahme, die während der Entfernung von Stahls Phlogiston vor sich ging, besiegte sein Genie dadurch, daß er dem Phlogiston die Eigenschaft beilegte, die mit ihm verbundenen Körper leichter, die verlassenen schwerer zu machen. Denn die Flamme, als Repräsentant des Phlogistons, stieg aufwärts, daher selbiges aller Schwere entgegengesetzt seyn mußte. Obgleich Stahl seine einseitige Theorie dadurch noch einseitiger machte, daß er den chemischen Einfluß der luftförmigen Stoffe ganz vernachlässigte, so haben doch wenige Männer so viel als er zu den Fortschritten der Chemie beigetragen. Er entdeckte viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuern, er ertheilte der Wissenschaft eine axiomatische Form und verbannte alle räthselhaften Beschreibungen, welche ihr noch von der Alchemie anhingen. Doch waren seine Verdienste um die Theorie der Medicin und Ausübung der Heilkunst ohne Streit noch bedeutender. Er war, nach einer langen Zeit der Abirrung der medicinischen Lehren, wieder der erste, welcher die Kraft und Fülle des organischen Lebens und den innern einzigen und mächtigen Quell desselben erkannte. (S. d. Art. Arzneikunst.)

Stahl ist ein veredeltes Eisen und wird entweder durch das Ausschmelzen einiger Eisenerze, oder durch besondre Bearbeitung des Roh- und Schmiedeeisens gewonnen. Diejenigen Eisenerze, aus welchen man Stahl durchs Schmelzen erhält, sind die besten ihrer Art und werden vorzugsweise Stahlsteine oder Stahlerze genannt. Nachdem das ausgeschmolzene Eisen durch wiederholtes Schmelzen von allen Schlacken gereinigt worden, schmiedet und streckt man es zu Stäben, welche den Rohstahl geben. Der Rohstahl wird, um ihn ferner zu veredeln, zu mehrernmalen geglüht, gestreckt, in Stücke gehauen

und wieder zusammengeschweißt, welche Arbeit man das Gerben nennt. Ein auf diese Art behandelter Stahl heißt Gerbstahl oder Kernstahl. Aus dem Schmiedeeisen gewinnt man den Stahl vermittelst der Cämentirung, daher auch dieser Stahl cämentirter heißt. Man nimmt dünne Stäbe von gutem reinen Eisen, schichtet sie in den steinernen Kasten eines hiezu eingerichteten Ofens, der Cämentofen heißt, mit Kohlenstaub und Holzasche oder noch besser mit zerstoßenem Glase, und unterhält fünf bis sechs Tage lang ein starkes Feuer, welches das Schmiedeeisen während dieser Zeit in Stahl verwandelt. Dieser cämentirte Stahl, der auch Brennstahl heißt, wird sodann noch gehämmert und gestreckt. Aus dem Roheisen endlich gewinnt man den sogenannten künstlichen Stahl dadurch, daß man es schmelzt, öfters glüht, schmiedet und härtet, d. h. rothglühend schnell in kaltem Wasser ablöscht. Die Ursachen, weßwegen das Eisen einer so großen Veränderung seiner Geschmeidigkeit, Härte, Schmelzbarkeit und seines Glanzes fähig ist, sind noch nicht gehörig aufgefunden. Merkwürdig ist die Entdeckung Guyton Morveau's, daß man mittelst des Diamanten, der ein wunderbar verdichteter Kohlenstoff ist, das Schmiedeeisen in wahren Gußstahl verwandeln könne. Der Diamant liefert also das nämliche Princip wie die Kohle, weil das Product seiner Vereinigung mit dem Eisen dieselben Eigenschaften hat. — Unter den in Europa gangbaren Stahlarten behauptet der feine englische den ersten Rang. Er führt das Zeichen B. Hythmant oder Martial. Er ist gegossen, aber seine Bereitung wird geheim gehalten. Nach ihm folgt die Sorte, welche in Frankreich und der Schweiz Acier poule, aufgeschwellter Stahl, genannt wird. Er ist ein cämentirter Stahl und wird zu Newcastle in England bereitet. Nach den englischen Stahlsorten folgen die deutschen, besonders aus Steiermark und Kärnthen. Nächstdem wird der schwedische und venetianische Stahl geschätzt. Außer unserm Erdtheile gibt es in Asien einen Stahl, der von langen Zeiten her sehr berühmt ist, den damascener Stahl, aus dem die kostbaren Säbelklingen gearbeitet werden, welche die ungeheuerste Härte mit einer unglaublichen Schmeidigkeit verbinden. Man bezahlt dergleichen Klingen auf dem Platze mit 700 bis 8000 Thalern. Die eigentliche Bereitung scheint noch nicht bekannt zu seyn. (S. Damasciren.) Auch in Ostindien hat man eine Sorte Stahl, dort Wutz genannt, welche die höchste Härte und Feinheit verbindet, so daß daraus gearbeitete Messer gewöhnlichen Stahl und Glas angreifen, ohne selbst zu leiden. — Uebrigens ist es bekannt, daß man den Stahl wieder in Eisen verwandeln kann, wenn man ihn wiederholt erhitzt und in der Luft abkühlen läßt.

Stahlfederwage, eine Art Ziehwage, welche aus einer nach einer Kreislinie gebogenen stählernen Feder besteht, deren Scala auf der einen Seite 1 - 170, auf der andern von 170 - 340 Pfund angibt.

Stahlmittel, Martialia, werden die Heilmittel genannt, in denen das Eisen den besonders wirksamen Bestandtheil ausmacht. Es scheinen aber diese Mittel besonders auf die Erhöhung der Reproduction in den irritablen Organen und auf die Erhöhung der Irritabilität in den reproductiven Organen einzuwirken; unter diesem Ausdruck scheinen sich die verschiedenen einzelnen Wirkungen dieser Mittel zu vereinigen, die in Vermehrung des Tonus der Fiber, Beschränkung der Secretionen, Vermehrung des Cruors in dem Blute, Bekräftigung des ganzen Organismus bestehen. Hieraus geht hervor,

in welchen Krankheitszuständen das Eisen indicirt sey, in solchen nämlich, die sich durch darniederliegende Reproduction und Irritabilität auszeichnen, und es zeigt die Erfahrung, daß das Eisen bei chronischer Verdauungsschwäche, blassem und schwammigem Habitus, bei Schlaffheit der Muskeln, bei Kurzathmigkeit, die von Atonie herrührt, bei langsamem und schwachem Pulse, bei großer Menge wässeriger Flüssigkeiten, sie mögen ausgesondert werden, oder sich im Zellgewebe anhäufen, besonders nützlich sey. Unter den einzelnen Krankheiten wird es am häufigsten und mit dem größten Nutzen in der Bleichsucht und Schleimflüssen bei Frauen, in der Rhachitis, den Skropheln, in der Atrophie der Kinder, in Wassersuchten, anomaler Gicht und Rheumatismus, in chronischen Hautausschlägen angewendet. — Der große Nutzen, den man von dem Eisen als Heilmittel erwartet, ist die Veranlassung gewesen, es in verschiedenen Formen und Präparaten anzuwenden, von denen einige der gewöhnlichsten folgende sind: 1. das regulinische Eisen fein gepulvert (limatura martis); 2. der sogenannte Eisenmohr, das halb gesäuerte Eisen; 3. die Bestuscheff'sche Nerventinktur, eine Auflösung von salzsaurem Eisen im Vitriolähter; 4. die Stahlkugeln, welche zu Bädern gebraucht werden und größtentheils aus weinsteinsaurem Eisen bestehen; 5. mehrere Eisentinkturen, welche weinsteinsaures oder äpfelsaures Eisen enthalten; 6. der Stahlwein, der einiges Eisen in der Weinsäure aufgelöst enthält, u. a. m. — Endlich befindet sich das Eisen auch in verschiedener Menge und mit andern Stoffen verbunden in sehr vielen mineralischen Wassern, z. B. im Egerwasser, im Sprudel zu Carlsbad, in der Quelle zu Driburg, Wisbaden, Ronneburg, Spaa, Schwalbach, Pyrmont, Meinberg, Brückenau, Töplitz, Lauchstädt u. s. w. B. P.

Stainer (Jacob), ein geschickter Saiteninstrumentenmacher zu Absom, einem kleinen Dorfe in Tyrol, unweit Inspruck. Er lebte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und war ein Schüler des berühmten Instrumentenmachers Amati zu Cremona. Stainer verfertigte verschiedne Arten Saiteninstrumente, vorzüglich aber Violinen, die er, wie erzählt wird, hausiren getragen, und das Stück für 6 Fl. verkauft haben soll. Seine Violinen zeichnen sich durch eine besondere Bauart und durch einen ganz vorzüglichen Ton aus; sie stehen in einem sehr hohen Werthe, und dies um so mehr, da die echten nur selten sind, indem Stainer nicht eben viel verfertigt haben soll, und manche Violine fälschlich für sein Werk ausgegeben wird. Marcus Stainer, ein Bruder des Vorhergehenden, war ebenfalls Instrumentenmacher zu Lauten in Oesterreich.

Stalaktit ist ein faseriger Kalksinter von weißer, gelber, rother, grüner und himmelblauer Farbe, der dem Durchsintern solcher Gewässer seine Entstehung verdankt, die durch einen Ueberfluß von Kohlensäure die Kalkerde aufzulösen im Stande sind. Daher wird er vorzüglich in Höhlen und leeren Räumen der Kalkgebirge gefunden, die er überzieht, und wo er nun die sonderbarsten, abenteuerlichsten Gestalten bildet. Wo er von oben herabtröpfelnd eine tropfsteinartige Gestalt annahm, ward er schon von den Alten Stalaktit genannt; was sich aber davon unten auf dem Boden knollig und nierenförmig absetzte, nannte man Stalagmit. Oft nehmen die Ansätze so von beiden Seiten zu, daß sie endlich sich vereinigen und große Säulen darstellen, welche die imposantesten Hallen bilden und beim Anschlagen einen hellen Klang geben. Der Stalaktit fin-

det sich vorzüglich schön in vielen Höhlen Frankreichs, Frankens, Schwedens, des Harzes und der Insel Creta. Künstler kennen ihn unter dem Namen Marmo alabastrino; sonst heißt er auch **Tropfstein**.

Stallfütterung, s. **Rindviehzucht**.

Stambul, **Istambul**, s. **Constantinopel**.

Stamm. Dieses Wort hat verschiedene Bedeutungen. 1. In naturhistorischer Rücksicht: derjenige Theil eines Gewächses, welcher zunächst aus der Wurzel entsprossen, und von dem alle übrigen Theile abhängig sind. 2. In bildlicher Rücksicht wird das Wort Stamm (Stipes) sowohl von Personen als von Sachen gebraucht, und da bedeutet a) Stamm eines Regiments rc. diejenigen Krieger, welche bei Errichtung oder Erneuerung eines Regiments rc. zuerst aufgenommen wurden, oder überhaupt dem Dienste nach die ältesten sind. b) **Stammadel** (Geburtsadel, Nobilitas gentilitia), ein solcher Adel, welcher sich auf Geburt oder Zeugung (d. h. auf Abstammung) gründet. c) **Stammleiter** (Hauptleiter in der Musik) die Tonleiter von C zu C, nach welcher alle übrigen Tonleitern gebildet werden. d) **Stamm**, in genealogischer Rücksicht, entweder diejenige Person, von welcher die andere durch Zeugung abhängig ist, oder auch der Inbegriff derjenigen Personen, die durch Zeugung von einer andern herkommen; e) z. B. Volksstamm; doch wird hier nicht eine gemeinschaftliche Abstammung von einer physischen Person, sondern nur Abstammung von einer Völkerschaft erfodert, deren Einzelwesen sich in eine moralische Person vereinigt hatten. f) **Gemeinschaftlicher Stamm** heißt eine physische oder moralische Person (Corporation) in Hinsicht auf mehrere von ihr durch Zeugung Abhängige. g) Hauptstamm oder **Capital** (Sors) in Rücksicht auf Geldsachen, heißt im Allgemeinen der Inbegriff verzehrbarer Sachen, für deren Gebrauch Zinsen entrichtet werden; im engern Verstande versteht man darunter eine Summe Geld, deren Gebrauch Jemanden gegen Zinsenzahlung überlassen ist.

Stamm- und Lehngüter sind im Wesentlichen von einander unterschieden. **Stammgüter** (**Erbgüter**, **Geschlechtsgüter**, bona stemmatica, bona avita) sind solche Güter, welche ein Stammvater seinen Nachkömmlingen unter der Vorschrift hinterläßt, daß sie zur Erhaltung und Vermehrung des Ansehens und Wohlstandes der Familie beständig bei derselben verbleiben sollen. Außer unbeweglichen Gütern können auch **bewegliche** Sachen, Juwelen, Capitale, und dergleichen ein Gegenstand solcher Verfügungen seyn. Eine Disposition dieser Art enthält a) ein Verbot jeglicher Veräußerung, wohin auch die Verpfändung gehört; b) die Bestimmung der Erbfolge; c) durchaus die Ausschließung der **weiblichen** Nachkommen; d) gewöhnlich und rathsam, nicht aber nothwendig ist die Verordnung der Untheilbarkeit der Güter, und die Bestimmung des Seniorats, der Primogenitur oder des Majorats (s. **Majorat**). **Stammgut** ist jedes Gut, welches noch aus den alten Zeiten Deutschlands herstammt, wo wegen Ausschließung der Töchter jedes unbewegliche Gut ipso jure Familieneigenthum war. Bei der Succession in Stammgütern wird gar nicht auf die Abstammung des Successors gesehen, wenn er nur den Namen der Familie führt, und nicht durch eine Tot- oder Grundtheilung abgefunden ist, d. h. durch eine solche Theilung des Landes oder Gutes unter die Descendenten, durch welche alles künftige wechselseitige Successionsrecht unter ihnen aufgehoben ist. Bei Stammgütern succedirt nie das weibliche Geschlecht, sondern nach Ab-

gang des Mannsstammes occupirt der Fiscus das Gut als eine res vacans. Die Eigenschaft eines Stammgutes hört nie von selbst auf, daher auch der Letzte des Mannsstammes nicht darüber verfügen kann. Durch diese Bestimmungen unterscheidet sich das Stammgut von dem Familienfideicommiß, in welches letztre a) bloß *Descendenten*, b) aber nach Erlöschung des Mannsstammes auch weibliche Nachkömmlinge succediren, und welches nach Abgang des Mannsstammes ipso jure die Qualität eines Familienfideicommisses verliert, so daß der Letzte der Familie freie Disposition darüber erhält. *Lehngüter* sind solche Güter, deren Benutzungsrecht von einem Obereigenthümer oder Lehnsherrn (Dominus directus) dem Lehnsmann (Vasallus, vassus, cliens, fidelis) unter der Bedingung überlassen sind, daß sie sich gegenseitig eine *besondere* Treue und der Lehnsmann dem Lehnsherrn gewisse Verbindlichkeiten leisten wollen. Wesentliche Erfodernisse des Lehnsguts sind also 1. die Ueberlassung des Benutzungsrechts (dominii utilis) von Seiten eines Lehnsherrn an einen Vasallen hinsichtlich eines Guts; 2. der Vorbehalt eines Obereigenthums (dominii directi) auf Seiten des Lehnsherrn; 3. die Existenz eines Lehnsmanns (vasallus) und eines Lehnherrn (dominus directus); 4. gegenseitig verheißene besondere Treue; 5. die Leistung gewisser Verbindlichkeiten von Seiten des Lehnsmannes. Vorausgesetzt wird also immer ein Lehngut, welches in Grundstücken bestehen muß. Das Benutzungsrecht des Vasallen besteht 1. in den Früchten und selbst in dem *Schatze* (Thesaurus) vom Lehn; 2. in dem Besitz des letztern; 3. in der Freiheit, es zu *verpachten*, und Jemanden ein dingliches Recht am Lehen zu bestellen; 4. wenn der Vasall weiblichen Geschlechtes ist, dem Mann das Lehen als Brautschatz zuzubringen. In diesem Fall muß aber ein Lehnsträger bestellt werden, wozu nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Lehnsherrn der Ehemann genommen werden darf; 5. kann der Vasall auch ohne den Consens des Lehnsherrn und der Lehnsfolger Jemanden ein Pfandrecht am Lehen bestellen. Auf die Bestellung eines *Faustpfandrechts* am Lehen aber steht der Verlust des Lehens, welcher nach dem longob. Lehnsrechte auch auf Einräumung oder Bestellung einer Hypothek erfolgt; 6. kann der Vasall auch eine Emphytheusis am Lehen ertheilen; 7. darf er Afterbelehnungen ertheilen; 8. kann er die Gestalt des Lehens ändern, und 9. auch ohne Einwilligung des Lehnsherrn und der Agnaten oder Lehnsfolger ein *veräußerliches* Lehen (feudum alienabile) veräußern. Indessen hat der Lehnsmann nur so lange das Recht, Andern dingliche und persönliche Rechte an dem Lehnsgute zu bestellen, als sein eigenes Recht an dem letztern dauert. Eine ohne Einwilligung des Lehnsherrn geschehene Veräußerung eines nicht veräußerlichen Lehnguts an Jemanden, der nicht Lehnsfolger ist, ist nichtig und zieht den Verlust des Lehens, wenn nämlich der Vasall desselben namentlich und ausdrücklich veräußert hat, und ohne das Versprechen, den Consens des Lehnsherrn herbeizuschaffen, nach sich. Auch die Lehnsfolger können eine solche Veräußerung, wenn ihre Einwilligung dazu fehlte, anfechten. Das Obereigenthum (dominium directum, d. eminens) des Lehnsherrn besteht bloß in der Befugniß, die Ausübung der Eigenthumsrechte des Vasallen zu leiten, zu schützen, und die für das Lehngut zugesicherte *besondere* Treue und Dienstleistung zu empfangen. (Vergl. d. Art. *Lehnswesen*.)

Standarte ist bei der Cavallerie das, was die Fahne bei der Infanterie ist, der Sammelpunkt der Truppenmassen bei und nach

dem Gefecht. Es ist ein besonderes Ehrenzeichen, das den Truppen ertheilt wird, und gewöhnlich mit der Namenchiffer des Landesherrn und dem Nationalwappen versehen ist. Gemeiniglich muß die angehende neue Mannschaft bei der Standarte schwören, selbige niemals zu verlassen. Nur die Husaren führen keine Standarten, weil sie mehr zum zerstreuten Gefecht, als in Masse zu agiren bestimmt sind, und sie mithin nicht füglich würden vertheidigen können.

Stände. Unter Stand in politischer Rücksicht versteht man einen Inbegriff von Personen, denen vermöge ihrer Geburt, oder durch landesherrliche Verleihung oder durch geistliche Ordination gewisse besondere Rechte und Verbindlichkeiten zukommen, von denen die übrigen Staatsbürger ausgeschlossen sind. In den meisten europäischen Staaten gibt es jetzt vier solcher Stände: Adel, Geistlichkeit, Bauern und Bürger. (S. die einzeln. Art., wo auch die hieher gehörenden Werke von Hüllmann und von Eichhorn rc. angeführt worden sind.) Der älteste einflußreichste ist der Priesterstand. (S. d. Art. Priester.) Das große Ansehen, in welches dieser Stand sich, als Mittelsperson zwischen dem Himmel und der Erde, besonders bei dem gemeinen Haufen zu setzen wußte, verschaffte ihm in mehreren Ländern des Alterthums das Grundeigenthum und das ausschließliche Recht auf die Regentenwürde, z. B. in Aethiopien, Aegypten rc., und in andern Ländern einen großen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, z. B. in Judäa, Griechenland, Rom rc. So wie dieser Stand der moralischen Gewalt des Glaubens an ein höheres Wesen seinen Ursprung und seine Macht verdankte; so ging aus der physischen Gewalt der Kraft und des Muthes der erste Adel hervor. Wilde Räuber- und Jägerhorden bemächtigten sich wehrloser Städte oder ganzer Länder. Die Anführer räumten ihren Kriegern erbliche Vorzüge vor den unterjochten Volks- und Familienstämmen ein, theils um jene mehr an sich zu fesseln, theils um auch ihren Nachkommen den erblichen Besitz der überwundenen Länder zu sichern. So wurde der siegende Volksstamm oft ausschließlich zur kriegerischen Volkscaste, zum Stützpunkt der usurpirten Staatsgewalt, und zum Mittelpunkte, aus welchem im Erlöschungsfall ein neues Staatsoberhaupt gewählt werden sollte, mit großen Bevorrechtigungen erhoben. Glück und Ansehen einer solchen militärischen Volkscaste hing mit dem Heil des Usurpators und seines Geschlechts zu genau zusammen, als daß sie nicht gegenseitig sich hätten schützen und begünstigen müssen, und dies geschah auf Kosten der Unterjochten, von denen am wenigsten Widerstand zu erwarten war, nämlich auf Kosten des friedlichen Bürger- und Bauernstandes. Indessen gab es doch auch schon in der Urwelt einen auf das Verdienst der Altvordern gegründeten Erbadel. In dem Glauben, daß der Sohn die Tugenden des Vaters erbe, bildete sich in Griechenland und Rom ein solcher erblicher Verdienstadel, der zum Theil mit ausschließlichen Ansprüchen auf die höchsten Staatsämter verbunden war. (M. s. Attica, Patricier, Rom.) Gleichwohl wurde bei den meisten ältern Völkern (z. B. den Chaldäern, Phöniciern, Aegyptern, Sinesen und Griechen) der Bauernstand oder der Stand der Ackerbauer höher als jetzt geachtet. Die Grundeigenthümer des Ackerlandes waren keiner Leibeigenschaft unterworfen; auch kannte man keine Frohn- und Hofdienste. Dieselbe Freiheit besaß der Bürgerstand. Ueberdies hatte er, besonders in den republikanischen Staaten, den größten Antheil an der Staatsgewalt, welcher ihm jedoch, so wie diese Regierungsverfassungen monarchisch wurden, nach

und nach genommen ward. Die rechtlichen Verhältnisse der Stände in den europäischen Staaten entwickelten sich aus der durch das Christenthum, durch die Völkerwanderung und durch das Lehnwesen hervorgebrachten eigenthümlichen politischen Gestaltung unsers Welttheils. Bei den alten Germanen gab es vier Volksclassen: 1. Edle, nobiles. Aus ihrer Mitte wurden die Könige gewählt, und zu ihnen gehörten die Nachkommen der Fürsten und Stammhäupter. 2. Freie oder Gemeine, ingenui. Sie waren von der ersten Classe unabhängig, und hatten Sitz und Stimme bei den Volksversammlungen. 3. Freigelassene, liberti, die für ihren Schutzherren das Feld baueten, oder ein Gewerbe trieben, und deren Urenkel erst die Rechte der Freien erlangten. 4. Leibeigene, servi, glebae adscripti, entweder Kriegsgefangene, oder unterjochte Bewohner des platten Landes, oder mitgebrachte Knechte, die zwar ein gewisses Eigenthum zur eignen Bewirthschaftung erhielten, aber Abgaben und Dienste davon an ihren Herrn zu entrichten und zu leisten hatten. Die Leibeigenschaft (s. d. Art.), eine Folge der Unterjochung, war der Grund des sklavischen Verhältnisses des deutschen Bauernstandes, welches bis in die neusten Zeiten fortdauerte, so daß dieser Stand nie an der Reichsstandschaft, und in höchst seltenen Fällen nur an der Landstandschaft Antheil nahm. Auf die Städtebewohner ward die Leibeigenschaft nie ausgedehnt. Durch die Einführung des Lehnswesens (s. d. Art.: Burggrafen, Fürsten, Grafen, Herzoge, Kaiser, König, Lehnswesen, auch Deutschland, Reich, deutsches, und Landfriede) wurde der alte, freie (d. h. von den Königen unabhängige) Adel verdrängt, und der Lehnsadel (eigentlich der Adel des Fürsten- oder Hof-, und des Kriegsdienstes) schwang sich empor, und machte, eben so wie die Bischöfe, die ihm anfangs nur auf Lebenszeit statt des Soldes verliehenen Besitzungen zu erblichen Staaten. Denn um das lockere Band zwischen dem Throne und den großen Vasallen nicht ganz von den letztern zerreißen zu lassen, erkannten die Kaiser sie und die höheren Geistlichen als Reichsstände an. Nach dem Vorbilde der Reichsverfassung bildete sich in den deutschen Territorien die landständische. (S. d. Art. Landstände.) Der Grundmasse des Volks, dem Bauernstande, war jedoch hiermit wenig geholfen, indem die Landstände bloß aus allen den mittelbaren Edelleuten und Prälaten bestanden. Unter den Städten behaupteten zwar mehrere die alte Freiheit und Unmittelbarkeit (s. Stadt), allein nach und nach wurden auch sie theils durch List, theils durch Gewalt der mächtigen Reichsstände vermittelbart, und nun erhielten sie, neben den Vasallen der Reichsstände, Sitz und Stimme auf den Landtagen, wie dies auch die unmittelbar gebliebenen Reichsstädte ehemals auf den Reichstagen hatten. Durch die Auflösung der deutschen Reichsverfassung fielen die Reichsstände weg, und die souverainen Fürsten des Rheinbundes hoben zum Theil die landständischen Verfassungen in ihren Ländern auf, z. B. Wirtemberg, oder führten statt derselben eine aus bestimmten Classen gewählte Nationalrepräsentation ein, wie Baiern, oder sie beschränkten auch die Befugnisse der bisherigen Landstände, wie Meklenburg-Schwerin. (Vergl. d. folg. Art.) Da gegenwärtig die landständische Verfassung der deutschen Staaten im Geiste des 13. Art. der Bundesacte neu gebildet wird, so hofft man, daß auch der seit dem Entstehn des Lehnwesens und der Leibeigenschaft so sehr zurückgesetzte und bedrückte Bauernstand, von dem der Bürgerstand, und mit diesem alle höhere Geistescultur aus-

ging, in den ständischen Versammlungen, wie in Schweden, Sitz und Stimme erhalten werde, damit er seine Befugnisse selbst wahrnehmen könne. Denn obgleich der Bauernstand noch nicht auf der gehörigen Stufe geistiger Cultur steht, so ist er doch unstreitig fähiger als ein anderer zu beurtheilen, was für ihn ersprießlich und schädlich ist. Durch die Theilnahme an den Verhandlungen über die Landeswohlfahrt wird er einen höhern Grad von Ausbildung erhalten, und die Repräsentanten dieses Standes werden die in ihren Geschäftskreisen erlangte Cultur ihren Familien und Umgebungen mittheilen. Auf diese Weise kann die Menschheit dem Ziele der Vervollkommnung in allen Ständen mit verhältnißmäßig gleichem Schritte entgegenrücken, und nur hiedurch kann das Wohl der Völker und die Sicherheit der Thronen befestigt werden. Durch die Ausschließung eines Standes von der Theilnahme an den wichtigsten ihn betreffenden Verhandlungen aber werden Groll und Erbitterung erzeugt, und die Einigkeit der Nation untergraben. Nur ist zu wünschen, daß alle innern und äußern Verhältnisse der Staaten, ihre Verwaltung und Gesetzgebung zu Gegenständen der landständischen Verhandlungen, so weit dies thunlich ist, gemacht werden mögen; denn man darf nicht glauben, daß Deutschlands edle Fürsten ihren Völkern den Namen für die Sache, die Schale für den Kern reichen wollen. Dazu hat Deutschland zu viel gelitten und geblutet. Wird man aber den Völkern eine freie, dem Geiste der Zeit angemessene ständische Verfassung geben, die ihnen das unveräußerliche Recht jedes Menschen und jedes Volkes sichert, nie als Sache gebraucht werden zu sollen, so wird jeder Deutsche sein Vaterland doppelt lieben, und gern, wenn es seyn muß, noch einmal Gut und Leben für dasselbe aufopfern. Bei Bestimmung der Zahl der Repräsentanten eines Standes würde man nicht auf die größern erblichen, durch die Staatsverfassung bestimmten Vorzüge eines Standes sehen dürfen, indem dieser schon wegen solcher Vorzüge weniger Ansprüche auf eine Mehrheit der Stimmen, als ein anderer minder bevorzugter Stand hat; sondern vielmehr 1. auf die Menge der zu einem Stande gehörigen Individuen; 2. auf die Gemeinnützlichkeit des mit dem Stande verbundenen Gewerbes; 3. auf den Ertrag des letztern; 4. auf den Werth und Ertrag des Grundvermögens eines Standes. Da aber die größere oder geringere Nützlichkeit eines Gewerbes sehr verschieden beurtheilt werden kann, so dürfte immer der sub 1. angeführte Maßstab der einzig rathsame seyn. Nur solche Personen, welche ein so beträchtliches Vermögen, oder ein so einträgliches Gewerbe hätten, daß sie nicht dem Verdachte der Bestechung ausgesetzt seyn könnten, müßten zu Repräsentanten gewählt werden, und dies würde für den Minderbegüterten zugleich ein Antrieb seyn, sich ein gleiches Vermögen, und damit die Wahlfähigkeit zu erwerben. Auch müßte das Recht der Landstandschaft eben so wenig von dem Besitze eines Grundstücks, als von der Geburt abhängen, da mit beiden nicht die Fähigkeit verbunden ist, für andre zu denken und zu sprechen. Dem geistlichen Stande müßte um so weniger die Theilnahme an der Landstandschaft versagt werden, da er die heilsamsten Rathschläge zur Veredlung des Menschengeschlechts, zur Verbesserung öffentlicher Schul- und Erziehungsanstalten u. s. w. geben kann. In Oesterreich, Mähren und Böhmen genoß die Geistlichkeit reiche- und lenständischer Rechte, und in Ungarn macht sie den ersten Reichsstand aus; auf sie folgen dort die Magnaten, sodann die Edelleute (nicht bloß die Güterbesitzer, Nobiles possessionati, sondern auch

die bloß titulirten, Nobiles armatistae), darauf die königlichen Freistädte, deren jede nicht mehr als einen Edelmann vorstellt. Der übrige Bürgerstand und die Bauern nehmen gar keinen Antheil an den reichsständischen Verhandlungen. (M. s. Reich, deutsches, Rheinbund und Ungarn.) In Großbritannien ist die Erblichkeit der Standesvorzüge bei dem Adel in mancher Hinsicht beschränkt. (M. s. Großbritannien.) Die jüngsten Söhne von der vornehmsten englischen Adelsclasse, selbst von Herzogen, werden häufig wieder zu den bürgerlichen, oder doch zum niedern Adel gerechnet, und daher kann bei den Britten nie eine so scharfe Trennung der Stände Statt finden als bei andern Völkern, wo der Adel durch die Geburt auf alle Kinder beiderlei Geschlechts vererbt wird. Hiezu kommt noch der verhältnißmäßige gleiche Antheil, welchen auch der Bürger und der Grundbesitzer so wie die Geistlichkeit, an der Staatsverwaltung nehmen, und das Interesse jedes dieser Stände, die bestehende Verfassung aufrecht zu erhalten, um den Unterschied der Stände für die minder Bevorzugten weniger drückend zu machen. Nur streitet das erbliche Recht der Volksrepräsentation, welches der hohe Adel durch die Geburt erwirbt, mit dem Geiste der Zeit und — mit der Vernunft selbst. Mögen Vorrechte in Hinsicht auf äußere Ehre, mögen Geld und Güter vom Vater auf den Sohn vererbt werden können, deßhalb sind Tugenden und Fähigkeiten der Väter kein nothwendiges Erbtheil der Söhne, und jede Staatsverfassung ist tadelhaft, die das Recht zu Aemtern und zur Volksvertretung von dem geschickten und rechtlichen Vater auf den ungeschickten und unrechtlichen Sohn fortpflanzen läßt. — Durch die Staatsumwälzungen in Frankreich wurden zwei der mächtigsten Stände anfangs ganz vernichtet: die Geistlichkeit (der erste Stand) und der Adel; nur der Bürgerstand (Tiers état) und der Bauernstand blieben, als die wesentliche Grundmasse des Volks, übrig. Allein die gänzliche Vernichtung nicht bloß des politischen Einflusses, sondern der Existenz der Geistlichkeit selbst hatte jene Irreligiosität und Sittenlosigkeit zur Folge, die nachmals die Mitursache so zahlloser Gräuel ward, welche die Revolution begleiteten. Endlich wurde zwar die Kirche wieder hergestellt, und mit ihr die Geistlichkeit; aber diese verlor durch das Concordat vom 15. Juli 1801 ihren politischen Einfluß, und mußte sich dem französischen Staatsoberhaupte unterwerfen. (M. s. Pius VII. und Napoleon.) Auch ein Adel entstand wieder. Die Ehrenlegion (s. d. Art.) war die Grundlage zu dem neuen Verdienstadel. Mit diesem Institute waren bereits einige erbliche Vorzüge verbunden. Denn Buonaparte suchte durch die Einführung eines neuen, von ihm allein abhängigen Adels seiner Regierung Glanz und Festigkeit zu geben. Auch in Italien ward durch den Orden der eisernen Krone der Grund zu einem neuen Adel gelegt, und nachdem Buonaparte mehrere seiner Familienglieder und Vertrauten mit königlichen und fürstlichen Würden bekleidet hatte, gründete er (21. März 1806) neue Lehen und Titel mit reichlichen Einkünften, um „große Dienste zu belohnen, oder eine nützliche Nacheiferung zu erwecken, oder den Glanz des Thrones zu erhöhen." So ward die ursprüngliche Form des alten erblichen Lehnsadels, um dessen Vernichtung Jahre lang Ströme von Blut geflossen waren, hergestellt. Merkwürdig ist es übrigens, daß Buonaparte sich in seinen deßhalb erlassenen Decreten niemals des Ausdrucks Adels (noblesse) bediente. Er beurtheilte sehr richtig sein Volk, das mehr auf den Namen als

auf die Sache sieht. Endlich kehrte mit Ludwig XVIII. das vor einem Vierteljahrhundert entflohene Heer des alten Adels, dem sein Vaterland eine fremde Welt geworden war, zurück, um durch große, alle neuern Verhältnisse erschütternde Ansprüche das Mistrauen der besiegten Landsleute zu erregen, und Zwiespalt zwischen König und Volk zu säen. Unstreitig wird die Geistlichkeit, wenn die Bourbonische Regierung so fortfährt, auch einen großen Theil ihrer alten Rechte wieder erlangen. Sollte der neue französische Adel sich mit dem alten amalgamiren, so wird der Bürger- und Bauernstand in Frankreich einer so mächtigen Verbindung wieder unterliegen müssen. Eine solche Verbindung ist aber leicht möglich, da dem neuen Adel die Politik, dem alten aber seine drückende Dürftigkeit dazu räth; doch kann dieß nur mittelst Vernichtung der Charte gelingen, und dieß würde wieder eine Revolution zur Folge haben. — Uebrigens will man jetzt von neuem den Adel als die Mittelmacht zwischen dem Fürsten und dem Volke darstellen, wodurch den erstern ihre Thronen, den letztern ihre Rechte gesichert und erhalten würden. Aber ohne einem Stande seine Verdienste bestreiten zu wollen, fragen wir: wo war der Adel das jemals? In Frankreich unter Philipp August hätte der Adel, d. h. die größern Vasallen, dem Könige Krone und Scepter entrissen, wenn er nicht ein stehendes Heer errichtet hätte. Nie wurden dem Bürger- und dem Bauernstande ihre Rechte von dem Adel beschützt, aber wohl gekränkt. Jene beiden Stände wurden immer mehr von dem Adel, als von den Fürsten gedrückt, und diesen letztern wurden von ihren übermüthigen Lehnsleuten, die nie mit ihrem Stande zufrieden, immer nach etwas Höherem trachteten, und Keinen über sich dulden wollten, Länder, Würden und Hoheitsrechte entrissen. Das lehrt die Geschichte Deutschlands, Frankreichs, Italiens und aller übrigen europäischen Staaten. Der Bürger und Landbewohner ist zufrieden mit dem stillen Glücke seines Fleißes. Von diesen beiden Ständen hat der Fürst nie etwas zu fürchten, so lange ihre Sicherheit, ihr Wohlstand nicht auf eine ungerechte Weise angetastet werden. Von einem Stande aber, dessen einziges Streben auf Glanz, Hoheit und Ehre gerichtet ist, kann der Regent mehr besorgen, da der Zielpunkt dieses Standes immer nur die höchste Staatsgewalt selbst seyn kann. Der Adel ist daher für die Sicherheit der Rechte seiner Mitstände, wie für die Erhaltung der Throne und Verfassungen eben so wenig vortheilhaft als nothwendig. Bloß die Zufriedenheit der Völker mit ihren Regenten ist die Stütze der letztern. Eben so gut als die Republiken, z. B. Nordamerika, ohne Adel bestehen können, eben sowohl können es Monarchien. Möge also der Adel immer seine Ehrenvorzüge behalten, sie sind ein Erbgut seiner Väter, und ein Antrieb für ihn, sich derselben würdig zu zeigen; nur muß er nie Rechte ausschließlich besitzen wollen, wodurch die andern Stände in ihren Befugnissen beschränkt werden, am wenigsten muß man ihm ein vorzügliches Volksvertretungsrecht seiner Geburt halber zugestehen.

Stände-Versammlungen. Der wichtigste Gegenstand, welcher gegenwärtig das öffentliche Leben der Völker beschäftigt, ist eine auf Repräsentativ-Verfassungs-Gesetze gegründete, freie Volksvertretung. Nach dem Urtheil eines berühmten Staatsmanns, des preuß. Ministers des Innern, Baron von Humboldt, müssen neue Verfassungen, wenn sie dauerhaft und beglückend seyn sollen, so viel möglich auf einen historischen Grund (heißt dieß) auf dem Boden des Zeit-

dalwesens??) gebaut werden. Man hat bei ihnen von gut geordneten Gemeindeverfassungen – dieser Grund und Boden aber ist nicht historisch, sondern muß erst gebildet werden *) — auszugehen, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen. Der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen aber muß in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden; in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkte aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken. „Wird aber wohl dieser allerdings wesentliche Nutzen erzielt werden, wenn man landständische Verfassungen auf den historischen Boden des Feudalwesens aufführt?" Dagegen erklärte sich der Minister von Stein in dem Circular, das er 1808 bei Niederlegung seines Ministeriums an die obersten Behörden der preußischen Monarchie erließ, in Ansehung einer Ständeversammlung in Preußen so: Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; das unbeschränkte Recht zum Erwerbe des Grundeigenthums proclamirt; die Städte sind für mündig erklärt; die Gewerbe sind frei. Noch ist eine Nationalrepräsentation zu schaffen. Dabei bleibe das Recht und die Gewalt des Königs heilig; eine Reformation des Adels ist nothwendig; der Bauer muß noch mehr gehoben werden u. s. w. Doch wir wollen uns hier nur auf die Angabe der gegenwärtigen Ständeversammlungen beschränken. Die Idee einer repräsentativen Verfassung, an deren Verwirklichung und Ausbildung der Zeitgeist seine edelsten Bestrebungen verwendet, ist in mehrern Staaten auf verschiedene Weise realisirt worden. Nordamerika hat das erste Beispiel gegeben. Frankreich, die Niederlande, Polen und Südamerika (am Plata) sind gefolgt. Auch das südliche Deutschland hat sich nun vollständig für diese politische Reformation erklärt. Der 13te Art. der Bundesacte hat, freilich unbestimmt, dieselbe ausgesprochen. Daher ist er hier und da in der Ausführung sehr dürftig, der 14. Art. dagegen mit großer Freigebigkeit realisirt worden. — Die Fürsten hatten nämlich geglaubt, in Octroiverfassungen und im Zweikammerwesen den Vereinigungspunkt des 13. und des 14. Art. der B. A. zu finden. Die gegenwärtigen Ständeversammlungen ruhen entweder noch ganz auf dem historischen Boden des alten Feudalwesens; oder sie sind durch ein neues Verfassungsgesetz begründet worden. Letzteres ist entweder aus einem Vertrage entstanden, wenn die Verfassung von der Regierung und dem Volke durch gemeinschaftliche Berathung und gemeinschaftlichen Beschluß bestimmt worden ist, wie in älterer Zeit in fast allen europäischen Staaten, z. B. in Portugal auf dem Reichstage zu Lamejo, in Ungarn, Polen, dem deutschen Reiche, Schweden, Großbritannien u. s. w.,

*) Eine freie Gemeindeverfassung kann allerdings die praktische Vorschule eines öffentlichen und stellvertretenden Gesammtwesens seyn; daher erschien in Baiern (17. Mai 1818), die neue Verfassung vorbereitend, eine zweckmäßige Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden. Auch in Würtemberg wurde der Weg zu einer zeitgemäßen Verfassung, durch die königlichen Verordnungen (31. December 1818), für die neue Gestaltung des Gemeindewesens gebahnt.

und in der neuern Zeit in Amerika, in den Niederlanden, in Frankfurt am Main, und kürzlich erst in Würtemberg; oder es ist dem Volke durch den Regenten gegeben, als Geschenk bewilligt worden; eine solche Octroiverfassung haben Frankreich, Baiern, Nassau, Baden, Lichtenstein, Lippe, Galizien, Polen, u. A. m. erhalten. Die historisch oder herkömmlich gebildeten Verfassungen haben daher größtentheils Feudalstände oder ständische Corporationen zur Grundlage; die neuen Verfassungsurkunden aber haben entweder gemischte ständische Formen in dem sogenannten Zweikammersystem (z. B. in Baiern, Nassau, Baden, Würtemberg), oder reine repräsentative Formen, und letztere wiederum entweder nach dem Maßstabe der numerischen Bevölkerung (wie in Amerika), oder nach dem Maßstabe des steuerbaren Vermögens (wie in Frankreich und den Niederlanden), oder nach dem Maßstabe der schon vorhandenen Classen oder Corporationen der Staatsbürger, eingeführt. Das Zweikammersystem (Ober- und Unterhaus in Großbritannien; Pairs- und Deputirtenkammer in Frankreich) in Deutschland (Kammer der Reichsräthe in Baiern; Herrenbank in Nassau u. s. w.) ist zum Theil eine Folge des 14. Art. der Bundesacte und der ehemaligen Feudalverfassung. Man wollte nämlich den vormals mehr Bevorrechteten nicht zu viel entziehn, und führte daher eine erbliche oder Castenrepräsentation ein, weil man fürchtete, daß die Wahlrepräsentation darauf antragen möchte, der aufrecht erhaltenen Macht der höheren Staatsdiener und dem nur beschränkten Privilegienthum noch engere Schranken zu setzen. In den Vereinigten Staaten gibt es zwar auch einen Senat und ein Haus der Repräsentanten; allein der Senat entsteht aus freier Wahl und hat also keine Aehnlichkeit mit unsern erblichen ersten Kammern. Sodann beruht die gesetzgebende Gewalt des Congresses vorzüglich auf dem Hause der Repräsentanten, und der Senat übt mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die vollziehende Macht aus. — Die öffentliche Stimme hat sich ganz gegen die Beibehaltung der Feudalstände, so wie großentheils auch (z. B. die würtembergischen Stände d. 17. Sept. 1819, wo der Prälat von Abel über die Nachtheile der Abtheilung in 2 Kammern sprach) gegen das Zweikammersystem erklärt. Denn die sogenannte erste Kammer ist gewöhnlich nur eine Magnatenkammer, in der Prinzen, Bischöfe, erbliche Barone, Mediatisirte, Erbstandesherren, Kronbeamte und Diener des Fürsten bei einander sitzen. Will jedoch eine solche Magnatenkammer wirklich eine Nationalkammer seyn, so darf sie nicht im Geheimen, nur unter sich rathschlagen; eben so wenig darf sie, da sie nicht vom Volke gewählt ist, außerdem noch besondre Vorrechte vor den übrigen Classen besitzen, die ihr ein von diesen politisch und ökonomisch abgesondertes Interesse geben; denn dadurch entsteht ein Gegensatz mit dem Volke, der sich mit der Natur der Volksvertretung nicht verträgt. Will sie selbst aber unabhängig seyn, so darf kein von der Regierung Besoldeter darin sitzen. Endlich darf die Magnatenkammer nicht gleichen Antheil an der Steuerbewilligung ausüben, wie die Volkskammer. Dagegen ist ein vom Volke frei gewählter Senat mit der Idee der Volksrepräsentation ganz verträglich, und als eine wahre Nationalkammer zu betrachten. Uebrigens sollte man die Mediatisirten nicht als ein Hinderniß der freien Wahlrepräsentationen ansehen; denn der 14. Art. der Bundesacte, welcher sie auffallend begünstigt, ist eben so schwer zu vereinbaren mit dem wohlverstandenen Inhalt des 13. Art., als mit der wahren Souverainetät der Bundesglieder selbst. Aus

denselben Gründen erklärt sich die öffentliche Meinung gegen den Plan, die Volksrepräsentation auf Corporationen, statt auf numerischen Massen zu errichten. Jenes würde nur eine Repräsentation von Repräsentirenden seyn. Insbesondre würde sich eine adlige Kammer, wo sie als Corporation stünde, immer zur Regierung halten, wenn diese den Volkswünschen entgegen wäre, und der Regierung selbst ihr Nein entgegenstellen, wenn die Regierung mit dem Volke über etwas eins wäre, was dem Adel nachtheilig schiene. Zwei müssen seyn: Stände und Regent; aber zwischen beiden darf nicht ein Dritter eingeschoben seyn, der ihnen durch sein Nein hinderlich, durch sein Ja den Vertretern eine Bürde wird. Zwischen Fürst und Volk darf Niemand stehn, als das sittlich-intellectuel-praktische Verdienst des Staatsbürgers in der Staatsverwaltung. Nur dieses vermag den Thron auf die Achtung und das Vertrauen der Regierten zu stützen; bloße Liebe zu der Persönlichkeit des Regenten vermag diß nimmer. Diese Liebe wird sogar sich nur als Mitleid und Bedauern zeigen, wenn der Regent durch Prinzen, Hofadel und privilegirte Kasten vom Volke abgesondert steht, durch das schwarze Glas seiner Lieblinge die freisinnigen Männer seines Volks betrachtet, und das gegebene Fürstenwort dem argwöhnischen Vorurtheil seiner Umgebungen nachsetzt. — Aus Rudhart's Uebers. d. verschied. Staatsverfassungen über Volksvertretung (München 1818 Fol.), kann man mehrere Ständeversammlungen genauer kennen lernen. Folgende Staaten haben entweder noch die alten Feudalstände, oder gar keine ständische Verfassung, oder repräsentative Ständeversammlungen. I. — IX. Die 22 Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Polen, die 22 Cantons der Eidgenossenschaft, die freie Stadt Krakau, die vereinigten Staaten der ionischen Inseln, und die Rep. San Marino haben theils bloß freigewählte, theils gewählte und erbliche Repräsentanten. S. die einzelnen Art. XII. Dänemark hat seit 1660 keine Reichsstände mehr. (S. Dänemark.) XIII. In der preußischen Monarchie wird, um das Wort des Königs vom 22. Mai 1815 zu erfüllen, an einer ständischen Verfassung gearbeitet. XIV. In Sardinien sind Landstände (3 Classen) nach der alten Form vorhanden. Piemont und Savoyen haben keine Stände. In Genua hat das Volk die ihm versprochene Repräsentation noch nicht erhalten. XV. Im Königreiche beider Sicilien (s. d. Art.) wurde, nach Aufhebung des Feudalwesens, die Nationalrepräsentation zwei Parlamenten übertragen. XVI. — XXI. Modena, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Lucca, und das österreichisch-lombardisch-venetianische Königreich, haben keine landständische Verfassung. Doch wurde in Lucca 1818 ein Staatsrath von 9 Mitgliedern gebildet, der die gesetzgebende Gewalt mit dem Regenten theilt; auch das lombardisch-venetianische Königreich erhielt 1815 eine Verfassung, nach welcher wenigstens permanente Collegien (die beiden Centralcongregationen in Mailand und Venedig, und für jede Provinz eine Provinzialcongregation) aus verschiedenen Classen der Nation, den kaiserl. Landesverwaltungsbehörden an die Seite gesetzt sind. XXII. Spanien und XXIII. Portugal (s. d. A.) hatten Cortes (s. d.). Ihre Wiederherstellung ist der spanischen Nation 1814 versprochen worden. Bloß Navarra, Biscaya und Guipozcoa haben ihre alten Landstände behalten. In Portugal ist die Junta der drei Stände ganz vom König abhängig, und wurde

von ihm neuerlich bloß aus adeligen Mitgliedern zusammengesetzt. XXIV. Das russische Reich ist eine Autokratie, ohne ein die Nationalrepräsentation betreffendes Verfassungsgesetz. XXV. In der österreichischen Monarchie haben Ungarn, Siebenbürgen und Galizien (seit 1817) besondre ständische Verfassungen; die deutschen Erblande haben die alte behalten; in Tyrol wurde sie 1816 und in Krain 1818, wieder hergestellt; auch das neue Königreich Illyrien erhielt Landstände, zu deren Mitgliedern nur Gutsbesitzer aufgenommen werden können. Ueberhaupt bestehen die Landstände in dem Lande unter der Ens, im Lande ob der Ens, in Steyermark, Kärnthen, Böhmen, Mähren, Galizien und Lodomirien, mit Einschluß der Bukowina, aus 4 Classen: Prälaten, Herren, Ritterstand, Bürgerstand oder Städte. Nur in Tyrol besteht die 4te Classe aus dem Bauernstande, indem die Herren und Ritter eine Classe bilden. In Steyermark baten die bürgerlichen Rittergutsbesitzer im Jan. 1819 um Zulassung zu dem Landtage. — Besondre Aufmerksamkeit verdienen die Ständeversammlungen der deutschen Bundesstaaten. XXVI. — XXVIII. Die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, von Hohenzollern-Hechingen und von Hohenz. Sigmaringen regieren bis jetzt noch ohne eine neubegründete ständische Verfassung. XXIX. — XXXI. In den Herzogthümern Anhalt Dessau, Köthen und Bernburg, sind die gemeinschaftlichen Landtage seit 1698 eingegangen. XXXII. — XXXVI. In dem Königreiche Sachsen (s. d. A.) trat der Landtag den 17. Oct. 1817 und im J. 1820 in seiner früheren Feudalform zusammen. Eben so blieb die alte ständische Verfassung in den Herz. S. Meiningen (2 Classen), und in dem Herz. S. Gotha (3 Classen) und Altenburg (2 Classen), so wie in den Ländern des ältern und jüngern Hauses Reuß. XXXVII. Für Holstein wird in Folge der königl. Erklärung vom 19. August 1816 eine ständische Verfassung mit Deputirten in Copenhagen verhandelt; und die frühere Verfassung des mit Holstein vereinigten Lauenburgs ward 1817 bestätigt. XXXVIII. Im Herzogthum Oldenburg wurde 1819 an einer landständischen Verfassung gearbeitet. XXIX. — XL. In den Großherz. Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz besteht noch, mit wenig Abänderungen, die alte ständische Verfassung (Ritterschaft und Landschaft); die von beiden Großherzogen den 23. Nov. 1817 erlassene Bekanntmachung setzte die vertragsmäßigen Rechte zwischen den beiden Regenten und ihren gemeinschaftlichen Ständen, welche nach der vorigen Form fortdauerten, fest. Diese Verfassung wurde im März 1818 unter die Gewährleistung des deutschen Bundes genommen. XLI. Im Herzogthum Sachsen-Coburg wurden, nach dem Decrete vom 16. März 1816, die bisher getrennten Landschaften von Coburg und Saalfeld in Einen Körper vereinigt, und die Stände, welche aus gebornen (den Rittergutsbesitzern) und gewählten Mitgliedern (aus den Stadträthen, aus dem Bürger- und Bauernstande) bestehen sollten, als Vertreter der sämmtlichen Staatsbürger anerkannt. XLII. Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat d. 8. Jan. 1816 Landstände in seinem Fürstenthume eingeführt. XLIII. — IV. Im Fürstenthum Lippe wurde die alte ständische Verfassung im J. 1817 wieder hergestellt; der von der Fürstin Pauline für Lippe-Detmold im J. 1819 gegebenen neuen ständischen Verfassung aber, nach welcher die Volksvertretung auf dem Grundeigenthume beruht, und in die 3 Classen der schriftsässigen Gutsbesitzer, des Bürger- und des

Bauernstandes zerfällt, wurde vom Fürsten von Schaumburg-Lippe beim Bundestage widersprochen. Die Schaumburg-Lippe- oder Bückeburg'schen Landstände (2 Mitgl. von der Rittersch., 4 vom Bürger- und Abgeordnete vom Bauernstande) versammelten seit 1815 jährl., zuletzt im Juni 1819. XLV. Das Fürstenthum Waldeck erhielt durch den Hausvertrag vom 19. April 1816 eine Verfassung, nach welcher die Landschaft durch die Besitzer landtagsfähiger Rittergüter, durch 13 Abgeordnete der Städte, und durch 10 Vertreter des Bauernstandes gebildet wird. Sie haben die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Bewilligung und Regulirung der Steuern, die Verwaltung der Landescassen, das Petitionsrecht, einen landschaftlichen Ausschuß, und eine landschaftliche Kammer. XLVI. Der Fürst von Lichtenstein (zu Nikolsburg) hat in dem Fürstenthum Lichtenstein den 9. Nov. 1818 eine landständische Verfassung nach dem Muster der in den k. k. öster. deutschen Staaten bestehenden eingeführt, und das Recht der in 2 Classen (Geistliche und Deputirte) eingetheilten Landmannschaft bloß denen ertheilt, die einen Steuersatz von 2000 Fl. ausweisen, 30 J. alt, von gutem Rufe und verträglicher Gemüthsart sind. XLVII. Das Großherzogthum Luxemburg hat dieselbe Verfassung, wie das Königreich der Niederlande (s. d.). Es sendet zu den Generalstaaten 4 Mitglieder und hat eigene Provinzialstaaten, zu denen 20 aus der Ritterschaft, 20 aus der Bürgerschaft und 20 vom Lande alle 3 Jahre (jährlich ⅓) neu erwählt werden. XLVIII.—LI. In der freien Stadt Frankfurt erschien nach langen Verhandlungen (d. 18. Jul. 1816) eine Ergänzungsacte der alten Stadtverfassung. Eben so ward in den 3 Hansestädten die frühere Verfassung, ohne wesentliche Veränderung, hergestellt. — In folgenden deutschen Staaten hat die Bildung einer ständischen Verfassung theils die Erwartung sehr erregt, und mehr oder weniger ihr entsprochen, theils wird sie noch mit Sehnsucht erwartet. Wir werden nur bei den wichtigsten länger verweilen. LII. Im Königreiche Hannover, dessen Verfassung noch durchgesehen wird, bestand — seit 1814 — eine (den 5. Jan. 1819 berufene) einzige repräsentirende Versammlung, in welcher nach 3 Curien (Stifter, Ritterschaft, Städte und Flecken) über die Gesetzgebung und das Finanzwesen — nicht öffentlich — verhandelt und abgestimmt wurde. Sie soll künftig aus 2 Kammern bestehen. LIII. Im Herzogthume Braunschweig wurden die bisherigen Landstände (Prälaten, Ritterschaft und Städte) im Dec. 1814 und im J. 1819 von dem Prinzen Regenten, als Vormund, in der alten Form aufs neue versammelt. LIV. In Kurhessen ist der Entwurf einer neuen landständischen Verfassung vom März 1815 und April 1816 von den alten Ständen (3 Curien: Prälaten, Ritterschaft, Städte,) nicht angenommen, jedoch der Bauernstand in die allgemeine Versammlung mit aufgenommen worden. Seitdem hat kein Landtag statt gefunden. LV. Das Großherzogthum Hessen wird im J. 1820 eine ständische Verfassung erhalten. LVI. In Hessen-Homburg gibt es bis jetzt keine Landstände. LVII. Im Herzogthum Nassau bestehn nach der Verfassung vom 2 Sept. 1814 die Landstände, welche jährlich einmal versammelt werden, 1) aus Mitgl. der Herrenbank, wozu die Prinzen des Hauses, die vom Herzog mit erblicher oder lebenslänglicher Stimme Ernannten (aus dem Fürsten-, Grafen- oder Freiherrnstande), und die Deputirten der adeligen Gutseigenthümer mit 6 Virilstimmen gehören; 2) aus der Kammer der 22 Landesdeputirten. Die Wahl geschieht auf 7 Jahre. Die Sitzungen sind öf-

fentlich. Ohne Zustimmung der Landstände kann in der Gesetzgebung und über die Abgaben nichts verordnet werden; auch können sie deshalb Vorschläge machen, so wie auf gerichtliche Untersuchung wegen Vergehungen der Minister und Landescollegien antragen. LVIII. Im Großherzogthume Sachsen-Weimar hat die Vertragsverfassung vom 5. Mai 1816, deren Garantie der deutsche Bund im März 1817 übernommen hat, eine einzige Versammlung von 31 auf 6 Jahr gewählten Abgeordneten der 3 Stände, als: 11 aus dem Stande der Rittergutsbesitzer (ohne Rücksicht auf Stand, Geburt und Religion), mit Einschuß des Abgeordneten der Universität Jena; 10 aus dem der Bürger, und 10 aus dem der Bauern, eingeführt. Der 2te und der 3te Stand wählen ihre Abgeordneten mittelbar durch Wahlmänner. Jeder Ort stellt je auf 50 Häuser einen Wahlmann. Der Landtag wird von 3 zu 3 Jahren berufen. Er hält seine Sitzungen nicht öffentlich; doch hat der Großherzog im J. 1819 die bisher nicht Statt gefundene Oeffentlichkeit bei dem Landtage in Vorschlag gebracht; denn eine Repräsentation ohne Oeffentlichkeit hat kein Vertrauen in der öffentlichen Meinung. Ein stehender Ausschuß (das Palladium jeder repräsentativen Verfassung) leitet die Angelegenheiten der Stände des Großherzogthums auch außerhalb dem Landtage. Ohne ihre Einwilligung kann kein Gesetz gegeben und keine Auflage erhoben werden. Sie haben das Recht, Vorschläge zu machen, und Beschwerde gegen die Minister und andre Beamte zu führen. (Die Universität Jena hat kürzlich bei den Ständen darauf angetragen, das Ministerium wegen Oken's Dienstentlassung, als einer Verletzung der Verfassung, zur Verantwortung zu ziehn.) LIX. Im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen besteht nach der Verfassung vom 27. Nov. 1817 die Landschaft aus 18 Abgeordneten des Landes, die auf 6 Jahre von jedem Stande aus seiner Mitte gewählt werden, als: 6 von den Rittergutsbesitzern; 5 von dem der Bürger; 6 von dem der Bauern, und 1 von dem geistlichen oder Lehrstande. Der Landtag wird in der Regel alle 3 Jahre berufen. Er hat das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung, zur Finanzverwaltung, das Recht der Vorschläge, der Beschwerdeführung, und der Anklage gegen Staatsdiener. Auch ist ein fortdauernder Ausschuß niedergesetzt. LX. Im Königreiche Baiern hat die Octroiverfassung vom 26. Mai 1818 das Zweikammersystem eingeführt. 1. Die Kammer der Reichsräthe (welche im J. 1819 selbst heraldische Abzeichnungen erhielt), ist zusammengesetzt a) aus den Prinzen des königl. Hauses, b) den Kronbeamten des Reichs, c) den Erzbischöfen, d) den Mediatisirten, als erblichen Reichsräthen, e) einem vom Könige bestimmten Bischof und dem Präsidenten des protestantischen General-Consistoriums, f) aus den Personen, welche der König lebenslänglich oder erblich zu Mitgliedern dieser Kammer ernennt. Die erblichen müssen adelige Gutsbesitzer seyn. 2. Die Zahl der zur zweiten Kammer gewählten (108) Abgeordneten richtet sich nach den Familien, so daß auf 7000 Familien ein Abgeordneter kommt; zu jener Zahl stellen die adeligen Gutsbesitzer und Gerichtsherrn ein Achtel, die Geistlichkeit beider Kirchen eben so viel; die Städte und Märkte, welche wenigstens 500 Familien haben, ein Viertel, und die Classen der übrigen Landeigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit haben, (der Bauernstand) zwei Viertel der Abgeordneten, und jede der 3 Universitäten 1 Mitglied. Der Abgeordnete zu dem Reichstage kann nur aus den Wahlmännern genommen werden, und die Fähigkeit eines

Wahlmanns hängt von seiner Volljährigkeit und seinem Steuersimplum ab. Der unerlaubte Einfluß eines Beamten auf die Bestimmung der Wahl wird bestraft, selbst mit Cassation. Alle 6 Jahre wird eine neue Wahl vorgenommen. Jeder Abgeordnete vertritt das ganze Land, und erhält keine Instruktion von den Wahlmännern; als Entschädigung aber eine Taggebühr von 6 Fl. Der König beruft alle 3 Jahre wenigstens einmal die Stände; er kann die Sitzungen, welche in der Regel 2 Monate dauern, verlängern, auch vertagen und auflösen. Im letztern Falle muß längstens binnen 3 Monaten eine neue Wahl der Abgeordneten vorgenommen werden. Die Verhandlungen sind in der zweiten Kammer in der Regel öffentlich. Die Abstimmung geschieht in geheimer Sitzung. Ohne Zustimmung beider Kammern kann kein neues Gesetz gegeben, noch ein altes abgeändert oder erläutert werden. Der König allein hat die Initiative, und er allein sanctionirt die Gesetze. Das Budget wird zuerst der Kammer der Abgeordneten vorgelegt. Beide Kammern bewilligen die Steuern nur auf 6 Jahre. Die Staatsschuld steht unter Gewährleistung der Stände. Diese haben u. a. auch, wenn beide Kammern darin einverstanden sind, das Recht der Petitionen, und das Recht, gegen Staatsbeamte aller Classen wegen Verletzung der Verfassung eine Anklage zu erheben. LXI. Das Großherzogthum Baden erhielt den 22. August 1818 ein Verfassungsgesetz, nach welchem die Landstände in zwei Kammern getheilt sind. Die erste besteht aus den Prinzen des Hauses, aus den Häuptern der standesherrlichen Familien und deren Zweige, aus dem Landesbischof, aus einem von dem Großherzog auf Lebenszeit ernannten protestantischen Geistlichen, mit dem Range eines Prälaten, aus 8 Abgeordneten des grundherrlichen Adels, aus 2 Abgeordneten der Landesuniversitäten, und aus den vom Großherzog, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, zu Mitgliedern dieser Kammer ernannten Personen. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Aemter, die alle 2 Jahre zu ¼ erneuert, durch jedesmal neugewählte Wahlmänner gewählt werden. Alle 2 Jahre muß eine Ständeversammlung Statt finden. Die Sitzungen beider Kammern sind in der Regel öffentlich. Auch nach geendigtem Landtage besteht ein ständischer Ausschuß. Die Stände haben das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung und Finanzverwaltung. Bei Finanzgesetzen werden, wenn die Mehrheit der ersten Kammer dem Beschlusse der zweiten nicht beitritt, die Stimmen beider Kammern zusammengezählt, und der Beschluß wird nach der absoluten Mehrheit gefaßt. Noch ist folgende Bestimmung bemerkenswerth, daß alle organischen Beschlüsse des deutschen Bundestages, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands, oder die Verhältnisse deutscher Staatsbürger im Allgemeinen, z. B. die Preßfreiheit, betreffen, im Großherzogthum Baden ohne weiteres als Gesetz gelten, sobald sie vom Staatsoberhaupte bekannt gemacht worden sind. Uebrigens können die Stände, mit Zustimmung der Mehrheit in jeder Kammer, gegen die Minister und obersten Staatsbehörden Beschwerde führen. Auch können sie den Großherzog um den Vorschlag eines Gesetzes bitten. LXII. Im Königreich Würtemberg ward 1819 die Grundverfassung vertragsmäßig zwischen dem König und den Ständen gebildet. Nach dem Entwurfe vom 3. März 1817, welcher den 2. Juni von den Ständen verworfen, im J. 1819 aber mit geringen Abweichungen angenommen wurde, bilden sämmtliche Stände ein Ganzes, das in 2 Kammern abgetheilt ist. (Nach dem Entw. vom J. 1815

sollte die ständische Repräsentation der Königreichs eine einzige Kammer bilden; und dieß war auch in der Versammlung der Stände im Sept. 1819 der Wunsch der Mehrheit und des Volks!). Die erste, die der Standesherrn, besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Häuptern der fürstl. und gräfl. Familien und den Vertretern der standesherrlichen Gemeinschaften, und aus den vom König erblich oder (ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen aus den würdigsten Staatsbürgern) auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite, die Kammer der Abgeordneten ist zusammengesetzt aus 13 Mitgl. des ritterschaftlichen Adels, aus sämmtlichen protestantischen Generalsuperintendenten, aus dem Landesbischof und 2 kathol. Geistlichen, aus dem Kanzler der Universität, aus einem, von jeder der Städte Stuttgard, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, gewählten Abgeordneten, und aus einem von jedem Oberamtsbezirke gewählten Abgeordneten. — Aus dieser Uebersicht ergibt sich, wie weit sich das echte auf freie Wahl gegründete repräsentative System in Europa, insbesondre in Deutschland, verbreitet hat. Versuche, dasselbe zu unterdrücken, oder die Stände in bloße Bewilligungsmaschinen (vergl. d. A. Landstände) und Corporationsrepräsentanten zu verwandeln, dürften schwerlich gelingen; und nur von der gerechten Erfüllung des in liberalem Geiste gedachten 13. Art. der B. A. hängt das fernere Vertrauen zwischen den Völkern und den Regierungen in Deutschland ab. (M. vergl. Weitzel's Abh. Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Wisbaden 1819.) — Die ersten ständischen, im Geiste des Repräsentativsystems gehaltenen Versammlungen haben in Deutschland Weimar, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden erlebt. Die in den letzteren beiden Staaten sind theils durch die Oeffentlichkeit, theils durch die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen besonders merkwürdig geworden, und es hat sich in denselben ein politischer Charakter zu entwickeln angefangen, der selbst dem Auslande (England und Frankreich) Achtung eingeflößt hat. Der Staatshaushalt war sowohl in der baierschen als in der badenschen Ständeversammlung der wichtigste Gegenstand der Prüfung; hiernächst die Rechtspflege. Mit der Gründlichkeit der Prüfung hielt die Freimüthigkeit talentvoller Redner in beiden Staaten gleichen Schritt. Zwar führte dort, wie hier, die Lebhaftigkeit der Verhandlung manchen Redner über die Linie der Mäßigung hinaus; in Baiern wurden sogar Anträge gemacht, die man, weil sie nicht durchzusetzen waren und nur zwecklos die Gemüther aufreizten, lieber hätte unterlassen sollen, z. B. der Antrag, die Offiziere und die Armee durch einen Eid auf die Constitution zu verpflichten; allein das Licht, das sich durch Rede und Gegenrede über das Innere der Verwaltung verbreitete, hat den Gemeingeist des Volks mächtig erhoben und die Regierung über vieles aufgeklärt, namentlich die von Baiern über schreiende Justizmißbräuche, und die von Baden über die Unhaltbarkeit des Adelsedicts vom 16. April 1819. Zu den freimüthigsten und gründlichsten Rednern gehörten in der baierschen Ständeversammlung, unter mehrern, die Deputirten Behr, von Hornthal, Merkel, von Seuffert, Häcker, Stephani, Freiherr von Grafenreuth, Schätzler u. A. Dadurch, daß von Hornthal bei den äußerst wichtigen Verhandlungen über das Budget, wo der Finanzminister, Freiherr von Lerchenfeld, viel Rednertalent zeigte, die Einsicht der Rechnungen verlangte, indem ihm die vorgelegten Auszüge aus denselben nicht genügten, und daß die zweite Kammer den Armeeaufwand von 8 Millionen auf 7 Mil-

lionen Fl. herabsetzte, auch den von der Kammer der Reichsräthe wegen Mehrung der Heerausgaben gemachten Antrag (am 9. Juli) verwarf, entstanden die heftigsten Reibungen. Der König entschloß sich zuletzt, monatlich 25,000 Fl. aus seiner Cabinetscasse zu dem Armeeaufwande anzuweisen. Auch wurden über die Abschaffung des Lotto, über Duellverbote, und über die Vorzüge der öffentlichen Rechtspflege, der Geschwornengerichte und der Trennung der Gewalten, treffliche Vorträge gehalten. Allein die Ansicht, daß die Theilung der ständischen Versammlung in 2 Kammern die Realisirung der zweckmäßigsten Einrichtungen und der Forderungen, die die Zeit und das allgemein anerkannte Bedürfniß des Landes machen, nur zu leicht hemmen könne, ward durch die Erfahrung in Baiern bestätigt. Denn der von der Kammer angenommene Beschluß, auf Einführung von Landräthen anzutragen, wurde in der ersten Kammer zwar von 16 Mitgliedern, an deren Spitze der Kronprinz und die Herzoge von Birkenfeld und Leuchtenberg standen, lebhaft unterstützt; aber 18 Stimmen waren dagegen. Zwei Stimmen der Reichsräthe entschieden also die Mehrheit überhaupt. Doch ward die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens von der ersten Kammer genehmigt. Uebrigens gaben nicht nur die erste Kammer, sondern auch die Minister selbst durch tadelnde oder auffällige Bemerkungen zu manchen lebhaften und starken Aeußerungen in der zweiten Kammer die Veranlassung. Unter den Resultaten der ersten baierschen Ständeversammlung, welche im Febr. 1819 ihren Anfang nahm und den 16. Juli 1819 ihre Sitzungen schloß, und den 25. auseinander ging, sind die wichtigsten: die Verbesserung der Gerichtsordnung und mehrere genauere Bestimmungen in den Etats der Einnahme und der Ausgabe; ein neues Zollgesetz u. s. w. Vor allem aber muß die sichtbare Belebung und Aufklärung des Gemeingeistes in Ansehung der öffentlichen Angelegenheiten, welche sich besonders durch den Empfang mehrerer Deputirten bei ihrer Heimkehr zu erkennen gab, hier bemerkt werden. Doch das schönste Zeugniß für die Volksvertretung überhaupt hat die edle baiersche Regierung selbst ausgestellt. Das königl. baiersche Justizministerium hat nämlich allen Justizbehörden eine erneuerte strenge Aufsicht auf alle Theile der Verwaltung der Justiz empfohlen, und in der Verfügung darüber u. a. sich so ausgedrückt: „Es ist eine der schönsten Früchte ständischer Verfassungen, daß die Regierung durch sie die Wünsche und Bedürfnisse des Volks, das Volk den reinen und ernstlichen Willen der Regierung kennen lernt; jene Wünsche und Bedürfnisse nicht unbeachtet zu lassen, ist ungetheilte heilige Pflicht." — Die Verhandlungen der badenschen Ständeversammlung, welche den 22. April 1819 eröffnet wurde, betrafen hauptsächlich das Staatsdieneredict vom 30 Jan., wobei sich der Deputirte Hüber gegen die Bestimmung desselben erklärte, nach welcher Staatsdiener unter fünf Dienstjahren nach Gutdünken mit Ruhegehalt entlassen, andre ohne Rücksicht auf Dienstjahre versetzt werden können; ferner den Antrag des Deput. von Lotzbeck, in Ansehung des freien Verkehrs unter den deutschen Bundesstaaten, welchen der Abgeordnete von Liebenstein in einer gehaltvollen Rede unterstützte. Der Großherzog genehmigte darauf den Antrag beider Kammern, wegen dieses freien Verkehrs im Innern von Deutschland sowohl beim Bundestage, als auch mit den einzelnen Regierungen zu unterhandeln. Auch erhoben sich Stimmen für die Herstellung einer gesetzmäßigen Preßfreiheit, über die Ausführbarkeit einiger Art. der Bundesacte und über die

Competenz der Bundesversammlung. In der ersten Kammer schlug der Freiherr von Türkheim vor, den Großherzog zu bitten, dahin zu wirken, daß wenigstens die Grundlinien der Gesetzgebung und Gerichtsverfassung der Bundesstaaten so viel als möglich in Uebereinstimmung gebracht werden möchten; ein Antrag, den auch der Staatsminister von Berstett unterstützte, der aber wohl ein frommer Wunsch bleiben dürfte. Die Gründe, welche mehrere Deputirte in der zweiten Kammer, Kern, Winter, von Liebenstein u. A., dem Standes- und Grundherrlichkeitsedict vom 16. April 1819 entgegensetzten, daß es nämlich die verfassungsmäßigen Rechte des Volks verletze und eben so sehr den Rechten der Souverainetät als der bürgerlichen Freiheit widerstrebe, bewirkten den Beschluß der zweiten Kammer, den Großherzog um die Zurücknahme des Edicts zu bitten. Eben so beschloß diese Kammer mit 57 Stimmen gegen 1, bei der Regierung auf die baldigste Abstellung des zu starken Wildstandes, und auf die Vorlegung eines Gesetzes über den Wildschaden anzutragen. Auch ward die Abschaffung des Zehnten beschlossen, und der vom Großherzog der zweiten Kammer vorgelegte Gesetzentwurf, die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft betreffend, dankbar angenommen. Ferner bewilligte die zweite Kammer Zuschüsse zu der Dotation der Universität Freyburg. In der ersten Kammer zeichneten sich mehrere Stimmführer aus, darunter die Markgrafen von Baden-Hochberg, der Fürst von Fürstenberg, der Hr. von Zyllenhart, die Herren von Gemmingen, der protestantische Prälat Hebel, der Bisthumsverweser von Wessenberg, und der Abgeordnete der Universität Freyburg, von Rotteck, von dem u. a. der Antrag, die bestehenden Beschränkungen der Studienfreiheit in Baden aufzuheben, und der Antrag für die Rechte der deutschen kathol. Kirche gemacht wurden. Endlich nahmen den 15. Juli die Verhandlungen über das Budget ihren Anfang, und da die Regierung selbst auf Ersparnisse bei den Apanagen und bei dem Gesandtschaftswesen hinzudeuten schien, so wurden die beiden Apanagen der verwittweten Großherzogin und der verwittweten Markgräfin, der jährliche Aufwand für die Gesandtschaften und der für das Militär, so wie der gefoderte außerordentliche Aufwand, jedoch sehr gemäßigt, von der zweiten Kammer herabgesetzt. Dieß und andres mehr erregte starken Widerspruch. Auch nahm die zweite Kammer ihre Einwilligung zu einem Staatsanlehn von 3 Millionen zurück, weil die Regierung die Theilnahme der Stände an der Negotiation durch eine Commission abgelehnt hatte. Weil also dem Ministerium eine zu starke Opposition entgegenstand, so beschloß der Großherzog, die Versammlung (den 28. Juli) noch vor Erledigung des Budgets zu vertagen und das Budget für 1819 und 1820 provisorisch in Vollzug zu setzen. — Im Allgemeinen darf man überall, wo die Volksrepräsentation ihre Pflicht thut, der Zukunft mit Vertrauen entgegensehn; sollte aber die Reaction, welche die ersten Ständeversammlungen in Deutschland von der Feudalaristokratie erfahren haben, zunehmen und die Regierungen mißtrauisch gegen die Volkswahlen machen, so dürfte leicht der kaum erwachte Gemeingeist der deutschen Völker in einen feindseligen Parteigeist übergehen, und auf jeder Seite würden Ultras (s. d. Art.) die Stimme der Leidenschaft da hören lassen, wo nur das Recht und die Vernunft für allgemeine Wohlfahrt sprechen sollten! K.

Standrecht, ein bei dem Militär übliches außerordentliches Kriegsgericht, das besonders im Kriege, auf Märschen und in Fällen,

wo die Sache keinen Verzug leidet, über ein auf frischer That entdecktes, und klar erwiesenes Verbrechen, das den Gesetzen und Umständen nach die Lebensstrafe zur Folge hat, sogleich (d. h. innerhalb 24 Stunden) ohne die sonst gewöhnlichen Förmlichkeiten gehalten wird. Der General oder commandirende Offizier, und die dazu befehligten Offiziere der Truppenabtheilung versammeln sich vor dem Lager in einen Kreis, und stehenden Fußes (daher auch der Name) wird Erkenntniß gehalten, das Urtheil gesprochen und sofort vollzogen. Ist das Regiment auf dem Marsche begriffen, und kann der Leichnam des Erschossenen oder Gehängten vor Sonnenuntergang nicht beerdigt werden, so wird ihm ein Zettel, worauf das Verbrechen angezeigt ist, auf die Brust geheftet. Schon die Menschlichkeit fodert, daß man nur in der höchsten Noth zu einem solchen Verfahren schreitet, und dabei die äußerste Behutsamkeit anwendet. Das Verbrechen selbst muß auf das klarste erwiesen und auf frischer That entdeckt seyn, und über die Person des Verbrechers, und die Identität desselben mit dem vor Gericht gestellten Menschen muß nicht der mindeste Zweifel obwalten. Wahrscheinlich kommt das Standrecht von dem Spießrecht der alten Deutschen her (s. d. Art.).

Standrede heißt eigentlich eine kurze Rede, welche stehend gehalten wird; gewöhnlich versteht man aber diejenige Rede darunter, welche bei Einsenkung einer Leiche am Grabe gehalten wird.

Stangencirkel, ein zur practischen Geometrie gehöriges Werkzeug: eine Stange mit senkrechten Spitzen an beiden Enden, deren eine beweglich ist, um sehr große Cirkel zu beschreiben.

Stanislaus I. (Leczinski), König von Polen und Großherzog von Litthauen, nachher Herzog von Lothringen und Bar, einer der weisesten und besten Fürsten des 18. Jahrhunderts, wurde zu Leopold den 20. Oct. 1677 geboren. Sein Vater, ein sowohl durch Geburt als durch Muth und Standhaftigkeit ausgezeichneter Mann, war Krongroßschatzmeister von Polen. „Ich will lieber eine gefahrvolle Freiheit haben," sagte er einmal, „als eine ruhige Knechtschaft." — Stanislaus zeigte frühe dieselben Gesinnungen, und entwickelte Talente, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er war tapfer, mäßig, bescheiden, sparsam, von seinen Vasallen angebetet, von seinen Freunden geliebt. 1704, als Carl XII. den König August von Polen, Churfürsten von Sachsen, vertrieben, und Polen erobert hatte, wurde der Thron dieses Reichs von den Ständen für erledigt erklärt, und Stanislaus Leczinski, damals Woiwode von Posen und General von Großpolen, erst 27 Jahr alt, wurde von der Conföderation zu Warschau an Carl XII. gesandt. Schon 1699 war er außerordentlicher Gesandter bei dem Großsultan gewesen. Seine glückliche Gesichtsbildung voll Kühnheit und Sanftmuth, sein Biedersinn und seine Freimüthigkeit gewannen ihm gleich bei der ersten Zusammenkunft das Wohlwollen des Königs von Schweden so sehr, daß dieser beschloß, ihn auf den polnischen Thron zu erheben. Er wurde den 12. Juli 1704 wirklich, in Gegenwart eines schwedischen Generals, auf dem Reichstage zum Könige gewählt, allein die unerwartete Ankunft August's in Warschau, und die Entfernung Carls XII. mit seinem Heere nöthigten Leczinski sich eiligst zurückzuziehen. Aber 1705 im October wurde Stanislaus Leczinski nebst seiner Gemahlin Catharina Opalinska wirklich in Warschau gekrönt, und durch den Frieden von Altranstädt (den 24. Sept. 1706) mußte August feierlich der Krone Polens zu Gunsten seines Nebenbuhlers entsagen.

Stanislaus blieb mit Carl XII., dem er nach Sachsen hin gefolgt war, dort bis zum September 1707, wo er mit dem Könige von Schweden nach Polen zurückkehrte, um die Russen aus diesem Reiche zu vertreiben. Wirklich mußte der Czar 1708 Polen räumen; allein Carl XII. verlor den 27. Jul. 1709 die denkwürdige Schlacht von Pultawa, und Stanislaus war außer Stande, sich in Polen zu behaupten. Er ging mit den Schweden nach Pommern, von dort nach Schweden selbst, wo er einige Zeit zurückgezogen lebte, und den Ausgang der angeknüpften Friedensunterhandlungen abwartete. Da seine Thronentsagung als nothwendige Präliminarbedingung gefodert wurde, erklärte er sich gleich bereit dazu, und schrieb an Carl XII. nach Bender, um auch dessen Zustimmung zu erhalten. Weil er den letztern aber zu nichts bewegen konnte, so beschloß er, von zwei Offizieren begleitet, unter einem angenommenen Namen selbst zu ihm zu reisen, und seine Hartnäckigkeit zu besiegen. Kaum war er jedoch in der Moldau angekommen, als er verhaftet, und zu dem Hospodar gebracht wurde, der ihn erkannte, und ihn nach Bender schickte, wo er zwar als Gefangener, aber gut behandelt wurde. 1714 erhielt er die Erlaubniß abzureisen. Er begab sich zunächst nach dem Herzogthum Zweibrücken, wo er seine Familie fand. Hier wurde von einem sächsischen Offizier ein Angriff auf sein Leben gemacht, der jedoch glücklicher Weise mißlang. Stanislaus verzieh großmüthig den Verbrechern, und sie wurden entlassen. Als er 1719 den Tod Carls XII. erfuhr, und also seines Beschützers beraubt war, wandte er sich an den französischen Hof, der ihm Weißenburg im Elsaß zum Aufenthalt anwies. Hier lebte Stanislaus in der Verborgenheit, bis 1723 seine Tochter, die Prinzessin Maria, mit Ludwig XV. vermählt wurde. Nach dem Tode Augusts (1733) begab sich Leczinski wieder nach Polen, mit der Hoffnung, aufs neue den Thron zu besteigen. Eine Partei, die von Frankreich kräftig unterstützt wurde, rief ihn auch als König aus, aber sein Mitbewerber, der Churfürst August von Sachsen, Sohn des verstorbenen Königs August, hatte an dem Kaiser Carl VI. und an der Kaiserin von Rußland zu mächtige Freunde, und behielt die Oberhand. Stanislaus begab sich nach Danzig, allein die große Anzahl derer, die ihn gewählt hatten, wich bald der Minderzahl, welche gegen ihn war. Er mußte fliehen, und entkam nur mit vieler Gefahr und unter mancherlei Verkleidungen nach Königsberg, da von dem russischen General sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war. Durch die Friedenspräliminarien von Wien (am 3. Oct. 1735) ward endlich zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich bestimmt: „der König Stanislaus solle abdanken, aber den Titel als König von Polen und Großherzog von Litthauen auf Lebenszeit behalten; ihm solle gleichfalls auf Lebenszeit der friedliche Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar eingeräumt werden, unter der Bedingung, daß sie nach seinem Tode mit voller Souverainetät an Frankreich fallen sollten; auch sollte ihm und seiner Gemahlin ihr in Polen eingezogenes Vermögen — die sämmtlichen Leczinskischen und Opalinskischen Güter — zurückgegeben werden.“ Stanislaus ward in Lothringen der Nachfolger geliebter, sehr verehrter Fürsten, deren Verlust von ihren Unterthanen tief betrauert wurde. Diese Völker fanden in ihm ihren alten Herrn wieder. Ihm war jetzt das Glück geworden, welches er so lange sich gewünscht hatte, Menschen glücklich zu machen; und er hätte, gleich Titus, den Tag für verloren gehalten, der von ihm mit keiner Wohlthat

bezeichnet worden wäre. Er unterstützte seine neuen Unterthanen, verschönerte Nancy und Luneville, traf viele nützliche Einrichtungen, steuerte arme Mädchen aus, stiftete Schulen, und bauete Kranken- und Armenhäuser; kurz, er zeigte sich in Allem als den wärmsten Freund der Menschheit und Menschlichkeit. Seine Tugenden erwarben ihn den Beinamen „des Wohlthätigen." Lothringen genoß lange das Glück, von ihm regiert zu werden, bis ein trauriger Vorfall das Leben dieses trefflichen Fürsten endigte. Er saß am Kamin, das Feuer ergriff, von ihm nicht bemerkt, seine Kleider, und seine Bedienten kamen zu spät, um ihn retten zu können. Unter großen Schmerzen endete er den 23. Febr. 1766 im 89sten Lebensjahre. Sein Tod ward allgemein betrauert. In seiner Jugend hatte er sich an Mühseligkeiten gewöhnt, und seinen Geist gestärkt, indem er seinen Körper abhärtete. Er schlief immer auf einer Art von Strohlager, und foderte selten für seine Person einen Dienst von seinen Umgebungen. Er war sanft, freigebig, theilnehmend, gesprächig; er unterredete sich mit seinen Unterthanen, wie mit seines Gleichen, theilte ihre Bekümmernisse, und tröstete sie, wie ihr Vater. Er glich vollkommen dem Bilde, welches er selbst von einem Philosophen in seinen Schriften entworfen hat. „Der wahre, von Vorurtheilen freie Philosoph," sagt er, „muß den Werth der Vernunft erkennen, die großen Verhältnisse des Lebens nicht über ihren Werth, die niedrigen nicht unter demselben schätzen. Er muß der Vergnügungen genießen, ohne ihr Sklave zu seyn, der Reichthümer, ohne sich daran zu fesseln, der Ehren, ohne Hochmuth und Eitelkeit. Er muß die Unfälle ertragen, ohne sie zu fürchten, und ohne ihnen zu trotzen; alles, was er nicht hat, als unnütz betrachten; als genügend das, was er besitzt. Strenge gegen sich selbst, muß er duldsam gegen Andre, und freimüthig und offenherzig ohne Rohheit, geschliffen ohne Falschheit, zuvorkommend ohne Niedrigkeit seyn." — Stanislaus hatte viel Geist; er liebte und schätzte die Wissenschaften und Künste. Wenn er Privatmann gewesen wäre, so würde er durch sein Talent für die Mechanik sich ausgezeichnet haben. Als Fürst erscheint er uns in zwei Gestalten. Würdig war er, Regent eines friedlichen Landes zu seyn, und Unterthanen zu beglücken, die durch keine Uneinigkeit getheilt, bloß zu ihrem Gedeihen der väterlichen Sorgfalt ihres Leiters bedürfen. Dagegen war er wegen der Schwäche seines Charakters unfähig, einen wankenden Thron zu befestigen, und leichtsinnige, unruhige, in ihren Neigungen unbeständige, stets zur Empörung gegen ihren Monarchen aufgelegte Völker zu beherrschen. Doch wenn er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen besaß, so hatte er doch alle Eigenschaften eines tugendhaften Fürsten. Sein Gemüth war vortrefflich; und das Unglück hatte es vielleicht noch mehr veredelt. Er besaß eine überzeugende, männliche und kunstlose Beredsamkeit, und einen thätigen, durchdringenden Verstand. Auch in seinem letzten jammervollen Zustande verließ ihn sein Witz nicht. Wir haben unter dem Titel: Oeuvres du Philosophe bienfaisant (Paris 1765, 4 Vol. 8.) eine Sammlung seiner Schriften, die philosophischen, moralischen und politischen Inhalts sind. Die Liebe zur Menschheit, das Verlangen, sie glücklich zu sehen, die Weisheit der Grundsätze, die herrlichen Lehren, welche den Fürsten darin ertheilt werden, machen diese Schriften überaus schätzbar, wenn sie gleich von vielen andern ähnlichen Inhalts in mancher Hinsicht übertroffen werden. Außer jener, mit typographischer Eleganz gedruckten Ausgabe

gibt es noch eine kleine in Duodezformat, gleichfalls in vier Bänden, die wohlfeiler ist, und auch eine deutsche Uebersetzung.

Stanislaus Poniatowski, König von Polen, s. Poniatowski (Stanislaus Graf von).

Stanniol oder Zinnfolie sind dünne geschlagene und geglättete Zinnblättchen, welche in ihrer natürlichen Farbe vornehmlich zum Belegen der Spiegel, grün, roth, blau gefärbt aber zu Verzierungen an allerhand Sachen gebraucht werden. Die Färbung soll mittelst des Dampfes von angezündeten Pflanzenblättern und Bluthen bewirkt werden.

Stanze (ital.), ursprünglich jede Strophenabtheilung eines kürzern oder längern Gedichts, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer einzigen Strophe. So spricht schon Dante in seinem Werke de vulgari eloquentia (Buch 2, Cap. 3 folg.) von Cantionibus (Canzonen) und Stantiis. Später ward vorzugsweise die Ottava rima so genannt, die von Sicilien aus, dessen Dichter sich ihrer im 13. Jahrh. schon bedienten, nach Italien überging, und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14. Jahrhunderts jene regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Boccaccio wendete sie zuerst in seiner Theseide an. Trissino, der es im 16. Jahrh. wagte, ein erzählendes Gedicht in reimlosen Versen zu schreiben, blieb ohne Nachfolger. — Die ottava rima oder Stanze des Boccaccio (so mag sie zum Unterschiede von der sicilianischen heißen, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet) besteht aus acht eilfsilbigen Versen, von denen die ersten sechs mit zwei regelmäßig wechselnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, mit einander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben, und die Stanze zu einer leicht fortschreitenden, in sich abgeschlossenen Periode runden. Bojardo, noch mehr aber Ariost und Tasso haben sie meisterhaft angewendet, und auch unter den Deutschen ist sie von Göthe, Gries, Schlegel, Tieck, Apel, Fouqué, Schulze und Anderen glücklich nachgebildet worden. Wieland hatte sich aus Bequemlichkeit eine eigne Stanze gebildet, die von der italienischen nur den achtzeiligen Bau hat, im Uebrigen aber sich ganz frei in kürzern und längern Versen bewegt, männliche Reime unter weibliche mischt (die italienische kennt nur weibliche), in den ersten sechs Zeilen bald zwei, bald drei Reime wechseln läßt, und selbst den Dactylus nicht verschmäht, wenn derselbe sich eben darbietet: eine regellose Willkür, die keine Nachahmung verdient, so sehr sie sie auch leider gefunden hat.

Stapel, Stapelrecht. Der Ort an großen Flüssen und in Seehäfen, wo neue Schiffe gebauet, und alte ausgebessert und kalfatert werden, heißt Stapel. Wenn daher ein neugebautes oder auch ausgebessertes Schiff von dieser Werkstätte auf untergelegten Rollen oder Walzen in das Wasser gelassen wird, so nennt man das: ein Schiff vom Stapel laufen lassen. Bei neugebaueten Schiffen geschieht dies gewöhnlich mit großen Festlichkeiten und Ceremonien. Auch bezeichnet man mit dem Worte Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waaren vorhanden sind, oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. Daher kommt das Stapelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit, welches das Recht einer Stadt oder eines Orts be-

beutet, daß die zu Schiffe oder zur Achse dahin gebrachten Waaren nicht gerade durch- oder vorbeigeführt, sondern erst daselbst abgelegt, oder eine Zeit lang zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden müssen, ehe man sie weiter bringen darf. Nicht immer erstreckt sich dies Recht auf alle, sondern häufig nur auf gewisse, in den Urkunden der Stapelstadt gewöhnlich benannte Güter und Waaren, die deßhalb Stapelgüter oder Stapelwaaren heißen. Das Stapelrecht kann seyn 1. ein unumschränktes, wenn es sich auf alle Waaren und Zeiten, und nicht bloß auf die Abladung, sondern auch auf die Feilbietung erstreckt; 2. ein beschränktes, wenn es nur zu gewissen Zeiten, in Hinsicht bestimmter Waaren und Güter ausgeübt werden darf, oder sich vielleicht gar nur auf ihre Abwägung, nicht auf ihre Niederlage und Feilbietung bezieht. Die Zeit, wie lange stapelmäßige Waaren liegen bleiben müssen, ist sehr verschieden, und es kommt hier auf die Stapelgerechtigkeit des Orts an. Die Stapelstadt muß übrigens für die zur Niederlage und Feilbietung der Waaren nöthigen Gebäude sorgen. Dagegen dürfen Schiffer, Kauf- und Fuhrleute keineswegs den Umkreis einer Stapelstadt umfahren, sondern müssen genau die nach derselben führende Landstraße halten, auch die Waaren innerhalb der Ringmauern abladen, und binnen der bestimmten Zeit feilbieten. Nach Ablauf der Zeit und nach Entrichtung eines gewissen Zolls dürfen sie wieder abfahren.

Starhemberg, ein alter, in der Staats- und Kriegsgeschichte der österreichischen Monarchie berühmter Name! Das Geschlecht stammt von den Ottokaren, ehemaligen Markgrafen in Steiermark ab, und zwar von Gundacker, der im 12. Jahrh. das Schloß Starhemberg in Niederösterreich baute, nach welchem sich sein ältester Sohn nannte, während die Nachkommen seines zweiten Sohnes sich nach einem andern Schlosse Herren, dann Grafen von Losenstein nannten. Diese starben aus im J. 1602. Das Haus Starhemberg theilt sich in 2 Linien, und die ältere davon (oder die Rüdiger'sche) in mehrere Zweige, von denen der älteste 1765 die fürstliche Würde, nach dem Rechte der Erstgeburt, erhalten hat, und in Oesterreich beträchtliche Lehnsherrschaften z. B die Grafsch. Wäremberg, Weinsbach und Reidharting, die Burgherrsch. Efferding, Schaumburg, Dürrenstein, Karlsbach, Schönbühl, das ganze Thal Wachau u. a. m. besitzt. Der jetzt regierende Fürst Ludwig von Starhemberg (geb. 1762), Majoratsherr seit 1807, ist k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer und bevollmächt. Minister am turiner Hofe.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf von), geb. 1635, starb im J. 1701 als k. k. wirkl. geh. Staats- und Conferenzminister, Hofkriegsraths-Präsident, Gen.-Feldmarschall und Commandant von Wien. Dieser tapfere Krieger aus Montecuculi's Schule hat sich durch die Vertheidigung von Wien gegen die Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha, vom 9. Juli bis zum 12. Sept. 1683, berühmt gemacht. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesichte des Feindes den gänzlich vernachlässigten Wehrstand der Stadt binnen fünf Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und feuerte den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlossensten Widerstande an. Er schlug mehrere Stürme des erbitterten Feindes zurück, zerstörte die Werke der Belagerer durch häufige Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen, und sorgte eben so klug als kräftig für die Polizei in der geängstigten Stadt, als er muthig und mit persönlicher Gefahr überall dem Feinde sich

entgegenstellte. Erst am 11. Sept. näherte sich das christliche Heer, das kaum 70,000 M. zählte, zum Entsatze. An der Spitze desselben griff Johann Sobieski, König von Polen, den 12. Sept. mit Tagesanbruch das türkische Heer an, welches 170,000 M. stark war. Die Schanzen wurden genommen, und gegen Abend das Lager erstürmt. Die Türken flohen in der Nacht, Lager und Geschütz, nebst unermeßlichen Vorräthen, fielen in die Gewalt des Siegers. Die Belagerung selbst hatte ihnen 48,000 M. gekostet, darunter 3 Paschen und 16 Agas, in der Schlacht waren über 20,000 Türken gefallen. Vom christlichen Heere waren 3000 verwundet und über 1000 todt. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Linientruppen auf 5000 Todte und 1000 Verwundete; bei der Bürgerschaft auf 200 Todte und gegen 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Am 13. Sept. empfing der König von Polen Starhembergen in dem eroberten Lager, umarmte und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Den 14. langte Kaiser Leopold an. Starhemberg erhielt von ihm einen kostbaren Ring, 100,000 Reichsthaler, den Feldmarschallstab, die Würde eines Staatsministers und in sein Wappen den Stephansthurm. Aus Dankbarkeit machte die gerettete Bürgerschaft das große Starhembergische Haus auf der Wieden von allen Abgaben frei. Der hispanische König sandte ihm den Orden des goldnen Vließes. Späterhin commandirte Starhemberg in Ungarn das Fußvolk unter dem Könige von Polen; aber bei seiner Heftigkeit entzweite er sich mit dem Könige, so daß dieser, ohne Starhemberg's Beistand, das blutige Treffen bei Barkan lieferte. Nachdem Starhemberg, vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, war er in Wien als Hofkriegsraths-Präsident mit der Organisation des kaiserlichen Heeres beschäftigt. Verstand und Energie, unbiegsame Standhaftigkeit und soldatische Strenge waren die Hauptzüge in Starhembergs Charakter, den man übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigenliebe nicht ganz freisprechen kann.

Starhemberg (Guido Graf von), geb. 1657, gest. 1737, k. k. Feldmarschall und Gouverneur von Slavonien, war der Vetter des vorigen, und während der Belagerung von Wien sein Gen.Adjutant. Durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit that er dem Feuer Einhalt, das bei dem großen Brande am 15. Juli 1683 schon die Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er focht bei mehrern Ausfällen an der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin, und hinderte ihn durch Schanzen und Bollwerke in den Gassen weiter vorzudringen, als er sich am 4. und 5. Sept. der Burg- und Loibel Bastei bemächtigt hatte. In der Folge zeichnete sich Graf Guido bei dem Sturme auf Ofen (1686) und Belgrad (1688), in dem Treffen von Mohacz, durch die Vertheidigung von Essegg, in der Schlacht von Salankemen und in der bei Zentha (1697) aus; hierauf in Italien, wo er 1703 an Eugens Stelle den Oberbefehl führte, den franz. Feldherrn Vendome von dem Eindringen in Tyrol abhielt, und die Vereinigung des österreich. Heers mit dem des Herz. von Savoyen bewirkte. In Spanien, wo er ohne Hülfsmittel und große Streitkräfte, auf bloße Vertheidigung beschränkt, einen überaus lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden Märschen, schlauen Ueberfällen (z. B. der von Tortosa 1. Dec. 1708) und Zerstörung der feindlichen Magazine führte, nannte man ihn el gran Capitan. Nach den großen Siegen, die er über Philipps von Anjou Heer bei Almenara (27. Juli 1710) und bei Saragossa, (d. 20. Aug.) erfochten

hatte, eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherz. Karl als König ausrufen. Allein Mangel und Verrath nöthigten ihn, sich über Saragossa nach Barcellona, wo seine Magazine waren, zurückzuziehn. Vergebens suchten ihn Vendome und Philipp bei Villaviciosa von Saragossa abzuschneiden. Als Karl, nach seines Bruders Joseph Tode, in die deutschen Erblande zurückgekehrt war, blieb Starhemberg als Vicekönig in Barcellona; allein ohne Streitmittel und von den Alliirten verlassen, konnte er nichts Großes ausführen, und mußte in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713 Barcellona räumen, und sich mit seinen wenigen Truppen auf englischen Schiffen nach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte Starhemberg in Wien, und vertrat in Eugen's Abwesenheit dessen Stelle als Hofkriegsraths-Präsident. Ernst und streng, stets gleichmüthig und ohne Frauenliebe, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht lenkte, auch in der Mäßigkeit, in der Kunst zu entsagen, als Beispiel voran. Er war, nach des Frhrn von Hormayr Ausdruck, das treue Bild eines deutschen Herrn aus des Meisters Herrmann von Salza schöner Zeit. Arm im Geiste der Ordensregel, gab Starhemberg alles, was er hatte, den Armen, hoffnungsvollen Rittern des Ordens, und den Soldaten, die ihn schon um seiner Sorgfalt in der Krankenpflege willen liebten. Seine Unerschrockenheit war so groß, daß man von ihm sagte: „Er würde, wenn der Himmel einfiele, die Farbe nicht ändern." Einst ließ Eugen, bei einer Tafel im Lager, hinter Stahrembergs Sitz, ihm unerwartet, als des Kaisers Gesundheit ausgebracht wurde, einige Böller losbrennen, und in demselben Augenblicke als das Zelt rückwärts zusammenstürzte, von allen Seiten die Feldmusik erschallen; allein Starhemberg trank, ohne sich nur umzusehen, das Glas langsam aus, und lächelte kaum. — Ob er gleich nicht Eugens persönlicher Freund war, so schätzte er ihn dennoch, und die Feindschaft zwei so edler Männer erzeugte für den Staat den rühmlichsten Wetteifer.

Stapfer (Ph. Alb.), geb. zu Bern 1766, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt und in Göttingen seine Studien vollendet hatte, in ersterer als Professor der Philologie und Philosophie angestellt und erhielt zugleich die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts. Nach der Besitznahme der Schweiz durch die französischen Armeen im J. 1789, wurde er mit Luthard und Jenner an das franz. Directorium gesandt, um die Zurücknahme der usurpatorischen Maaßregeln zu bewirken, welche damals über die Schweiz von der franz. Regierung und ihren Unteragenten, unter welchen der berüchtigte Rapinat sich besonders durch Uebermuth und Frechheit auszeichnete, verhängt wurden. Rapinat verfehlte auch nicht, Stapfern als einen Feind der franz. Republik zu denunciren und auf dessen Entfernung zu dringen. Die helvetische Regierung hielt aber fest und Stapfer blieb auf seinem Posten als Minister des öffentlichen Unterrichts. Als solcher unterstützte er Pestalozzi und verschaffte demselben die freie Benutzung des Schlosses Burgdorf. 1799 wurde er aufs neue bei dem franz. Directorium angeklagt und dieses decretirte, daß Stapfer mit Usteri, Escher, Meyer, Koch und Kuhn vor eine Specialcommission gestellt werden sollte, allein nach Rewbells Austritt aus dem Directorium kam dies Decret nicht zur Ausführung. Nach dem 18. Brümaire wurde Stapfer zum bevollmächtigten Minister bei Napoleon ernannt. Er hatte als solcher nicht bloß die gewöhnlichen diplomatischen Functionen wahrzunehmen, sondern auch über die künftige Regierungsform

zu unterhandeln, welche die Schweiz annehmen sollte. Er wendete zugleich in diesem Zeitpunkt (1802) durch Energie und Klugheit die schon damals projektirte Vereinigung von Wallis mit dem franz. Reiche ab, die freilich acht Jahre später (1810) doch ausgeführt wurde. Wir können den bürgerlichen Unruhen, dem Kampfe der Factionen und dem Streite der Parteien, die durch den vorherrschenden Einfluß der franz. Regierung ewig unterhalten und genährt wurden, so sehr auch Stapfer darein verflochten war, hier nicht folgen und beschränken uns anzuführen, daß er bei der nach Paris berufenen Consulta (in welcher Stapfer zunächst Aargau und Thurgau repräsentirte), der die sogenannte Mediationsacte folgte, zu den Unitariern gehörte, und daß er es war, der die Denkschrift entwarf, welche von diesen der Consulta zur Feststellung der Einheit eingereicht wurde. Indessen war Stapfer einer der 10 Deputirten, die als Ausschuß die Mediationsacte mit den Commissarien der franz. Regierung und mit Napoleon selbst unterhandelten und sie unterzeichneten. Nach der Organisation der neuen Regierung wurde Stapfer zur Regulirung des Finanzwesens der Republik gebraucht und vom Canton Aargau in den großen Rath gewählt. Man hat mehrere Schriften von ihm, von welchen wir hier nur die Voyage pittoresque de l'Oberland bernois anführen wollen. Zu der in Paris erscheinenden Biographie universelle hat er mehrere treffliche Art. über deutsche Gelehrte geliefert (z. B. über Adelung, Büsching, Kant u. s. w.), welche beweisen, daß er mit der deutschen Literatur innig vertraut ist.

Stärke, Kraftmehl, Amydum, Amylum, bezeichnet das reinste Mehl der Getraidearten und anderer mehlartigen Vegetabilien, wovon das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden muß, das außer dem Kraftmehle noch Kleber, Zucker, Schleim und Hulsen enthält. (S. Mehl.) Der geschrotene Weizen wird gewaschen, im Quellbottiche eingeweicht, und so viel Wasser zugegossen, daß nach 24 Stunden die Masse von einem herausgezogeren Rührscheide gut abfließt. Man wartet die saure Gährung ab, schüttet den Brei in einen Tretsack, bindet ihn zu, legt ihn in das Tretfaß, und tritt mit den Füßen das milchichte, stärkehaltige Wasser aus, das man durch ein Haarsieb schüttet. Aus diesem milchichten Wasser setzt sich die Stärke ab, wird abgesüßt und getrocknet. Die übriggebliebenen Hülsen dienen als Viehmast. Der Zucker, das Gummi und das Wasser gehn mit dem Kleber erst eine Weingährung und nachmals eine Essiggährung ein, und trennen sich vollständig von dem Kraftmehle, welches dann leichter durch mechanisches Auswaschen abgesondert werden kann. Besser soll die Stärkefabrikation so zu veranstalten seyn, daß der ungeschrotene Weizen nach dem Waschen in Wasser eingequellt wird, bis sich die Körner zerdrücken lassen und Milch geben. Der gequellte Weizen wird hierauf, ohne zu gähren, zwischen zwei hölzerne Walzen geschüttet und zerquetscht, die zerquetschten Körner ausgedrückt, mit Wasser angemengt, zum zweitenmale zerquetscht, auch wohl im Tretsacke getreten, und dann, wie oben gesagt ist, die Abscheidung und das Trocknen vollendet. Aus andern Vegetabilien, welche wenig oder gar keinen Kleber enthalten, scheidet sich das Kraftmehl leichter, man verkleinert sie, weicht sie in Wasser, knetet oder tritt sie in Leinwand aus, und sammelt die Stärke durch Absetzen aus der milchichten Flüssigkeit. So bereiten die Amerikaner aus der scharfen Mahniotwurzel die milde Cassava, so gibt die Aronwurzel, Zaunrübe, Kastanie,

der türkische Weizen medicinische oder ökonomische Satzmehle. Gleichergestalt wird die Stärke aus den Kartoffeln geschieden. Diese werden zerrieben, der Brei in einem Siebe ausgewaschen, aus der milchichten Flüssigkeit durch Absetzen die Stärke getrennt, abgesüßt und getrocknet. Weizen gibt 30 — 40 Procent Stärke. Das bei dem unzerschrotenen Weizen erhaltene erste Absüßwasser gibt durch Gährung Essig. Fein gestoßene oder zermahlene Stärke gibt den Haarpuder. F.

Starosten (Capitanei), sind in Polen Edelleute, die zu den Landbewürdeten (Dignitarii terrarum) gerechnet werden, und die der König mit einem Schlosse oder Landgute belehnt hat. Es waren nämlich in frühern Zeiten den Königen von Polen zu ihrem Unterhalte gewisse Güter (königliche Güter, mensa regia) angewiesen. Diese Güter wurden nach und nach durch Schenkungen, Verkauf und Verpfändung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit, sehr vermindert. Zu den letztern gehören die Starosteien, die der König, wenn auch ihre zeitigen Inhaber absterben, nicht wieder an sich ziehen kann, sondern sie einem andern ertheilen muß. Einige dieser Starosten haben die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise (Grod), und können über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Starosteigerichte). Andre genießen bloß die Einkünfte der ihnen auf Lebenszeit verliehenen Güter (Tenutarii).

Starrsucht und Starrkrampf, ist ein anhaltender Krampf, der den ganzen Körper einnimmt, so daß dieser unbeweglich und steif wie eine Leiche wird. Beide unterscheiden sich jedoch wesentlich von einander. Der Starrkrampf, tetanus, ist besonders in heißen und feuchten Gegenden sehr häufig, und entsteht dort oft nach leichten und unbedeutenden Verwundungen, sogar von Erkältung. Wunden, wodurch Nervenfäden halb getrennt, gequetscht, gespannt werden, oder auch Wunden flechsiger Theile, sind auch in unsern Gegenden oft Veranlassung dieser Krankheit; ferner begünstigen sie unreine Spitalluft. Endlich hat man auch diesen, so wie jeden andern Krampf, von Unreinigkeiten der ersten Wege, Giften und Würmern entstehen sehen, so wie er auch dem Tode bisweilen vorhergeht. Nach diesen verschiedenen Ursachen modificirt sich auch das Ansehn der Krankheit. Rührt sie von einer Verwundung her, so tritt der Anfall gewöhnlich unter heftigen Schmerzen des verletzten Theils ein, bisweilen schreit der Kranke heftig auf, oder es gehen auch Magendrücken, Ekel, Ziehen der Glieder und im Rücken, Nackenschmerz, und mehrere andere Beschwerden vorher, und der Anfall selbst tritt mit Steifigkeit des Nackens, Krämpfen im Schlunde und Schauder ein. Da liegt denn der Körper unbeweglich und steif, gekrümmt oder gerade da; die Wärme bleibt natürlich, der Puls verändert sich oft wenig, der Schlaf fehlt ganz, das Bewußtseyn ist meistens unverletzt, aber der Kopf betäubt, die natürlichen Ausleerungen sind unterdrückt. Bald aber stellt sich Fieber ein, wenn es vorher zugegen war, und schon nach wenig Tagen verläuft die Krankheit tödtlich, und wird mit Recht zu den allergefährlichsten gerechnet. Denn obwohl die kräftigsten Mittel, Opium, Moschus, Kampfer, Bäder u. s. w. in sehr großen Gaben versucht worden sind, so hat die Krankheit dadurch doch wenig von ihrer Bösartigkeit verloren. Mehr nützt die Berücksichtigung der Ursachen, wo sie bekannt und zugänglich sind; und es wird unter andern in dieser Hinsicht mit Recht die völlige Durchschneidung des verletzten Nerven u. s. w. angerathen. Die Staarsucht ist eine langwierige fieber-

lose Nervenkrankheit, welche in einzelnen Anfällen des Starrkrampfs besteht, bei denen plötzlich die willkürliche Bewegung, aber auch das Bewußtseyn gehemmt ist, und der Körper in der Lage und Stellung bleibt, welche er vor dem Anfalle hatte. Die Glieder behalten aber ihre Biegsamkeit und lassen sich durch äußere Kraft in jede beliebige Stellung bringen. Puls und Athem gehen gemeiniglich ihren Gang fort, und nach einer viertel oder halben Stunde ist der Anfall gewöhnlich vorüber. B. P.

Statik. Diese Wissenschaft ist ein Zweig der Mechanik, und hat die Lehre von dem Gleichgewicht der Kräfte, die auf feste Körper wirken, zum Gegenstande. Hierher gehören jene wichtigen Naturgesetze: Jeder Körper bleibt in seinem Zustande der Ruhe oder Bewegung ungeändert, wenn keine bewegende Kraft auf ihn wirkt; Körper, die einmal von irgend einer bewegenden Kraft nach einer gewissen Richtung eine gewisse Geschwindigkeit erhalten haben, brauchen keiner besondern Kraft weder von innen, noch von außen, um sie in der gleichförmigen Bewegung zu erhalten. Wirkt aber eine unveränderliche bewegende Kraft immer nach einerlei Richtung auf einen Körper, der sich frei bewegen kann, so wird seine Geschwindigkeit immer größer und zwar in gleich großen auf einander folgenden Zeittheilen wird sie gleich große Zusätze erhalten, d. h. der Körper wird mit gleichförmig beschleunigter Bewegung fortgehen. Jede veränderliche Kraft kann während eines unendlich kleinen Zeittheiles für unveränderlich angesehen werden u. s. w. P. S.

Statistik, (Staatenkunde). Zwei große Kreise bilden den Umfang der geschichtlichen Wissenschaften: der Kreis der Vergangenheit und der Kreis der Gegenwart. Die Zukunft ruht für irdische Wesen theils in den Idealen der Philosophen und der Dichter, theils in den Berechnungen des Politikers; doch zunächst im Schooße der Götter. Von jenen beiden Kreisen der Zeit aber wird der Kreis der Vergangenheit durch die Geschichte, der Kreis der Gegenwart durch die Statistik und Geographie (Staaten- und Erdkunde) dargestellt. Daraus folgt theils die wesentliche Verschiedenheit der Geschichte und Statistik, so wie das Fehlerhafte ihrer Vermischung; theils daß die gewöhnliche Ansicht irrig war, nach welcher Statistik u. Geographie blos historische Hülfswissenschaften seyn sollten. Zu den letztern gehören Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik und Diplomatik nach allen ihren Verzweigungen; allein die Erd- und Staatenkunde bilden einen, der Geschichte gleichgeordneten, wissenschaftlichen Kreis, indem ihnen, und ihren Zweigen, der Specialstatistik und Specialgeographie einzelner Erdtheile, einzelner Reiche, Völker, Provinzen u. s. w., die ganze große Sphäre der Gegenwart angehört. So wie aber jedes Volk, jeder Staat und jedes Reich, als ein politisches Ganzes, nur nach der Ankündigung eines doppelten Lebens, des innern und des äußern, und nach der Wechselwirkung zwischen beiden richtig aufgefaßt und erschöpfend dargestellt werden kann; so beruht auch der Grundcharakter der Geschichte darauf, die politische Ankündigung und Gestaltung der untergegangenen und der bestehenden Völker, Staaten und Reiche, nach der Wechselwirkung ihres innern und äußern Lebens, im Kreise der Vergangenheit darzustellen, und der Grundcharakter der Statistik: das innere und äußere politische Leben der Völker, Staaten und Reiche, und die Wechselwirkung zwischen beiden, im Kreise der Gegenwart zu verzeichnen. Deßhalb ist die

Statistik die *Wissenschaft*, welche die *politische Gestaltung* (den Organismus) *der Reiche und Staaten des Erdbodens*, *nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens im Kreise der Gegenwart, im Zusammenhange darstellt*; und *Schlözers* sinnvolles Wort hat hohe Wahrheit, wenn er sagt: „die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik eine stillstehende Geschichte." — Ist der Grundcharakter der Statistik in der Darstellung des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche im Kreise der Gegenwart richtig aufgefaßt; so ergibt sich daraus *theils* das, was in den Umfang der sogenannten *Theorie der Statistik* gehört (nämlich eine philosophisch-politische Entwickelung aller einzelnen Bedingungen des innern und äußern politischen Lebens der Staaten und Reiche, so wie die Versinnlichung des Zusammenhanges und der Wechselwirkung dieser Bedingungen in der öffentlichen Ankündigung dieser Staaten und Reiche); *theils* die wissenschaftliche Behandlung der *Statistik der einzelnen Staaten und Reiche* des Erdbodens selbst. Jede Specialstatistik muß nämlich zuerst das *innere*, und sodann das *äußere* politische Leben des darzustellenden Staates und Reiches vollständig schildern. Zu der Darstellung des *innern* Lebens im Kreise der Gegenwart gehören aber: 1. die *Grundmacht* des Staates nach *Land* und *Volk*; a) *Länderbestand* und physische Beschaffenheit der einzelnen Theile; Lage, Gränzen, Flächeninhalt, Oberfläche und Boden, Gebirge, Wälder, Flüsse, Clima rc; b) *Volk*, nach der Gesammtheit der Bevölkerung; nach der Nationalverschiedenheit (ob Deutsche, Slaven, Finnen rc.); nach der bürgerlichen Verschiedenheit (Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigene, Höflinge, Beamtete, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Krieger rc.) und nach der kirchlichen Verschiedenheit; 2. die *Cultur* des *Volkes*; a) die *physische* und *technische* (Feldbau, Gewerbfleiß, Handel); b) die *ästhetische* (Künste, Kunstanstalten, Kunstsammlungen); c) die *intellectuelle* (Wissenschaften, Schul- und Bildungsanstalten, häusliche Erziehung, Akademien, Buchhandel, Gelehrsamkeit überhaupt); d) die *moralische* (Sitten des Volkes und seiner einzelnen Stände, Würdigung des Nationalcharakters in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung); 3. die *Verfassung* des Staates (Charakter der Regierungsform, ob monarchisch oder republikanisch, ob autokratisch oder beschränkt, die letztere ob repräsentativ oder mit Ständen, namentlich mit beibehaltenen Feudalständen, ob die Repräsentation in einer Kammer oder in zweien, ob Antheil der Volksvertreter an der Gesetzgebung oder bloß an der Besteuerung; ob Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten bei alleiniger Unverletzlichkeit des Regenten; Verhältniß der Kirche zum Staate (ob hierarchisches oder Territorialsystem, ob Concordate mit Rom rc.). Beigefügt wird die Uebersicht über die Familie des Regenten, über die Hausgesetze, über Hofstaat, über die Ritterorden u. s. w.; 4. die *Verwaltung* des Staates, (Uebersicht über sämmtliche weltliche und geistliche Behörden; im Einzelnen das Detail a) der *Gerechtigkeitspflege*, b) der *Polizeiverwaltung*, c) der *Staatswirthschaft und Finanzverwaltung*, d) des *Kriegswesens*). — Im zweiten Theile wird bei der Darstellung des *äußern* politischen Lebens entwickelt: 1. die Stellung des Staates in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des *ersten*, *zweiten*, *dritten* oder *vierten* politischen Ranges, und besonders das Verhältniß zu den unmittelbaren Nachbarstaaten; 2. bei den *deutschen* Staaten das

Verhältniß derselben zu der Gesammtheit des deutschen Staatenbundes; eben so bei den helvetischen Cantonen und bei den nordamerikanischen Freistaaten das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit u. s. w.; 3. der Einfluß des innern politischen Lebens (nach der Cultur, Verfassung und Verwaltung) auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, und der Rückwirkung der äußern Verhältnisse des Staates auf die innern; 4. die Gesammtheit der noch geltenden Verträge des dargestellten Staates in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes (Friedensschlüsse, Bündnisse, Handelsverträge, Conventionen ꝛc.), mit Angabe der Quellensammlungen, wo sie in extenso stehen, mit Bezeichnung ihres Hauptinhaltes, und mit Andeutung ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Einwirkungen auf das innere und äußere politische Leben. — Nach dem Vorgange einiger neuern Statistiker (z. B. Hassel's in der Statistik von Oesterreich und Rußland, Stein's in der von Preußen, Wichmann's in der von Rußland, Pölitz in der von Sachsen u. a.), kann in der Einleitung zur Specialstatistik einzelner Staaten und Reiche eine Uebersicht über den allmähligen Anwachs oder die Verminderung derselben nach Areal und Bevölkerungszahl gegeben werden, weil diese geschichtlichen Resultate nicht immer denen, welche Statistik erlernen, oder statistische Handbücher nachschlagen, völlig gegenwärtig sind. — Von der Geographie ist die Statistik dadurch wesentlich und wissenschaftlich unterschieden, daß, wenn gleich mehrere einzelne Stoffe beiden gemeinschaftlich angehören, doch, nach der Behandlung und Stellung dieser Stoffe im Gebiete der Wissenschaft, die Geographie überall dem Oertlichen, die Statistik aber bei ihrer Zusammenstellung einer leitenden Idee folgt. Die Geographie gibt das Besondere und Verschiedene im Staate, wo sie es antrifft; die Statistik hingegen stellt es unter dem Allgemeinen zusammen, und verbindet das Gleichartige. (So nennt z. B. die Geographie die Berge, Flüsse, Wälder in den einzelnen Provinzen, wo sie sich befinden; die Statistik aber gruppirt alle Berge, Flüsse und Wälder zu einer Uebersicht, und nach einer Aufeinanderfolge ihrer politischen Wichtigkeit. So gedenkt die Geographie der Fabriken, Manufacturen, des Großhandels, der Dicasterien, der Universitäten, Lyceen, Seminarien u. s. w. bei den Oertern, in welchen sie getroffen werden; die Statistik hingegen ordnet sie unter wissenschaftliche Standpunkte u. s. w.). Fehlerhaft bleibt es daher, daß mehrere Geographen der neuern Zeit die Statistik geplündert haben, um sich zu bereichern (umgekehrt ist es nicht geschehen). — Was die wissenschaftliche Bearbeitung der Statistik betrifft, so entstand sie auf deutschem Boden, und ihr gab Achenwall im Jahre 1749 Namen und die erste systematische Form. Seit seiner Zeit hat man diese neue und selbstständige Wissenschaft von Geschichte und Erdkunde völlig getrennt und unabhängig und selbstständig von beiden angebaut. Doch schon vor ihm hatten, außer einigen Italienern (Sansovino, Botero) und Franzosen (d'Avity), unter den Deutschen: Conring (gest. 1681 zu Helmstädt), Oldenburger, Conrings Zögling (gest 1678 zu Genf, Verfasser des thesaurus rerum publicarum, 4 Tom. Genev. 1675. 8.), S. Andr. Bose (gest. 1674 zu Jena, — Schubart gab dessen introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi, Jen. 1676. 4. heraus —), Castel in seinem Werke: de Statu publico Europae novissimo, Norimb. 1675. fol., und von Zech (unter dem angenommenen Namen von

Frankenberg) in seinem europäischen Herold, N. A. 2 Thl., Leipzig 1705 Fol., so wie die Holländer: de Luca (descriptio orbis etc. Lugd. Bat. 1655. 8.) und Everh. Otto (primae lineae notitiae Europae rerum publicarum, Traj. 1762, 8.), um die wissenschaftliche Behandlung der zur Statistik gehörenden Stoffe sich verdient gemacht. Nach Conrings Vorgange erneuerte Achenwall den Vortrag der Statistik auf Universitäten. Sein Compendium führte seit der zweiten Auflage den Titel: Staatsverfassung der europ. Reiche im Grundrisse, und erlebte 7 Auflagen, von welchen, nach Achenwalls Tode, die sechste (1781 und 1785) Schlözer und Sprengel besorgten, die 7te Sprengel (1798) allein. — Nächst Achenwall gaben akademische Compendien dieser neuen Wissenschaft: Chstn. Wilh. Franz-Walch (Jena 1749), und Joh. Paul Reinhard (Erlang. 1755). — Zur Theorie und Geschichte der Statistik gehören: Gatterer's Ideal einer allgemeinen Weltstatistik (Gött. 1773, 8). — Schlözer's (treffliche, aber unvollendete) Theorie der Statistik (Gött. 1804, 8.). — Niemann's Abriß der Statistik (Altona 1807, 8.). — Leop. Krug's Ideen zu einer staatswirthschaftlichen Statistik (Berl. 1807, 4.). Minder wichtig sind die Schriften von Mader, Goeß, Schöpf, Butte, Zizius. Erschüttern wollte die Statistik als Wissenschaft Lüder, theils in seiner Kritik der Statistik und Politik, (Gött. 1812, 8.); theils in seiner kritischen Geschichte der Statistik, (Gött. 1817, 8.); er traf aber in seiner Leidenschaftlichkeit nur einzelne Mängel im Anbaue der Statistik, und nicht die Wissenschaft selbst. — In Hinsicht der systematischen und compendiarischen Behandlung erwarben sich um die Statistik Verdienste: Toze, Remer, Meusel (von s. Lehrbuche der Statistik erschien 1817 die vierte Aufl., die freilich vieles zu wünschen übrig läßt), Sprengel (unvollendet), Milbiller, Mannert, und, in Verbindung mit der Geographie, Hassel (in s. vollst. Handb. der neuesten Erdbeschreibung und Statistik — noch unvollendet —), und Stein (Handbuch der Geographie und Statistik, 4te Aufl. 1819). Die Literatur der Statistik gab Meusel (N. A. 2 Thle.) mit vielem Fleiße und sehr vollständig. — Die tabellarische Behandlung der Statistik, gegen welche neuerlich viele Stimmen sich erklärt haben, darf freilich nicht die systematische Behandlung der Wissenschaft verdrängen, und zur Oberflächlichkeit führen. Allein für den ersten Anlauf, um eine allgemeine und deutliche Uebersicht über alle zum Staatsleben gehörende, und durch Zahlen ausdrückbare, Gegenstände zu gewinnen, sind statistische Tabellen brauchbar, sobald sie nur mit sorgfältigstem Fleiße und aus den besten vorhandenen Quellen bearbeitet werden. Die bessern (zum Theil aber durch die Zeitverhältnisse veralteten) sind von Randel (1786 und 1792), Brunn (1785), Ockhart (4 Hefte, 1804), Ehrmann (1805), Höck (1803 und 1811), und Hassel. Von des Letztern statistischem Umrisse der sämmtlichen europ. Staaten erschienen 1805, Fol. 2 Hefte, welche bloß Deutschland darstellen. Später folgten (1809, Fol.) seine statistischen Uebersichtstabellen der sämmtlichen europ. und einiger außereuropäischer Staaten. Crome's hieher gehörende Schriften sind auch mit Tabellen ausgestattet. — Von den neuern Werken, welche die Erd- und Staatenkunde lexikographisch behandelt haben, gehören hieher: die neue Auflage des soge-

nannten Hübner'schen (von Hübner bloß mit einer Vorrede versehenen) Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicons, Leipz. 1804, 8.; — die neue, von Mannert besorgte, Auflage von Jäger's Zeitungslexicon, (3 Theile, Nürnb. 1805-1811, 8.); die unvollendet gebliebenen größern Werke (in Quart) von Winkopp (bis 4ten Theiles 2te Abthl. Leipz. 1804 ff.), und Ehrmann (bis 4ten Theiles 1ste Abthl., schlecht von Husnadel angefangen, besser von Schorch fortgesetzt, Erfurt 1804, ff.); — und, seit den neuesten politischen Veränderungen: Hassels allgemeines geographisch-statistisches Lexicon (2 Thle, Weimar 1817, 8.), so wie Steins neues geographisch-statistisches Zeitungs-, Post- und Comptoirlexicon, auf 4 Thle berechnet, wovon 1818 und 1819 die beiden ersten Bände erschienen sind. Eine Sammlung der neuen Staatsverfassungen seit dem Jahre 1787 befindet sich in dem Werke; die Constitutionen der europ. Staaten seit den letzten 25 Jahren, 2 Thle, Leipz. 1817, 8. (wo der dritte Theil das Werk beendigen soll). — In tabellarischer Form sind die Hauptgegenstände dieser neuen Verfassungen dargestellt in Rudhart's Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staatsverfassungen über Volksvertretung. München 1818, Fol. — Unter den speciellen Werken über Statistik verdienen genannt zu werden: Stäudlin's kirchliche Geographie und Statistik (2 Thle, Tüb. 1804, 8.). — Norrmann's Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde, Hamb. 1785 ff. 8. (der erste Theil behandelt in 5 Bänden Deutschland, der zweite in 4 Bänden die Schweiz); — Canzler, tableau de l'Electorat de Saxe; Dresd. 1786, 4; — Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht rc. (4 Thle, Frkf. 1813 8.); — Herbin und Peuchet, Statistique de la France, 7 Thle (Paris 1803, 8.); — Colquhoun, a treatise on the wealth, power and resources of the british Empire (Lond. 1814, 4., Deutsch von Fick, 2 Thle, Nürnb. 1815, 4.); — dann über Rußland Wichmann und Hassel; über die Türkei von Hammer und Lindner; über Oesterreich Bisinger, Hassel, Demian, André; über Ungarn Schwartner; über Preußen Mirabeau, Krug, Demian, Stein; über Dänemark Thaarup; über Sachsen Pölitz rc. Unter den Wörterbüchern in historisch-statistischer Hinsicht über einzelne europäische Staaten, zeichnen sich aus die von Crusius über Oesterreich, von Krug über Preußen, von Kolb über Baden, von Schumann über Sachsen rc. — Eine vergleichende Darstellung der Umbildung Europens seit den letzten 30 Jahren enthält: Europa, nach s. politisch-geographischen Veränderungen, seit dem Ausbruche der franz. Revolution bis zum Schlusse des wiener Congresses, 3 Lieferungen (Weimar 1807, 11 und 16. Fol.). — Ueber den hohen Werth der Statistik und ihren wichtigen Einfluß auf die innere Staatsverwaltung der Länder ist nur eine Stimme; denn Speculationen der Theorie, Raisonnements und Systeme können ohne die Fackel der Erfahrung keine zuverlässigen, brauchbaren Resultate liefern. Man muß nothwendig ins Detail gehen und Thatsachen sammeln, will man nicht auf Irrwege gerathen, und nie wird man dahin gelangen können, für die verschiedenen Verwaltungszweige im Staate einen sichern Führer zu haben, so lange es noch an ächten Notizen über die Beschaffenheit und Cultur des Bodens, den Gewerbfleiß der Einwohner und den

Gang ihres Handels fehlt. Allein in Ansehung der Mittel, zu den gleichen Notizen zu gelangen, haben die Regierungen in den meisten Fällen Fehlgriffe gethan; denn, um den Zustand oder die Kräfte des Landes genau zu kennen, hielten sie es für hinreichend, das Materielle, was sich zählen und verzeichnen ließ, auszumitteln. Gesetzt indessen, dieß Materielle hätte sich noch so genau ausmitteln lassen, was übrigens fast immer eine Unmöglichkeit ist; so gibt es zugleich in den Staaten und unter den Völkern ein Capital von geistiger und moralischer Kraft, das sich in der Wirklichkeit verkündigt, ohne daß man es in Zahlen auszudrücken und in Worten auszuprägen vermag. Es war daher ein Wahn engherziger Politiker, wenn man sich rühmte, den Staat auf einem Kartenblatte zu übersehen. Daß aber die materiellen Staatskräfte, ohne Berücksichtigung des geistigen Lebens im Innern der Völker, nicht ausreichen; daß es vielmehr darauf ankommt, wie sie genuzt werden; daß die wahren Staatskräfte daher geistig, nicht materiell sind; daß zwar diesen eine gewisse materielle Masse zu Gebot stehen müsse; daß sich aber schlechterdings hier kein Zahlenverhältniß bestimmen lasse; daß es also ein eitler Wahn sey, zu glauben, mit den materiellen Kräften wachse die Kraft eines Staats überhaupt in gleichem Verhältnisse, — dieß wurde vergessen; freilich nicht so vergessen, daß nicht einzelne bessere Köpfe es empfunden und gesagt haben sollten; aber, was unendlich schlimmer ist, und worauf hier Alles ankommt, es wurde praktisch vergessen; denn alles Streben und Trachten der Politik ging nur dahin, die materiellen Kräfte zu vermehren, nicht die freie geistige Bildung zu befördern, wodurch allein jene lebendig werden. Die ganze neuere Geschichte liefert den Commentar dazu. Nicht zu leugnen aber ist es, daß es hier die Statistiker waren, die den Praktikern in die Hände arbeiteten, die auf diesem Wege endlich dazu beigetragen haben, die praktische Politik zu verderben. Indem sie den Cabinetten den vermeinten Gewinn oder Verlust an Quadratmeilen, an Menschen und Vieh vorrechneten, giugen diese Grundsätze in die praktische Staatskunst über, und das ganze, unter dem Namen des Acquisitions- und Arrondirungssystems berüchtigte, System der neuern Politik erhielt dadurch seine Ausbildung. Wenn aber jeder Staat etwas Edleres als Maschine ist, wenn er eine moralische Person bildet, die ihre Grundsätze, ihre Handelsweise, überhaupt ihre eigene individuelle Existenz hat, die bei jedem anders ist und seyn muß; so gehört zur Kunde eines Staats etwas mehr und etwas Höheres, als die gewöhnlichen Tabellenstatistiker darunter zu bezeichnen pflegen, und deßhalb haben wir das Wesen der Statistik in die vollendete Auffassung und Darstellung des innern und des äußern politischen Lebens der Völker, Staaten und Reiche des Erdbodens, nach allen weiter oben aufgestellten Bedingungen, gesetzt. — Q.

Statius (Publius Papinius), ein ausgezeichneter römischer Dichter, geboren zu Neapel entweder um das Jahr 80, oder um das Jahr 61 nach Christi Geburt, kam früh nach Rom, und gewann in den poetischen Wettstreiten dreimal den Preis. Der Kaiser Domitian schenkte ihm eine goldene Krone zur Belohnung seines dichterischen Talents, und war ihm überhaupt sehr günstig. Da er aber für seine Thebaide nicht den Preis erhielt, begab er sich aus Verdruß auf sein Landgut bei Neapel, wo er im 35sten Jahre seines Alters starb. Wir besitzen von ihm noch 1. die Thebaide, ein episches Gedicht, worin er die Eroberung Thebens besingt, und wobei er wahrscheinlich

ein verlorenes Gedicht des Griechen Antimachus vor Augen hatte; 2. die Achilleis, von den Begebenheiten vor dem trojanischen Kriege, zwei Gesänge. Dies Gedicht ist unvollendet und nach einem fehlerhaften Plan, da es durchaus an einer Haupthandlung darin fehlt, und das ganze Leben Achills darin besungen werden sollte. In beiden Gedichten herrscht große, aber nicht immer gut angebrachte Belesenheit. Der Ausdruck ist schön, zuweilen jedoch schwülstig, dunkel und gezwungen, und größtentheils von Virgil entlehnt. 3. Silvae (Wälder) oder vermischte Gedichte in 5 Büchern, theils Gelegenheitsgedichte, theils mitunter gut gelungene Spiele der Phantasie und mancherlei Einfälle. Statii Opera ex ed. Caspari Barthii, Cygn. 1664, 4. Vol. 4. accuratissime illustrat. a J. Veenhusen, Lugd. Bat. 1671, 8. Neueste kritische Ausgabe von Hand.

Statif nennt man ein gewöhnlich dreibeiniges Gestelle von Holz, das aus einander genommen und festgestellt werden kann, und zur Unterlage eines Meßtisches, Scheibeninstruments, Astrolabiums und jedes andern großen Meßinstruments zu Land- und Himmelsbeobachtungen dient. Die drei Beine des Statifs sind gemeiniglich mittelst Lappenschrauben an ein cylinderförmiges Stück befestigt, daß eine Kugel von Messing in sich schließt, auf welche die Fortsetzung des Meßtisches geschraubt ist. An dem obern Theile des Meßtisches befindet sich eine Schraube ohne Ende, wodurch dem Aufsatze eine sanfte cirkelförmige Bewegung ertheilt wird. Beim Fortbringen des Statifs wird selbiges mittelst Oeffnung der drei Lappenschrauben zusammengelegt. P. S.

Statthalter ist überhaupt derjenige, welcher, statt eines Höhern, einem Orte oder Lande vorsteht, und die Geschäfte besorgt. Insbesondere aber wurde in der Republik der vereinigten Niederlande der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht Statthalter (holländisch Stadhouder) genannt. Diese eigentlich nach obiger Erklärung unpassende Benennung kam von der burgundischen und spanischen Herrschaft her, unter welcher die gesammten Niederlande von einem allgemeinen, oder Oberstatthalter, und die einzelnen Provinzen durch besondere Statthalter regiert wurden. Die Republik der vereinigten Niederlande behielt die Statthalterschaft bei, theils aus Dankbarkeit gegen das Haus Nassau-Oranien, theils und besonders auch um das Volk, das an eine statthalterische Regierung gewöhnt war, besser in Gehorsam zu erhalten, welches die Stände oder Staaten, da ihre Gewalt noch neu und unbefestigt war, nicht konnten. König Philipp II. hatte, als er die Niederlande verließ, dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien die Statthalterschaft über Holland, Seeland und Utrecht aufgetragen, allein als der Herzog von Alba mit den spanischen Truppen 1567 nach den Niederlanden kam, um hier die catholische Religion durch Feuer und Schwert auszubreiten, ging Wilhelm nach Deutschland, um sich der drohenden Gefahr zu entziehen. Da man ihn aber abwesend gerichtlich verfolgte, ergriff er die Waffen, und suchte die Niederlande von der Tyrannei des Herzogs von Alba zu befreien. Der erste Versuch mißlang, und erst nach der Einnahme der Stadt Briel (1572) durch die Wasser-Geusen (s. Geusen) begann ein besseres Glück, weil hierauf die meisten Städte Hollands und Seelands sich mit dem Prinzen gegen die Spanier verbanden; und er wurde nun wieder als königlicher Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Zwei Jahre nachher trugen ihm die beiden erstern Provinzen unter dem Titel eines Haupts und höchster Obrigkeit

während des Krieges die Regierung auf. Diese Regierung war aber sehr ungewiß und wankend; denn die landesherrlichen Verordnungen wurden bald im Namen des Königs von Spanien, bald im Namen der Ritterschaft und der Städte, bald des Prinzen von Oranien und der Ritterschaft und Städte, bald wieder des Prinzen allein erlassen. Diese Unbeständigkeit dauerte selbst nach der utrechtischen Vereinigung bis zur Absetzung des Königs von Spanien von seiner Herrschaft über die Niederlande fort. Denn hierauf ward die dem Prinzen schon vormals aufgetragene Regierung (1582) ohne Einschränkung erneuert, und die öffentlichen Befehle und Verordnungen ergingen allein in seinem Namen. Endlich wollten ihm Holland und Seeland die förmliche Oberherrschaft übertragen, als er, wie man ihm eben huldigen wollte, auf Anstiften der Spanier meuchelmörderisch 1584 erschossen wurde. Nach Wilhelms Tode erklärten die Generalstaaten den Grafen von Leicester, welchen die Königin Elisabeth von England ihnen mit einigen Truppen zur Hülfe gegen Spanien geschickt hatte, zu ihrem Oberstatthalter. Die Staaten von Holland und Seeland hatten jedoch dem Prinzen Moriz, zweitem Sohn des ermordeten Prinzen von Oranien, die besondere Statthalterschaft über ihre Provinzen gegeben, und dieser war der erste Statthalter, den die Staaten der besondern Landschaften bestellt haben. Als der Graf von Leicester seine Statthalterschaft niedergelegt hatte, ward Moriz auch 1590 von Geldern, Utrecht und Oberyssel zum Statthalter gewählt. Ihm folgte nachmals sein Bruder Friedrich Heinrich und dessen Sohn Wilhelm II. in der Statthalterschaft über die gedachten fünf Provinzen. Der Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, ein Sohn des Grafen von Nassau-Dillenburg, des jüngern Bruders von Wilhelm I., war Statthalter von Friesland, und wurde es später auch von Gröningen. Ihm folgte, nach seinem Tode in Friesland sein Bruder Ernst Casimir, Graf von Nassau-Dietz; allein Gröningen und die Landschaft Drenthe wählten den Prinzen Moriz, so daß nun die Statthalterschaft über sechs Provinzen in seinen Händen war. Nach seinem Tode wurde aber der Graf Ernst Casimir auch von Gröningen und Drenthe gewählt. Ihm folgte als Statthalter in Friesland und Gröningen sein Sohn Heinrich Casimir, nach dessen Ableben der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien die Statthalterschaft über diese Provinzen mit der über Holland, Seeland, Utrecht, Oberyssel und Geldern, welche er bereits besaß, zwar zu vereinigen strebte; allein er erhielt nur die von Groningen, worin ihm auch sein Sohn Wilhelm II. folgte. In Friesland ward aber des Grafen Heinrich Casimirs Bruder, Wilhelm Friedrich, Statthalter, und nach des Prinzen von Oranien, Wilhelms II., frühzeitigem Tode, wählten ihn auch die Staaten von Gröningen dazu. Die Statthalterschaft über diese beiden Landschaften blieb nachher fortwährend bei der männlichen Nachkommenschaft Wilhelm Friedrichs. In den fünf andern Provinzen, Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Oberyssel ward sie nach Wilhelms II. Tode nicht wieder besetzt. Er hatte sich durch die Streitigkeiten mit den Staaten Hollands viele Feinde gemacht, und durch die Künste des damaligen holl. Rathspensionärs Johann de Witt wurde sein Sohn Wilhelm III. erst durch die 1654 von der Provinz Holland an O. Cromwell, Protector von England, ausgestellte Ausschließungsurkunde und hernach 1667 durch das s. g. ewige Edict von der Statthalterschaft ganz ausgeschlossen. Als aber 1672 Ludwig XIV. die vereinigten Staaten angriff, wurden die Obrigkeiten in den holländischen Städ-

ten durch die Empörungen des Volks gezwungen, das ewige Edict aufzuheben und den Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter zu erklären. In Seeland, Geldern, Utrecht und Oberyssel erfolgte bald dasselbe, und in diesen fünf Provinzen wurde für Wilhelms III. männliche Nachkommen die Statthalterschaft erblich gemacht. Er behielt sie auch, nachdem er 1688 König von England geworden war. Als Wilhelm III. 1702 kinderlos starb, blieb in den fünf Provinzen die Statthalterschaft viele Jahre lang unbesetzt, bis 1722 Wilhelm Carl Heinrich Friso (ein Sohn von Johann Wilhelm Friso, Fürsten von Nassau und Oranien, und Statthalter von Friesland und Gröningen) von der Provinz Geldern zum Statthalter erwählt wurde. Die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und Oberyssel blieben in ihrer bisherigen Verfassung, bis 1747 Frankreich die Generalitätslande angriff. Nun wurden durch einen allgemeinen Volksaufstand, erst in Seeland, darauf in Holland, die Staaten dieser Landschaften gezwungen, den gedachten Prinzen Wilhelm Carl Heinrich Friso zum Statthalter zu ernennen, welches bald nachher auch in Friesland und Oberyssel geschah. Wilhelm IV. war also der erste, der die Statthalterschaft über alle sieben Provinzen führte. Sie ward in der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft für erblich erklärt; doch wurden Könige und Churfürsten, so wie alle sich nicht zur reformirten Kirche Bekennende, sie mochten männliche oder weibliche Nachkömmlinge seyn, ausgeschlossen. Im Fall, daß die Statthalterschaft einem Minderjährigen zufiele, sollte dessen Mutter, unter dem Titel Gouvernantin, so lange sie Witwe wäre, und sich in den vereinigten Staaten aufhielte, die Statthalterschaft führen, und berechtigt seyn, auf den Fall eines Krieges den Staaten einen Feldherrn vorzuschlagen. In Ermangelung der Mutter sollten die Staaten das Recht haben, in Hinsicht der Vormundschaft zu verfügen. Wilhelm IV. starb 1757, und ihm folgte sein dreijähriger Sohn Wilhelm V. unter Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter Georgs II. von England, die noch am Todestage ihres Gemahls die Stelle einer Gouvernantin übernahm. Sie starb aber schon 1759, und der Prinz Ludwig von Braunschweig, seit 1750 Generalfeldmarschall in holländischen Diensten, wurde zum Vormunde des jungen Prinzen bestellt, der 1766 in seinem 18ten Jahre die Verwaltung seiner Aemter selbst übernahm. Die Gewalt des Statthalters war nicht in allen Provinzen gleich, weil er von jeder seine Würden besonders, und damit mehrere oder wenigere Rechte erhielt. Mit der allgemeinen oder Generalstatthalterschaft war die Würde eines Generalcapitains und Admirals des vereinigten Staats verbunden, und seine Gewalt bestand in Ausübung gewisser hoher Rechte, 1. in Staats- und Regierungssachen, und 2. über die Land- und Seemacht. In Hinsicht der erstern konnte er aus einer von den Staaten einer Landschaft vorgeschlagenen Anzahl von Personen die Vorsitzer der Gerichtshöfe und anderer Collegien, und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, nach Umständen ab- und andere wieder einsetzen. Dies Recht übte er vorzüglich in den Provinzen Utrecht, Geldern und Oberyssel, weil sie 1672 wegen des geringen Widerstandes gegen die Franzosen aus der Union gestoßen, und 1674 nur unter der Bedingung wieder aufgenommen waren, daß die Stadtmagistrate von dem Statthalter bestellt werden sollten. In Holland hatte er das Recht, durch Empfehlungen auf die Besetzung der Magistratsstellen zu wirken. Als Statthalter hatte er in den General- und Provinzialstaaten den Vorsitz,

und durch seine berathende Stimme großen Einfluß auf die Gesetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meisten, das Allgemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Missethäter keine Mordthaten oder andere große Verbrechen begangen hatten. Vermöge der utrechtschen Vereinigung war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen unter einander. Seine Obliegenheiten dagegen waren, die Rechte und Freiheiten der Landschaften und Städte zu vertheidigen, die Gesetze und Verordnungen der Staaten zur Vollstreckung zu bringen, und Ordnung und Ruhe in den Provinzen zu erhalten. Die Kriegsmacht stand unter ihm und seinen Befehlen; denn als Generalcapitain war er oberster Feldherr der Truppen, die ihm eben sowohl als den allgemeinen und besondern Staaten Treue schwören mußten. Er ernannte die Offiziere bis zum Obersten und aus einem Vorschlage auch die Befehlshaber in den Festungen. An der Spitze des Heeres konnte er oft allein die Generale ernennen. Aber er durfte keinen Feldzug, noch andere Kriegshandlungen ohne Genehmigung der Generalstaaten unternehmen, und diese schickten zuweilen Abgeordnete oder Felddeputirte zu dem Kriegsheere, ohne deren Zustimmung nichts geschehen durfte. Doch konnte er die Verlegung der Truppen in den Provinzen und Festungen überall nach eigenem Belieben verfügen. Als General-Admiral gebot er über die Seemacht des Staats, und hatte den Vorsitz in den Admiralitätscollegien, wo er seine Stellvertreter ernannte, und viele zum Seedienste gehörige Bedienungen vergab. Ihm gehörte der zehnte Theil der zur See gemachten Beute, welches in vorigen Zeiten ein Großes betrug. Diese wichtigen, in mancher Hinsicht den landesherrlichen Befugnissen gleichkommenden Rechte wurden 1747 bei Einführung der Generalerbstatthalterschaft noch vermehrt. Wilhelm IV. wurde von den allgemeinen Staaten 1748 auch zum Generalcapitain und Admiral über die Generalitätslande ernannt. Die ostindische Gesellschaft erwählte ihn zu ihrem Obervorsteher, welches nie ein Statthalter vor ihm gewesen war, und die westindische that bald ein Gleiches. Dies gab ihm in beiden ein großes Ansehen, und hierdurch stieg die statthalterische Gewalt weit höher als jemals. Seine Einkünfte flossen aus vielen Quellen, waren äußerst beträchtlich, und sein Hofstaat hatte königlichen Glanz. In dem Kriege, den Frankreich vom 1778 an wider England führte, und in welchen die Republik der vereinigten Niederlande mit verwickelt wurde, entstand großes Mißvergnügen gegen Wilhelm V., den viele beschuldigten, daß er die holländische Seehandlung wider die Gewaltthätigkeiten der Engländer nicht ernstlich schützen wollte, und daß er selbst während des Krieges die Seemacht der Republik nicht wirksam gebraucht, und die Unthätigkeit derselben zum Theil bewirkt und befördert habe. Die Partei, welche ihm entgegen war, und theils aus Kaufleuten, theils aus Magistratspersonen bestand, hatte es auf Einschränkung der statthalterischen Gewalt angelegt. Da Wilhelm V. eine Nichte Friedrichs des Großen zur Gemahlin hatte, so nahm sich der berliner Hof der Rechte des Statthalters mit größtem Eifer an, und der preußische Gesandte im Haag mußte nachdrückliche Vorstellungen gegen die Schmälerung jener Rechte thun. Dessen ungeachtet nahmen die Stände dem Statthalter das Commando im Haag und suspendirten ihn in der Eigenschaft als Generalcapitain. Endlich ward durch das Einrücken preußischer Truppen der Streit zum Vortheil des Statthalters entschieden. Er bekam alle Rechte und Vorzüge wieder, die man ihm genommen hatte,

und die Macht, in den Regierungen der holländischen Städte solche Aenderungen zu machen, die ihm die Stimmenmehrheit sicherten. Auch wurde 1788 die Statthalterschaft im weitesten Umfange ihrer Vorrechte für einen wesentlichen Theil von der Staatsverfassung jeder einzelnen Provinz und des ganzen Staats der vereinigten Niederlande erklärt. Der Statthalter und seine Gemahlin benutzten die auf solche Weise erhaltene Ueberlegenheit in vollem Maße, und erklärten die angesehensten Männer der Gegenpartei, welche sich Patrioten nannten, aller Staatsämter für unfähig. Darüber entstanden Auswanderungen und Misvergnügen bei den Zurückbleibenden über die Lage der Dinge. Frankreich benutzte diese Umstände zur Zeit seiner Revolution. Es erklärte den Krieg nicht gegen die Republik, sondern gegen den Statthalter; und im J. 1794 wurde Holland nach geringem Widerstande von den Franzosen unter Pichegru eingenommen, und die Würde des Generalerbstatthalters für immer aufgehoben. Der Erbstatthalter erhielt durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 in Deutschland Entschädigungen, verlor aber auch diese durch den Krieg von 1806 und 7, und lebte im Privatstande, bis er 1813 zurückgerufen ward, worauf er nach den Beschlüssen des wiener Congresses den Königstitel annahm. (Vergl. die Art. Nassau und Niederlande.)

Statue (von dem lateinischen Statua, wörtlich Standbild), Bildsäule, ist die durch Kunst in irgend einer Masse ausgebildete volle Gestalt, vornehmlich wenn sie stehend dargestellt wird, weil dies die freieste Ansicht der Gestalt gibt. Die Statue ist der Mittelpunkt der Bildnerei oder Plastik; denn die Gestalt lebendiger Wesen ist der höchste, ideenreichste und ausdrucksvollste Gegenstand der sichtbaren Dinge, welche ohne Farbe darstellbar sind. Vorzüglich aber ist es die Menschengestalt, die Blüthe der Schöpfung, das Bild der Freiheit, deren Umrisse der Bildner in den mannichfaltigsten Charakteren im ganzen Körper darstellt, und die Statue ist als Werk der schönen Kunst das einfachste und erhabenste Kunstwerk zugleich. Sie wirkt durch die reine Form, und die Farbe ist ihr außerwesentlich. In diese Form legt sie den geistigen Ausdruck der Idee, und gibt so der Masse den Schein des höhern Lebens. Was die Erfindung dieser Idee anlangt, so unterscheidet man die Idealstatue und die Porträtstatue (Statua iconica, ikonische Statue bei den Griechen und Römern, welches zugleich eine Statue in natürlicher Größe bedeutet). Die erstere steht in der Erfindung höher, und am höchsten, wenn sie wie in dem griechischen Alterthum höhere göttliche Wesen versinnbildet. Letztere haben die Eigenschaften jedes Porträts (s. d. Art.), in so fern es nicht auf Farbendarstellung beschränkt ist. In Griechenland erhielten dergleichen die dreimaligen Sieger in den olympischen Spielen; die ersten Porträtstatuen aber scheinen zu Athen dem Harmodius und Aristogiton, den Rächern der Freiheit und Mördern der Pisistratiden, gesetzt worden zu seyn. In der ersten Zeit scheint es nur Götterstatuen gegeben zu haben; so wie dagegen in der letztern Zeit und noch mehr zur Zeit des Verfalls der römischen Republik, als Schmeichelei und Sklaverei eindrangen, eine unendliche Menge Porträtstatuen, man erinnere sich des Demetrius Phalereus. Die Götter und Fürsten wurden früher der Idee, welche sie darstellten, gemäß in einer, die natürliche Lebensgröße weit übersteigenden Größe (colossal) gebildet, so wie überhaupt im Alterthum die verschiedene Größe der Statuen symbolische Bedeutung hatte. Auch färbte man

früherhin die Bildsäulen allgemeiner. In Hinsicht der Bekleidung nannten die Römer die in den griechischen Gewändern statuas palliatas, die in den römischen togatas u. s. w. In Hinsicht ihrer äußern Stellung unterschied man pedestres (stehende), sedentes (sitzende), equestres (Reiterstatuen), und fahrende (curules und zwar bigatae, quadrigatae), wie viele Gottheiten und triumphirende Feldherren vorgestellt wurden. In der Reinheit der bildenden Kunst liegt auch die Darstellung des Nackten, welches bei verderbter Cultur den kunstreichen Gewändern weicht. Doch hängt auch hier viel von nationaler Sitte ab (s. d. Art. Plastisch und Bildnerei). So ging auch die bildende Kunst von einzelnen Statuen zu ganzen Gruppen fort, die jedoch in dem Wesen der Darstellung nichts verändern und die in einander verschlungenen Figuren ausgenommen (symplegmata genannt, wie bei Vorstellung von Ringern) meistentheils auch selbstständig eine vollkommene Anschauung gewähren. Die Alten besaßen auch eine große Geschicklichkeit darin, ihre Statuen mit Wirkung aufzustellen, und verzierten oft die Giebel der Tempel mit Statuen und Statuengruppen. Ueber die Massen, aus welchen Statuen gearbeitet werden, und die Arbeit selbst s. d. Art. Plastik und Bildhauerei. Jetzt nennt man gewöhnlich nur eine in harten Massen gegossene oder gehauene Figur Statue. Die berühmtesten Statuen sind unter dem Art. Bildnerei, Bildhauer der Griechen, Römer und der Neuern und Plastik in geschichtlicher Folge aufgeführt. Ueber Beiwerke siehe diesen Artikel.

Statut heißt dasjenige Gesetz, welches ein Ort oder eine bürgerliche Gesellschaft sich selbst zur Beobachtung vorgeschrieben hat. Besonders gehören die Stadtrechte oder die Statuten einer Stadt hieher, welche bisweilen auch Willkür genannt werden. Das älteste deutsche Stadtrecht ist das soestische, welches schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts in lateinischer Sprache gemacht wurde. Auch das lübische (oder lübeckische), hamburgische u. a. Statuten sind sehr berühmt und oft von andern Städten angenommen, die jenen nicht unterworfen waren. Solche Statuten bestimmen gewöhnlich einzelne Rechte, in wie fern sie von den gemeinen abgehen, z. B. das lübeckische über die eheliche Gütergemeinschaft, die leipziger Statuten in Ansehung der Gerade, und sie verlieren, wenn sie vom Landesherrn bestätigt worden sind, auch keinesweges ihre verbindliche Kraft durch neue entgegenstehende Landesgesetze, wofern nicht diese ausdrücklich das Statut aufheben. Noch ist zu bemerken, daß die Rechte derjenigen Einwohner einer Stadt, welche von der Gerichtsbarkeit derselben ausgenommen sind, nicht nach den Statuten, sondern nach den Vorschriften des gemeinen Rechts beurtheilt werden müssen. — Statutarisch heißt demnach dasjenige, was zufolge der Statuten eines Orts oder einer bürgerlichen Gesellschaft gesetz- und verfassungsmäßig ist.

Stau. Es sind, in dem Art. Ebbe und Fluth, die merkwürdigen, diese Erscheinung begleitenden Umstände erklärt worden. Wenn das Meer hierbei nun seinen höchsten oder niedrigsten Stand erreicht hat, so verharrt es eine kurze Zeit darin, ehe es wieder merklich zu fallen oder zu steigen anfängt, und dieser Zustand scheinbaren Stillstehens wird Stau genannt.

Staubgefäße sind die männlichen Befruchtungswerkzeuge in den Blüthen der Pflanzen (s. Blume). Sie bestehen aus den Staubfäden und den Staubbeuteln oder Antheren. Jenes sind dickere oder

bännere, längere oder kürzere Körperchen, die den Staubbeuteln zu Trägern dienen. Diese letztern enthalten die anscheinend staubartige Materie, welche zur Befruchtung dient und unter dem Namen Saamenstaub bekannt ist. (S. Befruchtung.)

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton (Sir George Leonard), Baronet von Irland, war geboren zu Galway in Irland von nicht eben vermögenden Aeltern und kam frühe nach Montpellier, wo er Medicin studirte. Nach vollendeten Studien nahm er den Doctorgrad an und ging nach London, wo er mehrere schriftstellerische Arbeiten übernahm, unter andern eine Uebersetzung einiger Schriften des berühmten wiener Arztes Stärk, eine Vergleichung der englischen und französischen Literatur für das Journal étranger u. s. w. Um das Jahr 1762 erhielt er eine Einladung nach Westindien, wo er sich als Arzt ein ansehnliches Vermögen erwarb. Lord Macartney, Gouverneur der Insel Granada, der ihn kennen lernte, machte ihn zu seinem Secretär. In diesem Posten lernte Staunton die Gerichtsverfassung genau kennen und wurde Generalfiscal. Als Macartney die Statthalterschaft von Madras übernahm, folgte er diesem als Secretär auch dorthin. Hier zeigte er sich in vielen schwierigen Fällen als einen sehr geschickten Geschäftsmann, besonders bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib. Eben so zeigte er eine seltene Unerschrockenheit bei der Gefangennehmung des Generals Stuart, die er ohne Blutvergießen ausführte. Als Staunton aus Ostindien nach England zurückkam, sah er sich für seine geleisteten Dienste von der ostindischen Gesellschaft mit einem Jahrgehalte von 500 Pfund, von dem Könige mit dem Titel eines Baronets von Irland und von der Universität Oxfort mit der Würde eines Doctors der Rechte belohnt. Von neuem ward er Macartney's Gefährte, als dieser 1792 zum Gesandten nach China bestimmt wurde. Er wurde nicht nur zum Legationssecretär ernannt, sondern erhielt zugleich, um nöthigen Falls die Stelle des Lords vertreten zu können, den Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers. Diese Gesandtschaftsreise verfehlte in der Hauptsache ihren Zweck (s. Macartney). Nach seiner Rückkehr begann Staunton aus den Papieren Macartney's, seinen eigenen Bemerkungen und den Tagebüchern und Beobachtungen des Commandeurs der Expedition, Sir E. Gower, und der Gelehrten und übrigen Begleiter des zahlreichen Gefolges eine Beschreibung dieser Reise, die mit vielen trefflichen Karten und Kupfern ausgestattet und einem dem innern Werth angemessenen äußern Aufwande ausgeführt dem Publicum übergeben wurde, unter dem Titel: An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China, Lond. 1797, Vol. II. 4., und ein Folioband Karten und Kupfer (deutsch von Hüttner, Zürich 1798, 2 Bde. 8.). Großen Antheil an diesem Werke hatte der Gelehrte Barrow. — Staunton starb zu London den 12. Jan. 1801.

Steatit, s. Speckstein.

Stechheber, ein gläsernes Gefäß, das einen birnförmigen Bauch hat und oben in eine kürzere, unten in eine längere Röhre endigt; letztere hat eine sehr enge Oeffnung. Man bedient sich desselben, um z. B. Wein aus einem Fasse zu schöpfen. Zu diesem Ende steckt man den Heber mit dem untern Ende in das Spundloch. Der Wein tritt jetzt so hoch in den Heber, wie er im Fasse steht; soll er noch höher steigen, so braucht man nur durch Saugen die Luft in

dem obern Theile des Hebers zu verdünnen. Verschließt man nun die obere Oeffnung mit dem Daumen luftdicht, so kann man den gefüllten Heber aus dem Fasse ziehn, und der Wein wird nicht eher herausfließen, als bis man den Daumen hinwegzieht. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Drucke der äußern Luft.

Stedinger, oder Stetländer, hieß eine aus Friesland stammende Völkerschaft im heutigen Oldenburg und Delmenhorst, die sowohl über den Druck ihrer weltlichen Herren, welche auf ihren Kirchfahrten ihre Weiber und Töchter raubten, als auch über die Habsucht der Geistlichen empört, im 12. und 13. Jahrh. in aufrührerische Unternehmungen ausbrach. Da die Stedinger als Seeleute häufig an die Küsten von Holland und Frankreich kamen, mochten sie wohl auch freiere Begriffe von den Verderbnissen des Priesterthums und Gottesdienstes mit nach Hause bringen, daher sie mit den Albigensern verglichen und verwechselt, ja selbst Albigenser genannt wurden (s. d. Art. Secten). Von den Erzbischöfen von Bremen wurden sie seit dem Ende des 12. Jahrhunderts als hartnäckige Ketzer verfolgt, weil sie den Zehnten verweigerten. Der Papst Gregor IX. verhängte 1232 das Interdict wider sie und der Erzbischof Gerhard II. von Bremen überzog sie mit einem Kreuzkriege, worin sie 1234 bei Tausenden getödtet, ihre Gefangenen verbrannt, ihre Wohnsitze mittelst durchstochner Deiche überschwemmt oder durch Brand und Raub verwüstet wurden. Die Reste dieses freisinnigen, fast ganz aufgeriebenen Volkes beugten sich 1235 unter ihre Tyrannen. E.

Steele (Sir Richard), ein ausgezeichneter politischer und dramatischer Schriftsteller, wurde zu Dublin 1671 oder 1679 geboren. Er besuchte die Schule zu Charterhouse und trat 1691 in das Morton Collegium zu Orford. Von seinem akademischen Leben weiß man nichts, als daß er dort eine Komödie schrieb, die er aber auf den Rath eines seiner Mitstudenten vernünftiger Weise verbrannte. Nachher verließ er die Universität, und trat als Freiwilliger unter die Leibgarde zu Pferde. Sein offener und großherziger Charakter erwarb ihm Freunde, und verschaffte ihm eine Fähndrichstelle bei der Garde. Da er nicht Kraft genug fühlte, den Versuchungen seines Alters und seiner Lage zu widerstehen, so schrieb er einen kleinen Aufsatz zu seiner eigenen Ermahnung „der christliche Held;“ und um noch mehr sich dadurch vor Ausschweifungen zu schützen, ließ er ihn drucken. Die Ernsthaftigkeit dieses Werks setzte ihn manchen Spöttereien seiner Cameraden aus, besonders da er wohl durch seine Sitten nicht dem Inhalte seiner Schrift entsprach. Er hielt es daher, wie er sagt, für gut, als Lustspieldichter aufzutreten, um dadurch seinem Charakter einen heitern Anstrich zu geben. Es erschien auch in gedachtem Jahre das „Begräbniß, oder Kummer nach der Mode“ (Funeral, or Grief à la Mode). Dies Stück machte Glück, und wird noch jetzt auf den englischen Bühnen gegeben. Addisons Empfehlungen an die Lords Halifar und Sunderland verschafften ihm zu Anfange der Regierung der Königin Anna einen Posten als Zeitungsschreiber, ein erniedrigendes Pertinenzstück des Ministeriums. Steele's Lustspiel: der zärtliche Ehemann, wurde 1704 mit großem Beifall gegeben. 1709 begann er unter dem Titel: „der Plauderer (Tatler) von Sir John Bickerstaff Esquire“ (s. Swift), eine Zeitschrift, welche noch mehr als seine frühern Werke ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Schriftstellern der englischen Literatur verschaffte. Sein Hauptbestreben war, durch dieses Blatt die Sitten und Gebräuche der Na-

tion zu verbessern, die Modethorheiten und Laster jeder Art lächerlich und verächtlich zu machen, und über öffentliche Gegenstände richtige und großherzige Gesinnungen zu verbreiten. Dieses Zeitblatt wurde allgemein bekannt, und da er es in politischer Hinsicht mit den Machthabern hielt, so bekam Steele zur Belohnung eine Anstellung als Commissionär des Stempelpapiers, welche er nach Entlassung der Minister, die sie ertheilt hatten, behielt. 1711 folgte dem Plauderer der noch berühmter gewordene „Zuschauer," dem ein reiferer Plan zum Grunde lag, wonach alle politischen Tagesereignisse daraus verbannt waren, und an welchem Addison und andere ausgezeichnete Schriftsteller einen beständigern Antheil nahmen, obgleich Steele ferner den Marktplatz füllen half. Als der Zuschauer endigte, ward der „Aufseher" (Guardian) begonnen, und eine Zeit lang in demselben Geiste fortgesetzt; allein Steele war jetzt zu ernstlich mit der Opposition des Ministeriums verbunden, um seine Feder zu zähmen; und jenes Blatt hörte noch in demselben Jahre auf. Er versuchte es nachher mit andern periodischen Werken, aber sie schienen alle dem Parteigeist zu dienen, und sind längst vergessen. Um einen entschiedenen politischen Charakter zu behaupten, verzichtete er auf sein Amt und auf einen Jahraehalt, den er bis dahin erhalten hatte. Er bemühte sich um einen Sitz im Parlament, und ward für den Flecken Stockbridge erwählt. Bald nachher aber wurde er als Verfasser einiger für aufrührerisch und verleumderisch angegebenen Schriften von dem Parlamente ausgeschlossen. Er fing hierauf wieder an, sich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Indessen verbesserten sich durch Georg I. Thronbesteigung, der ihn zum Oberstallmeister zu Hamptoncourt und zum Friedensrichter im Middle-Esser ernannte, seine Verhältnisse. Auch erhielt er die Direction des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Bei dem ersten Parlament unter der neuen Regierung trat er für Borougbridge wieder als Parlamentsglied ins Unterhaus ein, und im April 1715 wurde er bei Ueberreichung einer Adresse zum Ritter ernannt. Für noch wichtigere Dienste erhielt er von Sir Robert Walpole 500 Pfund Sterling, und auf solche Weise ermuthigt, lieferte seine fruchtbare Feder eine Menge politischer Aufsätze, die mit gleichem Eifer die Sache der Partei, welche er ergriffen hatte, sowohl in ihren glücklichen als zweifelhaften Verhältnissen vertheidigten. 1717 wurde er zum Commissarius bei der Auskundschaftung der durch die Empörung in Schottland verwirkten Güter bestellt, und ungeachtet dieses gehässigen Auftrags mit großer Achtung empfangen. Im J. 1721 schrieb er die „gewissenhaften Liebenden," ein Lustspiel, welches viel zur Vergrößerung seines Ruhms und seines Glücks beitrug. Dies Stück wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und war lange das vorzüglichste unter den rührenden Lustspielen der Engländer. Der König schenkte ihm für die Zueignung 500 Pfund Sterling, allein seine beständigen Geldverlegenheiten nöthigten ihn, seine Stelle beim Theater zu verkaufen. Dazu hatte er noch das Unglück, einen Prozeß gegen die Unternehmer des letztern zu verlieren, und jetzt, in Hinsicht auf Vermögen und Gesundheit zu Grunde gerichtet, zog er sich auf sein Landgut in Wales zurück, wo ein Schlagfluß seine Geisteskraft schwächte, und im Sept. 1729 sein Leben endete. Im geselligen Leben wurde er wegen seines freundlichen, zuvorkommenden und offenen Charakters sehr geliebt. Er war ein Mann von Talenten, aber nicht eigentliches Genie. In seinen Schriften herrscht eine lebhafte Phantasie, die sich

über eine Menge mannichfaltiger Gegenstände, aber mit wenig Kraft und Sorgfamkeit, verbreitet. Seine Schreibart und seine Gedankenfolge sind schlaff und incorrect. Er war ein Freund der Tugend, und mahlte sie oft mit den reizendsten und anziehendsten Farben, allein sein Beispiel war keineswegs untadelig.

Steffens (Henrich), ein berühmter Philosoph und Naturforscher, geb. 1773 zu Stavauger in Norwegen, wo sich sein Vater, welcher Districtschirurg in Odstherred war, zur Einrichtung eines Sieghauses befand. 1776 kam sein Vater nach Drontheim, 1779 nach Helsingör. Hier besuchte der Sohn die gelehrte Schule. Da er stille Religiösität und Rednergabe zeigte, wurde er zum Theologen bestimmt. Indeß fing schon jetzt das Studium der Natur an, ihn zu beschäftigen und anzuziehn. 1785 ward sein Vater nach Röskilde und endlich 1787 nach Kopenhagen versetzt. Hier erhielt er zwei Hauslehrer, die aber herzlich schlecht waren. Mehr als ihnen verdankte Steffens der Lectüre und dem eignen Studium. Büffon machte Epoche in seinem Leben. Der Trieb, die Natur zu erforschen, ergriff ihn unwiderstehlich, und er entschied sich für dieses Studium. Im J. 1790 bezog er die Universität. Er kam mit bedeutenden Männern in Verbindung, die seine Studien förderten und seine Lage angenehm machten. Nachdem er sich 1794 von der Gesellschaft für Naturgeschichte hatte prüfen lassen, erhielt er ein Stipendium von 150 Thalern, um eine Sommerreise nach Norwegen zu machen. Hier verlebte er den Sommer in Bergen und faßte im Herbst den verwegenen Entschluß, nach Deutschland zu reisen, den er auch ausführte. In der Mündung der Elbe litt er Schiffbruch und rettete nichts als sein Leben. Höchst abentheuerlich verlebte er den Winter von 1794 — 95 in Hamburg, kehrte dann nach Kopenhagen zurück und begab sich 1796 nach Kiel. Hier änderte sich seine Lage. Hensler und Fabricius nahmen sich seiner auf das liebevollste an. Auf ihren Rath hielt er Vorlesungen über die Naturgeschichte, zugleich gab er Privatunterricht. Sein Hang zur Speculation nahm indeß zu; der Zwiespalt, in den ihn Spinoza mit sich selbst gesetzt, ward endlich durch Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur versöhnt. Er war bereits Doctor, Adjunct der philosophischen Facultät und bekannt als Schriftsteller. Von dem Grafen Schimmelmann durch Stipendien unterstützt, ging Steffens jetzt nach Jena, wo er Schelling fand und den Winter blieb. Dann ging er über Berlin nach Freiberg, wo der große Werner sein Lehrer und Freund ward. Hier schrieb er seine Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde. 1802 reis'te er nach Dänemark zurück. Seine Vorlesungen in Kopenhagen erregten das höchste und allgemeinste Interesse, aber einige bedeutende Personen wurden seine Gegner. Da er seine äußere Thätigkeit dadurch gelähmt sah, folgte er 1804 einem Rufe zu einer Professur in Halle. Hier machte die unglückliche Jenaer Schlacht seiner Wirksamkeit ein Ende. Den Sommer 1807 und den Winter 1808 — 9 verlebte er bei Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck, und kehrte dann nach Halle zurück, wo er nicht ohne Gefahr Antheil an den stillen Unternehmungen der Patrioten in Hessen und Preußen nahm. Vor Ausbruch des Kriegs hatte er in Halle die Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft drucken lassen; nach demselben die geognostisch-geologischen Aufsätze und eine kleine höchst kühne Schrift über die Idee der Universitäten. Von dem Handbuch der Oryktognosie erschien der erste Theil. Im Herbst 1811 kam er nach Breslau. Mit dem lebendigsten Eifer nahm er an der Begeiste-

rung des Volks Theil, als die Stunde der Befreiung erschien. Mit Flammenworten regte er die Studirenden an, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris, worauf er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhielt. Zwei wichtige und gehaltvolle Werke sind seitdem von ihm erschienen: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, und die Karikaturen des Heiligsten, von welchem letztern der 2te Theil noch erwartet wird. — Die Streitigkeiten, in die ihn seine Ansichten vom Turnwesen verwickelt haben, übergehen wir. — Er ist übrigens jetzt ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturlehre zu Breslau.

Steganographie, auch Kryptographie, ist die Kunst, sich auf geheime Weise schriftlich mitzutheilen, Geheimschreiberei. Dies kann geschehen durch besondere, auf Verabredung beruhende Zeichen und Schriftzüge (Chiffern, s. d. Art. Dechiffriren), oder durch ungewöhnlichen und verborgenen Gebrauch der Schreibmaterialien (besondre sympathetische Dinten, die erst durch Anwendung gewisser Mittel sichtbar werden, besondere Zusammenlegung und Zusammensetzung der Gegenstände, auf welche geschrieben wird, oder eine ungewöhnliche Stellung und Anordnung der Schriftzüge selbst) oder durch unbemerkte Mittel der Uebersendung (z. B. dazu abgerichtete Thiere, Brieftauben, Hunde u. s. w.). Die gewöhnlichste Art der Geheimschrift besteht in neuerfundenen Buchstaben, mathematischen Figuren, Zahlen u. s. w., womit ganze Worte, Sylben oder Buchstaben bezeichnet werden, und sie ist um so vorzüglicher, je weniger irgend jemand, der in das Geheimniß nicht eingeweiht ist, sie ohne Schlüssel dechiffriren kann, und je leichter ihr Gebrauch und ihre Erlernung ist. Letzteres ist ein seltner Vorzug der Chiffren, da sie, um Verdacht zu vermeiden, gewöhnlich sehr zusammengesetzt sind, und manches enthalten müssen, was den Forschenden irre führen soll; daher selbst die sogenannten nonvaleurs (nichts bedeutende Zeichen, welche zur Verwirrung des Uneingeweihten festgesetzt werden). Ueber verschiedne Arten der Geheimschriften, z. B. der Multiplications-, Transpositions- und Netzchiffre siehe das weitere in Klübers Kryptographik oder Lehrbuch der Geheimschreibekunst, Tübing. 1809, 8. — Die Steganographie ist sehr alt. Im Orient findet man schon im Alterthum verschiedene Arten; selbst die Hieroglyphen und Bilderschrift war nur Eingeweihten bekannt. In Rom bedienten sich Cäsar und August einer Geheimschrift zu ihrer politischen Correspondenz. Die Römer nannten solche Geheimschrift caecas litteras.

Stehendes Capital (Nationalökonomie), ist derjenige Gütervorrath, welcher, wenn er zur Hervorbringung neuer Güter verwandt wird, noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert, und im Besitze dessen bleibt, der denselben zu diesem Behufe verwandte. Das stehende Capital kann sowohl geistig als sinnlich seyn. Zu dem geistigen ist der bleibende Zusatz zu den bloßen Naturgaben zu rechnen, der sich in den Menschen durch Ausbildung der Talente und Geschicklichkeiten, so wie durch Erlernung von Künsten und Wissenschaften erzeugt. Zu dem sinnlichen Gütervorrath dieser Art gehören die Werkzeuge und Maschinen jeder Gattung, vom Spaten und Pfluge an bis zu dem zusammengesetztesten Kunstwerke; es gehören dazu die Gebäude, sowohl diejenigen, welche selbst gewissermaßen Maschinen und Werkzeuge sind, z. B. Mühlen, Schmieden, Sägen u. s. w., als auch solche, welche zur Aufbewahrung der Werkzeuge oder der Güter dienen, z. B. Waarenlager, Magazine

u. s. w., wie nicht weniger die eigentlichen Wohngebäude der Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute und sonstigen Arbeiter; auch sind dahin zu rechnen alle Mittel zur Fortschaffung der Güter, sowohl in so fern sie der Einzelne besitzt, wie Wagen, Pferde, Schiffe u. s. w., als auch in so fern sie dem Staate gehören, wie z. B. Kunststraßen, Canäle, Häfen u. s. w.; eben so gehören dahin die bleibenden Veränderungen des Grundes und Bodens durch Besserung und Urbarmachung desselben. (S. Capital.) K. M.

Steibelt (Daniel), ein berühmter Virtuos auf dem Pianoforte, und Claviercomponist, geb. zu Berlin 1756, wo sein Vater Clavierinstrumentmacher war. Friedrich Wilhelm hörte von seinen Anlagen zur Musik, und ließ ihn durch den berühmten Kirchberger unterrichten. Sein Clavierspiel ist glänzend, auch improvisirt er sehr glücklich. Seine Compositionen sind gefällig und einschmeichelnd, und besonders für Dilettanten geeignet, aber ohne Tiefe und Originalität, und viele triviale Stellen stören ihre Wirkung. Er bildete sich bald zu einem großen Virtuosen auf den Pianoforte aus, und hielt sich immer in London, Petersburg und Paris auf. Im J. 1799 machte er mit seiner Frau, einer gebornen Engländerin, eine Reise in sein Vaterland und trat in Hamburg, Dresden, Prag und Berlin mit großem Beifall auf, der seinem präcisen fertigen Spiel, nicht seinem, dem deutschen Charakter fremdartigen Betragen galt. Auch schien es ihm nicht in seinem Vaterlande zu gefallen, und er ging daher schon im folgenden Jahre nach Paris zurück, wo er sich auch gegenwärtig noch aufhält. Zu Paris hat er auch ein Ballet Le retour du Zéphyr, und eine Oper Juliette et Romeo mit Beifall gegeben. Letztere soll sehr gute Gesangsstücke enthalten. Von einer andern, La Princesse de Babylon, ist weniger bekannt worden. Auch in London ließ er zwei Ballets (das schöne Milchmädchen und das Urtheil des Paris) aufführen. Die größte Zahl seiner Compositionen besteht in Concerten, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte.

Steifer Wind. Mit diesem Namen belegt der Seemann jeden anhaltenden starken Wind.

Stein. Man versteht unter Steinen alle feste und harte Körper, die aus solchen Theilen zusammengesetzt sind, welche sich in reinem Zustande bloß für sich, nicht wie die Salze im Wasser, noch wie die Erdharze in Oelen auflösen, oder wie Metalle durch den Hammer strecken und ausdehnen lassen. Die Bestandtheile der Steine sind gewisse noch unzerlegte Grunderden. S. Mineralien.

Stein (Joh. Andr.), ein berühmter Orgelbauer und Clavierinstrumentmacher, war zu Heidelsheim in der Pfalz 1728 geboren, und ward Organist an der evangel. Barfüßerkirche in Augsburg. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich ganz mit dem Bau der Orgel und Claviere. Seine Meisterschaft in der Orgelbaukunst zeigte er in dem von ihm erbauten vortrefflichen Werke von 43 Stimmen, welches er für seine Kirche vom J. 1755 bis 1757 verfertigte, wovon eine besondere Beschreibung in der akademischen Kunstzeitung vom J. 1771 (6s Stück) handelt. Im J. 1758 reis'te er nach Paris. Hier kam er auf den Gedanken, die Concertinstrumente durch Verbindung des Fortepianos mit dem Flügel zu vervollkommnen, so daß jedes Instrument seine eigenen Saiten und eigenen Boden behielt. S. Anhang zu Hillers Nachrichten S. 32. Im J. 1766 arbeitete er auch die große Orgel in der catholischen Kreuzkirche in Augs-

burg. Im J. 1770 erfand er die Melodica (s. d. Art.), wovon er selbst eine Beschreibung (Augsburg 1773) bekannt machte. (Siehe auch die Bibliothek der schönen Wissensch. v. J. 1772.) — Durch dieses Instrument wollte er das Spiel der Clavierinstrumente noch mehr vervollkommnen. Er ließ sich auf derselben auch, als er 1773 zum zweiten Male in Frankreich war, vor dem König und dessen Hofe hören. Nachher baute er verschiedene neue Instrumente, z. B. ein clavecin organisé, welches nach Schweden gekommen ist, und ein sogenanntes vis à vis oder Doppelflügel, ferner erfand er eine Saitenharmonica, bestehend aus einem zweifach bezogenen Fortepiano, wobei durch eine hinzugefügte Saite, die mittelst einer elastischen Materie zum Klange gebracht wird (er nannte diese Verrichtung Spinett), das höchste Absterben des Klanges bewirkt werden kann. Er verkaufte dieses Instrument für hundert Louisdor nach Mainz, und erhielt noch außerdem ein Faß Rheinwein zum Geschenk. Außerdem verfertigte er mit seinen Kindern viele hundert Pianofortes welche sich durch ganz Europa verbreiteten. Stein starb zu Augsburg 1792. Seine Kunst wurde fortgepflanzt durch seinen Sohn Andreas Stein und seine Tochter Nanette. Letztere ist an den Instrumentmacher Streicher in Wien verheirathet, und setzt die Fabrikation der Pianofortes in größerer Vollendung fort; auch ist sie eine ausgezeichnete Fortepianospielerin. Ersterer wendete sich seit 1794 ebenfalls nach Wien und bildete die väterliche Kunst allmählich zu großer Vollkommenheit. Seine Fortepiano's sind Instrumente vom ersten Range. Er arbeitet gegenwärtig nicht mehr fabrikmäßig, sondern nur auf Bestellung.

Stein (Carl, Freiherr von). Dieser in der neuesten Geschichte unseres Vaterlandes so berühmt gewordene Minister ist im Oct. 1757 zu Nassau an der Lahn geboren, und stammt aus einem altadeligen Geschlechte, das Urkunden vom J. 1000 hat. Etwa dreißig Jahre alt, suchte er um preußische Civildienste im Berg- und Hüttendepartement nach, und erhielt die Bergrathsstelle in Wetter in der Grafschaft Mark. Im J. 1784 erschien er als Gesandter in Aschaffenburg, und der Churfürst von Mainz, Carl Joseph, trat zum Fürstenbunde. Stein war voll Feuer und Kenntnisse in der Staatswirthschaft, worin er von einer unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit ausging. Seine Untergebnen nannten ihn damals stolz und streng, aber auch gerecht und eifrig für das Beste. Er stiftete in seinem Departement viel Gutes, und zeichnete sich aus. Sein Stand, sein Vermögen, seine Verheirathung mit der reichen Gräfin Wallmoden-Gimborn, mehr als alles aber seine Verdienste bahnten ihm unter des Ministers von Heynitz Präsidium im westphälischen Departement eine schnelle Beförderung. Er wurde Kammerdirector in Hamm, dann Präsident, und bald darauf Oberpräsident aller westphälischen Kammern. In diesem Posten erwarb er sich unter andern das große Verdienst, die unfahrbaren Landstraßen Westphalens in treffliche Chausseen umzuschaffen. Was noch von Domainenpachten übrig war, vertheilte er unter die Bauern. Er belebte das Fabrikwesen und den Handel, auf seine Anträge wurde Ordnung in die Forstwirthschaft gebracht. Er organisirte die neu acquirirten westphälischen Provinzen. Nach Struensee's Tode erhielt er das Ministerium des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements. Sobald er sich in das ihm fremde Fach einstudirt hatte, griff er mit starker Hand alle Mißbräuche an, und eine Reform folgte der andern. Bald gerieth er mit dem damaligen Cabinetsrath Beyme

in Zwist, dessen Einwirkung in die Staatsgeschäfte er nicht ertragen wollte. Der Feldzug erfolgte, und Stein flüchtete nach Königsberg. Hier erhielt er wegen neuer Differenzen mit dem Cabinet seinen Abschied in ungnädigen Ausdrücken. Dies geschah im Frühjahr 1807. Er ging auf seine Güter. Als man aber nach dem tilsiter Frieden aussahe, welcher erfahrnen und kraftvollen Hand man das Steuer des schwankenden Staatsschiffes anvertrauen sollte, da rief man ehrenvoll Stein zurück. Er lag am Fieber darnieder, als des Königs Ruf an ihn erging. Krank warf er sich in den Reisewagen, und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Im J. 1808 war er Premierminister. Mit welcher Energie er zur Rettung, Erhaltung, Wiederherstellung Preußens wirkte, ist bekannt. Die Unterhandlungen, welche er im Frühjahre 1808 in Berlin mit der französischen Regierung anknüpfte, waren erfolglos. Er kehrte nach Königsberg zurück, und begann ins Geheim für die Befreiung Deutschlands Vorbereitungen zu treffen. Ein aufgefangener Brief verrieth den Plan, und Napoleon erklärte den patriotischen Mann von Bayonne aus (le nommé Stein war seine Bezeichnung) in die Acht. Der Baron von Stein verließ die preußischen Staaten, und ging den 6. Jan. 1809 nach dem Oesterreichischen, wo er bis 1812 lebte. Zu Ende jenes verhängnißreichen Jahrs begab er sich von dort zum Kaiser Alexander nach Rußland. Ueber seine Wirksamkeit in diesem wichtigen Zeitpunkte, wo die Befreiung Europens von der schmachvollsten Unterjochung eines sich ihm aufgedrungenen Despoten vorbereitet wurde, hat das Publicum keine genauere Kenntniß erhalten, aber man darf annehmen, daß sie höchst bedeutend gewesen. Nach dem Vordringen der vereinten russisch-preußischen Armeen in Sachsen wurde Stein an die Spitze des gebildeten Verwaltungsraths der eroberten und befreiten deutschen Lande gestellt. Wir verweisen über seine Thätigkeit in diesem wichtigen Posten auf den Artikel Centralverwaltung und bemerken nur, daß Stein zwar auf mannichfaltige Weise zu der Entwickelung der Streitkräfte Deutschlands, und was damit in Verbindung stand, mitwirkte, aber auch durch tausend Conflicte sich begegnender und durchkreuzender Interessen, in den großen Bestimmungen der Centralverwaltung gestört war, besonders als in dem Frieden zu Ried (mit Baiern) Grundsätze aufgestellt, und bald auch in den spätern Verträgen mit den andern deutschen Rheinbundfürsten Norm wurden, die der Centralverwaltung Steins nur eine geringfügige Wirksamkeit übrig ließen. Die Grundsätze, welche bei dem ersten pariser Frieden befolgt wurden, waren mit Steins Ansichten in Widerspruch, und es blieb dem kräftigen deutschen Manne, dessen Charakter mit allem, was zu Accomodationen gehört, unverträglich ist, nichts übrig, als sich von den Staatsverhandlungen dieser Zeit zurückzuziehn. Er war auch nur wenige Tage auf dem wiener Congreß anwesend. Er lebte seitdem größtentheils im Nassauischen auf seinen Gütern und auf den neuen Besitzungen, die er sich in Westphalen erworben hat. — Ueber den Werth, die Verdienste und Talente des Freiherrn von Stein schon jetzt ein bestimmtes und sicheres Urtheil zu fällen, ist kaum möglich. Einige trauen ihm Sinn für Ideen zu, und reine Liebe für dieselben, Andre halten ihn mehr für einen eifrigen, auch kenntnißreichen Geschäftsmann. Uns scheint, daß seine ursprüngliche geistige Anlage unverkennbar auf Ideen gerichtet war, doch nur auf solche, die unmittelbar in das practische Treiben eingreifen, und daß seine frühe Bestimmung für die Staatsgeschäfte seine Neigung auf dasjenige

Ideale lenkte, das auf den Staat unmittelbare Anwendung litt. Sein stets gespannter Eifer, ein practisches Ziel zu erreichen, mußte natürlich seinen Sinn für Schönheit beeinträchtigen, und so erscheint sein heftiger Wille noch rauher und schroffer. In dieser ungemeinen Kraft des Willens kommen Alle überein. Seine Rechtschaffenheit bezweifeln selbst die nicht, welche den Ehrgeiz als die erste Triebfeder seiner Handlungen ansehn. Er kann Einzelnen Unrecht gethan haben, aber niemand weiß ein Beispiel, daß er dabei einen Vortheil für sich suchte. Mit Aufopferung seines Vortheils trat er zurück, sobald er für Preußens und Deutschlands innere Freiheit nicht nach seiner Ueberzeugung handeln konnte, und um alle Macht, die ihm auf die Dauer in Rußland nicht entstehen konnte, war er unbekümmert, sobald er einmal dem Sturm der Russen eine Richtung für die deutsche Freiheit gegeben hatte. Nicht unter andern Nationen wollte er herrschen, sondern im Gefühl und in der Kraft des deutschen Ritters für die Nationalfreiheit wirken, und wohl mochte er sich dabei in dem Gedanken gefallen, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherrn von Stein wieder für Adel und Volk der deutschen Gauen rüstig sey. — Seine Entfernung von den Geschäften ist immer als ein Verlust für das Vaterland anzusehn. — Jetzt beschäftigt ihn der seiner würdige Plan, eine kritische Sammlung der Quellen der deutschen Geschichte zu veranstalten.

Stein der Weisen, s. Alchymie.

Steindruck oder Lithographie, die von Aloys Senefelder erfundene Kunst, Umrisse auf Stein zu zeichnen oder zu schreiben und dann durch den Abdruck mittelst einer Presse zu vervielfältigen. Wie diese interessante und wichtige Erfindung gemacht und nach und nach ausgebildet wurde, ist in dem ihrem Erfinder gewidmeten Art. erzählt. Wir wollen daher jetzt nur in der Kürze das Verfahren beschreiben. Man bedient sich zweier Substanzen zum Zeichnen auf Stein: der chemischen Tusche und der chemischen Kreide. Die chemische Tusche wird so gefertigt: Man nimmt 2 Loth Unschlittseife, 5 Loth reines, weißes Wachs, ½ Loth ausgelaßnes Unschlitt und ein Loth abgeriebenen trocknen Kienruß. Die Seife wird, nachdem sie fein geschabt worden, in einem eisernen oder irdenen Gefäße über Feuer gesetzt, und nachdem sie in Fluß gerathen, mit kleinen Wachs- und Unschlittstücken vermehrt. Hierbei muß man die Masse unaufhörlich umrühren, und wenn sie zu einem sehr hohen Grade der Hitze gekommen, zugleich während dieses Geschäfts mit einem brennenden Spane anzünden. Nach kurzer Zeit muß die Flamme gedämpft, und während des Kochens der Kienruß langsam hinzugeschüttet werden. Ist dies geschehen, so nimmt man die Masse allmählig vom Feuer, und gießt sie auf eine eiserne oder steinerne Platte aus, worauf man ihr eine beliebige Form ertheilt. Die chemische Kreide besteht aus einem Loth Unschlittseife, 5 Loth weißen Wachses, und einem Quentchen ausgelassenen Unschlitts, wozu man, wenn alles kocht, 5 — 6 Tropfen an der Luft zerflossener Potasche fügt. Bei diesem Hinzuthun der Potasche braus't aber die Masse stark auf, und muß folglich wohl in Acht genommen werden, damit sie nicht überlaufe; auch muß sie über dem Feuer so lange umgerührt werden, bis sie nicht mehr schäumt. Beim Ausgießen muß man sehr behutsam seyn, und eine Platte mit einem kleinen Rande haben, in welche man die Masse gießt, und eine andre glatte Platte, die man darauf legt, und mit Gewichten beschwert, damit alle sonst nachtheilige Blasen herausgepreßt werden. Der Stein, welcher zum Steindruck taugt, ist ein schiefri-

ger, mergelartiger Kalkstein, welcher im Pappenheimischen und Eichstädtischen gefunden wird; den besten liefert das pappenheimische Dorf Solnhofen. Die Steine sind gewöhnlich nur auf einer Seite bearbeitet, auf der andern roh, und müssen so behandelt werden, daß sie von gleicher Dicke sind, worauf man sie schleift, bis sie eine ganz ebne, glatte Fläche zeigen. Die besten Steine sind die von feinem Bruch und gleicher Farbe; die fleckigen oder weiß punktirten sind mehr oder weniger unbrauchbar, indem das Scheidewasser beim Aetzen nicht gleichmäßig eindringt. Die Steine werden durch einander selbst geschliffen, indem man feinen Silbersand zwischen zwei derselben schüttet, und sie so lange auf einander herumreibt, bis sie rein geschliffen sind. Da der untere bisweilen eher als der obere brauchbar wird, so macht man in diesem Falle den obern zum untern, und fährt mit Schleifen fort. Greift der Sand nicht mehr an, so wird die Platte abgewaschen, und neuer Sand aufgesiebt. Für alle Arten der Zeichnung, die Kreidemanier ausgenommen, bereitet man die Platte folgendermaßen: Man reibt dieselbe, nachdem der Sand alles rein geschliffen hat, so lange mit Wasser und Bimmstein ab, bis die Oberfläche derselben glänzend wird. Ist der Stein so bearbeitet, so ist er für alle Arten von Schrift, für Pinsel- und Federzeichnung u. s. w. brauchbar. Soll aber der Stein für die Kreidemanier zugerichtet werden, so muß derselbe eine rauhere Oberfläche erhalten, und nach der oben beschriebenen Bimmsteinglättung, mit ganz feinem gleichkörnigem Sande überstreut werden. Hierauf überreibt man die Oberfläche mit einem andern glatt geschliffenen und polirten Steine in die Runde herum, ohne Wasser, wodurch die Oberfläche die nöthige Rauhigkeit bekommt. Alle auf beide Arten zubereitete Platten, müssen vor Fettigkeit, Schweiß, und Berühren mit der Hand sorgfältig verwahrt werden, weil sich jede Fettigkeit sonst mit abdrucken würde, da sie die fettige Schwärze annimmt. Will man nun zur Zeichnung mit Tusche auf den so zubereiteten Stein schreiten, so ist es nöthig, daß man sie entweder mit echtem Terpentinöl oder Seifenwasser übergehe, und so das Auseinanderfließen der Striche verhindre. Sodann kann man die Zeichnung mit Blei- oder Rothstift auf die Platte tragen, doch ist Rothstift besser, weil man dann deutlich wahrnimmt, welche Striche wirklich mit Tusche überzogen sind, was bei dem Bleistift nicht so bemerkbar ist. Hierauf umzieht man diese Vorzeichnungsstriche, und führt das Ganze nach Belieben aus, nachdem man die Tusche in Regen- oder Flußwasser aufgelös't hat; hierbei ist Regenwasser, welches lange gestanden, das beste. Ist der gemachte Strich schwarz oder wenigstens dunkelbraun, so kann man sicher seyn, daß er beim Abdruck kommen werde, da hingegen ein hellbrauner durchsichtiger Strich gewöhnlich sich nicht abdruckt. Man kann diese Tusche mittelst des Pinsels oder der Feder auftragen. Zu der letztern Art sind freilich, besonders wenn die Striche fein werden sollen, Schreibfedern nicht wohl anwendbar, weil sie zu leicht stumpf werden. Aber mit desto größerm Vortheil bedient man sich stählerner Federn, die, aus Uhrfedern gemacht, welche man etwa eine Minute lang in Scheidewasser gelegt, oben wie eine Rinne ein wenig umbogen, und mittelst einer englischen Scheere mit einem Spalt versehen hat, in einen Federkiel gesteckt, und so zum Zeichnen gebraucht werden. Nach der Zeichnung läßt man die Platte einige Stunden liegen, und bringt sie dann erst unter die Presse. Das Zeichnen mit der chemischen Kreide verlangt nur, daß die feinsten und sanftesten Töne zuerst, die stärksten zuletzt genommen werden. Ist der Effect durch die Kreide in den Vordergründen nicht

ganz zu bewirken, so hilft man mittelst des Pinsels oder der Feder mit chemischer Tusche nach. Enthält der gezeichnete Gegenstand sanfte Töne, so ist nöthig, daß der Abdruck der Platte sogleich geschehe, weil sonst das wenige Oel leicht verdunstet oder vertrocknet, und dann die Schwärze an diesen Stellen nicht haftet. Der anzuwendende Oelfirniß muß von der besten Beschaffenheit seyn. Ehe nun der Stein mit Schwärze überzogen wird, muß derselbe mit Scheidewasser, das so stark mit Wasser verdünnt ist, daß der Stein nur schwach aufbraus't, überzogen oder darein getaucht werden; dadurch wird der Stein an den hellen Stellen für das Einsaugen des Wassers desto geschickter. Hierauf wird er in gemeinem Wasser abgespült. Nur muß man sich hüten, das Scheidewasser zu stark anzuwenden, weil sonst dadurch die feinen Striche und Dinten abgehoben werden. Hat der Stein dann hinlängliches Wasser eingesogen, so ist es nöthig, daß er mit einer Flüssigkeit, die aus ⅓ Leinöl, ⅓ Terpentinöl, und ⅓ gemeinem Wasser besteht, übergossen und diese dann rein weggewischt, und er endlich mit Gummi überfahren werde; hierauf schwärzt man ihn sogleich ein. Das Einschwärzen geschieht mittelst lederner, mit Haaren ausgestopfter Ballen, wie Buchdruckerballen, deren man von verschiedener Größe haben muß, und mit welchen man, nachdem sie nur sparsam mit Schwärze bestrichen worden, auf die Zeichnung der Platte heftig stößt, und schnell wieder zurückzieht, bis die Zeichnung bedeckt ist. Die ersten Exemplare werden aber selten rein genug. Außer diesen Ballen bedient man sich noch zum Einschwärzen cylinderförmiger mit Leder umwundner Walzen, die an beiden Enden eine Art von Handhaben zum Festhalten haben, und womit man die Platten überwalzt, oder auch der von über einander gerollter, festgeschnürter Leinwand gefertigten Stampen. Nach jedem Abdruck wäscht man den Stein mit Wasser ab, und überfährt ihn von Zeit zu Zeit mittelst eines Schwammes mit Gummiwasser, das aus 2 Loth fein gestoßenem arabischen Gummi auf ½ Pfund Wasser bereitet seyn muß. Die auf einer weißen Stelle festsitzende Schwärze muß mit einem reinen, oder auch mit einem in verdünntes Scheidewasser getauchten Schwamme weggenommen, und mit Wasser abgespült werden. Zur Beschreibung der Presse selbst bedarf es einer Zeichnung. Der Steindruck wird aber nicht nur auf die oben beschriebene Weise bewirkt; man gräbt auch Zeichnungen, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, in den Stein, und druckt diese sodann ab. Auch kann man Kupferstiche so vervielfältigen, daß man sie, wenn sie aus der Kupferdruckerpresse kommen, naß auf einen Stein legt, und diesen durch die Steindruckerpresse gehen läßt, wodurch der Stein eben solche Abdrücke liefert als die Kupferplatte. Obschon diese Erfindung von großem Nutzen ist, und im Steindruck, namentlich in München, treffliche Blätter gefertigt werden, so ist es doch eine große Unvollkommenheit, daß sich, besonders im Landschaftlichen, die zarten Töne und Fernen nicht genug zurückdrängen lassen; die Striche haben nicht die nöthige Zartheit. Auch gibt eine gut gearbeitete Kreidenplatte nicht viele Abdrücke, und man hat Beispiele, daß nach 300 Abdrücken die feinsten Dinten nicht mehr so erscheinen wollen, wie sie sollen. Vielleicht erhält jedoch diese Erfindung in der Folge der Zeit die Vollkommenheit in der Einrichtung, die jeder Freund der Kunst wünscht. S. Senefelder's vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei mit Vorr. von Schlichtegroll. München 1818, gr. 4. Schon jetzt ist der Steindruck sehr verbreitet, und man findet sowohl an vielen Orten Deutschlands als auch in Frank-

reich und England lithographische Institute. München ist indeß als der Hauptsitz zu betrachten, weil hier mancherlei Vortheile bekannt zu seyn scheinen, die den übrigen Anstalten noch abgehn. Vorzüglich zeichnen sich hier die Institute von Stunz und Comp. und von Zeller aus.

Steingut ist feines irdenes Geschirr, von meistens weißer oder blaßgelber Farbe, das aus einem weißen feinen Töpferthon und calzinirten, kleingestoßenen und durch Seidensier gesiebten Feuersteinen oder derbem Quarz bereitet wird. Der Thon wird vorher geschlämmt und gesiebt. Die ganze Mischung wird im Wasser durchgearbeitet, und dieses dadurch verflüchtiget, daß man die Masse in ein über einem geheizten Ofen angebrachtes Behältniß schüttet und fleißig umrührt. Hierauf formt oder dreht man die Gefäße nach dem Bedürfniß. Wenn diese nun einige Stunden hindurch im Ofen gestanden, wirft man Kochsalz hinein, oder überstreicht sie auch mit einer Salzlacke, wodurch die Verglasung und zugleich auch größere Festigkeit bewirkt wird. Das beste Steingut wird in England zu Derby, Worcester, Burslem und Newcastle verfertigt, obgleich man auch dergleichen in andern Ländern bereitet. Das gewöhnliche weiße oder gelbliche Steingut hat keine Glasur. Das gelbe, welches auch **Biscuit** genannt wird, überzieht man nach dem Brennen mit einer schwefelgelben Glasur, oder bemalt es auch mit Farben, oder bringt nasse, frische Abdrücke von Kupferstichen darauf. Zuletzt wird es nochmals in Kapseln im Ofen gebrannt. Eine dritte Art des Steinguts ist die, welche durchgängig gefärbt ist, z. B. braun durch Zusatz von Braunstein, schwarz durch den Rauch von grünem Holze. — Gemeiniglich nennt man auch die **Fayence** Steingut (s. **Fayence**).

Steinhuder Meer ist ein Landsee, der theils zu dem fürstlich lippeschen Antheile der Grafschaft Schaumburg, theils zu dem Fürstenthume Calenberg des Königsreichs Hannover gehört, und seinen Namen von dem dabei liegenden Marktflecken Steinhude hat. Er ist eine Meile lang, und ½ Meile breit, über 16 Fuß tief, von gelblicher Farbe und torfähnlichem Geruche. In der Mitte dieses Sees liegt, auf einem durch die Kunst hervorgebrachten festen Boden, eine kleine Festung oder Sternschanze, der Wilhelmstein, die, da sie wegen der den See umgebenden Moräste, vom Lande aus mit keinem Geschütz erreicht werden kann, für unüberwindlich gehalten wurde. Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Bückeburg, portugiesischer und braunschweigischer General-Feldmarschall, einer der edelsten, aber auch sonderbarsten Männer unter den deutschen Großen, legte sie in den Jahren 1761 bis 1765 mit großen Kosten an. In dieser Schanze ist ein Schloß mit verschiednen Wohnzimmern und Sälen, in denen sich eine Bibliothek und einige wissenschaftliche Sammlungen befinden; im Souterrain sind trockne Casematten für 400 Mann (denn mehr sind zur Vertheidigung der Festung nicht nöthig) und um Vorräthe aufzubewahren.

Steinkohlen sind eine Gattung brennbarer Mineralien, meist von schwarzer und brauner Farbe. Die erstere Art wird gemeiniglich Steinkohle genannt, und heißt in der Mineralogie Schwarzkohle; die zweite Art begreift man unter dem Namen der Braunkohle. Zur Schwarzkohle gehören: die Pechkohle, Stangenkohle, Schieferkohle, Kännelkohle, Blätterkohle und Grobkohle; zur Braunkohle zählt man: das bituminöse Holz, die Erdkohle, die Alaunerde, die Papierkohle, die Moorkohle, die bastartige und die gemeine Braunkohle.

das Brennmaterial der Steinkohlen überhaupt ist von den organischen Körpern herzuleiten, deren dichte und harzichte Bestandtheile durch Schwefelsäure in Bitumen oder Erdpech umgewandelt wurden. Daß die Steinkohlen aus Hölzern und andern Vegetabilien bestehen, welche vom Wasser herbeigeführt, aufgeschichtet, und durch Schwefelsäure umgewandelt wurden, dafür sprechen die Holzstructur der Steinkohlen, die inneliegenden versteinerten Hölzer, die Abdrücke von Farrenkraut, Schilf und andern Pflanzen, und die unbekannten Sämereien und Nadeln von Schwarzholz in der Braunkohle. Die Steinkohlen von höherm Alter, folglich die Schwarzkohlen, haben die meiste Veränderung erlitten, die jüngern, wie die Braunkohle, zeigen ihren Ursprung noch am deutlichsten. Indessen haben die Steinkohlen auch Brennstoff aus dem Thierreiche entlehnt, wie der bituminöse Mergelschiefer darthut, in welchem die Fische zu Steinkohlen umgewandelt sind, und einige Steinkohlenflötze in der Schweiz, in Tyrol, Oesterreich und Bayern, welche eine ungeheure Menge Muscheln enthalten. — Die Steinkohlen sind gewöhnlich durch dazwischen liegende Steinlagen in viele Flötze getheilt, die von 2 Zoll bis zu 6 Lachtern Mächtigkeit steigen, und bis zu 12 bis 60 Flötzen über einander anwachsen; jedoch sind sie nicht alle bauwürdig. Die ältere Art der Steinkohlen hat viele Ueberbleibsel aus dem Pflanzenreiche in ihrem Gefolge, und zwar fast immer Wald- und Sumpfpflanzen von ungeheurer Größe; auch führt dieselbe Metalle mit sich. Bisweilen entzünden sich die Steinkohlen von selbst, oder durch äußere Veranlassungen, wodurch Erdbrände entstehen. Dergleichen sind zu St. Gilles im Lüttichschen, zu Carmeaus in Languedoc, zu Duttweiler im Saarbrückischen, zu Wilsau bei Kaaden in Böhmen, zu Planitz im sächsischen Erzgebirge u. s. w.; von Ueberbleibseln ausgebrannter Kohlenlager ist das ganze nordwestliche Böhmen angefüllt. Höchst wahrscheinlich sind eben auch diese brennenden Schwarz- und Braunkohlenlager Ursache der Vulkane. Die Steinkohlen sind sehr weit verbreitet. In England sind sie unstreitig am häufigsten, und zwar im nördlichen Theile bei Lancashire, Newcastle und Staffordshire; auch Schottland ist damit versehen. In Frankreich sind die vorzüglichsten am Fuße der Sevennen, in der Franche Comté, in Bretagne, zu Chaumont und St. Etienne. In den Niederlanden sind die in der Gegend von Lüttich bekannt. In Deutschland sind Hessen, Sachsen, Böhmen und andre Länder ziemlich reich daran. China hat ungeheure Vorräthe davon, die schon seit Jahrhunderten benutzt worden, und Amerika mag einen ähnlichen Reichthum besitzen. Die zur Schwarzkohle gehörige Pechkohle ist unter dem Namen Gagat (vom Flusse Gagas in Lycien, wo man sie fand) bekannt, und wird zu Knöpfen und allerhand andern Dingen verarbeitet.

Steinkrankheit besteht in den Beschwerden, die von Steinen, welche sich im Körper erzeugen, abhängen. Auch die Entstehung der Steine oder steinartigen Concremente ist etwas Krankhaftes, das zunächst von Fehlern der Secretionsflüssigkeit, in welcher sie sich befinden, und der Secretion selbst herrührt; aber die Störung der Absonderung mag wohl in den meisten Fällen von allgemeinen Fehlern in der Mischung der Säfte, besonders des Blutes, und von Fehlern der Assimilation hervorgebracht werden. Dies ist zu vermuthen, weil bei Gries- und Gichtbeschwerden, die nicht selten mit einander abwechseln, fast immer die Verdauung leidet, Säure in den ersten Wegen ist, und weil das Rindvieh im Frühjahr gewöhnlich

Gallensteine hat, die sich beim Genuß des grünen Futters wieder verlieren. — Die Steine bilden sich in solchen abgesonderten Flüssigkeiten, die viele Bestandtheile enthalten, welche Neigung haben, eine feste Gestalt anzunehmen, vorzüglich in solchen, die sich in eignen Behältern (der Gallen- und Urinblase) sammeln; jedoch auch in den Speichelgängen sind sie gefunden worden. Sie bestehen aus einem Kern, um den sich mehrere Schichten, welche entweder gleich oder verschieden erscheinen, ansetzen. Ihre Bestandtheile sind nach der Flüssigkeit, in welcher sie entstanden, verschieden. — Sie verstopfen die Canäle und verhindern dadurch die Ausleerung der abgesonderten Flüssigkeit, sie reizen theils die Wände der Theile, in denen sie sich befinden, und bringen dadurch Krämpfe, Schmerzen, Entzündungen und Vereiterungen hervor, theils wirken sie auch per consensum auf andre Organe ein, z. B. auf den Magen, wodurch Uebelkeit, Erbrechen erfolgt; die Blasensteine erregen auf diese Weise Jucken in der Eichel, Schmerzen im Schenkel, den Hoden u. s. w. — Am öftersten kommen vor a) die Gallensteine, welche sich oft in großer Zahl in der Gallenblase, bisweilen auch in der Leber vorfinden. Sie finden sich von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß, sind dunkel, braun, schwarz, an mehreren Stellen der Oberfläche gewöhnlich abgeglättet, bestehen aus verdickter Galle und wallrathähnlichem Fett; sie erregen gewöhnlich nur dann krankhafte Zufälle, wenn sie sich bewegen, oder sehr zackicht sind. Alsdann aber treten heftige Schmerzen ein, die sich aus der rechten Seite nach der Mitte des Körpers hin erstrecken; ferner verursachen sie öfters periodische und hartnäckige Gelbsuchten. — Der Zustand der Krämpfe und Schmerzen macht oft, neben den eigentlichen Heilmitteln die palliative Anwendung der schmerz- und krampfstillenden Mittel nothwendig; alsdann gehen sie oft durch Erbrechen oder Stuhl ab. — b) Die Urinsteine bestehen aus Blasensteinsäure, blasensteinsaurem Ammonium, kleesaurer Kalkerde, phosphorsaurer Kalk-Talkerde und Ammonium. Sie sind bald ein grobkörniger Sand (Gries), der sich auf den Boden des Gefäßes, in welches der Urin gelassen wird, unmittelbar nachdem dies geschehen, senkt, bald wirkliche Steine von der Größe einer Erbse, Haselnuß, bis zu der einer Faust. — Sie finden sich entweder um die Nieren herum, und erregen dann Schmerzen, Entzündung, Vereiterung, oder in dem Becken der Nieren; dann gehen von Zeit zu Zeit unter heftigen Schmerzen, die sich von der Nierengegend nach unten und hinten herabziehen, einzelne Steine in die Blase über, und werden mit dem Urin ausgeleert; oder endlich in der Blase selbst, wo sie vorzüglich oft eine beträchtliche Größe erreichen. Sie verursachen Schmerzen in der Blasengegend und in dem Mittelfleische, und große Beschwerden beim Abgang des Urins; dieser geht oft nur in gewissen Stellungen tropfenweise unter großen Schmerzen ab, ist schleimig, riecht häßlich, ist mit Blut und Sand untermischt. Die Untersuchung mit dem Katheter gibt endlich über das Daseyn des Steins die gewisseste Auskunft, wenn er nicht etwa in einem Theile der Blase eingesackt oder mit Schleim überzogen ist. Um die Urinsteine aufzulösen, sind wohl auch innere Mittel empfohlen worden; indessen sind sie ziemlich unsicher, und gewöhnlich wird man genöthigt, durch palliative Mittel die großen Beschwerden zu erleichtern. — Wächst der Blasenstein so sehr an, daß er den Urinabgang ganz verhindert, so ist es Zeit, ihn durch eine, freilich schmerzhafte chirurgische Operation zu entfernen, die der Steinschnitt heißt. Er

kann auf eine vierfache Weise gemacht werden, und zwar, wie man sich ausdrückt, a) mit der kleinen Geräthschaft, eine Operation, die schon Celsus beschreibt, und die sehr einfach ist, wenig Instrumente erfodert, und daher den obigen Namen erhalten hat. Der Operateur drückt den Stein durch gewisse Handgriffe nach dem Mittelfleische herunter, wo von außen ein Einschnitt gemacht wird. b) Vermittelst der hohen Geräthschaft wird die Blase an der entgegengesetzten Stelle über den Schambeinen geöffnet. c) Die große Geräthschaft erweitert die Harnröhre so sehr, daß man eine Zange hineinabringen, und den Stein hervorziehen kann. — Bei Männern öffnet man in dieser Absicht die Harnröhre etwas hoch oben, und bringt in diese Oeffnung Dinge, wodurch man sie dergestalt auszudehnen sucht, daß man die Zange einbringen, und so den Stein entfernen kann; sie heißt die große Geräthschaft, weil sie mehrere Instrumente erfodert als die kleine. d) Die Seitengeräthschaft, auch der Lateralschnitt genannt, wird jetzt für die sicherste und beste Steinoperation gehalten und am häufigsten verrichtet; ihr Zweck ist, den Theil der Harnröhre, der durch die große Geräthschaft so sehr gedrückt und nachtheilig ausgedehnt wird, zu spalten, und da dies nach unten nicht ohne Verletzung des Mastdarms geschehen kann, so muß man den Schnitt auf der Seite der Harnröhre machen. Dies ist der Grund des Namens. Die Operation zerfällt in drei Zeiträume oder Perioden. Der Zweck der erstern ist der Einschnitt in das Mittelfleisch; der zweiten, die Harnröhre bis in den Blasenhals durchzuschneiden; der dritten, den Stein gehörig zu fassen und auszuziehen. P. B.

Steinpech. Das sogenannte Erdfett, welches in seiner flüssigen Gestalt den Namen Erd- oder Steinöl, wenn es dagegen zäher ist, den Namen Erd- oder Steinpech trägt, wird an vielen Orten der Erde, namentlich in der Nähe von Vulkanen, zum Theil auf dem Wasser schwimmend, angetroffen. Das Steinöl ist von braunrother Farbe, seiner Natur nach aber noch nicht gehörig untersucht. Sein Gebrauch gegen erfrorne Glieder ist bekannt.

Steinregen. Diese in früherer Zeit zwar vielfach behauptete, aber von den Naturforschern bezweifelte Naturerscheinung hat durch neuere Beobachtungen und Untersuchungen Bestätigung erhalten. Wir führen die merkwürdigsten Beispiele des Steinregens neuerer Zeit an. Am 16ten Junius 1794 erschien Abends gegen 7 Uhr in der Gegend von Siena eine länglichrunde, ganz isolirte finstre Wolke von höchst ungewöhnlichem Ansehn, und plötzlich fiel unter schrecklichen Explosionen und Blitzen, wobei zugleich Rauch und Nebel aus der Wolke hervorbrachen, eine Menge glühender, schlackenartiger Steine herab. Manche waren einige Pfund schwer, und schlugen ellentief in die Erde. Einer traf die Hutkrempe eines Knaben, und versengte den Filz; andre, die auf Bäume fielen, ließen daran Spuren der Gluth zurück; ein großer fiel in einen Teich, und erhitzte an der Stelle das Wasser bis zum Sieden. Tags vorher war ein Ausbruch des Vesuvs erfolgt; man vermuthete, daß der Steinregen damit in Verbindung stehe, fand aber bei der Vergleichung, daß zwischen den gefallenen und ausgeworfenen Steinen ein großer Unterschied sey. Einer dieser Steine war inwendig aschgrau, von erdigem Bruch, matt und mit metallisch-glänzenden Theilchen vermengt; äußerlich sah er auf der runzlichten Oberfläche graulich-schwarz aus, und verrieth Spuren von Schmelzung. — In englischen Journalen findet sich eine andre Nachricht von einem 56 Pfund schweren Steine, welcher den 13ten

December 1795 in Woldnewton in Yorkshire mit heftigem Getöse fiel, und nach Einigen 18, nach Andern 21 Zoll tief in die Erde drang. Er war noch warm, als man ihn fand, äußerlich schwarz, inwendig mit glänzenden Theilchen versehen und roch schweflicht. — Der berühmte Joseph Banks besitzt Steine, welche in der Gegend von Benares aus der Luft fielen, während sich bei heiterm Himmel unter donnerähnlichem Getöse eine Leuchtkugel zeigte. Die Steine waren ungefähr 6 Zoll tief in die Erde geschlagen, von einem aschgrauen, puzzollanartigen Gemenge, mit dünnem, schwarzen, uneben gekörnten Ueberzug, und meistens einige Pfund schwer. — Eine noch neuere Nachricht ist vom 26sten April 1803 aus dem Orne-Departement in Frankreich. Biot, der die Sache in Auftrag der Regierung untersuchte, berichtet, daß sich Spuren von der Wirkung des Meteors in einer Fläche von 15 französischen Meilen im Halbmesser gezeigt hätten. Die Untersuchung derselben stimmte mit der Aussage der Leute in der Gegend überein, und ging dahin, daß daselbst am 26sten April ein fürchterlicher Steinregen erfolgt sey. Die Ausdehnung des Platzes, wohin die meisten Steine gefallen waren, betrug drittehalb französische Meilen in der Länge, und eine Meile in der Breite. Von den gefallenen Steinen fand man 2000; der geringste wog zwei Quentchen, der größte $17\frac{1}{2}$ Pfund. Die Bestandtheile waren wie bei den übrigen Meteorsteinen, nämlich Kieselerde, Talkerde, Eisen, Nickelmetall und Schwefel. Ueber die Erklärung dieses Phänomens sind die Naturforscher sehr verschiedener Meinung. (S. Meteorsteine.)

Steinschneidekunst ist diejenige Kunst, mittelst welcher durch Hülfe einer Maschine die Steine in beliebiger Form geschnitten werden. Das Schneiden der Steine geschieht durch Anwendung des Demants, des Schmirgels und einer kleinen Maschine, das Rad genannt; ferner durch Sägen, Spitzen von Eisen und Zinn und kleine Räder. Am ältesten ist die Kunst, vertieft in Steine zu schneiden, und Steine dieser Art heißen Intaglio's. Weniger alt ist die Kunst, erhabne Figuren auf Steine zu schneiden, und solche Steine werden Cameen genannt. Beide Arten umfaßt man mit dem allgemeinen Namen Gemmen. Die Aegyptier sind das erste Volk, welches Steinschneidekunst trieb, nach ihnen beschäftigten sich Israeliten, Phönicier, Etrurier, Griechen und Römer damit. Die Aegyptier schnitten die härtesten Granite, Syenite, Porphyre und Basalte zu Gefäßen und Figuren, wie man glaubt, durch Anwendung roher Diamanten; aber sie schnitten dieselben nicht erhaben, sondern vertieft. Ihre Gottheiten schnitten sie in Lapis Lazuli. Unter den Israeliten war als Steinschneider Bezaleel bekannt, der auf Moses Anordnung in die Steine des hohenpriesterlichen Mantels und des Brustschilds Aarons die Namen der zwölf Stämme schneiden mußte. Die Griechen brachten die Kunst zur Vollkommenheit, und schnitten zuerst die erhabnen Figuren oder Cameen; der älteste ihrer Steinschneider ist Theodor von Samos, der um 3440 vor Chr. Geb. lebte. Einer der berühmtesten Steinschneider des Alterthums war Pyrgoteles, zur Zeit Alexanders des Großen; auch Sokrates hat sich als Edelsteinschneider bekannt gemacht. Solon, Dioscorides und Cronius trugen unter dem August diese Kunst nach Italien über, und die Römer wurden bald sehr geschickt darin; doch verschwand sie mit der römischen Macht und dem guten Geschmack. Juden aus Alexandrien sollen die Steinschneidekunst in die Abendländer gebracht haben. Als aber im 15ten Jahrhundert die aus Constantinopel geflüchteten Griechen sich nach Italien

wandten, brachten sie, mit Hülfe der Medicis, die Steinschneidekunst wieder empor: namentlich hält man den Johannes Bernardi, einen trefflichen Künstler, für den Wiederhersteller dieser Kunst in Italien. Die ersten Spuren deutscher Steinschneidekunst zeigen sich im 14ten und 15ten Jahrhundert in Nürnberg und Straßburg, und Lukas Kilian wurde wegen seiner herrlichen Arbeit der deutsche Pyrgoteles genannt. Zu den berühmtesten deutschen Steinschneidern neuerer Zeit gehören L. Natter, Facius und A.

Stellionat (Stellionatus, ein im römischen Rechte vorkommender Ausdruck) heißt 1. im weitern Sinne jede Art des Betrugs oder der Verfälschung (d. i. böslicher Verheimlichung und Entstellung der Wahrheit zum Nachtheil eines Andern), welche in den Gesetzen nicht ausdrücklich benannt ist; 2. im engern Sinn der Betrug, welcher bei Verträgen, im Handel und Wandel begangen wird. Bei den Römern waren besonders die Erbschleicherei und die Betrügereien durch Testamente herrschend, und es wurde, um sie zu verhindern, ein eignes Gesetz (die Lex Cornelia de Falsis) gegeben. So wie man nun diese letztern Arten des Betrugs falsa nannte, so hießen die vielen hieher nicht gehörigen Betrügereien Stellionatus. Bei uns wird zwischen Falsum und Stellionatus kein Unterschied gemacht, und die Beschaffenheit des Betrugs und die Größe des angerichteten Schadens dienen hauptsächlich zum Maßstabe der Strafe.

Stellrad. Bekanntlich befindet sich in den Taschenuhren ein Stellzeiger, durch dessen Verschiebung man einen schnelleren oder langsameren Gang der Uhr bewirken kann. Dieser Stellzeiger sitzt nehmlich auf dem Stellrade, durch welches die Spiralfeder stärker oder schwächer gespannt, und somit der Gang der Uhr geändert wird.

Stempel- oder Stämpelpapier ist ein, nach landesobrigkeitlicher Verordnung mit einem Siegel oder Stempel bezeichnetes Schreibpapier, welches für die schriftliche Ausfertigung und Verhandlung rechtlicher Geschäfte bestimmt ist, und wofür eine gewisse Summe bezahlt werden muß. Man hat das Alter des Stempelpapiers aus dem zweiten Capitel der vierundvierzigsten Novelle beweisen wollen, worin Kaiser Justinian befahl, daß die Gerichtsschreiber die Documente nur auf solches Papier schreiben sollten, wo am Protokoll, d. i. zu Anfange, der Name des Intendanten der Finanzen, die Zeit, wann das Papier verfertigt werden, der Name dessen, der es gemacht habe, und der Titel, der die Beschaffenheit und den Inhalt der Acte anzeigte, angegeben sey. Ferner verbot Justinian, diese Zeichen und Titel abzuschneiden oder zu ändern, damit die Verwechselung und Verfälschung der Acten verhütet werde. Dies war also vermuthlich der einzige Zweck jenes Stempelpapiers. Unser Stempelpapier dagegen ist eine Art von Steuer, die zur Vermehrung der Einkünfte des Staatsoberhaupts oder des Staatsschatzes bestimmt ist, und die ohne Einwilligung der Landstände weder eingeführt, noch erhöht werden sollte. Unerweislich ist es, daß schon 1555 Stempelpapier der letztern Art in Spanien eingeführt gewesen ist; aber mit mehr Wahrscheinlichkeit vermuthet man, daß man zuerst in Holland das Papier zu obigem Zweck gestempelt habe, weil die Stempelsteuer dort schon im Jahr 1624 eingeführt war. 1668 war dies gleichfalls in Spanien, und besonders in den spanischen Niederlanden der Fall. Auch Ludwig XIV. erließ im März 1655 ein Edict, wornach ein gewisses Zeichen auf das Papier und Pergament gedruckt werden sollte, wovon die Gültigkeit aller im Königreiche ausgefertigten Acten abhängen sollte.

Dieses Edict kam aber nicht zur Vollziehung, und deßhalb ward 1673 der Gebrauch des Stempelpapiers aufs neue angeordnet. In Chursachsen wurde das Stempelpapier am 22sten März 1682, in Churbrandenburg am 15ten Julius desselben Jahres, und in Nürnberg 1690 eingeführt. Am 20sten Februar 1709 war dies im Hannöverschen, den 1sten Julius 1809 im Meklenburg-Schwerinschen, und unter der französischen Herrschaft auch in Hamburg und Lübeck der Fall. Einen höchst wichtigen welthistorischen Erfolg hatte (1765) die Einführung des Stempelpapiers in den nordamerikanischen Provinzen (s. Vereinigte Staaten), indem dasselbe und das darauf folgende Theemonopol die Hauptursachen der nordamerikanischen Revolution wurden. Kein Stempelpapier war drückender als das französische, da der Ertrag der Rechtsgeschäfte, für welche es bestimmt war, oft gar nicht mit dem Preise des Stempels im Verhältniß stand. Dennoch mußte es in Hamburg und an andern Orten fürs erste beibehalten werden, um wichtige Staatsausgaben durch den Stempelertrag zu decken. — Die Bezeichnung oder Stempelung dieses Papiers ist freilich willkührlich, indessen geschieht sie doch meistens an dem obern Theile des Bogens oder Blatts. — Das Stempelpapier scheint eine der am wenigsten beschwerlichen Steuern und Auflagen zu seyn, und deßhalb zu den bessern zu gehören. Allein diese Art von Auflage kann überaus drückend für einen Theil der Staatsbürger werden, während der andere nichts von dem Drucke empfindet. Man hat das Stempelpapier zu der Abfassung schriftlicher Verhandlungen, welche eine rechtliche Wirkung haben sollen, bestimmt. Es werden also nur diejenigen Staatsbürger von dieser Steuer ergriffen, welche Rechtsgeschäfte schriftlich abzumachen haben, sey dies nun gerichtlich oder außergerichtlich. Zur Entschuldigung, oder gar zur Rechtfertigung des Stempelpapiers für prozessualische Sachen führt man zwar an, daß dadurch die Prozeßsucht unterdrückt werde. Der Staat ist aber verpflichtet, dem Bürger die möglichst wohlfeile Rechtspflege zu leisten; und die Erlangung des Rechts muß eher erleichtert als erschwert werden. Durch Erhöhung der Gerichtskosten mittelst des Stempelpapiers wird es oft dem minder wohlhabenden Staatsbürger unmöglich gemacht, sein Recht gegen den Reichern zu verfolgen, oder sich gegen ihn zu vertheidigen; für jenen wird also der Zweck des Staats: Sicherstellung der Rechte des Einzelnen, durch den Staat selbst vereitelt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß das Stempelpapier für gerichtliche Verhandlungen als eine höchst unbillige Auflage erscheinen. Das für außergerichtliche, aber rechtliche Folgen habende Geschäfte bestimmte Stempelpapier ist für die Bürger jedes Staats eben so unverhältnißmäßig drückend. Wo das Stempelpapier eingeführt ist, hängt die Gültigkeit eines rechtlichen, schriftlich eingegangenen Geschäfts entweder durchaus von dem Gebrauch des dafür bestimmten Stempelpapiers ab, oder der Nichtgebrauch des letztern zieht zwar nicht die Ungültigkeit des Geschäfts selbst, allein doch eine Strafe nach sich. So verschieden nun die Stempelordnungen unter sich sind, eben so verschieden sind auch die auf Verletzung der Stempeltaxen gesetzten Strafen. Die Verfälschung der Stempelbogen und das Nachmachen derselben ist übrigens wie jedes andre Fälschungsverbreche zu betrachten und zu bestrafen, wofern nicht in einem Staate besondre Strafen dafür geordnet sind.

Stempelschneidekunst ist die Kunst, mittelst gut gehärteter stählerner Instrumente Figuren, Buchstaben u. s. w. in Stempel

oder beyde Stücke weichen Stahls zu schneiden. Nachdem dies geschehen, wird der Stahl erst gehärtet. Die Gegenstände, welche in den Stempel gearbeitet werden sollen, werden entweder erhaben dargestellt oder vertieft, je nachdem es das Bedürfniß des Abdrucks fodert. Buchstaben werden hineingeschlagen, mittelst gewöhnlicher gut gehärteter Bonzen. Die ältere starke Art der Stempel für Münzen wird eigentlich Stempel genannt; die neuern weniger starken Stempel hingegen nennt man Plättchen. Die Stempel für Medaillen führen den Namen Stöcke, Medaillenstöcke.

Stenbock (Magnus), einer der berühmtesten Feldherrn Carls XII., der Sohn von Gustav Otto Stenbock, einem General unter Carl X. und XI., wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nachdem er einige Zeit zu Upsala studirt hatte, begab er sich 1683 auf Reisen, trat in holländische Dienste, und focht mit den verbündeten Truppen unter den Prinzen von Baden und von Walbeck in den Niederlanden und am Rhein. Durch Tapferkeit und gute Aufführung zeichnete er sich so sehr aus, daß er 1697 zum Obersten eines deutschen Regiments in Wismar ernannt wurde, wo er ein Werk über die Kriegskunst zu schreiben begann, welches aber unvollendet blieb. Er begleitete Carl XII. auf seinen meisten Feldzügen und trug viel zu dem Siege von Narwa bei. Im polnischen Kriege war er bis 1706 gleichfalls bei dem Könige und der Hauptarmee, und erhielt den Oberbefehl über ein Truppencorps, das besonders zur Erbauung von Brücken über die Ströme, welche die schwedische Armee passiren mußte, und zur Eintreibung von Contributionen gebraucht werden sollte. 1706 begleitete er den König nach Sachsen, und wurde zum Statthalter von Sachsen ernannt. Diese Provinz war durch des vorigen Statthalters Rhenskiöld Beschäftigungen im Kriege ganz in Verfall und Unordnung gerathen. Stenbock stellte die Ordnung her, bestrafte strenge die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Beamten, und zeigte sich in jedem Geschäftskreis gleich wachsam und thätig. Doch der Krieg hinderte ihn an der Ausführung seiner Verbesserungspläne. Der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, rüstete sich zu einem Einfall in Schonen. Einem so mächtigen Feinde Widerstand zu leisten, war, in Schwedens damaliger Lage, ein schwieriges Unternehmen. Stenbock nahm indessen schnell seine Maßregeln, und überwand auf eine bewundernswürdige Weise die vielen Schwierigkeiten. Auf Befehl der Regentschaft stellte er sich an die Spitze von 8000 Mann alter, und 12,000 Mann neu ausgehobener Truppen, um dem Feinde, der das ganze Land um Helsingborg her verwüstete, und schon beträchtliche Contributionen ausgeschrieben hatte, Einhalt zu thun. Dies gelang ihm vollkommen, trotz des schlechten Zustandes seiner Soldaten. Im J. 1712 kam Stenbock mit einer neuen schwedischen Armee nach Pommern, griff am 20. December bei Gadebusch im Meklenburgischen die Dänen an, und schlug sie mit großem Verluste. Er rückte hierauf in Holstein ein, und verbrannte, ohne hinlängliche Ursache, das wehrlose Altona (d. 9. Jan. 1713), — eine Handlung, die ihm sehr zum Vorwurf gemacht wurde. Da er sich zu tief in Holstein wagte, wurde er von den ihm nachfolgenden dänischen, russischen und sächsischen Truppen bei Tönningen so eingeschlossen, daß er sich mit seiner Armee (am 6. Mai 1713) zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Er wurde nach Copenhagen in enge Verwahrung gebracht. Ein Versuch zur Flucht veranlaßte seine noch engere Ein-

schließung in einen Kerker, der über einem mit faulem Wasser angefüllten Keller angelegt war. Nach mehreren Weigerungen erlaubte man ihm geistlichen Zuspruch, allein der Prediger wurde beim Sprechen von ihm abgesondert. Seine Nahrung war abscheulich, und nach seiner eigenen Nachricht so, daß kein Hund sie genießen konnte. Er machte mehrere Vorstellungen gegen diese Behandlung, jedoch vergebens. Endlich durch Elend, Kummer und Herzeleid erschöpft, schrieb er 1716 eine Nachricht von seinen Leiden, um, nach seinen eigenen Worten, zum Troste seiner unglücklichen Familie zu dienen, und zugleich seinen Namen und guten Ruf der Nachwelt zu erhalten. Er starb 1717. Jene auf einzelne Stückchen Papier geschriebene Schilderung seiner Leiden verbarg er in einen mit einem doppelten Boden versehenen Kasten. Als sein Leichnam und seine Verlassenschaft von Copenhagen nach Schweden gebracht wurde, fiel diese Nachricht in die Hände seines Sohnes, und 1773 erschien sie in „Lönboms Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden." Sie ist in dem rührendsten und ergreifendsten Tone geschrieben. Stenbock war ein Mann von großen Talenten, und von Carl XII. sehr hoch geachtet, welches die Briefe dieses Fürsten an ihn noch jetzt beweisen. In seinen politischen Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, des berühmten Benedict Oxenstierna, bei. Er war freimüthig in der Mittheilung seiner Ansichten, und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Selbst von den Feinden Schwedens, vom Könige August von Polen zum Beispiel, wurde er sehr hoch geachtet. S. auch Mémoires concernant Mr. le Comte de Stenbock, savoir les campagnes 1712 et 1713 de ce Général, avec sa justification et quelques observations, par Mr. N. à Frankfort s. M. 1745, und über die Einäscherung der Stadt Altona im J. 1713, von Jacobsen. Altona 1813.

Stenographie (Engschreibekunst, Engschreiberei), ist wörtlich die Kunst, durch Abkürzungen und allerlei willkürliche Zeichen, die ganze Worte und Redensarten bezeichnen, auf einen kleinen Raum mehr, als es auf die gewöhnliche Art möglich ist, zu schreiben. Sie ist besonders anwendbar, wo es darauf ankommt, den mündlichen Vortrag eines Andern schnell und vollständig nachzuschreiben. Schon die Griechen und Römer kannten sie, indem sie sich derselben wahrscheinlich zum Nachschreiben bei mündlichen Verhandlungen von öffentlichen Angelegenheiten bedienten; aber wahrscheinlich war diese Eilschrift noch sehr unvollkommen, und bestand nur aus einer Summe willkürlich gewählter, nicht nach festen Regeln zusammengesetzter Wortzeichen und Abkürzungen, welches ihre Erlernung sehr schwierig machen mußte. Leichter und anwendbarer war die im vorigen Jahrhundert in England entstandene, durch **Taylor**, Prof. zu Oxford, auf einfache Regeln zurückgeführte, späterhin in Frankreich (mit Einführung der repräsentativen Verfassung) durch **Bertin** noch mehr vereinfachte Stenographie. Eine **deutsche Stenographie** wurde zuerst mitgetheilt von Friedrich **Mosengeil** (Eisenach 1796), worauf eine erleichterte Stenographie von Horstig (Leipzig 1797, 4.) erschien. Gegenwärtig hat der erstere ein neu bearbeitetes **Lehrbuch der deutschen Stenographie** mit 8 stenographischen Lehrtafeln (Jena 1819, 4.) herausgegeben, und in München ist eine lithographische Stenographie angekündigt worden. Es läßt sich hoffen, daß künftig, besonders durch Hülfe der Lithographie ihr Gebrauch bei den öffentlichen Verhandlungen allgemein und bedeutend werden wird.

Stentor, ein berühmter Trompeter bei dem griechischen Kriegsheere, welches Troja belagerte, von welchem Homer versichert, daß er so stark habe schreien und auf der Trompete blasen können, wie funfzig andere Männer zugleich. Juno nahm seine Gestalt an, und ermahnte die Griechen zum tapfern Kampfe gegen die Troer. Von ihm rührt der Ausdruck Stentorstimme her, wenn man eine ungewöhnlich starke Stimme bezeichnen will.

Stephan Bathori, einer der berühmtesten Könige von Polen, geboren in Siebenbürgen 1532, stammte von einer vornehmen gräflichen Familie dieses Landes ab, und erwarb sich durch Tapferkeit und Klugheit so großes Ansehen, daß er nach dem Tode des Fürsten Johann Siegmund von seinen Landsleuten (1571) zum Fürsten erwählt wurde. Als Heinrich von Valois (nachmaliger König Heinrich III von Frankreich) des polnischen Throns für verlustig erklärt wurde, schritten die Reichsstände zu einer neuen Wahl, und der Kaiser Maximilian II. und Stephan Bathori traten als Kronbewerber auf. Der leztere ward von einer mächtigen Partei unter der Leitung des Grafen Zamoysky, eines eben so großen Staatsmannes und Feldherrn als Gelehrten, unterstüzt. Indessen wurde Maximilian wirklich zum Könige gewählt und von dem Primas des Reichs ausgerufen. Allein Zamoyski rief den Fürsten Stephan Bathori unter der Bedingung, daß er die nachgelassene Tochter des polnischen Königs Siegmund I. heirathen sollte, gleichfalls aus, und der vornehmere Adel, so wie die hohe Geistlichkeit stimmten für Bathori's Wahl. Auf diese Weise bekamen die Polen auf einmal zwei Könige, welche beide die ihnen vorgelegten Pacta conventa (Wahlcapitulationen) beschworen hatten. Auch die Prinzessin Anna, welche jedoch weit älter war als Stephan, ward mit diesem zugleich als Königin ausgerufen. Ein furchtbarer innerlicher Krieg wäre die Folge dieser doppelten Königswahl gewesen, wenn Maximilian ernsthafte Maßregeln angewandt hätte, um sich den Besiz des Thrones zu verschaffen. Er ließ es jedoch bei leeren Drohungen bewenden, ohne ein Kriegsheer von Ungarn oder Oesterreich her in Polen einrücken zu lassen. Stephan Bathori sammelte sogleich nach seiner Wahl ein bedeutendes Kriegsheer, und ersezte durch Entschlossenheit und Muth, was ihm an Mannschaft abging. Bald trat der ganze Adel zu ihm über und auch der übrige Theil der Nation schlug sich zu ihm. Danzig allein hing an dem Kaiser und wollte den König Stephan nicht anerkennen. Nach einer muthigen Gegenwehr mußte es sich aber ergeben, und als Maximilian II. endlich ein Kriegsheer in Polen einrücken lassen wollte, starb er, noch ehe dies geschah. Damit war alles aus dem Weg geräumt, was den König Stephan in dem Besiz seiner Krone hätte stören können, und binnen Jahresfrist war alles ruhig. Mit Kraft behauptete er sein königliches Ansehen gegen die Stände und vertheidigte muthvoll und tapfer sein Reich auch gegen auswärtige Feinde. Gleich nach seiner Thronbesteigung kündigte er den Russen, die mehrere Jahre hindurch, seit Siegmund II. August, Liefland unaufhörlich beunruhigt hatten, den Krieg an, und führte selbst mit vielem Glück den Oberbefehl. In drei auf einander folgenden Feldzügen schlug er seine Feinde wiederholt, und nöthigte im Jahr 1582 den Czar Iwan II. zu dem zapolischen zehnjährigen Waffenstillstande und zur Abtretung aller in Liefland gemachten Eroberungen. Die Kosacken, welche er seinem Reiche unterwarf, zwang er, polnische Geseze anzunehmen, und stiftete für Polen drei höchste Reichsgerichte, eins zu Wilna für Litthauen, das

zweite zu Petrikau für Großpolen, und das dritte zu Lublin für Kleinpolen. Er selbst war, wenn er von seiner Hitze sich nicht übereilen ließ, äußerst gerecht, und wurde von seinem Volke ungemein geliebt und verehrt. Gegen seine protestantischen Unterthanen bewies er sich duldsam und pflegte, wenn man ihm zur Ausrottung der Ketzer rieth, zu antworten: drei Dinge kämen Gott allein zu: 1. aus nichts etwas zu machen, 2. künftige Dinge vorher zu wissen, 3. über die Gewissen zu herrschen. Er starb den 12ten December 1586, in seinem 54sten Lebensjahre, nach einer zehnjährigen, ruhmvollen Regierung, vermuthlich an Gift. Er hinterließ keine Kinder und nach ihm bestieg der Kronprinz Siegmund von Schweden, von Stephans nachgelassener Gemahlin Anna empfohlen, und von Zamoyski gleichfalls unterstützt, den polnischen Thron.

Stephanie (Christian Gottlob), ein berühmter Schauspieler, wurde 1733 zu Breslau geboren, entsagte aus Neigung für die schönen Künste dem Kaufmannsstande, für den sein Vater ihn bestimmt hatte, engagirte sich bei der Schuchschen Gesellschaft und trat unter dem veränderten Namen Stephanie, da er ursprünglich Stephan hieß, zuerst 1756 zu Breslau als Gusman in Voltaire's Zaire mit Beifall auf. Er besuchte mit derselben Gesellschaft Magdeburg, Potsdam, Berlin, Stettin, Frankfurt an der Oder und Cüstrin, und fand bald in Eckhof und Kirchhof gleichgesinnte Freunde, mit denen er sich zur Veredlung der Bühne verband. Da indeß Schuch diesem Streben entgegen war und die extemporirte Komödie sammt ihrem Harlekin in Schutz nahm, verließen jene die Gesellschaft und gingen nach Altona. Stephanie spielte Liebhaber- und Charakterrollen mit ungetheiltem Beifall; dennoch fehlte der Bühne die gehörige Unterstützung des Publicums. Er begab sich daher nach Mietau und folgte von dort 1760 einem Ruf als Hofschauspieler nach Wien. Hier mußte er sich zwar anfangs dem Geschmack des Publicums bequemen und an der beliebten extemporirten Komödie Theil nehmen; nach und nach aber wußte er den regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen, und schon 1762 wurde bestimmt, daß wöchentlich wenigstens ein regelmäßiges Stück gegeben werden sollte. Zugleich suchte Stephanie durch eine Monatsschrift, die er 1766 unter dem Titel: gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht, herausgab, in gleichem Sinne auf den Geschmack des Publicums zu wirken. Schon 1768 wurden wöchentlich nur noch zwei Burlesken gegeben, und als Affligio um diese Zeit das deutsche Theater wieder übernahm, war der Geschmack der Zuschauer schon so verändert, daß dieser sich umsonst bemühte, sie zur extemporirten Komödie zurückzuführen. Dadurch entstand die höchste Erbitterung zwischen Affligio und Stephanie, welcher letzterer den Cabalen seines Gegners würde haben unterliegen müssen, wenn nicht Maria Theresia selbst seine gerechte Sache in Schutz genommen hätte. Auch als dramatischer Schriftsteller hat sich Stephanie durch die neueste Frauenschule, die Liebe in Corsica, und den neuen Weiberfeind vortheilhaft bekannt gemacht. In spätern Jahren spielte er mit eben so großem Beifall edle zärtliche Väter, Vormünder und dergl. wie früher Liebhaber und Helden. Diderots Hausvater war sein Triumph. Ohne Kaiser Josephs gütiges Anerbieten, ihn mit seinem ganzen Gehalt in Ruhestand zu versetzen, anzunehmen, blieb er bis an seinen Tod thätig. Er starb den 10ten April 1798 allgemein als ein talentvoller Künstler und rechtschaffener Mann betrauert.

Stĕphanus. Außer dem aus der Zeit der ersten christlichen Kirche bekannten Märtyrer Stephanus gibt es in der catholischen Kirche noch zwei Heilige dieses Namens: Stephanus I., Papst und Märtyrer aus dem dritten Jahrhunderte, und Stephanus I., König in Hungarn, der gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die christliche Religion in Hungarn einführte, und deßwegen nach seinem Tode canonisirt wurde. Seine Nachfolger im Reiche haben auch aus diesem Grunde den Titel: Apostolische Majestät von dem Papste erhalten. Der St. Stephansorden in Toscana ist dem ersten, und der hungarische St. Stephansorden dem zweiten zu Ehren gestiftet worden.

Stĕphanus (Robertus und Henricus), eigentlich Robert und Henri Estienne, die beiden als Gelehrte und Buchdrucker berühmtesten Männer einer Familie, die eine Reihe von tüchtigen Gelehrten und Buchdruckern hervorgebracht hat. Robertus Stephanus (der erste dieses Namens) war 1503 zu Paris geboren und widmete sich den gelehrten Studien. Er besaß nicht nur die gründlichsten Kenntniß des Lateinischen und Griechischen, sondern auch des Hebräischen, wie die von ihm besorgten Ausgaben in diesen Sprachen bewriten. Nach seines Vaters Tode arbeitete er einige Jahre gemeinschaftlich mit Simon de Colines und besorgte eine Ausgabe des neuen Testaments, welche correcter und von bequemerem Format ist, als alle früher erschienenen. Der schnelle Absatz dieser Ausgabe beunruhigte die Doctoren der Sorbonne, die gern einen Vorwand gefunden hätten, um die Ausbreitung eines Buchs, woraus die Anhänger der neuen Lehren ihre Beweisgründe schöpften, zu verbieten. Robertus heirathete bald darauf die Tochter des Buchdruckers Josse Badius, Petronella, welche so gut lateinisch verstand, daß sie ihre Kinder und Dienstbothen darin unterrichtete, so daß keine Person im ganzen Hause war, die nicht geläufig lateinisch sprach. Gegen 1526 errichtete Robertus Stephanus eine Druckerei unter seinem eigenen Namen, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten Werke hervorging. Seine Ausgaben griechischer und römischer Classiker bereicherte er größtentheils mit Noten und interessanten Vorreden. Dabei sorgte er für die möglichste Correctheit und heftete zu dem Ende die Probebogen öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen versprach. Anfangs druckte er mit den Schriften seines Vaters und Simons de Colines; aber gegen 1532 ließ er eine zierlichere Schrift verfertigen, mit welcher er die schöne lateinische Bibel von jenem Jahre ausführte. Sie zog ihm aber neue Verfolgungen zu, vor denen er sich nur durch den besondern Schutz des Königs Franz I. und durch das Versprechen sichern konnte, ferner nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu drucken. Darauf gab er die erste Ausgabe seines trefflichen Thesaurus linguae latinae heraus, den er in jeder folgenden mehr vervollkommnete und den später Geßner bei dem seinigen zum Grunde legte. Im Jahr 1539 wurde er zum königlichen Buchdrucker für das Lateinische und Hebräische ernannt und auf sein Ansuchen ließ Franz I. die schönen Schriften gießen, welche die königliche Druckerei in Paris noch besitzt. Neue Anfechtungen, die er wegen seiner Bibel von 1545 hatte, wurden zwar abermals von dem Könige abgewehrt, da sie aber nach dem Tode desselben nur heftiger begannen, sah er sich endlich genöthigt Frankreich zu verlassen. Er ging 1552 nach Genf, wo er mit seinem Schwager Conrad Badius das neue Testament französisch druckte, dann eine eigene Druckerei einrichtete, aus der noch mehrere

gute Werke hervorgingen, und 1559 starb. Sehr geschätzt sind, unter andern, seine hebräischen Bibeln, 4 Bände 4. und 8 Bände 16.; die lateinische Bibel Fol. 1538 — 40; das neue Testament, Fol. 1550, das man als das schönste in griechischer Sprache gedruckte Buch ansieht; seine Historiae ecclesiasticae scriptores, Eusebii praeparatio et demonstratio evangelica, sein Dionysius von Halicarnaß, Dio Cassius (sämmtlich zum erstenmal von ihm herausgegeben), ferner seyn Cicero, Terenz, Plautus u. s. w. — Nicht minder berühmt als der Vater, ist sein Sohn, Henricus Stephanus, geboren zu Paris 1528. Er war mit glücklichen Anlagen ausgerüstet, und widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Griechischen. Der berühmte Peter Danes war sein Lehrer. Auch genoß er den Unterricht eines Tusan, Turnebus und wurde so im kurzem einer der geschicktesten Hellenisten. Wie schnell er aber auch in der lateinischen Sprache fortschritt, beweisen seine Anmerkungen zum Horaz, die er als zwanzigjähriger Jüngling herausgab. Außerdem hatte er die mathematischen Wissenschaften mit Eifer studirt. Im Jahr 1547 begab er sich nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliothek zu benutzen. Er sagt selbst, daß er drei Jahre in Florenz, Rom, Neapel und Venedig verweilt habe. Er brachte von dort mehrere kostbare Abschriften von Classikern mit. Auch England und die Niederlande besuchte er und kehrte 1552 nach Paris zurück, als eben sein Vater sich zur Abreise nach Genf anschickte. Diesem folgte er vielleicht dorthin, aber 1554 war er wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das seinem Vater von Franz I. gegebene Privilegium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei anhielt. In demselben Jahre besuchte er nochmals Italien, um Handschriften des Xenophon und Diogenes Laertius zu vergleichen, und mit Anfang des Jahres 1557 begann er, zu Paris in einer eigenen Druckerei einige der so mühsam und sorgfältig herbeigeschafften Werke herauszugeben. Er würde die dazu erfoderlichen Kosten nicht haben bestreiten können, wenn nicht Ulrich Fugger ihn auf das großmüthigste unterstützt hätte. Aus Dankbarkeit nannte sich Henricus Stephanus bis zum Tode seines Beschützers einen Buchdrucker Fuggers. Der Tod seines Vaters 1559 versetzte ihn in einen so anhaltenden Kummer, daß seine Kräfte langsam hinschwanden. Diesem Uebel Einhalt zu thun, verheirathete er sich, wie seine Freunde ihm riethen. So genas er zu neuer Thätigkeit. Da er aber der neuen Lehre öffentlich anhing, sah er nur zu oft seine Ruhe gestört und sich in seinen Arbeiten unterbrochen. Im Jahr 1566 gab er die lateinische Uebersetzung des Herodot von Valla aufs neue heraus und vertheidigte in einer Vorrede diesen Vater der Geschichte gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Diese Abhandlung lieferte er zugleich in einer französischen Uebersetzung, vermehrt mit vielen satirischen Ausfällen auf die Priester und Mönche, die sich gewiß hart gerächt haben würden, wenn sie den Urheber gekannt hätten. Schon Robertus Stephanus hatte für ein griechisches Wörterbuch zu sammeln angefangen; Henricus, der die Materialien geerbt hatte, setzte diese große Arbeit fort, und gab jenen noch jetzt unübertroffenen Thesaurus der griechischen Sprache heraus, der in der That ein Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik ist, und allein hinreichen würde, seinem Verfasser einen dauernden Ruf zu sichern. Aber der nothwendig hohe Preis dieses Werks und der Auszug, den Scapula gleich nach seiner Erscheinung besorgte, bewirkten, daß der Absatz nur sehr langsam erfolgte, und so gerieth der treffliche Verfasser in die äußerste Verlegen-

heit. Er machte eine Reise nach Deutschland, entweder um sich zu zerstreuen oder um sich Hülfsquellen zu eröffnen. Heinrich III. bewilligte ihm zwar für sein Werk De la Précellence du Langage françois eine Belohnung von 3000 Livres, außerdem noch, um ihn zur Aufsuchung von Handschriften anzufeuern, ein Jahrgeld von 800 Livres, und zeichnete ihn auf das ehrenvollste aus; aber wahrscheinlich wurden jene Gelder gar nicht bezahlt. Henricus Stephanus blieb wenigstens in zerrütteten Glücksumständen, zog sich endlich vom Hofe zurück, um sich nützlicher zu beschäftigen, und lebte unstät zu Orleans, Paris, Frankfurt, Genf, Lyon. Auf einer Reise nach letzterem Orte ward er krank und starb im Hospital im Jahr 1598, wahrscheinlich geistig zerrüttet. So traurig endigte einer der gelehrtesten und um die alte Literatur verdientesten Männer, die es je gegeben. Wenn seine Drucke minder schön sind als jene, die wir seinem Vater verdanken, so stehen sie ihnen um nichts nach an Gehalt und Correctheit und übertreffen sie der Anzahl nach. Seine Ausgaben von Classikern haben fast alle den spätern in Ansehung des Textes zur Grundlage gedient. Ungerecht ist der Vorwurf, daß er mit dem Text der Autoren willkürlich verfahren sey. Er machte mit größter Leichtigkeit lateinische Verse. Von Geist war er lebhaft und zartfühlend; dabei liebte er Scherz und Spott, aber Widerspruch ertrug er nicht und erlaubte sich beißende Epigramme gegen Andersdenkende. Unter seinen zahlreichen Ausgaben zeichnet man vornehmlich aus: Poetae graeci, principes heroici carminis, 1566, fol.; Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina, 1560, 1566, 1586, 24.; ferner den Maximus Tyrius, Diodor, Xenophon, Thucydides, Herodot, Sophokles, Aeschylus, Diogenes Laërtius, Plutarch, Apollonius Rhodius, Callimachus, Plato, Herodian und Appian, den Horaz, Virgil, Plinius jun., Gellius, Macrobius, die Sammlung römischer Historiker u. s. w. Viele griechische Schriftsteller hat er ins Lateinische übersetzt. Gern würden wir auch noch die vielen schätzbaren Werke, deren Verfasser er war, anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. — Er hinterließ mehrere Kinder, von denen eine Tochter mit dem gelehrten Casaubonus verheirathet war.

Steppe, vom russischen Worte **Step**, eine Wüste, auch ein flaches, dürres Feld. Die Steppen im russisches Reiche, die den Landes im ehemaligen Guienne in Frankreich, und den Heiden im nördlichen Deutschlande nicht unähnlich sind, bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitsamen Händen unangebaut; der Boden selbst ist nicht immer ganz unfurchtbar, und gibt Weiden für die zahlreichen Herden der nomadischen Völkerschaften. In den weitläuftigen Steppen des Gouvernements **Astrachan**, zwischen der Wolga und dem Jaik, ziehen Kalmücken und nogaische Tatarn im Sommer mit ihren Herden von einem Platz zum andern; es wachsen in denselben viele Arten Blumen, Kräuter und Gemüse wild, auch halten sich Hasen, wilde Ziegen und mehrere Arten Vögel darin auf, und hie und da findet man Salzseen. In den Steppen der Statthalterschaft Woronesch am Don sind Maulthiere häufig anzutreffen.

Sterbe: oder Leichencassen sind geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder entweder zu verschiedenen Zeiten, z. B. wöchentlich, monatlich 2c., etwas an Geld zusammenbringen, wovon bei ihrem Ableben ihre Erben einen bestimmten Beitrag zu ihren Begräbnißkosten erhalten; oder wo erst bei dem erfolgten Absterben eines

Mitgliedes der bestimmte Beitrag zu den Begräbnißkosten zusammengeschossen wird. Die Sterbethalercasse (in Hildesheim) ist gleichfalls eine Art von Leichencasse.

Sterbelehen. Das auf die ehelichen Erben des ersten Erwerbers übergehende Nutzungsrecht an einer fremden Sache, ohne Bedingung einer Verbesserung derselben, und ohne Verpflichtung zu einer besondern Treue gegen den Obereigenthümer, bloß gegen Entrichtung eines Zinses zur Anerkennung (Recognition) des Obereigenthumes oder zur Vergütung der Nutzung heißt Erbleihe, Erbzinsgut (Emphytheusis im Sinne des deutschen Rechts). Oft sind die Erben des Erbzinsmannes verpflichtet, nach dem Tode des Letztern von einem solchen Gute eine Summe Geldes zu zahlen, welches Sterbelehen genannt wird. Die Größe dieser Geldsumme richtet sich entweder nach dem Herkommen, oder nach dem Vertrage des Erblassers mit dem Obereigenthümer, oder nach dem letzten Kaufschilling, oder auch nach einer Taxation des Grundstücks und es werden im Zweifel zwei pro Cent des Werthes vermuthet. So wie die Erbleihe selbst, ist auch das Sterbelehen deutschen Ursprungs, aber wahrscheinlich durch das römische Recht und zwar durch l. 3. C. de Jure emphyteutico veranlaßt, wornach der Obereigenthümer von dem neuen Emphyteutmann zwei pro Cent zu fodern berechtigt seyn soll. Da aber in jenem Gesetze unter einem neuen Emphyteuta nur ein Successor singularis, aber kein Erbe (kein Successor universalis) verstanden wird, da unsere Erbleihe ferner sich wesentlich von der römischen Emphyteusis nach der oben gegebenen Erklärung unterscheidet; so findet jene Verordnung hier hinsichtlich der Erben Anwendung. Verlangt der Obereigenthümer des Erbzinsgutes von den Erben ein Sterbelehen oder Lehnwaare, so muß er da, wo nicht Vertrag, letzter Wille, Gesetz oder Herkommen für ihn spricht, seine Befugniß zu der Foderung beweisen. Das Laudemium oder die Lehnwaare übrigens, welche ein Successor singularis, z. B. ein Käufer der Erbleihe, davon zu entrichten hat, heißt nicht Sterbelehen, sondern dieser Name kommt ausschließlich dem Laudemium zu, welches die Erben des Erbzinsmannes, als solche, von der Erbleihe an den Obereigenthümer zahlen müssen. N. P.

Sterbelisten. Tabellen der Gebornen, Gestorbnen und Getrauten in einem Bezirk, einem Kirchspiel, einer Stadt oder einem Lande finden wir erst seit dem sechzehnten Jahrhundert eingeführt. Ihr Werth ist anerkannt, denn sie liefern dem Statistiker wie dem Staatsmanne und Regierungsbeamten beglaubigte Thatsachen, woraus er zunächst auf die Bevölkerung, dann aber auch auf die Ursachen der zu- oder abnehmenden Sterblichkeit und selbst auf den Wohlstand der Bewohner schließen kann. Den ersten Versuch einer statistischen und politischen Untersuchung dieser Listen machte J. Graunt zu London 1662 in seinen Natural and political Observations on the bills of mortality. Ein treffliches und bis jetzt noch nicht übertroffenes Werk dieser Art lieferte J. P. Süßmilch unter dem Titel: die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts (vierte Auflage 1775—76 in 3 Bden). Was die Einrichtung der Sterbelisten betrifft, so müssen zuvörderst die Fehlgeburten von den lebendig Gebornen geschieden, dann aber bei letztern Geschlecht, Alter und Ursache des Todes genau angegeben werden. Der erste und letzte Punkt sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Fehlgeburten meist verheimlicht werden, zur Angabe der Ursache

des Todes aber ärztliche Kenntnisse gehören, die nicht allenthalben angetroffen werden. Daher werden denn auch befriedigende und wahrhaft belehrende Sterbelisten noch lange ein Gegenstand frommer Wünsche bleiben.

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung.

Sterkel (Johann Franz Xaver), ein beliebter deutscher Tonsetzer, geb. zu Würzburg 1750, bildete sich als Organist und Clavierspieler, widmete sich dann dem geistlichen Stande und nahm die Organistenstelle in dem ehemaligen Stift Neumünster mit der damit verbundenen Vicarie an. Durch sein Clavierspiel wurde er dem Churfürsten von Mainz empfohlen, der ihn 1778 in seine Dienste nahm, zu seinem Hofcapellmeister machte, und im folgenden Jahre eine Kunstreise nach Italien machen ließ, wo er sich mit großem Beifall hören ließ, viele höchst angenehme Compositionen hervorbrachte und auch eine Oper, Farnace, für das königliche Theater in Neapel schrieb. Im J. 1781 rufte ihn sein Churfürst zurück und übertrug ihm ein Canonicat, neben dessen Verwaltung er sich eifrig der Musik hingab, indem er mehrere höchst wohlgefällige und ausdrucksvolle Melodien dichtete, und sich so um das musikalische Lied großes Verdienst erwarb, so wie auch mehrere Sonaten, Sinfonien und Clavierconzerte schrieb, und mehrere gute Clavierspieler und Sänger bildete. Im J. 1793 erhielt er die durch Righini's Abgang erledigte Kapellmeisterstelle zu Mainz und schrieb in dieser Zeit mehreres für die Kirche. Die unglückliche Zeit, wo sein Fürst und Gönner Mainz verlassen mußte, unterbrach auch seine Wirksamkeit. Er wandte sich nach seiner Vaterstadt, und schrieb daselbst mehrere Messen für das Hoforchester in Würzburg und eine Menge sehr beliebt gewordener und verbreiteter Clavierstücke. Einen Ruf nach Polen nahm er nicht an. Nachher wurde er von dem Fürsten Primas, seinem Herrn, 18c., als Kapellmeister nach Regensburg berufen. Er errichtete hier eine gute Singschule, und schrieb wahrscheinlich zum Behufe derselben mehrere Sammlungen von Canzonetten, Arien und Liedern, welche sehr bekannt geworden sind. Die politischen Umwälzungen der neuesten Zeit führten ihn wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er beinahe 84 Jahr alt am 12. October 1817 starb.

Stereometrie. Nach seiner wörtlichen Bedeutung heißt Stereometrie Körpergehaltsmessung; die Elementargeometrie gibt aber dem Begriffe eine weitere und engere Bedeutung, indem sie hier einmal auch andere Eigenschaften der Körper betrachtet, anderseits aber nur die von ebenen Flächen begränzten, und von den durch krumme Oberflächen eingeschlossenen nur Cylinder, Kegel und Kugel abhandelt, die andern aber der höheren Geometrie überläßt. Wir müssen uns hier auf die allgemeinsten Begriffe und Sätze beschränken. **Körper** heißt in der Geometrie, was Länge, Breite und Tiefe hat, der **Inhalt** eines Körpers aber wird in Cubikfußen, Zollen und Linien angegeben. Das heißt: denke dir den Körper zu soliden Punkten zerkleinert, und deren Menge in dem angegebenen Maße ausgedrückt. Ist der betrachtete Körper ein **Prisma** (s. d. Art.), so zeigt seine **Höhe** an, wieviel der **Grundfläche** gleiche Schichten solcher soliden Punkte zu seiner Bildung über einander gelegt werden müssen; oder, wie es die Geometrie ausdrückt, so ist sein Inhalt dem Produkte aus der Höhe in die Grundfläche gleich. Eben so verhält es sich, wie man beim geringsten Nachdenken gewahr wird, mit dem **Cylinder** (s. d. Art.). Ein dreiseitiges Prisma läßt sich, wie

man am leichtesten durch Zerschneiden eines solchen findet, in drei dreiseitige Pyramiden (s. d. Art.) von derselben Höhe und Grundfläche als das Prisma; ein mehrseitiges Prisma und eine mehrseitige Pyramide aber in soviel dreiseitige zerlegen, als die Grundfläche Seiten hat; daher der Inhalt einer jeden Pyramide dem dritten Theile des Produkts aus der Höhe in die Grundfläche gleich ist. Dasselbe gilt vom Kegel (s. d. Art.), der zur Grundfläche einen Kreis, d. h. ein Polygon von unendlich vielen Seiten, hat, und also als Pyramide betrachtet werden kann. Eine Kugel (s. d. A.) aber erscheint offenbar als eine Zusammensetzung von einer unendlichen Menge von Pyramiden, die sämmtlich ihre Spitzen im Mittelpunkte haben, und ist daher an körperlichem Inhalte dem Drittel des Produkts aus ihrer Oberfläche, welche die Summe der Grundflächen aller dieser Prismen ausmacht, in ihren Radius gleich. — Dieß sind die Hauptsätze der Körpergehaltsmeßkunst; die Stereometrie lehrt aber, wie schon oben angedeutet worden ist, sie auch noch mit einander vergleichen, und den Inhalt ihrer Oberflächen kennen. Wir müssen die Leser dießfalls auf die betreffenden Lehrbücher verweisen. D. N.

Stereotypie, s. Buchdruckerkunst.

Sterling, eine Rechnungsart oder fingirte Münze in England. Der Name soll von dem englischen Worte Easterling, das so viel heißt, als einer der gegen Osten von England wohnt, herkommen. So wurden die hanseatischen Kaufleute, auch zuweilen die Niederländer benannt. Von diesen sollen unter der Regierung Königs Johann, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, verschiedene in England bei der Münze gebraucht worden seyn, weil sie Vortheile kannten, welche die Engländer damals noch nicht wußten. Daher gab man den neuen Münzen, an denen die Easterlinge gearbeitet hatten, den nämlichen Beinamen, der in der Folge abgekürzt und Sterling ausgesprochen wurde. Andre leiten, vielleicht mit mehrerem Grunde, diesen Namen von dem alten angelsächsischen Worte Steore, das Regel oder Gesetz bedeutete, her; es würde also dadurch eine nach dem gesetzten Münzfuße in Korn und Schrot richtige Münze angezeigt werden. Die englischen Sprachforscher sind selbst über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes ungewiß. Pfund Sterling heißt es, weil in ältern Zeiten nach dem Gewichte — das wirkliche Pfund Silber zu 12 Unzen — gezahlt wurde. Ein Pfund Sterling hält 20 Schillinge, und hat den Werth von 6½ Reichsthaler Conventionsgeld. Die Guineen, welche zuerst unter Carl II. ausgemünzt wurden, sollten eigentlich ein Pfund Sterling gelten, sie stiegen aber um einen Schilling höher.

Sternbilder sind gewisse Gruppen von Fixsternen, in welche die Astronomen dieselben zur leichtern Uebersicht und Bezeichnung abgetheilt haben. Die Kenntniß derselben macht den Gegenstand der Astrognosie aus. Schon im Alterthume machte man den Anfang damit. Die Bilder, unter welchen man sich gewisse beisammen stehende Sterne vorstellt, nahm man von Gegenständen auf der Erde, z. B. von Thieren her, und benannte sie auch nach diesen. Daß hiebei die Willkür ziemlich freies Spiel hatte, sieht jeder, der z. B. das bekannteste Sternbild, den großen Bär oder Himmelswagen, betrachtet. Die sieben dazu gehörigen großen Sterne konnten eben sowohl mit hundert andern Dingen verglichen und nach ihnen benannt werden. Das ist jedoch gleichgültig, und es ist genug, daß alle in dieser

Bezeichnung übereinkommen und wissen, welche Sterne gemeint sind, wenn in schriftlichen oder mündlichen Vorträgen von diesem Sternbilde die Rede ist. Diese Art, die Sterne zu bezeichnen und von einander zu unterscheiden, ist einfach und natürlich; man hat sie daher aus dem frühern Alterthume beibehalten, ja selbst die Sternbilder der Alten am Himmel stehen lassen und für die noch unbezeichneten Sterngruppen ähnliche neue gewählt. Wann, wo und von welchem Volke die ersten Sternbilder aufgebracht wurden, ist nicht bekannt; gewiß aber ist, daß die Griechen ihre Sternbilder wenigstens zum Theil von den Aegyptern hernahmen, bei welchen sich ihr Gebrauch in das vorgeschichtliche Dunkel des Alterthums verliert. Von den Griechen gingen die Sternbilder zu den Römern, und von diesen zu den übrigen Europäern über. Ptolemäus führt in seinem Almagest 48 Sternbilder auf, welche noch jetzt die ptolemäischen heißen. Sie haben folgende Namen: I. Die zwölf Sternbilder des Thierkreises: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütz, Steinbock, Wassermann, Fische; II. 21 Sternbilder in der nördlichen Halbkugel: große Bär, kleine Bär, Drache, Cepheus, Cassiopeja, Andromeda, Perseus, Pegasus, kleine Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus, Schlange, Hercules, Adler, Pfeil, Leier, Schwan, Delphin; III. funfzehn Sternbilder in der südlichen Halbkugel: Orion, Wallfisch, Eridanus, Hase, kleine Hund, große Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, südlicher Fisch, Schiff Argo, südliche Krone. — Die Dichter des Alterthums verknüpften sehr sinnreich die Sternbilder mit den unter ihnen beliebten Mythen und Sagen. — Es sind mit diesen Sternbildern mancherlei Veränderungen vorgegangen, auch kamen schon bei den Alten noch mehrere hinzu, z. B. das Haupthaar der Berenice, der Antinous. Aber immer blieb den neuern Astronomen noch eine reichliche Nachlese. Hevel hat folgende zwölf neue Sternbilder eingeführt: Sobieskische Schild, Eichhorn, Camelparder, astronomische Sextant, Jagdhunde, kleine Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechse, kleine Triangel, Cerberus, Berg Mänalus. — Als die Europäer anfingen, die südliche Halbkugel der Erde zu beschiffen, mußten ihnen natürlich eine Menge Sterne erscheinen, welche sie vorher noch nie gesehen hatten, weil sie in Europa unsichtbar sind. Auf diese Weise kamen im sechzehnten Jahrhundert zwölf neue Sternbilder hinzu: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, südlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikanische Gans, Wasserschlange, Schwertfisch, fliegender Fisch, Chamäleon. Hierzu fügte noch Halley im Jahr 1675 bei seinem Aufenthalt auf St. Helena die Carlseiche, und La Caille im Jahr 1750 bei seinem Aufenthalte am Vorgebirge der guten Hoffnung folgende vierzehn: Bildhauerwerkstatt, chemischer Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabstichel, Staffelei, Seecompaß, Seeoctant, Luftpumpe, Cirkel, Lineal und Winkelmaß, Telescop, Mikroscop, Tafelberg. Zu den genannten sind noch und noch hinzugekommen: das lappländische Rennthier, der Einsiedler, Messier oder der Erntehüter, der Poniatowskische Schild, Friedrichsehre, das brandenburgische Scepter, der Georgs Psalter, Herschels Telescop und andre, die sich nicht füglich alle anführen lassen, da sie nicht allgemeine Gültigkeit erlangt haben. So fand das von der leipziger Universität aus einem Theil des Orion geschaffene Napoleonsgestirn keinen Beifall und ist wie jener Eroberer in sein Nichts zurückgekehrt. — Die einzelnen Sterne eines Sternbildes bezeichnet man mit grie-

chischen Buchstaben, mehrere haben auch ihre eigenen Namen. Auch unterscheidet man sie nach Maßgabe ihrer verschiedenen scheinbaren Größe und spricht in dieser Beziehung von Sternen erster, zweiter, dritter Größe u. s. w.

Sterncharten. Von der Eintheilung der Sterne in gewisse Bilder, ist im Art. Sternbilder ausführlich die Rede gewesen; Darstellungen des Himmelsgewölbes nun mit seinen Sternbildern auf ebenen Flächen heißen Sterncharten. Die verschiedenen Arten dieser Darstellungen (Projectionen) anlangend, so beziehen wir uns auf dasjenige, was im Artikel Landcharten darüber vorgetragen ist, und mehr und weniger auch hier seine Anwendung findet.

Sterndeuterei, s. Astrologie.

Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Comet und Weltsystem.

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Britten, wurde 1713 zu Clomwell in Irland geboren. Nachdem er zu Halifax einigen Schulunterricht empfangen, durch welchen aber seine Talente wenig entwickelt wurden, ging er 1732 nach Cambridge, um Theologie zu studiren. Hier zeichnete er sich mehr durch seine Fröhlichkeit als durch einen Fleiß, mehr durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch seine Kenntnisse aus, und die Akademie ertheilte ihm deßhalb das Zeugniß, daß er zwar ein harmloses, aber höchst seltsames Subject sey. Indessen erhielt er doch durch die Vermittelung seines Oheims die Pfarre zu Sutton, und späterhin noch die Pfarre zu Stillington, und eine Präbende an der Kathedrale zu York. 1741 verheirathete er sich, und stand seinen beiden Pfarren zwanzig Jahre hindurch vor. Sutton war sein Wohnort und er belustigte sich, wie er sagt, hier die Zeit über mit Lesen, Zeichnen, Malen und Schießen. 1759 erschienen die beiden ersten Bände von seinem „Leben und Meinungen des Tristram Shandy" (the Life and Opinions of Tristram Shandy), ein Roman von höchst eigenthümlichem Charakter, der mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Den beiden ersten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch sieben andere. Ein bejahrter Landedelmann, der sich einbildet, ein Philosoph zu seyn, und seine seltsamen, wunderlichen Grundsätze durch die Erziehung eines einzigen Sohnes, welche er bereits vor dessen Geburt beginnt, offenbart, spielt in diesem Buche die Hauptrolle. Das Lächerliche der Schulphilosophie und Gelehrsamkeit, die Menge komischer, mit rührenden Zügen untermischter Schilderungen von Auftritten und Charakteren aus dem häuslichen Leben, die feinen Bemerkungen über das menschliche Herz, und die launigen Ansichten und Meinungen, welche mit auffallender Uebertreibung hier ausgesprochen sind, bilden ein so buntes Ganzes, wie vielleicht keine Sprache ein ähnliches aufzuweisen hat. Tristram Shandy's Leben und Meinungen sind fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und wir erhielten eine sehr gute Verdeutschung von J. J. C. Bode (2te Auflage, Hamburg 1776, 8. 9 Theilchen). 1767 gab Sterne seine „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (Sentimental Journey through France and Italy, 2 Vol.) heraus. Sie ist das Resultat einer Reise, die Sterne 1761, durch seine Gesundheitsumstände, seine Unbeständigkeit und seine Neigung zum Umgange mit Menschen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beschreibung unter dem Namen „Yorik" heraus, welches der von Shakspeare in seiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs

von Dänemark war. Daß er aber auch seinen Predigten eben diesen Namen vorsetzte, ist wohl ein Beweis, daß er entweder ihnen, oder dem geistlichen Stande keine große Achtung schuldig zu seyn glaubte. Yoriks Reisen sind übrigens ein Werk voll der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der lieblichsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. Wir haben gleichfalls von J. J. C. Bode von diesem Buche eine Uebersetzung, 2 Theile, (3te Auflage, Hamburg 1771 und 1775, der 3te und 4te Theil sind nicht von Sterne geschrieben). Seine oben erwähnten Predigten unter dem Namen Yorik erschienen schon 1760 (Sermons by Mr. Yorik, Lond. 8. 2. Vol.) und im J. 1766 ließ er ihnen noch zwei Bände folgen, denen er aber seinen eigenen Namen vorsetzte. Es sind lehrreiche moralische Aufsätze, die durch die unmethodische, aber geistvolle und launige Schreibart an die übrigen Werke ihres Verfassers erinnern. Sterne belustigte nicht bloß durch seine witzigen Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt, und durch seine noch sonderbarere Art, sich zu kleiden. Viele Männer von Geist, sowohl in England als Frankreich, schätzten und liebten ihn. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und von dem Ertrage seiner Schriften (die letzte Ausgabe allein brachte ihm 24.000 Pfund Sterling ein), fanden doch seine Gattin und Tochter, als er im März 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden; doch wurden sie durch die Geschenke, welche sie von Sterne's Freunden erhielten, vor der Dürftigkeit gesichert. Seine Tochter, die an einen französischen Edelmann verheirathet war, gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in 3 Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über sein Leben und seine Familie vorgesetzt sind. Diese Briefe sind in dem vertraulichen und eigenthümlichen Styl des Verfassers geschrieben. In eben dem Jahre erschienen auch die Lettres from Yorick and Eliza, welche für einen Briefwechsel zwischen Sterne und Mistreß Draper, einer westindischen Dame, gehalten werden. Sie sind in dem Tone der glühendsten Freundschaft geschrieben. Traurig ist es, bemerken zu müssen, daß Sterne's häuslicher und Privatcharakter auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Großmuth entsprach, welche so häufig in seinen Werken sich finden. Von seinen Schriften sind einzeln und gesammelt verschiedene Ausgaben erschienen.

Sternkegel. Die Kosten der Himmelsgloben, und der Umstand, daß man die Sterne auf ihrer äußern Fläche, statt in der Wirklichkeit an der inneren Fläche der Himmelskugel erblickt, hat auf den Gedanken geführt, jede der beiden Himmelshalbkugeln auf der inneren Fläche eines Kegels so darzustellen, daß der Pol in die Spitze, der Aequator aber in den Umkreis der Grundfläche fällt. Dergleichen Kegel sind zwar wohlfeil, verzerren aber wie man leicht einsieht, die Physionomie des Himmels doch sehr, daher man besser thut, sich der Sterncharten (s. d. Art.) zu bedienen.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschanze heißt eine Schanze, deren Umfang aus ein- und ausgehenden Winkeln besteht.

Sternschnuppen, Sternschüsse. Jeder kennt diese Lichterscheinung, die man an heitern Abenden sieht, und die einem Fortschießen der Sterne oder einem Schneuzen derselben so ähnlich sieht. Man hat über sie ganz verschiedene Meinungen gehabt; die des Volks war: daß die Sterne sich wirklich schneuzten, so wie eine

Kerze, und daher der Name. Die Gelehrten glaubten sie seyen so wie die Irrlichter ganz nahe bei der Erde, und der galertartige Schleim, den man im Herbste auf den Wiesen findet, und den sie tremella meteorica nannten, sey heruntergefallene Sternschnuppenmaterie. Dieses ist nicht. Dieser Schleim sind halbverdaute Frösche, welche die Wasservögel im Fliegen ausspeien, wenn sie zu viel gefressen haben, und wenn sie zu schwer sind. Man findet, wenn man ihn untersucht, Froschzehen, Froscheier, kleine Schneckenhäuschen und dergl. in ihm. Wenn die Wasservögel ihn des Nachts bei ihren Zügen ausspeien, so phosphorescirt er im Herunterfallen, und indem man hingegangen und die leuchtende Masse gefunden, so hat man geglaubt, daß dieses eine heruntergefallene Sternschnuppe wäre. — Durch das bloße Ansehen der Sternschnuppen konnte man keine nähere Kenntniß dieser merkwürdigen Lufterscheinung erhalten. Man mußte sie beobachten, und so daß man zuerst alles bestimmte was einer Messung und einer Berechnung unterworfen war, ihre **Größe**, ihre **Entfernung**, ihre **Geschwindigkeit** und ihre **Bahnen**. Um diese Bestimmungen zu machen, mußten von zweien oder mehreren Beobachtern correspondirende Beobachtungen angestellt werden, wobei sie wenigstens eine Standlinie von 3 Stunden zwischen sich hatten, damit auf diese Beobachtungen nachher die Rechnungen der sphärischen Trigonometrie könnten angewendet werden. Diese Beobachtungen wurden zuerst im J. 1798 bei Göttingen von Brandes und Benzenberg angestellt, wobei der eine zu Clausberg und der andere zu Dransfeld die ganze Nacht hindurch bis in den November im freien Felde die Sternschnuppen beobachtete. Von 22 correspondirenden Beobachtungen war folgendes das Resultat: Die Sternschnuppen sind in allen Entfernungen von der Erde von 3, 6, 10, 15, 20 bis 30 Meilen. Es wurde sogar eine beobachtet die 34 Meilen von der Erde war und zu Presburg in Ungarn im Zenith stand. Ihre Geschwindigkeit ist so groß wie die der Erde auf ihrer Bahn, nämlich 4 bis 5 Meilen in 1 Sekunde. Die Richtung ihrer Bahn ist verschieden. Einige gehen horizontal, andere gehen auf die Erde zu, noch andere gehen von der Erde weg, indem sie in die Höhe steigen wie eine Rakete. Ihre Größe ist verschieden. Die größten scheinen einen Durchmesser von 300 Fuß zu haben. Einige von ihnen scheinen kleine Feuerkugeln zu seyn, (welche kleine Planeten oder kometenartige Nebel sind, so im Weltraume herum ziehen, und auf ihrem Wege unsern Luftkreis durchschneiden, und sich dann entzünden und ballen und platzen, und als Steinregen nieder fallen). Andere scheinen bloße electrische Funken zu seyn, welche zwischen unsichtbaren electrischen Wolken in den höheren Gegenden unserer Atmosphäre hin und herschlagen: **eine Art Wetterleuchten in höheren Regionen.** In folgenden beiden Schriften findet sich das Ausführlichere über diesen Artikel: Versuche die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen zu bestimmen, von Brandes und Benzenberg. Hamb. bei Perthes. Und: Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen, von Benzenberg, ebenfalls bei Perthes. Bekanntlich hat man mehrere Methoden, die geogr. Länge zu bestimmen. Eine ist durch Raketen, deren Platzen zwei entfernte Beobachter an ihrer Uhr beobachten, wo dann der Unterschied der Zeit den Unterschied der Länge angibt. Ist der eine 1 Grad nach Osten, so zeigt seine Uhr schon 10 Uhr, wenn die des andern erst 9 Uhr 56 Min. zeigt. Sternschnuppen sind hiezu geeigneter, da sie viel höher und

viel glänzender sind wie eine Rakete, und also viel weiter können beobachtet werden.

Sternwarte. Die astronomischen Beobachtungen und darauf sich gründenden Berechnungen geschehen gemeiniglich auf einem besonders hierzu eingerichteten Gebäude, Sternwarte oder Observatorium genannt, auf welchem man sich frei umsehen und keine Erschütterung zu befürchten hat, die nur eine nachtheilige Bewegung der Instrumente bewirken würde. In einem solchen Gebäude sind große astronomische Fernröhre stets in gleicher Richtung nach dem Meridian des Orts aufgestellt und überhaupt ist die innere Einrichtung so getroffen, wie es die Zweckmäßigkeit der Sache erheischt, wohin denn auch gehört, daß zur freien Betrachtung des Horizonts das Dach zum darauf Stehen und Beobachten platt ist. — Die vorzüglichsten Instrumente einer Sternwarte bestehen in Quadranten, Sextanten und Octanten; Passagen-, Aequatorial-, Parallactischen und Zirkular-Instrumenten; mehreren achromatischen und reflectirenden Teleskopen, Nacht- und Tagfernröhren, Chronometern, Inklinations- und Variations-Compassen u. s. w. P. S.

Sternzeit, oder die Zeit der ersten Bewegung, ist die Zeit, binnen welcher sich scheinbar das ganze Himmelsgewölbe um die Erde wälzt, also der tägliche Umlauf des gesammten Fixsternheeres. Man findet sie, indem man zwei unmittelbar auf einander folgende Durchgänge eines und desselben Fixsterns durch den Mittagskreis beobachtet. Die Zeit von einem Durchgange bis zum andern heißt ein Sterntag, und dieser wird in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden u. s. w. eingetheilt. Für das bürgerliche Leben ist die Sternzeit nicht geeignet (s. Sonnenzeit), wohl aber bei astronomischen Beobachtungen, da ihre Gleichförmigkeit durchaus unveränderlich ist. Zu diesem Zwecke haben die Astronomen eigne Sternuhren. Die Verwandlung der Sternzeit in Bogen des Aequators ist sehr leicht. Da während eines Sterntages die ganze Erde sich einmal um sich selbst dreht, so folgt, daß alle 360 Grade ihres Aequators binnen dieser Zeit durch den Mittagskreis geschoben werden; mithin gehen jede Stunde funfzehn Grade, jede Minute funfzehn Minuten und jede Secunde funfzehn Secunden des Aequators durch den Meridian. Jeder Grad braucht, um durch den Meridian zu gehen, vier Minuten, jede Minute vier Secunden u. s. w.

Sterzinger (Ferdinand), regulirter Priester des Theatinerordens, Professor und Director der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften in München, war auf dem Sterzingerschen Schlosse Lichtenwörth in Tyrol 1721 geboren, trat 1740 in den Theatinerorden, studirte zu Rom und Bologna, ward 1750 Professor der Moraltheologie in Prag, 1754 Professor der Philosophie in München, lehrte von 1756 die geistlichen Rechte in Prag und von 1759 in München, wo er zugleich in die Akademie trat, und starb 1786. Als ein Mann von hellem Geist und vielen Kenntnissen wirkte er für die Aufklärung des Volkes besonders durch viele Schriften, worin er den Glauben an Zauberei und Wunder, Gespenster und dergl. bekämpfte, und machte sich für die damalige Zeit allerdings dadurch verdient.

Stesichorus, ein berühmter lyrischer Dichter der Griechen, geboren zu Himera in Sicilien, der nach den Bestimmungen der Gelehrten zwischen den Jahren 684 und 560 vor Chr. Geb. lebte. Plinius erzählt, daß, als er noch ein Kind war, eine Nachtigall oder Lerche sich auf seinen Mund setzte und lieblich sang; eine bekannte

Fabel, die sein Verdienst als Dichter symbolisiren sollte. Er wurde anfänglich Tisias genannt, als er aber die damaligen Musik- und Tanzchöre änderte und den dritten Satz (Epodos) einführte, erhielt er den Namen Stesichorus. Die Einwohner von Himera ließen ihm in seinem Alter eine Bildsäule setzen, welche ihn in gebogner Stellung mit einem Buche in der Hand vorstellte. Nach einer Erzählung des Plato wurde er wegen einer Satire auf die Helena von der Venus mit Blindheit gestraft, erhielt aber sein Gesicht wieder, als er ein Lobgedicht auf sie machte. Das wichtigste, was man von seinen musikalischen und poetischen Verdiensten angeführt findet, ist die Nachricht Plutarchs, daß er zu seinen Versen auch die Melodie gesetzt habe. Er schrieb 26 Bücher Gedichte in dorischem Dialect, von denen nur noch wenige Fragmente übrig sind.

Stetigkeit. Die Geometrie versteht unter stetigen Größen solche, deren Theile ununterbrochen an einander liegen; alle Ausdehnungen, die sie betrachtet, sind stetige Größen. Die Natur kennt in diesem Sinne keine Stetigkeit; wie dicht uns ein Körper vorkommen möge, so sind wir doch genöthigt, Zwischenräume in demselben anzunehmen; er bleibt wenigstens dem Wärmestoffe durchdringlich u. s. w. — In einem andern Sinne beziehen wir die Stetigkeit auf die einander folgenden Zustände, denen ein Körper in einer bestimmten Rücksicht unterworfen ist, indem wir fragen, ob diese Veränderungen sprungweise oder allmählig geschehen. Ein fallender Körper erlangt eine immer größere Geschwindigkeit. Wird ihm dieselbe durch die auf ihn wirkende Schwerkraft ruckweise, oder ohne Unterbrechung (mit Stetigkeit) beigebracht? Wenn wir uns die wachsende Fallgeschwindigkeit des Körpers unter dem Bilde eines aus einer Röhre in ihn einfließenden Wasserstroms vorstellen, müssen wir letzterer Meinung seyn.

Stettin, die Hauptstadt von ganz Pommern, an der linken Seite der Oder, im stettinschen Regierungsbezirk, ist groß und wohlgebaut, gut befestigt, und hat fünf lutherische Kirchen, 1700 Häuser und, ohne Militär, 21,700 Einwohner. Auf dem Königsplatze steht eine Friedrich dem Großen errichtete Statue von carrarischem Marmor. Es sind hier allerhand Manufacturen und Fabriken, besonders von Feuereimern und Schläuchen, Seife, Leder, Tabak, Tuch, Rasch, Zeugen, Hüten, Strümpfen, Baumwolle, Garn, Bändern, Segeltuch, auch eine Ankerschmiede, worin die Anker für alle Schiffe der preußischen Staaten verfertigt werden. Auch werden hier sehr viele Seeschiffe und andere Fahrzeuge erbaut. Der Handel, vorzüglich der Speditionshandel der Stadt, ist ansehnlich, besonders erstreckt sich der Seehandel nicht nur auf die Plätze an der Ostsee, sondern auch nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Der Seehandel würde noch weit beträchtlicher seyn, vorzüglich mit den Producten und Manufacten Schlesiens, wenn nicht der Swinestrom oder das Fahrwasser der Stadt für große Schiffe zu seicht wäre, der Sundzoll den Transport vertheuerte, und die Schiffe immer Rückladung hätten. Diese Nachtheile fallen bei Hamburg weg, und daher werden viele Waaren dahin geschickt, die sonst ihren natürlichen Abzug von Stettin aus haben sollten. Der Holzhandel ist einer der wichtigsten Erwerbszweige. Hier befindet sich auch das Hauptmagazin der Seesalzhandlungscompagnie. Die Stadt besitzt zum eigenen Handel über 160 Schiffe. Die Oder theilt sich hier in vier Ströme, davon der eine, welcher die Stadt berührt, die Oder, die

ıdern drei aber die Parnitz und die große und kleine Reglitz heißen. n der linken Seite der Oder liegt die eigentliche und am meisten efestigte Stadt, an der rechten die sogenannte Lastadie, welche in e Länge angelegt ist, und durch die Parnitz, durch Wälle und ei- ige Sümpfe eingeschlossen wird. Außerhalb der Befestigungen liegen e Vorstädte Ober- und Unterwieck und der Tornei. Die astadie ist durch eine lange Brücke mit der eigentlichen Stadt ver- mden. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das große Schloß, das Gouvernementshaus, das Landschaftshaus mit einer be- eutenden Bibliothek, das alte Zeughaus, die große Caserne, drei azarethe und das Seglerhaus mit der Börse und einem Schauspiel- ause. Die Deutschreformirten, die sehr zahlreiche französisch refor- ıirte Colonie und die Catholiken haben ihre Religionsübung auf dem Schlosse. Die Stiftungen für Hülfsbedürftige sind sehr erheblich. Bei der Stiftskirche zu St. Maria, welche 1789 durch den Blitz zer- ört wurde, ist ein königliches akademisches Gymnasium, welches sie- en Professoren hat, und in welchem die Theologie, Rechtswissen- haft, Medicin, die hebräische, griechische, lateinische, englische nd französische Sprache, Mathematik, Philosophie, Geschichte und höne Redekünste gelehrt werden. Außerdem ist hier noch eine Raths- hule mit elf Lehrern. Beide Anstalten sind 1805 unter dem Namen ines königlichen und Stadtgymnasiums mit einander vereinigt wor- en. Seit dem westphälischen Frieden bis 1713 gehörte Stettin mit inen Zubehörungen der Krone Schweden. Im gedachten Jahre wurde iese Stadt von den nordischen Verbündeten eingenommen, und der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. nahm sie in Sequestration. 720 wurde sie ihm völlig abgetreten. Am 29. Oct. 1806 ergab sich ie Festung Stettin ohne Widerstand den Franzosen, und blieb gleich nehreren andern Festungen Preußens auch nach dem tilsiter Frieden on ihnen bis 1813 besetzt (s. Russisch-deutscher Krieg). Der Hafen von Stettin heißt Swinemünde, bei dem sich eine Stadt on 2500 Einwohnern gleiches Namens, und eine Festung, die Swine- der Swinemünder Schanze befinden.

Steuermannskunst, s. Schiffahrtskunde.

Steuern. Man nennt Steuern diejenigen Abgaben, die von en einzelnen Gliedern der Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen an as Ganze gesteuert werden. So hat man Kirchensteuern, Schul- teuern, Armensteuern, Gemeinesteuern u. s. w., und alle diese Steu- rn beziehen sich jedesmal auf eine größere oder kleinere Gesellschaft, eren Glieder sie sich wegen gesellschaftlicher Zwecke auferlegt haben. Die größte von diesen Gesellschaften ist die Staatsgesellschaft, welche hre Bedürfnisse ebenfalls durch Beisteuern der einzelnen Glieder auf- ringt. — Diese Beisteuern sind überall so alt wie der Staatenver- in selber, und selbst im alten Germanien finden wir solche Beiträge, ie dem Herzoge gegeben wurden, freiwillig zwar und ange- ıehm als Ehrengeschenk, aber doch dem Bedürfnisse ntgegen kommend. So sagt Tacitus. — Die älteste allgemeine Steuer in Deutschland ist der Zehnte, den Carl der Große einführte, m auf diese Abgabe sein christliches Deutschland zu gründen. Diese ehr hohe Abgabe, die mehr betrug, als jetzt in irgend einem Lande die Grundsteuer, war zur Erhaltung der Kirchen, der Schulen und der Armen bestimmt, und hiedurch eine eigentliche Staatsabgabe, da den diese Institutionen des Christenthums nach der Carolingischen Einrichtung eigentliche Staatsinstitutionen waren, so wie jetzt

die Universitäten. Denn das Christenthum war das Band, das alle germanischen Völker umschlang, und das Carl klug benutzte, um ein deutsches Reich zu stiften, und ein deutsches Kaiserthum zu gründen: ein Unternehmen, welches nicht leicht war, und das achthundert Jahr vorher Hermann, dem Gründer der deutschen Freiheit, das Leben gekostet, nachdem er das 36ste Jahr seines Alters und das 12te seiner Feldherrnschaft erreicht hatte. Wären die Zehnten immer als eine Staatsabgabe behandelt worden, hätte man sie nie versetzt, verkauft, verschenkt, und strenge darauf gehalten, daß der Zehnte eben so wenig als die Grundsteuer einer Gemeine je Privateigenthum hätte werden können, so hätte diese Abgabe hingereicht, alle Staatsbedürfnisse mit ihr zu bestreiten. Denn bei der großen Ausdehnung, die später der Ackerbau erhielt, waren die Zehnten von einem ungeheuern Ertrage, und da sie in Frucht waren, so sanken sie nie wie die andern Steuern, welche in Geld entrichtet werden, und eben wegen des Sinkens des Silbers, wenn sie auf denselben Sätzen stehen bleiben, zuletzt fast völlig verschwinden. Allein unter Carls schwachen Nachfolgern gingen seine großen Institutionen fast ganz zu Grunde, und jeder bemächtigte sich des allgemeinen Reichsgutes, so viel er konnte und mochte. Die Reichsbedientenstellen wurden erblich. Aus ihnen entwickelte sich die Landeshoheit. Der Heerbann wurde vergessen und die ganze Kriegseinrichtung beruhte auf dem Lehnwesen. Der Zehnte, diese große Reichssteuer, war in den Händen der Klöster, der Domkapitel, der Fürsten, der Edelleute und vieler andern Personen bürgerlichen Standes und hatte so aufgehört eine allgemeine Reichssteuer zu seyn. Die einzige Geldabgabe, die vor dem sechszehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt war, war der gemeine Pfennig, eigentlich eine Viehsteuer. Aber mit dem Jahre 1555 änderte sich alles, da in diesem durch den Reichsabschied allgemeine Reichs- und Kreissteuern eingeführt wurden. Der Grund dazu war schon früher durch die sogenannten Römermonate gelegt worden. Diese waren eine Abgabe, welche sich auf folgende Weise gebildet hatte. In früheren Zeiten zogen die Kaiser, nachdem sie in Deutschland gewählt und gekrönt worden, nach Rom, um sich vom Papste als lombardische und römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs begleiteten den Kaiser mit ihren eignen Lehnleuten. Wer nicht mitzog, dessen Lehn war verfallen. Die Dauer dieses Zuges war auf sechs Wochen bestimmt, und dieses nannte man einen Römermonat. Als man später unter Kaiser Sigismund anfing, besoldete Dienstleute zu halten, so konnte ein Vasall seine Verpflichtung mit dem Kaiser zu ziehen, gegen ein Bestimmtes abkaufen. Er gab 12 Gulden für einen Reiter und 4 Gulden für einen Fußer. Hiernach wurde nun eine Reichsmatrikel berechnet, in der festgesetzt war, wie viel jeder Reichsstand für so einen Römerzug zu zahlen habe. Das ganze Reich bezahlte dem Kaiser zu einem Römermonat 20000 Mann Fußer und 4000 Mann Reiter, also für beide 128000 Gulden. Diese Summe von 128000 Gulden wurde nun nachher bei verschiedenen andern Gelegenheiten dem Reichsoberhaupte bewilligt, und so entstanden denn allgemeine Reichssteuern unter dem Namen Römermonate. Die Reichsstände bezahlten sie zum Theil selbst, zum Theil legten sie sie auf ihre Hintersassen, die ehemaligen Reichsbürger (Edelleute und freie Bauern) um, und sandten die Gelder in eine der vier Legstädte (Frankfurt, Leipzig, Nürnberg, Augsburg) die ihnen am nächsten. Die Einnehmer dieser Steuern hießen Pfen-

rigmeister. In dem großen Staate des Reichs war eine Menge kleiner Staaten (die Landesterritorien) entstanden, welche ihre Bedürfnisse in ähnliche Weise aufbrachten, und die Reichssteuern und die Landessteuern wurden zu gleicher Zeit, so wie noch jetzt, erhoben, wo die Hauptsumme für Reichsbedürfnisse, und die Zulagecentime für Provinzial- und gemeine Bedürfnisse ist. Für die Reichssteuern fand von Seiten der Landschaft keine weitere Bewilligung statt, wenn diese einmal von Seiten der Reichsstände waren bewilligt worden. Und obgleich früher die Reichsstände solche aus ihren Kammergütern und Reichslehnen allein bestritten, so war doch seit dem Reichstage von 1543 ihnen gestattet, auch hiefür ihre Unterthanen anzusprechen, weil sie nicht mehr im Stande waren, ihre Abgaben an Römermonaten und Kammerzielen (für das Reichskammergericht) aus ihren Mitteln zu bezahlen. — Allein anders verhielt es sich in Hinsicht der Bewilligung für die Landessteuern, welche die Landeshoheit für die Landerbedürfnisse foderte. Diese hingen von den Landsassen ab, die solche bewilligten und die zu dem Ende auf den Landtagen versammelt und hier von der Landeshoheit um die Steuerbewilligung begrüßt wurden. — Die Landtage (s. den Art.) haben vom Jahre 1555 an in allen deutschen Ländern zuerst eine feste und bestimmte Gestalt erhalten. Denn erst von diesem Zeitpunkte an wurden sie jährlich gehalten, weil das Geldbedürfniß die Landeshoheit nöthigte, die Landsassen jährlich zu versammeln, um von ihnen sich eine jährliche Beisteuer zu erbitten, woher dann diese den Namen Beden erhalten. Früher sind auch schon Landtage gehalten worden, aber nicht jährlich, nicht zu bestimmten Zeiten, sondern alle 10, 20 oder 30 Jahre einmal, je nachdem ein Landesbedürfniß solches foderte, entweder wegen Geldverwilligungen, um Pfandschaften einzulösen, oder Ankäufe zum Besten des Landes zu machen — oder wegen Eheberedungen der Erbtöchter und dergleichen. Seit 1555 sind aber die jährlichen Landtage aufgekommen, von denen die gemeinen Landsassen, so solche eben so gut besuchten, wie die andern Landsassen, so zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, nach und nach weggeblieben, bis dann endlich die adeligen oder ritterbürtigen Landsassen, die ohnehin zuletzt ganz allein waren, den Beschluß faßten: daß sie in Zukunft nur ihres Gleichen auf den Landtagen zulassen, und bei diesen dieselbe Ahnenprobe einführen wollten, die bei Turniren und Stiftern schon seit 300 Jahren in Gebrauch war. Die Periode dieser Einführung der Ahnenprobe fällt bei den Landschaften überall ums Jahr 1600. (In Cleve und Mark 1598; in Westphalen 1601 u. s. w.). Hierdurch kam es dann, daß nur ein kleiner Theil der Landsassen die Landtage besuchte, und an der Steuerbewilligung Theil nahm. — Als die adeligen Landsassen allein waren, suchten sie sich auch steuerfrei zu machen, da es ihnen unrecht schien, daß sie als der geborne Kriegsstand der Nation Steuern zur Landesvertheidigung bezahlten, weil sie den Contingent an der Landesbewaffnung in natura stellten. Diese Steuerfreiheit des Adels ist überall noch sehr jung, und man kann das Jahr 1600 für das Normaljahr annehmen, obgleich sie in dem einen Lande etwas früher, und in dem andern Lande etwas später zu Stande gekommen, (in Westphalen 1654; in Jülich und Berg 1664). Auf diese Weise ist denn auf deutschen Landtagen die sonderbare Gewohnheit entstanden, daß diejenigen, welche die Steuern bezahlten, sie nicht bewilligten, und diejenigen, die sie bewilligten, keine bezahlten. — Diejenigen Steuern, die auf Landtagen bewilligt wur-

den, waren größtentheils Grundsteuern (also direkte). Auch wurden wohl Zoll, Accise, Licent und ähnliche Steuern bewilligt, welche zu den indirekten gezählt werden. Die Entstehung dieser indirekten Steuern muß man ebenfalls historisch verfolgen, um so auf diese Weise eine klare Ansicht von ihrem inneren Wesen zu erhalten. Sie sind um so wichtiger, da sie später auf die Form des Staates einen so großen Einfluß geübt haben. Diese Steuern sind zuerst in Städten entstanden, wo die Bürger in ihnen ein leichtes Mittel fanden, um die Abgaben, so für die allgemeinen Bedürfnisse des kleinen Staates der Stadt mußten beigebracht werden, auf eine völlig gleichförmige Weise und ohne alle lästige Controlle zu erheben. Denn die Städte hatten unsichtbare Reichthümer unter den Menschen eingeführt, die sich wesentlich von dem Reichthume des Landeigenthums unterschieden, der so offen lag, und vor jedermanns Augen sichtbar. Diese Unsichtbarkeit der städtischen Reichthümer hatte bald zum Geheimnisse des Reichthums geführt, und keiner sagte oder gab an, wie reich er eigentlich sey, indem nehmlich der Eine wegen seiner Verhältnisse Ursache hatte, reicher zu scheinen als er war, und der Andere wieder ärmer, indeß der Dritte selber nicht wissen wollte, wie viel oder wie wenig er besaß. Eine Vermögens- und Einkommensteuer war daher von den städtischen Reichthümern gar nicht in der Weise zu erheben, als dieses beim Landreichthume, mit Hülfe des Landcatasters, möglich war. Da die Städte sehr bevölkert und sehr enge gebaut waren, so konnte jeder Bürger nicht alles das in seinem Hause haben oder thun, was zu den Bedürfnissen des Lebens gehörte, und für vieles wurden gemeinschaftliche Anstalten getroffen. Man baute statt der Handmühlen eine gemeinschaftliche Wasser- oder Windmühle; ferner ein gemeinschaftliches Backhaus, ein gemeinschaftliches Brauhaus, ein gemeinschaftliches Schlachthaus, eine gemeinschaftliche Wage, — und das gesammte Capital der Lebensbedürfnisse mußte jährlich durch diese gemeinschaftlichen Anstalten mehrmals hindurch, und indem man bei diesem Durchgange eine kleine Abgabe erhob, so wie der Müller den Mahlschatz von dem durch seine Mühle hindurchgehenden Getreide, war man sicher, daß diese am Ende des Jahres eine bedeutende Summe eintrage und daß diese sich auch völlig gleichförmig auf alle Bürger vertheile. Man kann nicht läugnen, daß diese Einrichtung sehr zweckmäßig war, und selbst die, welche am stärksten gegen indirekte Steuern sind, werden eingestehen, daß die Städte ihr Steuersystem auf eine zweckmäßige Weise geordnet hatten. Freilich war man klug genug, die Steuersätze nicht hoch zu stellen — nahm doch der Müller, so in der städtischen Mühle die Frucht in Mehl verwandelte, nicht mehr als ein Sechszehntel oder ein Vierzigstel von dem Getreide, so durch seine Hände und durch seine Mühle ging. Die Erfindung, daß man von allem, das die Controlle passirte, die Hälfte oder ein Drittel nehmen könnte, wurde erst später von einigen Dummköpfen gemacht, so im Finanzministerio angestellt waren. Hiemit war denn die Defraude und mit dieser die Controlle und all das Lähmende für den Verkehr gegeben, was sich im Gefolge dieser beiden befindet. — Zuerst machte man in Frankreich die Entdeckung, wie man von Seiten des Staates die indirekten Steuern cultiviren könne, und wie der Minister hiedurch unabhängig von den Ständen werde. Von Frankreich aus pflanzte sich diese Entdeckung nach Deutschland fort, und hier fand man ebenfalls den großen Vortheil, der in den indirekten Abgaben liege, da sie einzeln und gleichsam tropfenweise und unmerkbar eingingen, und daher keinen Widerstand fänden, wie die



Grundsteuer, bei der man gleich von Hunderttausenden reden müsse, statt daß bei jenen nur von Pfennigen oder höchstens von Groschen die Rede sey. Und so hat sich denn besonders in Preußen unter Friedrich dem Großen das Zoll-, Accise- und Regiesystem auf dieselbe glänzende Weise entwickelt, wie in Frankreich. Auch wurden die Preußen eben so arm dadurch wie die Franzosen, eben weil es die Gewerbe lähmte, und weil es ein stetes Hinderniß war, daß ein gerechtes und einfaches Steuersystem aufkommen konnte. — Zu einem solchen gehört aber zuerst und vor allen Dingen, daß die Geldangelegenheiten der Gesellschaft von den Deputirten der Gesellschaft berathen werden. Dann, daß diese die Summe bestimmen, die aufgebracht werden soll, und die Art, wie sie beigebracht werden soll. Wenn dieses ist, so kommt man bei den indirekten Steuern immer auf das alte Princip der Städte: daß sie nicht hoch seyn müssen, und daß es eine Tollheit ist, wenn man die Hälfte oder ein Drittel vom Werthe der Dinge als Steuer für den Staat nehmen will, wie z. B. beim Salz, bei den Getränken, beim Tabak u. s. w. (s. den Art. Vereinigte Gefälle). Im Gegentheil werden alle Sätze so niedrig gestellt, daß keine Defraude möglich und keine Controlle nothwendig ist. Das, was diese Steuern dann eintragen, das wird dankbar genommen, aber es wird ihnen keine Summe festgestellt, die sie eintragen sollen. Das übrige wird dann auf die direkten Steuern genommen, bei denen keine Defraude möglich, eben weil sie das Unbewegliche und Sichtbare treffen. Nur setzen die direkten Steuern eine genaue Kenntniß des Landes voraus, eine genaue Statistik jeder Gemeine, damit man jeder Gemeine ihre gerechte Quote zuweisen kann, die sie zu tragen hat. Und diese genaue Statistik ist eben das Cataster. — Bei allen Steuern kann man das als Grundsatz annehmen: Nirgends wirken die indirekten Steuern hemmend auf die Gewerbe, wo man die Sätze so niedrig stellt, daß keine Defraude vorhanden und keine Controlle nothwendig. Und doch tragen sie bei diesen niedrigen Sätzen bedeutende Summen. Nirgends sind die direkten Steuern zu hoch, wenn sie gleichförmig vertheilt werden. Was sie unerträglich macht, ist nicht ihre Höhe nach Quadratmeilen gerechnet, sondern die ungleiche Vertheilung in der Quadratmeile, wobei, wie das neue Cataster gezeigt hat, die eine Gemeine 40 p. C. die andere 10 oder 12 bezahlt. Endlich: Nirgends sind die Leute mit den Steuern zufrieden, sie mögen niedrig oder hoch seyn. Sie klagen jetzt, haben vor 25 Jahren geklagt, und werden über 50 Jahre klagen. Die meisten, welche klagen, wissen selber nicht einmal, ob sie Ursache haben oder nicht. Ein Finanzminister muß sich daher durch diese Klagen blos aufmerksam machen lassen, aber nicht bestimmen. Nur eigene Kenntniß des Steuerwesens, eigene Untersuchungen und eigene Ansicht müssen ihn bestimmen. Er muß gerecht gegen alle seyn, und schon blos aus Politik, wenn er sonst keine Gründe dazu in seinem Gewissen findet. Denn ungleich vertheilte Steuern können nie hoch seyn und nie große Summen tragen. Uebrigens ist der Steuerjammer eine Art Freudenhimmelchen für die Menschen, das sie sich durchaus nicht nehmen lassen. Il faut plumer la poule sans qu'elle crit, dieses ist eine Aufgabe, die kein Finanzminister im Stande ist zu lösen. Wie haben die Rheinländer, seit sie Preußisch sind, nicht über ihre Grundsteuern geschrien, und wie haben sie den Finanzminister gebeten, daß er doch bedenken möge: daß in der Mark Brandenburg die Quadratmeile nur 800 Thlr. Grundsteuer zahle, wohinge-

gen am Rheine die Quadratmeile 5000 Thlr. bezahle. Davon aber hat kein Mensch gesprochen, daß zu den glücklichen Zeiten Carl Theodors im Jahr 1756 die Quadratmeile Bauerngut in Berg und Jülich 2000 Malter Korn an Steuer gegeben, und daß jetzt dieselbe Quadratmeile Bauerngut nur 640 Malter an Steuer gibt. — Den meisten Steuerlärm machen die Frauen, welche es nie dem Finanzminister verzeihen, wenn er Ursache, daß der Kaffee theurer wird, und die überhaupt geneigt sind, alle Steuern für eine unnöthige Erfindung zu halten, woher sie denn auch nie sich ein Gewissen daraus machen, sie zu defraudiren. — Wenn von der einen Seite der Steuerjammer, dem wir der Gründlichkeit wegen einen eignen Artikel widmen, unverständig ist, so ist er, und das ist eben das Beste, von der andern Seite auch durchaus unschädlich. Denn dieselbe Unwissenheit, die die Ursache, daß sie sich beschweren, die ist auch die Ursache, daß sie nichts dagegen machen. Sie wissen auch nicht einmal, wie so etwas anzufangen. Ein Finanzminister, der dumm und schlecht genug ist, kann daher Steuern, die in hohem Grade ungerecht sind, fortbestehen lassen, ohne daß dieses eine andere Folge hat, als daß sie wenig eintragen. Wie groß die Unwissenheit in Hinsicht des Steuerwesens ist, das sieht man am besten bei der Verfertigung des Catasters, wo man viele Mühe hat, die Eigenthümer dahin zu bringen, daß sie die neuen Rollen so genau durchsehen, daß man sicher, daß nirgend ein Irrthum beim Zahlen- und Namenschreiben vorgefallen. Das Einzige, was man gefunden, das hilft, ist das: daß man sie ein Jahr lang nach der neuen Rolle bezahlen läßt, und sie dann fragt, ob Fehler darin sind. Das Uebrige, was sich auf den Artikel Steuern bezieht, findet sich unter den Art. Cataster, Grundsteuer, Vereinigte Gefälle, u. s. w., wo das Nähere uber sie kann nachgelesen werden. — Uebersehen wir noch einmal die Geschichte des Steuerwesens in Deutschland im Ganzen, so finden wir, daß sie sich sehr füglich in vier Perioden theilen läßt. — Erste Periode. Freiwillige Beiträge für den Herzog — Füllung des Heerwagens der Gemeine. Von Christi Geb. bis auf Carl den Großen. Zweite Periode, Carl theilt Deutschland in Gaue oder in landräthliche Kreise, an deren Spitze der Graf steht. Dieser mustert jährlich als Oberster dreimal den Heerbann, und die Heerbannspflichtigen müssen ihm jährlich etwas Privatkorn, einen Baterpfennig, oder ein Huhn geben. Dieses waren die ersten stehenden Steuern für die Kriegseinrichtung. Für die Institution der Kirche, auf die Carl das Reich gegründet, war der Zehnte bestimmt. — Zu diesen Steuern kamen die Heerbannsbrüche oder Strafgelder derer, die nicht mit ins Feld gezogen, ferner die Heersteuern und Hostendienste von denen, so sich als schwächlich angaben und zu Hause bleiben wollten, — dann die Sendgelder für den Sendgrafen und für die Bischöfe, die im Lande zur Kirchenvisitation herumreisten; ferner die Charitativen und Auxiliengelder für den König, — endlich die königlichen Zölle. Diese Steuern trafen alle den Adel wie die Geistlichkeit; und diese blieb nur in so fern verschont dabey, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof zugestanden war. Außerdem hatte der Sendgraf beim Ausbruche eines Krieges noch die Befugniß, auf zwei Drittel des im Feld stehenden Getreides Beschlag zu legen und es als Magazinkorn zu nehmen. Diese Periode dauerte vom 9ten Jahrhundert bis zum 12ten. Dritte Periode. Die Lehnmiliz und die Dienstmannschaft verdrängen den Heerbann, und mit ihm kommen zugleich alle die Einrichtungen

in Verfall, auf die er gegründet war. Die Lehnmiliz war in liegenden Gründen bezahlt oder in Renten, die hierauf angewiesen, und fast der ganze Boden verwandelte sich in Lehn- und Zinsgut, der blos von Hintersassen gepflügt wurde, die zu keinen Steuern weiter verpflichtet waren, da ihr Herr den Reichsdienst in natura zahlte. In dieser Periode wurden also fast gar keine eigentliche Steuern mehr bezahlt, auch war Niemand mehr vorhanden, den man darum hätte ansprechen können; denn Adel und Geistlichkeit stellten ihre Dienstleute, und waren daher von rechtswegen steuerfrei. Diese Periode dauerte vom 12ten bis zum 15ten Jahrhundert. Vierte Periode. Als das Schießpulver erfunden worden, und hierdurch eine neue Kriegseinrichtung herbeigeführt wurde, so fanden die Fürsten, daß man mit größerem Vortheile eine Soldmiliz errichten könne, die zwar aus geringen und schlechten Leuten bestehen konnte, die aber auch viel ergebener, als die Lehnmiliz, in der viel Eigenmacht zu finden, da sie einmal auf Grund und Boden gefestigt. Dieses führte denn nach und nach zu den stehenden Truppen, zu dem miles perpetuus, dem Soldmanne, welcher eben, weil er auf den beweglichen Sold angewiesen, ungemein ergeben war, und weil er ergeben, sehr brauchbar, um neue Herrschaft zu gründen. Große Steuern waren in seinem Gefolge, die von den Landständen gefodert und unter dem Namen Beeden als subsidium charitativum der Landeshoheit bewilligt wurden. Diese Periode hat vom 16ten Jahrhundert bis zu Ende des 18ten gedauert. Mit der französischen Revolution hat nun die fünfte Periode begonnen, indem diese die ganze Kriegseinrichtung wieder geändert, und statt der Soldheere — Bürgerheere ins Feld gerufen hat. Dieses hat nun wieder zu den Volksheeren und zum Heerbann geführt, wodurch, wie es scheint, auch im Steuerwesen eine Veränderung eingeleitet worden, indem der dritte Stand hiedurch mächtig geworden, und er die Steuerverwilligung wieder an sich gebracht hat, so wie in alter Zeit. Bg.

Steuerfreiheit. Die Steuerfreiheit ist eine neue Erfindung, die gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht worden (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1664 u. f. w.). Früher war Niemand steuerfrei, und die adeligen Landsassen trugen eben so wohl zu den Landesbedürfnissen bei als die Nichtadeligen. Die Steuerfreiheit hat sich auf eine ganz einfache in folgender Weise entwickelt. Vor der Hälfte des 16ten Jahrhunderts waren nirgend regelmäßige und jährliche Landtage, sondern die Landsassen versammelten sich aller 10, 20 oder 30 Jahre, je nachdem eine Landesangelegenheit solches foderte, entweder wegen einer Geldverwilligung zur Einlösung von Pfandschriften, oder wegen Verfügungen in der Erbfolge, wenn das regierende Haus im Mannsstamme dem Erlöschen nahe, oder wegen Eheberedungen für die muthmaßlichen Erbtöchter u. f. w. Als aber mit dem Jahre 1555 allgemeine Reichssteuern aufkamen, die jährlich mußten erhoben werden, und als die Landeshoheit genöthigt war, für ihre Bedürfnisse auch jährlich einen Beitrag von der Landschaft zu erbitten, so kamen auch die jährlichen Landtage auf. (Vergl. den Art. Landtage und Steuern). Auf diesen Landtagen wurden die Steuern gemeinschaftlich bewilligt, und auch nachher gemeinschaftlich bezahlt. Die größeren Landsassen, die sämmtlich zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, und die als Dienstleute auch verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn zu erscheinen, fehlten nie — indeß die gemeinen Landsassen, denen die jährlichen Landtage kostbar und be-

schwerlich vorkamen, vielfach ausblieben; welches, so lange Alle an den gemeinschaftlich bewilligten Steuern bezahlten, auch von weiter keinem erheblichen Nachtheile war. Als nach einem halben Jahrhundert von den gemeinen Landsassen nur sehr selten welche erschienen, und sie schon lange nicht mehr die Mehrheit besaßen, so faßten die Adeligen den Beschluß: daß sie in Zukunft blos solche Landsassen zulassen wollten, die zur adeligen Knappschaft gehörten, und die solches mit 8 Wappen nachweisen könnten. Auf diese Weise wurde auf den Landtagen die Ahnenprobe eben so eingeführt, wie bei Turniren und Domstiftern. Die gemeinen Landsassen waren nun gesetzlich von den Landtagen ausgeschlossen. Dieses war um das Jahr 1600 (in Cleve und Mark 1599, in Westphalen 1601 u. s. w.). Indeß bezahlte der Adel noch nach wie vor Steuern, und erst nach einem halben Jahrhunderte brachte er es dahin, daß er sich steuerfrei machte (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1665, wie solches schon angeführt). In einigen Ländern brachte er seine Steuerfreiheit dadurch zu Stande, daß er den Städten ebenfalls einen Theil ihrer Steuern ließ, und sie so für seine Sache gewann. In Westphalen erließ er 1654 den Städten ein Drittel von den bisherigen Steuern. In andern Ländern trat er in Kampf mit den Städten, z. B. in Berg und Jülich, und diese processirten mit ihm vor den Reichsgerichten. Indeß die Städte oder eigentlich die Städtchen waren damals schwach, sie hatten wenig Muth, waren schlecht vertreten, und zu einem Vergleiche geneigt. Dieser wurde in Berg und Jülich dahin getroffen, daß nur die eigentlichen Rittersitze (das Castellum, dasjenige, was zwischen Graben, Ederen und Zäunen liegt), — steuerfrei seyn sollte. So war es z. B. im Herzogthum Geldern, wo blos dieses steuerfrei war, das nur höchstens 3 oder 4 Morgen betrug, nicht aber die andern Länder, so außerhalb lagen und zum Gute gehörten. Allein als der Adel einmal für einen Theil seiner Besitzungen die Steuerfreiheit hatte, so erwarb er sie auch für die übrigen, und im Jahre 1750 war, laut eines Berichtes des Marquis D. Itter an den Churfürsten Carl Theodor, bereits die Hälfte alles Bodens in den Herzogthümern Jülich und Berg steuerfrei, nehmlich alles, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte. Denn so wie der Adel behauptete, daß er als der geborne Kriegerstand für die Nation fechte, so behauptete die Geistlichkeit, daß sie für die Nation bete, und ihre Quote an der Landesvertheidigung ebenfalls in Natura abtrage, woher sie denn unmöglich noch außerdem zu den Steuern beitragen könne. — Auf diese Weise hat sich im 17ten Jahrhundert überall in Deutschland die Steuerfreiheit gebildet, und diese war eine der Hauptursachen, daß der Adel so verhaßt war, und so völlig allein stand, ohne alle Theilnahme der Nation. Als die Stürme der Revolution kamen, die eben durch diese Steuerfreiheit des Adels in Frankreich veranlaßt worden, so verschwand diese Steuerfreiheit überall, und nichts freute das Volk so sehr als diese Gerechtigkeit der Dinge, die nun geübt wurde. Der Adel mußte nun von seinen Gütern ebenfalls bezahlen, nachdem er ungefähr durch einen Zeitraum von 150 Jahren frei gewesen. Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit wurde das Bauerngut ungemein erleichtert, da das, was sonst die halbe Fläche tragen mußte, jetzt die ganze Fläche trug. — Hierzu kam, daß die Steuern bei weitem nicht in dem Grade erhöht wurden, in welchem seit 1789 das Silber gegen die Frucht gehalten, und beide Umstände machten, daß der Bauer jetzt viel weniger bezahlt als sonst. (In den Herzogthümern

jährlich bezahlt er gegen Frucht gerechnet jetzt gerade ein Drittel von dem, was er im Jahr 1750 unter Carl Theodor bezahlte.) Hierzu kam noch auf dem linken Rheinufer die Aufhebung der Zehnten (vergl. den Art.) — Die Aufhebung der Steuerfreiheit ist aber auch noch von einer andern Seite wichtig. Sie hebt den Unterschied zwischen den gemeinen Landsassen und den adeligen Landsassen auf, welche die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienstmannschaft sind, — sie macht, daß die Nation wieder ein Ganzes wird, indem alle dasselbe Interesse haben, und sie ist deswegen eben so wichtig, wie die Aufhebung der Accise, wodurch der Unterschied zwischen Stadt und Land gefallen, und alle Anfeindungen, die aus dieser Scheidung hervorgingen.— Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit, (die in Preußen zuerst durch die königliche Cabinetsordre vom 27. October 1810 in ihrer ganzen Allgemeinheit ausgesprochen wurde) — ist ein großer Schritt zu einem besseren gesellschaftlichen Zustande, und zu einer wahren Nationalvertretung geschehen — indem jetzt der große Landsasse das Interesse des kleinen vertritt, und der kleine das Interesse des großen.

Bg.

Steuerjammer. Der Steuerjammer spielt beim Steuerwesen eine so große Rolle, daß man ihn in einem besonderen Arikel abhandeln muß, wenn man einigermaßen gründlich verfahren will. — Der älteste Steuerjammer, der in Deutschland bekannt ist, ist der, den die Sachsen anstellten, als Carl der Große ihnen den Zehnten, als eine allgemeine Grundsteuer auflegte, und sie hatten damals hierzu wirklich auch einige Ursache, da sie bis dahin gar keine Steuern bezahlt hatten, und der Kaiser sie hiedurch auf einmal in zehnthörige Leute verwandelte, die das Eigenthum an einem großen Theile ihres Erbes verlohren. Die Sachsen sagten: der Zehnte ist eine Grundsteuer, und obendrein eine sehr hohe. Eine Grundsteuer aber ist eine Rente, die von einem Capital gegeben wird, das derjenige im Gute hat, der die Rente bezieht, — der Kaiser nimmt uns also, indem er uns zu zehnthörigen Leuten macht, ein Capital weg, das wenigstens ein Fünftel von unserem ganzen Ackerbesitz beträgt. Er nimmt dieses Capital aber von uns, die er zuerst besteuert, weil, wenn wir unsern Acker verkaufen, der Ankäufer darauf Rücksicht nimmt, und er gerade so viel weniger gibt, als dieses Capital beträgt, so der Kaiser uns jetzt nimmt. Hierauf antwortete der Kaiser: „Mein Ministerium ist auch dieser Meinung. Allein ich halte dafür, daß die Grundsteuer wie der Zehnte eine Verbrauchssteuer sind, die auf die Fabrikation des Korns gelegt wird — und die wie jede andere Verbrauchssteuer der Fabrikant blos vorschießt und der Consument bezahlt. — Es bleibt daher bei der Abgabe. Denn ich kann mein Reich nicht in die Luft bauen und von der Luft leben lassen. Auf große Institutionen muß es gegründet seyn, und diese müssen wieder einen Boden haben, auf dem sie wurzeln und von dem sie leben." — Und also hatte der erste Steuerjammer in Deutschland durch den Spruch des Kaisers seine Erledigung gefunden. — Seit der Zeit ist nun auch oft ein Steuerjammer in Deutschland gewesen, daß es zu weitläuftig seyn würde, sie alle aufzuzählen. Wir wollen uns begnügen, nur noch dessen zu erwähnen, der im Jahr 1740 in Schlesien entstand, als Friedrich der Große festsetzte, daß eine allgemeine Grundsteuer solle gegeben werden, die vom adeligen Gute 28 p. C. vom Bauerngute 33 p. C. und vom geistlichen Gute 50 p. C. des reinen Einkommens betrage. Es wurden hiegegen auch anfangs starke Vorstellungen ge-

macht — allein am Ende blieb es doch dabei, so wie der König es festgestellt. Später zeigte der Minister von Struensee, daß die Grundsteuer eine Rente sey, und daher unveränderlich — dieses fodere die Gerechtigkeit. — Gleichförmig vertheilen dürfe man sie daher nicht. — Hiernach scheint es mit der Ungerechtigkeit zu gehen, wie mit dem Weinwachs, der auch nur in gewissen Jahren ergiebig ist. Hat man einmal so ein gutes Jahr gehabt, wie 1740, so kann man lange mit dem Ertrage haushalten, und unterdeß die zartesten Gesinnungen von Recht und Gerechtigkeit äußern. Der meiste Steuerjammer entsteht immer bei neuen Steuern, wenn diese auch nicht höher sind, als die alten; wenn sie nur andere Flecke der Quadratmeile treffen als die vorigen, so entsteht doch schon ein großes Geschrei. Dasselbe Geschrei entsteht selbst dann noch, wenn sie niedriger sind, und wenn sie gleichförmiger vertheilt werden. — Die Ursache von diesem Steuergeschrei rührt daher, daß diejenigen, die nun mehr bezahlen, schreien, diejenigen aber, so weniger bezahlen, stillschweigen. Die Ursache aber, daß diejenigen, die mehr bezahlen, anfangen zu schreien, liegt nicht so sehr in bösem Willen, als weil es hergebracht, über die hohen Steuern zu schreien, welches man bereits vor 100 Jahren gethan, und welches man höchstwahrscheinlich nach 100 Jahren ebenfalls noch thun wird. Denn ungemein wenig Menschen haben so viel Uebersicht über ihre Steuerquote und über die Steuerquote ihrer Gemeine, daß sie angeben können, um wie viel sie nach ihrer Meinung zu hoch sind. Man bringt daher stets Neunzehntel des gesammten Steuerjammers zum Schweigen, wenn man erklärt: daß man blos diejenigen hören wolle, die angeben könnten, um wie viel sie überbürdet. Indeß gibt es denn doch auch einen Steuerjammer, der nicht blos rhetorisches Knallsilber ist, und der daher rührt, daß die Leute wirklich zu viel bezahlen. Dieser kann nun in zweierlei seinen Grund haben: entweder bezahlt man 1) im allgemeinen zu viel, oder aber 2) die Steuern sind im allgemeinen zwar nicht zu hoch, aber drückend auf einzelnen Punkten, wegen der ungleichen Vertheilung. Hier soll besonders von der Grundsteuer die Rede seyn, der sich Niemand entziehen kann, der unbewegliches Eigenthum besitzt, da die Verbrauchsteuern leicht an der Defraude eine gewisse Gränze finden, die der Minister bei seinen Zollsätzen nicht überschreiten darf, wenn er den Ertrag nicht mit den Schmugglern theilen will. Alle Untersuchungen, ob der Steuerjammer gegründet oder nicht, müssen damit anfangen, daß man berechnet, ob die Steuern im allgemeinen zu hoch sind. Gewöhnlich behaupten die Steuerpflichtigen, sie könnten sie nicht geben; es sey unmöglich, sie beizubringen. Da man über dasjenige, was möglich und nicht möglich, an Grundsteuern beizubringen, leicht in leere Worte gerathen kann, so muß man sich vorher darüber einigen, blos über genaue Zahlen zu reden, und die Möglichkeit von dem, was eine Quadratmeile an Grundsteuern aufbringen kann, nach dem zu berechnen, was sie bereits in den verschiednen Ländern an Grundsteuer aufgebracht hat. So z. B. bezahlt in der Mark Brandenburg die Quadratmeile 800 Thlr. Grundsteuer; in Posen 900, in Schlesien 3500, am Rheine 5000 und in Frankreich im Jahr 1819 sogar 15000 Thlr. Redet man bei Steuerüberbürdungen von einem bestimmten Lande, so erleichtert man die Untersuchung oft dadurch ungemein, daß man berechnet, was sonst die Quadratmeile an Grundsteuer bezahlte und

was sie jetzt bezahlt. Diese Rechnung muß man in Frucht führen, und dabei die mittleren Marktpreise in den letztvergangenen 30 Jahren zum Grunde legen. So bezahlte z. B. die Quadratmeile Bauerngut in den Herzogthümern Berg und Jülich ums Jahr 1750 an Grundsteuer den Werth von 2000 Malter Korn. Jetzt 1819 bezahlt die Quadratmeile Bauerngut den Werth von 640 Malter Korn an Grundsteuer. So bezahlte in Schlesien im Jahr 1740 die Quad. Meile den Werth von 700 Malter Korn an Grundsteuer und 1819 den Werth von nur 350 Malter. — Aus solchen und ähnlichen Zahlen kann man leicht beurtheilen, wie es mit den Klagen über Ueberbürdung im allgemeinen beschaffen ist. Nicht so leicht sind aber die Klagen zu beurtheilen, welche aus der Ueberbürdung einzelner Gegenden und einzelner Gemeinen entstehen. Denn diese können allerdings sehr gegründet seyn, und indeß die Steuern im Ganzen niedrig sind, können doch einzelne Gemeinen, die das Doppelte und Dreifache von dem bezahlen, was ihnen zukommt, fast darunter erliegen. Auch hat das Cataster gezeigt, daß es gar nicht selten, daß eine Gemeine das Doppelte und Dreifache bezahlt hat. — Um über diese Klagen eine Uebersicht zu gewinnen, muß man in solchen Gemeinen alle Pachtungen und alle Kaufbriefe aufnehmen, diese in eine Tabelle stellen, und bei jedem Gut und bei jedem Stück die Steuer stellen, die der Eigenthümer davon das letzte Jahr bezahlt hat. Wenn eine solche Aufnahme an Ort und Stelle von ein paar unparteiischen Männern gemacht wird, so ist es nicht schwer, eine solche Uebersicht über die in der Gemeine bestehenden Steuerverhältnisse zu gewinnen, daß man wohl beurtheilen kann, ob der Steuerjammer, der erhoben worden, gegründet sey oder nicht. — Die Hauptsache ist nur die, daß die Untersuchung von Unparteiischen geschehe, die in der Gemeine weder angesessen, noch begütert sind. Denn die rechtlichsten und kenntnißreichsten Männer machen sich vielfach ein Gewissen daraus, etwas zu sagen, was dem Interesse ihrer Gemeine schädlich sey, und sie fürchten sich in den Augen ihrer Mitbürger, wo nicht verhaßt, doch unbeliebt zu machen, wenn sie die Wahrheit sagten, und die Gemeine käme dadurch, daß sie die Wahrheit gesagt, in einen höhern Steueranschlag. Bg.

Steyermark (Herzogthum), eine Provinz des österreichischen Kaiserthums, hat seinen Namen von der Markgrafschaft Steyer im Lande ob der Enns. In den ältesten Zeiten gehörte der östliche Theil des Landes zu Pannonien, der westliche zum Noricum der Römer; bewohnt wurden diese Theile von den Pannoniern und Tauriskern. Um Christi Geburt bemächtigten sich dieses Landes die Römer, von denen noch einige Städte, wie Zilli und Pettau, herrühren. Bei der Völkerwanderung besetzten die Avaren Obersteyermark und die Winden Untersteyermark, woher das letztere später die windische Mark genannt wurde. Carl der Große setzte Markgrafen hieher. Da nun unter den Herren des Landes auch die Grafen von Steyer waren, mit deren Gütern die Markgrafschaft Steyer vereinigt ward, so hieß das Land von dieser Zeit Steyermark. Ottokar VI. erhielt 1180 die herzogliche Würde, und ernannte, da er ohne männliche Erben verstarb, Herzog Leopold von Oesterreich zu seinem Nachfolger, der 1192 Steyermark mit Oesterreich vereinigte. Der Flächeninhalt Steyermarks beträgt 400 Quadratmeilen, mit mehr als 800,000 Einwohnern. Es wird in Ober- und Unter-Steyermark, jenes wieder in die beiden Kreise Judenburg und Bruck, dieses in den Grätzer,

Marburger und Cillyer Kreis getheilt. Obersteyermark enthält viel hohe Berge, und hat ein rauhes Klima, Untersteyermark ist ebner und sehr fruchtbar. Die bedeutendsten Flüsse sind die Enns, die Muhr, die Drau und die Sau. Seen gibt es genug und an Gesundbrunnen ist ebenfalls kein Mangel; der letztern zählt man wenigstens dreizehn. Ein großer Theil des Landes ist mit hohen, mächtigen Gebirgen bedeckt, deren Gebirgsart der Flötzkalk der großen Alpenkette ist, zu welcher die steyrischen Gebirge gehören. Mehrere Gebirgsspitzen sind mit ewigem Schnee bedeckt, und enthalten selbst einige Gletscher, besonders an der Nordwestgränze des Landes. An Mineralien hat Steyermark einen Reichthum, wie ihn wenige Länder haben. Es gehören dahin: Wasserblei, Porzellanerde, Walkererde, Bol, Talk, Marmor, Bergcrystall, Jaspis, Chalcedon, Quarz, Glimmer, Granat, Schwefelkies, Gyps, Torf, Steinkohlen, Schwefel, Eisen in vorzüglicher Güte und Menge, Kobalt, Nickel, Arsenik, Wismuth, Zink, Galmei, viel Kupfer, Blei, etwas Gold, Silber, Vitriol, Alaun, Salpeter, Kochsalz in Menge. In Untersteyermark ist viel Laubholz, in Obersteyermark viel Nadelholz, woraus man Harz und Terpentin zieht. Vortreffliche Weine zieht man an der ungarischen Gränze; auch Flachs und etwas Hopfen. Aus dem Thierreiche hat man allerhand schmackhafte Fische, viele hühnerartige Vögel, Gemsen und weiße Hasen. Die steyerschen Capaunen sind ein bekannter Leckerbissen. Die Einwohner bestehen aus Deutschen und Wenden. Ihrer Abstammung nach unterscheiden sich die Einwohner Steyermarks in Deutsche und Slaven oder Wenden, welche den südlichen Theil des Landes fast ganz einnehmen. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind: Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handlung und Frachtfuhrwesen; für die ärmere Classe Holz-, Salz- und Kohlenhandel im Kleinen, Vorspannen, Kohlenbrennen, Speick- und Enzionsammeln, Flachs-, Schaf- und Baumwollenspinnen, Geflügel-, Obst- und Holzverkauf, etwas Bienenzucht und Tagarbeit. Im allgemeinen wird die Landwirthschaft in Obersteyermark besser betrieben als in Untersteyermark. Man theilt die Aecker in Joche, deren jedes 1600 Quadratklaftern hält, zu 30 Joch Acker braucht man in Obersteyermark drei Pferde, oder sechs Ochsen und sechs Menschen, in Untersteyermark zwei Pferde, oder vier Ochsen und vier Menschen. Weizen und Korn gibt vier- bis sechsfach, Hafer fünf- bis sechsfach, Gerste fünf- bis zehnfach und türkischer Weizen 30- bis 50fach in den Körnern. Die Wiesen werden drei- bis viermal gemäht. Der Kleebau ist im grätzer Kreise am stärksten, und man führt hier bisweilen 15 bis 1800 Ctr. Saamen aus. An Wein erbaut Untersteyermark viele und gute Arten; an Flachs hat Obersteyermark Ueberfluß. Hanf und Mohn sind ebenfalls nicht unerhebliche Gegenstände des hiesigen Feldbaus. Die Rindviehzucht ist bedeutend, und das Vieh wird den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen geweidet; man zählt gegen 75,000 Ochsen. Im höchsten Schwunge ist das Eisenberg- und Hüttenwesen, und das Werk im Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz liefert allein jährlich über 300,000 Ctr. Die sämmtlichen Kupfergruben des Landes gaben 1789 gegen 5489 Ctnr. Von den Bleigruben gewann man in eben dem Jahre auf 4308 Ctr. 75 Pf. Bleiglätte. Das Salzbergwerk am Sandling gibt jährlich 160,000 Ctr. Die Steinkohlen benutzt man noch nicht gehörig, den Torf aber wendet man beim Salzsieden und den Eisenhämmern an. Verarbeitet werden die Producte des Landes auf vielen Blech- und

Eisenhämmern, Gußwerken, Klingenfabriken, Drathhämmern, Kupferhämmern, Sensenschmieden, Stahl- und Schwefelfabriken, Salpeter- und Vitriolsiedereien, Druckereien, Papiermühlen u. s. w. Man berechnet den Werth der bloß in den Eisenfabriken verfertigten Waaren auf wenigstens 2 Millionen jährlich. Der Handel ins Ausland erstreckt sich größtentheils auf Metallwaaren. Im ganzen Lande sind 20 Städte, 98 Märkte, und 3486 Dörfer. Grätz ist die Hauptstadt, und in einer der reizendsten Gegenden des österreichischen Staats gelegen.

Sthenie, (auch Hypersthenie, von den griechischen Wörtern hyper über und sthenos Kraft, stammend) ist im Brownischen Systeme und der darauf gebauten Erregungstheorie (s. d. Art.) die Form der Krankheit, die in vermehrter Erregung besteht, die sich während der Anlage durch vermehrte Verrichtungen des Körpers und Geistes, in der Krankheit selbst aber durch Vermehrung einiger, und daher rührende Störung andrer Verrichtungen kund gibt. Ursache der Sthenie ist besonders die sthenische Anlage und alle äußern Reize, wenn sie schnell und kräftig wirken. Die Symptome bei entstehender Krankheit sollen folgende seyn: starker Frost, Mattigkeit und Müdigkeit, wie nach starker Arbeit, der Puls mäßig, frequent, stark und hart, die Hitze heftig, der Durst groß, die Secretionen unterdrückt, der Stuhl verstopft, die Haut trocken, der Urin roth, Entzündungen und Exantheme. Bei der Heilung findet die einzige Anzeige Statt, die Erregung so zu vermindern, daß der Mittelgrad derselben, von dem die Gesundheit abhängt, wieder hergestellt wird; und es geschieht dies besonders durch das Entziehen gewohnter Reize, der Säfte. Als wirksamstes antisthenisches Mittel wird daher Blutlassen und ferner auch das Purgiren und Vomiren empfohlen. Eine kühle Temperatur, Enthaltung von Speisen, wässerige Getränke, Enthaltung von Anstrengungen des Geistes wirken ähnlich, und unterstützen obige Mittel, die nach dem Grade der Sthenie in verschiedener Intensität angewendet werden sollen. Wird die Sthenie nicht gehoben, so geht sie in indirekte Asthenie über (s. d. Art. Asthenie). B. P.

Stheno, eine der Gorgonen (s. d.).

Stichomantie (griechisch) heißt eine Wahrsagung durchs Loos, deren man sich schon bei den Römern auf folgende Weise bediente. Man schrieb Verse aus den sibyllinischen Büchern auf mehrere kleine Zettel, mengte diese in einem Gefäße unter einander, und zog dann eins heraus, um dadurch sein künftiges Schicksal zu erfahren. Aehnliches Spiel wird unter den Christen mit der Bibel getrieben. Man steckt eine Nadel aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel, öffnet sie, wo die Nadel haftet, und der Vers, den diese eben getroffen hat, muß als Orakelspruch nach wahrscheinlicher Auslegung über schwankende Entschlüsse und künftige Schicksale entscheiden. Unter den Herrnhutern und Methodisten ist diese Art von Stichomantie sehr gewöhnlich. E.

Sticken ist die Kunst, mit der Nadel vermittelst weißer oder bunter Fäden auf allerhand Zeugen Schrift, Figuren, Landschaften, Porträts und Verzierungen aller Art anzubringen. Diese Kunst wurde im Morgenlande erfunden, wahrscheinlich von den Phrygiern. Zu Moses Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Stikker bekannt; und die Frauen von Sidon galten schon vor dem trojanischen Kriege für berühmte Stickerinnen. Obschon die Griechen die Erfindung der Stickkunst der Minerva beilegten, so ist es

doch gewiß, daß sie durch die Perser nach Griechenland gekommen. Der König von Pergamus, Attalus († 621 nach Erbauung Roms), erfand die Kunst, mit Goldfäden zu sticken. In neuern Zeiten ist diese Kunst noch mehr erweitert worden. Im J. 1782 erfanden drei Fräulein von Wollich im Hannöverischen die Kunst, mit Menschenhaaren zu sticken, wodurch eine große Aehnlichkeit mit radirten Blättern und Kupferstichen hervorgebracht wird.

Stickstoff, Azote, d. i. lebenvernichtend, ist ein allgemein verbreiteter Stoff, der dem Thierreiche vorzugsweise angehört. Er entwickelt sich aus den faulenden Organismen, so wie während ihres Verbrennens mit ihrem Wasserstoffe verbunden, als flüchtiges Laugensalz. Luftförmig, als Stickluft oder mephitische Luft, ist er ein beständiger Bestandtheil der atmosphärischen Luft, und schränkt die heftige Wirkung des Sauerstoffes auf die Verbrennungsprozesse und das Athmen der Thiere etwas ein, weil sie selbst allein weder das Verbrennen noch das Athmen unterhalten kann. (Vergl. den Art. **Gas**).

Stiefel, wird in der Hydraulik beim Röhrwerke diejenige Röhre genannt, worein das Ventil gesetzt und die Pumpenstangen sammt dem Kolben auf und ab bewegt werden.

Stiergefechte. Die Stiergefechte gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier, die, wie die meisten Länder des Südens, öffentliche Kampf- und Schauspiele, bei denen es auf körperliche Stärke und Gewandtheit ankommt, leidenschaftlich lieben. Daher haben auch die schärfsten Verbote der Päpste die Spanier nicht dahin bringen können, dieser Lustbarkeit zu entsagen. Der Vorwurf der Grausamkeit, den man den Spaniern deßwegen macht, scheint wohl übertrieben zu seyn; die Fälle, daß Menschen bei diesen Kampfspielen getödtet würden, sind sehr selten. Die Stiergefechte, welche der König ehemals bei feierlichen Gelegenheiten gab, waren sehr glänzend, und verursachten großen Aufwand. Alles hing dabei von den Befehlen des Königs ab. In der Hauptstadt und in allen größern Städten des Reichs werden diese Stiergefechte (die Spanier nennen sie **Corridas**) entweder von Entrepreneurs, oder für Rechnung einer öffentlichen Casse veranstaltet. Zu Madrid werden den Sommer hindurch regelmäßig zweimal in jeder Woche Stiergefechte gegeben, die für Rechnung des allgemeinen Hospitals administrirt werden. Die gewöhnliche Einnahme bei einem solchen Schauspiele wird auf 2000, und die Ausgabe (wozu besonders die Bezahlung der Fechter gehört, deren jeder seinen bestimmten Lohn erhält) auf 1000 Piaster angegeben. Diese Spiele werden zu Madrid in dem Colliseum gehalten, einem großen Circus mit stufenweisen Sitzen umgeben, über welchen sich eine Reihe Logen erhebt. Alles erscheint dabei in Putz. Die Fechter, welche dieses Geschäft als ihr eigentliches Metier betreiben, kommen in einem bunten, feierlichen Zuge, von einer Magistratsperson geführt, zu dem Kampfplatze; sie sind von verschiedner Art: Picadores (Piqueurs), Fechter zu Pferde, in alter spanischer Rittertracht, Banderilleros, Fechter zu Fuß, in kurzen bunten Wämschen mit Fahnen, und endlich der Matador (der Würger: dessen Name auch in unsern Kartenspielen sein Ansehn behauptet), oder der eigentliche Hauptfechter. Sobald der Corregidor das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Stalle gelassen. Die Picadores, die sich in der Nähe aufgestellt haben, nehmen den ersten Angriff an. Bisweilen wird ein Pferd verwundet, dann muß der Reiter sich durch schnelle Flucht ret-

ten. Eine besondre Art Fußkämpfer, Chulos, unterstützen die Reiter, indem sie den Stier mit ihren Fahnen beschäftigen, und im Nothfall sich durch einen Sprung über die bretterne Wand, welche den Circus einschließt, retten können. Die Banderilleros machen dann ihre Künste, sie suchen dem Stier ihre Banderillas — ausgehölte, mit Pulver angefüllte, und mit Papierschnitzeln umwundne Stäbe, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind — anzuhängen; gelingt es ihnen, so gehen dann die Schwärmer, die im Stocke waren, los, und der Stier läuft wüthend im Circus umher. Nun tritt der Matador mit bloßem Schwerte gravitätisch hervor, und sucht dem Stier den letzten Stoß beizubringen. Wenn dies geschehen ist, so wird der getödtete Stier fortgeschafft, und ein andrer aus dem Stalle gelassen. Ist einer der Stiere zu träg, so werden Hunde auf ihn gehetzt; ist er zu wüthend, so gehen bisweilen viel Pferde verloren. Je größer die Hitze ist, desto wüthender sind die Stiere. Es gibt auch burleske Auftritte dabei; man hat abgerichtete Affen, die auf den Nacken des Stiers springen, ohne von ihm erreicht zu werden; man hält dem Stiere Strohmänner vor, an denen er seine Wuth ausläßt, auch verkleiden sich einige Fußgänger auf eine groteske Art, um den Stier zu necken, und die Zuschauer zu unterhalten.

Stift heißt eine mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten begabte, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Corporation anvertraute Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriff des Stifts entsprechenden Anstalten sind die Klöster (s. d. Art.), nach deren Vorgange sich das Institut des canonischen (geregelten) Lebens der Geistlichen an Kathedral- und Collegiatkirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Canonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten Stifter genannt werden. Das ausschweifende Leben der Weltpriester und Diaconen bewog den Bischof Chrodogang von Metz in der letzten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, die an seiner Kirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Gemeinschaft zu vereinigen, eine Einrichtung, die auf dem Concilium zu Aachen 816 in der Carolingischen Monarchie gesetzlich, und bald bei allen Domkirchen der lateinischen Christenheit nachgeahmt wurde. Seitdem machten die Geistlichen an Metropolitan-, Kathedral- und Collegiatkirchen mit ihren Bischöfen oder Decanen, wie die Conventualen in den Klöstern mit ihren Aebten, ein eng verbundenes Ganzes aus. Sie wohnten in einem Gebäude (Münster), schliefen in einem Saale, speis'ten an einer Tafel zusammen, und wurden von dem Ertrage eines Theiles der Stiftsgüter und Zehnten, der der Bischof oder Decan zu ihrem Unterhalt bestimmte, mit jedem Lebensbedürfnisse versorgt. Wegen ihres canonischen, an die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams gegen die Obern (s. d. Art. **Orden**) gebundenen Lebens erhielten sie den Namen **Canonici**, erwarben als Collegium die Rechte eines geistlichen Senats (**Capitel**), der seinem Bischof oder Decan berathend zur Seite steht, wie das Collegium der Cardinäle dem Papste. So bildeten sich die **Domcapitel**, deren Glieder, die Canoniker, sich **Capitularen**, **Domherren** oder **Stiftsherren** nannten, weil sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachsende Macht mußte ihre Prälaten immer mehr beschränken, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten, und von ihren

Verwandten, wie von den Fürsten unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der bischöflichen Willkühr unabhängig zu machen wußten. Schon im 11ten Jahrhundert entzogen sie sich der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Clausur) und dem Gelübde der Armuth, genossen die ihnen angewiesenen Tafelzehnten oder Präbenden einzeln in besondern Amtswohnungen, und vernachlässigten immer mehr die Abwartung der canonischen Stunden (horae), des Gebets und Gesanges in den Domkirchen. So kam es mit der Verfassung der Domcapitel dahin, daß ihre Glieder, ohne regelmäßig Residenz zu halten, (an dem Orte ihrer Domkirche zu bleiben), und kirchliche Geschäfte zu verrichten, doch die Würde geistlicher Personen zu behaupten, und ein durch bedeutende Einkünfte und Rechte ausgezeichnetes Collegium zu bilden fortfuhren. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Capitularen zu entscheiden, bei Vacanzen (Sedisvacanzen) durch ihre ältesten Glieder das bischöfliche Amt zu verwalten, und die Regierung der Stiftslande zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen, und ihn durch förmliche Constitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Im 14ten Jahrhundert fingen die Capitel an, sich auf eine bestimmte Anzahl von Capitularen zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpste und Fürsten, und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, die sich die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden Capitula clausa, geschlossene Capitel von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den reichsunmittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Capiteln der Bisthümer und Erzbisthümer) von altem Adel seyn und ihre Stiftsfähigkeit durch sechszehn Ahnen beweisen müssen. Während nun diese adeligen Capitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Canonicate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen schon seit dem 12ten Jahrhundert blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (Canonici seculares), welche die eigentlichen Capitularen sind, von den regulirten Chorherren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde ablegen, und theils nämlich in Klöstern zusammenleben, und nach Art der geistlichen Orden mehrere Congregationen (s. d. Art. geistliche Orden) bilden, theils zu Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden, noch an dem Stimmrechte der Capitel Antheil haben. In Stiftern, welche dergleichen Regular-Canoniker nicht aufnehmen mochten, sind bürgerliche Kleriker als Domvicare angestellt, um für eine geringe Besoldung die kirchlichen Geschäfte der Säcular-Domherren zu versehen. Zu den Capiteln gehören diese Vicare eben so wenig, als die regulirten Chorherren. Bis auf unsere Zeiten haben die weltlichen Domherren, die ihren geistlichen Stand nur noch durch die Beobachtung der Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen ihre Prälaten beurkunden, die Freiheit behauptet, ihre Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen, wenn sie nur eine gewisse Zeit des Kirchenjahrs Residenz halten, und sich zu den Sitzungen des Capitels einfinden. Expectanten ihrer Pfründen und Titeln sind die Domicellaren oder Canonici minores, welche zur Anwartschaft auf die Rechte und Einkünfte der Capitularen, die im Vergleich mit ihnen Canonici majores heißen, vermöge einer meist von Familienverbindungen und Einkaufsgeldern

abhängigen Wahl der Capitel gelangen. Sie müssen wenigstens vierzehn Jahr alt seyn, und bei dem Scrutinium ihre Geschicklichkeit im Lateinlesen und Singen, so wie das stiftsfähige Alter ihres Adels beweisen. Bei eintretender Vacanz einer Domherrnstelle rückt der älteste unter ihnen in das Capitel ein, muß aber vorher ein Probejahr hindurch bei der Kathedrale ohne Einkünfte Residenz halten, und in Person den Gottesdienst abwarten, die Horas singen und andre Kirchendienste verrichten, wobei er für jedes Versehn um Geld gestraft wird. Das wesentliche Recht des Canonicats, Sitz und Stimme im Chor und Capitel, haben alle Capitularen mit einander gemein, doch findet nach Verhältniß der Dauer ihrer Theilnahme am Capitel eine Rangordnung und Stufenfolge der Einkünfte unter ihnen Statt, und die ältesten führen die Amtstitel: Propst, Dechant, Senior, Scholasticus, Cantor und Custos. Die beiden ersten sind wie der im Range dem Bischofe am nächsten stehende Coadjutor (erwählter Nachfolger des Bischofs) Prälaten der Kirche. Der Dompropst hat den Vorsitz im Capitel, und hält als Vertreter desselben bei dem Bischof beständig Residenz; der Domdechant führt die Aufsicht über die Domicellaren, der Domscholasticus und Domcantor haben ihre Titel von den sonst mit ihren Canonicaten verbundenen Lehrerstellen an der Stiftsschule. Die Priesterweihe erhalten nur solche Säcular-Domherren, die zugleich wirklich ein geistliches Amt bekleiden. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 verfügten Säcularisation hatten die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Cöln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer, Costanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, so wie die Propsteien Elwangen, Berchtesgaden u. s. w., die gefürsteten Abteien Fulda, Corvey, Kempten u. s. w. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie **unmittelbare Stifter** hießen, und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. Anderwärts hatte es auch vor dieser Säcularisation keine unmittelbaren, mit politischen Souveränitätsrechten begabten Stifter gegeben, doch war die Verfassung der Domcapitel auch bei denjenigen deutschen Erz- und Hochstiftern beibehalten worden, welche zur Zeit der Reformation zum Protestantismus übergetreten waren. Die Verwendung des Papstes und der katholischen Fürsten, welche diese abgefallenen Stifter immer noch wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen hofften, sicherte ihnen auch im westphälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, ausgenommen die mit der evangelischen Confession unverträgliche bischöfliche Würde und die Landeshoheit, welche evangelischen Fürsten zufiel. Nur das ganz protestantische Bisthum Lübeck und das **gemischte**, aus catholischen und protestantischen Capitularen zusammengesetzte Domcapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Catholik und ein evangelischer Prinz aus dem Hause Hannover seyn sollte, behaupteten die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Jetzt sind alle Stifter **mittelbar**, d. h. in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürsten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Capitularen der säcularisirten Stifter wurden in Folge jenes Reichsdeputationshauptschlusses, wie ihre auf das geistliche Amt eingeschränkten Bischöfe auf Pensionen gesetzt, und über die fernere Fortdauer ihrer Domcapitel so wenig beruhigt, daß es nur auf das Ermessen der Fürsten und die Nachgiebigkeit des Papstes ankommt,

wie lange es noch weltliche Domherren geben soll. Die überrheinischen Domcapitel sind unter französischer Hoheit völlig aufgehoben worden, und können auch nach der Rückkehr ihrer ehemaligen Lande unter den Scepter deutscher Fürsten von dem deutschen Bundestage nicht mehr, als die Sicherstellung der Sustentation ihres noch übrigen Personals auf Lebenszeit, aber keineswegs eine Wiederherstellung ihrer ehemaligen Blüthe erwarten. Das Domcapitel zu Münster hat seine Privatrechte zwar auch unter Napoleon zu behaupten gewußt, ist aber von seinem jetzigen Landesherrn, dem Könige von Preußen, nur einstweilen in seiner bisherigen Form anerkannt worden, um unter päpstlicher Mitwirkung so umgebildet zu werden, daß die Ausschließung der Nichtadeligen, die Zulassung von Minderjährigen (Domicellaren) und Nichtgelehrten, und überhaupt von Personen, die dem Dienst der Kirche nicht ihr ganzes Leben widmen, völlig aufhören, und eine dem kirchlichen Zweck und den Foderungen des Zeitgeistes angemeßnere Verfassung an die Stelle der bisherigen trete. Aus diesem Beispiele läßt sich erkennen, welches Schicksal die Ansprüche des alten Adels auf den ausschließlichen Genuß der Pfründen von andern deutschen Stiftern haben werden, wenn auch diese Stifter selbst in veränderter Form fortbestehen sollten. Die meiste Hoffnung auf eine ungestörte Fortdauer können sich gewiß diejenigen machen, welche entweder schon bisher verdiente akademische Lehrer aufnehmen mußten, wie in den evangelischen Hochstiftern Meißen und Merseburg je zwei Domherrnstellen den beiden ältesten Doctoren und Professoren der Theologie und Jurisprudenz in Leipzig gehören, oder ganz in den Händen von Gelehrten und wirklich beamteten Geistlichen sind. In diesem letztern Falle befinden sich die meisten **Collegiatstifter**, welche auch **Neben-** und **Unterstifter** heißen, weil sie, wenn der Papst sie nicht eximirt, und seinem Stuhle unmittelbar untergeben hat, zu dem Sprengel eines Hochstifts gehören. Auch die Collegiatstifter bilden Capitel unter dem Vorsitze eines Propstes oder Dechanten, der ein Prälat der Kirche und der eigentliche Herr und Verwalter der Stiftsgüter ist. Unter ihm stehen der Senior, Scholasticus und Cantor, die übrigen Capitularen heißen nicht Domherren, sondern Canonici, und ihre Kirche nicht Kathedrale, sondern Collegiatkirche. Uebrigens haben die Capitel der Collegiatstifter in Ansehung des Wahlrechtes ihrer Glieder und der Berathung mit ihrem Dechanten oder Propste eine den Domcapiteln ähnliche Verfassung, nur sind die Canonici bei den catholischen Stiftern dieser Art in der Regel bürgerlicher Herkunft, und stets wirklich ordinirte Geistliche, die entweder beständig Residenz halten, oder Pfarrämter bekleiden, die Vicarien aber, die den Dienst bei der Stiftskirche verrichten, die Expectanten ihrer Pfründen, wie die Domicellaren bei den Hochstiftern. Die Canonicate und Präbenden der evangelischen Collegiatstifter, z. B. in Zeitz, welches zu Naumburg, in Wurzen, welches zu Meißen gehört, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademische Lehrer, oder zufolge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder kraft einer landesherrlichen Verleihung, wie im Preußischen, wo der König als oberster Bischof der protestantischen Kirche gewisse Canonicate zu vergeben hat. Ein solcher Canonicus war Gleim zu Halberstadt. Evangelische Domherren und Canonici sind an kein Gelübde gebunden. Außer diesen Erz-, Hoch- und Unterstiftern gibt es noch **weibliche Stifter**, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geistliche oder freie weltliche sind. Die geistlichen

weiblichen Stifter entstanden durch die Vereinigung regulirter Chorfrauen (s. d. Art. geistl. Orden), und gleichen ganz den Klöstern, die freien weltlichen weichen in ihrer Verfassung nur dadurch von der klösterlichen ab, daß die Canonissinnen bloß das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ablegen, doch sich zur Armuth und Clausur nicht verpflichten, und die Freiheit haben, die ihnen vom Stift zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin, welchen Titel die Vorsteherin führt, pflegt sich nebst einigen Canonissinnen, die die klösterliche Einsamkeit lieben, oder sonst keinen Zufluchtsort wissen, im Stiftsgebäude aufzuhalten. Die priesterliche Localaufsicht versieht bei solchen Stiftern ein Propst, und seine Capläne verwalten den Kirchendienst. Da der stiftsfähige Adel seinen Töchtern das ausschließliche Recht auf die Pfründen dieser Stifter zu verschaffen gewußt hat, werden sie insgemein freie weltadelige Damenstifter, und ihre Canonissinnen Stiftsdamen genannt. Außer der Beobachtung der Ehelosigkeit haben sie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen sind lediglich als anständige Versorgungsmittel für unvermögende Fräulein zu betrachten. Doch machen sich einige Stifter dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen jüngere Fräulein im Stiftsgebäude aufnehmen und erziehen. Dieser vernünftige Zweck ist in dem evangelischen Magdalenenstifte zu Altenburg verfassungsmäßig, welches daher unter die vorzüglichsten Bildungsanstalten für die weibliche Jugend des stiftsfähigen Adels gehört. Das freie weltadelige Fräuleinstift Joachimstein in der sächsischen Oberlausitz, welches seine Fundation der Familie von Ziegler und Klipphausen verdankt, hat dagegen nur die Bestimmung, unvermögenden ledigen Fräulein aus dieser und den ihr verwandten Familien einen anständigen Unterhalt zu gewähren. Die Vorsteherin desselben führt den Namen Stiftshofmeisterin und der die Geschäfte eines weltlichen Propstes besorgende Aufseher heißt Stiftsverweser. Die Stifsdamen und Fräulein der protestantischen Stifter verlieren im Fall ihrer Verheirathung die genossenen Präbenden. E.

Stiftshütte, Bundeshütte (nach der veralteten Bedeutung des Wortes Stift, Bund, Verbindung) heißt in Luthers Bibelübersetzung der Reisetempel, den Moses auf dem Zuge aus Aegypten nach Canaan zum Gottesdienste der Israeliten verfertigen ließ. Wie jedes Zelt war auch dieses Tempelzelt so eingerichtet, daß es auseinander genommen, und in einzelnen Stücken von den dazu bestimmten Geschlechtern der Leviten getragen werden konnte. Wo die Israeliten auf jenem Zuge rasteten, wurde die Stiftshütte zusammengesetzt, und nahm einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Brettern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten, und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Ueber diesen Wänden hingen vier Decken von Leinwand, Camelot, Saffian und Fellen, welche zugleich das Dach bildeten. Die vordere, zum Eingang bestimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vordern Abtheilung sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den ungesäuerten Schaubroten, der goldene Leuchter und der Räucheraltar nebst andern Opfergeräthschaften, weil hier die Priester ihre Gebete und die unblutigen Opfer verrichteten. Im Allerheiligsten wurde die Bundeslade verwahrt, welche das Mosaische Gesetzbuch oder Tempelar-

chiv (anfangs nur die steinernen Gesetztafeln) in sich schloß. Der Deckel dieser Lade war an den vier Ecken mit den allegorischen Figuren der Cherubim geschmückt, und hieß der Gnadenstuhl auf dem Jehovathrone. Allein der Hohepriester ging einmal im Jahre am großen Versöhnungstage in das Allerheiligste, um für das Volk zu beten. Das Volk durfte nur den mit reich umhangenen Säulen eingefriedigten Vorhof der Stiftshütte betreten, in welchem vor ihrem Eingange die Altäre und Geräthschaften zu den Brandopfern standen. Die Zubereitung, und die an Gold, Silber, Stickereien und Malereien sehr reiche Ausschmückung aller Bestandtheile dieser Wohnung Jehova's gibt einen hohen Begriff von den Kunstfertigkeiten, welche die Israeliten sich in Aegypten erworben hatten. Die zum Theil kostbaren und seltenen Stoffe konnte der damals schon belebte Handel Arabiens und Aegyptens ihnen zugeführt haben. Sie brachten die Stiftshütte mit nach Canaan, wo sie während der Kriege unter den Richtern mit dem Personal der dazu gehörigen Priesterschaft abwechselnd an verschiedenen Orten aufgestellt, doch stets der Versammlungspunkt der zwölf Stämme war. Bekanntlich ersetzte Salomon dieses tragbare Gebäude, welches der Würde einer fixirten königlichen Residenz nicht mehr entsprach, durch den von ihm erbauten prächtigen Tempel. E.

Stiftskirche (Kathedrale, Dom-, Hochstifts- oder bischöfliche Kirche) heißt eine solche Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochstift verbunden ist, oder doch vor Zeiten verbunden war. Auch die den Hochstiften untergeordneten Stifte, die Nebenstifte, Unter- oder Niederstifte, haften und hafteten von jeher auf gewissen Kirchen, welche man deßhalb gleichfalls im gemeinen Leben Stiftskirchen nennt, die aber eigentlich zum Unterschiede von der Kathedralkirche Collegiatkirchen heißen. (Vergleiche den Artikel Stift.).

Stiftung oder milde Stiftung (pia causa), eine Anstalt, welche einen mildthätigen oder frommen Endzweck hat, z. B. Armenhäuser, Hospitäler, Waisenhäuser u. s. w. Eine milde Stiftung ist nur dann eine moralische Person, und hat nur dann die Rechte derselben, wenn sie vom Landesherrn gestiftet oder bestätigt ist. Solche milde Stiftungen genießen nach dem gemeinen Recht auch die Vorzüge der Minderjährigen, nur müssen sie wegen geschehener Verletzungen innerhalb vier Jahren von dem Zeitpunkte an, wo sie Kunde von dem erlittenen Schaden erhielten, um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (Restitutio in integrum ex capite minorennitatis) nachsuchen. In manchen Ländern gehören die milden Stiftungen auch zu den privilegirten chirographarischen Concursgläubigern. In andern Ländern sind Veräußerungen unter Lebenden von Grundstücken an milde Stiftungen verboten, weil die Grundstücke dadurch in die todte Hand, d. h. aus dem Verkehr kommen. Auch können hinsichtlich milder Stiftungen gültige Pollicitationen, d. h. Gelübde, die auch ohne Annahme für den Gelobenden verbindend sind, geschehen, nur muß das Gelübde eine gerechte Veranlassung (justam causam) haben. Wer z. B. einer milden Stiftung wegen Befreiung aus einer Gefahr ein Geschenk gelobt hat, kann rechtlich gezwungen werden, es zu geben. War aber keine gerechte Veranlassung da, so kann die Erfüllung des Gelübdes nur dann gefodert werden, wenn der Gelobende schon mit der Leistung angefangen hat.

N. P.

Stigma (griechisch), ein eingebranntes Mahl, zum Kennzeichen eines begangenen Verbrechens. Bei den Römern wurden den Sklaven, die gestohlen hatten, oder entlaufen waren, gewisse Buchstaben zum Zeichen ihres Vergehens eingebrannt, wie noch heut zu Tage es in einigen Ländern den zur Galeere Verurtheilten geschieht.

Stilicho oder Stilico, der berühmte Minister des abendländischen Kaisers Honorius. Er war von Geburt ein Vandale, sein Vater ein Feldherr unter dem Kaiser Valens, und er selbst stieg durch seine Talente bis zum Magister utriusque exercitus, d. h. bis zum Anführer der Reiterei und der Fußvölker, und war bei allen Kriegen des Theodosius gegenwärtig. Dieser hatte seine Nichte Serena mit ihm vermählt, welche ihm den Eucherius und zwei Töchter, Maria und Thermantia, nachherige Gemahlinnen des Kaisers Honorius, gebar. Als Theodosius das Reich (395 nach Chr. Geb.) unter seine beiden Söhne theilte, übergab er dem Stilicho die Obervormundschaft über den Honorius, und damit die ganze Regierung des abendländischen Kaiserthums. Da Theodosius ein eifriger Christ war, so ist es wahrscheinlich, daß auch Stilicho sich zum Christenthum bekannte. Von manchen Geschichtschreibern jener Zeit wird er sehr gerühmt, von andern wiederum getadelt. Mit dem Vormunde des Kaisers Arcadius, dem Rufinus, gerieth er bald in heftige Streitigkeiten, die, durch Beider Herrschsucht entflammt, blutige und höchst verderbliche Kriege zur Folge hatten. Um sich des Thrones zu bemächtigen, hatte Rufinus die Gothen unter Alarich in das römische Reich gerufen, welche mit unglaublicher Wuth Alles verwüsteten. Stilicho, nachdem er ein Bündniß mit den Franken geschlossen hatte, eilte mit einem Heere den Morgenländern zu Hülfe; durch die Ränke des Rufinus aber wurden die Völker des Arcadius von ihm getrennt, so daß er, ohne etwas unternehmen zu können, wieder zurückkehren mußte. Indessen gelang es ihm doch, den allgemein gehaßten Rufinus ermorden zu lassen, und mit einem neuen Heere gegen die Gothen aufzubrechen. Er erfocht in Griechenland einige Vortheile über sie, mußte sich aber auf Befehl des Arcadius zurückziehen, weil dessen Staatsminister Eutropius ihn zu einem Frieden mit dem Alarich beredet hatte; und Stilicho wurde nun sogar für einen Feind erklärt. Er, der gern auch die Verwaltung der morgenländischen Provinzen gehabt hätte, rüstete sich zu einem Zuge nach Griechenland, wurde aber durch Empörungen, welche Eutropius in Afrika anstiftete, daran verhindert, und nachdem diese gestillt waren, kam eine Aussöhnung zwischen den beiden Kaisern zu Stande. Bald nachher hatte Italien sehr heftige Anfälle von den Gothen unter Alarich auszustehen, bis Stilicho, durch innere Uneinigkeiten bei den Barbaren unterstützt, sie besiegte, und (403 nach Chr. Geb.) sie nöthigte, Italien zu verlassen. Im folgenden Jahre brachen die Gothen wieder ein, wurden aber von Stilicho geschlagen; dagegen ging Gallien größtentheils durch die Einbrüche der Alanen, Vandalen und Sueven verloren, und in Britannien warf sich ein gewisser Constantinus zum Kaiser auf, der Gallien und Spanien größtentheils eroberte, und vom Honorius als Augustus anerkannt wurde. Stilicho, um sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, machte ein Bündniß mit den Gothen; seine Verrätherei wurde aber von einem gewissen Olympius dem Kaiser entdeckt, der ihn (408) hinrichten, und sich von der Thermantia, die er nach dem Tode der Ma-

ria geheirathet hatte, scheiden ließ, und Stilicho's sämmtliche Güter einzog.

Stilleben, nennt man in der Malerei ein Gemälde, auf welchem Früchte, Confect oder andere genießbare Sachen, z. B. Wein, aber kein lebendiges Wesen vorgestellt sind.

Stilles Meer, ein Name der Südsee (s. d.)

Stimme ist der Inbegriff der Töne, welche durch die Respiration der Thiere hervorgebracht und namentlich in dem Kehlkopfe erzeugt werden. Sie kann daher auch nur in den Thieren sich entwickeln, in denen das Respirationssystem ausgebildeter, und die Lunge und der Kehlkopf wirklich zugegen sind. Viele Insecten bringen freilich mit Willkür ein Geräusch mit den Flügel hervor, das statt der Stimme anzusehen, aber nicht wirklich Stimme ist; die Fische, obwohl groß, aber nur durch Kiemen athmend, sind stumm; erst in den Amphibien, bei denen es zur Bildung der Lunge und des Larynx kommt, ist sie zugegen, aber wenig modulirt, denn der Larynx ist hier noch wenig ausgebildet, hat keine Epiglottis, Ventrikeln und Vocalsaiten. In den Vögeln dagegen, in denen die Lunge und die Luft so sehr vorherrschen, in denen der Larynx nicht nur vollkommen ausgebildet ist, sondern die auch an der Bifurbation der Bronchien eine zweite Stimmritze und überdies noch zum Theil (die Singvögel nämlich) in den Bronchien mehrere der Vibration fähige Lamellen besitzen, ist sie reich an den verschiedenartigsten Tönen. Die Säugthiere besitzen nur einen Kehlkopf, und hier bildet sich der Ton durch stärkeres Ausathmen der Luft, in dem die Vocalsaiten entweder nach Ferreins Meinung in Schwingung versetzt werden, die nach der verschiedenen Anspannung verschiedne Töne gewähren müssen, oder nach Bedarf eine bestimmte Höhle bilden, in welcher der Ton auf ähnliche Weise wie in den Blasinstrumenten erzeugt wird, oder vielleicht auf beide Weise zugleich. Aber auch die Länge der Luftröhre, die vermehrt oder vermindert werden kann, die Capacität der Lungen im Verhältniß zur Weite der Stimmritze trägt wenigstens zur Verstärkung das ihrige bei. Mehr aber wird sie modificirt durch die Epiglottis, durch die größere oder geringere Länge des Canals, der von der Stimmritze bis zur Mundöffnung sich bildet, und durch alle die willkürlichen Veränderungen, die hier noch der Ton erfahren kann. Auch der Einfluß der Stimmnerven ist bemerkenswerth; wird dieser auf der einen Seite durchschnitten, so wird die Stimme schwächer, wird er es auf beiden Seiten, so verstummt sie natürlich ganz und gar. Der positive galvanische Pol erzeugt hohe, der negative tiefe, dumpfe und heisere Töne, wenn sie auf den Stimmnerven wirken. Wie bedeutend und eigenthümlich die Geschlechtsfunctionen auf die Stimme wirken, ist bekannt, aber das warum auch hier nicht erklärt. Es zeigt sich aber dieser Einfluß schon in den Vögeln, die zur Begattungszeit mit ihren Melodien ergötzen, im Weibe, das nach der Pubertät erst Metall und sichere Völle der Stimme bekommt, in dem Manne am auffallendsten, der nach der Pubertät und durch dieselbe den ihm eigenthümlichen Ton, Baß oder Tenor, erhält; Veränderungen, die durch frühere Castration verhindert werden. Aber auch viele andre Affectionen des Organismus, besonders des Nervensystems, erzeugen bedeutende Veränderungen der Stimme, die dieselben in Krankheiten zu einem wichtigen Zeichen machen. Sie kann aber im krankhaften Zustande entweder ganz fehlen (aphonia) oder krankhaft verändert seyn (paraphonia,

cacophonia). In dem letztern Falle ist sie entweder zu stark oder zu schwach, zu tief (vox clangosa, wenn sie zugleich zu stark, und raucitas gravis, wenn sie zugleich zu schwach ist), oder zu hoch (omyphonia, die wieder in die vox cucuriens s. rudens, die zugleich zu stark, und raucitas acuta, die zugleich zu schwach ist, zerfällt). Die mehrsten dieser Affectionen kommen symptomatisch vor, nur selten wird die eine oder die andre als primäre Krankheit beobachtet. Aus ihnen aber ist der Arzt gar oft im Stande, Schlüsse auf das Wesen und die Gefahr der Krankheit zu machen, die den selten trügen werden, der die rechte Beobachtungsgabe besitzt. Freilich läßt sich hier gar nicht alles mit Worten wiedergeben, was man beobachten kann, denn die feinen Nuancen, die zahllosen graduellen Unterschiede lassen sich gar nicht gut beschreiben, und am wenigsten das Talent geben, die nachgeahmte, affectirte Modulation von der natürlichen zu unterscheiden. — Ein sehr schlimmes Zeichen ist aber besonders die Stimmlosigkeit (Aphonie), indem sie von Krampf, Schwäche und Lähmung erzeugt wird. Rührt sie von Krämpfen her, so ist sie noch am wenigsten bedenklich, die Schwäche aber, die Stimmlosigkeit erzeugen kann, ist immer sehr groß, von Lähmung herrührend, ist sie beinahe absolut lethal. — Ist sie mit irritabler Constitution verbunden, so deutet sie auf starke Congestionen und nahen Schlagfluß, nach der Geburt auf Gefahr und Zuckungen, in der Bräune auf Erstickung und Brand, in acuten Krankheiten auf sehr bedeutende Affection der Sensibilität hin. Die zu starke Stimme ist ein sehr gewöhnlicher Zufall in der Raserei; die zu schwache gibt in ihren Graden Kunde von den verschiednen Graden der Schwäche. Die vox clangosa, die so klingt, als ob Jemand in einem hohlen Topf spräche, gewährt in den schwerern Krankheiten ein sehr böses Zeichen, wie z. B. in Metastasen nach dem Kopfe, bei gallichtem Erbrechen, im Sonnenstich, bei der gangränösen Bräune. Die Heiserkeit, wobei die Stimme zu tief ist, deutet im Gallenfieber, im Scharlach, in der Lungensucht, Brustwassersucht, in der Wasserscheu u. s. w. große Gefahr an, unbedenklich ist sie, wenn sie von der Pubertät, Catarrh, eingeathmetem Staub veranlaßt wurde. Die vox cucuriens s. rudens s. pipiens (welche klingt, als ob ein Hahn krähte oder Esel wieherte), ist pathognomonisch in der häutigen Bräune und im Keuchhusten, wird bisweilen auch in der Kopfwassersucht beobachtet, und ist dann ein böses Zeichen, so wie auch in bösartigen Blattern. Die raucitas acuta rührt theils von denselben Ursachen her, als die raucitas gravis, und verändert dann wenig im Urtheile, bei Hysterischen zeigt sie einen bevorstehenden Anfall an. B. P.

Stimme ist ursprünglich die Fähigkeit lebendiger Wesen, und zwar insbesondre der durch Lungen athmenden Thiere, sich durch Laute zu äußern. Beim Menschen verwandelt sich die Stimme in Sprache und Gesang. In der Musik nun insbesondre wird mit dem Worte Stimme zunächst bezeichnet die auf den physischen Organen (des Halses und der Kehle) beruhende Fähigkeit, eine gewisse (größere oder geringere) Reihe musikalischer Töne hervorzubringen, so wie auch die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Töne selbst. Die Güte der Stimme beruht vorzüglich auf der Gesundheit und Kraft der Gehörs- und Stimmorgane, und äußert sich durch Deutlichkeit in der Angabe des musikalischen Tons (Intonation), Reinheit, Leichtigkeit, Stärke, Dauer, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne, dagegen natürliche Fehler oder Krankheit jener Organe (z. B. Engbrüstigkeit,

schwache Lunge), eine fehlerhafte und schlechte Stimme oder Heiserkeit und andre Mängel derselben bewirken. Einige Fehler der Stimme entstehen jedoch durch falschen Gebrauch der Stimme und Herrschaft einzelner Sprachorgane, z. B. das Singen durch die Nase, durch die Zähne, die Gaumstimme u. s. w. Die Bildung der Stimme ist früherhin unwillkürlich; die Stimme erhält durch Uebung nach und nach immer mehr Umfang und Kraft. Die methodische Uebung darf nicht leicht vor dem neunten oder zehnten Jahre beginnen; mit ihr beschäftigt sich die Singschule. Zu welchen Zeiten die Singübungen angestellt werden, wie lange sie jedesmal dauern, ferner, in welcher Haltung der ganze Körper, und insbesondre die Stimmorgane sich dabei befinden sollen, endlich wie diese Uebungen selbst stufenweise nnd zusammenhängend fortschreiten müssen, um die Stimme ganz zu beherrschen, dies lehrt jene mit mehr oder minder Allgemeinheit. Die Verschiedenheit der Stimmen ist so groß, als die der Individuen. In Hinsicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der Stimme, die man auch die vier Stimmen nennt, an, nämlich Sopran (oder Discant), Alt, Tenor, uud Baß (s. d. besondern Artikel). Die erste nennt man die Oberstimme, auch Hauptstimme, weil sie in der Regel die Melodie hat, die letztere ist die eigentliche Grundstimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen, die zwei mittleren heißen Mittelstimmen. Auch gibt es Uebergänge, so unterscheidet man z. B. den hohen Sopran von dem niedern oder halben Sopran (mezzo soprano), den zweiten Discant, welcher jedoch oft mit dem Alt zusammenfällt, den hohen Tenor von dem Barytenor, und zwischen Tenor und Baß den eigentlichen Barytono. Dann hat man das Verhältniß der vier Singstimmen auch auf die Instrumentalmusik übergetragen, und redet auch da von vier Stimmen und vom vierstimmigen Satze, so wie von Discantstimmen oder Discantinstrumenten, Mittel- und Grundstimmen. Zu den erstern gehören die erste Violine, Flöte, Hoboe, Clarinette, Trompete, Posaune, wie auch das erste Horn, zu den Mittelstimmen die zweite Violine, die Viole, das zweite Horn, die zweite Clarinette, zweite Trompete. Die weiblichen Stimmen sind von Natur Discantstimmen oder Altstimmen; die Knabenstimmen dem Tone nach gewöhnlicher Altstimmen, wenn sie auch den Umfang des hohen Discants haben. Bei dem Uebertritt des Knaben in das Jünglingsalter verändert sich die Stimme (s. d. A. Mutiren), und geht aus Discant oder Alt in den Tenor oder Baß, oder eine der genannten Zwischengattungen über. — Ferner nennt man auch ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse jeden einer Singstimme oder einem Instrumente übertragenen Antheil an einem Tonstück, Stimme oder Partie, mag nun derselbe entweder begleitend oder Hauptstimme, oder beides abwechselnd seyn, dann auf abgeleitete Weise auch die besondre Abschrift einer solchen Partie, in welchem Sinne man die (einzelnen) Stimmen der Partitur entgegenstellt. Die Besetzung der Partien durch mehrere Instrumente und Singstimmen derselben Art bewirkt den Unterschied von Solostimmen und Ripienstimmen. In den Solo- oder Principalstimmen befinden sich diejenigen Stellen, welche nur einmal besetzt vorgetragen werden sollen. Eine Ripienstimme (Ausfüllstimme) enthält aber bloß die von mehreren oder allen Instrumenten vorzutragenden Stellen (tutti). Endlich wird auch Stimme ein in den Geigeninstrumenten aufge-



richtetes Stäbchen genannt (eigentlich der Stimmstock), welches dem Drucke der Saiten auf die Decke des Instruments zum Widerhalte dient (s. Violino).

Stimmgabel, s. Stimmung.

Stimmstock, s. Stimme.

Stimmung (in musikalischer Hinsicht). Die musikalische Stimmung besteht in dem Verhältnisse, welches die Töne der musikalischen Instrumente oder Stimmen regelmäßig nach einem gewissen dabei zum Grunde gelegten Tone erhalten. Diese Bestimmung nach einem festen Normalton (Stimmton genannt) ist nothwendig, da der Charakter der einzelnen Tonarten davon abhängt, welcher durch Erhöhung oder Erniedrigung verändert wird, ferner weil alle Instrumente und Stimmen in Höhe und Tiefe ihre bestimmte Gränzen haben, und namentlich dem Sänger wegen gewisser Abschnitte und Verhältnisse in seiner Stimme eine feste Stimmung sehr wünschenswerth ist, um dieselbe mit Sicherheit bewegen zu können. Um einen solchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers, dessen Ton sich so wenig als möglich verändert. Hierzu bediente man sich sonst der Stimmpfeife, einer hölzernen Pfeife, durch welche man einen Ton, oder auch (durch abgemessenes Herausziehen der in einander geschobnen Stücke) die Töne einer ganzen Octave, wie sie auf dem herauszuziehenden Stücke schriftlich verzeichnet sind, angeben kann. Doch ist der Ton der Stimmpfeife von dem stärkern oder schwächern Einblasen abhängig, und daher schwankend und veränderlich. Die Orgelstimmer bedienen sich zur Stimmung des offenen Pfeifenwerks des sogenannten Stimmhorns, eines trichterförmigen Instruments, welches in die Pfeife gesteckt wird. Gewöhnlicher und zweckmäßiger als die Stimmpfeife ist die Stimmgabel, ein gabelförmiges stählernes Instrument, mit deren einer Spitze man an einem festen Körper anschlägt, indem man schnell die Gabel umdreht, und den Griff oder Stiel auf die angeschlagene Stelle aufsetzt, damit durch Erzitterung der Gabel der Ton anklingt, welchen man als Maßstab beim Stimmen anwendet. Letzteres ist bei einigen Gabeln der Ton C, bei andern A (daher C- und Agabeln). Die Verschiedenheit der Stimmung beruht zum Theil hiernach auf der Verschiedenheit der Gabeln, theils auf Herkommen und Willkür. Ferner kommt es nun auch darauf an, welches Verhältniß man den Tönen gegen einander durch Fortschreiten vom Normaltone gibt. (S. Temperatur). Ueber Stimmung der Claviere s. Asioli sul temperamento proprio degl'istromenti stabili (Leipzig bei Hofmeister). Die verschiedene Stimmung der Orchester betrifft gewöhnlich einen geringen Gradunterschied der Höhe und Tiefe; das Maximum mag jedoch das Intervall eines und einen halben Tons betragen. In der Regel lieben jetzt die Sänger eine niedrige Stimmung. Sonst gab es auch den Unterschied des Kammer- und Chortons (s. Kammermusik).

Stipendium hieß bei den Römern die Löhnung der Soldaten. In den neuern Zeiten bezeichnet man damit eine bestimmte Summe, welche jungen Studirenden, die daher Stipendiaten heißen, zur Unterstützung bei ihrem Studiren zu gewissen Zeiten ausgezahlt wird. Auf den deutschen Universitäten gibt es landesherrliche und Familien-Stipendia; die erstern werden von der Behörde verliehen, welche der Landesherr dazu beauftragt hat, die andern gewöhnlich von dem ältesten Gliede der Familie, deren Namen die Stif-

tung führt, und zwar entweder bloß an Mitglieder der Familie, oder auch an Fremde.

Stirnrad heißt in der Mechanik dasjenige Rad, welches die Kammen oder Zähne an der Stirne, d. i. auf seiner Peripherie hat. Die Eintheilung, die Stärke und die Höhe der Zähne sind die wichtigsten Erfodernisse hierbei. Bei der Eintheilung richtet man sich darnach, daß das Getriebe so oft umlaufe, als man zu seiner Absicht nöthig hat.

Stoa, eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie im alten Athen, welche wegen ihrer Ausschmückung mit Gemälden ποικίλη, die bunte, hieß, wurde von dem Philosophen Zeno aus Cittium auf Cypern bei seinen Lehrvorträgen und Unterredungen als Hörsaal benutzt, daher die von ihm gestiftete philosophische Schule den Namen der **stoischen** erhielt. **Zeno**, ein Zeitgenosse Epicurs, um 362 bis 261 vor Chr. Geb., vorher ein Kaufmann, genährt durch den Unterricht der Sokratiker, Cyniker und Akademiker, entschied sich für einen Eklecticismus, der die Resultate seiner Forschung ungeachtet seiner verwaltenden Tendenz zum Anbau der practischen Philosophie auch für die speculative Seite derselben wichtig machte. Philosophie war ihm der Weg zur Weisheit, die Weisheit selbst die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge und ihre Anwendung im Leben Tugend. Die Haupttheile seines Systems, **Logik**, **Physik** und **Ethik**, ordnete er zu einem festverbundenen Ganzen. In der **Logik**, nach seiner Idee der Wissenschaft von den Kriterien des Wahren und Falschen, nannte er die Erfahrung Grundlage aller Erkenntniß; Vorstellungen, deren Merkmale mit allen eigenthümlichen Merkmalen ihrer wirklichen Gegenstände übereinstimmen, wahr, und die Fertigkeit, nach Gründen zu urtheilen, das Kennzeichen der gesunden Vernunft. Seine **Physik** findet in der Natur selbst den höchsten Grund der menschlichen Pflichten, und leitet die sittlichen Gebote aus den Gesetzen der Weltordnung ab. Er nahm in diesem Theile seiner Philosophie zwei unerschaffene, ewige und doch körperliche Principien aller Dinge, die passive Materie und die active Intelligenz oder Gottheit, an, die in der Materie wohnt und sie belebt. Diese Gottheit ist die ursprüngliche Vernunftkraft und ätherisch-feuriger Natur; sie hat die Welt durch Absonderung der Elemente aus der Materie und Gestaltung der Körper als ein organisches Ganzes geschaffen, regiert auch diese Welt, wird aber bei dem Wirken ihrer Vorsehung durch das unabänderliche Fatum oder die Nothwendigkeit natürlicher Gesetze eingeschränkt. Das Weltganze ist nach Zeno's Meinung von der göttlichen Vernunft als seiner Seele durchdrungen, darum auch lebendig und vernünftig, aber zum Untergange durch Verbrennung bestimmt. Die Weltkörper und Kräfte hält er für göttlicher Art, daher die Verehrung mehrerer Götter erlaubt, und ihre Verbindung mit den Menschen diesen wohlthätig sey. Die menschliche Seele läßt er durch Verbindung des schöpferischen Feuers mit der Luft entstanden und mit acht Vermögen, den fünf Sinnen, der Zeugungskraft, dem Sprachvermögen und der Vernunft begabt seyn, letztre aber als ein thätiges Princip das ganze Gemüth beherrschen. Die stoische **Ethik** erklärt den Willen Gottes, der auch die Seele des Menschen belebt, für die Quelle des Sittengesetzes, das den Menschen verpflichte, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, weil nur dieses Streben zu einem harmonischen, mit Gott und der Natur einstimmigen tugendhaften Leben führe, welches die wahre Glückseligkeit sey. Daher war den Stoikern die Tugend das

höchste Gut, und das Laster das einzige Uebel, jedes andre Ding aber gleichgültig oder nur relativ annehmlich oder unannehmlich. Die menschlichen Handlungen nennt ihre Moral geziemend, wenn sie in der Natur des Handelnden einen vernünftigen Grund haben, vollkommen schicklich, und daher pflichtmäßig, wenn sie an sich gut sind, mittlere oder erlaubte, in so fern sie an sich gleichgültig, nur in gewisser Beziehung rathsam oder zulässig werden, Sünden aber, wenn sie der vernünftigen Natur des Handelnden widersprechen. Die Tugend erklärten sie demnach für die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch richtiges moralisches Urtheil und Herrschaft über die Affecten und Leidenschaften erlangt werde; diese Tugend setze die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über die Affectionen sinnlicher Lust und Unlust (Apathie) voraus, sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar, und gebe ihm eine Herrschaft über seinen Körper, die auch den Selbstmord erlaube. Zeno und sein berühmter Schüler und Nachfolger auf dem stoischen Lehrstuhle, Cleanth von Assos, nahmen sich beide im hohen Alter (letzterer durch Hunger) selbst das Leben. Cleanth, vorher ein Faustkämpfer, gab der stoischen Philosophie die Eintheilung in Dialectik, Rhetorik, Ethik, Politik, Physik und Theologie. Die Theologie erweiterte er durch Beweise für das Daseyn Gottes (nach Art des ontologischen), und sprach seine Verehrung des einigen Gottes in einem noch aufbehaltenen trefflichen Hymnus aus. (Cleanthis hymnus in Jovem ed. Sturz 1785, übersetzt von Cludius, Gedicke, Conz und Mohnike). Cleanths Nachfolger, Chrysipp von Soli, bearbeitete die Logik und Dialectik ausführlicher, und erwies in der Physik, daß der Einfluß des Schicksals oder des nothwendigen Causalverhältnisses der Dinge weder die Wirksamkeit der göttlichen Versehung, noch die Freiheit des Menschen, nach vernünftigen Gründen zu handeln, aufhebe. In der Moral unterschied er mit seinen Vorgängern ein natürliches Recht von dem positiven, und bezog jenes auf das gegenseitige Verhältniß der Menschen als gleichartiger Wesen. Seine Nachfolger waren Zeno, Antipater, beide aus Tarsus, Panätius von Rhodus, des letztern Schüler, und dessen Schüler Posidonius von Apamea in Syrien. Uebrigens hatte Chrysipp als fruchtbarer Schriftsteller den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der römischen Philosophen, unter denen sich Seneca, Epictet und Marcus Aurelius Antoninus, der philosophische Kaiser (vergl. diese Art.) für den Stoicismus entschieden; doch haben sie hauptsächlich die practische Seite desselben bearbeitet, und seinen moralischen Rigorismus in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargestellt, deren häufige Berührungspunkte mit den Grundsätzen der christlichen Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Ideen die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Christen gewesen, was aber keinesweges erweislich ist. E.

Stobäus, oder Johannes von Stobi, einer Stadt in Macedonien, gebürtig, lebte im 5ten Jahrhunderte nach Chr. Geb.. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Man hat von ihm noch eine Blumenlese, d. i. eine Auswahl merkwürdiger Sitten- und Denksprüche, theils in Prosa, theils in Versen, welche darum wichtig ist, weil sie eine Menge von Bruchstücken verloren gegangener Schriften enthält. Sie besteht aus vier Büchern, von welchen das 3te und 4te unter dem Titel „Sermonen" auch ein besondres Werkchen ausmacht, und gewissermaßen eine Geschichte der Philosophie in vielen

kurzen Auszügen alter Schriftsteller liefert. Der Inhalt des ganzen Werks ist sehr lehrreich und wichtig. Die beste Ausgabe ist die von Heeren, Göttingen 1792-1801, 4 Bde. Man hat von dieser Schrift nur Eine, und zwar sehr alte deutsche Uebersetzung von Georg Fröhlich, unter dem Titel: Joannis Stobei Scharpffsinniger Sprüche u. s. w. Basel 1551, Fol. Kl.

Stöchyometrie, Elementarmeßkunst. In dem Art. Verwandtschaft (chemische) sind die allgemeinsten Grundzüge einer Theorie der chemischen Verbindungen und Auflösungen gegeben. Man heißt nun insbesondere Neutralität denjenigen Zustand der Auflösung zweier Stoffe, da jeder derselben sein eigenthümliches Kennzeichen verloren zu haben scheint; wie etwa das Küchensalz ein Beispiel abgibt, das aus einer Verbindung von Salzsäure und Mineralalkali besteht, in welcher der eigenthümliche Charakter jedes dieser beiden Elemente erloschen zu seyn scheint. Dabei kommen, wie im Allgemeinen von selbst erhellt, im angeführten Art. aber mit noch mehrerem erörtert ist, auch die quantitativen Verhältnisse jener Stoffe in Betracht, und die Wissenschaft von den quantitativen Verhältnissen, unter welchen die chemischen Stoffe (Elemente) mit einander stehen, wenn sie in Auflösung und Neutralität treten, wird von der neuern Chemie sehr passend mit dem Namen der Stöchyometrie, Elementarmeßkunst, belegt.

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockholm ist die Haupt- und königliche Residenzstadt von Schweden, in der Provinz Upland. Sie liegt theils auf Inseln, theils auf Halbinseln, welche durch verschiedene Brücken zusammenhängen, und solche Ansichten wie die zu Venedig bilden. Die Stadt besteht aus sieben Haupttheilen, als Stockholm, Ritterholm, Helgeandsholm, (d. h. heiligen Geists-Insel), Schiffsholm, Blasiiholm, Königsholm und Ladugardsland; die beiden Vorstädte heißen Norder- und Süder-Malm. Sie hat mehrentheils breite und reinliche Straßen; die Häuser in der Stadt sind meistens von Stein, vier bis fünf Stockwerke hoch, und zum Theil mit Eisenblech und Kupfer gedeckt. In den Vorstädten gibt es noch viele hölzerne Häuser. Stockholm hat zwei schwedische Meilen im Umfange. Man zählt hier zwanzig Kirchen, zwölf Brücken, über 6000 Häuser, und gegen 75,000 Einwohner. Von den Kirchen ist in dem Stadttheile Ritterholm die alte gothische Ritterholmskirche mit den königlichen Begräbnissen bemerkenswerth. Unter den Brücken sind die ansehnlichsten die lange Schiffbrücke, die prächtige steinerne Brücke aus der Stadt nach dem Nordermalm, auch auf Ladugardsland und Königsholm, welche fast 1000 Schritte lang ist, so wie die neue Brücke aus der Stadt nach dem Südermalm. Die Marktplätze sind mehrentheils geräumig. An öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das königliche Residenzschloß mit seiner Capelle und seinen Kostbarkeiten, welches im italienischen Geschmack erbaut und 1754 fertig geworden ist, und in welchem sich die königliche Bibliothek und ein Museum befindet; sodann das Ritter- und Zeughaus, die Bank, die Rathhäuser in der Stadt und auf dem Südermalm, der königliche Marstall, die Münze 2c. Von der Königsholmer Brücke sieht man viele herrliche Privatpaläste der schwedischen Großen. In der Nähe des königlichen Schlosses ist die Statue Gustavs III. und auf dem Ritterhausmarkte sieht man seit 1774 die nach dem Modell des Ritters L'Archeveque gegossen metallene Bildsäule König Gustavs I.

auf einem Piedestal von grünem schwedischen Marmor. In der Vorstadt Nordermalm ist die Statue des großen Gustav Adolphs. Unter die gelehrten und gemeinnützigen Anstalten zu Stockholm gehört vorzüglich die 1739 errichtete, und 1741 bestätigte Akademie der Wissenschaften, welche eine ansehnliche Bibliothek und Naturaliensammlung besitzt, und 1748 das ausschließliche Privilegium erhielt, alle schwedischen Calender drucken zu lassen; ferner die von der Königin Luise Ulrike 1753 gestiftete Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, das Antiquitätencollegium oder Archiv, das königliche Landmessungscomptoir, die Navigationsschule, die Militärakademie, die Mahler- und Bildhauerakademie, das 1688 errichtete Collegium medicum, unter dem 40 Aerzte stehen, die in den Provinzen unterhalten werden, und von denen jeder 600 Thlr. Silbermünze Gehalt bekommt; das Inoculationshaus, die Anstalt für Venerischkranke, die drei Waisen- und Findelhäuser, von denen die zwei ersten 1632 und 1755 auf Kosten der Stadt, das dritte 1753 von den Freimaurern gestiftet ist; die zwei Entbindungshäuser, das 1772 gestiftete Assistenzcomptoir, und das 1773 errichtete freiwillige Arbeitshaus. Der Hafen von Stockholm ist groß und sicher, aber die Einfahrt wegen der vielen felsichten Inseln oder Scheeren gefährlich. Auf den Schiffswersten werden sowohl für die Krone, als für Ausländer Schiffe gebaut. Auch gibt es hier zwei Kanonengießereien. Die Manufacturen sind bedeutend. Es gibt vier Zuckersiedereien, eine Glashütte und Spiegelfabrik, echte und unechte Porzellan-, Seiden-, Wollen-, Tuch-, Barchent- und Segeltuchfabriken, einige vortreffliche Papiermühlen u. s. w. Auf Ladugardsland trifft man eine Maulbeerpflanzung an, von ungefähr 30.000 Bäumen, wo der Seidenbau eifrig betrieben wird. Vom Brunkenberge oder dem neuen astronomischen Observatorium kann man die ganze Stadt übersehen. Bei dem Sabbathsberge ist ein Gesundbrunnen. Auf dem Südermalm befindet sich eine holländisch-reformirte Kirche, und auf dem Rathhause eine russische Capelle. Die Handlung wird durch die Schifffahrt auf dem großen Mälersee ungemein befördert, weil aus allen an diesem See liegenden Städten, Eisen-, Kupfer- und Messingwerken der Transport der Waaren bis nach Stockholm geschehen kann. Stockholm ist der Hauptort des schwedischen Handels. Von den 1003 Kauffahrteischiffen, welche Schweden im J. 1805 zählte, besaß die Stadt 235, Gothenburg nur 152. Unter den Lustgärten und Spazierorten sind der königliche Garten, der königliche Thiergarten mit zwei Gesundbrunnen, verschiedene Privatgärten, und die Umgebungen der Lustschlösser Friedrichshof, Carlsberg und Ulrichsthal, vorzüglich. In Stockholm liegen die königliche Garde und das Artilleriecorps beständig in Besatzung. Es befinden sich hier die höchsten Collegia, ein Oberstatthalter, ein Landeshauptmann, das sogenannte schwedische Hofgericht, eine Admiralität, ein Hallgericht, welches die im Reich verfertigten Waaren prüft, und die Streitigkeiten unter den Manufacturisten schlichtet, eine Generalzollarrendesocietät, ein Lootsencomptoir und ein Brandassecuranzcomptoir, auch vorzüglich gute Anstalten wider Feuersbrünste. Bei der Geburt des jetzt abgesetzten Königs von Schweden (den 1. Nov. 1778) stiftete der königliche Bibliothekar eine Gesellschaft für den öffentlichen Unterricht, die den Namen einer Société littéraire führt.

Stocks, s. Fonds und Fundirte Schuld.

Stoff (in der Nationalökonomie) heißt die ganze Masse von

Dingen, woraus Güter bestehen oder erzeugt werden können. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Stoff, nämlich 1) Urstoff, welcher die ganze rohe Natur bezeichnet, sowohl die Dinge, welche die Natur unabhängig von menschlicher Arbeit bereits hervorgebracht als auch die Urquelle solcher Dinge selbst; vorzüglich also der Grund und Boden. 2) Productstoff, die Masse von Dingen, welche dem Hinzutritt der menschlichen Arbeit ihr Entstehen, wenigstens ihre gegenwärtige Gestalt, verdanken. Derselbe heißt a) natürlicher Productstoff, so lange die Dinge in ihrem ersten rohen Zustande sich befinden, in welchem sie vermittelst der Arbeit des Menschen dem Schooße der Natur entnommen worden, z. B. Getraide; hingegen b) industrieller Productstoff, wenn die Dinge, nachdem sie durch menschlichen Fleiß aus dem Schooße der Natur hervorgegangen, veredelt oder wenigstens auf irgend eine Weise verändert worden sind; z. B. Fabrikwaaren. 3) Capitalstoff, der über das gegenwärtige, höchstens nächste Bedürfniß überschießende Vorrath von Gütern, welche unmittelbar gegen andere Güter umgesetzt werden können, wie z. B. in den meisten Fällen die Metallmünze. Man nennt denselben auch lebendiges Capital. (S. d. Art.) K. M.

Stoiker, s. Stoa.

Stola, ein Kleid, welches in spätern Zeiten die römischen Frauenzimmer trugen, da sie anfangs eben sowohl als die Männer sich mit der Toga bekleideten. Es war ein lange Tunica mit Aermeln, die bis auf die Füße reichte. Sie wurde nicht nur von Vornehmern, sondern auch von Geringern getragen, nur mit dem Unterschiede, daß die Stola der Letztern einen einzigen goldenen Streif, der Erstern aber Streifen von Gold und Purpur hatte, und daß bei diesen unten noch eine breite Borte oder Franze (instita) angenäht war. Oeffentliche Mädchen und Weiber, welche wegen Ehebruchs verurtheilt waren, durften die Stola nicht tragen, daher sie togatae, (die mit der Toga Bekleideten) hießen. Stola im Gegentheil setzte man für ein sittsames, oder auch vornehmes Frauenzimmer, eben so ward auch Instita gebraucht. Wenn daher Ovid in seiner Kunst zu lieben sagen will, daß er mit ehrbaren Frauenzimmern nichts zu thun haben mag, so sagt er: Fern sey von mir die Stola, fern die Instita. Die Sittsamkeit der Frauenzimmer nannte man auch stolatus pudor. — Die Stola, welche zur Ceremonienkleidung der Geistlichen gehört, ist eine lange breite weiße Binde von Seide oder Silberstoff mit Steifleinwand gefüttert, welche die Diaconen über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, die Priester aber über beide Schultern und die Brust kreuzweis herabhängend tragen. Sie ist mit drei Kreuzen bezeichnet, an den Enden oft mit Glöckchen versehen, bei Prälaten mit Stickerei und Perlen geschmückt und zur Verrichtung der Messe unumgänglich nothwendig. Daher Jura stolae s. Stolgebühren.

Stolberg (das gräfliche Haus), ist eines der ältesten deutschen Geschlechter, dessen ursprüngliche Herkunft noch nicht gehörig ausgemittelt ist. Nach Urkunden des Mittelalters führte es ehemals den Namen Stalberg. Sonst blühte es in zwei Hauptlinien, nämlich der Harz- und der Rheinlinie. Die letztere erlosch und ihre Besitzungen fielen an die erstere. Der Stammvater der sämmtlichen noch blühenden Linien war Christoph (geb. 1567, gest. 1638). Sein ältester Sohn Heinrich Ernst (geb. 1593, gest. 1672) stiftete die ältere Hauptlinie, in zwei Aesten, nämlich 1. zu Ilsenburg

(ging schon 1710 aus) und 2. zu Gedern. Dieser letztere Zweig der ältern Hauptlinie theilte sich wieder in drei Aeste, nämlich a) Stolberg-Wernigerode, welcher noch blüht. b) Stolberg-Gedern. Diese Linie erhielt 1742 die reichsfürstliche Würde, erlosch aber 1804 in männlichen Erben. Von den Vaterbrudertöchtern des letzten Fürsten Carl Heinrich war: aa) Luise, die Gemahlin des 1788 verst. Prinzen Carl Stuart, Prätendenten von England; bb) Caroline, als Wittwe von dem Herzog Carl Bernhard von Berwick, Marquis von Jamaica, (Abkömmling des Hauses Stuart-Berwick) vermählt 1793 mit dem Prinzen von Castelfranco; cc) Franziska Claudia, gewesene Ehrendame der franz. Kaiserin Josephine, und Gemahlin des Grafen Nicol. von Arberg und Valengin, ehemal. österreich. Generalfeldmarschallieut. und Generaloberstallm.; nachherigen kais. franz. Kammerherrn und Präfecten des Depart. der Elb- und Wesermündungen. Der dritte Ast der ältern stolbergischen Hauptlinie war c) Stolberg-Schwarza, der 1748 mit seinem Stifter Heinrich August erlosch, worauf der Flecken Schwarza (im königl. sächsischen Antheil vom Hennebergischen) an Stolberg-Wernigerode fiel. Johann Martin, der jüngere Sohn des obengedachten Christoph, wurde Stifter der jüngern stolbergischen Hauptlinie, von welcher seit 1706 die beiden Aeste Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla blühen. Die ältere Hauptlinie, oder die gräfliche Linie zu Stolberg-Wernigerode, besitzt: a) die Grafschaft Wernigerode, im ehemaligen obersächsischen Kreise auf dem Harze. Sie gränzt an Halberstadt, Blankenburg, Hildesheim und Hannover, hat auf fünf Q.M. 14,000 Einwohner, die so wie der Graf größtentheils lutherisch sind. Außer Getraide, Flachs und Zugvieh sind die Forstnutzungen und der Bergbau auf Eisen wichtig. Das Land ist sehr gebirgicht, und der Brocken oder Blocksberg ist der Mittelpunkt des Hochgebirgs. (S. Blocksberg.) Bis 1807 stand die Grafschaft unter preußischer Landeshoheit, jedoch so, daß der Graf seine eigene Regierung hatte, die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, das Bergwerksregal, Münzrecht 2c. besaß. Im gedachten Jahre aber wurde das Wernigerodische zum Königreich Westphalen geschlagen und bildete einen eigenen Canton im Bezirk Blankenburg des Saaldepartements. Nach Auflösung des westphälischen Königreichs wurden die vorigen Verhältnisse sowohl hinsichtlich der Krone Preußen, als auch des Grafen wieder hergestellt. Einen kleinen Antheil an der Grafschaft Wernigerode besitzt Preußen unmittelbar. Die jährlichen Einkünfte des Grafen aus dieser Grafschaft schätzt man auf 20,000 Rthlr. Die Hauptstadt Wernigerode hat 855 gut gebaute Häuser und 5000 Einwohner. Gleich neben der Stadt auf einem hohen Berge liegt das Residenzschloß mit mehreren Jagd- und Lustgebäuden, einem schönen Garten und Thierpark. In der auserlesenen und kostbaren Bibliothek von mehr als 40,000 B. befindet sich eine zahlreiche Bibelsammlung. Die Brandweinbrennereien und das Mühlenwesen, besonders die Oelmühlen der Stadt, so wie die Eisenwerke in der Nähe sind beträchtlich. b) Gehört dem Grafen von Stolberg-Wernigerode (seit 1804) die Grafschaft Gedern (4000 Einw. Hauptort Gedern, ein Flecken) in der Wetterau, unter großherz. hessischer Souverainetät. c) Die drei Herrschaften Peterswaldau, Kreppelholz und Jannowitz in Schlesien, ein großer Wald in der Grafschaft Hohenstein, der Flecken Schwarza im Hennebergischen, 2c. Zur Entschädigung der Grafschaft Rochefort in den österreichischen Niederlanden und für die Ansprüche auf die

Grafschaft Königstein erhielt die gräflich stolbergische Familie 1803 eine ewige Rente von 30,000 Fl. auf die Schiffahrtsoctroi angewiesen. — Der jüngern Linie und zwar den beiden Aesten Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla gehört die Grafschaft Stolberg in Thüringen unter kön. preußischer (ehemals kön. sächsischer) Landeshoheit, zwischen den Grafsch. Mansfeld, Schwarzburg, Hohenstein und dem Anhaltschen. Diese Grafschaft von ungefähr 7 Q.M., mit 19,000 Einwohnern, hat auf der Nordwestseite, am Abhange des Harzes, rauhe Berge mit vielen Waldungen, Silber- und andern Bergwerken; auf der Südostseite aber, in der sogenannten goldnen Aue, überaus fruchtbare Gegenden. Den größern Theil der Grafschaft besitzt Stolberg-Stolberg. Die Hauptstadt der ganzen Grafsch. und die Residenz dieser Linie ist Stolberg am Harze (392 Häuser und 3000 Einw.). Hier ist die gräfl. Canzlei, ein Unterconsistorium, ein Lyceum, ein beiden Linien gemeinschaftl. Bergamt, und eine Poststation. In der Nähe sind Kupfer- und Eisenbergwerke. Roßla, ein Flecken mit 1200 Einwohnern am Flusse Helm, ist die Residenz der Linie Stolberg-Roßla, welche hier ein Schloß, eine Canzlei, und ein Unterconsistorium hat. Auch ist eine Poststation daselbst. Flachsbau und Viehzucht ist sehr beträchtlich. Stolberg-Roßla hatte auch noch gemeinschaftlich mit dem Hause Schwarzburg einen Antheil an den beiden Aemtern Heeringen und Kelbra, die jedoch jetzt ganz unter kön. preuß. Landeshoheit stehn. Stolberg-Stolberg hat einen Antheil an der Grafschaft Hohenstein (Amt Neustadt, unter hannöverscher Hoheit). Die Güter der Linie Stolberg-Stolberg werden Schulden halber sequestrirt. Stolberg-Roßla besitzt auch einen Theil der Grafschaft Königstein, 1⅓ Q.M. mit 3600 Einw. und der Stadt Ortenberg an der Nidder, unter großherz. hessischer Hoheit. Hier ist das Residenzschloß der Grafen von Stolberg-Roßla. Beide Linien bekennen sich, so wie das gräfliche Haus Stolberg-Wernigerode, zu der evangelisch-lutherischen Religion, jedoch mit Ausschluß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, der mit seiner Familie 1800 zur römisch-catholischen Kirche übertrat, (s. weiter unten Friedrich Leopold Gr. zu Stolberg). Zur Zeit der noch bestehenden deutschen Reichsverfassung gehörten die Grafen von Stolberg zum wetterauischen Grafencollegium.

Stolberg (Christian, Graf zu), einer unsrer vorzüglichen Dichter, geboren zu Hamburg den 15. Oct. 1748. Sein Vater, Christian Günther, war königlich dänischer Kammerherr, Geheimerrath und Oberhofmeister der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Der Graf Christian studirte, nachdem er und sein Bruder Friedrich Leopold (s. unten) in dem väterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung genossen hatten, in den Jahren 1769 bis 1774 in Göttingen. Hier gehörte er nebst seinem genannten Bruder zu dem schönen Freundes- und Dichterbunde, welchen mit ihnen Boje, Bürger, Miller, Voß, Hölty, Hahn, Closen, Leisewitz, Overbeck, Cramer bildeten, und dem unsere schöne Literatur so viel verdankt. 1777 ward Graf Christian Amtmann zu Tremsbüttel in der holsteinischen Landschaft Stormarn, nachdem er schon vorher längere Zeit königlich dänischer Kammerjunker (späterhin Kammerherr) gewesen war, und vermählte sich mit der in mehreren seiner Gedichte hoch gefeierten Luise, Gräfin von Reventlau, verwitweten Hofjägermeisterin von Gramm. 1800 legte er sein Amt zu Tremsbüttel freiwillig nieder, und lebt seitdem auf seinem Gute Windebyn bei Eckernförde im Holsteinischen. Nicht

immer erreicht dieser herrliche Dichter in Hinsicht des Feuers, der lebhaften blühenden Phantasie, der Hoheit und Erhabenheit der Bilder seinen jüngern Bruder; aber doch herrscht auch in seinen Gedichten eine edle hohe Begeisterung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls, ein starker kraftvoller Ausdruck, Neuheit der Gedanken, Zartheit und Lieblichkeit, und eine meist glückliche leichte Versification. Wir verdanken ihm nicht bloß als Dichter, sondern auch als Uebersetzer aus dem Griechischen manches. Außer den vielen, in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichten, welche leider noch immer nicht gesammelt sind, erschienen in eigenen Sammlungen von diesem Dichter 1. Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Leipzig 1779. Von dem Grafen Christian sind in dieser Sammlung mehrere lyrische und elegische Stücke, Balladen und einige Uebersetzungen aus dem Anakreon und Theokrit enthalten, 2. Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, erster Theil, Leipzig 1787. Von den in diesem ersten Bande (ein zweiter erschien bis jetzt nicht) enthaltenen vier Schauspielen: Theseus, Balsazar, Otanes und der Säugling, gehören dem Grafen Christian das zweite und das dritte. Obgleich es anfangs schien, daß die beiden Dichter sich das griechische Trauerspiel zum Vorbilde genommen hätten, so haben sie doch eine ganz neue Gattung, die das Drama, so viel möglich, episch zu machen sucht, geschaffen. Offenbar sind also diese Schauspiele weder für theatralische Darstellung geeignet, noch von den beiden Verfassern bestimmt. Es scheint übrigens mehr Fleiß auf die Bearbeitung des iambischen Dialogs, und besonders der Chöre, als auf die Oekonomie der Handlung verwandt zu seyn. Seine gesammelten Uebersetzungen sind 1. Gedichte aus dem Griechischen, übersetzt von Christian Gr. zu Stolberg, Hamburg 1802, 8., enthaltend dreißig Homerische Hymnen, und unter ihnen den Hymnus an Demeter, neun Idyllen Theokrits, mehrere Gedichte des Moschus, Bion, Proklus und Anakreon, auch Hero und Leander von Musäos; 2. Sophokles übersetzt von Chr., Grafen zu Stolberg, Leipzig, 2 Bde. Voran steht das Leben des griechischen Dichters, und jedem Stücke ist ein von dem Uebersetzer selbst verfertigter Prolog vorgesetzt. Die Uebersetzung selbst ist in fünffüßigen Jamben, die Chöre sind in lyrischen Sylbenmaßen verfaßt. Im deutschen Museum befindet sich, außer mehreren andern Uebersetzungen, auch eine der Batrachomyomachie oder des Frosch- und Mäusekriegs des Homer, von Chr. Grafen zu Stolberg. Das Neueste, was er uns geliefert hat, ist: die weiße Frau, sieben Balladen, Berlin 1814, 12; herrliche Gedichte, in denen die edelsten Gesinnungen mit jugendlicher Kraft und Fülle dargelegt sind.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), Bruder des vorigen, und ein noch berühmterer Dichter und Schriftsteller, wurde geboren den 7. Nov. 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt. (Man vergleiche den vorhergehenden Artikel.) Er war anfangs königl. dänischer Kammerjunker, und seit 1777 fürstbischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister in Copenhagen. 1782 vermählte er sich mit Agnes von Witzleben, welche er in mehreren schönen Gedichten besungen hat, die aber schon 1788 starb, und ihm einen Sohn und drei Töchter hinterließ. 1789 wurde er königl. dänischer Gesandter zu Berlin, und vermählte sich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern. 1791 ward er Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und Domherr

zu Lübeck, 1797 Ritter des russischen St. Annen- und Alexander-Newskiordens. Im J. 1800 legte er seine sämmtlichen Aemter nieder, begab sich nach Münster, und trat mit seiner ganzen Familie (bis auf die älteste Tochter Agnes, welche jetzt mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählt ist) zur römisch-catholischen Kirche über. Dieser Uebertritt erregte um so größeres Aufsehen im protestantischen Deutschland, als der Graf Friedrich Leopold sich in einem so betitelten: Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielvogt in Schweden, auf das heftigste der Einführung der neuen schleswig-holsteinischen, vom Generalsuperintendenten Adler verfaßten Kirchenagende widersetzt, und sich, was er früherhin nicht war, als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt hatte. Die nicht geringen Opfer, die er seinem Entschluß bringen mußte, unter denen der Verlust vieler äußern, für seine zahlreiche Familie sehr wichtigen Vortheile noch das geringste war, die Gefahr, nicht nur von der vorlauten Menge, sondern selbst von ehrenwerthen Menschen, ja von geliebten und hochgeachteten Freunden verkannt, gemisdeutet und getadelt zu werden, konnten ihn nicht davon abhalten. Zu letztern gehörte J. H. Voß, der noch jetzt den herbsten, aber gerechtesten Tadel über ihn ausgesprochen (vergl. Voß.) — Er gab nach seinem Uebertritte heraus: Zwei Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion und von den Sitten der catholischen Kirche, Münster und Leipzig 1803. Seit 1807 erschien von ihm seine Geschichte der Religion Jesu Christi (bis jetzt 15 Bde), ein in vieler Hinsicht sehr schwaches Werk, welches aber von dem Papst so wohl aufgenommen worden, daß derselbe davon eine italienische Uebersetzung hat veranstalten lassen. Auch ist eine holländische Übersetzung erschienen. Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetische Gemählde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman die Insel und durch seine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien, als Uebersetzer durch die Iliade, Platons auserlesene Gespräche, einige Tragödien des Aeschylos, und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Freiheit, und für alles, was je dem edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist. Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern sich dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange, und es ist überraschend, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambe, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens, einen Verfasser haben. (S. deutscher Merkur 1776, December.) Auch die meisten von Friedrich Leopolds dichterischen Werken sind noch, gleich denen seines Bruders, in vielen Sammlungen und Zeitschriften zerstreuet. Seine Jamben (Leipzig 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile der Zeit. Seine letzten poetischen Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte, wozu ihn die Jahre 1812 bis 1814 veranlaßten. Ein erhabener kühner Schwung, große, glänzende Gedanken, ein heiliger Eifer für Freiheit, Recht und Vaterland, blühende Phantasie, und ein meist glücklicher Versbau geben auch diesen Gedichten einen hohen Werth. Möchte es bald den beiden edlen Sängern gefallen, eine vollständige Sammlung ihrer Werke erscheinen zu lassen! Als Historiker hat sich Friedrich Leopold auch ausgezeichnet durch sein „Leben Alfreds des Großen," 1815 erschienen, das schon

durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte, und durch die gründliche, feine und gewandte Behandlung des herrlichen Gegenstandes sich an die besten vaterländischen Werke der Art anschließt.

Stolgebühren, jura stolae, nennt man die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Confirmations-, Beicht- und ähnliche priesterliche Handlungen von denen, welche sie verlangen, an die Geistlichen zu entrichten sind, weil die **Stola** (s. d. Art.) der ämtliche Schmuck der zu solchen Handlungen befugten Geistlichen ist. Unter den Protestanten wird die Stola zwar nur noch von den Geistlichen der englischen Kirche getragen, den Ausdruck „**Stolgebühren**" haben jedoch auch die Lutherischen und Reformirten aus dem alten Kirchenrechte zur Bezeichnung der Accidentien ihrer Pfarrer beibehalten. Unter die Rechte des Klerus ist die Foderung solcher Gebühren nur allmählig gekommen. Wie die Lehrer der alten Kirche überhaupt blos durch freiwillige Gaben (Oblationen) ihrer Gemeinen unterhalten wurden, so war es auch lange dem Gutdünken der Laien überlassen, ob und wie sie ihre besondre Erkenntlichkeit für die obengenanaten priesterlichen Amtshandlungen bezeigen wollten. Was bei solchen Gelegenheiten in die Opferstöcke der Kirchen einer Diöcese kam, floß noch im 6. Jahrh. der Kirchencasse des Bischofs zu, der davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Seitdem erhielt aber jeder Pfarrer die Befugniß, dergleichen Accidentien in seiner Parochie allein und für sich selbst einzunehmen, daher sie nun Parochialrechte, durch das Herkommen gleichsam gesetzlich und nach und nach auf gewisse Taxen gebracht wurden. Jedoch wiederholten die Kirchenversammlungen bis in das 10. Jahrh. die Verordnung, daß die Pfarrer sie nicht fodern, sondern nur, wenn sie freiwillig gegeben würden, annehmen dürften. Erst im 16. Jahrh. wurde aus dieser Erlaubniß ein durch die geistlichen Behörden bestätigtes Recht (jus), daher diese Gebühren nun jura stolae hießen. Die Taxen derselben sind verschieden, wie die Formen und Namen, unter welchen sie entrichtet werden; unter den Protestanten in Deutschland hat jede Parochie darin ihre eigne Einrichtung, so daß die wenig bestimmten, allgemeinen Kirchengesetze hierüber sich nach der Gewohnheit jedes Orts modificiren. E.

Stoll (Maximilian), ordentlicher öffentlicher Lehrer der Clinik auf der Universität zu Wien, war geboren am 12. Oct. 1742 in dem fürstlich schwarzenbergischen Flecken Erzingen, wo sein Vater Wundarzt war. Nachdem er den ersten Unterricht von einem verwandten Priester erhalten, sollte der neunjährige Knabe unter Anleitung des Vaters die Wundarzneikunst erlernen. Ungern fügte er sich in den Willen des Vaters, denn sein Sinn war für höhere Weisheit; als er aber nach anderthalbjähriger Lehrzeit einst seinem Vater in der Behandlung eines Landmanns, der sich beim Baumfällen die linke Hand abgehauen hatte, Hülfe leisten sollte, ward er von dem Anblick der Wunde so erschüttert, daß der Vater nachgeben mußte. Der junge Stoll verließ die Wundarzneikunst, erlernte in seiner Heimath Latein, und begab sich dann nach Rotweil ins Collegium der Jesuiten, wo ihn zuerst der berühmte und orthodoxe Merz in den Humanioribus unterrichtete. Der Vater hoffte immer noch, sein Sohn werde einst zur Chirurgie zurückkehren, allein dieser entschloß sich, den geistlichen Stand zu wählen, und ließ sich 1761 in den Orden der Gesellschaft Jesu aufnehmen. Nach dreijährigem Noviciat ging er als Lehrer der Humaniora nach Halle in Tyrol, konnte seinen Vortrag aber nicht genug nach den Regeln des Ordens modeln, ward

deßhalb nach Ingolstadt, und bald darauf nach Eichstädt versetzt, und als er sich endlich ganz mit seinen Vorgesetzten entzweite, trat er 1767 aus dem Orden. In Straßburg fing er an Arzneikunde zu studiren, nach einem Jahre wählte er die hohe Schule zu Wien, und den berühmten de Haen zum Lehrer, 1772 erlangte er daselbst die Doctorwürde. Seine erste Anstellung fand er bald als Kreisphysikus in Ungarn, wo er seine Beobachtungen über das ungarische Fieber niederschrieb. Sein großer Eifer, die Natur treu zu studiren, und die Ungewißheit aus den Resultaten seiner Kunst zu verdrängen, beschäftigte ihn rastlos, hätte ihn aber beinahe vermocht, die Arzneikunst abermals zu verlassen. Zwei Jahre lang blieb er in Ungarn; viele Arbeit und schwere Krankheiten hatten seine Gesundheit geschwächt, er kehrte, um sie wieder herzustellen, nach Wien zurück. Hier fand er seinen Lehrer Haen krank, und nahm nach dessen Tode 1776 aus Störks Händen die öffentliche Professur der practischen Arzneikunde an. Er glänzte hier als einer der ersten Lehrer Deutschlands durch Talent und Erfahrung; die Fürsten Kaunitz, Czatorinsky, die Feldmarschälle Haddick und Laudon waren seine Freunde und er ihr Arzt. Viel that er während dieser Zeit für das Einimpfen der Blattern, wozu er jeden Sommer einen eigenen Garten miethete. Stoll war auch ein Kenner und Freund der griechischen Sprache. Sein einziger Sohn war der später als Dichter rühmlich bekannt gewordne Ludwig Stoll, der 1816 zu Wien starb. Im J. 1788 herrschte in Wien ein entzündliches rheumatisches Fieber, das die Sage zu einer ansteckenden Krankheit umschuf, und wovon Stoll selbst befallen wurde. Seine Genesung war von kurzer Dauer, eingewurzelte Gicht verursachte ihm am 22. Mai ein plötzliches und heftiges Fieber, woran er schon am 23. starb. Er hat mehrere medicinische Schriften von großem Werth hinterlassen.

Stollen sind beim Bergbau unterirdische, in den Berg hineingetriebene, und in horizontaler Richtung angelegte Gänge, welche zur Befahrung der Bergwerke, zur Herausförderung der Erze, zum Ablauf der Wasser und zur Beförderung des Luftzuges dienen. Man theilt sie ein in Tagestollen, welche bei nicht tiefen Schachten die Wasser ableiten; in Versuchsstollen, deren Zweck es ist, Erzlagerstätten zu untersuchen; Wasserstollen, welche die in dem Berge befindlichen Wasser sammeln, und zum Maschinenbetrieb herbeiführen sollen; Wetterstollen, um Wetter oder guten Luftzug zu verschaffen; Erbstollen, welche die sogenannte Erbteufe (zehn Lachter und eine Spanne) einbringen müssen, und dann einer besondern Gerechtigkeit genießen; und Hülfsstollen, die den Erbstollen zu Hülfe kommen, wenn sie die Wasser nicht mehr tragen können.

Storace, ein italienischer Tonsetzer, Bruder der berühmten Sängerin Storace (einer Schülerin Sacchini's), welche 1780 im Theater zu Florenz sang, dann von 1784 — 1787 in Wien, und seit 1790 in London am Drurylanetheater angestellt war. Storace war mit ihr zwei Jahre in London, und hat drei englische Opern componirt, welche größtentheils mit Beifall gegeben wurden. Auch hat er die italienische Oper gli Sposi malcontenti geschrieben. In Deutschland ist er durch seine Cavatinen und Duetts für Singstimmen mit Begleitung des Fortepiano's bekannt, und seine Stücke sind wegen ihres einschmeichelnden, fließenden Gesangs sowohl bei Dilettanten beliebt, als auch angehenden Sängern zur Uebung des guten Vortrags zu empfehlen. Er starb im J. 1817.

Storax, das Harz des Storaxbaumes, welcher in den wärmern Ländern von Europa, vornehmlich aber in Asien und Afrika wächst. Er quillt aus der Rinde nach künstlichen Einschnitten oder Verletzungen, und wird in der Medicin zum Veräuchern kalter Geschwülste, zu Pflastern und Salben gebraucht. Man unterscheidet eigentlich drei Sorten Storax, von denen die eine in Körnern, die andre in Stücken, die dritte (das gemeine Storax) in großen hellbraunen Klumpen besteht. Die beiden ersten Sorten sind wohlriechend und theuer; ob die dritte überhaupt vom echten Storaxbaume, und nicht vielmehr vom Amberbaum herrührt, ist zweifelhaft. Es sind Holzspäne mit einer balsamartigen Flüssigkeit durchdrungen, welche sich zwischen zwei heißen Platten auspressen läßt.

Storchschnabel, ein Instrument zum proportionirten Verkleinern gezeichneter Gegenstände. Das Ganze besteht aus fünf Linealen, wovon vier mit Wirbeln, und daher beweglich in quadratischer Form verbunden sind. Diese Lineale haben in gleichen Entfernungen Löcher, so daß ein fünftes Lineal quer von einer parallelen Seite zur andern gelegt und befestigt werden kann. In einer Ecke der vier verbundenen Lineale befindet sich statt des Wirbels eine Schraube angebracht, und in der gegenüber stehenden Ecke ist an gleicher Stelle ein Stift befestigt. Die Schraube wird in einen Tisch oder in ein Brett befestigt, und in eines der Löcher des querüberliegenden fünften Lineals, genau in der Diagonale zwischen Schraube und Stift, ein Bleistift befestigt. Fährt man nun mit dem obern Stifte längs des Umrisses einer Zeichnung hin, so wird, weil dadurch die Lineale sich alle bewegen, und daher das Viereck bald zu einem Quadrate, bald zu einer Raute wird, die in dem Mittellineale eingesetzte Bleifeder die Zeichnung auf einer ebenen Fläche (gemeiniglich Papier) nachbilden. Je näher das Mittellineal nach der Schraube zu liegt, also je entfernter vom Zeichenstifte, um desto kleiner wird die Verjüngung werden. Man wendet dieses Instrument besonders bei Verjüngung von Schattenrissen an. P. S.

Storr (Dr. Gottlob Christian), Consistorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart. Dieser in der Geschichte der wirtemberger Gelehrten Epoche machende Theologe war 1746 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater in hohen geistlichen Würden und glücklichen Vermögensumständen lebte. Früh entwickelte sich hier jene christliche fromme Lebensansicht, die ihn stets begleitete. Schon als Knabe zeigte er, unbeschadet der jugendlichen Heiterkeit und Lebendigkeit, eine gewisse ernste Würde, eine Hinneigung zu dem Wahren und Gehaltvollen. Eine langwierige Augenkrankheit, die auch später von Zeit zu Zeit wiederkehrte, erlaubte ihm nur das letzte Jahr vor dem Anfang seiner akademischen Studien das Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen. Häuslicher Unterricht theils seines Vaters, theils andrer Privatlehrer mußte diesen Mangel möglichst ersetzen. Einen wichtigen Einfluß auf ihn hatte dies Augenübel, das oft Wochen lang ihm jede Beschäftigung unmöglich machte, auf seine Denkweise dadurch, daß es ihn gewöhnte, in sich selbst einzukehren, und in der Stille des Selbstdenkens jene Gründlichkeit zu entwickeln, die, mitunter fast peinlich, immer aber ein sehr wichtiger Vorzug seiner gelehrten Arbeiten ist. Sechzehn Jahre alt bezog er die Universität Tübingen und trat sofort in das theologische Seminar, eine in jeder Hinsicht musterhafte Anstalt. Drei Jahre beschäftigten ihn hier vorbereitend Philologie, Geschichte, Philosophie, und besonders Mathematik. Sein

philosophisches Studium mit einer Dissertation: De physica ad majorem simplicitatem reducenda, 1765 beschließend, ging er zum dreijährigen Cursus der Theologie über, wo Cotta, Sartorius, Clemm, Reuß seine vornehmsten Lehrer waren, deren letzter nachher sein Schwiegervater wurde. Auch diese Periode seiner theologischen Bildung beschloß er mit der berühmt gewordenen Abhandlung: Qua insigne de Christo oraculum Esaj. 52, 13–52, 12. illustratur (1768). Im nächsten Jahre ging er mit seinem Bruder, dem Arzt, auf Reisen. Er durchreis'te die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. Der gelehrte Valkenaer und J. J. Schultens, deren Schüler er in Leyden ward, führten ihn in die Tiefen des classischen Alterthums ein, und gaben seiner Theologie die philosophische Richtung, die ihr so sehr zum Vorzug gereicht. In Paris traf er mit Schnurrer und Griesbach zusammen, die gleiche Studien zu den Schätzen der dortigen Bibliothek geführt hatten, und schloß mit ihnen eine dauernde Freundschaft. Im J. 1772 kehrte Storr in sein Vaterland zurück, und bald machten seine Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen des N. T. (1772), und über die arabischen Evangelien (1775) seinen Namen im In- und Auslande berühmt. Er stieg schnell von einer Stufe der Beförderung zur andern. Im J. 1772 wurde er Repetent im theologischen Seminarium zu Tübingen; 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart. Im nämlichen Jahre kehrte er als außerordentlicher Professor der Philosophie wieder nach Tübingen zurück, 1777 trat er ein außerordentliches theologisches Lehramt an, und erhielt die theologische Doctorwürde. 1780 wurde er vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger; 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superattendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger; und 1797 rief ihn sein Fürst als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. — Wirtembergs Theologen haben sich stets durch Gründlichkeit und durch kräftiges Festhalten an evangelischer Rechtgläubigkeit ausgezeichnet, und auch in diesen Eigenschaften stand Storr als der Tonangebende an ihrer Spitze. Die größten Verdienste hat er um Exegese, Dogmatik und hebräische Sprachkenntniß. Seine Observatt. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientalischen Sprachforschern einen bleibenden Ruhm erworben. Sein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jesu (2te Auflage, Tübingen 1809) zeigt ihn in seiner Größe als Exeget. Als solchen und als Kritiker hat er sich nicht weniger in seiner Schrift über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis (1786), in seiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Dissertatt. in Apocalyps. quaedam loca beurkundet. Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, wo seine Verdienste vielleicht noch nicht genug anerkannt sind. Sein Compendium: Doctrinae christianae pars theoret. e sacr. Lit. repetita (1793) deutet schon auf dem Titel den Geist der Behandlung an. — Er starb 1805. Nach seinem Tode gaben seine Freunde, Süskind und Flatt, zwei Bände seiner Predigten heraus, denen eine sanfte, wohlthuende Wärme nicht fehlt, wiewohl sie allerdings — mit unendlicher Gelehrsamkeit den Grund des Glaubens erforschend — zu rein lehrend, zu sehr entblößt von allem Schmuck sind.

Stosch (Samuel Johann Ernst), ein gelehrter und scharfsinni-

er deutscher Sprachforscher, geboren 1714 zu Liebenberg bei Potsdam, studirte zu Frankfurt an der Oder, wurde schon 1735 auf dem Schweizercolonistendorfe Lino bei Rheinsberg als Prediger angestellt, nd 1769 nach dem nicht weit davon gelegenen Schweizercolonistendorfe Lübersdorf gleichfalls als Prediger berufen. 1782 wurde er königlicher Hofprediger an der Schloßkirche zu Cüstrin, Consistorialrath und Inspector einiger reformirten Gemeinen in der Neumark. Seine letzten Jahre verlebte er, von seinen Amtsgeschäften entbunden, in Berlin bei seiner Familie, und starb 1796. Als Sprachkundiger, und besonders um die deutsche Synonymik hat er sich durch äußerst lehrreiche und gründliche Untersuchungen verdient und bekannt gemacht: Versuch einer richtigen Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, 3 Theile, 2te Auflage, Frankfurt an der Oder 1777, 8. — Kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, ebend. 1775, 8. — Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache, drei Stücke, Berlin 1778, 8., und Neueste Beiträge u. s. w. Nach seinem Tode und mit seinem Leben herausgegeben von C. L. Conrad 1798. Außerdem war er in diesem Fache ein sehr thätiger Mitarbeiter an der Allgem. deutschen Bibliothek.

Stosch (Philipp von), ein berühmter Archäologe, geb. 1691 zu Cüstrin. Er studirte von 1796 an mehrere Jahre zu Frankfurt an der Oder Theologie, und besonders Alterthümer, reis'te, um die berühmtesten Kunstwerke kennen zu lernen, und selbst Antiken zu sammeln, durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien, war nachher englischer Agent zu Rom, und lebte seit 1731 in Florenz, wo er 1757 starb. Er besaß eine für einen Privatmann ungemein große und wichtige Sammlung von Antiken, alten und neuen Münzen, Originalstücken der berühmtesten Mahler, Kupfer- und Holzstichen, Naturalien, Handschriften u. s. w.; besonders aber geschnittene Steine und Pasten, in welchen sich die Ideen der Künstler im mannichfaltigsten zeigen. Winkelmann theilte eine Beschreibung davon in einem eigenen Werke: Description des pierres gravées du feu Baron Stosch, Flor. 1760 mit. Er selbst hatte schon 1724 in Amsterdam: Gemmae antiquae caelatae sculpt. imaginibus insignitae etc. in Fol. herausgegeben, wozu Bernard Picard die Kupfer stach, und die Limiers ins Französische übersetzte. Das Hauptcabinet der Stoschischen Gemmen kaufte Friedrich der Große. Der Kunsthändler Frauenholz in Nürnberg besitzt dies Cabinet in Schwefelabdrücken, und ließ davon eine Auswahl der schönsten und lehrreichsten in Kupfer stechen, und mit gelehrten und artistischen Anmerkungen von Schlichtegroll begleiten.

Stoß der Körper. Was man unter Stoß der Körper verstehe, ist aus der Erfahrung hinreichend bekannt; nicht so leicht ist es, die verwickelten Gesetze des Stoßes aufzufassen. Wir müssen uns zuerst erinnern, daß es in jedem Körper einen Punkt, seinen Schwerpunkt, giebt, in welchem man sich seine ganze Masse vereint vorstellen kann. Mit Beziehung darauf, heißt der Stoß central oder excentrisch, nachdem die Richtung, in welcher sich der Schwerpunkt des stoßenden Körpers bewegt, auch durch des gestoßnen Körpers Schwerpunkt geht, oder nicht: gerade ist er, wenn jene Richtung auf der Ebne, in der sich beide Körper berühren, senkrecht steht; sonst schief. Ferner macht es, wie auch bereits die Erfahrung lehrt, beim Stoße einen Unterschied, ob die sich stoßenden

Körper unelastisch (im Sinne der Theorie, welche vollkommen harte Körper annimmt, obwohl die Natur dergleichen nicht kennt), oder elastisch sind. — Hier können nur die allgemeinsten Sätze aus der Theorie des geraden Stoßes harter Körper vorgetragen werden. Wegen der Untersuchungen über den geraden Stoß elastischer Körper, und den schiefen Stoß, welche uns hier zu weit führen würden, müssen wir auf die betr. Lehrbücher verweisen. Was also den geraden Stoß harter Körper betrifft, so scheint hierbei, wie beim Stoße überhaupt, ein Theil der Bewegung des einen Körpers in den andern überzugehen. Ferner kommen, wie fast von selbst erhellt, nicht nur die Geschwindigkeiten, sondern auch die Massen der betr. Körper in Betracht; und man wird als ein Axiom betrachten können, daß, wenn zwei vollkommen harte Körper, unter der Bedingung der Gleichheit des Products aus den respectiven Geschwindigkeiten in die respectiven Massen, gerade gegen einander stoßen, plötzliche Ruhe beider eintrete. Wenn z. B. auf dem Billard zwei Kugeln gerade zusammenstoßen, deren eine doppelt so groß ist als die andere, aber nur halb so schnell läuft als die kleinere, so würde dieser Zustand plötzlichen, vollkommnen Stillstandes beider eintreten müssen, wofern auch alle andern Umstände der Theorie genau entsprechend und die Kugeln also vollkommen unelastisch wären. Hat Gleichheit jener Producte nicht Statt, so gehen beide Körper nach dem Stoße in der Richtung desjenigen fort, für den jenes Product größer ist, und zwar mit einer Geschwindigkeit gleich dem Quotienten der Differenzen der Producte durch die Summe der Massen. Wenn, um Behufs der Augenscheinlichkeit wieder zum vorigen Beispiele unsre Zuflucht zu nehmen, auf dem Billard eine kleine langsam rollende Kugel gerade gegen eine große und schnell rollende trifft, so prellt die kleinere in der Richtung der größeren, welche ihren Weg in derselben fortsetzt, zurück. Hatten beide einerlei Richtung, statt entgegengesetzter, so muß im obigen Ausdrucke für die resultirende Geschwindigkeit, statt der Differenz die Summe gesetzt werden *). — Drückt man endlich den hiernach gefundenen Werth der resultirenden Geschwindigkeiten in beiden Fällen, statt, wie hier geschehen ist, durch Worte, in algebraischen Zeichen aus, so sind auch die Veränderungen, welche in den ursprünglichen Geschwindigkeiten jedes der beiden Körper vorgehen, durch ein wenig Rechnung leicht gefunden. Wir wollen nur noch bemerken, daß der physicalische Apparat, unter dem Namen der Percussionsmaschine, eine Vorrichtung zur Anschaulichmachung der Gesetze des Stoßes enthalte. D. N.

Stourdza, (Alexander von), kais. russ. Staatsrath, (der Verf. des berüchtigten Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne) ist der Sohn eines angesehenen moldauischen Bojaren, der aus Griechenland abstammen soll. Die Anhänglichkeit, welche der Bojar Stourdza den Russen im Kriege 1788 ff. mit der Pforte bewiesen hatte, nö-

*) Die Theorie nimmt nämlich in beiden Fällen an, die Kugeln vereinigten sich im Augenblicke der Berührung zu einer einzigen, und meint mit obigem Ausdrucke die Geschwindigkeit dieser vereinigten Masse. Insofern ist das gewählte Beispiel also unzulässig, aber es gewährt wenigstens, rücksichtlich der Richtung nach dem Zusammentreffen, vollkommne Bestätigung der Theorie; und darauf kam es besonders an, da die Geschwindigkeit eine theoretische Speculation bleibt.

thigte ihn, nach dem Frieden von 1792 auszuwandern. Er wurde russischer Staatsrath. In seiner Jugend hatte er sich mehrere Jahre in Venedig, Triest und Wien aufgehalten, auch einige Zeit in Leipzig studirt, und sich vorzüglich mit der classischen Literatur beschäftigt. Auf ähnliche Weise sorgte er für die Erziehung seines Sohnes Alexander, der ebenfalls eine Zeitlang seiner Studien wegen in Deutschland gelebt hat, wo seine Schwester, ehedem Hofdame der Kaiserin von Rußland, eine geistreiche Frau, mit dem nachmaligen (jetzt abgegangenen) Staatsminister des Großherz. von Sachsen-Weimar, Grafen von Edling, vermählt ist. Herr von Stourdza besitzt Geist und mancherlei Kenntnisse, aber noch mehr jene kecke Anmaßung eines unruhigen Ehrtriebs, welcher sogern sich vordrängt, ehe noch Zeit und Reife dazu berechtigen. Darum schrieb er über Gegenstände, welche sein jugendlicher, nur fragmentarisch entwickelter Verstand zu übersehen und zu beurtheilen noch nicht fähig war. Die Jesuiten hatten in Rußland Zweifel über die Reinheit der Lehre der orientalischen Kirche zu verbreiten gesucht; dieß veranlaßte zuerst den Herrn von Stourdza als Schriftsteller sich zu versuchen, und Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche zu schreiben, welche Herr von Kotzebue aus dem Französischen (Leipz. 1817) zu übersetzen für gerathen hielt. Der Verfasser hat sich bemüht, in dieser kleinen Schrift die Vorzüge der griechischen Kirche vor der abendländischen zu entwickeln; er hat aber viele seiner Behauptungen auf mystische, neuplatonische Ansichten und gesuchte Gleichnisse gebaut. Uebrigens steht er, nach dem Inhalte derselben, noch ganz auf dem Standpunkte, auf welchem unsere Theologen im 17. Jahrh. gestanden haben, und daraus erklären sich auch des Herrn von Stourdza Urtheile über die deutschen Universitäten und Theologen. Als in Aachen den Congreßgesandten 1818, oder auch wohl nur der russischen Gesandtschaftskanzlei, handschriftliche Bemerkungen über deutsche Volksangelegenheiten, zugeschickt worden waren, erhielt Herr von Stourdza vom russischen Ministerium den Auftrag, daraus eine Denkschrift abzufassen. So entstand sein Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, wozu ihm, wie versichert wird, auch Herr Prof. von Loder in Moskau seine etwas trüben Ansichten von deutschen Universitäten mitgetheilt haben soll. Herr von Kotzebue erklärte nachmals in seinem Wochenblatte, daß diese Denkschrift einen officiellen Ursprung habe, und Herr von Stourdza stellte selbst, als zwei Studenten in Jena wegen der darin gegen die deutschen Universitäten ohne Beweis gewagten Beschuldigungen auf eine stürmische — unter den höheren Ständen jedoch nicht ungewöhnliche — Art, von ihm Genugthuung foderten, die etwas sonderbar abgefaßte Versicherung aus, qu'il avoit **pensé**, écrit et rédigé ce mémoire sur l'ordre de —. Er fand bald darauf für gut, Deutschland, nachdem er sich mit der Tochter des Staatsraths Hufeland verheirathet hatte, zu verlassen, und lebt jetzt ganz den Studien in Rußland auf seinen Gütern drei Meilen von Szkioff. Von seinem Schriftchen, welches die politischen Annalen 1819 in deutscher Uebersetzung aufgenommen haben, wurden anfangs in Aachen nur 50 Exemplare gedruckt und an die verschiedenen Gesandschaften vertheilt. Doch bald circulirten von demselben so viele Exemplare, daß es ein Gegenstand der Neugierde und Speculation wurde. Zuerst ward es durch das englische Blatt the Times verbreitet, dessen Inhaber es durch seinen Correspondenten in Aachen erhalten hatte. Dann erschien davon ein

(wie man sagte, durch Herrn Schöll besorgter) Nachdruck in Paris. Die gänzliche Unkenntniß des Gegenstandes, den es darstellen wollte, die Feindseligkeit der darin enthüllten Ansicht und Absicht, so wie die Härte der darin aus einzelnen Vorfällen abgeleiteten allgemeinen Beschuldigungen gegen die deutschen Hochschulen und den deutschen Volksgeist überhaupt, die nur durch die Keckheit der Vorschläge, wie alles Geräthe anders einzurichten sey, übertroffen wurden, erregte allgemein Unwillen. Man sah bei diesem Anlaß, daß es in Deutschland noch ein Nationalgefühl gibt, das mit edler Entrüstung die Schmach empfand, sich von einem am Geiste selbst noch unmündigen Moldauer über seine wichtigsten Zwecke und edelsten Nationaleinrichtungen vor ganz Europa in eine Art von Anklagezustand versetzt und wie einen verwilderten und unfolgsamen Knaben auf die mönchisch-scholastischen Formen einer Zwangheilsordnung zurück gewiesen zu sehen. Die deutschen Regierungen beachteten diese Vorschrift des jungen Ausländers, wie sie ihre Völker zu erziehen hätten, mit stillschweigender — Mißbilligung. Wenigstens nahm Preußens Monarch darauf keine Rücksicht, als er in Aachen die Stiftungsurkunde der Universität Bonn ausstellte. Bald erschienen heftige Gegenschriften. Die beste Antwort war des verstorbenen von dem gebildeten Europa in solchen Sachen als stimmfähig anerkannten Villers vor mehrern Jahren geschriebenes Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne. Als die gründlichste Prüfung der Stourdza'schen Denkschrift nennen wir Krug's Anti-Stourdza (Leipz. 1819), auch franz. unter dem Titel: Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza sur l'état de l'Allem. sous le rapport juridique, moral, politique et religieux. Jetzt ist Stourdza's Schrift selbst in Deutschland fast vergessen; aber seine irrigen Ansichten haben nach dem bekannten: semper aliquid haeret, eine Partei gefunden, die darnach gern handeln möchte. Indeß fand Stourdza's Meinung von Deutschland selbst in Rußland nicht allgemeinen Beifall, und das in Petersburg von der Regierung unterstützte Journal, der russische Invalide, theilte die sehr spöttischen Bemerkungen der speierschen Zeitung über dieses Machwerk ohne Rückhalt mit.

Strabo. Dieser berühmte griechische Geograph ward zu Amasea in Cappadocien um das J. 19 nach Chr. Geb. geboren. Er studirte in seiner Jugend Rethorik und Aristotelische Philosophie. Später machte er sich auch mit den Grundsätzen der stoischen Schule bekannt, denen er dann folgte. Er machte große Reisen nach Griechenland, Italien, Aegypten, und durchwanderte auch sein Vaterland, Asien. Alle diese Gegenden und Länder suchte er genau zu erforschen, und möglichst genaue Nachrichten über Politik und Statistik einzuziehn. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Von ihm haben wir noch ein großes geographisches Werk in 12 Büchern. Dasselbe enthält nicht bloß magere Namenverzeichnisse der Länder und Oerter, sondern auch ausführliche Berichte über Sitten und Regierungsverfassung. Es ist daher ein historisch-statistisches Werk. Er schöpfte seine Nachrichten theils aus eignen Beobachtungen, theils aus den damals vorhandenen geographischen Werken eines Hekatäos, Artemidoros, Eudorios und Eratosthenes. Auch benutzte er Geschichtschreiber und Dichter, und brachte so ein Werk zu Stande, das an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit alle früheren übertraf, und für uns von der größten Wichtigkeit ist. Casaubonus fällt von demselben das Urtheil, daß kaum ein

der zwei Werke des Alterthums die Vergleichung mit demselben aus-
ielten. Die beste Ausgabe ist diejenige, welche Siebenkees angefan-
en und Tzschucke fortgesetzt, jedoch nicht vollendet hat. Sie besteht
us sieben Bänden, und ist zu Leipzig von 1796 — 1811 erschienen.
lußerdem wird die Ausgabe von Almeloveen, Amst. 1707, 2 B. Fol.
ehr geschätzt. Eine Uebersetzung dieses Werks von Abr. Jac. Penzel
n vier Bänden mit Landkarten und Rissen ist in Lemgo 1775 — 77
edruckt worden.

Strafe, Strafbarkeit. Der Begriff der Strafe setzt vor-
us den des Uebels. Jede Strafe wird als Uebel angesehen, und
ezieht sich auf vorhergegangene Handlungen, als Folge derselben.
lun aber gibt es Uebel, welche nach Naturgesetzen auf gewisse Hand-
ungen folgen (Naturübel), und welche nur uneigentlich Strafe
enannt werden, in so fern wir einen moralischen Gesetzgeber und
lichter annehmen, der dieser Verknüpfung Ursache ist. Im eigent-
ichen Sinne wird Strafe genannt ein Uebel das auf Zwang beruht.
Zwang aber ist die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen an-
erer gerichtet; und dieser Zwang wird von dem Menschen für ein
lebel gehalten, weil dieser seiner Natur nach einen Trieb nach Unab-
ängigkeit und Genuß hat. Strafe ist also ein Zwang, der als
olge mit Uebertretung eines Gesetzes verknüpft wird. Der Vater
traft z. B. sein Kind, wenn es seinen Willen, der demselben als Ge-
tz gelten sollte, zuwider gehandelt hat. Aber die Strafe in dieser
Beziehung ist Züchtigung; sie bezieht sich auf den Zweck der Er-
ziehung, und soll dahin wirken dem Handeln des Kindes eine bessere
Richtung zu geben. Sie wird aber nach der subjectiven Ansicht
er Aeltern bestimmt. — Fragen wir aber, in welcher Bezie-
ung der Zwang zu dem Rechte überhaupt steht, so werden wir auf
en Begriff der Strafe im juristischen Sinne kommen. — Der
Zwang, der nichts als solcher ist, widerspricht dem Rechte. Die
Foderung der Vernunft nämlich, welche sich in dem Rechtsgesetze aus-
pricht, geht auf ein Rechtsverhältniß unter Menschen schlechthin, d. h.
in Verhältniß, in welchem die freie Zweckthätigkeit der Personen,
velche zur Bestrebung der nothwendigen Zwecke und Bedürfnisse der
ernünftig-sinnlichen Naturen und mithin zum Behuf einer naturge-
näßen Existenz Aller gefodert wird, vollkommen anerkannt und gesi-
ert werden soll. Durch den bloßen Willen eines Einzelnen kommt
in solches Verhältniß nicht zu Stande, es muß also zur Herbeifüh-
ung desselben äußerlich gewirkt werden, und die Vernunft würde sich
viderſprechen, wenn sie das Verhältniß selbst einestheils gebote und
ie Wirksamkeit zur Errichtung desselben anderntheils verböte.
Nun wird aber das Wirken zu diesem Zwecke auf einer gemeinschaft-
ichen Verbindung beruhen, und hauptsächlich gegen die demselben ent-
gegenstehenden Hindernisse gerichtet seyn. Diese Hindernisse liegen in
em Unrecht, das seinen Ursprung in dem sinnlichen Triebe des
Menschen hat, der dem vernünftigen Wollen widerstreitet. Nun kann
ber die Sinnlichkeit nicht aufgehoben werden, weil das Recht
uf der vernünftig-sinnlichen Natur des Menschen beruht, und durch
andeln in der Sinnenwelt sich äußert. Es bleibt also als Mittel
ur Sicherung eines Rechtsverhältnisses nichts anders übrig, als der
Zwang selbst, in welcher sich die Sinnlichkeit widerrechtlich äußert, ent-
gegenzuwirken, und durch solches Entgegenwirken die Willkür in ihre
Sphäre zurückzutreiben und dadurch den Verletzenden zur Anerkennung
erselben zu nöthigen. Ein solches Wirken gegen die rechtsver-

letzende Willkür ist juridischer Zwang, mag er sich nun durch wirkliche Gewaltübung (mechanischen Zwang) oder nur durch Androhung der letztern (den sogenannten psychischen Zwang) äußern. Wenn aber der Zwang der Vernunft nicht widersprechen, sondern das Mittel zur Bewirkung des von ihr gefoderten Rechtsverhältnisses seyn, das Recht nicht aufheben, sondern sichern soll, so muß er mit dem Rechte selbst so eng verbunden seyn, daß er als Folge der Rechtsverletzung und ihr ganz entsprechend erscheint, mithin die Rechtsverletzung aufhebt, oder die durch sie entstandene Ungleichheit wieder ausgleicht. Ein solcher Zwang ist kein einseitiger, d. i. von der Willkür eines Einzelnen ausgehender, weil eben durch denselben das Recht verletzt wird; auch kein bloß gegenseitiger, d. h. kein solcher, den zwei Parteien sich zufügen, weil ein solcher das Rechtsverhältniß selbst unter ihnen aufhebt, so lange es keinen Dritten gibt, der als Richter Befugniß und Auftrag hat, ihre Ansprüche zu beurtheilen und auszugleichen; sondern er ist vielmehr ein allseitiger, d. h. ein solcher, der durch Gründung einer Rechtsgesellschaft entsteht, dem sich ein jeder durch seinen Eintritt unterwirft, und der in Form eines allgemeinen Willens durch das Gesetz ausgesprochen und nach dem Gesetz durch Richterspruch gehandhabt wird, gegen jeden widerrechtlichen Zwang der Einzelnen. Denn wenn die Gesellschaft den Zweck hat, das Recht in einer bestimmten Verfassung darzustellen, so muß ihr auch das Mittel zustehen, diesen Zweck auszuführen gegen jedes einzelne Mitglied, welches diesem Zweck zuwiderhandelt, und dieses Mittel muß mit der Rechtsverletzung in dem Verhältnisse wie Wirkung zur Ursache stehen, mithin der Gesinnung und Handlung des Uebertreters entgegengesetzt seyn. Ein solcher Zwang aber ist Strafe, die rechtliche Strafe also nur in der Rechtsgesellschaft möglich, und daher nur in der Rechtsgesellschaft oder im Staate ein gesichertes Recht. Sonach ist nun die Strafe im juridischen Sinne (poena forensis) der Zwang, welcher als Folge mit der Uebertretung eines Gesetzes in der Rechtsgesellschaft verknüpft wird, oder der gesetzlich bestimmte Zwang, der im Staate auf unerlaubte Handlungen folgt. Es gibt zwar auch eine sogenannte Conventionalstrafe, d. h. eine durch Uebereinkunft zweier oder mehrerer Parteien auf die Uebertretung des unter ihnen abgeschlossenen Vertrags gesetzte Strafe, allein diese erhält ihre Wirkung nur dadurch, daß in einer Rechtsgesellschaft oder im Staate die Parteien sich an den Richter wenden, und von ihm die Beurtheilung ihrer Rechtsansprüche, und die Geltendmachung ihrer Rechte fodern können; keine Partei ist an sich Richter über die andere. Eben so haben auch einzelne Gesellschaften das Recht zu strafen, unter Voraussetzung von Gesetzen, nur in sofern sie dem Staate oder der Rechtsgesellschaft überhaupt untergeordnet sind. Das Recht zu strafen, oder das Strafrecht überhaupt beruht auf der Nothwendigkeit eines gesetzlichen Zwangs, als Mittel zur Realisirung einer Rechtsgesellschaft gegen Uebertreter des Gesetzes; und in so fern dieses Mittel Folge und Aeußerung des Gesellschaftswillens ist, so ist das Strafrecht auch kein besonders erworbenes Recht des Staats, (wie diejenigen gemeint haben, die es aus einem besondern Abbüßungsvertrage, pactum expiatorium, haben herleiten wollen,) sondern ursprünglich in dem Begriffe der Rechtsgesellschaft gelegen. Auch ergibt sich daraus, daß eigentlich und an sich die Strafe keinen besondern Zweck hat, sondern mit dem Wesen der Rechtsgesellschaft so genau zusammenhängt, daß sie wie die Reaction im gesunden Organismus

uf die durch ein partielles Organ bewirkte Lebensstörung folgt. In
) fern man aber die Strafe theils in Hinsicht ihrer Zufügung
Strafanwendung) theils nach ihrer gesetzlichen Bestimmung oder Fest-
:tzung betrachten kann, so unterscheidet man auch von jenem Rechts-
rund der Zufügung, der eben in der Nothwendigkeit der
lechtsgesellschaft selbst liegt, zu welcher sie das Mittel ist, und von
er Ursache der Zufügung, welche in unerlaubten Handlungen besteht,
uf welche sie als entgegengesetztes Uebel folgt, den Rechtsgrund
er Bestimmung oder der Strafandrohung, welcher in der
lothwendigkeit der Gesetze überhaupt liegt, und die Ursache der
Strafgesetze, die in der Möglichkeit Gesetze zu verletzen liegt. Weil
un die Strafe in letztere Hinsicht, oder in so fern sie durch das Ge-
tz als nothwendige Folge unerlaubter Handlungen bestimmt wird,
uch als zukünftig und nach ihrer wahrscheinlichen Wirkung auf
le Bürger betrachtet wird, so läßt sich mit der Strafe der Zweck der
bschreckung wohl verbinden. — Die Strafe ist ferner nach Verschie-
enheit der gesetzwidrigen Handlungen, mithin auch Verschiedenheit
er Gesetze und Rechte, welche übertreten und verletzt werden, sehr
erschieden. Es gibt daher eine Civilstrafe, die sich auf Verletzun-
en privatrechtlicher Verhältnisse (ersetzliche Rechte der Privaten) be-
ieht, welche durch kein besonderes Strafgesetz verboten sind, und von
em Civilgericht beurtheilet werden. Ferner eine Polizeistrafe,
velche sich auf Polizeivergehen bezieht, d. i. Handlungen, wodurch ge-
visse von der Obrigkeit zur Sicherheit oder zur Beförderung des gei-
tigen und physischen Wohlseyns der Bürger getroffne Maßregeln und
Veranstaltungen verletzt werden. Solche Verletzungen werden nach der
Größe der Schädlichkeit und des Ungehorsams bestraft. Im eigentli-
chen und vorzugsweisen Sinne wird jedoch unter Strafe die Crimi-
nalstrafe verstanden, welche gegen Verbrechen im engern Sinne
crimina, Criminalverbrechen), d. i. Verletzung solcher Rechte ge-
richtet ist, in denen die Rechtsgesellschaft selbst mittelbar oder unmit-
telbar angegriffen, und wodurch ein ausdrückliches positives Gesetz
Criminalgesetz) übertreten wird. Sie ist also eine Strafe, die auf
ewisse, aus Willkür der Bürger hervorgehende, und durch das
Criminalgesetz bestimmte Verletzungen der ursprünglichen und daher
nersetzlichen Rechte der Bürger und der Gesellschaft erfolgt. — In
) fern nun die Strafe gesetzlich bestimmt werden soll, so fragt sich
uerst, nach welcher Regel soll diese Strafe festgesetzt werden. Diese
legel wird man das Princip des Strafrechts nennen können.
Die Frage nach dem Strafrechtsprincip in diesem Sinne zerspaltet
ch aber in folgende drei Fragen: 1) wie muß eine Strafe beschaffen
eyn, wenn sie rechtlich, d. i. dem Rechtsgesetze gemäß seyn soll;
) in so fern Strafen im Gesetz voraus bestimmt werden, wie werden
Verbrechen durch die Strafe am sichersten verhindert; dieses wäre das
olitische Princip der Strafe; und 3) endlich, wie muß, wenn
in Verbrechen begangen ist, die Strafe beschaffen seyn, um zugleich
uf den Willen des Menschen einzuwirken, moralisches Princip.
Das das erstere, oder das rechtliche Princip aller Strafgesetzgebung
isbesondere anlangt, so erhellt aus dem obigen, daß, weil das Recht
e Norm desselben seyn soll, dasselbe einzig die Angemessenheit des
ı der Strafe enthaltenen Zwangs an die in der Handlung liegende
Gesetzwidrigkeit fodert. Es kann daher ausgesprochen werden in dem
Satze: wie das Verbrechen, so die Strafe; und wird angeordnet da-
urch, daß der Verbrecher selbst in dem Maße seiner Rechte verlustig

und als bloß sinnliches Wesen behandelt wird, als er das Recht an: dieser verletzt hat. Dieß ist also das Princip der Ausgleichung, welches eine gestörte Gleichheit (d. i. eben das Recht) voraussetzt. Die zweite Frage, oder das politische Princip, bestimmt die Strafe (Strafandrohung) als Abschreckungsmittel; so wie das moralische Princip sie als Besserungs- und Sicherungsmittel betrachtet. Der Staat, der mehr als bloße Rechtsgesellschaft ist, soll die letztern Ansichten von der Strafe, die, einzeln berücksichtigt, zu mancherlei Verirrungen und Extremen führen müssen, mit der rechtlichen Norm so viel als möglich zu verbinden und ihr unterzuordnen suchen. Indessen kann nicht geläugnet werden, daß nicht nur diese Verbindung, sondern auch die Anwendung des rechtlichen Princips für sich, das nicht als materielle Ausgleichung zu nehmen ist, sondern oft durch Compensation bestimmt werden muß, in der Praxis großen Schwierigkeiten unterworfen ist, welche aber die Aufgabe an sich nicht aufheben. (S. A. Wendt's Grundzüge der philosophischen Rechtslehre, Leipzig 1811, 8. S. 102 — 113 und 216 — 220). Die Anwendung der Strafe (Bestrafung) im besondern Falle setzt aber eine richterliche Untersuchung voraus, durch welche eine rechtswidrige Handlung, als unter einem bestimmten Strafgesetze begriffen, anerkannt, und die derselben entsprechende Strafe dem Urheber zuerkannt worden ist. Hier tritt die juridische Zurechnung (imputatio) ein. Sie kann hier nur statt finden, wenn das Factum, welches die Merkmale des Verbrechens hat, die Wirkung einer freien (d. i. durch Einsicht und Willkür bestimmten) Handlung ist. Sie fällt hinweg bei Unmöglichkeit der Einsicht und Mangel willkürlicher Bestimmung. Ist nun in letzterer Hinsicht das Verbrechen und die Anwendbarkeit der Strafe überhaupt (Strafbarkeit) erwiesen, so fragt sich, in welchem Grade und Maße jenes dem Urheber zuzurechnen und die gesetzlich bestimmte Strafe auf ihn anzuwenden ist. Dieß nennt man die Größe der Strafbarkeit (relative Strafbarkeit). Sie richtet sich dem Vorigen gemäß 1) nach dem Grade der innern Gesetzwidrigkeit der Handlung (subjective Quantität des Verbrechens), d. i. dem Grade der freien Einsicht und Willkür des Urhebers bei Begehung der rechtswidrigen Handlung. Je größer daher die Kenntniß des Verbrechers von der Strafbarkeit und Schädlichkeit seiner Handlung überhaupt und im bestimmten Fall, und je größer die Nachlässigkeit oder der böse Wille (Vorsatz) ist, desto größer die Strafbarkeit. Je mehr aber der Verbrecher Gründe und Veranlassungen hatte die Handlung nicht zu begehen, desto größer und strafbarer sein Vorsatz, je mehr Veranlassungen zur Unterlassung des Verbrechens vorhanden waren, desto weniger Zurechnung. Sie richtet sich 2) nach der Größe der Schädlichkeit der Handlung des Verbrechens (objective Quantität des Verbrechens). Das Verbrechen ist hiernach um so strafbarer, je größer die Verletzung ist, die in der Handlung erkennbar ist, a) in Hinsicht der Wichtigkeit und Zahl der Rechte, welche verletzt werden; b) in Hinsicht der äußern Thätigkeit des Verbrechers zur Bewirkung der strafbaren Handlung; ob diese nämlich nur Versuch, oder angefangenes, oder wirklich beendigtes und in allen Beziehungen vollkommnes Verbrechen ist (s. Verbrechen); und nach dem Grade des äußern Antheils an der rechtswidrigen Handlung. Nach diesen beiden verbundenen Rücksichten bestimmt der Richter die Strafe und deren Vollstreckungsart, wobei ihm das Gesetz noch besondere Schär-

fungs- und Milderungsgründe an die Hand gibt. Ueber die Arten der Strafen siehe den folgenden Artikel. T.

Strafen. Verbrechen und Strafen in criminalistischer Hinsicht sind Correlate; daher müssen wir hier im Allgemeinen die Lehre von den Verbrechen mit abhandeln. Die letztern sind nämlich solche freie Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind. Freiheit, d. h. die Fähigkeit, sich zur Begehung oder Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, ein strafedrohendes Gesetz, und die Verpflichtung, dem Gesetze zu gehorchen, sind nothwendige Erfodernisse zum Begriffe eines Verbrechens und zur Vollziehung der Strafe an dem Thäter. Je nach dem die Verbrechen aber in dem Vorsatze (dolus) des letztern, oder bloß in seiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit (culpa) ihren Grund haben, theilt man sie wiederum in vorsätzliche, eigentliche oder wahre Verbrechen (delicta dolosa) oder in schuldhafte oder Scheinverbrechen (delicta culposa) ein. Unter zufälligen Verbrechen (delictum casuale) versteht man solche unerlaubte, oder schädliche Handlungen, deren Schädlichkeit weder in dem Vorsatze, noch in der Schuld des Thäters, sondern bloß in einem zufälligen Ereignisse ihren Grund hat. Handlungen dieser Art gehören daher bloß dem Namen nach zu den Verbrechen, sind keiner Strafe, aber wohl der criminalrichterlichen Untersuchung unterworfen. Ferner werden die Verbrechen eingetheilt in schwere (atrocia) und nicht schwere (non atrocia); in solche, welche Spuren hinterlassen (delicta facti permanentis) und in solche, die keine Spuren hinterlassen (delicta facti transeuntis). Die erstere Eintheilung hat auf die Strafbestimmung, die letztere auf das Untersuchungsverfahren Einfluß. Die Unterlassungen der durch Gesetz bei Strafe gebotenen Handlungen heißen Unterlassungsverbrechen (delicta omissionis), im Gegensatze der Begehungsverbrechen (delicta commissionis). Im Zweifel nimmt man bei Unterlassungsverbrechen an, daß sie aus Fahrlässigkeit, nicht aus Vorsatz, begangen sind. Die Eintheilung in kirchliche (ecclesiastica), und weltliche Verbrechen (delicta saecularia) hat bei den Protestanten keinen Gebrauch. Practisch wichtiger ist aber bei Bestimmung der Strafen die altdeutsche Eintheilung in handhafte oder nicht übernachtete (die nicht zur Nachtzeit begangen sind), und in nicht handhafte oder übernachtete, ingleichen die Eintheilung in prämeditirte und nicht prämeditirte Verbrechen. Der Unterschied zwischen Verbrechen, die an Haut und Haar, und solchen, die ohne Hals und Hand geschehen, hat in der Gränzbestimmung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit noch practischen Werth. Mehrere von einem Subject an einem und demselben Gegenstand, aber zu verschiedenen Zeiten, begangene Verbrechen von Einer Gattung heißen fortgesetzte (delicta continuata); sind sie an unterschiedenen Gegenständen verübt, so heißen sie wiederholte Verbrechen (delicta repetita). Hat Jemand mehrere Verbrechen verschiedner Gattung begangen, so nennt man diejenigen, welche nicht das Hauptverbrechen ausmachen, zusammenfließende (delicta concurrentia). Unter peinlichen oder Criminalverbrechen im engern Sinn versteht man solche, worauf eine Todes-, eine entehrende Leibes- oder eine der letztern gleich geachtete Strafe steht. Verbrechen, denen eine geringere Strafe folgt, heißen Civil- oder geringe Verbrechen, geringe Frevel, Begünstigungen. Strafbare Handlungen gegen die allgemeinen, bürgerlichen und natürlichen Pflichten nennt man gemeine, hingegen

solche, welche bloß wider besondre Verpflichtungen eines Subjects gehen, besondre Verbrechen. Sind die gewöhnlichen peinlichen Rechtsvorschriften hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, des Verfahrens und der Bestrafung bei einem Verbrechen anzuwenden, so ist es ein delictum non exceptum, im entgegengesetzten Fall ein delictum exceptum. Gemeindeverbrechen (delicta universitatis) sind solche, die in dem Willen und der vereinten Thätigkeit, oder doch in dem Auftrage aller Gemeindeglieder ihren Grund haben. Bei der Bestrafung der Missethat sieht man darauf, ob der Urheber seine That so weit ausgeführt habe, als er sich vorgesetzt hatte; dann ist ein vollbrachtes Verbrechen (delictum consummatum) vorhanden. War das nicht der Fall, und war bloß die Absicht ohne äußere Handlungen da, so heißt es ein vorgesetztes Verbrechen; zeigte sich jedoch der Vorsatz schon in äußern Handlungen, so ist ein versuchtes, und wenn der Verbrecher bereits mit der wirklichen Begehung der Missethat beschäftigt war, ein angefangenes Verbrechen (delictum inchoatum, conatus delinquendi proximus) vorhanden. Die bloßen Anstalten zur Begehung einer Missethat nennt man versuchtes Verbrechen in engerer Bedeutung (attentatum delictum, conatus delinquendi remotus). Je nach dem die Strafe in den Gesetzen ausdrücklich bestimmt ist, oder nicht, theilt man die Verbrechen in benannte und unbenannte ein. Zur Anwendung einer gesetzlichen Strafe wird der Vorsatz des Verbrechers erfodert, und daß er von der Missethat deutliche Begriffe gehabt habe. Bei jeder an sich unerlaubten Handlung wird dieser Vorsatz zwar vermuthet, allein scheinbare Entschuldigungsgründe und starke Vermuthungen werden zugelassen, um die Größe und Strafbarkeit des Vorsatzes zu mindern. Der Vorsatz, zufolge dessen der Missethäter ein Verbrechen nach seinem ganzen Umfange wollte, heißt der eigentliche oder dolus directus; hier findet die ordentliche gesetzliche Strafe Statt. Wollte der Verbrecher das Verbrechen nicht seinem ganzen Umfange nach begehen, so heißt es ein entfernter Vorsatz (dolus indirectus), und es findet in der Regel hier nicht die gesetzliche, sondern eine außerordentliche Strafe Statt. Ein Verbrecher aus Nachlässigkeit wird nach den verschiedenen Graden der Schuld bestraft. Die höchste Fahrlässigkeit (culpa lata) wird, wenn von Schadenersatz oder Bestrafung geringerer Fehler die Rede ist, dem Vorsatze gleich geachtet. Eine gesetzliche Lebens- oder schwere Leibesstrafe ist hier nur dann zulässig, wenn die Gesetze sie ausdrücklich für das schuldhafte Vergehen bestimmten, oder die begangene Nachlässigkeit für den ganzen Staat schädlich geworden ist. Das zufällige Verbrechen, oder eine nicht unerlaubte, aber durch Zufall schädlich gewordene Handlung, wird nicht bestraft, wenn nur der Thäter diese Handlung am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die gehörige Weise vornahm. Um den Gesetzen, welche theils an sich unerlaubte, oder den Staats- und gesellschaftlichen Zwecken zuwiderlaufende Handlungen verbieten, Kraft und Nachdruck zu geben, wurden Strafen eingeführt. Diese sind nun entweder Criminal- oder Civil- oder Polizeistrafen. 1. Die Criminal-, peinlichen oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1. in Lebensstrafen, die man auch Todesstrafen nennt (s. den Art. Todesstrafe). 2. Die Freiheitsstrafen sind a) bloß freiheitbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb des Landes, b) freiheitbeschränkend und mit Beschwerlichkeiten verbunden, Zucht-

hausstrafe, Karrenschieben u. s. w., c) eben solche, die noch durch schmerzhafte Uebel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Tragen eines eisernen Halsringes u. s. f. 3. Bloßen körperlichen Schmerz erregende Strafen oder Leibesstrafen sind a) Verstümmelungen, die aber in bessern geordneten Staaten abgeschafft sind. b) schmerzerregende, dem Körper unschädliche Uebel, z. B. Ruthenstreiche u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht ganz verderbten Missethätern Statt. 4. Die Ehrenstrafen sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind auch für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen: a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adeligen Wappens durch den Schinder, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildnisses an den Galgen; b. in solche, wodurch eine besondere bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folgen für die gemeine Ehre entzogen wird, als: Cessation, Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom Amte, c) in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit körperlich empfindbaren Uebeln verbunden seyn, z. B. Halseisen, spanischer Mantel u. s. w., oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Die letztere Classe der Ehrenstrafen, wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt werden soll, zieht häufig die Anrüchtigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in einem für den Bestraften körperlich beschwerenden Uebel besteht. Der höchste Grad der Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleichzuachten. Der bürgerliche Tod ist eine Rechtsvorstellung (fictio juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer ist dies als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann, die dann nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. 5. Vermögensstrafen haben nicht allemal einen Verlust oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptsächlich Statt a) bei Wucherern, b) Falschmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lehnsfehler, h) Weinverfälschung, i) anderer Fälschungsverbrechen und Defraudationen, k) bei Pfuschern und Böhnhasen, l) bei entlaufenen Soldaten, die in fünf Jahren nicht zurückkehren, und m) besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Ansprüche, wofern nicht die Veräußerung rechtmäßig war. II. Bürgerliche und Polizeistrafen sind solche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten sind, und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie sind hauptsächlich 1. Geldbußen; doch behält eine von dem Lan-

besherrn in eine Geldbuße verwandelte peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminalstrafe bei, ohne jedoch in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu seyn; 2. Gefängnißstrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3. solche Geldstrafen, die weder einer Leibesstrafe gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4. Ausstellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5. Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldarbeiten; 6. der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; 7. die Confination, oder Landes-, Stadt- und Bezirksumzäunung, wodurch Jemand verpflichtet wird, sich außerhalb eines gewissen Bezirks nicht zu entfernen; 8. Absetzung vom Dienst ohne Infamie; 9. Suspension von der Amtsführung auf eine gewisse Zeit; 10. gerichtlicher Verweis; 11. gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 12. gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsätzlichen oder schuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht erkannt worden sind, können auch nicht nach seinem Tode Statt finden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weise das Urtheil zu verzögern suchte. Wenn die Gesetze des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, von denen, wo der Missethäter zur Untersuchung gezogen worden, verschieden sind; so hat gewöhnlich die gelindere vor der schärfern Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe in gedachtem Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Strenge der Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiet begangenen Verbrechens nicht bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Untersuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man auch ein in ordentliche oder gesetzliche oder willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht Statt haben kann, oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen Ausspruch erkannten Strafen findet Statt, 1. wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht wurde, 2. wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchst schwierig ist, 3. wenn sie nicht sowohl dem Verbrecher, als einem Unschuldigen nachtheilig seyn würde, 4. wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer solchen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1. der unbedingten Freisprechung, 2. der völligen Begnadigung, denn oft kann die Begnadigung auch beschränkt seyn, und nur in einer Milderung der Strafe bestehen, 3. der völligen Abolition oder Aufhebung des Prozeßverfahrens, 4. der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel zwanzig Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs und der Blutschande, fünf Jahre dauert, 5. der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, 6. der Lossprechung von der Instanz, wenn keine neuen Anzeigen und Beweise sich ergeben, 7. des Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder wo nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Bildnisse Statt gefunden hätte; 8. bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs,

der Compensation, des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesstrafen fallen überhaupt weg, 9. wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder auf solche Weise krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil an seiner Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Fall die Leibesstrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber nicht mit der Strafe. Vergl. den Art. Criminalrecht.

Strafford (Thomas Wentworth, Graf von), aus einer sehr ausgezeichneten englischen Familie, geboren 1593, ein berühmter englischer Minister, und einer der muthigsten und beredtesten Vertheidiger der Partei des Volks gegen die königliche. Er stimmte für die Anklage des Herzogs von Buckingham, des bekannten schlechten Ministers Jacobs I. und Carls I., und widersetzte sich eifrig den Anmaßungen der Krone. Nach dem Tode jenes Günstlings, der sich und dem Könige so großen Haß zugezogen hatte, wählte Carl I. Wentworth zu seinem Minister, entweder um dadurch das Andenken an Buckingham, und den durch ihn bei der Nation erregten Unwillen zu verlöschen, oder auch um sich selbst durch jenen großen und talentvollen Mann eine kräftige Stütze zu verschaffen. Wentworth widmete sich ganz der Sache des Königs, der ihn dafür zum Grafen von Strafford, zum Lordlieutenant, ferner zum Vicekönig von Irland, zum Präsidenten des Raths von York und zu seinem Minister ernannte. Die Partei aber, welche Wentworth verlassen hatte, verzieh ihm das nicht. Seine Talente und seine muthvolle Verwaltung machten indeß, daß seine Gegner lange schwiegen. Aber bloß durch strenge Maßregeln erhielt er die Gewalt in den schwachen Händen des Königs. Als die Gemeinen sich stark genug fühlten, um ihn anzugreifen, benutzten sie alle jene Umstände gegen ihn. Strafford, der das Ungewitter kommen sah, wollte sich in Sicherheit begeben, aber Carl hielt ihn zurück mit der Versicherung, daß er ihn kräftig gegen das Parlament schützen würde. Das Haus der Gemeinen setzte indessen gegen Strafford in einer geheimen Sitzung die Anklageacte auf, und sandte dieselbe an das Oberhaus, wo der Minister verhaftet wurde. Um die Anklage zu verfolgen, ernannte das Unterhaus eine Commission, welche sich unausgesetzt vier Monate lang mit dem Prozeß beschäftigte, der öffentlich vor dem Parlamente geführt wurde. Strafford vertheidigte sich gegen die wider ihn angebrachten vielen Beschuldigungen mit Würde und Bescheidenheit, und so geschickt, daß die Gemeinen ihn auf gesetzlichem Wege nicht verurtheilen konnten. Es wurde nun eine sogenannte Ueberführungsbill gegen ihn eingebracht, und diese von den Häuptern der Volkspartei mit Gewalt, durch Hülfe eines starken bewaffneten Pöbelhaufens, der die Säle des Parlaments umgab, durchgesetzt. Strafford wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Dazu bedurfte man jedoch der Zustimmung des Königs. Man führte die nach Blut schreienden Volkshaufen gegen das königliche Schloß, und die Königin beredete den schwachen Carl, der sich anfangs weigerte in Strafford's Hinrichtung zu willigen, endlich nachzugeben. Strafford starb unter dem Beile des Henkers am 12. Mai 1641 mit großem Muthe, 49 Jahr alt. Ehe er sein Haupt auf den Block legte, sagte er: „Ich lege meinen Kopf eben so gern hin, wie ich ihn jemals zum Schlafe gelegt habe. Nur fürchte ich," setzte er hinzu, „daß es für die beabsichtigte Staatsreform ein übles Vorzeichen ist, daß man sie mit unschuldigem Blutvergießen beginnt." Die Geschichte sagt, daß Carl I. sich auf dem

Blutgerüste noch den Tod des Grafen von Strafford, freilich zu spät, vorgeworfen habe. Das Andenken Straffords wurde von Wilhelm III. rehabilitirt.

Strafpfahl muß nicht mit dem Schandpfahl oder Pranger verwechselt werden. Die Stellung an den letztern zeigt allemal von einem Verbrechen, und daß der Missethäter eine Leibesstrafe verdient habe. Auch ist gewöhnlich mit der Stellung an den Schandpfahl die Ehrlosigkeit verbunden, da sie gewöhnlich von dem Büttel vollzogen wird. Der bloße Strafpfahl dagegen folgt nur auf geringe Verbrechen, und zieht keine eigentliche Ehrlosigkeit, sondern höchstens nur solchen Schimpf nach sich, welchen man infamia facti oder Anrüchtigkeit zu nennen pflegt. Das Recht, einen Schandpfahl oder eigentlichen Pranger zu errichten, setzt allemal den Besitz der peinlichen Gerichtsbarkeit voraus, und ist ein Zeichen derselben. Die Stellung an das gemeine Halseisen oder an den Strafpfahl geschieht nicht vom Schinder, sondern vom Schließer, Pförtner oder Stadt- und Gerichtsknecht. Die Befugniß, den letztern zu errichten, ist in Deutschland als ein Ausfluß der niedern Gerichtsbarkeit zu betrachten. Nur muß man dies Halseisen nicht mit demjenigen, welches an einem öffentlichen Pranger oder Schandpfahl befestigt wird, für einerlei halten, indem letzteres, wie angeführt worden, einer peinlichen oder Leibesstrafe gleich zuachten ist.

Strafrecht ist im subjectiven Sinne die Befugniß, Andern wegen gesetz- oder vertragswidriger Handlungen ein Uebel zuzufügen, im objectiven Sinne nennt man auch die Wissenschaft von den Strafen und Verbrechen, oder die Strafrechtstheorie Strafrecht. Jene Befugniß aber ist verschieden nach den Personen, welchen sie zukommt. Im eigentlichen Sinne kann nur der Staat wegen Rechtsverletzungen strafen; alles andere Strafrecht ist dem Staate unterworfen (s. d. Art. Strafe). So das sogenannte Strafrecht der Aeltern, Dienstherren, Lehrer u. s. w. Dieses darf nie die Gränzen der Züchtigung überschreiten, und so fern ein wirklich körperliches Uebel verhängt wird, nur mit der größten Mäßigung nicht zum Schaden für die Gesundheit gebraucht werden. Ein Strafrecht der Ehemänner gibt es nicht, da die Ehe in weltlicher Hinsicht beiden Theilen gleichmäßige Rechte, und nur in so fern dem Ehemann ein Vorrecht ertheilt, als in gemeinschaftlichen Angelegenheiten, wo beide Theile verschiedener Meinung sind, die Stimme des Mannes entscheidet. Alle übrigen Begriffe einer Oberherrschaft des Ehemannes über die Frau stammen aus dem rohen Zeitalter der Barbarei her, wo der Mächtigere sich mit dem Schutze des Schwächern auch das Strafrecht über ihn anmaßte. Es sollte daher, obgleich man dem Ehemanne noch hin und wieder in Gerichten ein Züchtigungsrecht zugesteht, diese unserer sittlichen Ausbildung ganz widerstreitende Meinung auch als unstatthaft verworfen, und die Aufhebung der Ehen lieber erleichtert werden. So ist auch das Straf- oder Züchtigungsrecht der Dienstherren gegen ihre Dienstbothen verwerflich, und in besser geordneten Staaten gänzlich abgeschafft, da die Ausübung desselben gewöhnlich mit Selbstrache verbunden ist. Ein vertragsmäßiges Strafrecht gibt die zwischen zwei oder mehreren Contrahirenden bedungene Conventionalstrafe (poena conventionalis), d. h. den Verlust oder die Leistung desjenigen, wozu sich Jemand verpflichtet, wenn er eine ihm obliegende Verbindlichkeit nicht erfüllen wird. Es kann seyn 1. auf den Reuefall stipulirte Strafe (Mulcta

poenitentialis), d. h. eine solche, durch deren Leistung der, welchem die Verbindlichkeit obliegt, sich von der Erfüllung der letztern befreien kann. Hier hat er die Wahl. Oder es ist 2. eine Conventionalstrafe auf den Contraventionsfall (Mulcta conventionalis scricte sic dicta), d. h. wenn der Verpflichtete seine Verbindlichkeiten binnen einer gewissen Zeit nicht erfüllt; dann kann der Gläubiger oder Berechtigte außer der Conventionalstrafe auch noch die Erfüllung der Verbindlichkeiten fodern. Die letztere Art wird im Zweifelsfalle vermuthet. Der Berechtigte kann ohne richterliche Hülfe die Conventionalstrafe nur dann vollziehen, wenn sie 1. freiwillig von dem Verpflichteten geleistet wird; oder 2. wenn bereits eine Leistung oder Zahlung geschehen, die auf den Fall der Richterfüllung für verfallen, und für Conventionalstrafe erklärt ist. Auch darf keine Ehrenkränkung und außer dem Wechselarrest und Einlager, kein körperlich empfindliches Uebel Gegenstand einer Conventionalstrafe seyn, wenn sie richterlich vollstreckt werden soll. Gilden und Zünfte haben ein Strafrecht hinsichtlich ihrer Zunftgenossen, nicht aber gegen Fremde. Doch darf jenes Strafrecht nur in der Geldbuße von einigen Gulden bestehen. Alle ehrenrührige Strafen, welche die Handwerker sich ehemals gegen Zunftgenossen und Fremde erlaubten, sind in Deutschland durch die Reichsgesetze abgeschafft. Ein besonderes Strafrecht, welches Privatpersonen unter gewissen Bedingungen ausüben, ist das Recht der Pfändung. (M. s. Pfändung.) Das Strafrecht des Staats hat sowohl die Bestrafung eigentlicher Verbrechen, durch welche die ursprünglichen Rechte der Bürger und des Staats angegriffen worden, als auch die Verletzung ersetzlicher Privatrechte oder polizeilicher Maßregeln und Anstalten zum Gegenstande. In den letztern beiden Fällen wird es erst wirksam durch Auffoderung der Parteien, oder zur Züchtigung und Abschreckung des Muthwillens; die Ausübung des erstern oder des peinlichen Strafrechts ist ein Ausfluß der Criminalgerichtsbarkeit.

Strafrechtsprincip. Strafrechtstheorie. In der philosophischen Rechtswissenschaft versteht man unter jenem einen Grundsatz, aus welchem sich das Strafrecht des Staats logisch ableiten läßt; unter dieser aber das System des Strafrechts, welches auf solch einem Grundsatze ruhet. Die Auffindung eines dergleichen Princips, welches philosophisch richtig und zugleich geeignet sey, die Erscheinungen der positiven Gesetzgebung und der Praxis theils vor dem Richterstuhle der Philosophie zu rechtfertigen, theils sie zu verbessern, ist eine wichtige Aufgabe der Speculation, womit, nachdem insonderheit Beccaria (s. d. besond. Art.) in Deutschland bekannt geworden, viele deutsche Gelehrte, und in der neuern Zeit namentlich Feuerbach, Gönner, Zachariä, Grollmann, Henke u. a. sich beschäftigt haben. Je nachdem man sich Besserung (des Verbrechers und aller ihm ähnlich Gesinnten) oder Abschreckung als den Hauptzweck der Strafe denkt, ergeben sich zwei wesentlich verschiedene Ansichten, die unter dem Namen der Besserungs- und Abschreckungstheorie bekannt, und einander selbst in Hauptpunkten entgegengesetzt sind. Müllner in der Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde hat auf einen Mittelweg, auf eine Abhaltungstheorie hingedeutet, die ungefähr auf folgenden ziemlich populären Grundsätzen ruht. Der Staat als Rechtsinstitut soll möglichst die Idee des ewigen Rechtsfriedens realisiren. Dazu gibt er Gesetze, und vollstreckt sie. Das Hauptvollstreckungsmittel ist psychologischer Zwang, (im Allgemeinen: Ab-

thigung des Willens durch eine Vorstellung). Ueberall, wo der verletzte Rechtszustand durch Zwang von Seiten des Staates vollkommen wieder hergestellt werden, und dem Verletzten vollständiger Ersatz vom Verletzer verschafft werden kann; da ist schon das Daseyn der bürgerlichen Staatsgewalt, und die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht ein psychologischer Zwang, der von Rechtsverletzungen abzuhalten hinreicht, weil der Ersatz den Vortheil des Verletzenden nicht nur aufhebt, sondern auch leicht übersteigt. In Fällen hingegen, wo der Verletzer hoffen kann, dem Zwange zur Wiederherstellung des gestörten Rechtsverhältnisses, zum Ersatz des Schadens, zur Einbuße seiner durch die Rechtsverletzung erlangten Vortheile zu entgehen, entweder weil es unmöglich seyn wird, ihn dazu zu zwingen, oder weil der Beweis der Verletzung unsicher ist; da bedarf es zur Abhaltung des Egoismus noch eines andern Uebels, welches den Vortheil der Verletzung aufwiegt, und der Hoffnung, unüberführt zu bleiben, als eine Gefahr entgegen tritt. Dieses Uebel heißt Strafe. Besserung kann dabei untergeordneter Nebenzweck, aber nie Hauptzweck seyn, weil er als solcher nicht in dem Begriffe der Rechtsvollstreckung durch Zwang liegt. Abschreckung kann es auch nicht seyn, weil abschrecken nichts anders heißt, als eine Leidenschaft (Furcht oder Entsetzen) gegen eine Leidenschaft (Lust, Begierde nach dem Genuß des Vergehens) bewaffnen, welches gefährlich ist, weil der Kampf zweier Leidenschaften leicht die Willensfreiheit aufhebt, und oft Schlimmeres bewirkt, als der Verbrecher wollte, so daß z. B. der Dieb aus blinder Furcht vor dem Strange zum Mörder oder Brandstifter, ja selbst vor der That die Lust dazu durch die Wirkung leidenschaftlicher Furcht nur größer werden kann. Der Hauptzweck des Strafübels wäre also auf Abhaltung des Egoismus zu beschränken, und der Staat hätte die Strafübel möglichst so zu bestimmen, daß sie den noch der Ueberlegung fähigen Egoismus psychologisch nöthigen können, von seinem Wunsche nach dem Genuß des Unrechts abzustehen. So fällt wenigstens aus der Strafrechtstheorie diejenige grausame Consequenz weg, welche die Härte der Strafe mit dem Reize zum Verbrechen wachsen läßt, den jedoch die Praxis wiederum als Milderungsgrund gelten zu lassen geneigt ist; auch wird die Klippe des Unrechts umschifft, welches darin liegt, einem Verbrecher Qualen zu Abschreckung Anderer zuzufügen, und welches nicht einmal seinen Zweck erreicht, weil die Furcht sich abstumpft, je öfter und heftiger sie erregt wird, und weil der häufige Anblick grausamer Strafvollstreckungen die Völker verwildert, indem es dieselben an Grausamkeiten gewöhnt. S. die angez. Schrift S. 94. u. 95. Auf der andern Seite leitet eine solche Theorie von der gefährlichen Milde des Besserungssystems ab, welches die Verbrecher in Zuchthäuser bringt, deren Einrichtung ihre Lage vor dem Verbrechen an Vortheilen übertrifft; so daß man Beispiele von Leuten hat, welche sich vergingen, um auf diese Art gebessert zu werden. Mur.

Strahlenbrechung, s. Brechung der Lichtstrahlen und Dioptrik.

Strahlenbrechung (astronomische), Refraction. In dem Art. Brechung der Lichtstrahlen wird im Allgemeinen von der Richtungsveränderung gehandelt, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergange in ein anderes Mittel erleiden. Diese Lehre findet eine specielle und sehr wichtige Anwendung in der Astronomie; und man kann von der astronomischen Strahlenbrechung als einem

Haupttheile der allgemeinen Theorie der Strahlenbrechung abgesondert handeln, und letztere dagegen zur Unterscheidung mit dem Namen der physicalischen Strahlenbrechung (Dioptrik) belegen. Die irdische Atmosphäre ist aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen den Erdkörper zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgend einem Gestirne, nach seinem Durchgange durch den Aether des Himmelsraums, unter einer schiefen Richtung, in die dichtere Erdatmosphäre eintritt, so muß er dem Einfallslothe (hier, wo von einer Kugel die Rede ist, also dem entsprechenden Radius) zu gebrochen werden; und diese Näherung muß bei dem Uebergange in immer dichtere Luftschichten zunehmen. Der Lichtstrahl setzt seinen Weg nicht mehr in unveränderter gerader Richtung, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Curve fort, und das Gestirn erscheint daher dem Beobachter in der Tangente des nächsten Punktes derselben, also höher in demselben Vertical, dessen Ebne der Lichtstrahl während dieser allmähligen Krümmung gegen den Radius aber nicht verlassen hat. Das allgemeine Phänomen der Refraction besteht also darin, daß sie die scheinbare Höhe der Gestirne, ohne Aenderung des Verticals, vergrößert, oder, was dasselbe sagt, ihren Zenithstand vermindert. Da aber die Größe der Brechung nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig ist, den der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht, dieser Winkel aber im Horizont am größten ist, und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt; so muß auch ebenmäßig die Refraction vom Horizont, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. Die Entfernung der Himmelskörper kömmt dabei nicht in Betracht; der Lichtstrahl leidet offenbar darum nicht mehr oder weniger Brechung, weil er vor deren Eintritte einen größeren oder geringeren Weg durch den Himmelsraum zurückzulegen hatte. Eben so wenig darf man sich dem auch nicht ungewöhnlichen Irrthum überlassen, als wenn die Refraction Ursach der scheinbaren Vergrößerung der Himmelskörper im Horizont sey. Letztere, und namentlich die von Jedermann beobachtete, auffallende, scheinbare Vergrößerung des Mondes im Horizont beruht ganz eigentlich auf einer optischen Täuschung, indem wirkliche Messungen keine merkliche Größenverschiedenheit für den Horizont und den Zenith geben. Dagegen können Sonne und Mond wirklich bereits um ihren ganzen scheinbaren Durchmesser von beiläufig 30′ unter den Horizont hinabgesunken seyn, und gleichwohl noch in demselben erscheinen, indem die Horizontalrefraction etwa von der nämlichen Größe ist. — Die Astronomie lehrt eine Menge von Methoden kennen, um die Größe der Refraction durch Beobachtung zu finden; im Allgemeinen ist ersichtlich, daß dieselbe, für die Fixsterne, der Differenz zwischen der berechneten und der beobachteten Höhe gleich sey; für Sonne, Mond und Planeten kommt dabei noch die Parallaxe in Betracht, welche den Abstand dieser Himmelskörper vom Zenith gegentheils wieder vermehrt (s. Parallaxe), und also, Behufs der Bestimmung des wahren Orts, vom Betrage der Refraction hinwiederum abgezogen werden muß. Die Refraction selbst bedarf aber ihrerseits auch wieder einer Correction, indem ihre Größe von der veränderlichen Dichtigkeit des brechenden Mittels, nämlich der irdischen Atmosphäre, abhängig ist; dem zu Folge man bei ihrer Bestimmung den Barometer- und Thermometerstand zu berücksichtigen hat. In den astronomischen

Tafeln finden sich die diesfalsigen Correctionen im Voraus berechnet. — Von besonders wohlthätigen Folgen ist die Refraction für die Bewohner der Polargegenden, denen sie die Sonne noch über dem Horizonte erscheinen läßt, wenn sie gleichwohl schon längst unter denselben hinabgesunken ist (s. oben); und da die Dicke der Luft in diesen Ländern die Brechung außerordentlich vermehrt, so wird somit eine bedeutende Verkürzung der sonst halbjährlichen Polarnacht verursacht. — Auch auf die scheinbaren Höhen irdischer Gegenstände, z. B. von Bergspitzen, hat die Refraction, wie man leicht einsieht, einen Einfluß; so wie sie gleichfalls bei einer Menge von Lufterscheinungen, von denen wir nur der sogenannten Fata Morgana (s. d. Art.) erwähnen wollen, mitzuwirken scheint. — D. N.

Strahlenbüschel. Wenn die electrische Materie in hinreichender Menge aus den electrischen Spitzen (s. Spitzen, electrische) hervorströmt, so geschieht dieß in Gestalt eines Büschels von Strahlen, dem man den obigen Namen gegeben hat. Im Dunkeln gewährt diese Erscheinung ein schönes Schauspiel.

Strahlenkegel. Jeder, von eignem oder fremdem Lichte erhellte, körperliche Punkt sendet Lichtstrahlen nach allen Richtungen aus. Denkt man sich diese Strahlen von einer ebenen Fläche, z. B. einem Planspiegel, aufgefangen, so entsteht ein Kegel, dessen Grundfläche dieser Spiegel, und dessen Spitze jener Punkt ist, und der daher Strahlenkegel heißt. Im Art. Spiegel ist davon Anwendung zur Erklärung der catoptrischen Erscheinungen gemacht worden.

Stralsund, die Hauptstadt vom ehemaligen schwedischen Pommern, das durch den Frieden zu Kiel (1814) an Dänemark, und von diesem durch den Cessionstractat vom 4. Juli 1815 an Preußen abgetreten wurde, jetzt der Hauptort eines Regierungsbezirks der preußischen Provinz Pommern, liegt an der Ostsee, der Insel Rügen gegenüber. Sie ist von Natur durch die umliegenden Moräste, Teiche und Seen wohlbefestigt, die eigentlichen Festungswerke aber sind zum Theil nicht mehr vorhanden. Sie enthält über 1500 Häuser mit 13,500 Einwohnern. Die Stadt hat einen guten und sichern Hafen, und treibt einen beträchtlichen Handel. Zur Zeit des hanseatischen Bundes, dessen Mitglied Stralsund war, befanden sich hier viel Tuch- und andere Wollenmanufacturen; allein jetzt, da diese größtentheils verschwunden sind, beschäftigen sich die Einwohner hauptsächlich mit Malzmachen, einem Artikel, wovon jährlich 6 — 7000 Lasten ausgeführt werden. An Weizen, Gerste, Roggen, Erbsen, pommerischer Wolle wird ebenfalls viel nach Holland, Frankreich, England, Spanien und der Levante verschifft. Vier hiesige, mit Kupfer gedeckte Kirchen haben sehr hohe und ansehnliche Thürme. Sehenswerth sind die Hauptkirche zu St. Nicolai mit ihrem schönen Taufstein und Altar, ihren vielen Grabmählern und Alterthümern, so wie die Marienkirche wegen ihrer Bauart, ihrer guten Gemählde und vortrefflichen Orgel. In den neuern Zeiten ist auch eine Kirche für Catholiken erbaut worden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Gouvernementshaus, das Rathhaus mit zwei sehr großen Sälen und einer ausgezeichneten Bibliothek, das Gymnasium, ebenfalls mit einer Bibliothek und einem vortrefflichen Münzcabinet, das Waisenhaus, die Münze, das Commandanten- und Zeughaus, die Magazine, das Zucht- und Irrenhaus, und die vor dem Kütertthor angelegte Wasserkunst vorzüglich merkwürdig. Rühmliche Erwähnung verdient die 1800 von dem hiesigen Magistrat angelegte Arbeitsschule. Hier war vormals der

Sitz des schwedischen Generalgouverneurs und der schwedisch-pommerschen Landesregierung. Seit 1815 ist hier eine preußische Landesregierung eingesetzt. Die Stadt hat in drei Belagerungen viel gelitten. Im J. 1628 wurde sie von Wallenstein vergeblich belagert; im J. 1678 aber von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nach einem heftigen Bombardement, und 1715 von den nordischen Alliirten erobert. 1809 fand der edle Schill hier seinen Tod. Die hiesigen Rathsglieder genießen der Vorrechte des Adels.

Strandrecht (Grundruhrrecht, Jus litoris) bedeutet 1. im bessern Sinne die Gerichtsbarkeit über Alles, was sich am Strande (d. h. an der Fläche des ans Meer stoßenden, und von der Fluth überschwemmten festen Landes) und auf dem Ufer und Gestade befindet; 2. das Recht des Landesherrn, sich Alles das zuzueignen, was an den Ufern anwächst, oder gefunden wird; z. B. in Persien die Perlen, an den afrikanischen Küsten das Gold, im baltischen Meere der Agat und der Bernstein, am Mittelmeere die Corallen u. s. w. 3. Bedeutet aber Strandrecht im schlimmern Sinne die verabscheuungswerthe Befugniß, sich der sämmtlichen Güter und Sachen, welche sich auf einem gestrandeten Schiffe befinden, ohne Rücksicht, ob der wahre Eigenthümer sich meldet oder zugegen ist, zu bemächtigen. Dieses Recht ist sehr alt, und war ehedem in Deutschland und in andern Ländern fast allgemein üblich; ja man flehete sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, d. h. recht viele Menschen Schiffbruch möge leiden lassen. Indessen wurde dieses die Menschheit schändende Denkmal der Barbarei größtentheils stillschweigend aufgehoben, und in Deutschland sogar durch ausdrückliche Reichsgesetze abgeschafft. Doch ward den Landesherren und ihren Unterthanen ein sogenanntes Barg- oder Bergerecht zugestanden, wornach ein Theil der geretteten Güter denen, die sie retteten (denen Bergers oder Bergern), ein Theil dem landesherrlichen Fiscus, und endlich erst der dritte Theil (!!) dem Eigenthümer wieder zufällt. Im Preußischen und Mecklenburgischen machte man schon seit langen Zeiten von dem Bergerecht keinen Gebrauch mehr; in Dänemark aber ward es noch vor wenigen Jahren gegen die Unglücklichen ausgeübt.

Straßburg, eine große und wohlbefestigte Stadt im Niederelsaß, und ehemals die Hauptstadt der ganzen Provinz, jetzt die Hauptstadt im französischen Departement des Niederrheins, jenseit wo die Flüsse Ill und Breusche zusammenfließen. Die größte Länge beträgt 1400 und die Breite 1030 Toisen. Straßen hat die Stadt 200, Häuser gegen 4100. Bis 1681 gehörte sie als freie Reichsstadt zu Deutschland, damals mußte sie sich aber der französischen Hoheit unterwerfen, welcher sie durch den ryswicker Frieden (1697) auf immer überlassen wurde. Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig, und besonders schöne Gebäude sind wenig. Im Ganzen ist die Stadt altmodisch gebaut. Desto beträchtlicher sind die Festungswerke um Straßburg bis zu der fast an den Rhein reichenden Fortification der Citadelle, welche ein regelmäßiges Fünfeck ausmacht, und von Vauban 1684 angelegt wurde. Der Wall hat sehr schöne, jetzt aber in Verfall gerathene Spaziergänge. Doch ist die Hauptpromenade, die Ruprechtsau, unbeschädigt geblieben. Für die Garnison, welche in Friedenszeiten wenigstens 6000 Mann ausmacht, sind Casernen vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt 50,000. Die Bürgerschaft besteht aus Lutheranern und Catholiken. Die letztern haben

hier seit 1801 wieder einen Bischof, zu dessen Sprengel die Departements vom Ober- und Niederrhein gehören, und der unter dem Erzbischof von Besançon steht. Die bischöfliche Kathedralkirche oder der Münster (s. d. Art) mit seinem hohen Thurm ist bewundernswürdig. In der Kirche selbst ist ein großes Orgelwerk, welches 39 Register und 2242 Pfeifen hat. Den prachtvollen Ornat, die Meßgewande, Altartücher und großen silbernen Leuchter hat die Revolution hinweggenommen. Der Thurm ist die höchste Pyramide in der Welt, mit Ausschluß der größten in Aegypten, welche 30 Fuß höher ist. Ihm nähert sich nur die Kuppel der St. Peterskirche in Rom und der St. Stephansthurm in Wien. Er hat 725 Stufen bis in die Krone. Man hat von da herrliche Aussichten. Das Uhrwerk des Münsters, welches drei Habrecht, Vater, Sohn und Enkel, nach der Zeichnung des Mathematikers Conrad Dasypodius verfertigten, wurde mit Recht für ein Meisterstück gehalten, ist aber jetzt nicht mehr im Stande. Unter den protestantischen Kirchen ist die Nicolaikirche mit dem sehenswerthen Mausoleum des Marschalls von Sachsen merkwürdig. Außerdem sind merkwürdig: der ehemalige bischöfliche Palast (jetzt das Gemeinhaus), das vormalige Collegium der Jesuiten, mit seiner Bibliothek, verschiedene Klöster, das königliche Münzhaus, das Zeughaus, die wichtige Kanonengießerei, das Rathhaus, das wohleingerichtete Bürgerarmenhaus, und mehrere andre öffentliche Gebäude. Unter den Plätzen dieser Stadt zeichnet sich der große Paradeplatz aus, wo der Freiheitsbaum stand. In Straßburg war eine, besonders für junge Aerzte, vortrefflich eingerichtete Universität, die anfangs (1538) ein Gymnasium, von 1566 eine Akademie war, und 1621 als Universität eingeweiht wurde. Zur Zeit der Revolution ging sie zu Grunde, und an ihre Stelle trat eine Centralschule. Den 19. Jun. 1803 wurde die Akademie der Protestanten wieder hergestellt, und soll zufolge des Decrets zwei Facultäten, eine juristische und eine philosophische, wie auch zehn Professoren haben. Den Catholiken dient das neu errichtete Lyceum zur Bildung, und für die Aerzte ist eine der fünf großen Arzneischulen (école de médecine) Frankreichs hier angelegt. Das Lyceum führt den Titel Akademie. Die Bibliothek, welche an Büchern, die im 15. Jahrh. gedruckt sind, sehr reich ist, und alle Dienstage, Donnerstage und Sonnabende geöffnet wird, der medicinische Garten und das anatomische Theater sind sehr merkwürdig. Die vier ältesten Professoren besaßen Canonicate an der St. Thomaskirche. Der 1771 verstorbene berühmte Geschichtschreiber Schöpflin hat seine kostbare Bibliothek nebst seinem sehr reichen Antiken- und Münzcabinet der Stadt zum öffentlichen Gebrauche geschenkt. Hiezu kam 1783 die Silbermannsche Sammlung von Schriften, die sich auf die Alterthümer und die Geschichte der Stadt Straßburg und des Elsaß beziehen. Die Handlung ist sehr blühend. Man verführt Safflor, Anis, rheinischen Branntwein, Wein, Weinstein, Pottasche, Hanf, Krapp und viele hiesige Fabrikate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, schöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. s. f. Das wichtigste Landesproduct, welches in der Stadt verarbeitet wird, ist der Tabak. Vor der Revolution zählte man über 100 Fabriken, vorzüglich von Schnupf- aber auch Rauchtabak, welche 80,000 Centner Blätter verbrauchten, und 10,000 Menschen beschäftigten. 1811 waren noch 45 Fabriken übrig. Auch die straßburger Wagenfabriken zeichnen sich durch Güte und Schönheit ihrer Kutschen aus. Die Zahl der Catho-

liken, welche 1687 kaum zwei Familien ausmachten, verhielt sich zu den Protestanten wie 22 zu 19. Doch ist zu merken, daß die Stadt, seit sie keine Reichsstadt mehr ist, um die Hälfte mehr Einwohner bekommen hat. Die Catholiken haben sechs Pfarrkirchen mit Einschluß des Münsters oder der Domkirche. Die Lutheraner haben sieben, und die Reformirten hielten ihren Gottesdienst in dem Dorfe Wolfisheim, 1½ Stunden von der Stadt, zum Theil auch zu Bischweiler im Zweibrückschen. Die Gegend um Straßburg ist fruchtbar und sorgfältig angebaut, mit schönen Gärten, Landhäusern und Dörfern angefüllt, unter denen sich Schillitheim, Bischheim u. a. auszeichnen. Straßburg war 1815 eine der ersten Städte, die sich wieder für Napoleon Bonaparte erklärten. — Straßburg, ein ehemaliges römisch-catholisches Bisthum im Elsaß, zu beiden Seiten des Rheins, gehörte zwar, seitdem die Reichsstadt Straßburg und der Elsaß an Frankreich gekommen waren, mit seinem jenseit des Rheins befindlichen Gebiete unter französische Landeshoheit; wegen seiner diesseitigen beiden Aemter Oberkirch und Ettenheim aber war es ein deutsches Reichsland. Die ganzen Besitzungen hatten 30,000 Menschen, und einen Flächenraum von 23 Quadratmeilen, und trugen gegen 350,000 Gulden ein. Der elsassische Theil ist gut bevölkert und fruchtbar. Die Franzosen hatten ihn gleich zu Anfange der Revolution eingezogen, und behielten ihn im Frieden von Luneville (1807). Der schwäbische Theil von 3 Quadratmeilen, 5000 Menschen und 35,000 Gulden Einkünften besteht meist aus rauhen Bergen und Waldungen, und wurde bei der Ausgleichung 1802 als Fürstenthum Ettenheim dem Churfürsten von Baden mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath zu Theil. Seit 1806 ist dies Fürstenthum mit dem badenschen Kinzigkreise vereinigt. Der Bischof stand unter dem Erzbischof von Mainz.

Straßen. Hierunter versteht man alle Arten Wege, die zur Verbindung zweier oder auch mehrerer Orte dienen. Man theilt die Straßen gemeiniglich ab 1. in Landstraßen, die besonders von Frachtfuhrleuten befahren werden (s. Landstraße), 2. Poststraßen, die für den regelmäßigen Postenlauf eingerichtet sind, und 3. Kunststraßen (s. d. Art.), die in möglichst geraden Linien mit festem Untergrunde, Durchzügen und Gräben an den Seiten angelegt werden. — Zuweilen gibt man den Straßen noch Zunamen von der Fracht, die auf ihnen fortgeschafft wird, so gibt es Salzstraßen, Kohlenstraßen u. s. w. Zum Wohlstande eines Landes rechnet man auch gute Straßen, d. h. solche, wo der Fuhrmann auch bei nasser Witterung ohne Aufenthalt weiter kommen kann. Der Bau der Straßen wird entweder vom Staate besorgt, oder er ist eine Obliegenheit der angränzenden Grundstücksbesitzer und gewisser Communen. Gemeiniglich stehet aber alles Straßenwesen im Lande noch unter einer besondern commissarischen Aufsicht, die sowohl zu den neuen Anlagen der Straßen Vorschläge zu thun, als auch über die stete Unterhaltung der vorhandenen zu wachen hat.

Straßenbau, s. Chausséen und Kunststraßen.

Strategie, Feldherrnkunst, mit Kriegsführung gleichbedeutend und als wahrhafte Kunst weder zu lehren noch aus Büchern zu lernen. In neuern Zeiten hat man eine Wissenschaft daraus gemacht, welche von Basis, Operationslinien, Winkeln, Märschen 2c. handelt, und die Feldherrn darüber belehren soll, wie sie den Krieg zu führen haben. Es liegt zu Tage, daß dieß nur höchst unvoll-

kommen geschehen kann. Werden nun solche Regeln noch, wie es von Bülow geschehen, durch die Berechnung nach Winkeln rc. völlig unpractisch und durch kecke, meist ganz grundlose, Behauptungen ungenießbar gemacht, so kann es nicht fehlen, daß sogar der Name, der übrigens als bequeme Bezeichnung erhalten werden mag, verdächtig wird. Jomini hat zwar jenen Fehler vermieden, und seine Grundsätze (in dem Traité de grandes opérations militaires) mehr auf das Practische, namentlich auf die Feldzüge Friedrichs und Buonaparte's gegründet, ist aber dabei in eine große Einseitigkeit verfallen, indem er ewig auf den Satz zurückkommt, seine Kräfte zusammenzuhalten und auf dem möglichst kürzesten Wege an den Feind zu bringen. Er hat leider dabei vergessen, daß nicht alle Heere so zur Schlacht dressirt sind, wie die Heere jener beiden Feldherrn, und daß auch nicht alle Generale gerade in den Schlachten ihre Hauptstärke haben, wie sie. Seine Theorie der innern Operationslinien in einzelnen Fällen, ausnehmend richtig, kann eben deßhalb niemals als allgemein gültig betrachtet werden. Auch das Werk des Erzherzogs Carl über die Grundsätze der Strategie verdient mit besondrer Auszeichnung genannt zu werden. (Vergl. d. Art. Militärwissenschaften.)

Strauß, eine Vögelordnung, die sich durch ihre Größe, freie Zehen und kurze, zum Fliegen untaugliche Flügel ohne Schwungfedern auszeichnet. Das generische Kennzeichen der Strauße besteht in hohen Lauffüßen und einem kegelförmigen Schnabel. Der afrikanische Strauß hat nur 2, der amerikanische 3 Zehen; jener ist 8 Fuß hoch, dieser kleiner.

Strazze heißt in der Handlung das Buch, in welches der Kaufmann alle Vorfallenheiten des Tages ohne Ordnung, wie sie vorkommen, einschreibt, und aus welchem er sie nachher in die Rechnungsbücher überträgt, in welchen das Einzelne gesondert, und Debet und Credit berechnet wird.

Streckwerke sind Maschinen, wodurch das Ausdehnen der Metalle aus der Dicke in die Länge und Breite für irgend einen Zweck, z. B. für Münzen, bewirkt wird. Ein solches Werk bestehet entweder aus Hämmern die durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt werden, oder gewöhnlicher Weise aus Walzen, die die Metalle drücken. Auf den Streckwerken wird meistens Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Staniol zu Platten bis zu einer Normaldicke verarbeitet.

Streichwinkel, wird in der Fortification der Winkel genannt, welchen die Vertheidigungslinie mit der Courtine macht.

Streitaxt, Streithammer, Streitkolben, verschiedene Arten der Waffen im Mittelalter, ehe noch die Erfindung des Pulvers Waffen anderer Art nothwendig machte. Die Streitaxt bestand in einem, über eine Elle langen eisernen Stab oder Stiel, welcher oben auf der einen Seite mit einem schneidenden, wie eine Art geformten Instrumente, auf der andern aber mit einem Hammer versehen war. Der eiserne Stab war häufig mit eingelegter Arbeit verziert, auch wohl mit Gold- oder Silberdrath überstrickt; denn in den Verzierungen der Waffen herrschte bei unsern Vorfahren großer Luxus. — Der Streithammer war hauptsächlich dadurch unterschieden, daß er oben, nebst dem Hammer auf der einen Seite, eine etwas gekrümmte Eisenspitze oder Haken anstatt der Art auf der andern Seite hatte. — Der Streitkolben hatte einen kürzern Stab, als die beiden vorhergehenden, und oben einen starken eisernen Knopf, der entweder in Gestalt eines Sterns ausgeschnitten, oder mit eiser-

nen Spitzen oder Stacheln rings herum versehen war. Diese letztere Art führte den Namen Morgenstern. Alle Arten wurden vorzüglich gebraucht, um in der Nähe auf den beharnischten Kopf des Gegners betäubende Streiche zu führen, oder den Helm zu zerschmettern.

Strelitz (Meklenburg), s. Meklenburg.

Strelitzen (russisch Strielzi oder Strelzi, d. h. Schützen), waren von Iwan Wasiljewitsch an, der sie in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts errichtete, bis zu Peters des Großen Regierung die Leibwache des russischen Czars, machten zugleich die sämmtliche stehende Infanterie des Reichs aus, und begriffen zuweilen 40,000 Mann, meist aber weniger. Sie waren die besten und tapfersten der russischen Truppen, aber ihre Kriegskunst und Mannszucht waren schlecht. Dabei wurden die Strelizen wegen ihrer vielen Vorrechte und ihrer häufigen Empörungen der Regierung eben so furchtbar, wie die Janitscharen es in der Türkei sind. Peter der Große schaffte sie 1697 ganz ab, weil sie auch gegen ihn sich mehrmals empört hatten; ließ mehrere an dem Leben bestrafen, und verbannte die übrigen nach Astrachan. Als sie auch dort sich unruhig zeigten, wurden sie 1705 gänzlich zerstreut und vernichtet.

Stricken ist schon eine alte Erfindung, aber das Stricken mit Nadeln kennt man erst seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Nach der Behauptung der Engländer soll das Stricken in Spanien erfunden, sodann nach Italien und nach 1560 auch nach England gebracht worden seyn. Aber die Franzosen, welche schon vor 1527 mit Nadeln strickten, sagen, daß sie diese Kunst den Schottländern zu danken hätten. Ein Schweizer, Dubois, ist der Erfinder einer Verbesserung beim Stricken, wodurch die Arbeit sehr erleichtert und beschleunigt wird. — Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe wurden von Heinrich II. in Frankreich 1547, und in England von der Königin Elisabeth 1561 getragen. Man nannte in Deutschland die ersten Strumpfstricker Hosenstricker, da nach alter Sitte Hosen und Strümpfe ein Ganzes machten. In Berlin gab es schon 1590 Hosenstricker.

Strixner (Nepomuk), ein ausgezeichneter Künstler, durch dessen Talente die Lithographie wesentlich ausgebildet worden, geb. 1782 zu Altöttingen. Nachdem er die Anfangsgründe der Kunst zu Wasserburg bei einem Bildhauer Namens Eichhorn erlernt hatte, ging er 1797 nach München, wo er anfangs Mitterers Unterricht im Zeichnen, dann seit 1799 Dorners und endlich v. Mannlichs Unterricht im Kupferstechen genoß. Seine ersten Arbeiten im Stich waren 18 Blätter Studien nach Rafael in Conturen, denen später zwei ausgeführte Köpfe nach Rafael folgten. Als Freiherr von Aretin sich mit Senefelder verband, um den Steindruck auf eigentliche Kunstgegenstände anzuwenden, und man zum ersten Versuch das Dürersche Gebetbuch wählte, übernahm Strixner die Ausführung, die zur Bewunderung wohl gelang. Nicht minder ausgezeichnet ist sein Antheil an dem unter dem Titel: les oeuvres lithographiques, bekannten Werke in 72 Heften. Die Tuschmanier erhielt durch ihn ihre Vollkommenheit; auch die Lichtplatte verdankt ihm wesentliche Verbesserungen. Aeußerst glücklich ist er in der Behandlung des Steinstichs; die Federzeichnungsmanier hat er mit der Kreidemanier in Verbindung gebracht. Die glänzendsten Erfolge davon sehn wir in den von ihm nach Gemälden der münchner und schleißheimer Gallerie gelieferten Blättern.

Sein von dem seltensten Talent unterstützter rastloser Eifer verspricht der Lithographie für die Zukunft immer größere Vervollkommnung. — Die Akademie der bildenden Künste zu Wien ernannte ihn bereits 1812 zu ihrem Mitgliede.

Stroh nennt man die ausgedroschenen Getraidehalme. Man unterscheidet es nach den verschiedenen Getraidearten, ferner nach seiner Beschaffenheit in langes oder Schutten- und krummes oder Wirrstroh. Der Gebrauch des Strohs in der Oekonomie ist sehr mannichfach. Das beste Stroh, meist von Roggen, gebraucht der Landmann zu Strohdächern, Strohseilen und Häckerling, das Weizenstroh zum Futter für die Kühe, und zum Einstreuen; das Wirrstroh blos zum Einstreuen zur Vermehrung des Düngers. — Auch wird das Stroh von Fabrikanten zu allerlei Geflechten verarbeitet, unter denen den ersten Platz die florentiner Hüte (s. Hut) einnehmen. Das Stroh, welches dazu gebraucht wird, ist von einem Getraide ohne Bart, das unreif abgeschnitten wird. — Nach Lapostolle's Behauptung sind Strohseile treffliche Blitz- und Hagelableiter. Mit einem Aufwande von 3 Franken läßt sich ein Strich von 60 Morgen Landes gegen beide Uebel sichern.

Strohhut, s. Hut.

Stromcharte wird die genaue Verzeichnung des Laufs eines Stroms, seiner Ufer, Untiefen, Werke u. s. w. genannt.

Strommesser, ist ein Werkzeug, um die Geschwindigkeit des Wasserzugs im Strome zu messen. Man hat deren von verschiedener Art und Brauchbarkeit. Alle die, welche sich auf die Theorie des schiefen Stoßes gründen, und theils aus schwimmenden Korkkugeln, theils aus Rädern mit Schaufeln versehen, bestehen, sind größtentheils unsicher, und daher nicht zu empfehlen. Weit sicherer sind die Strommesser, die sich auf den geraden Stoß des Wassers gründen. Hieher gehöret die Röhre des Pitot, die nach unten zu gekrümmt ist und die man bei dem Experiment ins Wasser stößt, wo dann der wagerechte Theil der Vorrichtung sich füllen, und in dem senkrechten sich das Wasser mit einer solchen Geschwindigkeit erheben wird, die dem abzumessenden Wasserzuge gleich ist. Ein anderes Werkzeug ähnlicher Art ist von Bouguer erfunden worden, und besteht aus einem Bleche von einem Quadratfuße Flächenraum mit einem hinten in seiner Mitte befestigten Stiele. Es wird dieses Blech vom Wasser, dem man es gerade entgegen hält, in einem Futterale gegen eine darinn angebrachte Stahlfeder getrieben, und durch eine besondere Vorrichtung darinn festgehalten, so daß es nicht wieder zurück kann. Wenn man durch Versuche ausmittelt, wie viel man Gewicht braucht, um das Blech eben so tief ins Futteral zu treiben, als dieses der Stoß des Wassers bewirkte, so wird dieses Gewicht der Kraft jenes Stoßes gleich seyn.

Strömung, s. Meer.

Strontianerde. Bei dem Orte Strontian in Schottland bricht ein Fossil, welches vom Orte den Namen Strontianit erhalten hat, und in dem sich eine eigenthümliche Erde, die Strontianerde, vorfindet. Die neuere Chemie rechnet dieselbe zu den Urstoffen. Sie geht mit den Säuren neutrale Verbindungen ein, von denen diejenigen, welche im Weingeiste auflöslich sind, namentlich der salzsaure Strontian, demselben die merkwürdige Eigenschaft ertheilen, mit einer schönen carminrothen Flamme zu brennen.

Strophe ist, etymologisch betrachtet, Drehung oder Wendung. Warum dasjenige, wovon unter diesem Namen die Rede ist, so benannt worden, wird sich tiefer unten von selbst bestimmen. Hier zuvörderst denke man sich unter Strophe nur eine verbundene Anzahl, oder, um das gesetzlich gegliederte Gefüge zu einem Ganzen nicht zu übersehen, ein Gebäude aus Versen, welches man jedoch nicht mit Versbau zu verwechseln hat. Hier sieht nun ein etwas aufmerksamer Leser sogleich, daß Verse die Baumaterialien sind, daß also, wenn die Factoren eines Erzeugnisses einander und dem Ganzen verwandt seyn müssen, indem ja Erzeugniß nur Vereinigung, Aufnahme, Ausgleichung derselben in eigner höherer Einheit ist, nothwendig die Anfänge und die Fortbildung der Factoren (hier Verse) bekannt seyn müssen, wenn die Erkenntniß des Erzeugnisses selbst klar und deutlich seyn soll. Aus der Metrik also ist diese Kenntniß zu schöpfen. Für diejenigen nun, welche nicht, gleich heutigen philologischen Metrikern, den Schall gemalt sehen wollen und zu können meinen, sondern ihn als Gegenstand des Gehörs mit dem Ohr allein vernehmen zu können und zu müssen überzeugt sind, mögen folgende kurze Erörterungen bis zum ernsteren Studium einer echt wissenschaftlichen Metrik, wo sie bereits hinlänglich und bündig begründet und erwiesen sind, einstweilen als Lehrsätze gelten. — Rhythmus ist Zeitfigur, oder sinnlich angeschaute Evolutionen von Momenten des Schalls, welcher Element oder Moment des Rhythmus ist (s. Rhythmus). Eine rhythmische Evolution ist ein Ganzes, mithin Einheit in der Mannichfaltigkeit. Ein Schall also gibt noch keine auffaßbare rhythmische Evolution; es bedarf mithin mehrerer, so wie erst in der Linie der Punkt sich ausdehnt oder spannt, und Linien die Figur abgränzen. Rhythmus also, als Ureinheit, worin noch die Momente gebunden und verschlossen liegen, muß sich aufschließen und darstellen. Sich; also die Einheit muß sich entzweien. Sie setzt sich mithin sich selbst entgegen, oder A, wie sie bezeichnet werden mag, erzeugt, projicirt A. Dem erzeugenden projicirenden A kommt, gegenüber dem erzeugten, projicirten, mithin abhängigen, Kraft, Stärke zu, im Gegensatz gegen Schwäche. Diese uranfänglichen Momente für die sinnliche Wahrnehmung heißen Bild und Gegenbild, Thesis und Antithesis, Arsis und Thesis, Hebung und Senkung, Hall und Widerhall, oder guter und schlechter Tacttheil, sind übrigens für erste zwei, in welchen der Accent als Princip sogleich hervortritt, und zwar als innere Spannung, oder wie man dies auch sonst ausdrückt, als Intensives. Intensives aber fodert, wenn eine Größe (Quantität) erscheinen soll, Extensives. Jene uranfänglichen Momente, die als solche stark und schwach waren, werden hiermit lang und kurz, und mit — ◡, 𝅗𝅥 ♩, oder ♩ ♪ bezeichnet. Lang gegen Kurz aber zeigt schon Ungleichheit, Doppelheit der Momente, wie 2 zu 1. Zerlegt sich also die Länge in zwei Momente, so wird aus jener Figur (— ◡, ♩ ♪) diese ◡́ ◡ ◡, ♪♪♪ ein Fuß, den man Tribrachys nennt (s. Rhythmus), mithin aus dem zweigetheilten ein dreitheiliges, also ungleiches Verhältniß. Wird die Arsis geschärft, wie der Stimmanlauf fodert, so entsteht leicht ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ d. i. der flüchtige Daktylus. Dies Verhältniß nun zwischen Bild und Gegenbild mißt das Metrum, welches sonach Verhältnißmaß des Rhythmus, inneres or-

ganisirendes Princip desselben ist, wodurch Accent und Quantität für den Rhythmus bestimmt werden. Hier sehen wir also den Rhythmus in zwei Gattungen zerlegt, das gerade Metrum, welches nach Zwei, und das ungerade Metrum, welches nach Drei fortschreitend mißt. Ferner: jedes rhythmische Moment, als geflossen aus und Theil habend an der Ureinheit, kann sich nach dem Vorbild und Muster der Ureinheit aufs neue zerlegen, woraus Momente der zweiten Ordnung, oder Untermomente entstehen. Diese sind an sich eben noch bloß durch Accent verschieden; aber im Bezug auf das Hauptmoment hat jedes natürlich nur die Hälfte des Zeitgehalts von jenem, und hier schließt sich die Quantität des Verhältnisses auf, wie vorher die Qualität. Der Ausdruck ist 𝅗𝅥 𝅗𝅥 = ♩♩♩♩. So ergibt sich der Wechsel der Momente verschiedener Ordnungen, als Quantitätsprincip (𝅗𝅥 ♩♩ / ♩♩𝅗𝅥). Das gerade Metrum schreitet gesetzlich in der Entwickelung der Zwei fort, gleichviel, ob sich beide oder nur Ein Moment lösen. Es heißt von seiner Grundform ♩♩ auch das spondeische und ist also, nach Doppelfüßen gemessen, Viervierteltact. Zerlegen sich nun seine Hauptmomente extensiv, oder in drei Untermomente, so entsteht áaa áaa, wo á das Uebergewicht der Arsis ist, das Untermoment aber quantitativ das Drittel des Hauptmoments hat, wie diese Figuren zeigen:

𝅗𝅥 𝅗𝅥 / ♩♩♩♩♩♩ oder ♩. ♩. / ♪♪♪♪♪♪ oder ♩. ♩. / ♩♪♩♪

also Sechsachteltact; wobei nur zu bemerken, daß die zweite Figur nach unserer heutigen halbirenden, mithin wo eine Note drei Zeiten gelten soll, sich mit einem Punkte helfenden, Notirung angegeben ist. Dies ist nun das gemischte Metrum, dessen Charakter also ungleiche Zerlegung der ursprünglich gleichen Hauptmomente ist, und dessen mannichfaltige Formen, entstehend aus der Unaufgelöstheit, oder Lösung beider, oder eines von beiden Hauptmomenten dem Versuch des Wißbegierigen überlassen werden müssen; wo sich denn neben der zweizeitigen Länge des geraden Tacts auch die dem gemischten Metrum eigenbehörige Länge (♩.) vorfinden wird, indem nämlich ♩ ♪ ♩ durch die inwohnende Kraft der Arsis zu ♩. ♪ ♩, also zum flüchtigen oder dreizeitigen Daktylus wird, der sich vom schweren oder vierzeitigen ♩♪♪ wesentlich unterscheidet. So daß also die Bezeichnungen der Länge mit ♩. , ♩ , ♩. , ja ♩ als repräsentirende (s. Sylbe), und der Kürzen mit ♪ , ♪ natürlich genauer seyn müssen, als die metrischen — und ᴗ. — Zerlegt sich endlich eins der Hauptmomente in zwei, das andere in drei Untermomente, also

A◡A in áa áaa oder umgekehrt in áaa áa, so bezeichnet sich dies musikalisch

♩♩ = ♪♪♪♪♪ oder ♪♪♪♪♪

wo denn zwei Achtel so viel gelten, als drei (♫♩ = ♪♪♪ 3) immer aber vier Zeiten bleiben. Dieß heißt *gemengtes*, oder auch *hemiolisches* Metrum. — Das *ungerade Metrum* ♩♪ = – ◡ kann seine Arsis (Bild) wieder zerlegen in ♪♪♪ = ◡ ◡ ◡ oder áaa. Hier können sich nun entweder: die Hauptmomente gegen die Untermomente als Längen charakterisiren

(A A A = áa áa áa = ♩♩♩ = ♪♪♪♪♪♪)

oder die zweizeitige Arsis lös't sich auf, aus – ◡ wird ◡ ◡ ◡. In jenem Fall entsteht das schwere ungerade, auch *molossisch* genannte Metrum, gleich dem Dreivierteltact, in diesem das *leichte ungerade*, oder *trochäische*, gleich Dreiachteltact. Dabei ist noch zu merken, daß im schweren ungeraden Metrum A A A = 𝅗𝅥. 𝅗𝅥. 𝅗𝅥. sich nach dem ungeraden Tact zerlegen in áaa áaa áaa = ♪♪♪♪♪♪♪♪♪. So entsteht das *tripodische* Metrum, gleich unserm Neunachteltact, wohin denn die sogenannten dochmischen Verse gehören. Dies tripodische Metrum bleibt, sollten sich auch zwei Momente in drei, und Eins in zwei zerlegen (♫♩ ♪♪♪♪ ♪♪♪). — In diesem Verfolg der Bewegungen des Rhythmus zeigt sich als wesentlich 1. der Unterschied zwischen *accentuirenden* und *quantitirenden* Rhythmen, jener als ursprünglicher und in Momenten derselben Ordnung, dieser als abgeleitet und in Momenten verschiedener Ordnungen; jener als näher der Musik sich anschließender, dem Uralterthum so wenig fremder, daß sie vielleicht gar Urerscheinung seyn möchten, dieser als dem Alterthum eigenbehöriger, sich mehr in ungeradem Tacte bewegender, obwohl sie in Arsis und Thesis noch den Accent kund geben und nur im Haupt- und Untermomentenwechsel durch das Zusammentreffen zweier Aeste ihn stören, beider aber als gleich wesentlich begründet. 2. Der Rhythmus fängt an in Arsi. Diese Arsis aber kann im Ideellen liegen und also nicht zur Erscheinung kommen; dann fängt er in Thesi an, oder im *Auftact*. Er schließt auf einem der Momente, also arsisch, thetisch, oder schwebend, wobei der quantitirende die Haupt- und Untermomente unterscheidet. 3. Man hat wohl zu unterscheiden *metrische* und *rhythmische Formen* oder *Reihen*. Metrische Form oder Reihe ist die metrische Periode, oder der Tact als Monopodie, Dipodie oder Tripodie. Rhythmische Form ist dagegen jede rhythmische Reihe, gleichviel, ob sie als metrische Form sich in ihrer Stelle finde, oder in mehr als eine Periode sich ausdehne, oder die metrische Periode nicht ausfülle. Füllt sie eine metrische Periode zugleich,

dann ist sie zugleich metrische Form, fängt in Arsi an und endigt in Thesi, wenn auch durch Punkt oder Pause. Eine rhythmische Form also kann auch nur eine Stelle, ein Moment, einen Theil des Tactes füllen, oder sie kann aus einem in den andern übergreifen. Die bestimmte Schlußsylbe einer rhythmischen Reihe duldet statt der Länge eine Kürze, wenn sie auf die Versarsis fällt, und umgekehrt, eine Länge statt der Kürze, wenn sie zugleich Schlußsylbe einer metrischen Reihe ist. Ein Metrum kann mehrere rhythmische Formen haben (z. B. 𝅗𝅥. ♪. ♬ ♪ und 𝅗𝅥 ♪ 𝅗𝅥 ♪, beide $\frac{3}{4}$); aber metrisch verschiedene Bewegung gründet sich auf verschiedene Bewegung (z. B. 𝅗𝅥 ♪ ♪ $\frac{3}{4}$, aber 𝅗𝅥. 𝅗𝅥 ♪ $\frac{6}{8}$). Es können also Reihen rhythmisch verschieden und metrisch gleich seyn, in wie fern sie die metrischen Momente begränzen (s. Cäsur) und umgekehrt kann sich die metrische Bewegung bei bestehendem Rhythmus ändern, wie in der Musik der Tact variirt. Kurz Metrum und Rhythmus spielen in einander und durchdringen sich. 4. Sind die rhythmischen Reihen aus derselben, zumal zweigetheilten, Einheit entwickelt, und stehen einander im Vers (einem rhythmisch organisirten Ganzen) als große (nicht uranfängliche, sondern eben organisirte) Arsis und Thesis entgegen, so ist hiermit lyrische Verbindung, oder auch, weil die verbundenen Glieder Gegensätze sind, lyrische Antithese vorhanden, wo also die Glieder sich als Arsis und Thesis verhalten, so daß alle Formen desselben Metrum in lyrische Verbindung treten und sich decken. Cäsur ist nun eben die Gränze der rhythmischen Figur auf der metrischen Reihe, und lyrisch, wo sie auf das Ende einer metrischen Reihe dergestalt fällt, daß Metrum und Rhythmus sich decken. Also endet mit jeder lyrischen Cäsur ein Satz, und Wortrhythmus. Die Zahl drei, der Trimeter, verwischt die lyrische Antithese. Stammen aber dagegen Rhythmen nicht von derselben Einheit ab, sondern werden nur durch das Metrum zusammengehalten, so ist die Rhythmenverbindung declamatorisch; so wie demgemäß auch die Cäsur declamatorisch oder Einschnitt heißt, wenn sie in die Mitte einer Reihe fällt, und rhythmische und metrische Form nicht gleichen Schritt halten. Die lyrische Antithese eignet sich mehr den accentuirten Melodien, und ist also älter und ursprünglicher, weßhalb auch oft in accentuirenden Sprachen weniger Wort- und Zeitfüße, als Wort- und Versaccent, logischer und rhythmischer Accent gegen einander abstechen. Etwas Aehnliches, mindestens aus derselben Wurzel der Duplicität, die wir hier in der Entwickelung des Rhythmus durchgängig fanden, Hervorgehendes ist der Parallelismus der orientalischen Dichtungen. — Wie nun Rhythmen lyrisch oder declamatorisch zu Versen sich einen, so werden auch auf dieselbe Weise Verse unter einander verbunden, und heißen dann Systeme oder Strophen, bei uns in einem eingeschränktern, engern Sinne Vers (wie man vom Vers eines Liedes spricht). Und hier zeigt sich also, daß Rhythmus und Metrum vereint in den Momenten ihrer Erscheinung von Perioden zu Versen, von Versen zu Strophen sich aus- und aufbauen, in jedem dieser Erzeugnisse aber ein strenges Gesetz und eine genaue Verwandtschaft sey. Haben wir nun aber oben bereits aus der Natur und dem Gesetz des Rhythmus das quantitirende und accentuirende Princip, gleichsam als zweigetheilte Wurzel, hervorgehen sehen, so werden wir auch

die accentuirenden und die quantitirenden Strophen zu unterscheiden haben. Unter den quantitirenden scheint die einfachste und älteste Strophe das Distichon zu seyn. Dies aber kann sich zu mehrern Versen erweitern, welche nach innen so organisirt sind, daß auf drei oder vier gleich gebaute längere Verse ein kürzerer, freilich gleicher Art, gleiches Tactes folgender schließt, bei mannichfaltigem Wechsel der Bewegung; wie denn der sogenannte pherekratische

(– ⏑̄ – ⏑ ⏑ | – – = ♩. ♪ ♪. ♬ ♪ | ♩ ♪ 𝄾 𝄼)

die asklepiadische; der adonische

(– ⏑ ⏑ – ⏑̄ ♪. ♬ ♪ ♪ ♪)

die sapphische; der glykonische in seinen mannichfaltigen trochäischen Veränderungen andere Strophen beschließt. Außer den sogenannten Strophen gibt es noch eine alcäische, asklepiadische und andere, welche aufzählen nichts anderes seyn würde, als die wechselnden rhythmischen Bewegungen selbst aufzählen. Am weitesten ausgebildet und durchgeführt erscheint dieser in den Strophen waltende Gegensatz in den dramatischen Chorgesängen der Griechen, wo theils mehrere Verse unter einander gegliedert werden, theils der Strophe (oder Ode) eine Antistrophe (Antode) entgegensteht, die ihr an Zahl und Gliederung entspricht, beide aber auch durch ein drittes Moment, welches Epodos heißt und, wie der Schlußreim der modernen Strophe, in der Schlußperiode des lyrischen Trimeters wurzelt, doch seinen eigenen Gang hat, verbunden werden. Die pindarischen Oden und die Chorgesänge in den Dramen gehören hieher, bestehen aber nicht nur aus zwei- und dreigliedrigen Einheiten, sondern auch aus vier und fünf, wie denn wohl drei Epoden lehren. Wie aber in diesen größern Strophen bis jetzt noch manche Dunkelheit obwaltet, so würden sich bei genauerer Prüfung vielleicht nur die Zwei- und Dreigliedrigkeit als die beiden einzigen gleichsam in der Natur begründeten Momente der Strophe ergeben, wovon die Vier- und Fünfgliedrigkeit nur vollkommene oder unvollkommene Wiederholungen wären, wie dies z. B. auch in der Pflanzenwelt der Fall ist. Auf der Bühne war das Absingen der Strophen mit einer Bewegung oder Wendung von rechts nach links zu den an den Seiten des Orchesters (Chortanz- oder Prunksaales) aufgestellten Götterbildern, der Gesang aber der Antistrophe mit einer entgegengesetzten Wendung von links nach rechts verbunden; woher denn eben die Benennungen Strophe und Antistrophe gekommen, die mithin dem mimisch-dramatischen Chor eigen gewesen zu seyn scheinen, so wie Ode und Antode bloß dem Gedicht gegeben waren, das nicht mimisch begleitet ward. In der Epode sammelten sich beide. Der früherhin aus funfzig bestehende, nachher allmählig bis auf fünfzehn herabgesetzte Chor bildete sich eben darum zuweilen auch zu zwei Halbchören. Die Bewegungen waren rhythmisch tanzend, und darum, wie überhaupt die antike Musik unselbstständiger war, mit Flöten begleitet, welche, (da die alte Musik ihrer Natur nach das rhythmische Element vorwalten ließ,) die Bewegungen des Verses wie der Tanzenden zusammen und im Tacte hielt. Dies ergibt sich auch daraus, daß der Anführer des Chors mit Eisen beschlagenen Schuhen den Tact angab, etwa wie in unsern heutigen Ballets wohl

noch mit Holzschuhen oder Klappern geschieht. Diese Verrichtung, deren mehrere oder mindere Bemerkbarkeit, wohl auch, wie bei uns in den Conzerten, von der mehr oder minder fertigen Ausführung der Tanzenden abgehangen haben mag, war um so nöthiger, da der alte Rhythmus, seinem Princip nach, sich mehr im ungeraden Tact bewegte. Jene Glieder der Strophe nun schnitten den in iambischen, oder trochäischen Trimetern oder Tetrametern (d. h. drei- oder viertactigen Versen im Sechsachteltact mit oder ohne Auftact) verfaßten Dialog der handelnden Personen scharf ab, und gestatteten, wie bemerkt, alle Arten von Metris in ihren wechselnden Formen, nur so, daß ein Satz und Gegensatz (Strophe und Antistrophe) Zahl und Gliederbewegung der Verse gleich waren, wie in der Epode, wenn sie ein- oder zweimal wiederkehrte. Da unsere Sprache, gehörig gewürdigt, die Mitte zwischen quantitirenden und accentuirenden hält, so ist es Voß, Solger, Apel und andern gelungen, jene Versarten nachzubilden, wo sich denn jeder über das hier Gesagte näher unterrichten kann. — Indem wir nun zu der modernen Poesie übergehen, sehen wir einerseits das ursprünglich im Rhythmus gegebene Princip des Accents hervor-, das quantitirende zurücktreten, andrer Seits eben damit ihr Wesen aus dem Plastischen sich mehr in das Lyrische hineinbilden, wie denn überhaupt die nähere Verwandtschaft des Accentirenden mit dem Lyrischen sich schon oben ergab, und der Reim das Versende, wie die entgegensetzende Zusammenstellung bezeichnet. Die moderne Poesie individualisirte also den Schall gewissermaßen zum Tone, und stellte im Reime, oder dem gleichförmigen Zusammenklang der Wörter, das ursprüngliche Familienverhältniß dar, in der Assonanz, oder dem Gleichlaut der Vocale, den Ton, woraus das Stück ging. In diesen reizenden Verschlingungen und dem zarten Tanz der Laute erreicht die moderne Gliederung mehrerer Verse zur Strophe innerhalb einer Strophe, welche keiner Antistrophe bedarf, den Ausdruck des ursprünglichen Gegensatzes, in dessen bewegtem Leben die Glieder gleichsam zu einer tönenden Gestalt anschießen. Die provençalen, italischen, spanischen Strophen, wie Terzett und Terzinen (Serventesi), Madrigale, Ballaten, Sestinen, Ottave rime oder Stanzen (auch der einhällige Epodengesang hieß stasimon oder der feststehende, und der Ausdruck Stanze mag wohl ursprünglich daher kommen, daß die Gegensätze auch hier zu einem Ganzen verbunden, in einem Ganzen fest geworden waren), Sonette und Canzonen sind früher bekannt geworden, als die in unsern alten Minneliedern mit gleicher Kunst und Liebe gegliederten und verflochtenen Systeme. Es kann hier nicht von allen diesen Formen einzeln gehandelt werden. Nur dies ist durchgehends auffallend, daß die kunstgerechte Anordnung der Stanzen nach dem Grundschema der sogenannten Fronte und den zwei Volte, oder nach den zwei Base und der Syrmia, oder in den Ballaten nach den zwei Mutazioni mit und ohne Ripresa, und der Volta auf jenen Gegensatz von Strophe und Antistrophe unverkennbar hinweisen, nur, wie es die Natur des Modernen verlangt, hier innerhalb der Sphäre der logischen Symmetrie und Reimharmonie. Darum müssen auch die Sestinen und Coronen nur als übertriebene, weil dem Wesen fremdartige, Künsteleien erscheinen. Um dieß sich deutlicher zu machen, nehme man nur den Bau des Sonetts vor sich. Es besteht bekanntlich aus zwei Quaternarien, oder Vierheiten, und zwei Terzetten. Die

Quaternarien, die von einigen Kunstrichtern auch piedi (Füße) oder base (prima und seconda) genannt werden, ordnen ihre Reime abba, abba, oder abab, abab; die Terzetten, auch volte genannt, entweder abc, abc, oder abc, bac, oder aba, bab. Wer sieht hier nicht sogleich in der Entgegenstellung und wie im Tanze sich verlierenden und wiederfindenden Bewegung der Reime und Symmetrie der Sätze den lyrisch antithetischen oder strophischen Charakter, der sich in der antiken Strophe nur in größern gesonderten einander gegenüber stehenden Massen, die, wie das einzelne System mit einem Verse, so mit einer Epode schließen? So also potenzirt sich im Antiken, wie im Modernen der Rhythmus durch Reihe und Vers zur Strophe, indem er den in seiner Ureinheit gebundenen und in Reihe und Vers entwickelten Gegensatz der gleichen und ungleichen Elemente, der lyrischen und declamatorischen Antithese, in System und Strophe der Form und dem Inhalte nach gleich setzt und sich selbst wiederholt. Wa.

Strube (David Georg), einer der berühmtesten deutschen Rechtsgelehrten, geboren 1694 zu Zelle. Er studirte zu Halle und Leyden, bereis'te Holland, Frankreich und England, ward 1720 Landsyndicus zu Hildesheim, und bald nachher bei dem dortigen Consistorium und Hofgericht angestellt, ging 1740 als geheimer Justizrath und Consulent der Landesregierung nach Hannover, und wurde 1758 Kanzleidirector daselbst, in welcher Stelle er unter dem später erhaltenen Titel als Vicekanzler im September 1775 starb. In allen seinen Amtsverhältnissen ward er hochgeachtet, und genoß dabei eines ausgebreiteten schriftstellerischen Ruhms. Sein Hauptverdienst beruhte auf einer überaus gründlichen Kenntniß der Rechte Deutschlands überhaupt, und einzelner deutscher Provinzen insbesondere, vorzüglich in den mittleren Zeiten. Ohne weder ein systematisches noch compendiarisches Werk geschrieben zu haben, hat doch fast kein Schriftsteller größere Verdienste um die Rechtswissenschaft als Strube. Alles, was er schrieb, zeichnet sich durch Fülle historischer und juristischer Gelehrsamkeit, practische Erfahrung, gesunde Beurtheilung und kraftvolle Sprache aus. Reich an wichtigen Abhandlungen, welche ins Staatsrecht und die Geschichte einschlagen, sind seine Nebenstunden, 6 Theile, Hannover 1742 — 1765, 8. 2te Auflage, ebend. 1780 — 1783, 4. Nicht minder schätzbar sind seine rechtlichen Bedenken, 5 Theile. Hannover 1761 — 1772, 4. Neue Ausgabe 1787, 4. Außerdem hat man von ihm viele gehaltreiche Abhandlungen, Deductionen u. a. m. Seine vindiciae juris venandi nobilitatis Germanicae (Hildesh. 1739. 4.) veranlaßten einen heftigen Streit zwischen ihm und dem Freiherrn von Cramer; auch hatte er mit den Hofrath Hanselmann einen Zwist über die Landeshoheit deutscher Reichsstände. — Von seinem Sohne, Julius Melchior, der 1777 als geheimer Justizrath zu Hannover starb, einem gelehrten und helldenkenden Manne, hat man gleichfalls höchst schätzbare rechtliche Gutachten und Deductionen.

Strubel, Wasserwirbel, gewisse der Schifffahrt mehr oder weniger gefährliche, spiralförmige Drehungen des Wassers, häufiger auf dem Meere, oft aber auch in Flüssen. Die Ursachen derselben sind verschieden, zuweilen gibt der Zusammenstoß entgegengesetzter Strömungen, zuweilen das Anprellen der Wellen gegen versteckte Klippen u. s. w. die Veranlassung zu Entstehung der Wirbe zu-

weilen verbinden sich diese Umstände, um sie äußerst heftig zu machen. — Der berühmteste unter den bekannten Strudeln ist der Malo oder Moske-Strom an der norwegischen Küste. Bergmann (Weltbeschreibung, I. 378 ff.) sagt davon, daß er vollkommen einem umgekehrten hohlen Kegel gleiche, und daß der Wassersturz so unbeschreiblich heftig sey, daß sich die Schiffer auf der einen Seite in einer Entfernung von fast 6 Meilen halten müssen. Die Ursache dieses Strudels ist gleichfalls in einem Zusammenstoßen von Strömungen zu suchen, welche hier aus dem Wechsel der Ebbe und Fluth entspringen.

D. N.

Struensee und Brand, zwei durch ihr anfängliches Glück, noch mehr aber durch ihren nachherigen gemeinschaftlichen Untergang, den ihnen das Schicksal unverdienter Weise bereitete, bekannt gewordene Männer. — Struensee (Johann Friedrich, Graf von) wurde 1737 zu Halle im Saalkreise geboren. Sein Vater war dort Prediger, und seine Mutter war die einzige Tochter des königlich dänischen Leibarztes Anel. Schon frühe entwickelten sich bei dem jungen Struensee große Talente. Nachdem er in Halle seine erste Schulbildung erhalten hatte, studirte er dort mehrere Jahre die Arzneikunde, und erhielt 1757 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Altona mit seinem Vater, der dort eine Anstellung als Prediger erhalten hatte. Er erlangte hier bald eine große medicinische Praxis, überließ sich den Vergnügungen, und machte Bekanntschaft mit dem Grafen v. Rantzau-Aschberg und dem nachherigen Grafen Brand, die beide auf verschiedene Weise mit seinem nachherigen unglücklichen Schicksale verflochten wurden, indem der erstere das Werkzeug seines Sturzes, der letztere der Theilnehmer seines Unglücks ward. Als Arzt erlangte er auch die Freundschaft der verwitweten Generalin Berkenthin, durch deren Empfehlung und Einfluß er 1786 zum Leibarzte des Königs ernannt wurde. Als solcher mußte er den letztern auf allen seinen Reisen durch Deutschland, England und Frankreich begleiten. Nach der Verheirathung Christians VII. mit der Prinzessin Mathilde von England entstand eine Kälte zwischen dem königlichen Paare, die bald in einen offenbaren Unfrieden ausbrach. Diesen Umstand suchte die verwitwete Königin Maria Juliana, geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, zum Besten ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich, eines Halbbruders des Königs, zu benutzen, und wußte schlau genug für sich und ihre Zwecke die Stimmung der Nation, besonders des Adels, zu gewinnen. Die Geburt des Kronprinzen (jetzigen Königs von Dänemark) erhöhte die Mißhelligkeiten zwischen der regierenden und verwitweten Königin. Auch Christian VII. war nicht dazu geeignet die Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin zu vertilgen, so sehr auch die letztere ein besseres Schicksal verdient hätte. Bei der Zurückkunft des Königs zeigte sich das öffentliche Mißvergnügen noch deutlicher. Die Nation ward in zwei Hauptparteien getheilt. An der Spitze der zahlreichsten, welche durch die Minister und vornehmsten Staatsbeamten unterstützt wurde, stand der junge Graf Holk, der Liebling des Königs. Die verwitwete Königin hatte ihre Partei zu Friedensburg. Die Königin Caroline Mathilde hoffte durch die Entfernung des Grafen Holk sich die Gunst des Königs und die ihren Verhältnissen gebührende Achtung wieder zu verschaffen. Holk dagegen that sein Möglichstes, die Zwistigkeiten zwischen dem Könige und der Königin zu vergrößern, und da er glaubte, daß Struensee die Königin eben so sehr, wie er selbst, haßte, so be-

ebete er Christian VII. immer statt seiner (Holks) den Leibarzt Struensee zur Königin zu schicken. Allein dies gerade war Holks Unglück. Der König ward Struensee immer gewogener, und die Königin, welche diesen Wechsel bemerkte, und das stolze Betragen des vorigen Günstlings mit dem ehrfurchtsvollen Benehmen des neuen verglich, glaubte, daß Struensee es bedauerte, ihr durch seine Gegenwart oft wehe thun zu müssen. Sie ward überdieß nach und nach an seine Gesellschaft gewöhnt, und ihrer Abneigung gegen ihn folgte bald die Bewunderung seiner Talente und Kenntnisse. Um diese Zeit wurden dem Kronprinzen die Pocken eingeimpft, und Caroline Mathilde verhieß Struensee zum Lohn für seine Bemühung die Stelle eines Hofmeisters bei dem Prinzen. Die Einimpfung ging glücklich genug, und Struensee ward jetzt geadelt und zum Conferenzrath und Vorleser des Königs und der Königin mit einem Gehalte von 1500 Reichsthalern ernannt. In diesem Amte erwarb er sich das Vertrauen beider Monarchen so sehr, daß ihm eine Aussöhnung zwischen ihnen gelang. Jetzt verfolgte Struensee die Plane seines Ehrgeizes mit doppeltem Eifer. Um Bernstorf immer mehr zu entfernen und zu verdrängen, empfahl er den Grafen von Ranzau Aschberg. An die Stelle Holks trat Ewald v. Brand als Director der Schauspiele und Maître des plaisirs und ward in den Grafenstand erhoben. Endlich wagte man, dem Grafen Bernstorf anzuzeigen, daß seine Dienste fernerhin nicht nöthig seien. Nach dem Sturze dieses würdigen Staatsministers wurden auch die verhaßten Beamten entlassen, und ihre Stellen von Struensee und den Freunden der Königin besetzt. Graf Schimmelmann allein, der schlau genug sich für keine Partei erklärt, und während der gefährlichsten Crise sich nach Hamburg begeben hatte, theilte nicht das Schicksal seiner Collegen. Die verwitwete Königin Maria Juliana blieb während dieser Ereignisse ruhige Zuschauerin zu Friedensburg, und bezeigte allen, die durch die Ministerialveränderung gelitten hatten, ihr Beileid. Endlich war der Triumph der Königin Mathilde vollendet. Der König begegnete ihr wieder mit aller ihr schuldigen Liebe und Achtung, und Struensee besaß ihr Vertrauen, welches er nebst seiner Gewalt auf alle Weise sich zu erhalten suchte. Deßhalb bemühte er sich, den König von allen Gesellschaften zu entfernen, und Brand war beauftragt, ihn beständig durch Lustbarkeiten zu beschäftigen. Diese Lebensweise war dem Könige eben so angenehm, als sie Struensees Entwürfe begünstigte. Besonders suchte der letztere jede persönliche Verhandlung Christians VII. mit seinen Ministern zu verhüten. Im Jahr 1770 trat ein Ereigniß ein, wodurch die Gestalt der dänischen Verfassung durchaus geändert, und die ganze Gewalt in die Hände der jungen Königin und ihres Ministers kam. Der König hob nämlich, auf Antrieb Struensees, den Staatsrath auf, und errichtete an dessen Stelle eine Conferenzcommission, die aus den Vorstehern der verschiedenen Staatsverwaltungszweige bestand. Die Mitglieder dieser Commission hatten nur sehr beschränkte Befugnisse; sie konnten bloß zu gewissen Zeiten versammelt, und nach Belieben entlassen werden; sie hatten weder Rang und Titel, noch Einfluß. Der dänische Adel, welcher Sitz und Stimme in dem Staatsrath gehabt hatte, hielt die Aufhebung desselben für einen Eingriff in seine Rechte, und beschloß von diesem Augenblicke an den Sturz des Ministers, der dem Könige jene Maßregel angerathen hatte. Unter dieser Partei befand sich auch der Graf von

Rantzau-Aschberg, welcher mit dem Verluste seiner Stelle als Staatsrath auch seines Einflusses und Ansehens beraubt war. Struensee seiner Seits vernachlässigte kein Mittel, seine Macht zu befestigen, und um sie desto besser behaupten zu können, bewog er die Königin, ihm die Führung aller Cabinetsgeschäfte zu verschaffen. Der Cabinetssecretär Kamming, welcher durch russischen Einfluß seine Stelle erhalten, wurde entlassen, alle alten Minister wurden nach und nach entfernt, die ganze Verfassung neu gestaltet, und alle Geschäfte im Namen des Königs von dessen Umgebungen betrieben. Doch Struensee besaß weder Klugheit, noch Festigkeit genug, seine Macht zu behaupten. Während seiner kurzen, aber stürmischen Verwaltung zeigte er die Extreme seiner Gemüthsart. Die Kühnheit, die er anfangs bis zum Uebermuth trieb, verwandelte sich in Bangigkeit, sobald einer seiner Maßregeln widersprochen wurde. Seiner Entwürfe waren viel und mancherlei, und obgleich er die auswärtigen Angelegenheiten nach einer gesunden Politik leitete, so entsprachen doch seine Maßregeln hinsichtlich der innern Verwaltung keineswegs den beabsichtigten Zwecken. Er wollte den Finanzzustand verbessern, welcher unter der Leitung Einer Person besser konnte übersehen werden; auch wollte er die Taxen vermindern, und solchen Gewerben, die dem Boden und Clima Dänemarks nicht angemessen sind, Gränzen setzen unnütze Jahrgehalte sollten eingezogen, der Ackerbau aufgemuntert, und alle Dinge in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß die Abgaben künftig baar bezahlt werden könnten. So wollte er auch eine Reform der Rechtspflege einführen, den Prozeßgang abkürzen, und die Armee und Seemacht ohne größere Kosten verstärken. Sein Lieblingsplan war indessen, den Adel zu demüthigen, ihn vom Hofe zu entfernen, und ihm seine erblichen Vorzüge und Stellen zu entziehen. Zur Verbesserung der Finanzen führte er in allen Verwaltungszweigen ein neues Staatswirthschaftssystem ein. Mehrere Hofämter wurden aufgehoben, Jahrgehalte eingezogen, die Zahl der königlichen Bedienten verringert, und mehrere der vornehmsten, so wie auch viele der niedrigen Beamten, ihrer Stellen entlassen. Die Collegien der Admiralität, der Accise und des Handels wurden aufgehoben, und statt ihrer Commissionen ernannt. Durch einen Cabinetsbefehl wurde 1771 der Magistrat von Copenhagen aufgelöst, und an dessen Stelle wurden zwei Bürgermeister eingesetzt. Die Vorrechte der fremden Minister wurden sehr geschmälert; die Leibgarde zu Pferde ward entlassen, und durch 300 Dragoner ersetzt. Durch alle diese Anordnungen wurden viele Menschen brotlos, und das Mißvergnügen des Volkes stieg. Sein nachmals in Dänemark ausgeführter Entwurf, die Hofdienste der Bauern aufzuheben, und statt dessen einen Geldpacht einzuführen, fand von Seiten des Adels einen so kräftigen Widerspruch, daß er ihn aufgeben mußte, obgleich es erst bloß zur Probe auf den Domainengütern der Krone versucht werden sollte. Indessen war Struensee überaus aufmerksam, sowohl in der Beobachtung seiner Pflichten als Minister, als auf die Erziehung des Kronprinzen (jetzigen Königs). Der König ward von Tage zu Tage gegen die öffentlichen Geschäfte gleichgültiger, seine Zeit verging unter einem beständigen Wechsel von Vergnügungen, und seine Geisteskräfte wurden sichtlich schwächer. Im Julius 1771 wurde die Königin von einer Prinzessin entbunden, und da sie wußte, was für Vermuthungen man bei dieser Gelegenheit von Friedensburg aus gegen sie ausgestreut

itte, so fürchtete sie, daß man diese Gerüchte zum Anlaß nehmen
ürde, ihr die errungene Gewalt zu entreißen. Wenn die Lage
eser unglücklichen Fürstin, welche zu dieser Zeit ganz von Struen-
e abhing, das Mitleiden eines jeden erregte, so verdiente dagegen
ıs Betragen des Ministers, der gerade jetzt seine Macht auf die
hmählichste Weise mißbrauchte, gerechten Abscheu. Berauscht durch
in großes Glück, und geblendet durch seinen Ehrgeiz, war er nur
sorgt, seinen Namen in den Verzeichnissen des dänischen Adels zu
hen, deßhalb wurde er zum Grafen ernannt; und da dies seinen
ünschen noch nicht genügte, so wurde für ihn die Würde eines
abinetsministers geschaffen, mit welcher ein Ansehen verbunden war,
ie es vor ihm noch kein dänischer Minister gehabt hatte. Er ward
adurch befugt, solche Befehle zu schreiben, wie er sie mündlich vom
Könige empfangen hatte, und sie ohne königliche Unterschrift an alle
Departementer zu senden; nur sollte das Cabinetssiegel beigedruckt
eyn, und ein Auszug davon jeden Sonntag Abends dem Könige
orgelegt werden. Hierin erblickten seine Feinde die Absicht, das
önigliche Ansehen zu vernichten. Sie benutzten die Preßfreiheit,
velche er, um sich in der Volksgunst zu befestigen, eingeführt hatte,
eine Fehler öffentlich, und in dem ungünstigsten Lichte darzustellen,
ınd selbst die boshaftesten Beschuldigungen gegen die Königin zu ver-
reiten. Deshalb wurde die Preßfreiheit beschränkt. Aber das Volk,
essen Gemüther entflammt waren, wurde immer unruhiger. Stru-
nsees Freunde fingen an gegen ihn kalt und gleichgültig zu werden.
In diesen drohenden und kritischen Verhältnissen verließ ihn seine Fe-
stigkeit, und seine Unruhe stieg aufs höchste, als unter 300 Matro-
sen, die aus Norwegen nach Copenhagen gebracht waren, um auf
einer Expedition gegen Algier zu dienen, ein Aufruhr ausbrach.
Die Ursache ihres Mißvergnügens war nicht erhaltener Sold. Jetzt
nahm Struensee neue Veränderungen mit der Polizei in Copenhagen
vor, welche er nach der Pariser modeln wollte, dadurch zog er sich
noch mehr Feinde zu, der Haß des Volks in der Hauptstadt stieg ge-
gen ihn immer höher, und brach selbst öffentlich aus. So wurde
die Lage des Ministers mit jedem Tage gefährlicher. Der brittische
Gesandte, welcher voraussah, welche Folgen der Fall dieses Günst-
lings haben könnte, suchte aus Rücksicht gegen die junge Königin
Struensees Entfernung zu beschleunigen. Der letztere wünschte dies
selbst. Der Gesandte bot ihm großmüthig eine Unterstützung an
Gelde dar, falls er damit nicht hinlänglich versorgt wäre, um das
Land verlassen zu können; allein die Königin widersetzte sich stand-
haft diesen Maßregeln, indem sie fürchtete, ihre Feinde möchten so-
dann den König in ihre Hände bekommen, und ihr möchte ihre bis-
herige Gewalt entrissen werden. Struensee sah, daß er seine Furcht
nicht länger seinen Feinden verbergen konnte. Er nahm alle Maßre-
geln, um nur seine persönliche Sicherheit zu decken. Die Wachen
vor dem königlichen Schlosse und an den Plätzen wurden verdoppelt,
Kanonen in mehreren Gegenden der Stadt aufgeführt, und an jedes
Regiment 6000 Patronen ausgetheilt. Diese Maßregeln hatten jedoch
sehr schlimme Folgen. Das Publicum schloß, Struensee sey sich be-
wußt, die Nation beleidigt zu haben; des Königs Ansehen wurde
verachtet, und die Gewalt des Ministes schien ein Trugbild, welches
bald verschwinden müsse. Endlich geschahe der lang gefürchtete Schlag.
Mit Erstaunen hörten die Einwohner Copenhagens am 17ten Januar
1772, daß in der abgewichenen Nacht die Königin Caroline Mathilde,
der Graf Struensee, sein Bruder, der Graf Brand, Sturz und alle ihre

Freunde und Anhänger verhaftet wären. Am Abend vorher war bei Hofe ein Ball gegeben, und das Regiment des Obersten Keller, eines alten Feindes von Struensee, hatte die Wache vor dem Schlosse. Die junge Königin, wenig ahnend, was erfolgen würde, tanzte viel, und schloß um 1 Uhr mit dem Prinzen Friedrich (dem Sohn ihrer Feindin, der verwitweten Königin) den Ball. Um drei Uhr Morgens ließ Koller ins geheim seine Offiziere in den Pallast, sagte ihnen, der König habe ihm befohlen, die Königin zu verhaften, und verlangte, daß sie ihm folgen sollten. Sie gehorchten unweigerlich, und der Obrist Eichstädt umzingelte mit seinen Dragonern den Palast. Jetzt ging Ranzau-Ascheberg in des Königs Schlafzimmer, setzte die Hofleute in Verwirrung, weckte den König und sagte ihm, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen, sein Leben sey in Gefahr. „Was soll ich thun?" rief Christian voll Angst. „Soll ich fliehen? Stehen sie mir bei! Geben sie mir ihren Rath!" — „Unterzeichnen sie dieß!" erwiederte Ranzau; „ich will meinen Monarchen und seine ganze königliche Familie retten!" Schon hielt der König die Feder in der Hand, aber er ließ sie fallen, als er den Namen seiner Gemahlin erblickte. Endlich ließ er sich bereden, und Ranzau, von Eichstädt und einigen andern Offizieren gefolgt, führte den traurigen Befehl aus. Die unglückliche Mathilde wurde nach Kronenburg geführt. Nach Struensees Verhaftung wurde eine außerordentliche Commission aus verschiedenen Mitgliedern, die zum Theil seine persönlichen Feinde waren, niedergesetzt, um ihn zu richten. Man verfuhr, wie leicht zu denken ist, mit der äußersten Strenge gegen ihn. Die Anklage des Generalfiscals, welche in den ungemäßigtsten Ausdrücken abgefaßt war, und am 21sten April 1772 dem Hof übergeben wurde, erhielt neun Anklagepunkte. In der ersten Woche seiner Verhaftung suchte sich Struensee bei seinen Grundsätzen zu beruhigen; auch hoffte er, daß durch ein Zusammentreffen von unvorhergesehenen Umständen sein Schicksal eine andere Wendung erhalten könne. Doch bald gerieth er in einen Zustand von Angst und Unruhe, und da ward es dem Doctor Münter und einem andern Geistlichen, welche am 1sten Mai 1772 ihn besuchten, leicht, den Tröstungen der Religion Eingang bei ihm zu verschaffen, und diese halfen ihm seine Leiden mit Stärke und Verzichtleistung ertragen. Als er verhört wurde, bemühte sein Sachwalt sich, in einer kurz geschriebenen Vertheidigung die Anklagepunkte, mit Ausschluß eines einzigen, der ein ungebührliches Verhalten gegen den König betraf, zu widerlegen. Dieß letztere erkannte Struensee selbst als gegründet an, und überließ sich der Gnade seines Monarchen. Der Hof hatte indessen beschlossen, daß Struensee eines schmachvollen Todes sterben sollte; alle Gegenvorstellungen wurden verworfen, und am 25sten April wurde das Urtheil gefällt: *daß er zu eigner wohlverdienter Strafe und andern Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu* seiner gräflichen und andern Würden entsetzt, ihm seine rechte Hand und sein Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden sollten. Als Doctor Münter ihn Tages darauf benachrichtigte, daß der König dies Urtheil in allen Punkten genehmigt habe, und daß der 28ste April zu seiner Hinrichtung bestimmt sei, hörte der Unglückliche die Nachricht mit der größten Gemüthsruhe an, bloß die beschimpfenden Umstände kränkten ihn; doch bewies er sich ruhig bei dem Bewußtseyn eines künftigen bessern Le-

ens. Er verwandte die kurze Zeit, welche ihm noch übrig blieb, uf eine seinen Verhältnissen gemäße Weise. Als er das Schaffot be- ieg, sagte er zu dem Doctor Münter: „Ich will glauben, daß iejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zum Gu- 'n thaten." Er hatte den Schmerz, es noch ansehen zu müssen, aß sein Freund Brand vor ihm hingerichtet wurde. Gewiß wäre Struensee unter andern Verhältnissen einer der größten Minister ge- esen. Seine Entwürfe waren oft vortrefflich, nur paßten sie nicht ir sein Zeitalter, nicht für die Nation, unter welcher er lebte, und re Ausführung wurde oft von zu wenig Klugheit geleitet. Bei al- m persönlichen Ehrgeiz bezweckte er stets das Beste des Volkes und es Königs, der zu schwach war, um seinen Minister zu begreifen, u unterstützen und zu leiten. — Ewald v. Brand war der Ab- ömmling einer angesehenen adeligen Familie in Dänemark. Er wurde egen seines liebenswürdigen Charakters von Struensee geschätzt, aber : war leichtsinnig und dem Vergnügen aufs äußerste ergeben. In nem Wortwechsel mit dem Könige hatte er sich einst nicht nur un- iemlicher Ausdrücke erfrecht, sondern selbst frevelhafter Weise an die erson seines Monarchen Hand gelegt. So groß auch dieses Vergehen ar, so konnte doch eigentlich von einer Bestrafung desselben nicht iehr die Rede seyn, da der König ihm verziehen hatte. Sein Todes- rtheil war in der Hauptsache dem Struenseeschen gleich.

Struensee (Carl August von), königlich preußischer Staats- nd dirigirender Minister beim General-Ober-Finanz-Kriegs- und Do- iainendirectorium zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens u.s.w., ar 1735 zu Halle geboren, wo sein Vater damals Prediger war, nd besuchte die Schule des Waisenhauses, und nachher die akademi- chen Hörsäle. Er war eigentlich den theologischen Studien bestimmt, ber Mathematik und Philosophie zogen ihn weit mehr an. Nach- em er 1756 Magister geworden, fing er an, über Mathematik und ebräische Grammatik Vorlesungen zu halten, und erwarb sich vielen Beifall; aber schon im folgenden Jahre bekam er eine Professur der Philosophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier and er jedoch, wegen des ausgebrochenen Kriegs, nur wenig Zöglinge, nd benutzte seine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die riegskunst mit solchem Eifer zu studiren, daß er 1760 seine Anfangs- ründe der Artillerie (dritte Auflage 1788) herausgeben konnte. Da- urch gewann er Friedrichs II. Beifall, der ihm mehrere junge Offi- iere zusandte, um sie für den Dienst zu bilden, und seinen Gehalt ermehrte. Struensee verfolgte mit Eifer seine Studien, von denen ine neue Frucht seine Anfangsgründe der Kriegsbaukunst, 3 Bände 771 — 1774 (2te Auflage 1786) waren, das beste Werk, welches i diesem Fache in Deutschland erschienen ist. Im J. 1769 ging er uf Veranlassung seines Bruders nach Copenhagen, wo er eine An- tellung als dänischer Justizrath und Finanzintendant erhielt. Mit ngemeiner Anstrengung lebte er ganz dem ihm angewiesenen Geschäft, nd wußte sich von jedem Vorwurfe so rein zu bewahren, daß er ach dem Sturze seines Bruders nicht nur frei in sein Vaterland ent- assen wurde, sondern auch späterhin (1789) vom Könige von Däne- ark in den Adelstand mit Beifügung des Namens von Carlsbach erhoben urde. Friedrich II. nahm Struensee wohlwollend auf, und bot ihm ie noch offene Stelle bei der Ritterakademie in Liegnitz an, die die- er aber ausschlug, um in wissenschaftlicher Muße auf seinem Gute itzenau bei Haynau in Schlesien zu leben. Hier gab er nicht nur

eine Uebersetzung von Pinto's Aufsätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft betreffen (1776), sondern auch als zweiten Theil eigne Abhandlungen (1777) heraus, welche vermehrt 1800 in drei Theilen erschienen; ferner eine kurzgefaßte Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten (vollendet von Sinapius), die besonders wegen der Nachrichten von dem Handel der preußischen und polnischen Staaten wichtig war. Ein Ruf, den er 1777 zum Director eines in Elbingen errichteten Bank-Etablissements erhielt, versetzte ihn in ein ganz neues Fach. Durch seine einsichtsvolle Thätigkeit gelangte der Handel bald zu einer ansehnlichen Höhe, und diesem glücklichen Streben hatte er es wahrscheinlich zu danken, daß er 1782 als Oberfinanzrath in das dritte Departement des Generaldirectoriums und als Director der Seehandlung nach Berlin berufen wurde. Auch hier zeichnete er sich durch tiefe Einsichten und ungemeinen Diensteifer aus; hob die gesunkene Seehandlung bald wieder empor, und gelangte 1791 auf dem Wege des Verdienstes zur Stelle eines Staatsministers und Chefs des Accise- und Zolldepartements, dem er bis an seinen Tod 1804 mit großem Vertrauen seines Monarchen und allgemeiner Achtung des Publicums vorstand. Er war ein Mann von hellem, vielumfassendem Blicke, von besondrer Geistesgegenwart, festen Grundsätzen und strenger Ordnungsliebe, daher in Geschäften kurz, bestimmt, schnell und sicher. Das Talent wußte er zu erkennen, und ihm seinen Wirkungskreis anzuweisen, wiewohl er nicht frei vom Nepotismus war. Reformen scheute er, selbst wo seine Einsicht sie ihm als nöthig oder nützlich zeigen mußte; was ihm allerdings zum Tadel gereicht. Indessen erleichterte er möglichst öffentliche Lasten, und war im Innern von den edelsten Gefühlen belebt, frei von Eigennutz wie von aller Verstellung und Niedrigkeit.

Strumpfwirkerei soll von einem Franzosen erfunden worden seyn, der, als er in Frankreich nicht die gewünschte Belohnung fand, nach England ging. Ein andrer Franzose, Jean Hindret, sey hierauf, jedoch viel später, nach England gegangen, habe dort die Einrichtung des Strumpfwirkerstuhls kennen gelernt, und einen ähnlichen in Paris aufgestellt, worauf ihm 1656 das erste Privilegium zur Strumpfwirkerei in Seide ertheilt worden sey. Nach Leibnitz soll der Strumpfwirkerstuhl von einem Schottländer erfunden worden seyn. Dieser sah einst sein Mädchen Strümpfe knütten, und spottete darüber; worauf das Mädchen lachend erwiederte, daß er doch mit aller seiner Weisheit nie Strümpfe zu machen lernen würde. Wahrscheinlich hat diese Kunst aber William Lee, ein Magister aus St. Johannes Collegio in Cambridge, 1589 erfunden, und lange Zeit war sie in England allein einheimisch. Im J. 1614 ließ der venetianische Gesandte heimlich den ersten Stuhl nebst Strumpfwirkern nach Venedig schaffen; worauf auch die Deutschen allmählig damit bekannt wurden. Durch Moisson, einen französischen Geistlichen, ward der Stuhl so verbessert, daß er 600 Theile weniger hat, und nicht mehr als 80 Pfund wiegt. Er ist ein Meisterstück der Erfindungskraft, hat mehr als dritthalbtausend Theile, und war doch schon bei seiner Erfindung in solcher Vollkommenheit, daß er seit nun 200 Jahren nur sehr wenige Veränderungen erhielt.

Stuart (das Haus), war eine der ältesten adeligen Familien Schottlands, welche diesem Reiche und England eine lange Reihe von Beherrschern gegeben hat, von denen die meisten jedoch sich mehr durch Mangel wirklicher Regententugenden, — daher ihre unglücklichen

chicksale! — als durch eine für ihre Völker wohlthätige Regierung usgezeichnet haben. Aus der lehrreichen, die Fürsten vielfach warenden Geschichte dieses Hauses heben wir nur die wichtigsten Momente aus, und verweisen zugleich auf d. Art. Jacob I., Jacob II. nd Jacob III., Maria Stuart, Carl I., Carl II., arl Eduard und Wilhelm III. — Walter Stuart, einer der ausgezeichnetsten und vornehmsten Schottländer, war mit Maria, der Tochter Roberts I. Bruce, Königs von Schottland vermählt; daher bestieg Walters Sohn, Robert Stuart, nach dem Tode seines Mutterbruders, des Königs David II., mit welchem der königliche Mannsstamm des Hauses Bruce erlosch (1370), den schottischen Thron, unter dem Namen Robert II., und ward so der Stifter des königlichen Geschlechts Stuart. Die Regierung seines Großvaters Robert I., und seines Oheims David II., war durch England sehr beunruhigt worden; Robert II. hingegen und seine Nachfolger bis Jacob V. hatten das Glück, in Frieden zu regieren. Erst unter der Tochter dieses letztern Königs, der Königin Maria von Schottland, auch Maria Stuart genannt (geb. 1542, gest. 1587 auf dem Blutgerüste), wurde Schottland durch innere und äußere Unruhen erschüttert, woran der Leichtsinn und manche Fehltritte dieser unglücklichen Fürstin nicht wenig Schuld waren. Hiemit begann eine merkwürdigere, aber auch eine unglücklichere Epoche in der Geschichte des Hauses Stuart. Maria's Sohn, Jacob VI. König von Schottland, erhielt 1603, nach dem Tode der Königin Elisabeth, als Jacob I. den englischen Thron. Seine Schwachheiten und Fehler legten den Grund zu seines Sohnes, des edlen Carls I., Unglück, wodurch er 1649 Leben und Thron verlor (s. die Art. Beider). 1660 wurde zwar sein Sohn, Carl II., auf den väterlichen Thron wieder eingesetzt; allein das Unglück hatte weder ihn, noch seinen Bruder und Nachfolger Jacob II. belehrt. Vielmehr machten sich beide bei dem Volke so verächtlich, daß dieses endlich des Letztern Schwiegersohn, den Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe rief. Dieser landete mit einer niederländischen Flotte (1688) bei Torbay. Ihm lief Alles zu, Adel, Bürger und Soldaten, ja ganze Abtheilungen der englischen Armee traten zu ihm über. Jacob dankte sein noch übriges Heer ab, und dies schloß sich sogleich an die niederländische Armee an. Am Ende des J. 1689 flüchtete endlich der König nach Frankreich, und Wilhelm nahm die ihm und seiner Gemahlin dargebotene Krone 1689 unter der Bedingung an, daß er allein regieren, und Maria nach seinem Tode ihm folgen sollte. Zur Zufriedenheit der ganzen Nation regierte er von 1689 bis 1702 über Großbritannien und Irland. Seine Gemahlin Maria starb früher als er; daher folgte ihm Jacobs II. jüngere, an den Prinzen Georg von Dänemark vermählte Tochter, Anna, die ihre kurze, nur zwölf Jahre (bis 1714) dauernde Regierung eben so glücklich führte. Nach ihrem Ableben bestieg der Churfürst Georg von Hannover, dessen Mutter Sophia eine Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth, der einzigen Tochter Jacobs I. war, den brittischen Thron. So hörte das Haus Stuart mit der Königin Anna auf zu regieren, nachdem es von 1370 bis 1603 (also 233 Jahre) den schottischen Thron allein, und von 1603 bis 1714 (also 111 Jahre) den schottischen und englischen Thron zugleich besessen hatte. Die wenigen guten unter diesen Fürsten zeichneten sich mehr durch häusliche als durch Regententugenden aus, und

man erstaunt, wie ganze Nationen sich Jahrhunderte lang von einem kleinherzigen, schwachsinnigen Geschlecht als Mittel der eigenwilligsten Herrscherlust konnten betrachten lassen; man erstaunt, wie nach Cromwells Tode es den Britten einfallen konnte, den üppigleichtsinnigen Carl II. zurückzurufen. Jacob II. ließ sich noch wenige Jahre vor seinem Tode in den Jesuiterorden aufnehmen, und bedauerte weniger den Verlust von drei Königskronen, als das Fehlschlagen seines Entwurfs, in Großbritannien und Irland die catholische Religion wieder zur herrschenden zu machen. Er starb 1701 zu St. Germain in Frankreich. Ueber Jacobs II. Sohn und Enkel, den Prätendenten, so wie über den letzten Stuart, den Cardinal York (st. 1807) s. d. Art. Eduard, Enkel Jacobs II. Der Prinz Regent hat den letzten Stuarts in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal von weißem carrarischen Marmor errichten lassen; ein 27 Palmen hohes Basrelief, das pyramidalisch in einem Sarkophag aufschießt, und die 3 Büsten Jacobs III. und seiner Söhne enthält. Die Inschriften lauten so: Jocobo III., Jacobi II. magn. Brit. Regis filio, Carolo Eduardo et Henrico Decano Patrum Cardinalium, Jacobi III. filiis, Regiae Stirpis Stuardiae postremis. Ao. 1819. Beati mortui, qui in Domino moriuntur. Der letzte Stuart hatte seine Rechte dem nun auch verst. abgesetzten König von Sardinien vermacht. Die wichtigen Papiere des Stuart'schen Hauses hat der Prinz Regent in Rom in Beschlag nehmen lassen. Sie sollen für die Geschichte sehr wichtig seyn. — S. L'esprit des Wigs ou causes de l'expulsion des Stuarts du trône d'Angleterre, Par. 1819. Selbst die Vertheidiger der Stuarts, wie Clarke in s. Vie de Jaques II., traduite par Cohen. 4 vol. Par. 1818, müssen wider ihren Willen die Unfähigkeit und die Fehler dieser Fürsten durch die von ihnen angeführten Thatsachen und Actenstücke bezeugen. Die Geschichte des Hauses Stuart enthält die practische Widerlegung des Princips der Legitimität.

Studentenwesen. Das deutsche Studentenwesen, der Geist, der Ton, die geselligen Verhältnisse der Studirenden haben sich nach den Einflüssen des jedesmaligen Zeitgeistes und der veränderten Einrichtung der Universitäten ungemein verschieden ausgebildet. Bei der Stiftung der ersten deutschen Hochschulen wurden alle Studirende, nach dem Vorbilde der Universität Paris, in Bursen abgetheilt. Dies waren abgesonderte Gesellschaften, deren jeder ein Meister der freien Künste als Aufseher und Hofmeister vorstand, welcher den Studienplan eines Jeden einzurichten und überhaupt auf Fleiß, Betragen und Sitte der ihm Untergebenen zu sehen hatte. Ungeachtet dieser strengen, fast schülermäßigen Beschränkung der Studirenden (Bursarien, Burschen), wurde doch der Zweck der Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit, der ihr zum Grunde lag, gar schlecht erreicht: denn manche Magistri führten eine sehr lässige Aufsicht und ließen ihren Studenten allen freien Willen, um recht viele in ihre Bursen zu bekommen, da diese, wenn es nicht etwa gestiftete Freibursen waren, sie für ihr Rectorat bezahlen mußten; manche unterwiesen selbst ihre Lehrlinge in allen nur möglichen Schlechtigkeiten, und durch das enge Zusammenleben vieler wurden alle geselligen Laster zu einem sehr hohen Grade ausgebildet. Daher kam es denn, daß die Bursen, anstatt Schulen des Fleißes und der Tugend zu seyn, Freistätten des Müßiggangs und alles Bösen und Unreinen wurden. Saufereien wechselten mit Ausschweifungen in der Liebe, Zänkereien, Schläge-

reien und Zweikämpfe ab; aller bessere Geist in Leben und Wissenschaft ging verloren und machte wesenlosen, geist- und nutzlosen Förmlichkeiten Platz. Da kam denn heran eine Zeit der dunkeln Männer (obscurorum virorum), welche nach Kräften stritt mit dem aufgehenden Lichte und dem bessern Geiste, welchen Hutten, Reuchlin, Erasmus und ihre Schüler durch die Verbreitung der griechischen und römischen Literatur in Deutschland weckten; Luthers Kraft und Begeisterung, die wie ein Blitzstrahl die Völker erleuchtete, begründete in durch das ewige Wort Gottes. Da sahen die Studenten, welche während der Zeit des Kampfes sich in zwei Parteien geschieden hatten, vollkommen ein, daß es auch unter ihnen nicht so bleiben könne, verließen ihre verderbten und verderbenden Meister, und wählten sich Vorsteher aus ihrer Mitte. Landsleute hielten zu Landsleuten und so entstanden geschlossene Verbindungen unter dem Namen Landsmannschaften oder Nationen, deren jede ihre eignen Statuten, Aemter und Cassen hatte. Aber auch diese Verhältnisse erzeugten viel Schlechtes und Unwürdiges. Es dauerte nämlich nicht lange, so wollten die Vorsteher und Aelteren die Herren spielen und fingen an, die Jüngern und Neuangekommenen unwürdig zu behandeln. Nach der Verschiedenheit des Burschenalters entstanden zwei Klassen unter den Studirenden, Schoristen, (Aufseher, Präceptoren) und Peunäle (Untergebene, Lehrlinge). Letztere wurden von jenen ganz wie Schuljungen behandelt und mußten alle kleinen und niedern Arbeiten für sie besorgen. Dies Unwesen, das man Pennalismus oder Nationalismus nannte, und das Schöttgen in s. Geschichte des Pennalismus (1747) mit Treue geschildert hat, bot fast hundert Jahre lang allen Gesetzen der Regierungen Trotz, bis es endlich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit Auflösung der Nationen in dieser Form aufhörte. Aber man riß ein, ohne etwas Neues aufzubauen, man verbot schlechthin alle Verbindungen, ohne zu bedenken, daß es immer noch vielen Jünglingen Bedürfniß blieb, sich fester an einander anzuschließen. Daher entstanden sehr bald geheime Verbindungen unter dem Namen: „Orden." In ihnen erhielt sich noch manches von dem alten Pennalismus, aber in gefälligerer Form und anderer Art und Ordnung. Die Schoristen wurden zu Senioren, die Pennäle zu Füchsen, die unbestimmten Statuten zu einer Constitution und die eigenmächtigen Bestimmungen der Schoristen zu einem stehenden Gesetze, Comment, welches letztere sich allein über die Ehre, deren Verletzung, Verlust und Wiedererlangung verbreitete. Da aber die Orden, welche jedesmal nur wenige Mitglieder zählten, sich zu Richtern der ganzen Hochschule aufwerfen wollten und überhaupt ihre Schattenseite, Scandalsucht, Renommisterei, Rohheit, Stolz und Anmaßung, bemerkbarer wurde, machten sich zu Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts mehre Landsleute unter einander verbindlich, nicht unter sie zu treten. Aus diesen negativen Verbindungen wurden allmählig positive, welche den Orden geradezu die Spitze boten und sie bald unterdrückten. Diese Landsmannschaften, die eben so geheim, aber nicht Verbindungen für die ganze Lebenszeit waren, wie jene und sie hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder wenig übertrafen, nahmen, da sie auch zum Theil von Ordensmitgliedern gebildet waren, fast alles mit hinüber, was jene auszeichnete. Das pennalistische Aristokratenwesen, das Commentwesen, die leidige Scheinehre, die Herrschaft des Schlägers, die Anmaßung und der hochfahrende Ton gegen Nichtverbündete, hatten auch in diesen Gesellschaften

ihren Wohnplatz aufgeschlagen und die Parteisucht war vergrößert und mehr ausgebildet in eine andere festere und bestimmtere Form gegossen werden. Wie es nämlich damals in dem zerstückelten, zerrissenen und von Parteien getrennten deutschen Vaterlande aussah; so ahmte es der Student auch auf der Hochschule nach, indem auch dort die Landsmannschaften der einzelnen Stämme Partei gegen einander nahmen und sich gegenseitig wacker befehdeten. Die Grundgesetze dieser Vereinigungen sind ungefähr diese: 1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der Hochschule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in geschlossene Verbindungen (Landsmannschaften, Corps, Kränzchen), deren jede eine besondere Verfassung haben kann. Kein anderer „honoriger" Student kann Antheil und Stimme bei allgemeinen Burschen-Angelegenheiten haben. 2) Alle Studenten haben nach der Zeit ihres Aufenthalts auf Universitäten verschiedene Rechte. 3) Jede Verbindung, sie sey so zahlreich als sie wolle, hat nur eine Stimme im Repräsentanten- oder Seniorenconvent. 4) Der Seniorenconvent gibt allein für alle Studenten Gesetze. Er hat Feste anzuordnen und Verrufe (Achts- oder für ehrlos Erklärungen) auszusprechen. 5) Ob der Bruch des Ehrenworts, das dem Senate und bei der Immatriculation gegeben wird, infamirend sey, bleibt dem Ehrgefühle eines Jeden überlassen. (!) 6) Dumm, dummer Junge, und dergleichen ehrenrührige Worte ziehen absolute Foderung nach sich. Wer es unterläßt, kommt in Verruf. Verruf ist die „absolute academische Infamie." — Diese Verbindungen, deren Grundvesten auf den Schein und Schimmer einer eingebildeten Ehre erbaut waren, deren Grundsätze und Handlungsweise den bestehenden Gesetzen so sehr als der Idee eines rechten Burschenlebens zuwiderliefen, und gegen welche sich eine Uebereinkunft der gesammten Reichsstände zu Regensburg vom 14. Juni 1793 erklärte, die in der Form eines **Reichsgutachtens** abgefaßt ward (s. **Häberlins** Handb. des d. Staatsrechts, Th. 1., S. 508 ff.), konnten den, aus den Befreiungskriegen in den Schooß der Wissenschaften zurückkehrenden Vaterlandsvertheidigern unmöglich gefallen. Sie hatten erkennen gelernt, daß das Heil der Deutschen nur in Einheit und in Einigkeit bestehe, daß Gesetzlichkeit und Ordnung die ersten Grundsätze eines wackern Bürgers seyen und daß alles selbstsüchtige Parteiwesen untergehen müsse in der Idee eines gemeinsamen, in gesetzlicher Freiheit neu erblühenden Vaterlandes; sie haben den Schein von der Wahrheit, die äußere Ehre von der innern, die Form vom Geiste unterscheiden gelernt, und konnten dies Landsmannschaftswesen unmöglich ruhig mit ansehen. Da gab es natürlich Kampf, und um mit vereinten Kräften gegen die Parteisüchtler anstreben zu können, so gaben sich die, welche Einigkeit wollten, eine Form, frei und öffentlich. So entstand die Burschenschaft, also genannt, weil sie die Gesammtheit aller Studenten, mit altherkömmlichem Worte Bursche, unter Einem Gesetze vereinigen wollte. Jena war es, wo zuerst alle Parteien zur Einheit verschmolzen. Auf den meisten andern Hochschulen blieb sie noch im Kampfe mit den Landsmannschaften. Die Burschenschaft ist auf mehreren Hochschulen sogleich den Universitätsbehörden offen entgegen gekommen, um die Bestätigung ihrer Vereinigung von den Regierungen zu erhalten. Diese aber haben Bedenken getragen, darauf einzugehen, nach der Ansicht: daß jede Verbindung der Hochschüler, die sich nicht blos auf Kunst und Wissenschaft bezieht, als ein Staat im Staate nicht geduldet werden dürfe. Ob die Fest-

ltung dieses Grundsatzes richtig und für das deutsche Subentenwe-
en vortheilhaft und zweckmäßig sey, kann hier nicht untersucht wer-
en; nur das ist zu sagen, daß die öffentlich bekannt gewordenen
wecke der deutschen Burschenschaft sind: mit der Vertilgung des
andsmannschaftsgeistes und seiner Formen, des Commentwesens, und
ller schnöden Grundsätze in Ehrensachen, den Geist der Vaterlands-
iebe, Einigkeit, Ordnung, Oeffentlichkeit und gesetzmäßigen Freiheit,
u wecken und durch eine, diesem gemäß gebildete Form, festzuhalten.
So hat sich bis jetzt das Studentenwesen auf den deutschen Hochschu-
en gestaltet. Wer den Gang desselben aufmerksam beobachtet, wird
inden, daß es aus dem jedesmaligen Geiste der Zeit und den Ver-
hältnissen der Hochschüler sich entwickelte. Gefährlich in politischer
Hinsicht war es nie, und dürfte es jetzt am wenigsten seyn, da es
nehr als je die Bildung des Geistes beabsichtigt. Der Geist aber
st ewig in seinem Fortschreiten.

Stufenjahre heißen diejenigen Jahre, welche von den Alten
und auch manchen Neuern für gefährlich gehalten werden, weil mit
hnen sich eine völlige Veränderung in der körperlichen Beschaffenheit
des Menschen zutragen soll. Gewöhnlich nimmt man jedes siebente
Jahr des menschlichen Lebens als ein Stufenjahr an, obgleich Einige
das neunte Jahr dafür halten. Wahrscheinlich hat die erstere Berech-
nungsart des siebenten, als des Stufenjahrs, in dem mit jener Zahl
verbundenen Aberglauben ihren Grund. Weil nun in dem neunundvier-
zigsten Jahre siebenmal sieben, in dem dreiundsechzigsten aber siebenmal
neun zusammenkommen, so werden sie für die großen Stufen-
jahre gehalten.

Stukkaturarbeiter nennt man solche Personen, welche aus ei-
ner Masse von Gyps und Kalk, wenn sie noch weich ist, an Decken,
Wänden und Gesimsen der Zimmer und Häuser Verzierungen aller Art
anbringen. Der Name kommt aus dem Italienischen, wo sowol die
Masse als die Arbeit Stucco genannt wird. Die Römer kannten
nicht nur diese Arbeit, sondern waren auch sehr geschickt darin. Vi-
truv nennt sie coronarium opus. Diese Kunst ging hierauf ver-
loren, und Margaritone, der um 1300 lebte, soll sie wieder auf-
gefunden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh sie aber durch den
Maler Nanni von Udine, zur Zeit Raphaels, wovon noch die so-
genannten Logen Raphaels im Vatican zeugen. In Deutschland ward
sie gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts bekannt. Zu der
Masse selbst muß der feinste und weißeste Gyps und Kalk genommen
und etwas Sand hinzugesetzt werden, so daß sie dem Mauermörtel
gleich wird. Anfänglich ist sie ganz weich, und wird in dieser Gestalt
auf die Stelle, wo man Zierrathen anbringen will, aufgetragen.
Aber bald wird sie dichter und zäher, so daß sie sich mittelst der Fin-
ger in beliebige Formen bilden läßt. Zuletzt kann man sie sogar mit
einem Poussiereisen beschneiden und schaben, damit der Umriß scharf
oder rund werde. Bisweilen bildet man auch die Verzierungen in
einzelnen Blumen, Blättern, Arabesken u. s. w. und klebt sie als-
dann an den Ort, wohin sie kommen sollen. Doch muß vorher im-
mer die Grundfläche mit sehr weichem Stuck bestrichen, oder aufge-
hackt, oder mit hervorragenden Nägeln und Holzspänen versehen wer-
den, damit die Verzierungen nicht abfallen. Wenn die Stukkatur-
arbeit mit gehöriger Vorsicht unternommen wird und hinlänglich aus-
trocknen kann, so ist sie ungemein dauerhaft, und trotzt jeder Witte-
rung. Zu der Stukkaturarbeit gehört auch der sogenannte Gyps-

marmor, mit welchem der Stukkaturarbeiter Säulen, Altäre u. s. w. so täuschend bekleidet, daß man sie für wahren Marmor hält.

Stunde nennt man den 24sten Theil eines Tages, und fängt die erste Stunde des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritt der Mitternacht an zu zählen, so daß der Tag in zweimal 12 Stunden zerfällt. Jede Stunde wird wiederum in 60 gleiche Theile getheilt, und jeder Theil eine Minute genannt, worauf Unterabtheilungen von 60 zu 60 Theilen in Sekunden, Tertien u. s. w. folgen. Viele Völker kennen die Eintheilung des Tages in 24 gleiche Theile gar nicht, bei andern werden die Stunden des eigentlichen oder natürlichen Tages bald größer, bald kleiner, als die Stunden der Nacht. Vergl. Sternzeit. P. S.

Stundenkreis. Es ist im Art. Sternzeit gesagt worden, daß die Fixsterne ihren scheinbaren Umlauf um die Erde in 24 Stunden Sternzeit vollenden, während dieser Zeit also 360° der Himmelskugel, oder in 1 Stunde 15° zurücklegen. Denkt man sich nun zwei um 15 Grade geographischer Länge von einander entfernte Beobachter, so folgt, daß der eine von ihnen den nämlichen Fixstern um 1 Stunde Sternzeit, oder, wenn von der Sonne die Rede ist, Letztere um 1 Stunde Sonnenzeit, später im Meridian habe, als der andere. In solcher Beziehung auf einander heißen die Meridiane sehr paßlich Stundenkreise, welchen Namen ihnen die Gnomonik beilegt. D. N.

Stundenwinkel heißt derjenige Winkel, welchen irgend ein Stundenkreis (s. d. Art.) mit dem Meridian des Beobachters einschließt. Ist es z. B. nach einer Sonnenuhr 10 Uhr Morgens, und also die Sonne noch um zwei Stunden vom Meridian entfernt, so schließt ihr Stundenkreis mit demselben in diesem Augenblicke einen Winkel von 30° ein. D. N.

Sture (Sten), Reichsstatthalter von Schweden, stammte aus einer vornehmen schwedischen Familie. Sein Vater hieß Gustav Sture, und seine Mutter war eine Schwester König Carls VIII. Knutson. Nach dessen Tode (1470) wurde er Reichsstatthalter, und unter seiner Verwaltung gewann Schweden sehr, da er sich durch seltene Geistesgröße auszeichnete. Wenn auch während seiner Administration der König, den die Dänen gewählt hatten, bisweilen zugleich als König von Schweden anerkannt wurde, so war dies doch gewöhnlich nur eine vorübergehende Erscheinung, die eben so schnell verschwand, als sie entstanden war, und trotz der Factionen des Adels, die oft lieber einen fremden König als einen aus ihrer Mitte an der Spitze des Reichs sahen, trotz einiger Revolutionen, wodurch häufig die Gewalt des Reichsverwesers völlig vernichtet zu werden schien, erhielt sich doch Sten Sture mit einem mehr als königlichen Ansehn. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, stiftete die Universität zu Upsala, und zog zum Besten des Landes gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er so schlau gegen Dänemark, daß er das calmarische Band, ohne es ganz zu lösen, doch völlig unschädlich machte. — Auch die beiden nachfolgenden Reichsvorsteher Suante Nielsson Sture (1504 — 1512), und dessen Sohn Sten Sture der jüngere (1512 — 1520) verdienen Bewunderung und Dank der Nachwelt. Sechzehn Jahre lang schützten sie ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks, und das Volk gegen den Druck der Geistlichkeit und den oft noch härtern Druck der Großen. Der Kampf aber, den Sten Sture der jüngere gegen den Erzbischof Gustav Trolle bestehen mußte, war ein

Kampf gegen die vereinigte Macht der schwedischen Geistlichkeit und der mächtigsten aristokratischen Faction, und diese beiden hatten dem Scheine nach diesmal Ein Interesse mit Dänemark. In einer Schlacht gegen die Dänen wurde Sten Sture tödtlich verwundet, und starb den 8. Februar 1520.

Sturlason (Snorro), ein Isländer aus einem alten adeligen Geschlechte, geboren 1179. Er lebte lange an den Höfen von Schweden und Norwegen, war zuletzt isländischer Lagmann, und wurde 1241 auf seinem Schlosse ermordet. Als ein Mann von großen Talenten machte er sich berühmt als Dichter, Gesetzgeber, eifriger Republikaner und Geschichtschreiber. Aus den alten Skaldenliedern und andern historischen Denkmälern, die er auf weiten Reisen gesammelt hatte, stellte er eine allgemeine Geschichte des Nordens mit Geschmack und historischer Treue (so weit dies bei seinen Quellen möglich war) zusammen; sie ist reich für Schweden und Island, etwas ärmer für Norwegen, und nicht ohne Ausbeute für Rußland. Ihr Titel ist: Heims Kringla (d. i. Orbis Terrarum) edr Noregs Konunga Soegor s. Historiae regum septentrionalium a Snorrone Sturonide conscriptae, ed. Jo. Peringskiöld. Holmiae 1697. Eine neuere vermehrte und verbesserte Ausgabe von G. Schöning und S. Th. Thorlacius erschien in 3 Foliobänden zu Copenhagen von 1777 — 1782. Die Fortsetzungen von Sturla Thoraldson (aus Norwegen) und einem Ungenannten. s. in Christ. Jacobi Norvegia monarchica et christiana. Tychopol. 1712, 4.

Sturm, 1. in der Kriegswissenschaft der Angriff auf Truppen oder Verschanzungen mit gefälltem Bajonnet, Eindringen in ihre Colonnen und Reihen, und Ersteigung ihrer Werke; 2. in der Physik nennt man Sturm eine sehr heftige Bewegung der Luft. Die Winde (s. d. Art.) sind sich nämlich nicht immer gleich, sie haben zuweilen eine gleichförmige, zuweilen eine ungleichförmige, zuweilen eine gemäßigte, zuweilen eine außerordentlich schnelle Bewegung, oftmals gehen sie in einer Secunde kaum 12 Fuß fort, Stürme hingegen können an 80 und 100 Fuß in einer Secunde zurücklegen. Die meisten und stärksten Stürme kommen vom Meere her, da dort die electrischen Niederschlagungen, besonders über den kalten Meeren, häufiger sind, als über dem festen Lande; daher sind denn auch in Mitteleuropa die heftigsten Stürme von Westen herkommend. Um die Stärke und Geschwindigkeit der Winde zu messen, hat man verschiedene Werkzeuge angegeben, s. Anemoskop. P. S.

Sturmbalken sind an die äußern Abdachungen der Brustwehren, oder an die Böschungen der Berge befestigte Baumstämme, die man in dem Augenblicke, wo der Feind selbige ersteigt, herabrollen läßt. Bei Vertheidigung der Gebirgsländer werden die Sturmbalken mit Vortheil gebraucht. P. S.

Sturmpfähle nennt man in der Befestigungskunst liegende Pallisaden, oder zugespitzte Pfähle von 4 Ellen Länge und 8 bis 12 Zoll Stärke. Man legt die Sturmpfähle gemeiniglich zwischen Graben und Brustwehr auf die Berme einer Schanze in die Erde, und verbindet selbige zuweilen mit angenagelten Latten unter einander. Die Sturmpfähle hindern bei einer Verschanzung das Ersteigen der Brustwehr, und sind deßhalb in holzreichen Gegenden zu empfehlen. P. S.

Sturz (Helfrich Peter), ein berühmter deutscher Schriftsteller, geb. 1736 zu Darmstadt, studirte von 1754 bis 1757 zu Göttingen

die Rechtswissenschaften, und beschäftigte sich zugleich mit dem Studium der Aesthetik und der schönen Redekünste. 1759 wurde er zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, damaligem kaiserlichen Gesandten an verschiedenen deutschen Höfen. Da er aber als Protestant keine Aussichten eines bessern Glücks hatte, verließ er München, und wurde 1760 Privatsecretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt. Eyben, der seinen Werth als Geschäftsmann erkannte, sandte ihn mit den besten Empfehlungen 1762 nach Copenhagen, wo er in einem halben Jahre der dänischen Sprache sich völlig bemächtigte, und von dem berühmten Staatsminister, dem ältern Grafen von Bernstorf, als Privatsecretär angenommen wurde, auch 1763 eine Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In Bernstorfs Hause lebte Sturz überaus glücklich, besonders in dem Umgange mit Klopstock. Unter den Augen eines großen Staatsmannes und Menschenfreundes, bekannt mit Hof und Welt, mit den Wissenschaften vertraut, und in stetem Umgange mit den trefflichsten Männern bildete er sich schnell zum Staats- und Weltmanne, zum Dichter und Schriftsteller. Die „Erinnerungen aus Bernstorfs Leben," welche er 1777 schrieb, sind ein Denkmal der Dankbarkeit, welche Sturz gegen seinen großen Wohlthäter hegte, und welche er bei jeder Gelegenheit laut verkündigte. 1768 wurde er dänischer Legationsrath, und begleitete Christian VII. auf seiner Reise nach England und Frankreich. Diese Reise erweiterte seine Kenntnisse, und verschaffte ihm ehrenvolle Verbindungen mit den größten Geistern beider Länder. Auch verdanken wir diesen Reisen die schönen „Briefe eines Reisenden," die zuerst im Deutschen Museum von 1777 und nachher in der ersten Sammlung seiner Schriften erschienen. Noch vor Bernstorfs Abgange vom Ministerium ward Sturz 1770 bei dem Generalpostdirektorium angestellt, und hatte noch glücklichere Aussichten, allein Struensee's Fall (am 17. Januar 1772) zog auch den seinigen nach sich. Fast an dem nämlichen Tage, an dem er sich verheirathen wollte, wurde er verhaftet. Erst nach viermonatlichem Arrest sah man seine Unschuld ein. Er ward freigegeben, und erhielt bis zu einer anderweitigen Abfindung eine Pension, wovon er einige Zeit in Glückstadt und Altona lebte. Nachher wurde er vom dänischen Hofe als Regierungsrath zu Oldenburg angestellt. Nach der Vertauschung von Oldenburg und Delmenhorst gegen das großfürstlich russische Holstein, wurde er 1775 herzoglich oldenburgscher Etatsrath, und hatte ein einträgliches Amt. Allein weder dies, noch eine liebenswürdige Gattin, noch der Beifall, den er als Schriftsteller erhielt, noch die aufrichtige Hochschätzung seiner Freunde konnten ihn jene Unglücksepoche vergessen machen. Die Erinnerung seiner vorigen Leiden lag zu tief in seiner Seele, und so drückten ihn, obgleich unter wechselnden hellen Stunden, ein siecher Körper, Unmuth und Verdruß. Nach mehreren Reisen, theils in seinen eigenen, theils in den Geschäften seines Fürsten, starb er 1779 zu Bremen. Sturz gehört zu unsern geistreichsten und geschmackvollsten Prosaikern. Mit der feinsten Kenntniß alles Schönen und Guten, mit einem durch richtige Beurtheilung geleiteten Geschmack, und mit einer sehr veredelten Empfindung verband er echten und überaus anziehenden Witz. Seine Schriften tragen sämmtlich das Gepräge dieser selten in so hohem Grade vereinten Eigenschaften. Durch ihren geistvollen, unterhaltenden Inhalt, durch die Anmuth und den Reiz der Schreibart, und durch die leichte, lebhafte und treffende Darstellung hat sich Sturz den Beifall

s bessern Theils der deutschen Leser gesichert. Die Kunstrichter ha-
n an seiner Prosa die Ueppigkeit und überströmende Fülle getadelt;
lein diese, die meisten Leser mehr anlockenden als abschreckenden Feh-
r übersah man der zahlreichern und wesentlichern Schönheiten we-
n leicht, und einer seiner Kunstrichter hatte nicht so ganz Unrecht
zu wünschen, daß man diesen Vorwurf vielen deutschen Schriftstellern
öchte machen können. Auch herrscht in seiner Schreibart ein Bestre-
en nach Kunst, Feinheit und Rundung, worüber oft Leichtigkeit
nd Einfachheit verloren gehn, und zu häufig bedient er sich fremder
nd fremdartiger Bezeichnungsmittel, da wo rein deutsche Wörter den
usländischen nicht nur gleichgeltend gewesen wären, sondern sie auch
ft noch übertroffen hätten. Doch trifft dieser letztere Vorwurf haupt-
ächlich nur seine Briefe und leichtern Aufsätze, weniger die ausgear-
eitetern und wichtigern Theile seiner Schriften. Die neuesten Aus-
aben derselben sind: Schriften von Helfrich Peter Sturz, erste und
weite Sammlung, Leipzig, 1779 bis 1782, gr. 8., und eine andere
nter eben dem Titel, Leipzig 1786, 8. Diese letztere enthält nicht
lle Schriften, die in die vorige aufgenommen sind.

Sturzrad heißt im Bergbau ein sehr hoher Radhaspel, mit-
elst dessen die aus dem Schacht heraufgezogenen Tonnen ausgestürzt
verden können.

Stuttgart, die Haupt- und Residenzstadt im Königreiche
Würtemberg am Nesenbach, in der Tiefe eines Thales, eine Stunde
vom Neckar und drei Meilen von Tübingen, zwischen einer Menge
reizender Weinberge und Gärten. Stuttgart ist an sich nicht groß,
hat aber zwei wohlgebaute Vorstädte, deren Straßen sich in rechten
Winkeln durchschneiden, und welche den schönsten Theil der Stadt
ausmachen. Ein neues Viertel bildet die Gegend um das neue Schloß.
Die ganze Stadt enthält 2000 Häuser und 21,000 Einwohner.
Stuttgart ist seit 1320 die Residenz, und seit 1482 die erste Haupt-
stadt der wirtembergischen Lande. Sie ist der Sitz der sämmtlichen
Landeskollegien, mit Ausnahme des Oberappellationsgerichts, welches
zu Tübingen, und des ersten Senats des Oberjustizkollegiums, wel-
cher zu Eßlingen angeordnet ist. Sehenswerth sind hier: das alte
und neue Schloß, die Canzlei, das herzogliche (jetzt königliche) Gym-
nasium illustre mit seinem Observatorium und den dazu gehörigen
Instrumenten, die drei evangelischen Hauptkirchen, die catholischen
und lutherischen Hauptcapellen, die lutherisch-französische Kirche, die
Casernen- und Waisenhauskirche und die reformirte Kirche im alten
Landhause, die herrlichen öffentlichen Plätze, der Thiergarten, und
das Lusthaus bei dem alten Schlosse mit seinem zum Opernhause ein-
gerichteten Saale von künstlicher Bauart; der Prinzenbau und die
Kunst- und Naturalienkammer, das Münzkabinet, das neue Land-
schaftshaus, das Bürger- und Rathhaus, die Casernen, die Haupt-
straße und der Graben, welcher die Stadt mitten durchschneidet. Es
giebt hier Seiden-, Strumpf- und Bandfabriken, aber ihre Haupt-
nahrung haben die Bürger von dem Hof. 1776 ward zu Stuttgart
eine Messe angelegt, welche den 5. Junius jenes Jahrs ihren Anfang
nahm. Vorzüglich wichtig war ehemals die hohe Schule, die aus
dem Institut auf der Solitude entstand. Dieses ward 1770 zu einer
militärischen Pflanzschule gemacht, und hatte 1772 schon an Einhei-
mischen und Ausländern an 400 Zöglinge. 1773 erhielt sie den Na-
men einer Militärakademie, wegen der darin eingeführten militärischen
Ordnung, und ward 1775 nach Stuttgart in ein prachtvolles Ge-

bäude verlegt. Auf Verlangen der Großfürstin (jetzt verwittweten Kaiserin) von Rußland, einer gebornen Prinzessin von Wirtemberg, wurde diese Militärakademie durch ein kaiserliches Diplom vom 25sten December zu einer **hohen Schule** gemacht, und ihr, nebst andern den Universitäten zukommenden Rechten, auch die Befugniß verliehen, die Baccalaureus-, Licenciaten-, Magister- und Doctorwürde in der juristischen, medicinischen und philosophischen Facultät, jedoch nur solchen Personen, welche auf dieser hohen Schule studirt haben, zu ertheilen. Der Herzog fügte noch drei neue Facultäten hinzu, nämlich die **ökonomische**, die **militärische** und die **artistische**. Von ihrem Stifter hatte sie den Namen der **Carls hohen Schule**, ist aber nach dem Tode desselben 1794 aufgehoben worden. Uebrigens ist die zu Stuttgart befindliche **öffentliche** königliche **Bibliothek** eine der ansehnlichsten in Deutschland, da sie durch Freigebigkeit des nämlichen Herzogs Carl mit den wichtigsten vorzüglich historischen Werken versehen worden ist, und an den von ihm erkauften Lorckischen und Panzerschen Bibelsammlungen einen Zuwachs bekommen hat, der ihr in diesem Fache vor allen andern Bibliotheken den Vorzug verschafft. Diese Büchersammlung enthielt 1815 schon 116,000 Nummern, worunter eine aus 12,000 Bibeln bestehende Bibelsammlung. Auch die königliche Privatbibliothek ist wegen ihrer schätzbaren alten Werke und Handschriften, und wegen der großen Anzahl neuer Prachtwerke höchst merkwürdig. Seit der neuen Organisation, wonach das Königreich in vier Kreise eingetheilt worden ist, gehört Stuttgart zu keinem Kreise, sondern steht, wie auch Cannstadt, unter einer besondern Direction. — Die erwähnte **Solitude** liegt nicht weit von Stuttgart, im Oberamte Leonberg. Es ist ein vortreffliches königliches Lustschloß auf einem Berge. An Sehenswürdigkeiten sind hier: der Speisesaal, der prächtige Lorbeer- und Concertsaal, der neue Marstall, das ansehnliche Gebäude der von hier verlegten Militärakademie, das Opernhaus, der Lustgarten, die Thiergärten, das chinesische Gebäude, der Orangeriegarten und die Plantagen, die Wasserfahrt auf dem benachbarten Bärensee u. s. w.

Styl (στύλος), ursprünglich der **Griffel**, mit welchem die Alten ihre Schrift in harte Materien eintrugen; dann die eigenthümliche Art des Gedankenausdrucks in Sprache oder Bild (daher Styl in der Malerei, Bildhauer- und Baukunst), **subjectiver Styl**; endlich die zweckmäßigste Art des Gedankenausdrucks überhaupt, **objectiver Styl**. — Alles Geistige strebt nach äußerer Gestaltung, der Gedanke sehnt sich nach seinem Bilde. Er findet es in der Sprache, am unmittelbarsten in der eigentlichen Bilder- und in der Geberdensprache, mittelbarer in der **Wortsprache**. Wir haben es hier lediglich mit der letztern zu thun. — **Wahrheit** ist das Grundgesetz aller Sprache, der Gedanke will sich im Bilde in seiner vollsten Eigenthümlichkeit wieder finden. Aber es soll auch für Andre ein Spiegel seyn, der das fremde geistige Leben ihnen treu zurückstrahle, mit andern Worten, es soll auch für Andre Wahrheit haben. **Wahrheit ist Correctheit und Schönheit im Bunde**, d. h. größtmöglichste Angemessenheit des Bildes zum Gedanken, der Form zur Materie. Wo ein Gedanke innen zum vollen lebendigen Daseyn gekommen ist, da will er sich nicht nur darstellen nach außen, sondern er findet auch, falls ihm der Wortreichthum einer ausgebildeten Sprache zu Gebote steht, ohne Lehre und Beispiel, von selbst die rechte Umkleidung. Künstlichkeit kann nie die Natur ersetzen, und

eine nicht aus dem Innern hervorgegangene, mit dem Gedanken selbst gegebene, sondern bloß nach Regel oder Muster von außen angebildete Darstellungsweise ist nur ein nachgeäfftes Seyn ohne wahres eigenthümliches Leben, ohne Kraft und Selbstständigkeit. Bis zu diesem Punkte hat Moritz ganz Recht, wenn er die Regel verwirft. Aber er geht zu weit, wenn er sie für völlig untauglich, ja für verderblich erklärt; nicht indem er den subjectiven und objectiven Styl, wie seine Beurtheiler meinen, verwechselt, sondern, indem er den erstern in jener Vollendung sich denkt, wo er, seine Subjectivität verlassend, in freier Objectivität als Kunstwerk sich darstellt. Wären es immer nur die trefflichsten Geister, die, gleich mächtig des Gedankens wie der Sprache, in Rede und Schrift zu dem Volke sprächen, wie bei den Griechen, dann würden auch wir mit Moritz jede Regellehre des Styls für überflüssig erklären; aber unsre Welt gestaltet sich anders, als die der Alten; die Masse des Lichts, die sonst wenigen hervorragenden Geistern ausschließlich gehörte, hat sich vertheilt, und neben dem Stande der Gelehrten und Dichter hat sich ein Stand der Gebildeten erh..en, dem es, was wenigstens für einen Anfang höherer Bildung gelten kann, um mündliche und schriftliche Mittheilung eben so zu thun ist, wie jenen. Diesen nun kommt die Lehre zu Hülfe, indem sie ihnen nicht nur die allgemeinen Grundsätze für jede mündliche oder schriftliche Darstellung an die Hand gibt, sondern auch durch Aufstellung besonderer Regeln sie vor Fehlern des Ausdrucks im Einzelnen sichert. Der Inbegriff dieser Grundsätze und Regeln ist es, was wir unter dem Namen einer Theorie des Styls verstehn. Sie geht von dem Grundsatze der Wahrheit aus, d. h. sie fodert als erste Bedingung alles stylistischen Ausdrucks die möglichst vollständige Uebereinstimmung der Rede mit dem Gedanken. Jedes in sich vollendete stylistische Erzeugniß nämlich soll, wie es aus dem Gesammtleben eines reichen Gemüths hervorgegangen ist, eben so auch ungetheilt auf das ganze Gemüth des Hörers oder Lesers hinüberwirken. Wie das Erkenntniß- und Empfindungsvermögen bei seiner Hervorbringung thätig waren, so sollen durch dasselbe beide Vermögen auch in Andern in Thätigkeit gesetzt werden. Das Erkenntnißvermögen fodert Correctheit, das Empfindungsvermögen Schönheit, und nur in der Verbindung beider ist Wahrheit. Die Correctheit, oder die vollkommne Angemessenheit zu den Gesetzen der äußern Erscheinung, umfaßt Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und gedrungene Kürze. (Das Gesetz der Vollendung des Gedankens an sich — logische Correctheit — sollte unsers Bedünkens nicht in die Gränzen der Theorie des Styls herübergezogen werden. — Die Schönheit, oder die Versinnlichung des Gedankens in einer idealischen Form, erhebt die stylistische Darstellung aus dem Gebiete bloß mechanischer Zusammensetzung in das höhere Reich der Kunst, und äußert sich theils für den äußern Sinn, als Wohlklang in dem harmonischen Verschmelzen des Einzelnen zu einem dem Ohre wohlgefälligen Ganzen, theils für den innern Sinn: 1. als Würde in der Beobachtung des sittlich Schönen durch Vermeidung alles dessen, was gegen die herrschenden Begriffe von Anstand und Schicklichkeit verstößt; 2. als Lebhaftigkeit in der Erhebung des Unsinnlichen zur sinnlichen Anschauung für die Einbildungskraft vermittelst der Symbolik der Sprache, namentlich durch Tropen und rhetorische Figuren. — Die stylistische Darstellung zerspaltet sich in zwei Haupttäste: Prosa und Poesie. (S. über deren Ei-

genthümlichkeit die ihnen gewidmeten Art.). Einer jeden derselben ist eine dreifache Sphäre gegeben, die man, nach dem Vorgange der alten Rhetoren, welche von einem genus dicendi tenue, medium und sublime sprechen, mit dem Namen der niedern, mittlern und höhern Schreibart bezeichnet, ohne damit behaupten zu wollen, daß ein Werk des Styls sich nothwendig vom Anfange bis zum Ende in einer und derselben Sphäre halten müsse. Der Ausdruck ist das Erzeugniß des Gedankens, hebt und senkt sich mit ihm. Aber im Begriffe scheidet sich Manches, dessen Gränzen in der Wirklichkeit in einander laufen, und der Beurtheilung bleibt es immer erwünscht, ein Gesetz zu haben, woran sie sich halten könne, während der frei und kräftig schaffende Geist sich selbst das Gesetz gibt. — Die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt, und die daraus hervorgehende Verschiedenheit der Zwecke schriftlicher Mittheilung scheint die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere stylistische Gattungen um so nöthiger zu machen, da einigen derselben gewisse feststehende Formen eigenthümlich sind, die nur durch Vorschrift erlernt werden können. Aus dem Beisammenseyn gebildeter und nach Bildung strebender Menschen geht das Bedürfniß des Unterrichts hervor, und dieses erzeugt den didactischen Styl; das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, gegründet auf gegenseitige Hülfreichung, gibt den Geschäftsstyl; das Bedürfniß der Mittheilung auch gegen entfernte Personen den Briefstyl; das idealische Verhältniß des Menschen zu seinem Geschlecht im Ganzen und Einzelnen bringt die Geschichte hervor, und mit ihr den historischen Styl (s. d. Art.). Früh schon fing man an, die Lehre vom schriftlichen Ausdrucke zu bearbeiten. Unter den Griechen, die sich jedoch in ihren Entwickelungen fast allein auf das Rednerische des Ausdrucks beschränkten, verdienen Aristoteles, Demetrius Phalereus, Dionysius von Halicarnaß, Hermogenes und Longin genannt zu werden; unter den Römern Cicero und Quinctilian. Aber unsern Zeiten erst war der Versuch vorbehalten, die Theorie des Styls philosophisch zu begründen, so wie wir ihnen eine fast unübersehbare Menge von practischen Anweisungen und Methodenlehren verdanken, von denen jedoch nur die wenigsten, mit einem eigenthümlichen Geiste ausgestattet, diesen Zweig des Unterrichts weiter zu bringen im Stande seyn möchten. Mit Glück haben unter uns auf einen oder den andern dieser Zwecke hingearbeitet: Adelung (über den deutschen Styl, 2 Thle. 1785), Snell (Lehrbuch der deutschen Schreibart, 2te Aufl. 1801), Moritz (Vorlesungen über den Styl. Fortgesetzt von Jenisch, 1808), Pölitz (Versuch einer Theorie des deutschen Styls, 2 Thle. 1801, u. m. a. Werke), Heinsius (Teut oder Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts, 5 Thle. 1807 —1819, u. m. a. Werke) u. A. m. K. F.

Styliten, Säulenheilige, unstreitig die wunderlichsten unter den Heiligen der Christenheit, wurden solche christliche Einsiedler genannt, die eine besondre Ausübung darin suchten, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. Simeon, ein syrischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts lebte, erfand diese ganz neue Art von Märtyrerthum. Er brachte unweit Antiochien unter freiem Himmel auf einer Säule, deren Spitze kaum zwei Ellen Umfang hatte, neun Jahre zu, sodann versuchte er es mit Säulen von 6, 12, 22, 36 Ellen Höhe, und bestieg endlich eine Säule von 40 Ellen, auf der er 30 Jahre lebte.

aß er doch bisweilen herabgestiegen seyn muß, läßt sich daraus
ließen, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt und
ele Wunder verrichtet, sondern auch Briefe geschrieben und sich in
litische Händel gemischt haben soll. Das Beispiel dieses nach sei-
n Tode canonisirten Schwärmers fand in Syrien und Palästina
ufige Nachahmung, und bis in das 12te Jahrhundert hat es der-
eichen Styliten gegeben. Im Occident war man aber nie geneigt,
eser seltsamen Bußübung Eingang zu gestatten, und bei jedem Ver-
unftigen mußte sie schon dadurch allen Werth verlieren, daß die Sty-
ten sich mit ihren Säulen an belebte Straßen stellten, da sie doch
ren vorgeblichen Zweck, dem Himmel auch physisch näher zu kom-
en, auf einsamen Berggipfeln viel besser hätten erreichen können. K.

Stymphaliden in der Mythologie gewisse Raubvögel, welche
on der Stadt oder dem See Stymphalus in Arcadien, bei dem sie
ch aufhielten, oder von einem alten Heros Stymphalus, für dessen
öchter sie gehalten wurden, den Namen hatten. Es waren große
Raubvögel mit eisernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, von der
Größe der Kraniche, und an Gestalt dem Ibis gleich, aber nicht mit
ekrümmtem, sondern geradem Schnabel. Ihre Federn konnten sie
ie Pfeile fortschießen, und damit Thiere und Menschen tödten. Den
Argonauten fügten sie auf der Insel Aretias vielen Schaden zu, ver-
wundeten unter andern den Oileus mit dem Pfeilgeschoß ihrer Federn,
nd wurden endlich auf den Rath des Phineus durch das Aneinan-
erschlagen von Spießen und Schilden verscheucht. (S. Argonau-
en.) Eurystheus ertheilte dem Hercules den Auftrag, sie aus ihrem
Wohnsitze zu verjagen, was diesem auch gelang.

Styx, ein Bach in Arcadien, der aus einem hohen Felsen bei
der Stadt Nonakris entsprang. Sein Wasser wurde für giftig ge-
halten, und man erzählte, daß es Menschen und Thieren, wenn sie
es genössen, schädlich sey, Metalle zerfresse und Gefäße zersprenge.
Die Eidschwüre bei demselben wurden für heilig gehalten. — Styx,
eine Nymphe, nach Hesiodus die Tochter des Oceanus und der Tethys,
nach Andern des Erebus und der Nacht. Vom Pallas, dem Sohne
des Krius, gebar sie den Zelos und Kratos, die Nike und Bia (Ei-
er, Kraft, Sieg und Stärke); nach Pausanias, von einem gewissen
Piras die Hydra, nach Apollodor, vom Jupiter die Persephone u.
s. w. Ihre (nach Hesiodus) mit dem Pallas erzeugten Kinder genos-
en die Ehre, bei Jupiter zu wohnen, und unzertrennlich mit ihm
verbunden zu seyn, weil sie mit ihrer Mutter in dem Kriege mit den
Titanen dem Jupiter zuerst zu Hülfe gekommen waren. Die Styx
elbst wurde mit der Ehre belohnt, daß die Götter bei ihr schwören
ollten. Nach einer andern Stelle des Hesiodus wohnte die Styx mit
hren Kindern in der Gegend des Tartarus in einem, von den übri-
gen daselbst wohnenden Gottheiten abgesonderten Felsenpalaste, oder
n einer Grotte, die auf Säulen ruht, und oben mit Felsen bedeckt
st. Aus diesem Felsen sprudelt ein kaltes Wasser hervor, das weit
unter der Erde ungesehen hinfließt. Dieser Quell ist ein Arm des
Oceans, und zwar der zehnte. Neun nämlich umfließen die
Erde und das Meer, und fließen dann in dieses; der zehnte aber
(Styx) senkt sich in die Unterwelt hinab, und indem er den Felsen
durchdringt, bildet er hier die berühmte stygische Flut. (S. Unter-
welt). Bei dieser nun schwören die Götter. Dieser Eid wird nicht
ohne eine schreckliche Strafe übertreten. Der meineidige Gott wird
aus der Gesellschaft der Götter und vom Nectar und Ambrosia ver-

bannt, liegt ohne Leben stumm auf einem Lager, und wird von Schimmel überzogen. Dieser Zustand dauert ein Jahr; darauf muß er noch neun Jahre hindurch andre Plagen erdulden, bleibt bis zum Ablauf dieser Zeit von der Gesellschaft der Götter ausgeschlossen, und nimmt weder an ihren Mahlzeiten noch an ihren Versammlungen Antheil.

Suada oder Suadela, bei den Griechen Peitho, die Göttin der Ueberredungskunst. (S. Pitho). Sie wird nebst den Grazien auch der Venus zur Begleitung gegeben.

Subah war ehemals ein Titel der Statthalter des Moguls oder Schachs von Indien.

Subalternen werden alle die einem Chef, einem Collegium oder einer Behörde untergeordneten Personen genannt, welche die Verordnungen desselben auszuführen, und überhaupt das gesammte Detail des Geschäfts zu besorgen haben. So sind die Kanzleien Subalternen der Collegien, die Offiziere niederer Grade Subalternen der Corps und Regimenter u. s. w.

Subhastation ist die Versteigerung oder der öffentliche meistbietende Verkauf unbeweglicher Güter, so wie Auction hingegen der öffentliche Verkauf von beweglichen (z. B. Mobilien), oder sich selbst bewegenden (Moventien, z. B. Thieren) ist. Oeffentliche Versteigerung kann unter der Autorität der Obrigkeit oder auch privatim, sie kann freiwillig oder nothwendig d. h. auf Verfügung der Obrigkeit geschehen. Notorisch insolvente oder zahlungsunfähige Personen können vom Bieten ausgeschlossen werden. Dem Zuschlage muß eine Aufforderung zum Ueberbot vorhergehn, sonst kann jeder Anwesende gegen den Zuschlag protestiren. Immer hat der Meistbietende den Vorzug, außer wenn durch Landesgesetze das Jus primi liciti oder das Recht des ersten Bots eingeführt ist, wornach derjenige, der zuerst auf eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für eben den Preis, der zuletzt geboten worden, zugeschlagen werde. Er muß jedoch seinen Willen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuschlage erklären, nur braucht er dann den letzten Bot nicht zu überbieten, sondern bloß zu erklären, daß er das Gebotene auch geben wolle. In Hinsicht eines in öffentlicher Versteigerung erstandenen Gegenstandes findet so wenig von Seiten des Verkäufers, wie des Käufers ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung (Remedium ex L. 2. C de rescindenda emtione venditione) Statt. Die Benennung Subhastation hat ihren Ursprung von dem römischen Gebrauch, bei öffentlichen Versteigerungen (sowohl Verkäufen als Verpachtungen) an dem Orte, wo dies geschehen sollte, einen Spieß (hasta) aufzustecken.

Subject, Subjectiv, Subjectivität. — Subject wird in logischer Hinsicht der Grundbegriff eines Urtheils, d. i. diejenige Vorstellung genannt, welcher eine andre (Prädicat) als Merkmal beigelegt wird; oder weil doch in jeder Vorstellung etwas vorgestellt wird, der Gegenstand, über welchen man urtheilt (s. Urtheil); in grammaticalischer Hinsicht, das Wort, welches den Hauptbegriff eines Satzes bezeichnet. In philosophischer Bedeutung wird das Subject dem Object entgegengesetzt, und bezeichnet dann das vorstellende und erkennende Wesen in dieser seiner Thätigkeit, wiewohl das erkennende Wesen sich auch zugleich zum Gegenstande der Erkenntniß macht, und in so fern Subject-Object genannt worden ist. In der Ethik wird das freie Wesen, entgegengesetzt der Sache oder der unlebendigen Substanz, Subject genannt. Subjectiv heißt nun, was sich auf ein vorstellendes und urtheilendes Subject

ezieht, und was dem Subjecte angehört, d. h. in der Natur, (namentlich in der Erkenntniß- und Gefühlsweise) eines einzelnen Subjects, oder in der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt seinen Grund hat (s. d. Art. Object). Letzteres ist in gewisser Hinsicht zugleich objectiv, und man redet daher von einer subjectiven und objectiven Vernunft, oder von der persönlichen und der menschlichen Vernunft, welche durch erstere erscheint. In weiterer Bedeutung wird das Subjective als das, was sich auf die Thätigkeit des Vorstellenden dem Objectiven, als dem, was sich auf das Vorgestellte bezieht, entgegengesetzt, und es ist dieses einer der Hauptgegensätze, um deren Lösung die philosophischen Systeme sich drehen, welcher aber mit dem Gegensatze des Idealen und Realen nicht schlechthin zusammenfällt. — Leicht erhellt nun, daß Subjectivität das Daseyn in unserm Vorstellen, die Eigenschaft der Vorstellungen, vermöge deren sie auf das Vorstellungsvermögen bedingt sind, ferner die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit eines Subjects, und im Gebiete der Aesthetik eine solche Beziehung der Kunstwerke auf das schaffende Subject bezeichne, vermöge deren sie, statt ihren Gegenstand selbstständig und rein im Geiste der Kunst vor die allgemeine Anschauung zu bringen, denselben durch eine einseitige und beschränkte Anschauung des Subjects getrübt, und von derselben abhängig darstellen. T.

Sublimat. Der Chemiker belegt mit diesem Namen das Product jeder Verflüchtigung, welches in starrer Form, fest oder pulverig, erscheint. Wird Schwefel in einem verschlossenen Gefäß erhitzt, so erhebt er sich als Dunst, welcher sich am kühlsten Theile des Gefäßes wieder als gelber Schwefel ansetzt. Insbesondre begreift man unter ätzendem Sublimat diejenige Quecksilberbereitung, welche mit Hülfe der Salzsäure zu Stande gebracht wird, aus dem Grundstoffe derselben und Quecksilbermetall besteht, und sehr ätzend und giftig ist. S. d. Art. Quecksilbermittel. Fs.

Subnormale. Unter der Normale versteht man eine Gerade, die auf einer Curve in einem Punkte derselben senkrecht ist. Das, zwischen ihr und der, demselben Punkte entsprechenden, rechtwinklichten Ordinate, enthaltene Stück der Axe der Abscissen heißt die Subnormale. Wie die Tangente mittelst der Subtangente bestimmt wird, auf ähnliche Art gibt die Differentialrechnung eine Formel für die Subnormale, um sonach die Normale zu ziehen. D. N.

Subordination, Unterordnung. In der Logik ist die Subordination der Begriffe dasjenige Verhältniß derselben, vermöge dessen einer zur Sphäre des Andern (der ihm übergeordnet ist) gehört, z. B. der Begriff der Strafe ist dem Begriffe Uebel untergeordnet; — daher ich auch im Urtheile sage: die Strafe ist ein Uebel (d. i. gehört unter die Uebel). Der Begriff Uebel ist übergeordnet dem Begriff der Strafe, weil er mehr umfaßt als Strafe. Sie verhalten sich daher beide wie Art und Gattung. — Im gewöhnlichen Leben bezieht sich der Ausdruck Subordination auf Verhältnisse des Standes und Ranges. Man versteht dann unter Subordination gewöhnlich die unbedingte Vollstreckung der Befehle der Obern, wenn sie auch der Ansicht desjenigen, der sie auszuführen hat, entgegen wären. Sie hat vorzüglich Anwendung beim Soldatenstand, wo von der schnellen und pünktlichen Ausführung eines Befehls oft alles abhängt, und wo es nothwendig ist, eine große Masse verschiedenartiger Individuen unter drohenden Gefahren zusammenzuhalten. Sie wird

daher zur ersten und unerlaßlichen Pflicht des Kriegers, und Subordinationsverbrechen oder Auflehnungen gegen die Befehle der Obern werden gemeiniglich mit dem Tode bestraft. P. S.

Subscription heißt die Unterzeichnung seines Namens, um sich dadurch zu einer bestimmten Theilnahme, die gewöhnlich in einer Geldzahlung besteht, an einem Unternehmen verbindlich zu machen, und dagegen gewisse Vortheile zu genießen. Am häufigsten kommt dieser Ausdruck im Buchhandel vor, wo er von der Pränumeration dadurch unterschieden ist, daß man sich bei der Subscription auf ein Werk nur verbindlich macht, ein oder mehrere Exemplare eines Werks, sobald dasselbe fertig ist und geliefert wird, gegen Erlegung des Preises zu nehmen, bei der Pränumeration aber diesen Preis gleich im voraus und noch vor der Erscheinung des Werks erlegt. In der Regel sind die Pränumerations- und Subscriptionspreise niedriger als die später eintretenden, und daher dem Käufer vortheilhaft. Der Verleger hat den Vortheil, daß er auf diesem Wege schneller als auf dem gewöhnlichen wieder zu seinem Gelde kommt.

Subsidien. Subsidia hieß bei den Römern das dritte Treffen (Reservetreffen) der Schlachtordnung, welches den beiden vordern Treffen im Fall der Noth zu Hülfe kam; daher Subsidium, figürlich, Unterstützung, ein Hülfsmittel in der Noth. — Wir verstehen gewöhnlich unter Subsidien Gelder, die vermöge geschlossener Bündnisse oder Tractaten ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit einem dritten Staate entstehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder welcher letztere Fall der gewöhnlichste ist, mit einer in den Tractaten festgesetzten Anzahl Truppen unterstützt zu werden. In frühern Zeiten gereichte es einem Regenten nicht zum Ruhme, wenn er von einem andern Subsidiengelder empfing, oder wie man sich damals ausdrückte, in fremdem Solde stand. In den neuern Zeiten hat man darüber ein anderes System angenommen, und allerdings können Subsidiengelder für den Staat, der sie empfängt, als eine außerordentliche Vermehrung der Einkünfte angesehen werden. (Vergl. Allianz). — In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilligt werden, Subsidiengelder (Grants, Bewilligungen). — Subsidia charitativa waren bei der ehemaligen Verfassung Deutschlands diejenigen Gelder, welche die unmittelbare Reichsritterschaft dem Kaiser gegen einen Revers bewilligte, von ihren Unterthanen erhob, und dann der freien Disposition des Kaisers überließ. Diese Beisteuer kam unter Carl V. im J. 1546 auf.

Substantiv, s. Nomen.

Substanz (Substantia), Substanzialität, Substanziell. Substanz wird im philosophischen Sinne der Accidenz entgegengesetzt und bezeichnet das für sich Bestehende, d. i. das Selbstständige und Unwandelbare in den Erscheinungen, was also nicht an einem andern ist, noch selbst verändert wird; dahingegen die Accidenz das an diesem Selbstständigen und Beharrlichen wechselnd Erscheinende ist, sey dies nun nothwendig oder zufällig (dann Accidenz im engern Sinne). Das Verhältniß der Accidenz zur Substanz wird das Verhältniß der Inhärenz (des Bestehens in einem Andern) genannt, und entspricht dem logischen Verhältnisse vom Subject und Prädicat; denn die Substanz ist das Subject, welchem man die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse als Prädicate beilegt, sie selbst ist das Wesen, welches dieser Veränderungen fähig ist, und trotz dieser Ver-

änderungen dasselbe bleibt. Die Scholastiker nannten Substanz dasjenige, woran die in unsrer Idee gedachte Vollkommenheit existirt; andre ein durch sich und für sich bestehendes Ding. Leibnitz nennt die Substanz dasjenige, was den Grund seiner Veränderungen in sich trägt. Hiernach ist Substanzialität Selbstständigkeit, Wesentlichkeit; substanziell wesentlich, selbstständig. In den Naturwissenschaften und im gemeinen Leben bedient man sich des Ausdrucks Substanz von einem materiellen Wesen, namentlich von einfachen unorganischen Körpern, und den Grundbestandtheilen der organischen, z. B. eine flüssige Substanz. — Eine jede Substanz aber, wenn darunter das Bleibende der Erscheinungen verstanden wird, ist eine relative, d. i. eine solche, die es nur in Hinsicht eines Andern ist, und die nicht schlechthin selbstständig, sondern von einem Urgrund oder Prinzip der Dinge abhängig gedacht werden muß. Man hat daher im Gegensatz der relativen Grundwesen, von einer absoluten Substanz, als dem einen Grundwesen aller Dinge gesprochen, und das Verhältniß dieser zu jenen in den philosophischen Systemen verschieden entwickelt. So hat vorzüglich Spinoza die Idee der absoluten Substanz ausgebildet, und ihr das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung als unzertrennliche Attribute beigelegt.

Substitution, im allgemeinen Sinne, die Beisetzung eines Amtsgehülfen; in Erbschaftsfällen heißt es die Einsetzung eines nachfolgenden Erben an die Stelle des erstern. Sie kann geschehen indem der Erblasser auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des erstern Erben den zweiten unmittelbar ernennt, dann ist es eine directe Substitution; oder sie geschieht so, daß dem erstern Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten (oder nachfolgenden Erben) zu überliefern, dann ist eine fideicommissarische Substitution vorhanden. Die erstere Art begreift nach römischem Rechte die Vulgarsubstitution und die Pupillarsubstitution. Die Vulgarsubstitution wurde so gemacht, daß der Testamentserrichter einen Erben, und im Fall er nicht Erbe würde, an seiner Stelle einen andern einsetzte. Die Pupillarsubstitution hingegen ist die Erbeinsetzung, welche der Vater oder Großvater im Namen und statt seines unmündigen, in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieses in der Unmündigkeit versterben sollte. Die Mutter kann pupillarisch nicht substituiren, wohl aber der Großvater seinen, in seiner väterlichen Gewalt sich befindenden Enkeln, wenn sie nach seinem Tode nicht in die Gewalt des Vaters kommen. Der Vater oder Großvater muß, wenn er pupillariter substituirt, auch sich selbst einen Erben ernennen, der aber nicht der Unmündige zu seyn braucht, sondern auch ein Fremder seyn kann. Die Ernennung seines eigenen Erben und des Erben des Unmündigen muß zu einer Zeit geschehen, obgleich nicht mit doppelten Testamentsfeierlichkeiten. Die Pupillarsubstitution hört auf 1. durch den vor dem Ableben des Testators erfolgten Tod des Unmündigen; 2. durch Erreichung der Mündigkeit; 3. dadurch, daß die väterliche Erbeinsetzung wegfällt; 4. durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quasipupillarsubstitution ist die Erbeinsetzung, welche die Aeltern statt eines blödsinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, wenn es in der Blödsinnigkeit sterben sollte. Hat das Kind lucida intervalla (solche Zeiten, wo es des Gebrauchs seiner Vernunft fähig ist), so dürfen die Aeltern nicht quasipupillarisch substituiren. Sonst kann es aber auch die Mutter thun.

Subtraction ist das Verfahren, eine Zahl um so viel Einheiten zu vermindern, als eine andere enthält. Z. B. 26 weniger 14 gleich 12. Hier wird 26 um so viel Einheiten vermindert, als die Zahl 14 enthält. Die Zahl, von welcher subtrahiret wird, heißt Minuendus, die, welche subtrahirt wird, der Subtrahendus und das dadurch erlangte Resultat, die Differenz. Das Zeichen der Subtraction ist — (minus). So heißt 9 — 5 = 4, neun weniger oder minus fünf ist gleich vier. Jedesmal ist der Subtrahendus zur Differenz addiret gleich dem Minuendus.

Sub una, sub utraque, s. Abendmahl.

Succumbenzgelder heißen diejenigen Gelder, welche eine Partei, die sich eines devolutiven Rechtsmittels gegen das Urtheil des Richters zweiter Instanz bedient, und an den Richter der dritten Instanz geht, auf den Fall, daß sie von diesem mit der Appellation abgewiesen wird und unterliegt (in casum succumbentiae) den Richtern zweiter Instanz entrichten muß. Diese Gelder wurden vielleicht zur Beschränkung der Prozeßsucht eingeführt; da man aber diese, durch klare und deutliche Gesetze, und nicht durch Erschwerung des Rechtsganges einschränken sollte, so verdienten die Succumbenzgelder in allen gesitteten Staaten abgeschafft zu werden.

Suchet, Herzog von Albufera, franz. Marschall, ist 1772 in Lyon geboren. Er widmete sich früh dem Kriegsdienste, durchlief schnell die untern Grade und zeichnete sich, wie Napoleon und andere berühmt gewordene franz. Generale, zuerst vorzüglich bei der Belagerung von Toulon aus, wo das Bataillon, welches Suchet commandirte, den General Ohara zum Gefangnen machte. Er wurde 1796 zur italienischen Armee versetzt, wo er Gelegenheit fand, sich in dem ersten Feldzuge Napoleons durch Muth, Kühnheit und Umsicht bemerkbar zu machen. Seine Beförderung zu höhern Graden blieb nicht aus, und er wurde bald als einer der talentvollsten Offiziere des Generalstabs betrachtet, wie er denn bei Massena und bei Joubert auch als Divisionsgeneral den wichtigen Posten eines Chef de l'état major bekleidete. In den Feldzügen von 1805 und 1806 war er einer der thätigsten und glücklichsten Feldherrn Napoleons. In dem letztern hatte er das erste Zusammentreffen mit den Preußen bei Saalfeld zu bestehen. Sein Corps begann nicht minder den ersten Angriff bei Jena. Bei dem Ausbruche des Krieges in Spanien wurde er dorthin geschickt, und verweilte daselbst fast immer siegreich bis nach der Schlacht von Vittoria. Von seinen Waffenthaten in Spanien führen wir nur an, daß er zur Einnahme von Saragossa beitrug, Tortosa, Taragona und Valencia bezwang und die spanischen Armeen überall, wo er mit ihnen zusammentraf, aus dem Felde schlug. Erst nach der Schlacht von Vittoria zog er sich nach den Pyrenäen zurück. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, den heimkehrenden Ferdinand VII. zu empfangen und zur spanischen Armee zu begleiten. Nach der ersten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militärgouverneur vom Elsaß ernannt. Während der 100 Tage commandirte er in Lyon die Armee des Südens. Da er unter Napoleon die Pairswürde angenommen hatte, wurde er bei der zweiten Restauration aus der Kammer der Pairs entfernt, aber 1819 wieder in dieselbe aufgenommen.

Südamerika, oder das nach seinem Entdecker benannte eigentliche Amerika, die Südseite der neuen Welt, bildet ein nach Süden zugespitztes Dreieck, vom 12° nördl. Br. bis zum 52° 30′ südl. Breite (die Inseln Staatenland und Feuerland an der Südspitze und Cap Horn mitgerechnet, bis zum 55°), und vom 18° bis 63° westl. Länge. Es hängt durch die, wo sie am schmalsten ist, zwölf Meilen breite Erdenge von Panama, welche aus einer dichten bis 612 Fuß hohen, Felsenmasse besteht, wodurch der Durchbruch des Atlantischen Oceans in die 20 Fuß tiefer liegende Südsee bis jetzt aufgehalten wurde, mit Nordamerika zusammen, und enthält ungefähr 350,000 Q. M. Das Land erhebt sich allmählig von der Küste des Atlantischen Meeres an, vorzüglich in der niedern Erdsteppe (los Llanos) an dem Ufer des Oronoko, bis es zu der hohen Bergkette ansteigt, die an der Westküste, nirgends über 18 Meilen vom stillen Meere entfernt, jäh herabstürzt. Diese Kette, die Anden (von dem peruanischen Worte Antis, Kupfer) oder Cordilleras (s. d. A.) von dem spanischen Worte Cordel, Seil, d. i. Kettengebirge genannt, streicht fast in Polrichtung durch die ganze neue Welt hin, vom Vorgebirge Froward und Pilares, an der Magelhaenschen Straße bis zur Landenge von Panama, wo es sich etwas verflacht. Die höchste Bergkuppe liegt in der Gegend von Chimbo 1° südlich. Hier erhebt sich der Chimborasso 3627 Toisen oder 20,142 Fuß hoch über das Meer. Dieser Porphyrkegel, auf dem kein beseeltes Wesen athmet, und den kaum kleine Moose decken, steht auf der 1483 Klafter hohen Ebene von Tapia. Humboldt erstieg ihn bis zur Höhe von 3031 Toisen. Nördlich dabei liegen der eingestürzte Vulcan Carguirasso u. a. m. Eine zweite Kuppe lagert sich unter 0° um das hohe Thal von Quito, mit den Spitzen: Cayambe unter 0°, 18180, Antisána 17,958, Cotopaxi (s. d. A.), ein Feuerberg, 17,712 Fuß u. a. m. In dieser Gegend (im Königreiche Neu-Granada) befindet sich das höchste Thal Quito, 7256 Fuß über der Seefläche, wo Erdbeben sehr gewöhnlich sind. Das schrecklichste war 1797; es raubte in einer Länge von 30 und einer Breite von 20 Meilen in wenig Secunden 40,000 Menschen das Leben. In Chili gibt es 15 Vulcane. Auf dem Pichinta neben Quito, 2477 Toisen hoch, zählte Humboldt in nicht vollen 30 Minuten 18 Erdstöße. Blickt man in die ungeheure Tiefe eines kreisförmigen Schlundes, so unterscheidet man darin mehrere Berge, die neben einander stehn. Ueberhaupt ist fast das ganze Andenland von innerm Feuer durchwühlt; rauchende Schwefelfelder und Schwefelberge zeigen den weit verbreiteten brennbaren Stoff dieses Landes an. Doch statt Lava und Bimsstein, wie es bei den Feuerbergen Südeuropa's der Fall ist, wird hier wasserstoffhaltiger Schwefel oder kohlenstoffhaltiger Lehm, oft mit einer ungeheuern Menge von Fischen, ausgeworfen. Südlich nach dem Plata hin gibt es auch große Ebenen mit Salz- und Salpeterstrichen, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß vom Salpeter anschießt, und wo auch die Quellen und Flüsse salzig sind. Dieses alles, nebst dem diesem Lande, bis jetzt wenigstens, allein eigenthümlichen Erz Platina (s. d. A.), das in dem zertrümmerten Geröll in den Ebenen nördlich vom Gleicher gefunden wird, setzt einen Mischungsunterschied der unbelebten Erdoberfläche der alten und neuen Welt voraus, welcher vielleicht die Verschiedenheit der belebten Schöpfung in beiden bei gleicher Höhe über dem Pole und dem Meere erklärt. Auch gedeihen in Südamerika die meisten der aus Europa dahin versetzten Pflanzen und Thiere.

in größerer Kraft und Fülle. — Aus der Gegend der westlichen Einbiegung des Meerbusens von Arica zieht sich nach der östlichen Ausbiegung beim Vorgebirge S. Roque, mannichfach gewunden, durch Brasilien hin das Gebirge Chikitos (Tschikitos), das die großen Stromgebiete des Plata und des Maranhon (oder Amazonenstromes) durch seine doppelte Abdachung, die östlich-südliche und die nördliche, scheidet. Zwei ungeheuere Ebenen breiten sich am Fuße der Chikitos aus: die Plata-Ebene, oder die Pampas, und die Ebene des Amazonen-Landes; jene grasreich, diese mit Wald bedeckt. Nördlich davon erhebt sich, wie ein abgeschiedenes Eiland, der Gebirgsstock von Guyana, oder westlich das Gebirge Mei, wo aus unbekannten Quellen der Oronoko entspringt, welcher mit dem Maranhon durch den Cassiquiare und den Rio Negro zusammenhängt, und östlich das Gebirge Tamucaraque. Noch nördlicher, an der Küste des karibischen Meeres, erheben sich die Gebirge von Caracas mit der 8420 Fuß hohen Silla, östlich von der Landenge Panama. Diese Bergreihe umschließt ein 50,000 Quadratmeilen großes Binnen- oder Insselland, die grasreiche Savannah, oder Oronoko-Ebene, die östlich vom Meere, südlich vom Maranhon, westlich vom Rio Negro, und nördlich vom Oronoko mit merkwürdigen Wasserfällen (Raudales) umgeben ist. In keinem Theile der Erde bieten die Flußsysteme so merkwürdige Resultate dar, als in Südamerika. Man erhält nur dann ein deutliches Bild von der Abtheilung des Ganzen, wenn man die Gebiete des Oronoko, Maranhon und Plata unterscheidet. Der Oronoko (s. d. A.) bildet bei seiner 50fachen Mündung eine Menge, während der Regenzeit wohl 8—12 Fuß tief unter Wasser stehender Inseln, die dessen ungeachtet einem ganzen Indianerstamme zum steten Aufenthalte dienen. Der Maranhon entsteht aus dem Zusammenflusse des Ucayale und Tunguragua, hat seine Quellen am Fuße des Chimborasso, und nimmt über 60 Ströme auf, unter andern den Madera, und den mächtigen, durch viele Wasserfälle zur Schiffahrt wenig geeigneten Tokantin. Er fällt nach einem Laufe von beinahe 1000 Meilen durch die fast 40 Meilen breite Mündung ins Meer, wo er noch 18 Meilen weit sein süßes Wasser behält. Auf seiner nördlichen Uferfläche erhebt sich eine Erdsteppe von 14,000 Q. M. kaum 200 Fuß über das Meer; das südöstliche Uferland ist die sumpfigste Gegend der neuen Welt. In Brasilien und im südlichen Theile von Südamerika bilden die drei Hauptströme, der Parana, der Paraguay und der Uraguay, vereinigt den la Plata oder Silberstrom. Mit dem nördlichsten und westlichsten, dem Paraguay, vereinigt sich der Rio-Cuyaba. Der Paraguay ergießt sich in den Parana. Oestlich fallen in den Paraguay der Tejuy, mit dem sich der Aguarey, ein Fluß der Seine gleich, von den Anden her, vereinigt, der sich unter 23° 28′ durch einen perpendiculären Wasserfall von 384 Fuß auszeichnet. Die westlichen Ströme, der Pilcomayo, und der Vermejo, kommen an Größe dem Paraguay selbst beinahe gleich. Dreißig Meilen vor dem Ausflusse bildet der Pilcomayo eine Insel gleiches Namens von etwa 250 Quadratmeilen. Da, wo sich der südlichste Arm des Pilcomayo in den Paraguay ergießt, liegt Asuncion, die ehemalige Hauptstadt von Paraguay. Der Hauptstrom, Parana, fließt in der Mitte der drei Arme des la Plata. Unter seinen Wasserfällen ist der Salto grande bei der jetzt zerstörten Stadt Guaira merkwürdig. Hier wird der 2000 Toisen breite Strom plötzlich in ein Felsenbette von weniger als 100 Toisen eingezwängt.

Der große an seinen Ufern befindliche Sumpfsee Ybera gibt vier Flüssen den Ursprung, wovon zwei sich in den Parana, die andern beiden aber in den Uraguay ergießen. Der Zusammenhang dieser beiden Ströme, des Parana und des Uraguay, die ihres Gleichen in Europa kaum haben, ist eine dem Schulsystem sehr widersprechende Erscheinung. Der Uraguay, der südlichste der drei Ströme, ist kleiner als die beiden andern Arme des Plata, und entspringt in den Gebirgen von Brasilien. Diese Ströme überschwemmen jährlich das Land, und bewirken dadurch eine große Fruchtbarkeit. Der Plata selbst fließt südlich, und fällt 20 Meilen breit ins Meer. Außerdem fallen östlich der San Francesco, südlich in Patagonien der Collorado, und nördlich in Granada der Magdalenenfluß, als große Küstenströme, in das Weltmeer. — Die Hochebenen in Südamerika haben nicht den Umfang der nordamerikanischen, sondern höchstens 40 Stunden im Umkreise, sind aber höher, von 8400 bis 9000 Fuß, und durch ungemein tiefe Thäler von einander getrennt. Dagegen erstreckt sich die niedrigste Ebene, die der Llanos, in einem Raume von 12,000 Q. M. von der Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guyana, und bis zu dem Delta der Mündung des Oranoko. Dort ist die Ebene ein unübersehbarer grüner, unter Wasser stehender Wald. Hier ist sie im Ganzen baum- und quellenleer. Doch steht hin und wieder die Fächerpalme zerstreut. In der trocknen Jahreszeit zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub, der Boden zerspaltet sich, und Wirbelwinde heben Staubwolken empor, die den Wasserhosen des Weltmeeres gleichen. Selbst das Krokodill und die Boaschlange erstarren und liegen unbeweglich im trocknen Letten, bis sie durch die ersten Regen wieder erweckt werden. Dann aber verwandelt sich die Steppe in kurzer Zeit in eine üppige Grasflur. Insbesondre zeigt sich in Guyana am deutlichsten, daß Amerika ein Land zu seyn scheint, das erst spät und lange nach der Epoche, da die alte Welt gebildet wurde, aus dem Meere gekommen ist. — Das Clima ist in Südamerika durchaus kühler, als in andern Erdtheilen unter gleicher Breite. Selbst unter und im Süden der Linie ist die Hitze erträglich, weil das Land hier schmal und hoch ist. Die meisten Riesenberge in der heißen Zone sind mit ewigem Schnee bedeckt. Humboldt bestimmt die Schneelinie unter dem Aequator auf 14,772 Fuß. Auf den Cordilleras in Granada und Peru regnet es fast das ganze Jahr. Auf der Küste regnet und donnert es niemals. In andern Gegenden wird die Wärme durch die großen sumpfigen Niederungen gemildert, oder durch häufige Regen. So liegen um den Maranhon Länder, die nur zwei trockne und zehn Regenmonate zählen. Guyana ist darum ein äußerst ungesundes und lebenverkürzendes Land. In der 22,348 Q. M. großen Halbinsel Patagonien oder Magelhaens-Land ist die Luft äußerst rauh, der Himmel selten heiter, die Küsten sind fast immer mit Nebel bedeckt, und Sturmwinde toben oft fürchterlich. Auf den 1522 Q. M. großen Feuerlandsinseln sind die Thäler auf der Nordseite in der Nähe hoher kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt. — Die Eigenthümlichkeit des Bodens und des Clima stellt sich nothwendig auch in den Naturerzeugnissen dar. Vorzüglich ist die tropische Pflanzenwelt merkwürdig. S. das Bonpland-Humboldt'sche Prachtwerk: Nova Genera et Species Plantarum quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt. Parisiis 1816, fol. In dem Andenlande sind einheimisch u. m. a.

die Kartoffel, Solanum tuberosum, welche, nach des Spaniers José Pavon's Flora Peruviana, um Lima, an der Küste und in Chile wild wächst, auch findet sie sich in den Wäldern bei S. Fé de Bogota. Die Eingebornen bauen sie und nennen sie Popas. Von dem China- oder Quinquinabaum kennt man vierzehn Arten, und sammelt jährlich 12 bis 14,000 Ct. Rinde zwischen den 2 und 6° südl. Breite für Europa ein; ferner sind einheimisch Cacao, Vanille und Mais; auch ist der Boden reich an Heil- und Färbepflanzen und an Harzarten. Besonders merkwürdig sind die Arrakatscha, aus deren Wurzeln man ein mehliges und wohlschmeckendes Nahrungsmittel erhält, und die Wachspalme, etwas nördlich vom Gleicher, die nur in einem Bezirke von 9 bis 12 Meilen im Umkreise zu der erstaunlichen Höhe von 160 bis 180 Fuß wächst. Ueberhaupt sind aus Amerika allein 87 Palmenarten bekannt, deren Familie sich eben so durch ihren Nutzen (sie liefern Wein, Oel, Wachs, Mehl, Zucker und Salz), als durch Schönheit der Formen und Größe des Wuchses vor allen andern Pflanzenfamilien auszeichnet. Von den Orchiden, der Hauptzierde der tropischen Pflanzenwelt, hat man in Amerika bereits 244 Arten erforscht. Um den Wasserfall von Tequendama, den die Bogota bei Santa Fé macht, scheint die Natur ein Füllhorn von unbekannten Pflanzen ausgeschüttet, und seltenen Thieren vorgeworfen zu haben. Ganze Wälder sind von Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen so dicht verwachsen, daß nur wilde Thiere, die Wasser suchen, einige Lücken gebahnt haben. Chili ist überaus reich an Heilpflanzen, Weihrauch und nützlichen Bäumen, wie die Cocospalme und Ceder. In den brasilianischen Wäldern findet man mehr als 80 verschiedene schönfarbige Holzarten zu Tischlerarbeiten und zum Färben brauchbar (z. B. das Fernambukholz). In dem Niederlande, am Oronoko, und in den sumpfigen Küstengegenden, wo die lästigen Moskiten und Vampire hausen, schwitzen bei der großen Hitze und starken Bewässerung jene berühmten Harze aus, Guajak und Leder- oder Federharz, wovon das letzte von den Einwohnern über thönerne Formen gezogen, geräuchert, und dann als Flaschen mit andern Spezereien gefüllt nach Europa gesendet wird. Die Pflanzungen in Guyana liefern alle westindische Erzeugnisse ohne Dünger und Pflug. Im französischen Guyana werden die Producte der Molukken- und Südseeinseln gewonnen, so auch Thee in Brasilien. In den Wäldern von Venezuela hat man kürzlich eine vegetabilische Cochenille entdeckt. — Im Thierreiche sind den Andenländern eigenthümlich die Lama, Guanaco und Vicuña von der Schafform, und Tapir und Tajassu vom Schweinegeschlecht. Der Jaguar, oder der amerik. Tiger, ist groß und wild; auch ist der amerik. Leopard den Heerden sehr gefährlich. In den Flüssen haus't der Alligator, oder das amerik. Crocodil, es erreicht bisweilen eine Länge von 5 Ellen. Die Vögel sind in den hohen Gegenden nicht zahlreich, aber mannichfaltig in der Farbe, wie in der Größe, vom Colibri bis zum Condor; desto reicher ist das Niederland an Geflügel und Fischen. Wichtig ist insbesondre der Wallfischfang, der von der brasilianischen Insel St. Catharina aus getrieben wird. Der Manati oder die Seekuh ist in den Flüssen von Guyana so zahlreich, daß das Rudern der Böte durch sie aufgehalten wird. Am reichsten ist der Fischfang an den Küsten von Chile. Noch sind merkwürdig die mit wilden Hunden (Alcos) und dem kasuarähnlichen Tuju bevölkerten Pampas oder Grasebenen; ferner die Zitteraale in der Erdsteppe los-Llanos; so wie die Pinguin-Gänse

auf den menschen- und baumleeren Falklandsinseln oder Malouinen, welche in dem frischgrünen, oft sechs Fuß hohen Pinguingrase dicht an einander ihre Nester anlegen. Auf den großen Grasebenen zwischen den Armen des Plata bis zum Madera weiden die durch die Europäer dahin verpflanzten wilden Pferde und wilden Rinder zu vielen Tausenden. In der brasilianischen Provinz Rio grande und am Plata werden die letztern bloß der Haut wegen geschlachtet; so groß ist ihre Menge. Giftige Thiere sind besonders auf den Bergsteppen häufig; vorzüglich finden sich auf den Abhängen der Cordilleras oder in der Montanna real in Menge die giftigsten und gefährlichsten Schlangen, z. B. die Klapper-, Amaru- oder Abgottsschlange, die nicht giftige, mannsdicke und 30 Fuß lange Abomaschlange in Guyana, u. a. m.; ferner Hundertfüße, Skorpionen, Kröten (z. B. die häßliche Rana Pipa im Oronoko) und Eideren, die an den größern Ameisen die schlimmsten Feinde haben. In Guyana durchschneiden die Lüfte Schmetterlinge von den buntesten Farben. Die sogenannten Laternenträger leiten mit ihrem hellleuchtenden Kopfe den Reisenden in der Nacht. — Das Steinreich hat dem goldedurstigen Europäer die größten Schätze gezeigt. In Brasilien finden sich die größten und schönsten Demanten, die jedoch den orientalischen an Güte nachstehen, hauptsächlich in den Gebirgen von Cujabo, in den Capitanias Minas Gevaes und Matto grosso. Man schätzt den jährlichen Ertrag auf 60,000 Karat Demant, nebst 168 Centner gemünzten und Stangengolde, an Werth auf sieben Millionen Thlr. In der Capitania S. Vincent sind Goldgruben; doch wird das meiste Gold aus dem Sande der Flüsse gewaschen. Damit durch die Menge der Demanten der Preis nicht zu sehr sinke, so dürfen die Pächter der Demantgruben nicht über 600 Neger dabei gebrauchen, und müssen den Fund nach Rio Janeiro an den königl. Aufseher verkaufen. Die übrigen Mineralien, als Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Salz u. s. w. werden, obgleich in Menge vorhanden, wenig aufgesucht. Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist in Brasilien der ungeheure Magnetenberg, die sogenannte Serra di Pietade bei Sabara, von einer Capelle der Jungfrau di pietade so genannt, die auf der Spitze in Wolken gehüllt liegt. Von da, wo der Magnetberg auf Thonschiefer aufsetzt, bis zum Gipfel, beträgt die Höhe noch 350 Toisen. Dieser Magnetkegel zeigt merkwürdige Erscheinungen im magnetischen Polaritätwechsel. In Granada und Peru findet man Gold in den Minen um Santa Fé und in der Provinz Quito, und in dem Sande der Flüsse in der Provinz Caracas, Platina in den Bergwerken von Choco und Barbacoas; Silber aber nur in den kältern peruanischen Provinzen häufig; doch sind die Silberbergwerke von Potosi schon längst nicht mehr so ergiebig, wie in vorigen Zeiten. Desto reicher sind die in der Provinz Arica. Quecksilber und Salz wird ebenfalls in Peru gewonnen. Kupfer und Zinn werden aus Lima nach Europa ausgeführt. Im J. 1790 wurden in der königl. Münze zu Lima 534,000 Mark Silber und 5380 Mark Gold geschmolzen und gemünzt. Auch in Chili ist fast kein Berg ohne Gold, kein Fluß ohne Goldsand. Die Silbergruben liegen fast alle auf den beschneiten Gipfeln der Cordilleren, was ihren Bau sehr erschwert. Kupfer findet man von der vortrefflichsten Art, jährlich an 26,000 Centner. Alle übrigen Gaben des Steinreichs sind reichlich vorhanden, wenn sie gleich nicht sorgfältig aufgesucht werden. Nur im Königreiche la Plata sind verhältnißmäßig die Bergwerke von ge-

ringer Bedeutung. — Eben so merkwürdig, als die Pflanzen- und Thierwelt, ist für den Ethnographen in Südamerika die Menschennatur und das Völkerleben. Zu den Ureinwohnern gehört in dem Andenlande der große Stamm der kupferfarbigen Peruaner, deren gegenwärtige Erniedrigung das Verbrechen der Spanier ist. Die äußerlich sich zur catholischen Religion bekennen, heißen Fideles, die noch den Lehren des Inka folgen, Barbaros. Jene schmachten außer der drückenden Kopfsteuer und andern Lasten unter der Mita oder Bergwerkspresse, werden als Unmündige angesehen, und können zu keinem Amte gelangen. Zu den einträglichen Aemtern gelangt nicht einmal ein Creole, geschweige denn ein Mestize. Hierdurch sind die Peruaner von einem hochcultivirten Volke, das seine Ueberwinder an Einsichten und Sitten übertraf, zu einem rohen, unwissenden, armen und trägen Volke herabgesunken. Nach der Sage kamen im 12. Jahrhund. zwei weiße Menschen, Manco Capac und Mama Oello, seine Frau, die sich Kinder der Sonne nannten, in das Land, gaben Gesetze, ordneten den Gottesdienst, lehrten den Ackerbau, die Kunst zu weben und zu spinnen. Manco bauete Cusco. Er hatte 17 Nachfolger, die Inkas hießen. Unter ihnen breiteten sich Kenntnisse und Bildung mit der Lehre des Sabäismus unter dem Volke aus. Am Hofe des Königs von Bogotà verstanden die Priester eine Mittagslinie zu ziehen, und den Augenblick des Solstitiums zu beobachten. Sie verwandelten das Mondenjahr durch Einschaltungen in ein Sonnenjahr. Spuren von astronomischen Kenntnissen findet man noch unter den Wilden in der Provinz Parima. Die Ruinen der Paläste der Inkas in Cusco und Quito, die über die Cordilleras in Felsen gehauene Landstraße, welche über den 13,800 Fuß hohen Parama von behauenen Steinen in schnurgerader Richtung nach Cusco geht, ein Werk, das die Appische Straße weit hinter sich zurückläßt, die Pyramiden und andre Denkmäler erwecken hohe Begriffe von der Kunstfertigkeit der Peruaner in alten Zeiten. Noch jetzt ist die Inkasprache die gewöhnliche zu Quito und Lima. Diese von den Inkas eingeführte allgemeine Sprache, welche alle die verschiedenen Stämme, die sich untereinander nicht verstanden, lernen mußten, heißt Quitschuan. Noch jetzt lernen und sprechen sie alle peruanische Volksstämme, und ihre Abneigung gegen die spanische Sprache ist so groß, daß die spanischen Priester selbst, um ihren Einfluß zu behaupten, das Quitschuan erlernen. Diese Sprache ist wohllautend, und die Grammatik so kunstvoll, wie irgend eine. Es fehlen aber die Mitlauter b. d. f. g. r. In Chile sind die Ureinwohner in den Gebirgen eine große, starke Menschenart. Die in den östlichen Theilen der Anden wohnenden Patagonier sind Nomaden. Unter ihnen sind die Araucani und Puelchi gefährliche Nachbarn der Spanier. In Paraguay hatten die Jesuiten unter den Wilden, die in den dichten, und zur Regenzeit fast ganz unter Wasser gesetzten Wäldern lebten, vorzüglich unter den Guaranis, Colonien angelegt, und die Bekehrten, deren an 200,000 gezählt wurden, an den Feldbau gewöhnt. Unter ihnen sind die berittenen Indianer, die Abipones, Mocobis, Tobas u. A. die erbittertsten Feinde der Spanier. Im Magelhaens-Lande oder Patagonien unterscheiden die Spanier die Ureinwohner in Pampas, Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgbewohner. Sie selbst nennen sich Puelches, Moluches, Thuelches u. s. f., sind beritten, sehr kriegerisch, grausam im Kriege, sehr geschickt im Steinschleudern, und größtentheils Men-

chen von ansehnlicher Länge, aber keine Riesen. Die Einwohner des Feuerlandes, die Pescherähs, ein munteres, dienstfertiges Völkchen von kaum 2000 Menschen, stehn, stumpfsinnig und gedankenlos, auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. In Brasilien gehören zu den Ureinwohner die Topinambuer, nördlich am Tokantin, ferner die wilden Duetakapen, die Morosindier u. A. Der Portugiese braucht die Eingebornen zum Rudern, zu andern Dienstverrichtungen hat man sie nicht gewöhnen können. Voll von Liebe zu einer regellosen Freiheit und von Haß gegen die Portugiesen, meiden sie die europäischen Niederlassungen, und machen die Straßen so unsicher, daß zwischen den Städten an der See zu Lande wenig Verkehr ist; dasselbe ist auch in Peru und Granada der Fall. In Guyana heißen die Ureinwohner Kariben und Maipuren; die Omegaer wohnen am See Parima, dessen Ufer aus Talkstein bestehn, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt; daher das Mährchen vom Goldland Eldorado. Außer den Europäern (Spanier, Portugiesen, Franzosen, Britten, Niederländer), aus deren Vermischung mit Indianerinnen die Mestizen entstanden sind, gibt es in Südamerika noch Juden und eine große Zahl Afrikaner, meistens Negersklaven. In dem holländischen Guyana haben die Juden große Rechte und Besitzungen; in ihrer Stadt, Juden-Savannah, 10 Meilen oberhalb Paramaribo, wohnen lauter portugiesische Juden. Sie sollen durch die Mißhandlungen der Neger mit Anlaß gegeben haben, daß viele Sklaven in unzugängliche Moräste und Waldungen entflohen sind, von wo sie den Pflanzungen großen Schaden zufügen. Von diesen Maronen-Negern sind zu unterscheiden die verbündeten oder freien Neger an der Plantage Occa und am Saramaccafluß, ungefähr 5000, die von der holländischen Regierung als freie Nation anerkannt werden, und Geschenke bekommen, dagegen aber verpflichtet sind, keine zu ihnen gelaufenen Neger aufzunehmen, und ihren Capitain vom Gouverneur ernennen zu lassen. — Die gesammte Volksmenge von Südamerika wird auf 10—12 Millionen geschätzt. Freie Indianer gibt es überhaupt eine Million. Sie bewohnen eigene Landstrecken in Guyana, z. B. die Kariben, etwa 5000, die Ottomacken, etwa 4000 Menschen, in Peru, wo man wenigstens zehn freie Stämme unterscheidet; ferner in Paraguay, Chile, Brasilien und im Magelhaensland. Sie reden verschiedne Sprachen, unter denen die guaranysche fast überall verstanden wird. Ihre Oberhäupter mit beschränkter Gewalt heißen Caziken, bei den Arautanen, die sich selbst Moluches d. i. Krieger nennen, heißen sie Toqui. Die meisten Stämme treiben Jagd und Fischerei, oder leben vom Kriege. Feld- und Hausarbeit überlassen sie den Weibern. — A) Der wichtigste Staat ist Brasilien, mit Einschluß eines Stücks von Guyana bis an den Aravari, des größten Theils des Amazonenlandes, des südöstlichen Peru und eines Stücks vom östlichen Paraguay (vergl. d. A. und Portugal). Nach dem Decrete vom 16. Dec. 1815, bildet dieser Staat mit Portugal und Algarve ein vereinigtes Königreich. Seit der Ankunft der königlichen Familie in Bahia, (19. Jan. 1808) befindet sich der Sitz der Regierung und die Residenz des Königs Johann VI. in Rio Janeiro. Die Lage des ganzen Landes ist dadurch sehr verbessert worden. Der Brasilianer fühlt nun seine Wichtigkeit, da die Colonie dem Mutterlande Gesetze vorschreibt. Durch das Decret vom 18. Nov. 1814 ist allen Völkern die freie Schifffahrt von und nach Brasilien erlaubt. Die Be-

völkerung dieses 100,000 Q. M. großen Landes, wovon aber kaum 1500 Q. M. angebaut sind, beträgt jetzt etwa 3,400,000 Einw., von denen die Portugiesen der sechste Theil, Mulatten und Neger aber ein Drittheil sind. Bisher bedurfte das Land jährlich eines Nachschusses von 16 bis 20,000 Negern. Die reinen Einkünfte belaufen sich auf 20 Mill. Fl. Die regulären Truppen betragen an 24,000, und die Miliz 60,000 Mann. Die Seemacht zählte im J. 1814 fünf Linienschiffe und vier Fregatten. Mit Europa ist die Verbindung des portugiesisch-brasilianischen Hofes durch die Vermählung des Kronprinzen von Brasilien mit der Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaisers von Oesterreich, welche auf Handel und Wissenschaften gleich vortheilhaft einwirken kann, vielfach enger geschlungen. Die 800 Meilen lange Küste bietet außer der Allerheiligen-Bai und Rio Janeiro nur wenig sichre Häfen dar. Die Insel Catharina ist für die Ostindienfahrer ein wichtiger Hafenplatz. — Der Sklavenhandel und die Inquisition sind abgeschafft, zum Theil schon als Folge des am 19. Febr. 1810 zu Rio Janeiro zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrages, nach welchem die Engländer Kriegsschiffe in den Häfen von Brasilien bauen und ausbessern können. Zur nähern Kenntniß dieses der europäischen Cultur jetzt mehr als je zugänglichen Landes haben Engländer und Deutsche das Meiste beigetragen. Der erste, der es genau erforschte, war der große deutsche Fürst, Moriz von Nassau, 10 Jahr lang Statthalter in Bahia; er ließ durch seinen deutschen Leibarzt Markgraf alle Merkwürdigkeiten jener Küste genau zeichnen und abmalen. Dieses Werk befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Naturhistorische Forschungen haben in der neuesten Zeit der Graf Hofmannsegg und dessen Freund Gomez in Bahia angestellt. Der Prinz Maximilian von Neuwied gibt jetzt ein naturhist. und ethnogr. Werk mit Kpf., die Frucht seines Aufenthalts in Brasilien, heraus. Eben so läßt die Thätigkeit andrer Deutschen in portugies. Diensten, wie des Obristlieut. von Eschwege, Begründers der nassen Pochwerke und Aufsehers des königl. Mineraliencabinets in Rio Janeiro, des Major von Fellner und des Hofr. Langsdorf, wichtige Aufschlüsse über die Beschaffenheit dieses Landes erwarten. Auch Heinrich Koster, dessen Letters in Brazil from Pernambuco to Seara ein treues Sittengemälde enthalten (Lond. 1816, m. Kupf.), ist ein Deutscher. Vergl. die schätzbaren Werke von Lobo da Silveira, Stockh. 1809, von Lindley, Lond. 1805, von Mawe, Lond. 1814, und Southey's History of Brazil. I. Lond. 1810. 4. — Als die Republik der vereinigten Provinzen am Plata zu Buenos-Ayres sich bildete, ließen der Hof von Rio Janeiro das östliche Ufer des Plata als Gränze gegen jene Insurrection besetzen. Er schickte deßhalb gegen den kühnen Banden-Hauptmann Artigas in Monte Video, den Feind der Republik Buenos Ayres, ein Heer von 10,000 M. unter den Generalen Lecor und Curado. Die brasilianische Flotte landete im Plata (23. Oct. 1816) und besetzte Maldonado ohne Widerstand; Lecor nahm hierauf Monte Video und schlug im J. 1819 mehrere Haufen des Artigas. Mit der Republik in Buenos Ayres ward ein friedliches Neutralitäts-Verhältniß abgeschlossen. Darüber sind aber Mißhelligkeiten mit Spanien entstanden, und der Hof von Rio Janeiro hat erklärt, daß er Monte Video nicht eher räumen werde, als bis Spanien Olivença zurückgegeben und ein zur Behauptung des östlichen Plataufers hinreichendes Armeecorps nach

ronte Video abgeschickt habe. — B) Das französische Südamerika begreift einen Theil von Guyana zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock (Oyapock). Die Gränzen in O. und S. werden nach dem mit Portugal zu Paris den 28. Aug. 1817 geschlossenen Vertrage durch Commissarien bestimmt. Es liegt nördlich vom portugiesischen Guyana, gränzt im W. an Surinam und in N. an den atlantischen Ocean. Auf einer Fläche von etwa 430 Q. M. zählt es gegen 13,000 Bew. ohne die wilden Indianer. Dieses fruchtbare, sehr heiße, feuchte und ungesunde Land ist reich an den köstlichsten Natur Erzeugnissen. Der Kaffee von Cayenne wird allgemein geschätzt. Unter einigen 50 Plantagen ist Gabrielle der hieher verpflanzten Gewürznelken wegen bemerkenswerth. Auch gedeihen der Zimmt, der Sago, der Brotfruchtbaum u. a. m. Guyana macht mit der Insel Cayenne ein französ. Gouvernement aus. Der Hauptort ist Cayenne mit 800 Einw. — C) Von dem vormals holländischen Guyana gehören seit 1814 die Niederlassungen zu Essequebo, Demerary und Berbice den Engländern. Sie haben zusammen etwa 5000 Weiße, 7200 Freie und 63,000 Sklaven auf 410 Q. M. Hauptstadt ist Fort Nassau am Berbice; ferner Stabrock und Neumiddelburg. Die Niederländer besitzen also nur noch Surinam, die wichtigste. Sie ist 520 Q. M. groß, gränzt im N. an den Ocean, in O. und S. an französisch und in W. an brittisch Guyana. Das Ganze ist ein Denkmal des holländischen Fleißes. Ein unermeßlich großer Sumpf, mit Wurzelbäumen bewachsen, ist, nachdem das Holz abgeschlagen worden, durch Canäle und Gräben ausgetrocknet, mit Dämmen umgeben, und in Gärten umgeschaffen, welche mit schönen Gebäuden geziert sind. Man zählt in Surinam über 400 Pflanzungen, die von 7000 Europäern und 70,000 Negersklaven, ohne die Besatzung, bewohnt werden. Aus dem Hafen Paramaribo, einer Stadt, wo der Statthalter wohnt, werden jährlich über 24 Mill. Pf. Zucker ausgeführt. Die Brüdergemeinde unterhält hier eine Mission unter den Negern und Indianern. — D) Das spanische Amerika war bisher in neun große, von einander unabhängige Statthalterschaften und Königreiche abgetheilt. Zwei davon (große von den Cordilleren durchschnittene Hochebenen), Neuspanien und Guatimala, gehören zu Nordamerika: 1. Neuspanien, mit dem größern Theile von Altmexiko, ganz Neumexico und den beiden Californien, ist die wichtigste unter allen, und nach Humboldt 42,652 Q. M. groß, mit 5,550,000 Einw. Der Vicekönig hat seinen Sitz zu Mexico. Die Einkünfte der Krone schätzte man auf 40 Mill. Fl., wovon 11 aus dem Bergregal. In 36 Bergbezirken betrug die jährliche Ausbeute aus 500 Minen über 44 Mill. Fl. an Gold und Silber; die Ausfuhr überhaupt über 56 Millionen. 2. Das Generalcapitanat Guatimala, ein zum Theil ungesundes Tropenland mit dem 444 Q. M. großen Nicaragua-See, gränzt durch die Erdenge von Panama an das spanische Südamerika. Auf 15,498 Q. M. wohnen etwa 1½ Millionen Menschen. Die Hauptstadt ist Guatimala. Wichtig sind die Perlenfischerei am Isthmus von Panama, der Purpurschneckenfang, der Indigo-, Zucker- und Bergbau u. s. f. 3. Das Generalcapitanat Havaña besteht aus der Antilleninsel Cuba und den beiden Florida's, einer Halbinsel in Nordamerika, 692,000 Einw. auf 4114 Q. M. 4. Das Generalcapitanat Puerto Rico besteht aus der Antilleninsel d. N., aus den zwei spanischen Jungferninseln und dem spanischen Antheile von St. Domingo; zusammen 1010 Q. M. mit

439,000 Einw. (Vergl. Westindien.) — In Südamerika liegen fünf Gouvernements: 5. das Königreich Neugranada, ein Tropenland, das Erderschütterungen und Orkanen unterworfen ist, von 64,956 Q. M., mit 2 Mill. Menschen. Es gränzt im O. an Caraccas, und portug. Guyana; im W. an das stille Meer; im S. an den Maranhon und Peru, im N. an das karibische Meer und an Guatimala. Bei einem Ueberflusse an allen tropischen Erzeugnissen zum Theil von vorzüglicher Güte, und an europäischen Producten, besitzt es einen großen Reichthum an Pferden und Maulthieren. Außer Salz in Menge, gewinnt man fast alle schätzbaren Mineralien, auch Platina und Quecksilber. Unter allen Colonien hat es die reichsten Goldminen, mit einer jährlichen Ausbeute von 18,000 Mark; an Werth 5,250,000 Fl. An Neu-Granada's Küste bei Paria, in der Nähe der Insel Trinidad und der Mündung des Oronoko, landete zuerst Columbus auf seiner 4. Reise im Aug. 1498; dann beschrieb Amerigo Vespucci das Land. Die ersten Niederlassungen in Neu-Granada gründeten um das J. 1510 die Spanier Ojeda und Nicuessa. Das Land wurde bis 1536 entdeckt und erobert; die Regierung desselben wurde 1547 einem Generalcapitän und 1718 einem Vicekönig übergeben. Die beiden obersten Gerichtshöfe oder kön. Audienzen befanden sich in Santa Fé und in Quito; die übrigen Regierungsbehörden und der erzbischöfliche Sitz, so wie der des Vicekönigs, in der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, die Quesada im J. 1538 auf einer 8694 Fuß hohen Anden-Ebene unter 4° 6' N. B. angelegt hat. Sie zählt 30,000 Einw. und besitzt eine Universität (seit 1610). In der Nähe ist der berühmte Wasserfall von Tequendama, wo der Bogota oder Funza sich 600 F. tief in einen Abgrund stürzt, aus welchem er unter dem Namen Rio Meta hervorkommt, und endlich in den Magdalenen-Strom fällt. Unter den Ureinwohnern, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch Benalcazar und Quesada an Cultur den Mexikanern und Peruanern sehr nahe kamen, waren die Bewohner von Quito und die Muyscas die gebildetsten. Nach einer alten Sage war Bochica, Sohn der Sonne, ein weißer Mann in langen Kleidern mit einem ehrwürdigen Barte, ihr Gesetzgeber, Lehrer des Ackerbaues und der Stifter einer Theokratie, ähnlich der des Dalai Lama. Er führte zuerst den Kalender ein. Man opferte ihm alle 15 Jahre einen funfzehnjährigen, im Tempel erzogenen Knaben. Sein Arm zerriß die Felsen bei Tequendama, so daß der Wassersturz einen Andensee in die fruchtbare Ebene verwandelte, auf welcher jetzt Santa Fé liegt, das sich eines beständigen Frühlings erfreut. — Neu-Granada besteht aus 16 Provinzen, von denen Veragua mit der Hauptst. St. Jago de Veragua noch zu Nordamerika gehört. Diese und die beiden anstoßenden Provinzen: Panama, (mit der Hauptst. gl. Nam. an einer Bai des stillen Meers, und mit der Hafenstadt San Felipe de Puerto Bello (Porto Bello) an dem karibischen Meere), und Darien, mit der Hauptst. Santa Cruz de Cana, heißen zusammen auch Tierra firme. Oestlich davon liegt die Provinz Carthagena mit der Hauptst. gl. N., welche der Eroberer des Landes D. Pedro de Herredia an einer sichern und eben so geräumigen als großen Bai des karibischen Meeres im J. 1533 anlegte. Diese befestigte und wichtige Hafenstadt zählt jetzt 25,000 Einw. In einiger Entfernung davon liegt das Dorf Turbaco, berühmt wegen seiner schönen Gärten und paradiesischen Lage; vier Meilen davon haben mitten in einem Palmenwalde 18 bis 20 kleine

Schlammvulkane einen Morast gebildet. Der Magdalenen-Fluß, an dessen Ufern der beste Cacao wächst, scheidet von Carthagena die Provinz Santa Marta, deren Küste Columbus schon im J. 1497 entdeckte. Die im J. 1554 gegründete Hauptst. Santa Marta hat einen befestigten Hafen. In der Nähe von Rio de la Hacha nach Maracaybo hin wohnt der kriegerische, noch nicht unterjochte, Urstamm der berittenen Goahiros, die von den westindischen Schleichhändlern Waffen und Pulver gegen Perlen, Farbeholz, Pferde u. s. w. eintauschen. Oestlich von S. Marta liegt die an Venezuela ostwärts gränzende Provinz Merida (mit hohen Gebirgen und dem Rio Apure) mit der Hauptst. gl. N. Am östlichsten liegt die mit Varinas gränzende Prov. S. Juan de los Llanos, mit der Hauptst. gl. N. Weniger angebaut sind die mit Waldgebirgen bedeckten Provinzen im Innern von Neu-Granada: Antioquia, berühmt wegen ihrer Goldgruben in dem District Cauca; und Choco, mit Goldwäschen und Platina-Minen. Beide sind arm, wenig bekannt und meist von Sklaven bewohnt. In der Mitte des Vicekönigreichs liegt die fleißig angebaute Provinz Santa Fé mit der Hauptstadt. Ueber die an S. Fé gränzende Prov. Quito s. d. A. Auf der Hochebene von Quito am Fuße des Vulkans Pichincha herrscht ein ewiger Frühling. Sie ist häufigen Erdstößen ausgesetzt. Am 4. Febr. 1797 zerriß eine furchtbare Erschütterung den ganzen Landstrich und verschlang in einer Secunde 40 000 Menschen. Hier ward von franz. und spanischen Mathematikern unter Ludwigs XV. Regierung ein Grad des Meridians gemessen. In Quito liegen die Städte S. Miguel de Ibarra mit 10,000, Otabalo mit 15,000, Latacunga mit 12,000, Riobamba (das am 4. Febr. 1797 von einem Bergsturze verschüttet und an einem minder gefährlichen Orte wieder aufgebaut wurde) mit 20,000 Einw., Guayaquil mit einem wichtigen Hafen am stillen Meere, und 10,000 E., Cuença mit 20,000 E. u. a. m. Von den übrigen Provinzen Neu-Granada's gränzt Jaen de Bracamores an Peru; Maynas, der Sitz vieler Missionen, an Peru, und an den Maranhon mit Brasilien; Quixos grenzt ebenfalls an das portugies. Guyana; Popayan, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, mit der Hauptst. Popayan ((25,000 E.) und Tacames, mit der Hauptst. gl. N. (die berühmten Smaragdgruben 20 Meil. südlich) stoßen an das stille Weltmeer. — 6) Das Generalcapitanat Caraccas, ein theils von Bergen umzogenes, theils mit ungeheuern Llanos angefülltes Tropenland, mit ewig milder Frühlingsluft und frei von giftigen Insecten, enthält mit dem spanischen Guyana 23,242, ohne Guyana 12,960 Q. M. mit 1 Mill. Einw. Die Ottomaken, zu deren Nahrungsmitteln auch eine fette Thonerde mit gehört, die Karaiben und Arowaken sind unabhängig im Besitz des innern Landes geblieben. Die Pflanzungen liefern vorzüglich Cacao, jährlich 120 000 Centner, und Tabak mehr als eine Mill. Ct. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, der Bergbau gering, der Handel lebhaft, vorzüglich der Schleichhandel mit der brittischen Insel Trinidad. Durch die Revolution sind die 7 Provinzen Neu-Andalusien oder Cumana, Barcelona, Venezuela, oder das eigentliche Caraccas, welches Venezuela und Coro begreift, Maracaybo, Varinas und Guyana, nebst der Insel Margarita im karibischen Meere, der Schauplatz eines grausamen Bürgerkrieges geworden. Vergl. d. A. Caraccas, Venezuela und Südamerik. Revolution. Die steile Küste dieses Landes, das westlich an Neu-Granada, südlich an Peru und holländ. Guyana, östlich an das Atlan-

tische und nördlich an das karibische Meer gränzt, hat Columbus 1498 entdeckt; das Land selbst wurde von Spaniern erobert und colonisirt, dann von einer deutschen Handelsgesellschaft, der Familie Welser in Augsburg, die es 1528 an Karl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehn erhielt, sehr willkührlich verwaltet. Der König von Spanien entzog daher 1550 den Welsern die gemißbrauchte souveräne Gewalt, und stellte einen Kronbeamten als General-Capitän der Caraccas an. Die Hauptst. Caraccas (span. Caracas, nach einem Stamme der Urbewohner so genannt) wurde 1567 von Diego de Losada (unt. d. 10° 30′ 15″ N. B.) erbaut. Vor dem Erdbeben (26. März 1812), durch welches 12,000 Menschen ihr Leben verloren, zählte sie 50,000 Einw. Zwei Stunden davon liegt der befestigte Hafen La Guayra, eine Stadt mit 8000 E. Außer mehrern Küstenströmen und andern Flüssen, die hier in den Oronoko fallen, wie der Apura und Cassiaquiari, ist unweit der Stadt Valencia, in einer gesunden, fruchtbaren und reizenden Gegend der See von Valencia zu bemerken, in welchen sich 20 Flüsse ergießen, ohne daß er einen sichtbaren Abfluß zeigt, und gleichwohl nimmt seine Wassermasse allmählich ab. Nach Caraccas sind die bedeutendsten Städte: Cumana, mit einem befestigten Hafen und 17,000 E.; Barcelona nueva, mit 14,000 E., am Neveri, eine Stunde vom Meere, der Sitz des Schleichhandels mit Trinidad; Coro mit 10,000 E. auf einer Landzunge, welche den Golf von Maracaybo und die karibische See scheidet; Puerto Cabello mit einem Hafen und 8000 E.; Maracaybo mit 24,000 E., die Schiffbau treiben, u. a. m. Im Innern des Landes liegen Tocuyo mit 10,200 E. Barquisimeto mit 11,300; Varinas mit 6000, S. Fernando de Apure, am Apure, mit 6000 E. u. a. m. Das große Steppenland der Prov. Guyana, mit noch unerforschten Gebirgsstrecken, wird durch den Caroni in Ober- und Unter-Guyana getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich an jenem Flusse. Beide sind überaus fruchtbar, aber von kriegerischen, wilden Stämmen bewohnt, unter welchen die Karaiben die grausamsten sind. Der Reichthum des Landes besteht in Viehherden; doch gibt es auch einige Taback-, Baumwolle- und Indigo-Pflanzungen. Hier liegt in den Wildnissen der unbesiegten, freien Guayecas der See Parima, das vermeintliche El Dorado. Die Hauptstadt des spanischen Guyana, S. Tomé oder Angostura, liegt an einer Stromenge des Orinoco, 90 span. Meilen vom Atlantischen Meere, mit dem Fort Port Rafael, das gegenüber auf dem linken Ufer des Orinoko liegt. Die übrigen Städte dieses wüsten Landes gleichen bloßen Dörfern; die südliche Gränze gegen das portugies. Guyana ist durch mehrere Forts gedeckt. Die durch ihre Perlenfischerei zu der Zeit, als Columbus sie entdeckte, berühmte Insel Margarita (jetzt Neu-Sparta genannt) ist ihrer Lage wegen wichtig. Ein acht span. Meilen breiter Canal, durch den alle Schiffe nach Cumana, Barcelona und La Guayra segeln, trennt sie vom festen Lande. Sie hat drei Häfen. Die Hauptst. Asuncion, in der Mitte der Insel, ist unbedeutend. Diese Insel, deren größte Länge 50, und die größte Breite 20 M. beträgt, war der Anfangspunkt der südamerikanischen Revolution. Sie zählte vor 1810 über 16,000 Einw., Weiße, Schwarze und Gemischte. Ihr Muth und ihr Freiheitssinn hat sich im Juli 1817 bewährt, als sie den Angriff des spanischen Generals Morillo vereitelte. Unter andern ward von einem Haufen Weiber ein spanisches Piquet von 60 Mann in der Nacht aufgehoben und im Triumph nach der Stadt gebracht.

Man verwarf die angebotene Amnestie, und führte den kleinen Krieg mit solchem Erfolg, daß Morillo mit großem Verluste schon im Sep. 1817 die Insel wieder verlassen mußte. — 7. **Das Vicekönigreich Peru**, ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal, ist in den Valles an der Küste sumpfig und fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Die Größe berechnet Fischer zu 44,650 Q. M. Ohne Potosi und Quito begreift Peru nach von Humboldt nur noch einen Raum von 30,000. (nach And. 21 662) Q. M. Unter den Einwohnern (1½ Millionen) sind etwa 130,000 Weiße und 240,000 Mestizen; die übrigen sind Indianer. Die Zahl der Neger ist nicht groß. Die Kroneinkünfte werden sonst jährlich auf 1,083,000 Pf. St. geschätzt, wovon 216,600 Pf. in den königl. Schatz flossen. Der Vicekönig, dessen Sitz zu **Lima** ist (s. d. A.), hat einen jährl. Gehalt von 12,600 Pf. St. und außerdem noch gewisse Monopole und Gefälle. Peru hat 2 königl. Gerichtshöfe oder Audienzen, zu Lima (seit 1543) und zu Cuzko. Ueber die Geschichte und die natürliche Beschaffenheit dieses Landes s. d. A. **Peru**. Der Handel ist durch die neuesten Zeitereignisse sehr gestört. Für ihn bietet die 400 Stunden lange Küste mit mehr als 30 Häfen, 20 Buchten und 60 Rheden große natürliche Vortheile dar. Der Bergbau wird bei dem Mangel an Quecksilber und Holz nicht sehr sorgfältig betrieben. Es gibt 4 Kupfer-, 4 Quecksilber-, 12 Blei- und 680 Silbergruben, 70 Goldbergwerke und Wäschen. Die reichsten Silbergruben sind die von Pasco oder Lauricocha. Sie liegen 13,000 F. hoch über dem Meere, und liefern jährlich 2 Mill. Piaster Ausbeute. Die Minen von Chota oder Gualgayoc in Truxillo sind reicher als die von Potosi, liegen 13,385 Fuß hoch, und geben jährl. bloß an Silber gegen 44,000 Pfund Ausbeute; die von Huantajaya in Arica, in einer wasserleeren Wüste, geben jährl. 52,000 Pf. Hier fand man kürzlich gediegene Massen Silber, eine von zwei, die andre von acht Centnern. Gold gewinnt man in Tarma aus den Bergwerken zu Pataz und Huilies, und in der Wäsche an den Ufern des Maranon Alto. In den J. 1791 bis 1801 wurden in Lima 5,466,000 Pf. St. oder 1,113,000 Pf. St. jährlich gemünzt; darunter 3450 Mark Gold und 570,000 Mark Silber. Peru wird in 7 Intendancias getheilt. 1. **Truxillo**, die nördlichste mit der Hauptst. gl. N., die 5800 Einw. zählt. Der Hafen heißt Guanchaco. Unter den übrigen Städten sind zu bemerken: Piura, die erste Niederlassung der Spanier in Peru; sie ward 1531 von Pizarro gegründet, und hat jetzt 7000 Einw.; S. Juan de la Frontera; Moyobamba u. a. m. In Caxamarca steht noch der Palast des Inca Atahualpa, den die von ihm abstammende Familie Astorpilcos bewohnt. 2. **Tarma**, mit der Hauptst. gl. N. 5600 Einw. In Guanuco sieht man die Ruinen eines Palastes der Incas, eines Sonnentempels und der großen Straße von Cusco nach Quito. 3. **Lima**. 4. **Guancavelica** mit Quecksilber-Gruben. Auf den Hochebenen gibt es zahlreiche Heerden des peruvianischen Schaafes, oder Vicuña. 5. **Guamanga** mit der Hauptst. gl. N. oder San Juan de la Victoria (26,000 Einw.). In den Gebirgen gibt es Heerden von dem peruvianischen Kamel oder Guanucos. 6. **Cuzco** mit der Hauptst. Cuzco (13° 25. S. B.), welche Manco Capac gründete. Als Pizarro diese Stadt im J. 1534 eroberte, war sie groß und prächtig, jetzt liegt sie zum Theil in Trümmern. Auf der Stelle des berühmten Sonnentempels steht ein Dominicanerkloster. Von den Einwohnern (ungefähr 32,000) sind drei

Viertel Indianer, die gute Flanell-, Baumwoll-, und Lederwaaren verfertigen. Außer einer Universität gibt es hier eine Schule für die Kinder der indianischen Caziken. In der Nähe sieht man die Ueberreste der Festung der Incas von kühner Bauart. 7. Arequipa, mit der Hauptst. gl. N., die 24,000 Einw zählt. Zwanzig span. Meilen davon liegt der Hafen Aranta, und 96 M. weit der Hafen Ocana. Auf dem Rücken des hohen Caylloma entspringt der Apurimac, oder der eigentliche Marañon, aus einem kleinen Bergsee (16° 10′ S. B.). An die Provinzen des Plata-Stromes gränzt der District Arica, mit der St. gl. N., die einen Hafen hat. Oestlich von der peruanischen Andenkette breiten sich große Landstrecken, zusammen von 8—10,000 Q. M., bis in das Plata-Gebiet und nach Brasilien aus; dahin gehören die Pampas del Sacramento mit Colonna, oder das Land der Missionen, am Ucayale, Cassiquin und Yvari, in welchem die Jesuiten mehrere indianische Stämme bekehrt haben. Der letzte Reisende in diesem Lande, Pater Girval, will hier im J. 1791 an 25 verschiedene Stämme entdeckt haben, unter welchen die Conibos, Panos, Chipeos, Piros u. a. m. zum Theil das Christenthum angenommen haben, die übrigen aber sehr wild und kriegerisch, einige sogar Anthropophagen sind. Das Land ist mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt; doch haben die Missionarien der Jesuiten mehrere Dörfer für Ackerbau und Viehzucht angelegt, und Pater Girval sah im Lande der Panos in dem Dorfe Sariacu ein Kloster, das Anna Rosa, eine in Lima erzogene Italienerin, die von dem Stamme wie ein Oberhaupt verehrt wurde, gestiftet hatte. Andere Nomaden-Stämme, die nördlich von den Pampas der Missionen, den Landstrich Chunchos, zwischen Brasilien und Peru bewohnen, sind wenig bekannt. 8) Das Generalcapitanat Chili oder Chile, die Kornkammer von Südamerika, ist ein schmales Küstenland, das herrliche Thäler und Ebenen einschließt, und auf einem Flächen-Raum von 10,440, nach Andern von 22,574 span. Q. M. über 1,200,000 Bew., ohne die unabhängigen indianischen Stämme, zählt. Von Peru ist es durch den wüsten Landstrich Atacama, und vom Plata-Lande (Buenos Ayres) durch die 20,000 F. hohe Andenkette, auf der 15 Vulkane beständig Feuer speien, geschieden. Im Süden stößt es an das öde Magellanen-Land. Der Generalcapitän hatte abwechselnd seinen Sitz zu San Jago, (33° 26′ S. B.) Hauptst. mit 36,000 Einw. (jetzt soll die Zahl bis auf 50,000 gestiegen seyn), und zu Concepcion (oder Penco) (36° 47′ S. B.) mit 13,000 E. Das Land war in 13 Partidos getheilt. Zu Chile gehören der Archipel von Chiloe (47 Inseln) und der von Chonos oder Guaytecas. Vom 36° S. B. an gehört das Land den unabhängigen Stämmen der Araucanen, Cunches und Huilliches u. a.; auch die Anden in Chile sind von freien Völkern bewohnt. Chile wurde von Almagro 1535, dann von Baldivia 1540 bis 1550 welcher San Jago im J. 1541 und auch Concepcion gründete, hierauf von Villagran bis 1557, und zuletzt von Hurtado de Mendoza entdeckt und erobert; allein der blutige Krieg mit den Araucanen dauerte fast ununterbrochen fort bis 1641; seitdem hat dieses tapfre und gebildete Volk seine Unabhängigkeit fortwährend behauptet. Nur im Lande der Cunches ist es den Spaniern gelungen, drei Forts anzulegen; das wichtigste Fort Maullin, der Chaco Bay von Chiloe gegenüber, ist ihre südlichste Besitzung in ganz Chile. — Das Land wird oft von Erdbeben erschüttert, gewöhnlich drei bis viermal des Jahrs; doch haben seit 1520 nur fünf große

Erdstöße Statt gefunden. Die 120 Flüsse, welche von den Anden erab kaum 300 engl. Meilen bis ins Meer strömen, befördern sehr ie Fruchtbarkeit, den innern Verkehr und den Welthandel. Unter en Seen ist der Villarica am Fuße des großen Vulcans gl. N. der größte. Salz:, Mineral: und heiße Quellen sind in Menge vorhanden. Man findet alle Halbmetalle, Blei, Eisen, Zinn, viel Kupfer in mehr als 1000 Gruben) zum Theil gebiegen, Gold (über 12,000 Mark jährl.) und Silber (mehr als 30,000 Mark jährl.). Die zahlreichste Classe der Einwohner besteht aus Creolen, die wohlgebildet, rav, talentvoll und gewerbfleißig sind. Ueberhaupt hält man die Chilioten für das freisinnigste, höflichste, gastfreiste und großmüthigste Volk im spanischen Amerika. Ein Drittel des gesammten Grundeinkommens besitzt die Geistlichkeit, deren jährliche Einnahme auf 10 Mill. Piaster geschätzt wird. Die herrschende Sprache ist die spanische; nur an den Ufern des Arauco ist das Chili-Dugu, die alte Landessprache im Gebrauch geblieben. Unter den 36 einheimischen Thierarten bewohnt das Vicuña die Andenhöhen; das araucanische Schaaf wird als Lastthier gebraucht; das Guanuco ist das americanische Kamel; die Puda, eine Art wilder Ziege, wird gezähmt; das Guemul, eine Art Pferd und Esel, bewohnt die unzugänglichen Gebirge; das Bizcacha, ähnlich dem Fuchse und dem Kaninchen, hat ein eines Fell, das man zu Hüten nimmt; der Pagi ist dem Löwen, der Culpeu dem Wolfe ähnlich, und so gibt es mehrere andere Thierarten, die in einigen Stücken denen der alten Welt gleichen, aber kleiner sind. Die Europäer haben Pferde, Esel, Maulthiere, Rindvieh, Schweine, Ziegen, Hunde, Schafe, Katzen eingeführt, die sämmtlich größer und stärker geworden sind, als die Stammrasse. An Vögeln ist Chile eben so reich als Mexico; an See- und Flußfischen ist Ueberfluß. Laternenträger, Leuchtwürmer u. a. Insecten erhellen bei Nacht die Wälder und am Tage schimmern die Felder und Gärten von der schönsten Schmetterlingen. Die wilden Bienen erzeugen Wachs n Menge. Muskitos, Mücken und giftige Insecten kennt man in Chile nicht; doch gibt es unschädliche Spinnen und Scorpionen, so wie eine Art Schlangen. — Der Handel mit Europa und mit Peru hat in der neuern Zeit sich vermindert; der mit Buenos Ayres hat ugenommen. Bisher schätzte man die gesammte Einfuhr von Peru und Chile auf 11½ Mill. Piaster jährl. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der Landwirthschaft auf 4, an Gold und Silber an 8 Mill. Piaster. Die reichsten Gold- und Kupferminen sind in der Provinz Copiapo, mit der Hauptst. gl. N. am Copiapo, dessen Mündung inen guten Hafen bildet. In der Prov. Coquimbo gibt es ebenfalls wichtigen Bergbau; Wein, Oliven u. a. europäische Früchte verden in Menge erzeugt. Die Hauptst. und der Hafen heißen eben o. Der letzte liegt an der Bai von Coquimbo, welche geräumig und icher ist. In der Provinz Quillota ist der Hafen Valparaiso 33° S. B.) der Mittelpunkt der Schifffahrt und des Handels mit Peru. In der Prov. Melipilla ist die Ebene am Mappo-Fluß unweit der Hauptst. Melipilla oder S. Josef de Logrono, durch den Sieg des Generals San Martin über die Spanier merkwürdig geworden. In der Prov. Maule, mit der Hauptst. Talca, wohnt der kriegerische Stamm der Promaucianer. In der Prov. Puchacay ist die Bai von Talcaguana ein sichrer Ankerplatz, die für die Schiffe aus Europa und Buenos Ayres kommen. Die südlichste Provinz Huilquilemu ist durch den Biobiofluß, an welchem längs der Gränze meh-

rere starke Forts angelegt sind, von dem Lande der Araucanen geschieden; doch besitzen die Chilioten noch die Stadt Valdivia am Fluß gl. N. unter 40° 5' S. B. mit einem schönen Hafen. Längs der Küste von Chile liegen eine Menge zum Theil unbewohnter Inseln, welche den Wallfischfängern von England und Nordamerika zum Landungsplatze dienen. Der Chiloe-Archipel ist von trefflichen Matrosen bewohnt, Hauptort Castro (42° 40' S. B.). In dem indianischen Theile oder in Araucanien (vom Biobio 36° bis 45° S. B.) sind die Araucanen durch physische und geistige Bildung der ausgezeichnetste Stamm; doch lieben sie starke Getränke und sind Polygamen — 9) Das Vicekönigreich Rio della Plata oder Buenos Ayres, (s. d. A. Buenos Ayres, Paraguay und Plata) das größte und eins der reichsten Länder in der neuen Welt, grenzt nördlich an die Amazonen-Wildniß, östlich an Brasilien und an das Atlantische Meer, südlich an Patagonien und an das südatlantische Meer; westlich ist es durch die Anden von Peru und Chile geschieden. Das ganze Land von 55,000 Q. M. mit 1,500,000 Creolen, Spaniern und Indios fidales (ohne die bravos oder barbaros), ist eine ungeheure Niederung, die einzelne Hügelreihen von etwa 600 Fuß Höhe durchschneiden; südlich am rechten Plataufer breiten sich die Pampas, und am linken die holzleere Weideflur der Banda oriental aus; nördlich und westlich erheben sich amphitheatralisch die großen Waldgebirge eines Arms der Cordilleren, welcher sich zwischen dem 15 und 20° S. B. durch die Provinz Chiquitos bis zu den Gebirgen von Paraguay und Brasilien hinzieht. — Der erste Entdecker dieses Landes war Juan Diaz de Solis, welcher 1515 mit zwei spanischen Schiffen in die Mündung des Plata segelte, und das Land in Besitz nahm, aber von den Indianern erschlagen ward. Hierauf segelte 1526 Sebast. Cabot, in spanischen Diensten, denselben Fluß hinauf und entdeckte Paraguay. Er nannte den Hauptstrom, weil ihm die Indianer, vorzüglich die Guaranis, viel Silber, das sie aus dem östlichen Peru erhalten hatten, brachten und er hier reiche Silberadern vermuthete, Rio de la Plata, d. i. Silberfluß. Doch sandte Spanien erst im J. 1553 den Don Pedro de Mendoza dahin ab, um eine Colonie zu gründen. Dieser baute Buenos Ayres. Hier hatte ein Generalcapitän seinen Sitz; die Verwaltung aber war von Peru abhängig. Bei dem Monopolsystem des Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata sandte, war Buenos Ayres von Europa wie abgeschnitten. Bald wußte aber der Schleichhandel diese reiche Hirten- und Ackerbau-Colonie zu benutzen; daher führte Spanien seit 1748 die Registerschiffe ein, welche zu jeder Zeit im Jahre, mit einem Freischein des Raths von Indien versehen, nach dem Plata segeln durften. Nun wurde Buenos Ayres ein wichtiger Handelsplatz. Endlich erklärte die Regierung 1778 sieben und im J. 1788 fünf andre spanische Häfen zu Freihäfen, so daß der Handel mit Buenos Ayres und nach den Häfen des stillen Meeres nicht mehr auf Cadix beschränkt blieb. In demselben Jahre 1778 wurde das ganze Plata-Land zu einem Vicekönigreich erhoben. Nun stieg die Zahl der Registerschiffe, deren bisher etwa 15 in zwei oder drei Jahren nach Südamerika segelten, auf einmal bis auf 170, und wuchs immerfort bis im J. 1797 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, welcher den Handel von Buenos Ayres plötzlich zu vernichten drohte. Seitdem hat er sich öfter wieder gehoben; doch ist er auch durch die neuesten Vorfälle sehr gestört worden. S. d. A. Buenos Ayres und



[d]en folgenden: — Buenos-Ayres war anfangs eine bloße Ackerbau-Colonie; allein durch die Vereinigung der östlich und südlich von [d]en Anden gelegenen peruanischen Landstriche (Potosi, Changata, Porco, Oruro, Chucuito, La Paz und Carangas) mit dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, ist dieser Staat in den Besitz von reichen Erzgruben gekommen. Man schätzte die jährliche Ausbeute für [d]ie Krone auf 2200 Mark Gold und 414,000 Mark Silber, ohne [d]as durch den Schleichhandel nach Peru und Europa ausgeführt wurde. Die übrigen Producte und die Gegenstände des Handels s. unt. [d]. A. Buenos-Ayres und Plata. Das Vicekönigreich wurde in fünf Gouvernements getheilt. In dem Gouvernement Buenos-Ayres liegt die Hauptstadt gl. N. der nunmehrigen Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika. Diese Stadt hat [6]0,000 gebildete und wohlhabende Einwohner, von denen ein Recensent in den Wiener Jahrb. V. glaubt, daß sie so wenig als die Einwohner von Chile, Paraguay, Venezuela, Margarita u. s. w. für [d]ie Freiheit reif seyn sollen; wahrscheinlich aus demselben Grunde, [n]ach welchem derselbe Recensent die Preßfreiheit den deutschen Völkern [a]bspricht. Die Stadt Monte-Video, am östlichen Plataufer, mit [d]em besten Hafen an diesem Strome, hat gegen 20,000 Einw. und [i]st seit 1816 von den Portugiesen besetzt. (S. oben.) Santa-Fe, [a]m Einflusse des Salado in den Plata, ist der Stapelort des Handels nach Peru mit Paraguay-Thee. Maldonado, am linken Plataufer, hat einen guten Hafen bei der Einfahrt in den Strom. Der [n]ördlichste Handelspunkt am Plata ist Las Corrientes am Zusammenflusse des Parana und Paraguay. Die geschichtlich merkwürdige, zuerst von den Portugiesen 1678 angelegte, und von den Spaniern 1777 großentheils zerstörte Colonie del Sacramento ist jetzt [n]ur noch wegen ihres Hafens am östlichen Plataufer zu bemerken. Unter den Missions-Ländern ist Guarania am südlichen Ufer des Parana bekannt. Im Norden des Gouvernements wohnen die kriegerischen Abiponer, an der südlichen Gränze die Patagonier. [2]) Im Gouvernem. Los Charcas oder Potosi, das zuerst Pizarro [1]538 colonisirte, liegt die Hptst. Chuquisata, oder La Plata, mit [1]4,000 Einw., und das berühmte, im J. 1547 erbaute Potosi (s. [d]. Art.). Doch ist die Bevölkerung dieser Stadt von 160,000 E., [d]ie sie im J. 1611 hatte, in neuerer Zeit bis auf 30,000 gefallen. Noch liefern die 300 Gruben des 4360 F. hohen, kegelförmigen Berges Hatun Potocsi, der 3 Meilen im Umfange hat, jährlich zwischen [.] und 600,000 Mark Silber. In der Nähe gibt es mehrere besuchte [w]arme Heilquellen. Auf dem Gebirge nach Peru hin liegt Porco [m]it 22,000 Einw.; der Rio Grande bewässert die fruchtbare und gut [a]ngebaute Provinz Cochabamba (Peru's Kornkammer) mit der Hptst. Oropesa; am Parapeti liegt die schön gebaute Stadt La Paz [m]it 20,000 E., welche vorzüglich mit Paraguay-Thee handeln. Nahe [a]m Titicaca-See bei Tiahuanaco (17° 17′ S. B.) stehn noch mehrere Pyramiden und in Stein gehauene colossale Figuren, welche älter seyn sollen als die Periode der Incas. Hier, an jenem See, sagt [m]an, sey Manco-Capac zuerst den Völkern erschienen; daher hatten [d]ie Incas, seine Nachfolger, einen prächtigen Sonnen-Tempel auf [e]iner Insel des Sees erbaut, zu dem die Peruaner wallfahrteten. Bei der Ankunft der Spanier aber rissen ihn die Priester ein, und [w]arfen die Schätze desselben in den See. Hier steht auch noch die [v]om fünften Inca erbaute Binsenbrücke über den 80 — 100 Ellen

breiten Draht. Sie wird von starken Binsentauen getragen, welche quer über den reißenden Strom gelegt sind. Der Inca führte seine Armee über die Brücke und befahl die stete Unterhaltung derselben; ein Gesetz, das auch die Spanier vollziehen lassen. Zu dem Vicekönigreiche Buenos-Ayres gehörte noch bis zur Revolution der größtentheils wüste Landstrich Atacama, der westlich von den Anden, südlich von der peruanischen Provinz Arica, und nördlich von der chilischen Provinz Copiapo bis an das stille Meer sich erstreckt, und wegen seiner Fischereien wichtig ist. Er gehörte als eine besondere Provinz zu dem Gouvernement Los Charcas; unter den östlichen Provinzen derselben Statthalterschaft sind wichtig: Apoladamba, wegen der von Franciscanern angelegten Missions-Colonie; Santa Cruz de la Sierra und Chiquitos, wo die Jesuiten am Ende des 17. Jahrh. ihre Missionen so zweckmäßig einrichteten, daß sie noch fortbestehen; auch in der Provinz Mojos (Moxos), die nördlich von jenen östlich an Brasilien und westlich an Peru gränzt, sind mehrere Missionen am Beni-Strome angelegt worden. Allein das wenig bekannte gebirgichte Chakos-Land am Pilkomayo versuchten die Jesuiten vergeblich zu colonisiren. Chakos und Moxos sind von wilden Nomaden-Stämmen bewohnt, die ihre Unabhängigkeit behaupten. — 3) Das Gouvernement Paraguay gränzt nördlich an den See Xarayes, nordwestlich an Chakos und Chikitos, westlich an Tucuman, von welcher Provinz es der Paraguay-Fluß trennt, östlich an Brasilien, und südlich wird es durch den Parana von den Guayra-Missionen in Buenos-Ayres geschieden. Die Hauptstadt Asuncion (24° 47′ S. B) gründete Juan de Salinas; doch wurde das Land erst von Irala völlig unterworfen. Die Eroberer behandelten die Eingebornen als Sklaven, bis die Jesuiten seit 1556 die väterlich milde Leitung derselben übernahmen. Sie gewannen in kurzem ihre Liebe und Zutrauen in einem solchen Grade, daß sie bald aufhörten Nomaden zu seyn. Der Hauptsitz der Mission war in Uraguay, einem südlich vom Parana gelegenen Landstriche. Die Geschichte derselben s. im A. Paraguay. Das Land ist eins der reichsten an allen Erzeugnissen dieses Himmelsstrichs, hat aber auch Moskitos und giftige Insecten in Menge; unter mehr als 20 Arten von Schlangen wird die Klapperschlange und die Boa constrictor häufig angetroffen. Die schönsten Vögel Südamerika's, was Gesang und Gefieder anlangt, sind in Paraguay einheimisch. Durch Größe und Gefieder zeichnet sich der Cassowari oder der amerikanische Strauß aus. Bergbau gibt es nicht. Die ganze Provinz zählt etwa 100,000 Bewohner, darunter sind kaum der 20ste Theil Spanier oder Weiße, die übrigen civilisirte Indianer. Außer Asuncion sind nur noch die Städte Villa rica, Concepcion, Curuguay und Neembucu zu bemerken. — 4) Das Gouvernem. Tucuman liegt am Rio Grande, oder Vermejo, am Salade, Dulce und Quarto. Es grenzt nordöstlich an Charcas, westlich an Atacama und südlich an Cujo, südöstlich an die Pampas und an die nomadischen, freien Gränzvölker von Chili. Durch Tucuman geht die Straße von Buenos-Ayres nach Potosi und Lima. Es wurde von Diego de Roxas 1543 entdeckt und von Juan Nunez de Prado 1549 erobert. Das Land gleicht Paraguay; es ist reich an Korn und Früchten. Ausfuhr-Artikel sind Zimmer- und Bauholz und Vieh. Auch liefern die großen Wälder Honig und Wachs. Die Jesuiten unterhielten hier ebenfalls Missionen, und hatten aus den bekehrten In-

ianern eine Miliz von 24,000 M. gebildet, um die Einfälle der wilden Chako-Indianer zurückzutreiben. Jetzt stehn 10 Missionen unter der Leitung der Franciscaner. Tucuman zählt, mit Einschluß der bekehrten Indianer, über 100,000 Bewohner. Die Hptst. San Miguel de Tucuman (26° 49′ S. B.) und die Städte Cordova und Salta handeln vorzüglich mit Maulthieren nach Peru. — 5) Das Gouvernem. Cujo am Mendoza, San Juan, gränzt nördlich an Tucuman, östlich an die Pampas, südlich an Patagonien und westlich an die Anden von Chili. Es wurde 1560 von Pedro Castillo erobert. Das Land, durch welches die Straße von Buenos-Ayres nach Chile geht, erzeugt trefflichen Wein; die europäischen Früchte und Getreide-Arten reifen hier weit früher als in Chile. Das Thierreich gleicht dem von Paraguay, Tucuman und Buenos-Ayres. Die Gold- und Silbererze werden aus Mangel an Bewohnern wenig aufgesucht. Auch hier findet man uralte Denkmale aus der Zeit vor der Herrschaft der Incas, u. a. einen Obelisk von 150 Fuß Höhe mit einer Art Hieroglyphen. In der Nähe der Hptst. Mendoza (33° 25′ S. B.) mit 6000 Einw. wird jetzt Bergbau auf Silber getrieben. — Außer diesen fünf Colonialstaaten des spanischen Südamerika gehören der Krone Spanien noch mehrere Inseln an der Küste. Die wichtigsten darunter sind: 1) die drei J. Juan Fernandez (33° 40′ S. B.), 110 Meilen westlich von Chile); sie sind felsicht und fruchtbar; sie wurden von dem Spanier Juan Fernandez 1563 entdeckt, und seit 1750 von der Regierung in Besitz genommen und befestigt. Hier lebte der von seinem Schiffe daselbst zurückgelassene Schottländer Alex. Selkirk, dessen Abenteuer den Stoff zum Robinson Crusoe gegeben haben. 2) Die J. S. Lorenzo, Callao gegenüber, von wo aus Lima angegriffen werden kann. 3) Die Lobos de Mar und andere Felsen-Eilande an der Küste von Peru waren einst der Schlupfwinkel der unter dem Namen Bucaniers gefürchteten Seeräuber. 4) Die J. Puna im Golf von Guayaquil, zu Neu-Granada gehörig, bekannt in der Geschichte der Eroberung von Peru. 5) Gorgona an derselben Küste, und westlich davon die unbewohnten Gallapagos- oder Schildkröten-Eilande. 6) An der Nordküste unweit Carthagena liegt die 16 Meilen lange und 3 M. breite, fruchtbare und bewohnte Insel Baru. 7) Zu Caraccas gehören mehr als 10 Inseln und mehrere Felsen-Gruppen an der Küste, unter denen Tortuga Salada und Margarita jetzt die wichtigsten sind. Bis in die Mitte des 17. Jahrh. war hier an der sogenannten Perlenküste die Perlenfischerei sehr bedeutend. 8) In der Mündung des Oronoco liegen mehrere Inseln, welche von den kriegerischen Guarounoern bewohnt werden. 9) In der Mündung des Plata wird die J. Lobos der Seewolfsjagd und anderer Seethiere wegen besucht. 10) Auf den Falklands-Inseln oder Malouinen, östlich von der Magellan'schen Straße, haben seit kurzem die Spanier ein Fort und einige Hütten, Namens Soledad, angelegt, wohin bloß männliche Verbrecher aus Peru und Buenos-Ayres auf Lebenszeit geschickt wurden. Die beste Karte von Südamerika ist die von Faden, in 4. Bl. Lond. 1807. Die wichtigste Reisebeschreibung: Azara's Voyages dans l'Amérique méridionale. 4 vol. Paris 1809 mit einem Atlas. Als geographisch-historisches Handbuch ist Bonnycastle's Spanish America, mit 2 Karten und einer Berghöhen-Karte, (London 1818. 2 Vol. 8.) brauchbar. K.

Südamerikanische Revolution. Von Sanct Domingo ging der spanische Despotismus aus, um Westindien, Mexico und Peru zu entvölkern. Dort hat auch zuerst die Fahne der Unabhängigkeit geweht. Seitdem ward sie an den Ufern des Orenoco und des Plataſtroms, auf den Gebirgen von Chile und am Ufer des stillen Weltmeers aufgepflanzt. Sie hat Mexico erschüttert, und bedroht Peru. Folgendes gibt eine Ueberſicht dieser welthistorischen Begebenheit. Das spanische Amerika, welches Carl V. den 14. Sept. 1519 der Krone Castilien einverleibte, enthält nach Morse: (American Geography) auf 235,672 QM. gegen 17 Mill. Einw. Davon sind ⅕ Spanier und Kreolen, ⅖ Menschen vermischter Abkunft: Mestizen, Mulatten u. s. w., ⁷⁄₁₈ Ureinwohner oder Indianer, fideles, die sich den Spaniern unterworfen haben (die dieß nicht gethan, heißen Indios bravos oder barbaros); ¹⁄₁₈ sind Neger, die jedoch mehr wie Bedienten als wie Sklaven gehalten werden. Alle diese Classen hatten bisher verschiedene Rechte. Herren sind überall die Spanier und Kreolen; doch hat der Capeton, d. i. ein in Spanien geborner Weißer, fast allein Zugang zu den wichtigern Aemtern. Am meisten gedrückt sind die Indianer, vorzüglich in Peru, wo sie unter der Mita schmachten. Ueber diese Masse von Ländern und Völkern übte bis jetzt der spanische König durch den hohen Rath von Indien in Madrid gesetzgebende Gewalt aus; die vollziehende war den vier Vicekönigen von Neuspanien oder Mexico, S. Fé de Bogota oder Neugranada, Peru und Buenos-Ayres oder der Provinz des Rio de la Plata; ferner den fünf Generalcapitainen von Guatimala, Venezuela, Chile, Havana oder Cuba und Florida und Portorico (nebst den spanischen Jungferninseln) anvertraut. Die jährliche Einnahme des Staats im spanischen Amerika belief sich jährlich auf beinahe 8 Mill. Pf. St. Den wichtigsten Ertrag für die Krone gab der Bergbau, welcher jährlich über 9,150,000 Pf. St. stieg. Spanien selbst gewann am meisten durch den Handel; denn die Einfuhr nach dem spanischen Amerika belief sich auf 12,830,000 Pf. St. jährlich; da hingegen die Ausfuhr aus den Colonien an landwirthschaftlichen Erzeugnissen etwa 6,500,000 Pf. St. betrug. Jene neun Statthalterschaften standen aber unter sich in keiner administrativen Verbindung, und das spanische Colonialsystem ward von jeher seiner drückenden Ungerechtigkeit wegen allgemein verabscheut. Der Handel unter sich und mit dem Auslande war streng verboten, oder auf wenig Gegenstände und Schiffe beschränkt. Der Gewerbfleiß wurde zu Gunsten der spanischen Einfuhr niedergehalten. In der Verwaltung jeder Colonie herrschte Willkür; die Regierung war militärisch; die bestehenden Behörden hatten kein Ansehn. Die Capetons suchten nur schnell reich zu werden, und tyrannisirten das Volk. Selbst die Gerechtigkeitspflege war durchaus willkürlich; nur die höhere Geistlichkeit behauptete noch eine gewisse Unabhängigkeit; dagegen waren aber die Weltgeistlichen der untern Classen, beinahe sämmtlich Eingeborne, ohne alle Aussicht, ihre Lage verbessert zu sehn; daher sie auch am thätigsten mit zur Herstellung der Freiheit gewirkt und das Volk dafür begeistert haben. Wie nun schon längst die Hoffnung der Schwärmer und der Muth kühner Abenteurer nach Amerika sich richteten, so waren auch, seit Montaigne bis Montesquieu, die Blicke des edlern Weltbürgers auf jenen Welttheil hingewandt, wo eine frischere Naturkraft den Keim europäischer Bildung in sich aufnahm. Längst fühlte der feurige Kreole die Schmach seiner Unter-

drückung. Schon um 1750 entwarf ein Canarier, Leon, in Caraccas een Plan zu einer Verschwörung; allein diese ward entdeckt und Leon hingerichtet. Darauf brach in Peru 1780 ein Aufstand aus, der drei Jahre dauerte. Tupac Amaru trat als Inca von Peru an die Spitze des Volks; allein er ward besiegt und nebst seinen Anhängern hingerichtet. Auch der von einigen Kreolen und Spaniern in Caraccas 1797 gemachte Revolutionsplan ward entdeckt. Die Urheber Gual und España entflohen. Letzterer ward in der Folge zu La Guayra gehengen. Nun erließ der Gouverneur von Trinidad, im Namen des brittischen Ministers Dundas, einen Aufruf d. 26. Juni 1797, in welchem er das spanische Volk des festen Landes, Trinidad gegenüber, zum freien Handel und zum Widerstande gegen den Druck der spanischen Regierung förmlich auffoderte, mit der Versicherung des Beistandes Sr. großbrit. Majestät, es sey durch Waffen, Kriegsbedarf oder Truppen, indem „Se. großbrit. Majestät nichts beabsichtigten, als die Befestigung seiner Unabhängigkeit." Auch rüstete in der Folge England die Expedition des Generals Miranda im J. 1806 nach Venezuela aus, und sandte Whitelocke 1807 nach Buenos-Ayres; beide ohne Erfolg. Endlich brachte die Gefangennehmung der königl. span. Familie in Bayonne die lange verhaltene Unruhe zum völligen Ausbruche. Mit Ausnahme des einzigen Vicekönigs von Mexico, unterwarfen sich alle Vicekönige und Generalcapitäne den Beschlüssen Napoleons; nur das Volk widersetzte sich und verbrannte die französischen Proclamationen. Auch in der Folge scheiterten alle Versuche Napoleons und Josephs, und die Ränke ihrer geheimen Unterhändler, wie Dumolard u. A., an der Treue der spanischen Amerikaner, ungeachtet sie ihnen politische Rechte zusicherten. In Caraccas erklärten sich die Einwohner (Juli 1808) für Ferdinand VII. Dasselbe that D. Xav. Elio, Gouverneur von Monte-Video, als Liniers, Statthalter von Buenos-Ayres, den König anerkennen wollte. Elio errichtete eine Junta, was die hohe Junta von Sevilla gut hieß. Darauf entstanden ähnliche Junten für Ferdinand VII. in Mexico und Caraccas. Allein die Statthalter widersetzten sich. Der Vicekönig von S. Fé de Bogota jagte 1809 mit Gewalt die Junta von Quito aus einander; und ungeachtet der versprochnen Amnestie wurden die Patrioten in Quito verhaftet, und 300 davon d. 2. Aug. 1810 im Gefängnisse ermordet. Indessen schlossen sich die übrigen amerikanischen Junten an die Hauptjunta von Sevilla an. Als aber die Franzosen Sevilla erobert hatten, da fürchtete Caraccas die Unterwerfung der Halbinsel, und beschloß, um nicht das Schicksal Spaniens zu theilen, sich selbst frei zu machen. Die spanischen Statthalter wurden abgesetzt; doch nannte sich die Junta von Caraccas nur im Namen Ferdinands VII., d. 19. Apr. 1810, die Junta suprema. Bloß Guayana, Coro und Maracaybo erkannten die Regentschaft in Cadiz an. Was Caraccas gethan, das erklärte auch die Junta von Buenos-Ayres, d. 25. Mai 1810, und die von S. Fé de Bogota d. 20. Juli, so wie die von Chile d. 18. Sept. Selbst in Mexico, wo der neue Vicekönig Venegas die europäisch-spanische Faction aufrecht erhalten wollte, brach d. 14. Sept. 1810 zu Dolores bei Guanaxuato die Insurrection aus. Hierauf verfügte die Regentschaft in Cadiz gegen die Küste von Venezuela eine Sperre, und sandte Truppen nach Caraccas, Vera-Cruz, Monte-Video u. s. w., um die Provinzen mit Gewalt zu unterwerfen. „Zeigt den Sklaven die Peitsche", sagte man in Cadiz. (Vergl. d. A. Spanien.) So foder-

te Spanien selbst Amerika zum Kampfe heraus. Die Cortes äußerten den heftigsten Haß gegen die Amerikaner, und die spanischen Heerführer gaben das erste Beispiel, daß sie Verträge brachen und die Gefangenen erschossen. Endlich bewogen die Grausamkeit und die Treulosigkeiten des Generals Callega in Mexico, des Generals Monteverde (nachher Generalcapitain von Venezuela) in Caraccas, des Generals Goyeneche in Peru u. A. m., deren abscheuliches Verfahren von Seiten der Regentschaft und der Cortes gebilligt wurde, die erbitterten spanischen Amerikaner sich sämmtlich im J. 1811 für unabhängig von der Regierung der Cortes zu erklären. Die Cortes hatten zwar im Oct. 1810 die bürgerliche Gleichheit aller Amerikaner und ihr Recht, eben so wie die Bewohner der Halbinsel, durch einen Deputirten auf 50,000 Seelen repräsentirt zu werden, feierlich beschlossen; als man aber diesen Grundsatz ausführen wollte, sahen die Cortes ein, daß die Repräsentanten der Amerikaner nach diesem Maßstabe eine weit größere Zahl ausmachen würden, als die in Spanien; daher setzten sie in ihrer Constitution fest, daß kein, auch noch so entfernter, Abkömmling aus afrikanischem Blute Bürger seyn, noch Repräsentant werden, noch selbst repräsentirt werden sollte; dadurch erhielten die europäischen Spanier in den Cortes die Mehrzahl. Um desto entschlossener behaupteten die amerikanischen Junten ihre Unabhängigkeit; aber noch immer im Namen Ferdinands VII. Nur Caraccas und Buenos-Ayres hatten sich, schon vor dessen Rückkehr nach Spanien, für eine vollkommene Unabhängigkeit von Spanien erklärt. Allein bald erregte Ferdinands Verfahren gegen die Cortes und gegen die Liberales allgemein in Amerika Furcht und Argwohn. Das zu einem politischen Leben erwachte Amerika verwarf einen solchen König. Zwar mußte die englische Regierung bei ihrer engen Verbindung mit Spanien wünschen, daß die Colonien dem Mutterlande erhalten würden; Lord Liverpool äußerte schon d. 29. Juni 1810, wie England es gern sähe, wenn sich die amerikanischen Junten der Regentschaft anschlössen; auch nahmen im Juni 1811 die Cortes die von den Engländern angebotene Vermittlung ihres Streites mit den Colonien an; aber sie verwarfen die Vorschläge der englischen Regierung, so wie die der amerikanischen Deputirten in Spanien, insbesondre den des freien Handels, den England mit dem spanischen Amerika verlangte. — Als hierauf Ferdinand VII. den Thron von Spanien wieder bestiegen hatte, so hörte er keine Beschwerde der spanischen Amerikaner an. Er befahl ihnen (im Juni 1814) die Waffen niederzulegen, und schickte, nebst dem Inquisitor Torres, den General Morillo — einen Mann, der grausamer als Alba, Cortez und Pizarro verfuhr — mit 10,000 Mann nach Venezuela. Hierdurch verfehlte er selbst den einzigen günstigen Augenblick, um Alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Zu spät erklärte er im J. 1817 in Caraccas eine allgemeine Amnestie. Und obgleich der zehnjährige Kampf hier noch immer mit abwechselndem Glücke fortdauert, so ist dennoch eine unbedingte Unterwerfung dieser Colonie nicht mehr denkbar; noch weniger wird Buenos-Ayres mit Chile in den vorigen Zustand zurücktreten, nachdem hier der Sieg eine freie Verfassung befestigt hat, und die große Armada in Cadiz durch das gelbe Fieber so gut als vernichtet worden ist. — Nach dieser allgemeinen Darstellung der Losreißung des spanischen Amerika von dem Mutterlande folge hier die Uebersicht der Begebenheiten in dem Freiheitskampfe der einzelnen Provinzen. Kein Bürgerkrieg in der alten

und neuen Zeit ist so treulos und grausam geführt worden, als dieser amerikanische Krieg von Seiten der Spanier. Sie nöthigten dadurch die Insurgenten zu ähnlichem Verfahren. Drei Länder sind der Hauptschauplatz dieser großen Begebenheit: Venezuela und Neu-Granada, Buenos-Ayres nebst Chile, und Mexico. Hier schlagen sich auf einem ungeheuern Raume Heere, selten über einige Tausend Mann stark, mit einer beispiellosen Erbitterung für oder gegen die Freiheit eines Welttheils. I. Die Republik Venezuela, ehemals das Generalcapitanat Caraccas, ein fruchtbares Tropenland, das zwar kein Gold und Silber, dafür aber die edelsten Stapelwaaren Westindiens, vorzüglich den besten Tabak auf der Erde, Cacao, Caffee, Baumwolle und Indigo von vorzüglicher Güte erzeugt, wird von 350.000 Spaniern und Creolen, 350.000 Farbigen, 250,000 Negern und etwa 50.000 Indios fideles bewohnt. Die Indios barbaros schätzt man auf 128,000. (Vgl. d. vor. Art.) Der freiere Verkehr mit den Britten auf Trinidad, mit den Niederländern auf Curassao und mit den Nordamerikanern brachte unter der zahlreichen Classe der Gebildeten leicht Unabhängigkeitsideen in Umlauf. Schon von Humboldt bemerkte hier den Enthusiasmus des Volks für die Gründer der Freiheit Amerika's, für Washington und Franklin. Neu-Granada hat theilweise an der Insurrection Theil genommen und, mit Venezuela verbunden, den Kampf mit Spanien geführt, ob gleich beide Länder von einander unabhängige Congreßregierungen hatten, die erst später zu Einem politischen Körper sich vereinigten. In Venezuela gab die Hauptstadt Caraccas zuerst dem spanischen Amerika das große Beispiel, welches 38 Jahre vorher (d. 26. Dec. 1773) Boston dem brittischen Nordamerika gegeben hatte. Miranda pflanzte hier (Ende d. J. 1810) die Fahne der Freiheit auf, und der Congreß von Venezuela erklärte darauf d. 5. Juli 1811 seine Unabhängigkeit im Namen der sieben vereinigten Staaten: Caraccas, Cumana, Varinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Er nahm die nordamerikanische Verfassung an, und Christoval de Mendoza ward mit derselben Vollmacht, wie der Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, zum Präsidenten des Congresses ernannt. Miranda stimmte nicht für diese föderative Verfassung. Indessen gelang ihm die Errichtung eines Patriotenclubs und im J. 1811 erhielt er den Heerbefehl an des Marquis von Toro Stelle. Darauf eroberte er (13. Aug. 1811) Valencia, welches man zum Sitze des Congresses der vereinigten Staaten von Neu-granada bestimmte. Als aber das Erdbeben am 26. März 1812 (an einem grünen Donnerstage, dem Jahrestage der Revolution) die Städte Caraccas, la Guayra u. a. m. zerstört hatte, wobei 20,000 Menschen, darunter viele Soldaten, umkamen und eine Menge Kriegsgeräth vernichtet wurde, verlegte der Congreß von Caraccas seinen Sitz nach Valencia und ertheilte den 26. Apr. 1812 dem General Miranda eine unbeschränkte Directorialgewalt. Allein die mit den demokratischen Grundsätzen der Constitution unzufriedenen Priester verdammten die neue Verfassung als dem Himmel mißfällig. Das Papiergeld verlor seinen Credit. Die Royalisten unter Monteverde drangen vor; viele Soldaten gingen zu ihnen über und Verrätherei überlieferte ihnen das Schloß Puerto Cabello. Da schloß Miranda mit Zustimmung des vollziehenden Raths von Venezuela eine Capitulation d. 26. Aug. 1812, nach welcher er Guayra, Caraccas, Barcelona und Cumana dem spanischen General Monteverde übergab, der dagegen eine völlige

Amnestie zusicherte, jedem auszuwandern verstattete und dieselbe Constitution, welche die Cortes der spanischen Nation gegeben, in Caraccas einzuführen versprach. Allein diese Capitulation ward von Monteverde nicht gehalten und Miranda gefangen nach Spanien geschickt (s. d. Art. Miranda). Solche Treulosigkeit entzündete den Bürgerkrieg aufs neue. In Cumana vereinigte ein kühner junger Mann, D. R. Marino, die Unzufriednen, nahm die Stadt Maturin in Besitz, und schlug die Angriffe der Spanier zurück, selbst den General Monteverde im Apr. 1813. Darauf befreite D. Simon Bolivar (s. d. Art.) Venezuela und Caraccas. Er hielt in letzterem Orte d. 4. Aug. 1813 seinen Einzug. Allein im Juli 1814, als die Spanier 70,000 Sklaven bewaffnet und ihnen die Freiheit gegeben hatten, mußte er Caraccas wieder räumen. Er schiffte sich nach Carthagena ein. Zwar sammelten die Generale Rivas und Bermudes in Maturin aufs neue die Patrioten, und schlugen die Angriffe der Spanier unter Morales und Boves zurück; doch am 5. Dec. 1814 bemächtigten sich die Royalisten Maturins. Rivas fiel in ihre Hände und ward erschossen. Darauf schiffte sich Bermudes nach der Insel Margarita ein. Hier hatten die Schleichhändler gegen die königlichen Küstenwachen Schiffe bewaffnet, die zuletzt als Corsaren einträglichen Caperkrieg führten, und sich der Insel selbst bemächtigten. Nun aber landete in der Mitte des Aprils 1815 der spanische General D. Pablo Morillo mit einem Heere von 10,000 Mann bei Santa Marta an der Küste von Neugranada. Zwar sammelte Bolivar, zu welchem noch Marino und der Schotte Mac Gregor (s. d. A.) stießen, aufs neue die Trümmer des letzten Insurgentenheers; allein die Uneinigkeit zwischen Bolivar und Castillo, einem andern Anführer der Insurgenten, erleichterte Morillo's Fortschritte. Er besetzte die Insel Margarita und belagerte Carthagena. Nachdem hier mehr als 3000 Menschen vor Hunger gestorben waren, räumte der Gouverneur mit den Truppen den Platz am 5. Dec. 1815. Hierauf zog Morillo in das Innere von Neugranada. Sein General Morales hatte unterdessen mit 3000 Mann Caraccas erobert, von wo nunmehr der spanische General Calzada in die Provinzen Pamplona und Tunja vordrang und ein andrer in die Provinzen Antioquia und Popayan. Diese Provinzen hatten sich, nebst Socorro und Carthagena, unter dem Namen der vereinigten Staaten von Neugranada im J. 1811 für unabhängig erklärt und einen Föderativstaat gebildet. An der Spitze ihrer Truppen stand anfangs Nurino. Als die Spanier nach der Einnahme von Quito den fünften Mann der Vertheidiger dieser Stadt hatten erschießen lassen, ward der Krieg mit blutiger Wildheit geführt. Nurino gerieth, nachdem er einige Siege erfochten, im Juni 1814 in spanische Gefangenschaft und wurde erschossen. Darauf übernahm im December Bolivar den Oberbefehl. Er unterwarf S. Fé de Bogota dem Congreß, welcher jetzt daselbst seinen Sitz nahm. Doch fehlte es nicht an innerm Zwist, was Morillo's Unternehmen erleichterte. Dieser drang daher am Magdalenenfluß hinauf gegen Ocana und schlug, nach mehrern glücklichen Gefechten, bei Cachiri das Heer des Congresses von Neugranada gänzlich. Der Congreß lös'te sich auf und seine Generale Cerviez und Ricaute zogen sich in die Llanos zurück, wo der Guerillakrieg den Spaniern vielen Abbruch that. Endlich besetzte Morillo nach einer hartnäckigen Vertheidigung S. Fé de Bogota im Juni 1816, wo er mehr als 600 Personen erhängen oder erschießen ließ. Unter den Hingerichteten

erfanden sich die Botaniker Caldas und Lozano, der Chemiker Cabal und eine große Anzahl ausgezeichneter Personen, deren Frauen sämmtlich verbannt wurden. In Cumana ließ Morillo ein Mädchen aus einer der geachtetsten Familien, weil sie zu Gunsten der patriotischen Partei gesprochen, auf einen Esel gebunden durch die Stadt führen und ihr von einem Neger an jeder Straßenecke und vor den Häusern ihrer Verwandten auf den bloßen Rücken 200 Peitschenhiebe geben. Aus Schmerz über diese Beschimpfung hungerte sich die edle Jungfrau zu Tode. Unterdessen war Margarita wieder befreit worden. (S. d. vor. Art.) Darauf traten Bolivar und Mac-Gregor mit frischen Truppen in Venezuela auf; letzterer besetzte den 13. Sept. Barcelona, während Brion mit der Flotille der Insurgenten die Küsten beherrschte. Als nun der spanische General Morales von dem Insurgentengeneral Piar d. 20. Sept. bei Juncal und von Mac Gregor d. 28. Oct. 1816 in der Ebene von Barcelona auf das Haupt geschlagen worden war, erhob sich die Republik Venezuela aufs Neue. Den Muth der Insurgenten belebte damals ein sehr merkwürdiger Mann, D. Jos. Cortes de Madariaga. Als ein thätiges Mitglied der Cortes in Cadiz hatte ihn König Ferdinand VII. in das Staatsgefängniß von Ceuta bringen lassen. Hier ward er durch britische Fürsprache befreit, besonders auf Verwendung des Lord Camelford, dem Don Joseph auf dessen Reise durch die Südsee mit Vancouver wesentliche Dienste geleistet hatte. Nach seiner Befreiung begab er sich nach Südamerika und organisirte die Regierung der Insel Margarita, die wegen ihrer Lage am Fahrwasser der Küste wichtig ist, und von wo aus die Capereien der Insurgenten unternommen werden. Hierauf erließ er im Namen der Regierung von Margarita zu Pompatar d. 23. Mai 1817 einen Aufruf an die Einwohner zu Venezuela, worin er ihnen Eintracht und Ausdauer empfahl. Unterdessen gewannen die Insurgentenheerführer Bolivar u. A. seit dem Februar 1817 über die königl. Truppen mehrere Vortheile. Dadurch wurden die östlichen Provinzen Guayana und Cumana, mit Ausnahme der Hauptstädte, befreit; auch die Provinzen Varinas, Merida und Truxillo schlossen sich an die wieder aufgestandne Republik Venezuela an. Morillo's Unternehmung aber gegen die Insel Margarita im J. 1817 mißglückte völlig. Auch am Orinoko ward seine Macht von Bolivar, Piar, Marino und Paez beinahe ganz aufgerieben. Doch gewann er Zeit, da Bolivar mit den übrigen Insurgentenheerführern nicht einig war, und sammelte an 7000 Mann, mit welchen er von Calaboso gegen Bolivar vorrückte. Man focht mit abwechselndem Glücke, bis Bolivar von dem Congreß der Republik zum Oberbefehlshaber und ersten Beamten der vollziehenden Gewalt ernannt wurde. Die Spanier konnten sich jetzt nur noch in den festen Plätzen behaupten. Da erließ endlich Morillo aus Caraccas d. 7. Sept. 1817 eine allgemeine Amnestieerklärung, welche jedoch keinen Eindruck machte, da die Treulosigkeit wie die Grausamkeit dieses Europäers den Kreolen und Mulatten, welche jetzt in Venezuela die Oberhand haben, kein Vertrauen einflößte. Ein einziger Insurgentengeneral, Piar, ein Mulatte aus Curassao, ließ sich zur Verrätherei bewegen, ward aber deßhalb den 16. Oct. zu Angostura zum Tode verurtheilt. Den kleinen Krieg der Guerillas gegen die Spanier setzten die Generale Bermudez, Paez, Torres und Sarzaza fort und die Insurgenten drangen nach dem Siege, den der kühne Paez über die königl. Truppen bei Rutria im November erfochten hatte,

am Ende des J. 1817, wiederum gegen Varinas und bis Santa Fé vor. Auch nahmen sie die Festung San Fernando de Apures, welche einen Theil der Schifffahrt auf dem Orinoko beherrscht. Sie unterhielten die Verbindung mit Neu-Granada, wo fünf Provinzen im Aufstande begriffen waren, und die Republikaner außer einigen kleinen Häfen auch den Golf von Paria behaupteten. Ihre Macht bestand in 10,000 M. regelmäßiger Truppen und auf dem Orinoko kommandirte Brion 15 Canonierböte, jedes mit einem Achtzehnpfünder. Der spanische General Morillo stand zu Caraccas und Valencia. Auch hielt er die Städte Cumana und Barcelona besetzt. In Neu-Granada behauptete er die wichtigen Punkte Carthagena, Santa Fé und Santa Marta. Während er, nach der Ankunft einiger Verstärkungen aus Europa, sich zu neuen Kämpfen rüstete, errichtete die Republik Venezuela für die verschiedenen Zweige der Verwaltung einen Staatsrath (Consejo supremo de la nacion) den 10. Nov. 1817 zu Angostura. Sie erklärte die völlige Gleichheit der politischen Rechte für jede Classe, Farbe und Abkunft der Landeseinwohner. Unterdessen hatten sich in England, wo ihr Agent, D. Lopez Mendez sehr thätig war, einige Corps von Freiwilligen gebildet, die im Dec. 1817 sich einschifften, aber als sie, nach mehrern Unfällen, in Venezuela anlangten, sich in ihren Erwartungen gänzlich getäuscht sahen. (Vergl. Hackett's Bericht und Hippesley's Narrative of the expedition to the Rivers Orinoco and Apure 1817, Lond. 1819.) Mehr Erfolg hatten spätere Ausrüstungen, die den Insurgenten bedeutende Verstärkung an Truppen und Waffen im J. 1818 zuführten. Ehe aber diese ankamen, war der Krieg von den Royalisten mit Erfolg erneuert worden. In der kurzen Zeit, vom December 1817 bis Ende Mais 1818, lieferten sich die Insurgenten (unter Bolivar, Paez, Zaraza u. A.) und die Spanier (unter Morillo, Morales, Lopez u. A.) zwölf geordnete Treffen, in welchen beide Theile wohl an 10,000 Mann verloren. Bolivar mußte sein System der vereinzelten Angriffe, welchem die Spanier ihre gesammten Streitkräfte entgegensetzten, aufgeben. Hierauf übernahm Paez das Commando; unter ihm standen Marino und Arismendi. Letzterer commandirte auf der Insel Margarita. Bermudez deckte die Mündungen des Orinoco, und Brion kreuzte an der Küste von Caraccas. Jetzt stießen nach und nach die in England gesammelten Schaaren zu den Insurgenten; (ihre Zahl wird überhaupt auf 5000 Landmilitärs und 3000 Matrosen geschätzt.) Ob nun gleich viele davon durch Mangel und Krankheit umkamen, so gaben doch die 12 Cadres, welche General d'Evereux aus Irland glücklich nach Venezuela führte, der Macht der Insurgenten aufs Neue das Uebergewicht. Morillo behauptete sich nur mit Mühe in den Küstenprovinzen, und der Vicekönig Samano in Neu-Granada war zu schwach, um der am Ende des J. 1818 unter Santander's Anführung aufs neue um sich greifenden Insurrection Einhalt thun zu können. Der kühne Mac Gregor hatte zu gleicher Zeit eine Landung in Panama unternommen und den 10. April 1819 Portobello überrumpelt; allein er unterließ die nöthige Vorsicht, wurde den 24. von den Spaniern überfallen, und konnte sich allein kaum mit der Flucht retten. Dagegen ward der Feldzug in Venezuela von Bolivar mit Erfolg eröffnet. Sein Heer bestand im Anfange des J. 1819 aus 5000 M. Fußvolk und 2500 M. Reiterei an regelmäßigen und kriegsgeübten Truppen, ohne die undisciplinirte berittene Landwehr aus den Llanos, und 4000 M. Engländer. Nach mehrern zum

Theil sehr blutigen Treffen gelang es ihm, obgleich mit großem Verluste, über die Gebirge von Neu-Granada zu dringen, und sich mit den Insurgenten dieses Landes, welche unter Santander die Truppen des Vicekönigs Samana geschlagen hatten, zu vereinigen. Auch General Marino schlug d. 10. Juni 1819 die königlichen Truppen in der Provinz Barcellona, und Gen. Urbanete eroberte die Hauptstadt Barcellona. Seitdem sind die Republikaner bis Santa Fé de Bogota vorgedrungen, und Gener. Paez soll 13. Aug. in diese Stadt eingerückt seyn. Dagegen mißlang der gleichzeitige Angriff von der Seeseite unter Brion am 5. Aug. auf Cumana. Morillo sieht sich jetzt abermals auf die Stadt Caraccas, Carthagena, Santa Marta, Rio de la Hacha und wenig andre Küstenplätze beschränkt. Da nun keine Wahrscheinlichkeit da ist, daß er von Spanien aus Verstärkungen bekommen kann, so dürfte der Sieg der Republik Venezuela entschieden seyn, wenn die Generale derselben nach Einem Plane den Krieg fortsetzen. Ihre innere Ausbildung hat einen festen und geordneten Gang erhalten. Schon am 20. Nov. 1818 erließ Bolivar in ihrem Namen zu Angostura ein Manifest, in welchem Venezuela seine Unabhängigkeit von Spanien und seine politische Selbstständigkeit, für die es seit dem 10. April 1810 gekämpft habe, feierlich kund machte und zugleich erklärte, daß die Republik nie wieder unter Spaniens Joch sich beugen, noch mit dieser Macht je anders als nach den Grundsätzen der völkerrechtlichen Gleichheit unterhandeln wolle. Hierauf ward den 15. Febr. 1819 der Congreß von Venezuela, in welchem bereits fünf Deputirte aus Neu-Granada saßen, in Angostura förmlich eröffnet. Bolivar, der bisherige oberste Director, wurde zum Präsidenten, und Zea (s. d. A.) zum Vicepräsidenten erwählt. Der Bürger Roscio ist Präsident der Repräsentanten-Kammer, und Manuel Palacio Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bolivar hat hierauf dem Congresse einen nach dem Muster der brittischen Constitution entworfenen Verfassungsplan vorgelegt. Diese Verfassung, welche Religions- und Preßfreiheit und das Palladium der öffentlichen Rechte, Geschwornen-Gerichte, umfaßt, ward von dem Congresse im Sommer 1819 vollendet, und durch die ganze Republik gesetzlich kund gemacht. Gegenwärtig ist der Congreß hauptsächlich mit der Vereinigung Neu-Granada's und Venezuela's zu Einer Republik beschäftigt. — II. Die Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika. Auch dieser Freistaat, ehemals Buenos-Ayres oder das Vicekönigreich Rio de la Plata (s. d. A.) hat im Jahre 1819 seine Verfassung gesetzlich begründet. Keine andere spanische Colonie hat so viele Weiße und weniger Farbige; keine wurde so sehr von dem Mutterlande vernachlässigt: daher die Entschlossenheit, mit welcher sich die große Mehrzahl der Bewohner für die Sache der Freiheit erklärte; daher die Besonnenheit in den Maßregeln und die Kraft in der Vollziehung. Das Volk am Plata ragt an Bildung und Charakter über die meisten Colonialvölker von Südamerika hervor. Der Aufstand begann am 25. Mai im J. 1810 in der Hauptstadt Buenos-Ayres. Hier hatte das Volk seine Kraft bereits im Jahre 1806 und 1807 kennen lernen, als es die Angriffe der Engländer zurückschlug. Dadurch gelangte der tapfere Liniers zur Würde eines Vicekönigs. Als er aber dem König Joseph von Spanien sich ergeben zeigte, ward er abgesetzt, und die Junta von Buenos-Ayres trat an seine Stelle, unter dem neuen Vicekönigs Elio Vorsitz. Dieser hing jedoch dem altspanischen Systeme an, und leitete geheime Umtriebe gegen die Volks-

sache. Darum schickte man ihn nach Monte-Video, und die Junta regierte allein im Namen Ferdinands VII. Chile folgte diesem Beispiele und sandte Truppen zur Unterstützung nach Buenos-Ayres. Zugleich bemächtigten sich die Insurgenten des südlichen Peru, wo schon den 16. Aug. 1809 in La Paz ein Aufstand ausgebrochen war. Vergeblich sammelte Liniers, der in den Provinzen einen Anhang gefunden hatte, Truppen, um Buenos-Ayres zu unterwerfen. Sie gaben seine Sache auf. Er floh ins Innere, ward aber eingeholt und nebst seinen vornehmsten Anhängern erschossen. Nun schlossen sich sämmtliche Provinzen an die Sache von Buenos-Ayres an. Ueberall wurden die Altspanier von den Kreolen besiegt. Doch entstanden auch unter diesen Parteien. Endlich versammelte sich in Buenos-Ayres ein Congreß, welcher drei hohen Beamten die vollziehende Gewalt übertrug; allein die Fortschritte der siegreichen spanischen Waffen in Peru bewogen den Congreß im J. 1814 den D. G. Pozadas zum obersten Director der Republik zu ernennen, dem ein Rath von sieben Mitgliedern an die Seite gesetzt wurde. Die ganze Verwaltung erhielt dadurch mehr Einheit und Kraft. Noch widerstand der wichtige Punkt Monte-Video, wo Elio Verstärkungen aus Europa an sich gezogen hatte. Erst im J. 1814 nahm der Insurgenten-Oberst Alvear diese Stadt mit Capitulation, nach welcher sich die spanische Besatzung nach Spanien einschiffen durfte; da jedoch die spanischen Generale in Peru ihre neuen Vortheile nur mittelst Verletzung der geschlossenen Verträge erlangt hatten, so ward auch jene Capitulation von dem Congresse nicht beobachtet. Allein neue Feinde erhoben sich im Innern. Der Oberbefehlshaber der Banda oriental, oder der östlichen Plataprovinz, General Artigas, machte sich unabhängig, besetzte Monte-Video und schlug die Armee von Buenos-Ayres. Nunmehr beschloß das Cabinet von Rio Janeiro, dem Fortschritte der Insurrection Einhalt zu thun. In dieser Absicht landete ein portugiesisches Heer unter Lecor den 23. Oct. 1816 im Plata bei Maldonado und besetzte Monte-Video ohne Widerstand im Jan. 1817. Seitdem hat sich Brasilien nicht nur im Besitze dieser Stadt behauptet, sondern auch mit der Regierung in Buenos-Ayres, ohne die Republik förmlich anzuerkennen, einen Neutralitätsvertrag geschlossen. Zu gleicher Zeit machte sich Paraguay, unter dem Director Francia, von Buenos-Ayres unabhängig, so daß von 14 Provinzen am Plata nur sechs mit Buenos-Ayres vereinigt blieben. Aber auch im Innern kämpften Parteien, und es kostete Blut, ehe der Föderalismus nachgab. Endlich wählte das Volk einen neuen Congreß, der sich den 25. März 1816 zu Tucuman versammelte, und den D. Martin Pueyrredon zum obersten und einzigen Director der Republik ernannte, welcher in Verbindung mit dem General San Martin (s. d. A.) die Ordnung wieder herstellte und die Republik befestigte. Hierauf erklärte der allgemeine Congreß der vereinigten Provinzen am Plata, unter dem Präsidenten Franc. de Lapriba, d. 19. Juli 1816, zu S. Miguel del Tucuman, sämmtliche Länder dieses Stroms für gänzlich unabhängig von Spanien. Im J. 1816, den 25. Oct., erließ der Congreß zu Buenos-Ayres eine Manifestacion historica y politica de la Revolucion de la America, unterzeichnet von dem Präsidenten D. Pedro Ignacio de Castro y Banos, welche 28 Beschwerden der Colonien gegen Spanien enthielt. Hierauf nahm die Republik den stolzen Namen der vereinigten Provinzen von Südamerika an, und setzte d. 3. Dec. 1817 ein Regla-

mento provisorio fest, das als Constitution bis zur endlichen Bestimmung der Verfassung gelten sollte. Der nach dieser Form gewählte souveräne Congreß eröffnete seine Sitzungen den 25. Februar 1819, wo der oberste Director, D. Martin Pueyrredon, den Deputirten dringend empfahl, den bisherigen provisorischen Zustand aufzuheben und die Constitution zu vollenden. „Die Lage des jungen Freistaats erheischt", sagte Pueyrredon, „daß mein Nachfolger mehr militärische Kenntnisse habe, als ich. Ich werde dann von meinem schwierigen Posten steigen und der Nation zeigen, daß es leichter ist zu gehorchen als zu befehlen." Nun wurde d. 25. Mai 1819 die neue Constitution, ganz der nordamerikanischen ähnlich, publicirt, und an Pueyrredons Stelle, der nicht wieder zum Ober Director ernannt seyn wollte, trat der General Rondeau. Um gegen die große Armada, welche in Cadiz (s. Spanien) ausgerüstet wurde, Vertheidigungsanstalten zu treffen, wurden nicht nur Waffenstillstand und Verträge mit Paraguay und mit dem Heerführer der Banda oriental, Artigas, geschlossen, sondern auch General San Martin von seiner Expedition gegen Peru abberufen. Die conföderirte Republik der verm. Prov. v. S. Amer. besteht gegenwärtig aus folgenden 6 Provinzen: Buenos-Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corrientes. Sie sind die am meisten bevölkerten und enthalten fast ⅞ der Gesammt-Bevölkerung des ehemaligen Vicekönigreichs. Zu dem Generalcongreß sollen je 15,000 Wähler einen Deputirten schicken. Die Staatseinkünfte bestehen meistens in Zöllen und belaufen sich auf 3 Mill. Piaster jährlich. Das Heer ist 30,000 Mann stark, darunter 12,148 M. Linientruppen; der Rest besteht aus 7041 Gloriosos oder Gauchos (eine Art Kosaken, oder bewaffnete und berittene Hirten) und 10,573 Milizen oder Nationalgarden. Die Marine besteht fast nur aus Corsaren, welche aber den spanischen Handel auf allen Meeren von Lima bis Cadiz beunruhigen. Unter allen Städten hat Buenos-Ayres die größten Anstrengungen gemacht, um Truppen und Geld herbeizuschaffen. Sie übte daher in den Regierungsangelegenheiten einen überwiegenden Einfluß aus. Dieß war die Ursache, daß endlich der Föderalismus in der Verfassung obsiegte. Diese beruht auf persönlicher Freiheit und Gleichheit, auf dem Wahlrechte, auf der Toleranz und auf der Preßfreiheit. Es gibt in der Republik keinen Adel und keine mächtige Geistlichkeit. Die Pfarrer müssen die patriotischen Schriften, welche ihnen die Regierung zuschickt, von den Kanzeln ablesen. Auch läßt die Regierung die politischen Schriften der Nordamerikaner übersetzen, um den Geist der Mitbürger Franklin's in das empfängliche Gemüth der Völker am Plata zu verpflanzen. Für die öffentliche Erziehung sind gute Anstalten errichtet und es gibt in der Hauptstadt wenig Knaben, die nicht lesen und schreiben könnten. — Ueb. die Gesch. und den statistischen Zustand dieser Republik vgl. The Reports on the present state of the United Provinces of South America, drawn up by Mss. Rodney and Graham (N. Amer. Commissare in Buenos-Ayres) with Documents and Notes, Lond. 1819, und die Constitution Spaniens von den Cortes gegeben, nebst den Constitut. Südamerika's. Mit historischen Einleitungen. Leipz. 1820. — III. Die militärische Republik des Oberfeldherrn Artigas begreift die Provinzen Banda Oriental und Entre Rios, eine mit Weideplätzen bedeckte Fläche, welche sich östlich vom Plata, 600 Meilen vom N. nach S. und 500 Meil. vom W. nach O. bis Brasilien ausbreitet. Artigas,

den die Unzufriedenen aus eigenem Antriebe zu ihrem General und Protector erwählt hatten, kündigte den Portugiesen den Krieg an, weil sie in das Land der Orientalen eingedrungen waren und Requisitionen erpreßt hatten. Die Hauptst. des Landes, Monte-Video, ist jetzt im Besitze der Portugiesen, welche im J. 1819 Artigas Truppen in mehreren Treffen besiegt haben. Artigas hat sein Hauptquartier zu Purificacion, im Mittelpunkte des Landes. Er selbst hat Gesundheit, Ruhe und alle Genüsse des Reichthums aufgeopfert, um in dieser Wildniß der Beschützer eines armen, für die Freiheit und für ihn begeisterten Hirtenvolks zu seyn. Von Buenos-Ayres fiel er ab, weil man ihn zurückgesetzt und bei seinem trotzigen Unmuthe darüber geächtet hatte. Artigas halbnackte Krieger erhalten keinen Sold, sondern bloß eine kleine Ration Fleisch, ein wenig Yerva und Taback. Mit dieser elenden Nahrung und bei der strengsten Disciplin hält der Orientale unglaubliche Strapatzen aus. Der Kampf ist ihm eine Lust; er verlangt keinen Lohn und stirbt mit dem Wunsche für die Rettung seines geliebten Vaterlandes. In Artigas Lager sieht man weder Paraden noch glänzende Uniformen. General und Soldat kleiden sich, wie es die Umstände erlauben. Artigas verlangt keine fremde Unterstützung. Was er von Fremden als Bedürfniß empfängt, dafür gibt er volle Entschädigung. Alle seine Häfen sind Freihäfen. Dabei ist der Protector sehr bemüht, Schulen zu errichten; er handhabt eine strenge, schnelle und unparteiische Justiz. Das Volk selbst ist unwissend, ohne moralische und religiöse Grundsätze. Die Volksmenge wird auf 50,000 geschätzt. — IV. Die **Republik Paraguay**, unter dem Director **Francia**, genießt eines innern Friedens und hohen Wohlstandes, indem sie sich in die Streithändel der Nachbarn nicht mischt. Nach Graham beläuft sich ihre Volkszahl auf 300,000 Seelen; ihre Miliz, meistens Indianer, welche dazu von den Jesuiten abgerichtet worden sind, ist gegen 30,000 M. stark. Sie wird sich wahrscheinlich mit der Kreolen-Republik am Plata conföderiren. — Es haben sich also neun Provinzen dieses Vicekönigreichs von Spanien losgerissen; von den königlichen Truppen aus Peru wurden im Anfange des J. 1819 noch folgende fünf, obwohl mit Mühe und nur theilweise, behauptet: Potosi, la Plata, Cocha-Bomba, La Paz und Puno. — V. Die Republik **Chile** hat sich, nachdem das Volk seit dem 10. Sept. 1810 für seine Freiheit gekämpft hatte, den 1. Jan. 1818 für unabhängig erklärt. Anfangs stand ein Congreß an der Spitze der Regierung. Allein zwei Parteien, die der Carrera und die der Larrains, kämpften um den Einfluß. Als jene, obwohl eifrige Republikaner, die oberste Gewalt an sich rissen, entstanden Unordnungen, weßhalb das von dem Vicekönige von Lima 1813 nach Chile gesandte Heer einige Vortheile erhielt. Die Carreras verloren die Schlacht von Raucagua d. 2. Oct. 1814, und wurden abgesetzt, worauf die Lorrains einem tapfern Officier, **O'Higgins**, den Heerbefehl übertrugen. Dieser schloß mit dem spanischen General einen Vergleich, nach welchem Chile die Regierung der Cortes in Spanien anerkannte, und eine gewisse Zahl Deputirte zu denselben schicken sollte. Allein der Vicekönig verwarf diesen Vergleich. O'Higgins wurde geschlagen; die Spanier eroberten die wichtigsten Städte und verbannten die Häupter der Insurgenten auf die Insel Juan Fernandez. Darauf sammelte General San Martin von Buenos-Ayres die zerstreuten Insurgenten zu Mendoza in Ostchili, und nachdem er von Buenos-Ayres eine Verstärkung von 2000 Mann an sich gezogen hat-

le, unternahm er den berühmten Marsch über die Anden (s. Martin San), und lieferte den Spaniern das berühmte Treffen bei Chacabuco (d. 12. Febr. 1817), wo er sie aufs Haupt schlug und ihren General Marco gefangen nahm. Dieses Ereigniß kann als die Wiedergeburt von Chile angesehen werden. Die Carreras verloren nun alles Ansehen. Auch San Martin erklärte sich für die Partei der Lorrains, weil er bei dieser am meisten Talente, Kraft und Einheit bemerkte. Er unterstützte die Meinung seines Freundes O'Higgins's, daß in den Zeiten der Gefahr die Regierung mit Einheit und Stärke ausgerüstet seyn müsse, um das Vaterland zu retten; dann erst sey es Zeit, an die Aufstellung einer republikanischen Verfassung zu denken. Die Congresse hätten Mexico und Venezuela zu Grunde gerichtet. O'Higgins wurde darauf von dem Congresse als Oberdirector an die Spitze gestellt. Zwei Brüder Carrera, die eine Gegenrevolution im demokratischen Sinne zu bewirken suchten, wurden verurtheilt und entflohen *). Indeß behaupteten sich die Royalisten noch zu Talcahuano. Von hier aus unternahm der span. General Osorio im März 1818 einen neuen Angriff auf Chile. In dieser Gefahr brachten die Bürger der Hauptstadt Sanjago dem Staate ihr ganzes Silberzeug dar, und erklärten (d. 5. März 1818), daß dessen Stelle nicht eher ersetzt werden sollte, als bis das Vaterland gerettet sey. Das Andenken an diese patriotische That wurde durch eine Inschrift an den Säulen beim Eingange in die Stadt verewigt, wo es heißt: „Fremder, der du dieses Land betrittst, Nationen des Erdkreises, entscheidet, ob solch ein Volk unterjocht werden kann!" — Osorio ward von San Martin in eine Ebene gelockt. Hier gelang es dem spanischen Feldherrn zwar, das Heer von Chile, bei dem sich San Martin nicht befand, des Nachts zu überfallen, es gänzlich zu zerstreuen und das Geschütz zu erobern. Allein San Martin zog schnell alle Reserven zusammen, und erfocht in der Ebene von Maipo, d. 5. Apr. 1818, einen entscheidenden Sieg, der die zweite Befreiung von Chile zur Folge hatte **). Denn nach einer zweiten Niederlage des O. J6 haben die königl. Truppen im Januar 1819 Chile gänzlich geräumt, und sich in das Land der Araucanen zurückgezogen. Hierauf rüstete sich Chile zu einem Angriffe auf Peru. Zwar schickte Spanien eine Expedition von etwa 1200 Mann aus Cadiz nach Lima; allein die Mannschaft der Maria Isabella empörte sich, führte das Schiff nach Buenos-Ayres und trat zu den Insurgenten über. Die Officiere wurden von der Republik nach Lima geschickt. Um dieselbe Zeit segelte Lord Cochrane mit einem Linienschiffe von England nach Südamerika und trat als Admiral in die Dienste der Republik Chile,

*) Ein dritter Carrera flüchtete sich nach Buenos-Ayres und später nach Nordamerika. Jene beiden hatten im Jahre 1818 die Provinz Cuyo von Buenos-Ayres losreißen und sich der Regierung daselbst bemächtigen wollen. Der Gouverneur von Cuyo, Lizuraga, ließ sie daher nach einem öffentlichen Processe und öffentlich gesprochenem Urtheile hinrichten.

**) Von den gefangenen spanischen Officieren wurden den 8. Februar 1819 der General Ordonez und 39 Officiere auf Befehl des Gouverneurs von San Luis hingerichtet, weil sie einen Aufstand unternommen hatten, um sich des Platzes zu bemächtigen.

welche ihm im April 1819 eine Flotte von 9 Kriegsschiffen, von 60 bis 16 Kanonen, übergab. Er ging darauf mit 4 Fregatten von Valparaiso unter Segel, setzte die ganze Küste von Peru in Blokadezustand, und sperrte Callao, den Hafen von Lima. Zugleich marschirte San Martin zu Lande nach Peru. Allein er wurde mit einem Theile des Heeres abgerufen zur Vertheidigung von Buenos-Ayres gegen die große Armada, die aus Cadiz im Sept. 1819 auslaufen sollte, (was bekanntlich durch die Insurrection der Truppen und dann durch das gelbe Fieber verhindert wurde). Lord Cochrane's Angriff auf Callao mißlang; dagegen erbeutete er eine reiche spanische Handelsflotte in einem andern Hafen von Peru. — Der Sitz der Regierung von Chile ist Santjago. — VI. Auch im Vicekönigreiche **Peru** ist der Wunsch nach Unabhängigkeit, mit Ausnahme der Hauptst. Lima, rege geworden. Hier stand in der Provinz **Arequipa** 1815 der Priester **Mugnecas** als Obergeneral an der Spitze der Insurgenten; allein er wurde im April 1816 gefangen und nebst 12 andern Häuptern hingerichtet; sein Anhang aber zerstreut. — VII. In **Mexico**, eigentlich Neuspanien, wovon Mexico nur eine Intendanz ist, der wichtigsten aller spanischen Colonien, hat die Insurrection bloß die innern westlichen Provinzen, besonders das Königreich Leon ergriffen. Das Volk ist, wie von Humboldt es schildert, äußerst verweichlicht, bigott und von Priestern abhängig. Man unterscheide jedoch die Weißen und Kreolen, deren es vielleicht $1\frac{1}{2}$ Mill. gibt, von den Farbigen, deren es über 2 Mill., und von den Indianern, von denen es über 3 Mill. Bekehrte gibt. — In Mexico bildete sich schon 1809 im Namen Ferdinands VII. eine Regierung, die der Junta von Sevilla den Gehorsam verweigerte. Der damalige Vicekönig **Hurrigaray** neigte sich auf die Seite der Independenten, berief eine Junta, und wollte seine Würde niederlegen, um der Nation zu dienen. Allein er wurde von den Altspaniern überfallen und als Verräther behandelt. Die Verfolgung der Freisinnigen brachte endlich die Revolution völlig zum Ausbruch. Ein Pfarrer in der Stadt Dolores, **Don Miguel Hidalgo y Castilla**, ein Mann von großen Talenten und sehr beliebt bei den Indianern, um deren Unterricht er sich verdient gemacht hatte, entwarf den Plan zu einem Aufstande, der in sämmtlichen Provinzen von Neu-Spanien den 1. Nov. 1810 ausbrechen sollte. Da sein Plan entdeckt wurde, so griff er schon den 14 Sept. 1810 zu den Waffen. Schnell verbreitete sich die Insurrection von dem Flecken **Guanaxuato** nach allen Seiten, und bald standen gegen 100,000 Mann unter den Waffen. Sie stritten unter dem Banner der alten Kaiser von Mexico und trugen vor sich her das Bild der Jungfrau von Guadeloupe. An ihrer Spitze näherte sich **Hidalgo** der Hauptstadt Neuspaniens, Mexico, und Alles schien ihm die Eroberung dieses wichtigen Platzes, der 140,000 Einw. hat, zu versprechen, als er sich unerwartet zurückzog, weil es ihm an Waffen und Kriegsbedarf fehlte. **Venegas** verwarf die von ihm gemachten Vergleichsvorschläge, so wie die Vorschläge der Junta von Sultepec. Darauf benutzte **Calleja**, der spanische Heerführer, Hidalgo's Unentschlossenheit, und nöthigte die Mexicaner an der Brücke von Calderon zu einer Schlacht in einer Stellung, wo sie von ihrer Menge keinen Vortheil ziehen konnten. Sie wurden völlig geschlagen, und Hidalgo, der durch die Verrätherei eines Insurgentengenerals, Elisondo, nebst 1500 Offizieren den 21. März 1811 in Gefangenschaft gerathen

war, starb den 27. Juli 1811 zu Chiguaga auf dem Blutgerüste. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Gränzen. Sie traten die Rechte des Kriegs und die Gesetze der Menschheit mit Füßen, verwüsteten die Felder, verbrannten die Dörfer, und mordeten viele Tausende als des Aufruhrs schuldig. Kirchen wurden entweiht, der Priester Blut vergossen und Frauen der Wuth der spanischen Soldaten Preis gegeben. Da entzündete sich von neuem der Aufruhr. Der Rechtsgelehrte Rayon und vier Priester, Licenga, Matamoros, Torres, Mier und Morelos, sammelten neue Schaaren, mit welchen sie den kleinen Krieg ohne Feuergewehr führten. Endlich bewaffnete Morelos 3000 Mann mit Flinten, die man in mehr als 20 Treffen auf dem Wahlplatze gesammelt hatte. Nun bemächtigte er sich der Stadt Acapulco und schnitt die Verbindung zwischen Veracruz und Mexico ab. Doch auch er fiel 1815 in die Hände der Spanier und wurde zu Mexico erschossen. (S. d. Art. Morelos.) Dasselbe Schicksal hatte Matamoros. Hierauf nahm Calleja die Stadt Zitiquaro ein, wo eine Junta im Namen Ferdinands VII. regierte. Er ließ die Stadt von Grund aus zerstören. Aber die Mexikaner verloren den Muth nicht. Sie nahmen eine Stellung nach der andern weg, bis sie sich endlich in dem Meerbusen von Mexico mit den vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzten, wohin sie den General Tolledo abschickten. Von hier aus erhielten sie Waffen und mehrere erfahrne Officiere; auch nahmen viele junge Leute aus Neuyork, Baltimore und Boston Dienste bei den Insurgenten. Die Angelegenheiten der Republik Mexico leitete jetzt der hohe Congreß zu Puruaran, 40 Meilen von Mexico. Von hier aus erließ er den 28. Juni 1815, im 6. Jahr der mexicanischen Unabhängigkeit, eine vom Präsidenten Pagola und den 13 Provinzen unterzeichnete Unabhängigkeitserklärung an alle Nationen und entwarf eine demokratische Constitution. Im Norden machte der republikanische General Peire Fortschritte, im Süden unternahm der General Vittoria die Belagerung von Cordova und Orizana. Die Verbindung zwischen Mexico und Vera-Cruz wurde aufs neue unterbrochen, und die Insurgenten waren im Sept. 1816 Meister der Provinzen Guadalarara, Texas, Matagorda, Puebla u. a. m., so daß die königlich spanische Regierung fast nur auf die Bezirke von Mexico und Vera-Cruz eingeschränkt war. Allein der neue Vicekönig D. Juan Apodaca traf so zweckmäßige Anstalten, daß nicht nur die Hauptpunkte behauptet, sondern auch die Insurgenten mehrmals geschlagen wurden. Zugleich gewann er durch ein mildes, aussöhnendes System das Vertrauen des Volks wieder. Daher gelang es dem General Feran, im J. 1816 den Congreß aus einander zu sprengen, wozu die Uneinigkeiten unter den Republikanern selbst das meiste beitrugen. Endlich erschien der kühne Mina d. J. (s. d. Art.), ein ehemaliger Guerillaanführer aus Spanien. In seinem Vaterlande geächtet, kam er, von mehrern fremden Offizieren begleitet, nebst Kriegsbedarf und einer Druckerpresse aus Nordamerika in Mexico an, wo er den 24. Apr. 1817 bei Soto la Marina an die Spitze der Insurgenten trat. Er sammelte sogleich ein Heer und schlug die Spanier d. 15. Juni bei Peotillos, hierauf bei San Felipe, und erließ am 30 Juni einen Aufruf an das Volk aus seinem Hauptquartiere von Los Remedios, „dem Felde der Ehre von Mexico.“ Aber in der Folge wurde er vom General Pascal de Linan hart gedrängt und mußte sich in die Feste

Sombuero oz Conanja werfen. Dreihundert der Seinigen, und darunter 72 auswärtige Officiere, welche Mina gefolgt waren, wurden von den Spaniern abgeschnitten und erschossen. Ende Augusts ward Mina selbst aus den festen Plätzen Conanja und San Gregorio vertrieben; doch war er noch 600 Mann stark und wußte durch kühne und schnelle Märsche die ihn von allen Seiten umringenden spanischen Truppen zu täuschen. Endlich wurde er d. 27. Oct. im Paß von Benabito durch Ueberfall von dem spanischen Obersten Orrantia mit 25 der Seinigen, worunter die beiden Herreras, gefangen. Er ward nach Mexico gebracht und daselbst am 13. Nov. 1817 erschossen. Zu seinem Unglücke trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort, und erhielt einige Vortheile im J. 1818. Allein es ist ihm bis jetzt nicht gelungen, den Congreß und die Republik von Mexico wieder herzustellen. Dagegen hat sich die mexikanische Provinz Texas, nachdem hier das von ausgewanderten Franzosen errichtete Champ d'Asyle von den Spaniern zerstört worden war, d. 23. Juni 1819 für unabhängig erklärt. Hier steht General Long an der Spitze der Insurrection. Sollte ein Krieg zwischen den vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien ausbrechen, so würde dieß auch für Mexico große Folgen haben. — Der Schade, den die unter der Flagge der südamerikanischen Insurgenten auf allen Meeren zwischen Europa und Amerika kreuzenden Caper, oft auch bloße Seeräuber, dem spanischen Handel und andern Nationen zugefügt haben, bewog die brittische Regierung im J. 1819, eine Flotte nach Südamerika zu schicken, deren Bestimmung noch unbekannt ist. Das Seeräubernest aber, die von den mexikanischen Insurgenten unter dem Commodore Aury besetzte floridanische Insel Amelia, wurde schon im Dec. 1817 von den vereinigten Staaten in Besitz genommen. Seitdem ist das spanische Florida selbst in Gefahr, eine Provinz der vereinigten Staaten zu werden. Spanien hat neuerlich den wegen Abtretung der Floridas geschlossenen Vertrag nicht genehmigt, und 3000 Mann von Cadiz unter dem General Cagigal nach der Havannah geschickt, der daselbst Ende Augusts 1819 angekommen ist, und als Generalcapitän sowohl die drohende Insurrection auf Cuba unterdrücken, als auch die Floridas behaupten soll. — Bis jetzt hat keine fremde Macht die Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner anerkannt. Der Prinz-Regent hat sogar im Nov. 1817 allen brittischen Unterthanen verboten, Dienste bei den Insurgenten zu nehmen, und im Quart. Rev. Nr. 34 (London 1817, Nov.) sind die Gründe entwickelt, welche der brittischen Politik jede Verbindung mit den neuen Republiken verbieten. Die brittische Regierung soll sogar dem König Ferdinand VII. den Besitz seiner Colonien (freilich unter vorausgesetzter Aussöhnung nach billigen Grundsätzen unter brittischer Vermittelung) garantirt und dafür die Abtretung einer Provinz — entweder Cuba oder die Floridas — versprochen erhalten haben. Von den vereinigten Staaten sind Commissäre und Handels-Agenten sowohl nach Buenos Ayres und Santjago, als nach Angostura geschickt worden; denn schon jetzt hat sich für die Britten und für die Nordamerikaner in dem spanischen Amerika ein neuer großer Weltmarkt eröffnet. Die Schranken, in welchen Spanien den Handel Amerika's eingezwängt hielt, sind durchbrochen und können nicht wieder aufgerichtet werden. Indeß darf man nicht erwarten, daß Südamerika den Rang in der Weltgeschichte so

bald einnehmen wird, ein Nordamerika schon jetzt behauptet. Die spanischen Länder sind durch ungeheure Gebirge, schroffe Abgründe und Meere von einander getrennt; das Volk ist in Kasten gespalten, wenig zahlreich, bigott, größtentheils unwissend und roh, und nichts weniger als zur Ordnung erzogen, wie Nordamerika's Bürger waren. Hier entschied eine Revolution Alles; dort müssen mehrere durchgekämpft werden, die auch im glücklichsten Ausgange nicht Alles entscheiden. Gleichwohl erzieht nichts so schnell die Völker zur Cultur, als die Freiheit. — Außer Neuspanien sind gegenwärtig dem Mutterlande noch unterworfen Guatimala, Peru, ein Theil von Neugranada, Havanna, Portorico und St. Domingo. Die Menge reicher Capitalisten und Sklavenbesitzer macht hier die Mehrzahl jedem Aufstande abgeneigt; allein die *Macht* des Monopolsystems und die der Inquisition sind vernichtet, und der Gewalt der liberalen Ideen, welche überall gewurzelt haben, wird auf die Länge nichts widerstehen. Ueber die Gesch. der südamerik. Revolution vergl. man das Exposé to the Prince Regent of England by Mr. W. *Walton* (London 1816); die Artikel von Blanco White im Journal El Español; die Historia de la Revolucion de Mexico, por el Dr. D. José *Guerra*; die Historical Sketch of the Revolution of the United Provinces of South-America, written by Dr. Gregorio *Funes*, and appended to his History of Buenos Ayres, Paraguay and Tucuman; ferner des Repräsentanten Clay treffliche Rede im Congresse zu Washington 1818 (s. d. Journ. Amerika, Oct. 1818, N. 35 fgg.); und die Outline of the Revolution in Spanish America, by a South-American, der bei vielen Ereignissen Augenzeuge war, London 1817. Eine interessante Vergleichung des nordamerikanischen Freiheitskampfes mit England und des südamerikanischen mit Spanien findet man im Quart. Review XXXIV, Lond. Nov. 1817. S. 530 fgg. De Pradt in s. Schrift: L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle, stellt die Meinung auf, Amerika sey für Spanien verloren — was jedoch nur von dem spanischen Handelsmonopol schon jetzt behauptet werden kann — Frankreich müsse daher seine Colonien daselbst aufgeben, und die Sache der Independenten unterstützen, um, mit ihnen verbunden, die brittische Seemacht zu stürzen, indem es Amerika's Handel an sich ziehe. Dieser Gedanke ist nicht ausführbar, weil Nordamerika und England, nebst Brasilien, schon factisch den Besitz des spanisch-amerikanischen Handels unter sich getheilt haben; Frankreichs Colonien aber, nach einem liberalen System regiert, die Cultur in Westindien und in Guyana's Wildnissen sicherer bei sich aufnehmen und weiter verbreiten können, als wenn sie jetzt in den Zustand der Anarchie, unter wilden Negern, geriethen. Es wäre ein Unglück für Europa, wenn es alle Colonien verlöre; allein es wird sie behalten, wenn es an Spaniens Beispiel lernt, wie es sie *nicht* regieren soll. K.

Süden, s. **Mittagspunkt**.

Südermannland, s. **Schweden**.

Südersee, s. **Zuydersee**.

Sudeten, ein Gebirgszug, der, wie aus dem Ptolemäus erhellt, schon den Alten bekannt war; an der Seite desselben wohnten die Hermunduren. Man begreift unter Sudeten das Iser-, Riesen- und das mährische Gebirge, wodurch es mit den oberungarischen Karpathen in Verbindung steht. (S. d. Art. **Riesengebirge**.) Der

höchste Gipfel derselben ist die Schneekoppe, 4949 pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Südländer werden im weitern Verstande alle diejenigen Länder und Inseln genannt, welche an und auf der Südsee liegen. Im engern Sinne nennt man Südländer die Länder von Süd-Europa.

Südlicht oder Australschein ist eine dem Nordlicht ähnliche Erscheinung in den Südländern. Nachdem man lange eine solche in dieser Gegend vermuthet, da man das Nordlicht in den nördlichen Ländern kennen gelernt, bemerkten das Südlicht plötzlich die Seefahrer unter Cook und Forster im J. 1773 zwischen dem 58sten und 60sten Grad südlicher Breite wirklich, und beobachteten dasselbe mehrere Tage hinter einander. Nach Molina werden die Südlichter auf den Inseln von Chili nicht selten gesehen.

Südpol, s. Pol.

Südsee, das stille Meer, der große Ocean, ist der größte Ocean und hat zu Gränzen gegen Westen die Ostküsten von Asien, gegen Osten die Westküsten von Amerika. Gegen Norden verengert es sich allmählig zwischen Asien und Amerika bis zur Straße Anian, durch welche es mit dem nördlichen Eismeere zusammenhängt. Gegen Süden stößt es seiner ganzen Länge nach an das südliche Eismeer. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es den ganzen fünften Welttheil Australien. Man theilt es in drei Meere, nämlich 1) in die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses, folglich in der nördlichen gemäßigten Zone, mit veränderlichen Winden, doch vorherrschendem Westwinde; Theile desselben sind der nordische Archipelagus, das ochozkische oder tungusische Meer, das japanische Meer und der Meerbusen von Korea; 2) in die Mittelsee, oder das eigentliche stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, folglich in der heißen Zone, mit Ostpassat-Winden, enthält die schönsten und größten Inselgruppen Australiens und im Osten den californischen Meerbusen und den Meerbusen von Panama; 3) in die eigentliche Südsee, vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere, hat wieder veränderliche Winde, unter welchen die Westwinde vorherrschen, und enthält nur wenige Inseln.

Südseeländer, s. Australien.

Suetonius (Cajus Tranquillus), aus einer plebejischen Familie entsprossen, hatte zum Vater den Suetonius Lenis, welcher Kriegstribun war. Er ward unter Nero's Regierung geboren, und widmete sich den schönen Wissenschaften, im Sinne der damaligen Zeit, der Rhetorik und Grammatik. Als Rhetor führte er auch gerichtliche Prozesse, und zeichnete sich aus, weßhalb der jüngere Plinius ihn mit großen Beweisen seiner Achtung und Freundschaft überhäufte. Durch die Vermittelung dieses Beschützers erhielt Sueton das Tribunat, und das Recht der drei Kinder (jus trium liberorum), ungeachtet er in einer kinderlosen Ehe lebte. Die Briefe des Plinius enthalten außerdem noch manche Aeußerungen der herzlichsten Freundschaft, welche auf den moralischen Werth des Suetonius das günstigste Licht werfen. Nach dem Tode dieses seines Freundes und Gönners ward er bei dem Kaiser Hadrian Geheimschreiber (magister epistolarum). Doch verlor er diese Stelle, da er, nach dem Ausdruck des Spartianus im Leben des Hadrian, der Kaiserin Sabina, gegen des Hadrian Willen, zu viel Vertraulichkeit bewiesen hatte. Er zog sich nun in die Einsamkeit des gelehrten Stilllebens zurück, und wendete wahrscheinlich diese Muße zur Ausarbeitung seiner historischen Werke

an, zu welchen er, als Secretär des Kaisers, die besten Materialien zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte. Er schrieb mehrere Werke, welche aber verloren sind. Wir besitzen noch von ihm die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Imperatoren, vom Julius Cäsar an. Es sind also in diesem Werke Julius Cäsar, Octavianus Augustus, Tiberius, Cajus Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus, Titus und Domitianus geschildert, nicht bloß als Kaiser, sondern auch als Menschen. So wenig diese Gemälde von Seiten der Kunst sich auszeichnen, so wichtig sind sie als Materialiensammlungen. Sie enthalten eine große Menge der interessantesten und lehrreichsten Notizen aus der Geschichte dieser Kaiser, und geben sehr oft, wenn alle andre Schriftsteller uns verlassen, die wichtigsten Aufschlüsse. Dabei tritt der günstige Umstand ein, daß diese Erzählungen größtentheils das deutliche Gepräge der Wahrheit an der Stirn tragen, indem sie nicht nur mit den bewährtesten Historikern der damaligen Zeit, die wir besitzen, übereinstimmen, sondern auch durch ihre innere Wahrscheinlichkeit und ihren Zusammenhang mit dem bekannten Charakter des Geschilderten als glaubwürdig erscheinen. Durch kein andres Werk des Alterthums werden wir so genau mit den merkwürdigen Personen, die im ersten Jahrhundert vor und nach Chr. Geb. das römische Volk beherrschten, bekannt, als durch diese Biographien. Alles, was ihr Geschlecht, ihre Aeltern, ihre Geburt und Jugendbildung, ihr öffentliches und häusliches Leben, ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ja selbst ihr Aeußeres betrifft, ist mit befriedigender Ausführlichkeit in einfach klarer und ungekünstelter Schreibart dargestellt, und sie gewähren daher nicht nur eine sehr belehrende, sondern auch anziehende Unterhaltung. Er steht zwischen der oft ermüdenden Weitschweifigkeit und philosophischen Leere des Plutarch und der trocknen Kürze des Aurelius Victor in der Mitte, und ist für uns ein goldener Schriftsteller. Die beiden andern Werke, welche seinen Namen tragen, nämlich das Buch von berühmten Rednern, und die Auszüge aus der Schrift von den Dichtern, sind theils nicht vollständig, theils unbedeutend. Die besten Ausgaben des Suetonius sind die von Pitiscus (Leuw. 1714, Vol. II. 4.), von Burmann (Amst. 1736, Vol. II. 4.), von Oudendorp (Leiden 1751, Vol. II. 8.), von Wolf (Leipzig 1802, 4 Thle. 8. mit Casaubonus Anmerk.), und von Baumgarten-Crusius (Leipzig 1815, 8.). Sehr brauchbar ist auch die Bearbeitung für Schulen von Bremi (Zürich 1808, 8.), welche viele sacherklärende Bemerkungen enthält. In das Deutsche sind die zwölf Lebensbeschreibungen von Ostertag übersetzt worden (Frankfurt a. M. 1788 — 1789, 2 Bde. 8.). Doch verdiente der wackere Suetonius wohl eine sorgfältigere und ausgearbeitetere Uebersetzung. Kl.

Sueur (Eustache le), ein berühmter französischer Maler, geboren 1617 zu Paris, gestorben daselbst 1655, studirte unter Simon Vouet, den er bald durch die Vortrefflichkeit seiner Talente übertraf. Dieser gelehrte Künstler verließ sein Vaterland nie, und doch zeugen seine Werke von einem feinen, nach den größten italienischen Meistern und der Antike gebildeten Geschmack in Hinsicht auf die Zeichnung. Durch Mühe und Nachdenken gelangte er, von seinem vorzüglichen Genie unterstützt, zu einer hohen Stufe als Künstler, und er würde in dieser Hinsicht vollkommen geworden seyn, wenn er den Pinsel der venetianischen Schule, und seine Farbengebung mehr Kraft und Wahrheit gehabt hätte. In seinen Darstellungen herrscht eine

edle Einfachheit und das Prachtvolle, welches Raphaels Gemälde so sehr auszeichnet. Seine Ideen sind erhaben, sein Ausdruck bewundernswürdig, und seine Stellungen gut contrastirt. Er malte mit ungemeiner Leichtigkeit, und man bemerkt in seinen Pinselstrichen eine eigenthümliche Freiheit und Frische. Seine Gewänder besonders sind mit großer Kunst gezeichnet. Dabei besaß le Sueur jene Einfachheit und Rechtlichkeit des Charakters, und jene wirkliche Frömmigkeit, welche den künstlerischen Talenten einen so hohen Werth geben. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind zu Paris. Das kleine Karthäuserkloster hatte er mit herrlichen Gemählden geschmückt, die aber von neidischen Menschen verstümmelt wurden. Sie stellen in zweiundzwanzig Schilderungen, die jetzt im Saal des Senats sind, das Leben des heiligen Bruno vor, und der Künstler hatte drei Jahre lang daran gearbeitet. Man bewundert darin besonders den Schlummer des Heiligen, seine Weigerung, die Bischofswürde anzunehmen, die Predigt des Canonicus Raymund, und den Tod des Bruno in den Einöden Calabriens. Auch wird ein anderes Gemälde von le Sueur sehr geschätzt, welches eben jenen Heiligen darstellt, wie er für sich und seine Gefährten die große Karthäuserkirche bei Grenoble, und die Zellen, worin sie der Welt gänzlich vergessen sollen, bauen läßt. Die Anordnung ist edel und einfach, die Stellungen der Arbeiter sind mit der äußersten Richtigkeit gewählt; auch war es ein großes Verdienst le Sueurs, nichts Uebertriebenes darzustellen. Sein Hauptwerk ist das Gemälde des heiligen Paulus, wie er zu Ephesus predigt; es befindet sich im Museum zu Paris, so wie auch die Messe des heiligen Martin u. a. Die Gemälde, womit er drei Säle im Hotel Lambert schmückte, sind durch die Dichtung und die Feinheit der Ideen sehr merkwürdig. Diese schöne aus neunzehn Stücken bestehende Reihe von Gemälden ist bekannt unter dem Namen des **Cabinets der Musen und des Salon der Liebe.** Es war sein letztes Werk. Er starb 38 Jahr alt. Nach seinen Werken haben mehrere Kupferstecher gearbeitet.

Sueur (le), ein berühmter Componist, vormals kaiserlicher Capellmeister zu Paris. Er wurde etwa 1760 zu Abbeville geboren, früh in der Tonkunst und andern Wissenschaften unterrichtet, und erhielt, obgleich er nicht Geistlicher war, schon sehr jung die Capellmeisterstellen an mehreren Kirchen in Paris, und endlich an der Metropolitankirche daselbst. Hier machte er sich bald durch mehrere Messen und Oratorien bekannt, den größten Ruhm erwarben ihm aber seine theatralisch-musikalischen Arbeiten, wozu ihm sein Freund Sacchini die erste Anleitung gab. Seine Opern: Paul et Virginie, Télémaque, la Caverne u. a. wurden mit dem größten Beifall aufgenommen; wegen der zweiten wurde er öffentlich in einer Sitzung des **Lyceums** (1796) hervorgerufen, und ihm der Kranz der Erkenntlichkeit dargereicht. Nachher ward er zu einem der fünf Administratoren des Conservatoriums, und 1804 an **Paesiello's** Stelle zum Capellmeister Napoleons ernannt. Unter seinen neuesten Opern zeichneten sich die **Barden** vorzüglich aus, in welchen die Harfenchöre eine eigenthümliche Wirkung machen sollen.

Sueven nannte man vor der christlichen Zeitrechnung eine Anzahl unter einander verbundener Völkerschaften, die den größten Theil Deutschlands bewohnten; die Hermunduren, Semnonen, Longobarden, Angeln, Vandalen, Burgunder, Rugier und Heruler waren die bedeutendsten derselben, oder doch die, welche uns am meisten be-

kannt geworden sind. Sie wohnten anfangs zwischen der Weichsel und Oder, breiteten sich über die Elbe aus, und zu Cäsars Zeit selbst bis an den Neckar und Rhein. Ihren Namen sollen sie, wie Tacitus sagt, von dem langen Haare, welches sie, als Nationalkennzeichen, in einen Zopf oder Schweif gebunden trugen, erhalten haben. Sie scheinen einige besondre Religionsceremonien gehabt zu haben; übrigens waren ihre Sitten und Verfassung denen der andern deutschen Völker ähnlich. Bei der großen Völkerwanderung gingen Sueven mit Alanen und Vandalen vereint nach Gallien, drangen im Jahr 409 über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten mit den Vandalen die Provinzen Gallicien und Altcastilien. Nachdem die Vandalen nach Afrika übergegangen waren, breiteten sich die Sueven weiter aus, selbst bis in das heutige Portugal. Ihre Eroberungssucht verwickelte sie in Kriege mit den Römern und Westgothen; sie wurden von den letztern im J. 586 völlig überwunden, und von der Zeit an verschwand ihr Reich und selbst ihr Name aus der spanischen Geschichte. Die in Deutschland zurückgebliebenen Sueven erschienen im 5ten Jahrhundert unter dem Namen Schwaben, mit den Allemanniern verbunden, zwischen dem Oberrhein und dem Main, um den Neckar, die Donau und den Lech. Sie sind die Stammväter der heutigen Schwaben. Vom 8ten Jahrhundert an standen sie unter der Oberherrschaft der fränkischen Könige, und wurden durch Herzoge regiert. Das Land, das sie besaßen, war in verschiedne Gaue (pagi) eingetheilt, deren Benennungen zum Theil noch jetzt übrig sind, erstreckte sich aber weiter, als der ehemalige schwäbische Kreis.

Suez, eine kleine und schlechtgebaute aber berühmte Stadt in Aegypten, an einem Meerbusen, welcher der nördlichste des rothen Meeres ist, war vormals eine reiche Handelsstadt und die Niederlage indischer und europäischer Waaren. Jetzt ist sie sehr herabgesunken, hat nur noch 530 Einwohner, und ist in Gefahr ganz zu veröden. Von dieser Stadt aus treiben die Türken einigen Handel nach Mecca und nach dem südlichern Mocha, um Caffee zu holen. Die Spitze des Meerbusens, an welchem sie liegt, ist aber so seicht, daß man beim niedrigen Stande des Wassers ohne Gefahr durchwaten kann. Ihre Lage in einer dürren, unfruchtbaren, wasserleeren Fläche aus Kalkfels, mit Sand, Kies, Korallenfragmenten und Muschelwerk überschüttet, ist höchst ungünstig. Keine Grasung, keinen Baum, kein Holz, kein Wasser, keinen Landbau gibt es hier, nur wenig genießbare Fische. Seit 1538 wurden hier die meisten Schiffe zur Fahrt auf dem arabischen Meerbusen gezimmert, obgleich alles Holz und Eisen auf Kameelen hieher geführt werden mußte. Jetzt hat alles dies aufgehört und der Hafen ist versandet. Von ihr hat die Landenge zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, welche Asien und Afrika verbindet, den Namen.

Suffeten; s. Carthago.

Suffragan heißt jedes zu Sitz und Stimme (suffragium) berechtigte Mitglied eines Collegiums von Klerikern, sey es eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenskapitel unter einem Provincial, oder ein Convent unter einem Abt; vorzugsweise jedoch wird der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof dessen Suffragan genannt. E.

Suffragium, die Stimme, welche Jemand bei irgend einer vorzunehmenden Abstimmung zu geben das Recht hat, hieß besonders zu Rom ein Vorrecht, das jedem römischen Bürger in den Comitien

bei Einführung oder Abschaffung eines Gesetzes, bei Besetzung eines Amtes, oder sonst in ähnlichen Angelegenheiten zustand. Die Bürger versammelten sich bei einem solchen Falle auf dem Marsfelde, und jeder ging zu seiner Centurie, welche nun nach der Reihe sich in den dazu bestimmten Platz, Ovile genannt, verfügte. Gleich bei dem Eingange dazu befanden sich kleine Brücken, auf welchen gewisse Leute (diribitores) ihnen Täfelchen zum Stimmen austheilten, und zwar, wenn ein Gesetz eingeführt werden sollte, zwei Täfelchen, eines mit den Buchstaben U. R. (Uti rogas, dem Antrage gemäß), das andre mit dem Buchstaben A (antiquo, ich lasse es beim Alten); oder, wenn es ein zu besetzendes Amt betraf, so viel Täfelchen, als Wahlcandidaten dazu vorhanden waren, um den Namen desjenigen, den man dazu haben wollte, darauf zu schreiben. So wurden nun die Stimmen gesammelt, und nach deren Mehrheit der Beschluß gefaßt, der dann volle Kraft und Wirkung hatte.

Suggestivfragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen des Richters an den Inquisiten, welche schon Bestimmungen angeben, die sich erst aus der Antwort hätten ergeben sollen. Sie können nach den Umständen zweckmäßig oder unzweckmäßig seyn.

Suhl ist eine der ansehnlichsten Städte der gefürsteten Grafschaft Henneberg in Franken, und gehört jetzt zu dem erfurter Regierungsbezirk der preußischen Provinz Sachsen. Sie liegt an der Südwestseite des thüringer Waldes, in einem romantischen Thale, an dem Flüßchen Lauter, ist offen und zum Theil an steilen Abhängen erbaut. Der schönste Theil ist der Marktplatz. Suhl verdankt seine Entstehung wahrscheinlich den Serben, die sich hier wegen der Salzquellen mögen niedergelassen haben; später mag des Orts Flor aus den Bergwerken hervorgegangen seyn, die im 14ten Jahrhundert entdeckt wurden. Graf Wilhem VII. von Henneberg ertheilte ihm 1517 einige städtische Vorrechte, und 1527 völlige Stadtgerechtsame. Die Stadt zählt mit 13 Häusern des Linsenhofs 1004 Häuser und 5800 Einwohner. Sie hat die Rechte einer Bergstadt, und als solche ein Bergamt, dem ein Bergmeister und ein Geschworner vorstehen. Außerdem ist hier ein Justizamt, eine Superintendentur, ein Rentamt und eine Eisenhütten- und Fabrikinspection. Hauptnahrungszweige der Einwohner sind die Eisen- und Gewehrfabrikation und die Barchentmanufactur. Die Gewehrfabrik ist alt, und erhielt 1563 vom Grafen Ernst Georg von Henneberg die erste Innung. Es sind jetzt hier fünf Rohrhämmer, sechs Rohrschmieden, und zweiundzwanzig Bohr- und Schleifmühlen. Die Vorzüge der hiesigen Gewehre sind bekannt. Jedes Gewehr geht bis zur Vollendung achtundfunfzig mal durch die Hände, und wird vor dem Verkauf von einer Deputation geprüft. Außerdem fertigt man noch eine Menge Eisenwaaren, die zum Theil unter dem Titel schmalkalder Waare verkauft werden, z. B. Pulverproben, Lademaße, Jagdhämmer, Flintenkrätzer, Kugelzieher, Fuchseisen und Marderfallen, Zuckerschneider, Zuckerhämmer, Federhaken, Caffee- und Gewürzmühlen, Feuerzeuge von verschiedener Art, Waagen, Schlösser, Leuchter, Schnallen, Bügeleisen, Degen- und Hirschfängergefäße, Petschafte, chirurgische Instrumente u. s. w. Das Eisen wird hier mittelst Blauöfen ausgeschmolzen, und im Frischfeuer verfrischt. Von dem hiesigen Stahl werden jährlich über 7000 Centner verarbeitet. Die Barchentweberei ward im 17ten Jahrhundert hieher gebracht. 1806 zählte man 380 Webermeister und 320 Gesellen, welche mit den hieher arbeitenden Dorfmeistern 64,000 Stück

Barchente lieferten. Mehrere Kaufleute treiben damit ansehnlichen Handel. Von dem nahen und hohen Domberge hat man eine schöne Aussicht.

Suhm (Peter Friedrich von), dänischer Kammerherr und Historiograph zu Copenhagen, geboren 1728, ein als Philosoph, als Dichter und Geschichtschreiber sehr verdienstvoller Gelehrter, erhielt von seinem Vater, dem dänischen Admiral Ulrich Friedrich Suhm, eine sehr gute Erziehung, beschäftigte sich vornehmlich mit römischer und griechischer Philologie, und bildete sich besonders auf der Universität zu Copenhagen zum Geschäftsmann aus. Da er aber an gerichtlichen Beschäftigungen keinen Gefallen fand, so folgte er seiner Neigung zu den Wissenschaften, ging 1751 nach Norwegen, und wohnte bis 1765 in Drontheim. Darauf ging er nach Copenhagen zurück, und lebte hier unter den nützlichsten literarischen Beschäftigungen im Genuß des ausgebreitetsten Ruhms bis an seinen Tod den 7. Sept. 1798. Suhm war in mancher Hinsicht die Zierde seines Zeitalters und seines Vaterlandes. Sowohl für das lesende, als das gelehrte Publicum lieferte er sehr schätzbare Werke. Er besaß ein großes Vermögen, welches er auf die uneigennützigste Weise zur Unterstützung gelehrter Personen und Anstalten verwendete, und verband hiemit die liebenswürdigsten menschlichen Tugenden. Als Kritiker und Philosoph durch seine moralischen und gemeinnützigen Abhandlungen, als Dichter durch seine nordischen Idyllen und Erzählungen, als classischer Geschichtsschreiber seines Vaterlandes hat er sich in dem glänzendsten Lichte gezeigt, und sich einen unvergänglichen Ruhm erworben. Seine Bibliothek, welche mehr als 100,000 Bände betrug, vermehrte er mit großem Kostenaufwande, da er jährlich für 5000 Thlr. Bücher ankaufte, und allein auf die Vergrößerung der Bibliothekzimmer 20,000 Thlr. verwendete. Er hielt Bibliothekare, öffnete täglich seine Bibliothek für Jedermann, und gab große Summen für Copisten und Handschriften, und zur Unterstützung armer Studenten aus. Durch die große Feuersbrunst in Copenhagen von 1795 verlor er zwei Werke, die er auf seine Kosten drucken ließ, nämlich den 8ten Theil seiner Scriptorum rerum Daniae medii aevi, und den 7ten Band seiner dänischen Historie. Seine Bibliothek überließ er 1796 für eine Leibrente von 3000 Thlrn. der königlichen Bibliothek. Mehrere seiner Werke sind ins Deutsche übersetzt. Zu den wichtigsten derselben gehören seine „kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden," seine „Geschichte der nordischen Völkerwanderung," sein Werk „über den Ursprung der Völker im Allgemeinen," und „über den Ursprung der nordischen Völker" u. s. w. Diese Schriften sind als ein Magazin der nordischen Geschichte zu betrachten.

Suhm (Ulrich Friedrich von), chursächsischer geheimer Rath, geboren zu Dresden 1691, bekannt als Staatsmann und vertrauter Freund Friedrichs des Großen. Sein Vater war Burghard von Suhm, gleichfalls sächsischer Geheimerath und Gesandter in Frankreich. Der Sohn studirte in Genf, ward nachher von seinem Vater in Paris zu Staatsgeschäften gebildet, und kam 1720 als chursächsischer Gesandter an den berliner Hof, wo er mit vielem Beifall bis 1730 blieb, sich die Freundschaft des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrichs II.) in einem sehr hohen Grade erwarb, und mit demselben in der Entfernung einen philosophischen Briefwechsel unterhielt, der nach des Königs Tode unter dem Titel: Correspondence familière et amicale de Frédéric II. avec U. F. de Suhm, Berl. 2 Vol. 8. er-

schien. Deutsch ebend. 2 Theile 8. Suhms Briefe, minder interessant, als die königlichen, verrathen einen Mann von Kenntnissen und scharfem Verstande. Er ging 1737 an den russischen Hof, wollte 1740 in die Dienste seines königlichen Freundes treten, starb aber auf der Reise zu ihm im November des letztgedachten Jahrs.

Suidas, ein griechischer Grammatiker, der nach Einigen im 11. Jahrh. unter der Regierung des Kaisers Alexius Comnenus, nach Andern noch vor dem 10. Jahrh. blühte. Er schrieb ein historisches und geographisches Wörterbuch, das, wiewol nicht durchaus genau, doch von größter Wichtigkeit ist, da es vieles enthält, was man anderwärts vergebens suchen würde. Die beste Ausgabe ist von Küster, Cantabr. 1705, 2 B. Fol.

Sulkowski. Dieses gräfliche polnische Geschlecht theilt sich in zwei Linien. Die ältere führt den gräflichen Titel; die jüngere wurde 1752 mit der reichsfürstlichen Würde beliehen, und besitzt Güter in Polen und Schlesien. Sie theilt sich in 2 Aeste: 1) Schlesischer Ast: Fürst Johann Nepomuck, Herz. zu Bielitz, war poln. Oberster in kais. franz. Diensten, besitzt das Fürstenth. Bielitz im österreichischen Oberschlesien, mit 9500 Einw., und resid. zu Bielitz, einer Manufacturstadt von 4300 Einw. 2) Polnischer Ast: Fürst Anton Paul, Graf zu Lissa, resid. zu Reißen (Ridzin) im Königr. Polen, und ist polnischer Gen.Lieut. in russ. Diensten. Dem fürstl. Hause gehören, außer der Ordination Ridzin und der Herrsch. Luschwitz in Posen, noch andre polnische Güter und das Incolat oder Bürgerrecht in Niederösterreich. Ein Pole, Namens Joseph Sulkowski, geb. 1774, ein Zögling und Verwandter des Fürsten August Sulkowski, Woiwoden von Posen, zeichnete sich als franz. Brigade-General und erster Adjutant Buonaparte's aus. Er hatte 1792 unter Zabiello gegen die Russen, dann in Frankreich bei der Armee von Italien gedient, wo er die Schanzen des Georgen-Forts bei Mantua nahm. Er wurde damals Buonaparte's Adjutant und begleitete ihn auch nach Aegypten, wo er in mehrern Treffen verwundet, und zuletzt, kaum genesen, bei dem Aufstande in Cairo, als er sich durch seinen Eifer und seine Menschenliebe zu weit hinreißen ließ, getödtet wurde. Buonaparte gab einem Fort von Cairo den Namen Sulkowski.

Sulla (Lucius Cornelius), oder Sylla, römischer Dictator, aus der alten Familie der Scipionen, geboren zu Rom nach Erbauung der Stadt 607. Er genoß einer sehr guten Erziehung, war aber höchst ausschweifend, und liebte vorzüglich Schauspiele, Wein und Weiber. Durch seine Reichthümer glänzte er übrigens unter den römischen Rittern, und diente im J. 107 vor Chr. Geb. in Afrika unter Marius, der ihn gegen die Marser schickte. Sulla beredete sie, die Partei der Römer zu nehmen, nachdem er vorher die Tolosater geschlagen, und ihren König Capillus gefangen genommen hatte. Marius ward wahrscheinlich hierüber eifersüchtig, denn Sulla trennte sich von ihm, und diente im folgenden Jahre unter dem Consul Catulus. Er schlug die Samniter zu zwei malen, und wurde dafür zum Prätor in Rom ernannt. Das Jahr seiner Prätur verlebte er zu Rom, und erhielt darauf die Statthalterschaft über die Provinz Asien, wo er den von dem Volke mit Bewilligung der Römer gewählten König Ariobarzanes auf den Thron von Cappadocien setzte, und den Gordius, unter dessen Leitung ein Sohn des Königs Mithridates Eupator dies Land beherrschte, in Einer Schlacht völlig überwand.



darauf schloß er ein Bündniß mit dem Könige der Parther, und benahm sich dabei mit so viel Würde, daß einer der Anwesenden ausrief: „Wahrlich, dieser Mann ist Herr der Welt, oder er wird es werden!“ Nachher schlug er die Samniter, eroberte ihre Festung Bovianum, wo sich ihre Nationalversammlung befand, und machte diesmal seinen ruhmvollsten Feldzug; denn er gestand selbst, daß das Glück immer mehr Antheil an seinen Siegen gehabt habe, als seine Klugheit und seine Anführung. Er mochte sich deßhalb auch gern den glücklichen Sulla (Sulla Felix) nennen hören. Im Jahre 88 vor Chr. Geb. wurde er Consul, und im folgenden Jahre wurde ihm der Oberbefehl gegen den König Mithritades übertragen, der einen großen Theil Griechenlands unter seine Gewalt gebracht hatte. Er schlug dessen Feldherrn Archelaus, daß von 120,000 Mann kaum 10,000 übrig blieben. Unterdessen hatten Cinna und Marius zu Rom Sulla's Haus niederreißen lassen, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und seine Güter eingezogen. Sulla, entschlossen, sie dafür zu strafen, übergab den Oberbefehl in Asien dem Murena, und eilte mit 60,000 Mann nach Italien. Er landete zu Brundusium (jetzt Brindisi), und in Campanien verbanden sich viele Menschen, die gleichfalls aus Rom verbannt waren, mit ihm. Sogar Cnejus Pompejus trat mit drei Legionen zu ihm über, und so vermehrte sich sein Kriegsheer ansehnlich. Indessen waren seine Gegner ihm überlegen; aber Sulla nahm zu List und Ränken, nicht bloß zu den Waffen, seine Zuflucht. Deßhalb sagte der Consul Carbo, der mit Marius ihm an der Spitze eines großen Heeres entgegenzog: „er habe in dem einzigen Sulla einen Löwen und einen Fuchs zu bekämpfen; er fürchte aber den Fuchs mehr als den Löwen.“ Wirklich wurden Carbo und Marius beide geschlagen, und Sulla zog ohne Widerstand in Rom ein. Er ließ hier die Güter der Entflohenen verkaufen, belagerte darauf Präneste, welches Marius besetzt hielt, nahm es ein, ließ es plündern, und wenig Römer von der Partei des Marius entgingen der Grausamkeit des Siegers. Nun ging er nach Rom zurück und nahm feierlich den Beinamen: Felix (der Glückliche) an. Der Rest seines Lebens war ein Gewebe von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Sechs oder siebentausend Kriegsgefangene ließ er in dem Circus zu Rom umbringen, obgleich er ihnen das Leben versprochen hatte. Der Senat war in dem auf dem Circus befindlichen Tempel der Bellona versammelt, und als die Senatoren über das Geschrei einer so großen Zahl Sterbender erschraken, sagte Sulla kaltblütig: Achtet nicht darauf, versammelte Väter! Es ist eine kleine Anzahl Rebellen, die auf meinen Befehl gestraft werden. Von diesem Tage an wurden Rom und alle Provinzen Italiens mit den gräßlichsten Mordscenen erfüllt, wobei sich vorzüglich Catilina durch Grausamkeit auszeichnete. Nachdem er seinen eigenen Bruder umgebracht hatte, übernahm er auch die Bestrafung des M. Marius Gratianus, dem er die Augen ausrißen, die Hände und Zunge abschneiden, die Füße zerschmettern ließ, und zuletzt mit eigener Hand den Kopf abhieb. Zur Belohnung dafür übertrug ihm Sulla den Oberbefehl über die gallischen Soldaten, die fast immer mit diesen Hinrichtungen beschäftigt waren. Nachdem Sulla seine Rachgier und Grausamkeit durch die Ermordung von vielen Tausenden befriedigt hatte, ließ er sich auf unbestimmte Zeit zum Dictator ernennen. Nun herrschte er unumschränkt. Er widerrief (673) alle Gesetze, und gab neue, traf andre Einrichtungen in Hin-

sicht des Consulats, schaffte das Tribunat ab, setzte 300 Ritter zum Senate, und 1060 Sklaven der Geächteten zum Volke, gab ihnen das Bürgerrecht, und nannte sie nach sich Cornelier. Nach einigen Jahren erneuerte er den Frieden mit dem Mithridates, den sein Legat Murena gestört hatte, und legte zum Erstaunen Aller 675 seine Dictatur nieder, wobei er sich erbot, von allen seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, obgleich er über 100,000 Menschen, unter denen 90 Senatoren, 15 Consularen und 2600 Ritter waren, hatte hinrichten lassen. Darauf begab er sich nach Puteoli auf sein Landgut, wo er sich den schändlichsten Ausschweifungen ergab, und 676 nach Roms Erbauung an einer schrecklichen Krankheit starb. Beinahe immer Herr seiner selbst überließ er sich den Wollüsten, wußte aber sich ihnen eben so schnell zu entreißen, da er den Ruhm mehr noch als das Vergnügen liebte. Von Natur einschmeichelnd und überredend, suchte er in seiner Jugend allen Menschen zu gefallen. Er war bescheiden, wenn er von sich selbst sprach, und verschwenderisch mit Lobeserhebungen, und selbst mit dem Gelde gegen Andere. Mit den gemeinen Soldaten war er vertraulich, nahm ihre Sitten an, trank mit ihnen, machte sich über sie lustig, und duldete das Gleiche von ihnen. Außer der Tischzeit war er ernst, thätig, wachsam, und konnte selbst gegen die Theilnehmer seiner Ausschweifungen sich auf die unerforschlichste Weise verstellen. Wahrsagern, Stern- und Traumdeutern schenkte er großen Glauben. Nach Cicero war er vollendeter Meister in drei Lastern: der Wollust, der Habsucht und Grausamkeit. Als Krieger wurde er von Keinem übertroffen, und zugleich war er ein großer Staatsmann; fürchterlich in seinen Drohungen, aber treu in seinen Verheißungen; eben so unerbittlich, als ohne Zorn und Mitleid. Er opferte alles, selbst seine Freunde, dem Ansehen der Gesetze auf, die er gab und nicht befolgte, und er zwang seine Mitbürger, besser zu seyn als er selbst. Kurz, Sulla war außerordentlich in seinen Lastern und in seinen Tugenden. Man kann ihn nicht zu viel loben, noch ihn genug verabscheuen. Sterbend befahl er, auf sein Grabmal zu schreiben: „daß niemals Jemand ihm in dem Guten, was er seinen Freunden, und in dem Bösen, was er seinen Feinden erwiesen, geglichen habe."

Sully (Maximilien von Bethune, Baron von Rosni, Herzog von), Marschall von Frankreich und erster Minister des großen Königs Heinrich IV., einer der vortrefflichsten und würdigsten Männer, die jemals das Ruder eines Staats führten. Er wurde 1559 zu Rosni als Abkömmling einer sehr alten und vornehmen Familie geboren, und in der reformirten Religion, welcher er während seines ganzen Lebens standhaft treu blieb, erzogen. Als er elf Jahre alt war, stellte sein Vater ihn der Königin von Navarra und deren Sohn, dem Kronprinzen Heinrich, vor, mit dem er gleichen Unterricht genoß. Um seine Studien fortzusetzen, folgte er 1572 dem Prinzen nach Paris, wo er sich befand, als die gräßliche Bluthochzeit Statt fand. Der Vorsteher des Collegiums von Bourgogne hielt ihn drei Tage lang verborgen, und rettete ihn so vom Tode. Im Dienste des jungen Königs von Navarra zeichnete er sich bei mehreren kleinen Gefechten durch eine an Verwegenheit gränzende Tapferkeit aus. In der Folge leistete er bei verschiedenen Belagerungen seinem Könige wichtige Dienste, und hatte Antheil an dessen Siege bei Ivri (1790), wo er verwundet wurde. So tapfer er im Felde war, eben so geschickt war er als Unterhändler, und wurde deßhalb 1583 nach Paris geschickt, um die Absichten des französischen Hofes zu erforschen. 1586 schloß



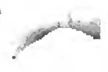
er einen Vertrag für Heinrich mit den Schweizern ab, wodurch seinem Könige 20,000 Mann Hülfstruppen versprochen wurden; und 1599 unterhandelte er zu Florenz wegen der Vermählung seines Herrn mit Maria von Medicis. Als die Konigin Elisabeth von England 1603 gestorben war, wurde Rosni als außerordentlicher Gesandter von Heinrich IV. nach London geschickt, und er gewann den König von England für Heinrichs Ansichten. So große Verdienste blieben nicht unbelohnt, Rosni wurde 1594 zum Staatssecretär, 1506 zum Mitgliede des Finanzconseils, 1597 und 1598 zum Oberaufseher der Finanzen, 1601 zum Großmeister der Artillerie, und 1602 zum Gouverneur der Bastille ernannt, und ihm zugleich die oberste Leitung der Befestigungen übertragen. Er suchte den Räuberbanden, welche während der bürgerlichen Kriege sich über Frankreich verbreitet hatten, auf das kräftigste zu steuern, und brachte als Finanzminister eine so gute Ordnung in diesen Verwaltungszweig, daß er bei 35 Millionen Einkünften in zehn Jahren eine Staatsschuld von 200 Millionen tilgte, und noch 30 Millionen zurücklegte. Er war unermüdet arbeitsam. Erst Abends, wenn seine Geschäfte beendigt waren, genoß er in einem kleinen Cirkel das Vergnügen der Gesellschaft. Auch seine Tafel war sehr einfach besetzt. Die Hofleute waren wenig mit ihm zufrieden, sie nannten ihn gewöhnlich das „Negativ" (die Verneinung), und versicherten, daß das Wort „Ja" nie über seine Lippen käme. Heinrich schätzte ihn dagegen desto mehr. Eifrig widersetzte sich Rosni allen Bedrückungen, welche die Großen sich gegen das Volk zu Schulden kommen ließen. Selbst die Geliebte Heinrichs IV., Fräulein von Entragues, nachherige Marquise von Verneuil, erhielt von ihm, auf einen Antrag dieser Art, den sie machte, eine abschlägige Antwort. Die Ursachen des Verfalls und der Schwäche der Monarchien, sagt Sully in seinen Mémoires, sind die übertriebenen Steuern, vorzüglich der Alleinhandel mit dem Getreide, die Vernachlässigung der Handlung, der Gewerbe, des Landbaues, der Künste und Handwerke, die große Zahl von Beamten, und die Kosten dieser Aemter, die außerordentliche Gewalt derer, welche sie bekleiden, die Kosten, die Langsamkeit und Unbilligkeit der Rechtspflege, der Müßiggang und die Verschwendung, und was dahin gehört, die Ausschweifungen und das Sittenverderbniß, die Verwirrungen in den Verhältnissen, Veränderungen in den Münzen, die unklugen und ungerechten Kriege, die Despotie der Regenten, ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen, ihre Vorurtheile zu Gunsten gewisser Stände und Gewerbe, die Habsucht der Minister und Günstlinge, die Verachtung und Zurücksetzung der Gelehrten, die Duldung schlechter Gewohnheiten, und die Uebertretung guter Gesetze, die hartnäckige Anhänglichkeit an gleichgültige oder schädliche Gebräuche, die Menge verwirrender Verordnungen und unnützer Vorschriften. Der Ackerbau, den er eifrig beschützte, schien ihm diese Aufmunterung mehr als die Künste des Luxus zu verdienen. Die letzteren sollten nach seiner Ansicht nur die geringere Anzahl des Volkes beschäftigen. Er fürchtete, daß der Reiz des mit diesen Gewerben verbundenen Gewinnes die Städte zu sehr auf Kosten des Landes bevölkern, und allmählig die Nation entnerven möchte. „Diese sitzende Lebensart," sagte er von den Zeugmanufacturen, „kann keine gute Soldaten machen. Frankreich ist nicht zu solchen Tändeleien geeignet." Deßhalb wollte er auch durchaus alle Auflagen auf Luxuswaaren legen. Der König war nicht immer mit ihm gleicher Meinung, aber er erkannte doch seine Verdienste völlig an. Als Rosni

von seiner Gesandtschaft in England zurückkam, ernannte ihn Heinrich IV. zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufseher (Grand-maitre) aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich, und erhob 1606 das Gut Sully an der Loire für ihn zum Herzogthume und zur Pairie. Diese Gunstbezeugungen erkaufte der Minister aber nicht durch Schmeicheleien. Heinrich hatte die Schwäche gehabt, der Marquise von Verneuil die Ehe zu versprechen, und Sully, dem der König die Acte zeigte, war so dreist, sie zu zerreißen. Obgleich Heinrich IV., um sich mit seinen catholischen Unterthanen auszugleichen und deren Liebe zu gewinnen, zu ihrer Kirche übertrat, und obgleich, wie man glaubt, Sully dem Könige selbst dazu rieth; so blieb er für seine Person doch der protestantischen Lehre treu. Nach Heinrichs IV. Tode wurde Sully, zum großen Nachtheile für Frankreich, entlassen. Er mußte sich mit einem Geschenk von 100,000 Rthlrn. vom Hofe entfernen. Aber einige Jahre nachher berief Ludwig XIII. ihn wieder zu sich, um ihn um Rath zu fragen. 1634 empfing er den Marschallestab von Frankreich, wogegen er seine Würde als Großmeister der Artillerie niederlegte. Er starb den 21. Decbr. 1641 auf seinem Gute Villebon. Sully hat unter dem Titel: „Mémoires des sages et royales oeconomies d'état domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand," ein sehr lesenswerthes Werk hinterlassen, welches 1636 zu Sully unter der Aufsicht des Verfassers gedruckt wurde. Diese Ausgabe ist nicht die vollständigste, aber die gesuchteste, weil sie nicht, wie die andern, z. B. die von Amsterdam 1723 in 12 Vol. und von 1745 in 3 Quart- und 8 Duodezbänden, Veränderungen von fremden Händen erlitten hat. Jene Originalmemoiren von Sully sind überaus interessant, und enthalten eine Menge von Thatsachen und geheimen Anekdoten, die man in andern Werken derselben Zeit vergebens suchen würde. Sie bieten ein Gemälde der Regierungen Carls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. dar, welches von einem geistvollen Manne zum Unterrichte von Staatsleuten und Kriegern entworfen ist. Sully erscheint darin beständig an Heinrichs Seite. Die Liebeshändel dieses Fürsten, die Eifersucht seiner Gemahlin, seine häuslichen Verlegenheiten, die öffentlichen Angelegenheiten, alles ist darin auf die anziehendste Weise geschildert.

Sultan, ein arabisches Wort, nach seiner Abstammung so viel als ein Mächtiger. Im eigentlichen Verstande wird der türkische Kaiser Sultan (auch Großsultan) genannt, obgleich der Titel Padischah für höher gehalten wird. Auch die Fürsten von der Familie des crimmischen Tartarchans heißen Sultane. Der Pascha von Aegypten wird gleichfalls von den Einwohnern dieses Landes, nicht aber am Hofe zu Constantinopel, mit der Benennung Sultan beehrt. Im gemeinen Leben kann dies Wort mit einem Fürworte einer jeden Person aus Höflichkeit beigelegt werden, z. B. Sultanum, mein Herr. So wie die türkischen Sultane auch Großsultane heißen, so werden ihre Gemahlinnen von den Europäern gleichfalls Sultaninnen genannt. Die Türken nennen sie aber nur: die erste, die zweite, oder dritte Frau u. s. w. Die erste ist diejenige, welche dem Kaiser den ersten Prinzen geboren hat. Diese erste Frau wird auch von den Europäern Sultanin Favorite genannt. Sie behält vor den übrigen Damen des Serails den ersten Rang, wofern nicht ihr Sohn vor dem regierenden Sultan verstirbt, und diesem von einer andern Frau früher als von ihr ein Sohn wiedergeboren wird. Der Titel Sultanin kömmt eigentlich nur einer wirklichen, dafür erklärten Ge-

mahlin oder Kaiserin zu; allein solche gibt es nicht mehr, indem zur Ersparung einer eigenen Hofhaltung, welche eine wirkliche Sultanin haben müßte, die Vermählung unterbleibt. Zu Constantinopel heißen nur die Töchter der Kaiser Sultaninnen, und behalten diesen Namen auch, wenn sie an Offiziere und Bediente des Kaisers verheirathet werden. Die Töchter aus einer solchen Ehe heißen Kanum Sultaninnen, d. i. Frauen vom Geblüt. Ist die Mutter des Kaisers bei seinem Regierungsantritte noch am Leben, so heißt sie Walidet-Sultanin oder Sultanin Valide. Sie genießt eines vorzüglichen Ansehens. Ihr Sohn darf ohne ihre Zustimmung keine neue Gemahlin oder Beischläferin wählen, und auch auf die Staatsregierung hat sie einen wichtigen Einfluß. — Sultane oder Sultana heißt eine Art türkischer Kriegsschiffe von ungefähr 66 Kanonen, 800 Seesoldaten und 50 griechischen Matrosen. — Sultanin, eine Goldmünze, die zu Cairo geprägt wird, und ungefähr 2 Rthlr. oder 3 Conventionsgulden werth ist. Die zu Tunis geprägten Sultaninnen sind schwerer, von feinerm Golde und um ein Drittheil mehr werth.

Sulzer (Johann Georg), einer der berühmtesten Philosophen und Aesthetiker des achtzehnten Jahrhunderts, ward 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren. Im Jahre 1734 verlor er an einem Tage seine beiden Aeltern, und da er das jüngste von 25 Kindern war, so reichte sein Erbtheil kaum zu seiner Erziehung hin. Zum Geistlichen bestimmt, wurde er 1736 nach Zürich auf das Gymnasium geschickt, und Wolfs Metophysik war hier das erste Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Johann Geßner machte ihn mit der classischen Literatur bekannt, und Breitinger und Bodmer suchten seinen Geschmack in den schönen Künsten auszubilden. Seine Neigung theilte sich nunmehr zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der Wolfischen Philosophie und dem Linneischen System. 1739 erhielt er von der Synode zu Zürich die Erlaubniß zu predigen, und wurde im folgenden Jahre Hauslehrer bei einer der ersten Familien der Stadt. Nachher ward er Gehülfe des Predigers zu Maschwanden, wo er, von den Schönheiten der Natur begeistert, 1741 seine „moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur" schrieb, welche von Sack in Berlin herausgegeben wurden. 1742 unternahm er eine Reise in die Alpengegenden, von welcher gleichfalls eine Beschreibung herauskam. Im Jahre darauf ward er Hauslehrer bei einem reichen Kaufmanne in Magdeburg, Bachmann. Hier wurde er mit Sack bekannt, welcher ihn 1744 veranlaßte nach Berlin zu gehen, wo er sich Eulers und Maupertuis Freundschaft erwarb. Bei seinem Aufenthalte in Magdeburg gab er noch eine Uebersetzung von Scheuchzers „Itinera Alpina" und einen Versuch über die Erziehung und den Unterricht der Jugend heraus. Auf Sacks und Eulers Empfehlung wurde er 1747 als Professor der Mathematik bei dem joachimsthalschen Gymnasium in Berlin angestellt. 1750 reis'te er nach der Schweiz, und verheirathete sich. Bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde er zum Mitglied der philosophischen Classe der königlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und schrieb in dieser Eigenschaft mehrere Abhandlungen in französischer Sprache, die auch ins Deutsche übersetzt sind. 1760 verlor er seine Gattin, ein Mißgeschick, welches ihn tief betrübte, und weßhalb er eine zweite Reise nach seinem Vaterlande unternahm. Bei seiner Rückkehr nach Berlin 1763 legte er seine Professur am joachimsthalschen Gymnasium nieder, und wollte



sich mit seinen Töchtern nach der Schweiz begeben. Der König stellte ihn aber als Professor bei der neuerrichteten Ritterakademie an, gab ihm eine Pension, und schenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree nicht weit von der Stadt, um sich dort ein Haus bauen, und einen Garten, wovon er ein großer Liebhaber war, anlegen zu können. 1765 wurde Sulzer zum Mitgliede der Commission ernannt, welche den Zustand der Akademie untersuchen, und eine bessere Ordnung einführen sollte. Ein ähnliches Geschäft ward ihm hinsichtlich des joachimsthalschen Gymnasiums übertragen. Einige Jahre darauf mußte er in Verbindung mit Spalding und Sack die Schule zu Klosterbergen und die Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard auf einen bessern Fuß bringen. 1771 lud der Herzog von Curland ihn nach Mietau ein, um ein Gymnasium daselbst einzurichten. Wegen seiner Kränklichkeit mußte Sulzer die Reise ablehnen: allein er entwarf den Plan zu dieser Einrichtung, und bemühte sich, geschickte Professoren dafür zu schaffen. Im Herbste 1773 nahm seine Kränklichkeit so sehr zu, daß er seinem Lehramte an der Militärakademie nicht mehr vorstehen konnte. Obgleich sein Zustand sich immer mehr verschlimmerte, so blieb Sulzer doch in literarischer Hinsicht thätig. Auf Hallers Rath unternahm er 1775 eine Reise durch die Schweiz und Frankreich nach Italien, von welcher er eine interessante Beschreibung herausgab. Während dieser Reise wurde er von seinem Monarchen zum Direktor der philosophischen Classe der Akademie ernannt. Italiens milder Himmel schien vortheilhaft auf seine Gesundheit zu wirken, allein im Herbste 1776 vermehrete sich sein Uebel, und machte 1779 seinem Leben ein Ende. Sulzers **Allgemeine Theorie der schönen Künste**, 4 Thle. gr. 8. letzte Ausgabe, Leipzig 92 — 99, ist eines der vorzüglichsten Werke in seiner Art. Noch schätzbarer ist es geworden durch die **literarischen Zusätze** von Blankenburg, 3 Bde. gr. 8. Leipzig 1796 — 98, und durch die von Dyk und Schatz herausgegebenen **Nachträge, oder Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste**, Leipzig 1792 — 1808, 8 Bände. Auch Sulzers übrige Werke, z. B. seine vermischten philosophischen Schriften, seine Uebungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens (drei Theile) und die bereits angeführten, zeichnen sich vortheilhaft aus.

Sumach, ein Pflanzengeschlecht der dritten Ordnung der fünften Classe. Der virginische Sumach wird zum Schwarzfärben; der Firnißsumach (auch nordamerikanischer Giftbaum genannt), der in Japan und Nordamerika wächst, zur Firnißbereitung gebraucht.

Sumatra, eine der Sundischen Inseln (s. d.), in Ostindien unter der Mittagslinie, von der sie in zwei fast gleiche Hälften getheilt wird, westwärts neben Malacca und Borneo, und nordwestwärts über Java gelegen (s. **Java**), von welcher Insel sie durch die Meerenge Sunda getrennt wird. Ihre Länge wird auf 1050, ihre Breite im Durchschnitt auf 165 englische Meilen und ihr Flächeninhalt auf 8000 Quadratmeilen geschätzt. Die Indier und die Einwohner selbst nennen sie Purichu und Indalas. Eine an manchen Stellen doppelte und dreifache Gebirgskette, welche sich mehr nach der West- als Ostseite zieht, durchläuft die Länge der Insel. Obgleich diese Gebirge bis 6000 Fuß hoch sind, so sind sie doch in keiner Jahrszeit mit Schnee bedeckt. Der Berg Ophir, welcher unmittelbar unter dem Aequator liegt, wird für den höchsten unter den von der Seeseite her sichtbaren

erhalten, indem sein Gipfel sich 13,842 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Zwischen den Bergreihen sind beträchtliche Ebenen, welche viel höher als die Gegenden an der Küste sind, und ein kühles Clima haben. Auch gibt es in den Gebirgen große und schöne Seen, die sich bis in das Innere des Landes erstrecken, und den Verkehr sehr erleichtern. Die westliche Küste von Sumatra ist reichlich mit Wasser versehen; überall gibt es Ströme und Flüsse, aber sie sind zu eng und reißend zur Schifffahrt. An der östlichen Küste hingegen sind die Flüsse breiter und tiefer. Die Südostküste ist mit Mangelbäumen fast über und über bedeckt. Die Bäume senken ihre Zweige in gebogener Richtung ins Wasser herab, und Austern und andere kleine Schalthiere hängen sich in Menge daran. Auf der Westküste von Sumatra, südwärts vom Aequator, beginnt die trockene Jahrszeit (oder der Monsoon, Monsun, Passatwind) im Mai und läßt im September nach. Der nordwestliche Passatwind fängt im November an, der starke Regen hört im März auf. April, Mai, October und November haben gewöhnlich veränderliches Wetter. Auf Sumatra, wie in allen tropischen Ländern, weht der Wind alle 24 Stunden gewisse Stunden von der Seeseite her, und darauf eben so lange vom Lande wieder nach der See zu. Die Luft ist hier gemäßigter als in andern Ländern unter der Mittagslinie. Frost und Schnee sind den Einwohnern unbekannt; desto häufiger hat man schnelle und dunkle Nebel. Es gibt ziemlich viele vulcanische Berge, Erderschütterungen sind häufig, selten aber stark. Gewitter sind sehr häufig, aber selten gefährlich. Gold, Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel, Salpeter, Erdöhl, Steinkohlen, jedoch nicht von besonderer Güte, sind in bedeutender Menge vorhanden. Auch gibt es heiße und mineralische Quellen. Der Reiß ist der wichtigste Gegenstand des Landbaues auf Sumatra, und es gibt verschiedene Gattungen desselben. Die Frucht des Cocusbaumes, ingleichen der Handel mit Betel und Bambus geben den Einwohnern reichen Gewinn, da alle diese Gewächse wenig Sorge und Arbeit erfodern. Zucker wird nicht stark gebaut. Mais, Pfeffer, Ingwer, Koriander, Kümmelsamen werden in den Gärten der Eingebornen gezogen. Aus dem Hanfe breiten die Einwohner ein berauschendes Product, das mit dem Tabak zugleich geraucht wird. Die Ricinuspflanze wächst im Ueberfluß wild, besonders an der Seeküste, und so geben auch Indigo, Brasilienholz und elastisches Gummi beträchtliche Handelszweige ab. An eßbaren Früchten gibt es Mango, Pisang, Orangen und viele andere köstliche Gewächse und Früchte. Weintrauben sind von den Europäern hergebracht, aber von den Eingebornen nicht fortgepflanzt. Auf der Nordwestseite des Aequators wächst der Kampferbaum; der Giftbaum (Puhn Upas) ist gleichfalls auf Sumatra vorhanden, doch ist er nicht so gefährlich, als man ihn geschildert hat. Man kann sich ohne Nachtheil in seinen Schatten setzen, und Vögel nisten auf ihm. An vierfüßigen Thieren gibt es: zahme Büffel, das einzige Hausthier, das zum Arbeiten gebraucht wird, und die Einwohner mit Milch, Butter und Fleisch versorgt; eine Art wilder Kühe; kleine, wohlgebaute, aber verwilderte Pferde, die in der Landschaft Batta so wie auf Celebes gegessen werden; zahme und wilde Schweine und Ziegen; Elephanten, einfach und doppeltgehörnte Rhinocerosse, Tiger, Tigerkatzen, Chamäleone, den Alligator (eine Art von Crocodill), viele Arten von Schlangen und Schildkröten. Die Seen und Flüsse, so wie das Meer sind mit Fischen und Schalthieren angefüllt, und an zahmem und wildem Geflügel mancherlei Gat-

tung ist gleichfalls ein Ueberfluß. Nachdem die Engländer 1796 die moluckischen Inseln eingenommen hatten, wurden der Muscatnuß- und Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und besonders der erstere hat seit der Zeit sich außerordentlich vermehrt, so daß 1815 20,000 voll tragende Muscatnußbäume da waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüsse und 56,000 Pfund Muscatblüthen lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugnissen machen auch Benzoe, Elfenbein, Wachs, indianische Vogelnester, Ebenholz, Adlerholz u. s. w. bedeutende Gegenstände für den europäischen Handel aus. Die Insel wird in 17 Reiche abgetheilt, von denen die Reiche von Menancabo, Achen und Indrapura die beträchtlichsten sind. Das erstere ist von Malayen gestiftet und ist das mächtigste. Die Regierungsverfassung ist eine Mischung von Lehnswesen in den Besitzungen der Malayen, und patriarchalischer Herrschaft. In den Küstengegenden haben sich mit den europäischen Verfassungen auch europäische Sitten unter den Eingebornen verbreitet. Bei den letzteren sind alle Mitglieder einer Familie für die Schulden des Einzelnen verantwortlich; die Kinder erben in gleichen Theilen; Mord und Todtschlag werden mit Geldstrafe gebüßt; körperliche Strafen sind selten. Die Eide werden bei den Begräbnißplätzen der Voraltern unter großen Feierlichkeiten abgelegt; man glaubt an höhere Wesen, aber nicht an eigene Unsterblichkeit. Die Eingebornen sind mittlerer Statur und größtentheils wohlgebaut. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nasen platt, die Hirnschale zusammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. So reißen sich auch die Männer den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr schönen und weißen Zähne. Durch die Bemühungen spanischer und holländischer Missionarien sind viele Eingeborne zur äußern Annahme des Christenthums gebracht worden. Ihre Nationalreligion ist übrigens sehr unvollständig. Sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. 1666 fingen schon die Holländer an, sich an den Küsten von Sumatra festzusetzen, und 1685 siedelten sich auch die Engländer zu Bencoolen an. 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbaut. 1760 wurden zwar die englischen Niederlassungen auf Sumatra von den Franzosen gänzlich zerstört, allein bald wieder hergestellt, und ihnen 1763 durch den pariser Frieden gesichert. Jetzt befindet sich die englisch ostindische Compagnie im Besitz eines Theiles der Westküste. Der Hauptort, und eine der Präsidentschaften der Compagnie ist Bencoolen (Benculen) unter 4½ Grad südl. Breite, sie enthält 350 Quadratmeilen. Der Sitz des Gouverneurs und der englischen Factorei ist aber schon seit 1710 zu Fort Marlborough. Die Niederländer besitzen die Festung Padang auf der Westküste, die Handelsloge zu Palambang auf der Ostküste; diesen Besitzungen ist ein Unterpräfekt vorgesetzt, der unmittelbar unter dem Gouverneur von Batavia steht. Die Niederländer kaufen hier Pfeffer, Kampfer, Gold, Wachs, Elfenbein, Vogelnester, Betel, Kaffee, Terpentin, Gummi, Ebenholz, Benzoe und Zinn ein. Bisher waren uns nur die Küsten von Sumatra bekannt, und kein Europäer war in das Innere gekommen, allein kürzlich entschloß sich Sir Thomas Stamford Raffles, Gouverneur des brittischen Forts Marlborough, selbst einen Zug in das Innere zu machen, und sein Vorsatz wurde mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Er drang in drei verschiedenen



Richtungen in die Insel, nämlich südlich, nach dem Lande Mannah, zu den wichtigen von einem Volke, welches sich Passumahs nennt, bewohnten Provinzen, dann nördlich von Menangcabo, der berühmten Hauptstadt des malaischen Reiches, und endlich von Benkulen quer über die Insel nach Palembang. Er fand ein höchst cultivirtes Land, reich an kostbaren Metallen. Die Passumahs sind ein schöner Menschenschlag, unglaublich den Küstenbewohnern in jeder Hinsicht überlegen, ackerbauend und sehr zahlreich. In Menangcabo ward er durch eine Bevölkerung und einen Boden überrascht, die völlig mit jedem Theile von Java den Vergleich aushalten können. Auf einem Raume von zwanzig Meilen konnte die Volksmenge wenig unter einer Million seyn. Raffles glaubt, mit weniger Aufmunterung werde die brittische Regierung größere Hülfsmittel in Suma finden, als je Java ihr würde dargeboten haben. Nicht ohne große Mühe und persönliche Gefahr konnten diese wichtigen Entdeckungen gemacht werden. Nur zu Fuße konnte man 6000 Fuß hohe Gebirge ersteigen, und über Felsen, Abgründe und Wälder dringen. Raffles hat einen Handel eröffnet, und ist mit dem Fürsten von Menangcabo in Tractaten getreten.

Summa wird in der Arithmetik jeder Erfolg einer Addition genannt; es ist daher die Summe allen addirten Theilen gleich.

Summarische Prozesse, (Processus summarii, extraordinarii, minus solemnes), nennt man solche gerichtliche Verfahrungsarten in Streitsachen, bei denen die im ordentlichen Prozesse üblichen Förmlichkeiten entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil beobachtet werden. a) Wenn auf die Klage gleich ein Termin angesetzt wird, beide Theile in demselben zu Protokoll vernommen und dann gleich ein Urtheil gefällt wird. b) Wenn der Richter auf die Klage einen Befehl erläßt, daß der Beklagte das Gefoderte leisten soll. c) Findet ein summarisches Verfahren Statt, wenn die Sache bloß mündlich zu Protokoll verhandelt, und d) wenn die Zeugen gleich mitgebracht werden. Es gibt mehrere Arten von summarischen Prozessen. 1. Der Arrestprozeß, welcher durch ein Arrestgesuch, oder die Bitte des Impetranten (Klägers), eine Person (arrestum personale), oder ihre Güter (arrestum reale), oder beides zugleich (arrestum mixtum), so lange unter Arrest zu setzen, bis einer gewissen Verbindlichkeit von Seiten dieser Person genügt ist; wobei zugleich eine Caution für den Arrest von dem impetrirenden Theil angeboten werden, und wenn solches nicht geschehen, von dem Richter darauf erkannt werden muß. Zur Begründung einer gerichtlichen Arrestanlegung ist erfoderlich: a) daß die Foderung hinlänglich bescheinigt wird; daß die Person, gegen welche der Arrest verhängt wird, der Flucht verdächtig, oder doch im Begriff ist, sich unter eine andere Gerichtsbarkeit zu begeben, und daß c) in diesem Falle kein Mittel zur Befriedigung des Impetranten übrig bleibt. Auf geschehenes Arrestgesuch und Arrestanlage wird gewöhnlich ein naher Termin zur Prosecution oder Justification des Arrestes angesetzt, und nach demselben wird der Arrest entweder aufgehoben oder bestätigt und summarisch fortgesetzt. Wegen einer durch Schuld des Richters ungebührlicher Weise geschehenen Arrestanlegung kann gegen den Richter die Injurienklage Statt finden. 2. Der Executivprozeß wird durch eine Executivklage, d. h. eine solche Klage, welcher eine klare und richtige Urkunde beigefügt wird, woraus alle Hauptpunkte der Klage hervorgehen, begründet. Hier sind nur solche Einreden in der Regel zuläs-

sig, welche die Klage entweder sogleich ganz vernichten, oder doch wenigstens zur Zeit unstatthaft machen, z. B. die Einreden der Zahlung, der Gegenrechnung, des Vergleiches u. s. w., und auch solche nur, wenn sie sogleich liquid gemacht werden können. Durch solche Einreden wird der Executivprozeß in einen ordentlichen verwandelt. Gibt es keine solche Exceptionen, so muß der Beklagte die Urkunde, welche der Klage zum Grunde liegt, recognosciren oder eidlich diffitiren. 3. Der Mandatsprozeß ist derjenige, wo dem Beklagten, ohne ihn gehört zu haben, vom Richter etwas befohlen oder untersagt wird. Diese richterlichen Befehls- oder Verbotsmandate sind: 1. Mandate sine clausula (ohne Bedingung), gegen welche nur die Einreden der Sub- und Obreption zugelassen werden, der Subreption nämlich, wenn das Mandat durch angeführte falsche Umstände, der Obreption aber, wenn es durch Verhehlung wirklicher Thatsachen erschlichen ist. Ein unbedingtes Mandat (Mandatum sine clausula) darf der Richter nur erlassen a) wegen einer, auf keine Weise zu rechtfertigenden Handlung, b) durch welche ein unersetzlicher Schaden entstanden ist oder entstehen kann; c) in Fällen, wo das öffentliche Beste gefährdet wird, d) wo Gefahr bei dem Verzuge ist. 2. Mandate cum clausula (bedingte Mandate) sind solche Mandate, wodurch zwar Jemanden etwas geboten oder verboten, ihm aber zugleich freigestellt wird, seine Einreden gegen das Anbringen des Klägers vorzutragen. Hier sind außer der Einrede der Sub- und Obreption auch andere Exceptionen zulässig, nur müssen sie sofort liquid gemacht werden können, und auf einmal vorgebracht werden. Ein Mandatum cum clausula erläßt der Richter sodann, wenn er das vorgegebene Factum zwar als wahr voraussetzt, aber doch die Möglichkeit der Einreden anerkennt. Sowohl für den bedingten als unbedingten Mandatsprozeß ist es nothwendig, daß der Kläger den Klagegrund gehörig bescheinigt, weil sonst nur ein ordentliches Prozeßverfahren Statt haben kann. 4. Der possessorische Prozeß (Possessorium) ist dasjenige Rechtsverfahren, wo über die Erlangung eines noch nicht gehabten Besitzes (adipiscendae possessionis), oder die Wiedererlangung eines verlornen (recuperandae possessionis), oder endlich über die Beibehaltung eines gegenwärtigen Besitzes (retinendae possessionis) gestritten wird. Im letztern Falle ist er entweder a) ordentlicher possessorischer Prozeß (Possessorium ordinarium, possessorium summarium), wobei alle Förmlichkeiten des petitorischen Prozesses erfoderlich sind, nur statt des förmlichen Beweises eine Bescheinigung hinreichend ist. Er hat Statt bei fünfjährigem und noch älterm rechtmäßigen und ruhigen Besitze. Oder der possessorische Prozeß ist b) außerordentlicher possessorischer Prozeß (Possessorium summariissimum, Possessorium momentaneum), wenn bei der Klage sogleich die Bescheinigung erfolgt, dann sofort die Antwort des Beklagten Statt findet, und hierauf das Erkenntniß gefällt wird. Er hat Statt in Spoliensachen, so wie auch dann, wenn man sich auf den jüngsten ruhigen Besitz gründet. 5. Der Wechselprozeß ist das prozessualische Verfahren in einer, durch eine nach Wechselrecht ausgestellte Schrift begründeten Rechtssache, wo nämlich der Gläubiger von dem Schuldner die wechselmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit fodert. Eine gerichtliche Untersuchung wegen falscher Wechsel ist also kein Wechselprozeß. (S. Wechsel). 6. Der Concursprozeß, worüber der Art. Falliment nachzusehen. 7. Ein summarisches Verfahren findet

endlich Statt in Bagatell-, Armen-, Fremden- und Alimentationssachen, die theils wegen ihrer Unbedeutenheit kein weitläuftiges Prozeßverfahren zulassen, theils wegen der Gefahr beim Verzuge beeilt werden müssen. Auch gibt es endlich einen summarischen peinlichen Prozeß, bei dem es wegen besonderer Umstände nicht aller für den ordentlichen Kriminalprozeß vorgeschriebener Mittel, Förmlichkeiten und Fristen bedarf. Doch sind zum summarischen peinlichen Prozeß alle diejenigen gerichtlichen Handlungen nöthig, welche zu einem Straferkenntniß erfodert werden. Er findet bei Polizeivergehungen immer, in eigentlich peinlichen Fällen aber nur da Statt, wenn er ausdrücklich bestimmt ist.

Summenformel ist die Formel, welche ausdrückt, wie die Summe aller Zahlen einer geometrischen oder arithmetischen Reihe ohne weitläuftige Addition gefunden wird. In arithmetischen Reihen ist die Summe aller Glieder gleich der Summe des ersten und letzten Gliedes multiplicirt mit der halben Zahl der Glieder. Ist die Zahl der Glieder ungleich, so läßt man das erste oder letzte Glied weg und addirt dies nachher besonders hinzu. In geometrischen Reihen ist die Summe aller Glieder gleich dem letzten Gliede, multiplicirt mit 2, minus das erste Glied. Also:

$$2 + 4 + 6 + 8 + 10 + 12 + 14 + 16 + 18 + 20 = 110.$$
$$2 + 4 + 8 + 16 + 32 + 64 + 128 + 256 + 512 = 1022.$$

Sumpf, ziemlich gleichbedeutend mit Morast, Moor, Bruch oder Gebräche, bezeichnet einen Ort, der weder für Schiffe und Kähne fahrbar, noch für Menschen oder Fuhrwerk gangbar ist, also einen Ort, wo die Erde so mit Wasser vermischt ist, daß daraus eine schlammichte Oberfläche entsteht. Die Physik versteht unter Sumpf jedes Gewässer, das keinen sichtbaren Abfluß hat, und zählt folglich alle Landseen hieher, von denen keine Flüsse ausgehen.

Sumpfluft, ein eignes Gas, welches sich bei der Fäulniß animalischer und vegetabilischer Stoffe, mithin vornehmlich auch in Sümpfen entwickelt und von dem Wasserstoffgas (s. Gas) durch nichts als durch das größere specifische Gewicht und einen größern oder geringern Zusatz von Kohlenstoff verschieden ist.

Sund, eigentlich Oresund oder Oeresund, heißt die Meerenge, welche Dänemark von Schweden trennt, sich zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen befindet, und gewöhnlich die Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee ist; sie ist in der geringsten Breite, bei Helsingoer, ungefähr eine halbe Meile breit, und wird von der dänischen Festung Kronburg auf der Insel Seeland beherrscht. Seit den ältesten Zeiten hat der König von Dänemark sowohl über den Sund, als über die beiden andern aus der Nordsee in die Ostsee führenden Straßen, den großen und kleinen Belt, die Oberherrschaft, und läßt von allen durchgehenden Handelsschiffen ohne Unterschied einen Zoll erheben, welcher an dem Zollhause zu Helsingoer entrichtet werden muß. Dieses Recht der Könige von Dänemark ist durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt worden. Im Frieden zu Broemsebro im Jahr 1645 wurde zwar den schwedischen Schiffen die Zollfreiheit im Sunde und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Friedensburg im Jahr 1720 mußte Schweden die Zollfreiheit wieder aufgeben. Als Dänemark im Jahre 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Declaration, keine

Kriegsschiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte durch den Sund passiren. — Es ist durch Verträge festgesetzt worden, wie viel die durchgehenden Schiffe zu entrichten haben; Franzosen, Engländer, Holländer und Schweden zahlen ein Prozent von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und selbst die dänischen Schiffe müssen 1¼ Prozent entrichten. Die holländischen Schiffer haben den Vorzug, daß sie blos ihre Certificate vorzeigen dürfen, die Schiffer anderer Nationen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Da jährlich gegen 6000 Schiffe durch den Sund hin- und zurückgehen, so ist dieser Zoll, der in die königliche Chatoulle fließt, sehr beträchtlich und man berechnet denselben auf jährlich 900,000 Thlr. Im Jahre 1815 gingen 8815 Schiffe durch den Sund, darunter 2398 brittische und 2270 schwedische Schiffe; im J. 1818 passirten den Sund aus und nach der Ostsee 12,588 Schiffe, unter welchen 5052 englische waren.

Sünde. Jede Gesinnung oder Handlung, und jede Art zu denken oder zu handeln, wodurch das göttliche Gesetz (entweder ein positives und geoffenbartes, oder das natürliche Sittengesetz, welches ebenfalls eine Erklärung Gottes an die Menschen ist) verletzt und übertreten wird, ist Sünde im weitern Sinn des Worts, der Uebertreter des Gesetzes möge dabei die nöthige Kenntniß desselben, und den völligen Gebrauch der Freiheit seines Willens gehabt haben oder nicht. Aber im strengern Sinn kann nur eine solche Uebertretung des göttlichen Willens Sünde genannt werden, die von einem vernünftigen und freihandelnden Geschöpfe begangen wird, welches sowohl Kenntniß vom Daseyn und der Heiligkeit des Gesetzes besitzt, wenigstens besitzen kann, als den völligen und ungehemmten Gebrauch seiner Freiheit im Handeln hatte. Hier findet vollkommen **Imputation** (Zurechnung) Statt, d. i. das Urtheil, daß eine Person, die das göttliche Gesetz auf irgend eine Weise übertrat, mit vollem Recht für den Urheber dieser Uebertretung und für strafwürdig erklärt werden dürfe. Man pflegt daher bei Handlungen, welche mit Recht als Sünden betrachtet werden, von dem Materiellen und Formellen der Sünde zu sprechen. Das Materielle besteht in dem Daseyn eines Gesetzes, welches beobachtet werden soll, und einer Handlung, die es verletzt; das Formelle in der Kenntniß des Gesetzes und in der ungehemmten Freiheit des Willens. Die philosophische und theologische Moral unterscheidet mehrere Gattungen oder Arten der Sünde, indem man dabei theils auf den Inhalt des Gesetzes, welches die Sünde übertritt, theils auf das Object, gegen welches gesündigt wird, theils auf das Subject des Uebertreters, theils auf die Natur und Beschaffenheit der Handlung selbst Rücksicht nimmt. Man unterscheidet 1. in Hinsicht des ersten Punktes **Unterlassungs-** und **Begehungssünden.** Aber in den meisten Fällen, wo der Mensch sündigt, wird etwas Verbotenes gethan, indem er ein Gebot übertritt, und auf der andern Seite etwas Gebotenes vernachlässigt, indem er etwas Verbotenes thut. Die moralischen Verhältnisse zwischen den Menschen und den Gegenständen seiner Pflicht hängen viel zu genau zusammen, als daß ein wesentlicher Unterschied zwischen Uebertretung und Unterlassung herrschen und scharf bestimmt werden könnte. Der ganze Unterschied liegt mehr in den Worten. Eine Sünde kann Unterlassungs- und Begehungssünde seyn, je nach dem man die Regel, gegen welche der Mensch durch seinen Fehltritt verstößt, entweder negativ oder positiv ausspricht, entweder als Verbot des Pflichtwidrigen, oder als

Gebot des Pflichtmäßigen. Man unterscheidet 2. in Ansehung des Objects Sünden, welche der Mensch gegen *Gott*, gegen seine *Mitbrüder*, gegen *sich selbst* begeht. Rechtfertigen läßt sich diese Eintheilung, sobald man nur unter dem Objecte der Sünde den Gegenstand oder das Wesen versteht, dem der Mensch, indem er sündigt, *zunächst und unmittelbar* entweder versagt, was er ihm leisten sollte, oder ein Unrecht zufügt. Denn sobald man an den ganzen Zusammenhang einer Sünde mit den Verhältnissen des Menschen zur Gottheit, und zu seinen Mitbrüdern überhaupt denkt, so ist jede Sünde eben sowohl ein Vergehen gegen Gott und unsre Mitbrüder, als gegen uns selbst (gegen unsre moralische Würde und Bestimmung). Wenn 3. auf das sündigende Subject selbst Rücksicht genommen wird, so sind die Sünden theils *vorsätzliche*, theils *unvorsätzliche*; vorsätzlich, wenn sie absichtlich und mit vollem deutlichen Bewußtseyn des Gesetzes, unvorsätzlich, wenn sie mit weniger deutlichem Bewußtseyn des Gesetzes, ohne reifere Ueberlegung, begangen werden. Sünden der letztern Art sind entweder Sünden der *Unwissenheit*, welche der Mensch gegen ein Gesetz begeht, das ihm noch nicht bekannt geworden ist (doch muß hier bemerkt werden, daß bei unverschuldeter Unbekanntschaft mit dem Gesetz der Ausdruck: *Sünde*, der oben aufgestellten Definition gemäß, nicht angewendet werden kann), oder der *Schwachheit*, wenn sie aus einem Uebergewicht sinnlicher Neigungen entspringen, denen der Mensch nicht kräftig genug Widerstand leistete (richtiger nennt man sie Temperamentssünden, denn eine gewisse Schwäche des Verstandes oder des Willens liegt auch da zum Grunde, wo aus verschuldeter Unwissenheit und Unüberlegtheit gesündigt wird, und der Ausdruck ist zu allgemein), oder der *Uebereilung*, wenn sie aus allzugroßer Eilfertigkeit im Handeln entstehen, wo der Wille und die Heiligkeit des Gesetzes nicht gehörig überlegt und beachtet werden. Es gibt endlich 4, wenn von dem Eintheilungsprincip ausgegangen wird, welches sich auf die Handlung bezieht, die man als eine dem Gesetz widerstrebende Sünde nennt, in Hinsicht des Materiellen, innere und äußere, eigene und fremde, unbedingte und bedingte Sünden. Unter den *inneren* versteht man unerlaubte Gedanken, Gesinnungen, Entschließungen, unter den *äußeren* die bösen Reden und Thaten. *Eigene* Sünden werden die unerlaubten Handlungen genannt, welche Jemand aus eigenem Willen beschlossen und begonnen hat; *fremde* diejenigen, welche man dadurch begeht, daß man an unerlaubten Handlungen Anderer auf irgend eine Weise Antheil nimmt, und sie begünstigt; *unbedingte*, die an sich betrachtet, vermöge ihrer ganzen Natur, dem göttlichen Gesetze widerstreiten; *bedingte*, die erst durch gewisse hinzukommende Umstände, unter welchen eine Handlung geschieht, Sünden werden. In Ansehung des Formellen werden, diesem Eintheilungsprincip gemäß, *größere* und *geringere* Sünden unterschieden. Da die äußern Verhältnisse des Handelns, und die innern Zustände des Gemüths, aus welchen die Handlungen hervorgehen, unendlich mannichfaltig sind, so sind auch die Grade der Verschuldung selbst unendlich und unbestimmbar. Uebrigens wird der Ausdruck Sünde nicht selten auch zur Bezeichnung des Zustandes gebraucht, den man richtiger Sündhaftigkeit, Lasterhaftigkeit, sittliches Verderben nennt, d. h. der fehlerhaften Gemüthsverfassung des Menschen, der zu Sünden im vorzüglichen Grade aufgelegt und daran gewöhnt ist.

Sündfluth wird in der heiligen Schrift die große Ueberschwemmung genannt, welche, nach den Angaben der Mosaischen Urkunde, als göttliches Strafgericht wegen der Sünden des schon im zweiten Jahrtausend nach der Schöpfung ausgearteten Menschengeschlechts zur Vertilgung desselben erfolgte. Sie wurde durch 40tägigen Regen und Austreten der Gewässer verursacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über die höchsten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noahs, der sich mit den Seinigen und einem Paar von jeder Gattung der ihn umgebenden Thiere in einem auf göttlichen Befehl gebauten Schiffe rettete. Nachdem sie 150 Tage gestanden, in gleicher Frist allmählig wieder abgenommen, und nach drei Monaten sich völlig verlaufen hatte, so daß die Zeit ihrer Dauer ein ganzes Jahr gewesen war, konnte Noah, durch die Wiederkehr der zweiten von ihm herausgelassenen Taube mit dem Oelblatt vom Hervortreten des trocknen Bodens überzeugt, am Gebirge Ararat in Armenien mit seiner Arche landen. Der Zeitpunkt dieser Fluth war zufolge der gewöhnlichen Bestimmung der hebräischen Chronologie das Jahr der Welt 1656, vor Christo 2327 nach Petav, 3547 nach Joh. von Müller. In eine vorgeschichtliche, noch ganz der Mythe angehörende Zeit versetzen die Sagen andrer Völker ähnliche Ueberschwemmungen, und nennen Gerettete, deren Schicksal in den meisten Umständen mit der biblischen Erzählung von der Rettung Noahs zusammentrifft. Man hat hieraus nicht ohne Grund auf die Allgemeinheit der Sündfluth und einen gemeinschaftlichen Ursprung der sie betreffenden Sagen geschlossen; auch läßt sich Noah im Fohi der chinesischen Mythe, im Sotti wrata oder Satyavrata der indischen, im Xisuthros der chaldäischen, im Ogyges und Deukalion der griechischen wieder erkennen, und selbst die alten Sagen der Amerikaner, besonders der Mexicaner, reden von einer solchen Fluth, deren geretteter Held, wie Noah, zweiter Stammvater des Menschengeschlechts wurde. Nicht weniger als diese Uebereinstimmung alter Mythen können auch die Versteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf den Gipfeln und im Innern der höchsten Berge, die Spuren animalischer Körper aus den wärmsten Ländern, die in den kältesten gefunden würden, zur Bestätigung der Mosaischen Erzählung dienen. Gegen die Allgemeinheit der Sündfluth ist von Gatterer, Cramer u. A. eingewendet worden, ein 40tägiger allgemeiner Regen und ein allgemeines Austreten des Weltmeeres sey unwahrscheinlich, die Vereinigung aller Arten der Geschöpfe in der Arche, und ihre Erhaltung darin während der Dauer der Fluth unmöglich, die Vernichtung aller übrigen Lebendigen aus Zorn über die Menschen Gottes nicht würdig, und die weit verbreitete Bevölkerung und Cultur, die die Geschichte wenige Jahrhunderte nach Noah aufweis't, unbegreiflich. Allerdings lassen sich nicht weniger Gründe gegen, als für die Allgemeinheit dieser Ueberschwemmung auffinden, und da alle Nachrichten, die davon sprechen, erweislich mythischen Ursprungs sind, und mindestens 1000 Jahre später erst aufgeschrieben wurden, möchten sie wohl schwerlich jemals zur historischen Gewißheit kommen. Wahrscheinlich bleibt es aber dennoch, daß eine oder mehrere Ueberschwemmungen, die ganze Länder bedeckten, wirklich Statt gefunden haben, da nicht nur jene Entdeckungen der Naturforscher, sondern auch die Gestalt der Erde, die Bildung der Meeresküsten und die an ihnen bemerkbaren, in den Meerengen correspondirenden Erdschichten auf dergleichen gewaltige Revolutionen unsers Planeten hinweisen. **L.**

Sundische Inseln, haben ihren Namen von der Meerenge Sunda in Ostindien, zwischen den Inseln Sumatra und Java (m. s. d. Art.). Die Sundischen Inseln, welche in die größeren und kleineren eingetheilt werden, bilden einen zahlreichen Archipelagus, der von beiden Seiten von Malacca an bis an die molukkischen Inseln sich erstreckt. Zu den großen gehören **Sumatra**, **Java**, **Borneo** und **Celebes**, welche zusammen 29,000 Quadratmeilen enthalten. Sie haben die herrlichsten Naturerzeugnisse, und treiben mit den Europäern, besonders den Engländern und Holländern, welche hier beider Seits ansehnliche Besitzungen haben, beträchtlichen Handel. Ihre Einwohner sind entweder Eingeborne, die größtentheils schwarz oder schwarzgelb sind, oder Malayen, die später angekommen sind, und eine gelbliche oder braune Farbe haben: erstere sind Heiden, die letztern Mohammedaner. (Das übrige sehe man unter **Batavia**, **Borneo**, **Celebes**, **Java** und **Sumatra**.) Zu den kleinern gehören: **Bali** oder **Klein-Java**, **Lombok**, **Flores**, **Sumbava**, **Timor**, **Sandelbosch** und andere, wovon einige über funfzig Meilen lang sind.

Sunna war bei den alten nordischen Völkern die Göttin der Sonne; ihr Bruder hieß **Mani**, der Gott des Mondes. Jene wurde von den Göttern, die darüber entrüstet waren, daß ihr Vater ihr einen so stolzen Namen gegeben hatte, an den Himmel versetzt, um hier die Rosse der Sonne zu lenken. Ihr zu Ehren wurde das ganze Jahr hindurch ein Eber gemästet, und bei dem Eintritt des neuen Jahres, zu Anfange Februars, geschlachtet und geopfert. Acht Tage vor dem Januar wurde der Eber zu dem Fürsten des Landes gebracht, auf seinen Rücken mußten die Großen mit gefaltenen Händen dem Fürsten huldigen und den Eid der Treue schwören u. s. w. — Das Bildniß der Sunna war ein halbnacktes, auf einem Säulenfuß stehendes Frauenzimmer, mit Strahlen um das Haupt; vor der Brust hielt sie mit ausgebreiteten Armen ein strahlendes Rad.

Suovetaurilia, ein bei den Römern nach geendigtem Census gewöhnliches Sühnopfer, welches aus einem Schweine, einem Schaf und einem Rinde bestand, daher der Name. Alle diese Thiere waren männlichen Geschlechts, um den männlichen Muth des römischen Volks zu bezeichnen.

Supercargo heißt auf Schiffen derjenige, welcher die Aufsicht über die Waaren hat, und den Eigenthümern Rechenschaft davon ablegen muß.

Superlativ, s. **Nomen**.

Supernaturalismus. Wir verweisen bei diesem Wort auf den Art. **Rationalismus**, und begnügen uns, noch eine kleine Nachlese zu halten. Es muß Wehmuth erregen, daß über dem Heiligsten und Höchsten, das der Mensch hat, ein solcher Streit und Hader auch nur entstehen konnte, wie der zwischen Rationalismus und Supernaturalismus wirklich ist. Der bis zur größten Erbitterung getriebene Gegensatz der beiden, wenn sie nur im rechten Sinne genommen werden, zur innigsten Einheit verbundenen Elemente der Religion — der Vernunftmäßigkeit und der Göttlichkeit — scheint uns ein schlimmes Prognostikon für das Leben der Religion selbst unter uns. Der Körper ist seiner gewissen, unvermeidlichen Auflösung sehr nahe, in welchem sich die festen und flüssigen Elemente von einander scheiden, und die einen wie die andern auf eigene Rechnung fortsubsistiren wollen. — Supernaturalismus, oder wie der neuste, verstän-

digste und scharfsinnigste Vertheidiger desselben, wir wissen nicht aus welchem Grunde, von der uralten Gewohnheit abweichend, schreibt: Supranaturalismus — dies Wort verdankt eigentlich seinen Ursprung jener schönen, echtchristlichen Zeit, wo man Natur und Gnade einander entgegenstellte, und von den übernatürlichen (supra et praeter, nicht contra naturam) Gnadenwirkungen machte man nachmals das Abstractum: Supernaturalismus, das aber nun nicht mehr auf die Species der Gnadenwirkungen paßte, darum nach einer sehr naheliegenden Subreption auf die ganze Anstalt des Christenthums der Offenbarung überhaupt übertragen wurde, und so in subjectiver Bedeutung genommen, Glauben an ein Reich der Gnade bedeutete, in welchem dem Menschen das Licht Gottes erst aufgeht, und wo ihm eine höhere, göttliche Weisheit den rechten Weg des Lebens zeigt. Hatte man, aus Nothwendigkeit der Sache selbst, nicht einmal das genau scheiden können, was in den Gnadenwirkungen der Natur angehöre, so konnte man noch weniger in diesem größern Verhältniß eine richtige Abtheilung zwischen den entgegengesetzten Partieen treffen, und siehe! da empörte sich die übermüthig gewordene Natur, und wollte die fremde Autorität nicht mehr dulden. Sie schuf ein Phantom, das sie Rationalismus nannte, und das sich einbildete, in sich selbst Leben zu haben, obwol es nur ein Trugbild war; und von da an lag das Reich des Lichts und der Finsterniß, der Gnade und der bösen, gefallenen Natur in einem heftigen, offnen Streit, der noch nicht geendigt ist. Die Natur, ein zweiter Proteus, nahm zudem alle Gestalten an, was ihr um so leichter war, da ja selbst die rechtgläubigste Theologie einen mehrfachen Zustand derselben unterschied; es fehlte nicht daran, daß sie sich selbst vergötterte; man erlaubte sich, nicht ohne übermüthigen Hohn, mit Worten zu spielen, und redete von einer Natur, die sich selbst, für sich selbst offenbart; und so wurde denn zuletzt auch das Wort Gott ein leeres Abstractum, das sich selbst setzte und seinen Platz doch in Ewigkeit nicht erfüllen konnte. Es mußte dies nothwendig zum Atheismus führen, und der neueste Bekämpfer des Rationalismus (Tittmann, über Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus, eine Schrift, in welcher wohl alles geleistet ist, was vom Standpunkte der Reflexion und der Verstandesspeculation aus für Supernaturalismus geleistet werden kann!) hatte seine Streitkräfte ohne Zweifel auf den rechten Punkt gerichtet, wenn er darauf hinwirkt, die Tendenz des Rationalismus zum Atheismus aufzudecken. — Fassen wir indeß die Sache auch noch von einer andern Seite auf. Der Naturdienst, der rechte Naturalismus — und Rationalismus ist, wie Tittmann trefflich bewiesen hat, bloß ein zur Täuschung und Berückung ersonnener Euphemismus für Naturalismus — ist so alt, als der Abfall vom wahren Gotte selbst, und die Grundlage alles Heidenthums und aller Abgötterei. In allen jenen großen, furchtbaren Religionen der alten Welt, in dem Thierdienst der Aegypter, in dem noch viel weiter verbreiteten, gräuelvollen Lingamdienst der Indier ist die Natur der Welt und des Menschen der Götze, den man anbetet und für den rechten, wahren Gott hält — und so ist auch der Gott der neuern Deisten und unchristlichen Philosophen nichts anders als die rohe, blinde Naturkraft. Sie beten, wie der gemüthvolle Schubert in seiner jüngsten, wunderbaren Schrift (Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde, 1817) irgendwo sagt, den Stuhl der Majestät Gottes, und diesen nicht einmal auf die rechte Weise an, den Herren selbst aber kennen sie nicht, und verachten ihn. Ist auch

die Natur des Deismus und Naturalismus unserer Zeit gleichsam eine cultivirtere und feinere, wie das gegenwärtige Geschlecht offenbar im Aeußern abgeschliffener und weniger roh ist, als die alte noch in allem, auch in der Sünde, jugendlich starke Menschheit; so ist er, dem Wesen nach, doch nichts anders, und die Grundsätze der darauf gegründeten Religionen schlagen, wie die ganze Geschichte der neuern Zeit beweis't, eben so gut in thierische Wollust und Sinnlichkeit aus, wie die Anbetung des Phallus oder der Astarte mit der roheren, noch unter das Thier herabgesunkenen Genußliebe endigte. — Dieser Naturdienst ist ohne allen Zweifel das wahre und recht tiefe Verderben der Menschheit, und die Geschichte beweis't es, daß er so alt ist als die Sünde selbst, und mit der immer weiter vom wahren Mittelpunkte des Lebens sich entfernenden Menschheit auch kühner und frecher hervortrat. Er ergoß sich wie ein Strom über die schnell emporsteigenden, und eben so schnell wieder sinkenden großen Völker und Reiche der vorchristlichen Zeit in Asien, und verschlang fast alles in eine schreckliche Finsterniß, die die Geschichte jener Zeiten so grauenvoll und unheimlich macht. Durch das Christenthum wurde die Herrschaft der alten furchtbaren Nacht offenbar sehr zurückgedrängt, und eine Zeit lang konnte das Unkraut nicht wieder emporkommen, bis endlich der Lügengeist Gelegenheit fand, in einer neuen Form das ganze alte Verderben wieder auftischend, in dem Deismus der Engländer, früher des Sozinus, und dann hauptsächlich in dem völlig glaubenslosen, schlüpfrigen und seichten, aber doch leicht eingehenden philosophischen Wasser der französischen Philosophen sein Haupt wieder zu erheben, und für eine Zeit lang wenigstens den größten Theil der cultivirten Völker der Erde in sein Netz zu verstricken. Wenn wir nun aber dreist genug sind, um zu behaupten, daß jedes so eben gesagte Wort mit centnerschweren Beweisen erhärtet werden könne, sollten wir da nicht, bei unserm unerschütterlichen Glauben an eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, zugleich durch die Natur des Gegensatzes, zu der Behauptung uns genöthigt sehn, daß die ewige Liebe, von Anfang an schon, diesem furchtbaren, in den Abgrund mit Gewalt hinabreißenden Gewichte ein Gegengewicht zur Seite gestellt haben müsse, das wol eine Zeit lang in einem Zustande des Schwankens von jenem überwogen, aber endlich doch das Uebergewicht erlangen mußte? und wäre das nicht der rechte und wahre Supernaturalismus? — die Religion, die nicht den Schöpfer über dem Geschöpf vergißt, und statt die Natur zu vergöttern oder aus ihr allein zu schöpfen, von dem Herrn der Natur selbst unterwiesen, auch den wahren und rechten Gott erkennt und anbetet? Und so zieht sich in der That wunderbarlich neben jenem Naturalismus bis in die frühesten Zeiten auch der Faden göttlicher Offenbarung, unmittelbarer Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes hin, der überall zu einem höhern Leben, zur Beherrschung der Sinnlichkeit und Ertödtung der unerlaubten Begierden führte, und wo sie frei wurde, auch immer mit wahrer Verklärung der menschlichen Natur endigte. Und das Eigenthümliche derselben war immer, daß, wenn jener Naturalismus aus dem trüben Quelle menschlicher, zeitlicher Reflexion hervorsprudelte, dieser wahrhafte Supernaturalismus nur von oben kam, so wie er auch nur nach oben führte. In der alttestamentlichen Zeit, dieser Zeit der Finsterniß und Abweichung vom Centro, hatte jener das Uebergewicht; in der neutestamentlichen gewann bald das wahre, göttliche Princip die Oberhand; und vielleicht ist doch das Hervorbrechen des

alten Mächte des Abgrunds seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nichts weiter, als ein bloß momentanes Rückwärtsschreiten der Menschheit, die bald wieder zu dem wahren Lichte zurückkehren wird. Brauchen wir eigentlich einen andern als diesen so offenbar auf der Hand liegenden, geschichtlichen Beweis, um die hohe Würde des wahren Supernaturalismus ins helle Licht zu setzen? und sollten wir hier nicht fragen dürfen: wer im Stande sey, ohne unsre Ansicht zu theilen, wirklich einen Zusammenhang und Mittelpunkt in den großen Cirkel der Menschengeschichte zu bringen? — Fragst du nun aber: was ist nach dieser Ansicht Supernaturalismus und Naturalismus in kurzen Worten? so antworten wir darauf: jener ist die wahre, dieser die falsche Religion; jener Deismus, dieser Atheismus. Und fragst du weiter: warum muß aber die wahre Religion eine göttliche, von Gott geoffenbarte seyn? so könnten wir, ohne eben den Cirkel unsrer Antwort sehr zu fürchten, entgegnen: eben weil sie die wahre ist. Doch wir scheuen uns auch gar nicht, auf die Sache selbst näher einzugehn und sagen: Religion muß etwas viel Wesenhafteres und Eigenthümlicheres seyn, als bloßes Wissen — am Ende gar nur, um die Neugierde zu befriedigen — von einer andern Welt, von den Leuten im Monde, wozu sie so oft in den Dogmatiken der Neuern gemacht worden ist; und soll sie nicht bloß das, soll sie wirklich Seyn, Leben in Gott, innige und wesentliche Vereinigung mit dem Wesen aller Wesen seyn, so kann das unmöglich anders zugehn, als daß der Ewige selbst den Menschen zu sich erhebe, sich ihm mittheile, ihn begeistere, erfülle, belehre. Der Mensch kann und soll dabei nichts weiter thun, als den himmlischen Strahl in sich aufnehmen, dem göttlichen Zuge folgen, und mit der herrlichen Gabe, die ihm verliehen ist, mit der Vernunft sich den Offenbarungen von oben entgegendrängen. M - s - r.

Supremat wird diejenige Oberherrschaft und vorzügliche Gewalt genannt, welche sich der Papst über die catholischen Bischöfe und die ganze Kirche zuschreibt. Die Gränzen dieses Supremats, welches von den Protestanten durchaus verworfen wird, sind auch in den catholischen Ländern nicht einhellig bestimmt, und der Papst übt vermöge desselben in einem Lande mehr, in dem andern aber weniger Rechte aus.

Surate, eine Stadt im brittischen Hindostan, etwas nordwärts von Bombay, am Flusse Tappee. Sie zählt über 600,000 Einwohner von allerlei Nationen und ist wegen ihres Handels und ihrer Manufakturen, welche Seidenzeug, Brokat, gedruckte Leinwand, Gold- und Silberwaaren, feine Holz- und Perlmutterarbeiten liefern, von Wichtigkeit. Sie ist der Sitz eines von den Britten pensionirten Nabobs.

Surf, nennen die indischen Schiffer eine besondere Art von Schwanken des Meeres in Gestalt aufgethürmter Wellen. Zuweilen bildet der Surf nur eine einzige Welle längs des Ufers, zuweilen mehrere auf eine Stunde in die See hinein. Der Surf fängt jedesmal in einiger Entfernung von dem Orte an zu entstehen, an dem das Wasser sich bricht, vergrößert sich dann, indem er dem Ufer näher rückt, hängt oft 15 bis 20 Fuß hoch über demselben, und stürzt fast senkrecht in sich selbst mit einem Getöse zusammen, das man bei stiller Nacht mehrere Sunden weit hören kann. Das Wasser scheint, wenn sich der Surf erhebt, gegen das Ufer getrieben zu werden. Die Bewegung erstreckt sich bloß auf das Innere des Wassers und läßt

ch mit der vergleichen, die ein angeknüpftes und nicht scharf gezoge·
:s Seil, das am andern Ende gefaßt, und im Kreise verschleudert
ird, bekommt.

Surinam (Suriname), eine wichtige niederländische Kolonie
1 dem südamerikanischen Lande Guiana, gränzt gegen Norden an das
tlantische Meer, gegen Osten und Süden an das französische und ge·
en Westen an das britische Guiana. Sie hat ihren Namen von
em Flusse Surinam, an dessen Ufern größtentheils die 400 großen
Plantagen angelegt sind, aus welchen die Colonie besteht. 1607 nah·
ien die Holländer diese Striche Landes den Engländern weg, und
ehielten sie durch den Frieden von Breda. Man zog deutsche Pflan·
er hieher, und suchte durch viele angelegte Canäle das Land zu trock·
ien, und die Luft zu reinigen. Dadurch entstanden dann die Menge
on Indigo·, Baumwollen·, Coffee· und Zuckerpflanzungen, welche
etzt so viele Producte liefern, daß man des Jahrs 70 Schiffe nach
Europa damit beladen kann, deren Ladung gegen acht Millionen Gul·
den beträgt. Caffee, welcher von Jaffa hieher verpflanzt wurde, macht
den wichtigsten Gegenstand des Handels aus, und jährlich werden ge·
gen 180,000 Centner, und beinahe eben so viel Zucker ausgeführt.
Reis, Hanf, große Schildkröten, welche die alten friedlichen Ein·
wohner, Bocken genannt, zum Tausch gegen Pulver, Branntwein,
nürnberger Waaren liefern, kommen nicht in den auswärtigen Han·
del. Die Pflanzungen reichen von der Küste 25 Meilen weit ins
Land, werden aber oft durch entlaufene Neger, die man Maroon·
Neger nennt, beunruhigt, welche aus den innern Gebirgen und Wäl·
dern häufige und unvermuthete Ausfälle machen, und durch die von
ihnen befreiten Negersklaven täglich ihre Zahl vermehren. Ihrer sind
an 20,000, die aber in viele Haufen getheilt leben. Mehrere gegen
sie mit regelmäßigen Truppen unternommene Kriege sind verunglückt;
man mußte sich mit ihnen vergleichen, ihre Unabhängigkeit anerken·
nen, und ihnen freien Handel und jährliche Geschenke versprechen.
Dagegen sollen sie keine Einfälle machen, und keine entlaufene Skla·
ven aufnehmen. Im December und Januar ist in Surinam die kurze,
im April, Mai, Junius und Julius die lange Regenzeit; im Fe·
bruar und März die kleine, vom August bis zu Ende Novembers die
große trockne Zeit. Diese letztere ist die ungesundeste, und der Erd·
boden springt bisweilen 5 bis 6 Schuh weit auf. Doch hat der An·
bau und das Durchhauen großer Wälder, um den Zug der Luft zu
befördern, das für Europäer ungesunde Clima merklich verbessert.
Diese Colonie enthält 520 QM. Nach Colquhoun hat sie jetzt 66,000
Einwohner, und das angebaute Land beträgt 400,000 Morgen. Die
einzige Stadt dieser Colonie ist Paramaribo, zwei Meilen von
der Mündung des Flusses entfernt, groß und regelmäßig in einer
überaus schönen Gegend gebauet. Die Stadt wird durch das dabei
liegende Fort Neuamsterdam und Zeelandia geschützt. Sonst
gibt es nur noch zwei Dörfer und eine Herrnhuter Anlage in diesem
Districte; alle übrigen Plantagen liegen zerstreut. Seit 1772 ge·
hörten zwei Drittheile von der ganzen Colonie der Stadt Amsterdam,
und ein Drittheil der Compagnie von Surinam, jetzt dem Staate.
1799 erschienen die Engländer mit einiger Kriegsmacht an der Küste,
und die ganze Colonie ergab sich willig in den Schutz derselben. Sie
kam aber durch den Frieden von Amiens wieder an die batavische Re·
publik. Die Engländer nahmen sie in der Folge wieder ein, gaben
sie aber 1815 zurück, und sie wurde am 10. Januar 1816 im Namen

des Königs der Niederlande wieder in Besitz genommen. General Vanbeis wurde zum Gouverneur ernannt. Außer andern Abgaben muß jeder Bürger und Pflanzer, als Eigenthümer seiner Plantage in Surinam, seinen jährlichen Gewinn, den er eidlich anzugeben gehalten ist, versteuern. Von 1000 — 1500 Gulden werden 6 Procent, von 1500 — bis 2500 Fl. 7 Procent, von da bis 3000 8, und so immer steigend bis 10,000 Gulden bezahlt, wo die Steuer 15 Procent ausmacht, und dann bis 50,000 Gulden jährlicher Einnahme nicht erhöht wird.

Surrogat, von dem lateinischen Worte surrogare, etwas an die Stelle einer andern Sache setzen, einen an die Stelle eines Verstorbenen wählen. — Surrogat ist also etwas, das die Stelle einer andern Sache, die nicht vorhanden oder schwer zu erlangen ist, ersetzt oder ersetzen soll. Eicheln, Möhren, Cichorie, Runkelrüben, Erdmandeln u. s. w. sind Surrogate des Caffees, Zucker aus Runkelrüben, Weintrauben, Möhren u. s. w. Surrogate des indischen Zuckers; auch für gewisse Arzneien, z. B. Rhabarber und Chinarinde, hat man Surrogate gefunden. Das Surrogat ist, der Natur der Sache nach, von geringerer Qualität, als das Product, das es ersetzen soll.

Süßerde, der deutsche Name der Glycinerde, welche sich im Beryll, Smaragd und Euclas findet und ihren Namen darum erhielt, weil sie mit Säuren süße Salze bildet.

Süßholz, ein vegetabilisches Material von medicinischem Gebrauche, eigentlich die Wurzel eines Pflanzengeschlechts, welches vier Gattungen begreift und zur vierten Ordnung der siebenten Classe gehört. Aus dem Süßholze werden der bekannte Lakritzensaft, die Regalise, die Süßholzstangen oder Huststangen u. s. w. bereitet.

Susa, an der Ostseite des Flusses Eulä's oder Choaspes, die Hauptstadt der altpersischen Provinz Susiana und die gewöhnliche Residenz der altpersischen Könige. Wahrscheinlich war sie von Darius erbaut. Sie hatte drei Meilen im Umfange, und war ohne Mauern. Nur das eigentliche Schloß, Memnonium genannt, war befestigt. Jetzt steht in der Gegend, etwas weiter gegen Osten, die Stadt Tuster oder Schuster, die sehr herabgesunkene Hauptstadt der zu dem Reiche Iran gehörigen Provinz Chusistan oder Schusistan. Sie liegt am Flusse Karun (Pasitigris beim Strabo) und treibt noch starken Handel mit Seide und Goldstoffen.

Süßmilch (Johann Peter), ein sehr verdienter Gelehrter und Schriftsteller, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin, geboren daselbst den 3ten September 1707, studirte zu Halle und Jena anfangs die Rechte nach dem Willen seines Vaters, eines Bauers, dann die Medizin aus Neigung, endlich Theologie, war einige Zeit Feldprediger, darauf Landprediger, und seit 1742 Probst und Oberconsistorialrath in Berlin, wo er den 22sten März 1767 starb. Er besaß eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, ward daher unter die Mitglieder der Academie aufgenommen, und stiftete sich in der gelehrten Welt ein bleibendes Andenken durch das in seiner Art classische, mit philosophischem Scharfsinne geschriebene Werk: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung erwiesen, Berlin 1740, 8. 4te Ausgabe, von C. J. Baumann. 3 Thle. 1775, 8." Auch hat sich Süßmilch als Schriftsteller um die Geschichte und Vergleichung der Sprachen sehr verdient gemacht.



Suwarow = Rimnitzkoi (Peter Alexei Wasiliowitsch, Graf von), Fürst Italinski, Feldmarschall und Generalissimus der russischen Heere, einer der berühmtesten Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts, war 1730 zu Suskoi, einem Dorfe in der Ukraine, geboren. Sein Vater war Offizier, und brachte ihn auf die Cadettenschule in St. Petersburg. Von seinem 17ten Jahre an diente Suwarow als gemeiner Gardist, und bewies in dem Kriege mit Schweden in Finnland vielen persönlichen Muth. Seit 1754 Lieutenant, zeichnete er sich noch mehr aus in der Schlacht von Zorndorf, wo er trotz seiner Wunden auf dem Schlachtfelde blieb, und seine sehr zusammengeschmolzene Mannschaft aus dem Treffen führte. Eben so muthvollen Antheil nahm er an der Schlacht von Cunnersdorf und an dem Sturme von Schweidnitz. Nach der Einnahme von Colberg ward er zum Platzmajor von Königsberg mit dem Range eines Oberstlieutenants ernannt, und 1763 sandte ihn der Graf Panin mit einem Empfehlungsschreiben an die Kaiserin Catharina II., welche ihm ein von ihr eigenhändig geschriebenes Oberstenpatent schenkte. Im J. 1768 befehligte Suwarow in dem zwischen Rußland und der barer Conföderation wegen der Dissidenten ausgebrochenen Kriege einen Theil der russischen Truppen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, nahm Cracau mit Sturm ein, und erfocht noch mehrere Vortheile, wofür er von der Kaiserin zum Generalmajor ernannt, mit dem Alexander-Newsky-Orden belohnt und zu Petersburg mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Im J. 1773 diente er gegen die Türken unter dem Marschall Romanzoff, wo er in drei verschiedenen Treffen die ihm gegenüberstehenden Türken schlug, und nachdem er sich mit dem General Kamenskoi vereinigt hatte, einen vierten entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kasladgi erfocht. Nach dem Frieden mit der Pforte stillte er im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschefs Empörung veranlaßt hatte, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziac der russischen Krone, und nöthigte sie, der Kaiserin zu huldigen, welche ihm dafür den Wladimirorden schenkte, und ihn zum General en Chef ernannte. Im Treffen bei Kinburn 1787 ließ er als Oberbefehlshaber die Infanterie ihre Patrontaschen ablegen, und mit gefälltem Bajonnet auf die verschanzten Feinde losgehen; die Angriffe wurden zurückgeschlagen, Suwarow selbst wurde in den Leib geschossen, und dennoch setzte er sich zu Pferde, sprengte seinen fliehenden Kosaken nach, stürzte sich mitten unter sie vom Pferde herab, und rief: „Lauft nur, lauft, und gebt euren General den Türken Preis!" Bei der Belagerung von Oczakow, zu welcher ihn der Fürst Potemkin commandirte, ließ er sich seinen Muth zu weit verleiten, und würde mit 600 Mann, die ihm folgten, verloren gewesen seyn, hätte nicht der Fürst Repnin ihn gerettet. Nachher erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg bei Fokzani (d. 1. Aug. 1789) einen Sieg über den Seraskier Mehmed Pascha. Noch höher stieg sein Ruhm, als er auf die Nachricht, daß der Prinz von Coburg von den Türken umringt sey, ihm zu Hülfe eilte, und mit ihm zugleich im September 1789 an dem Flusse Rymnik das große türkische Heer aufs Haupt schlug. Kaiser Joseph erhob ihn dafür in den deutschen Reichs-, und die Kaiserin Catharina in den russischen Grafenstand. Beide Monarchen machten ihm große Geschenke, und die Kaiserin Catharina ertheilte ihm den Namen: Rymnitzkoi. Die starke Festung Ismail hatte lange den russischen Waffen widerstanden, und der Oberfeldherr, Fürst Potemkin, befahl

dem Grafen Suwarow, sie sofort zu nehmen. Da der Commandant von keiner Capitulation hören wollte, so ließ Suwarow stürmen, versprach den Siegern die Plünderung der Stadt, und ertheilte zugleich den Befehl, keinen Pardon zu geben. Die Russen wurden zweimal mit großem Verluste zurückgeschlagen; doch endlich erstiegen sie die Wälle und brachen in die Festung ein. 33,000 Türken wurden getödtet oder schwer verwundet, und 10,000 nach dem Gemetzel zu Gefangenen gemacht. Acht Tage Zeit waren nöthig, um die Gefallenen zu begraben. Von der ganzen Beute nahm Suwarow nichts als ein einziges Pferd für sich. *) Nach dem Frieden von 1791 ernannte Catharina den General Suwarow zum Chef der Gouvernements von Catharinoslaw, der Crimm und der eroberten Provinzen am Ausflusse des Dnister. Suwarow wählte Cherson zu seinem Wohnsitze, wo er zwei Jahre lang blieb. Als 1794 die Polen zu den Waffen griffen, erhielt Suwarow Befehl, dem Aufstande Einhalt zu thun. Er gewann mehrere Siege über die Patrioten, und nahm das befestigte Praga (s. d.) nach einem vierstündigen Kampfe mit Sturm. Hierauf zog er am 9ten November in Warschau ein; seine Kaiserin ernannte ihn zum Generalfeldmarschall, und schenkte ihm einen goldenen Commandostab, nebst einem Eichenkranze, woran bloß die Diamanten auf 60,000 Rubel geschätzt wurden. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen, welche mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen fochten. Auch von dem deutschen Kaiser wurde er zum Generalfeldmarschall und zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen ernannt. Er gewann mehrere glänzende Siege, bei Piacenza, bei Novi u. s., nahm den Franzosen alle Städte und Festungen Oberitaliens und erhielt den Titel eines Fürsten Italinski. In Folge des abgeänderten Operationsplanes zog er über die Alpen und den St. Gotthardsberg nach der Schweiz; allein er kam zu spät, weil die Oesterreicher die Maulthiere für sein Gepäck nicht zur rechten Zeit schickten. Unterdessen hatte Massena eine Division Russen unter dem Fürsten Korsakow bei Zürich geschlagen und zum Rückzuge über den Rhein genöthigt. Dieser Unfall und das Ausbleiben der von Oesterreich erwarteten Hülfe nöthigten Suwarow, sich fechtend bis an den costnitzer See zurückzuziehn. Nach außerordentlichen Anstrengungen vereinigte er sich mit dem Korsakowschen Heere. Hierauf beschloß Paul, aus Unzufriedenheit mit dem wiener Hofe, die Rückkehr seiner Armee. Vergebens stellte Suwarow, der in Böhmen die Winterquartiere bezogen hatte, die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Kriegs vor. Der Kaiser befahl, der Generalissimus sollte einen triumphirenden Einzug in Petersburg halten, und in dem kaiserl. Pallaste Zimmer, die für ihn eingerichtet wurden, bewohnen. Auch sollte ihm in Petersburg ein Monument errichtet werden. Kaum war aber Suwarow in Rußland angekommen, als ihn seine Krankheit nöthigte, auf seinen Gütern in Litthauen zu verweilen. Der Kaiser sandte eiligst seinen Leibarzt ab,

*) Den Abend vor dem Sturme von Ismail sagte Suwarow zu seinen Soldaten: „Morgen früh, eine Stunde vor Tage, werde ich aufstehn, werde beten, mich waschen, mich anziehn, werde dann krähen wie ein Hahn, und man stürmt nach meiner Disposition.“ Er that dieß wirklich, — krähte wie ein Hahn und man stürmte. Sein Rapport von Ismail war: „Ehre Gott und Ehre Euch; die Festung ist genommen, und ich bin darin.“



und empfahl ihm, Alles anzuwenden, ein so kostbares Leben zu erhalten. Jedoch mitten unter den Vorbereitungen zu Suwarow's Triumphzuge, fand man Gelegenheit, ihm die Gnade des Kaisers zu entziehn. Paul hatte nämlich vor längerer Zeit befohlen, der Generalissimus sollte, der Reihe nach, einen der Generale der Armee zum General du Jour ernennen, der von dem Generalissimus die Befehle empfinge und zur Ausführung brächte. Allein Suwarow achtete nicht darauf, und Fürst Bagration, der einzige General, den er seines Vertrauens würdig erachtete, war beständig General du Jour. Darüber klagten jetzt die mit Suwarow unzufriednen Generale, der Generalissimus habe ihnen die Gelegenheit benommen, sich auszuzeichnen. Als Paul sich von der Wahrheit dieser Beschwerde überzeugt hatte, erklärte er zornig, daß die Verachtung seines Befehls eine exemplarische Strafe fodre, und er ließ vor der Fronte aller Regimenter bekannt machen, daß der Generalissimus, Fürst Suwarow, wegen Hintansetzung eines kaiserl. Militärgesetzes, Tadel verdient habe. Nun wurden alle Vorbereitungen zu dem Triumphzuge eingestellt, und die für Suwarow im Pallaste eingerichteten Zimmer dem Prinzen von Mecklenburg gegeben. Suwarow erfuhr in Riga seine Ungnade, die ihn sehr beugte. Da ihm nicht verboten war, in Petersburg zu erscheinen, so setzte er seine Reise dahin fort, und begab sich ohne Aufsehn zu seiner Nichte, die in einem von dem Pallaste entfernten Stadtviertel wohnte. Niemand wagte es, ihm Achtung zu beweisen. Der Kummer verschlimmerte seine Krankheit, und er ließ sich von Geistlichen zum Tode vorbereiten. Jetzt ließ sich der Kaiser durch einen Kammerherrn nach seinem Befinden erkundigen; seine Freunde erhielten Erlaubniß, ihn zu besuchen. Er selbst ließ weder Klagen noch Murren hören. Mit Ruhe erwartete der 70jährige Held den Tod, welcher 16 Tage nach seiner Ankunft in Petersburg, d. 18. Mai 1800, erfolgte. Als der Kaiser ihn erfuhr, sagte er: „Der Held hat den Tribut der Natur bezahlt; sein Ungehorsam hat mich geschmerzt, weil er seine Lorbeern befleckte.“ Suwarow's Begräbniß wurde sehr feierlich, unter Begleitung von 15,000 Mann Truppen, begangen, und Pauls Nachfolger, der Kaiser Alexander, ließ 1801 in dem kaiserlichen Garten zu Petersburg eine colossale Statue von Suwarow aufstellen. — Suwarow war ein außerordentlicher Mensch. Schmächtig und mager von Gestalt, von Jugend auf kränklich, hatte er dennoch durch Abhärtung, besonders durch kaltes Baden, eine feste Gesundheit erhalten. Er schlief auf einem Stroh- oder Heulager unter einer leichten Decke, und begnügte sich mit gemeiner Soldatenkost. Diese Lebensweise behielt er auch bei, als er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht hatte. Seine ganze Garderobe bestand aus der Regimentsuniform und einem Schafpelz. Durch Mäßigkeit und Thätigkeit erhielt er selbst im Alter sein Jugendfeuer. Strenge befolgte er die äußern Vorschriften seiner Religion, und hielt darauf, daß dieß eben so pünktlich von seinen Untergebenen, denen er an Sonn- und Festtagen Vorlesungen aus Erbauungsschriften hielt, geschahe. Nie gab er das Signal zur Schlacht, ohne ein Kreuz zu machen, und das Bild des heiligen Nicolaus zu küssen. In seinen Entschlüssen unerschütterlich, war er treu seinen Versprechungen, und durchaus unbestechlich. Im Reden und Schreiben erkünstelte er einen laconischen Styl, und faßte häufig seine Befehle und Berichte in Knittelversen ab. Wohl bekannt mit mehreren neuen Sprachen, ließ er sich doch

nie auf eine politische oder diplomatische Correspondenz ein, und pflegte zu sagen: daß die Feder nicht der Hand eines Soldaten anständig sey. Durch sein gemeines und rohes Betragen, durch seine Verachtung alles Aufwandes, und seine Furchtlosigkeit ward er der Liebling seiner Soldaten. Die vornehmern Offiziere waren hingegen seine heimlichen Feinde wegen der strengen Subordination, auf die er hielt. „Wenn Sie", schrieb er einst einem russischen General, den Unordnungen nicht Einhalt thun, so werde ich Sie erschießen lassen." Sein Grundsatz war, daß der General an der Spitze und nicht an der Ferse seiner Armee seyn müsse. Nach seiner Aeußerung bestand seine ganze Taktik in den Worten: Vorwärts und schlage! (Stupai i bi) Dessen ungeachtet hatte er taktische Kenntnisse, nur das Kleinliche und Pedantische konnte er nicht leiden. Als Paul seine Truppen umformte, und ihnen Zöpfe und Locken gab, sagte Suwarow: Zöpfe sind keine Piken, und Locken keine Kanonen. Sah er einen nicht probemäßig gekleideten jungen Offizier, so schien er wie vor einem sonderbar gekleideten Gespenste zu erschrecken. Seine Adjutanten mußten ihm, wenn er sich bisweilen vergaß, im Namen des Feldmarschalls Suwarow Erinnerungen machen. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines Dienstfehlers, und ein Adjutant rief ihm zu: „der Feldmarschall Suwarow hat befohlen, daß man sich nicht von seinem Zorne beherrschen lassen soll!" Wenn er das befohlen hat, so muß man gehorchen! erwiederte Suwarow, und ließ sogleich ab. An Muth, Unternehmungsgeist, Schnelligkeit des Entschlusses und der Ausführung hatte Suwarow wenige seines Gleichen. Manche Kriegskünstler sprechen ihm gehörige Ueberlegung seiner Entwürfe und Geschicklichkeit in seinen Wendungen ab, und viele beschuldigen ihn der Grausamkeit. Gegen diesen letztern Vorwurf hat ihn Seume, der aber als vormaliger russischer Offizier und eifriger Anhänger seines Feldherrn parteiisch war, zu rechtfertigen gesucht.

N. P.

Swammerdam (Johann), ein berühmter Zergliederer und Naturforscher, ausgezeichnet durch seine genauen Untersuchungen in diesen Wissenschaften, wurde zu Amsterdam 1637 geboren. Er zeigte früh Neigung zur Naturkunde, welcher endlich sein Vater, der ihn zum Theologen bestimmt hatte, nachgab. Zu Leiden studirte er Arzneikunde, und zeichnete sich durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit in anatomischen Versuchen und Präparaten ungemein aus. Einer seiner Freunde war der berühmte Zergliederer Nicolaus Stenonius, bei dem er zu Paris, welches er 1664 zur Erweiterung seiner Kenntnisse besuchte, lebte. 1667 erhielt er zu Leyden die Doctorwürde. Zu dieser Zeit machte er die für die Anatomie wichtige Erfindung, die Gefäße mit einer harzigen, durch die Hitze flüssig gemachten Materie auszufüllen, welche, wenn sie kalt wird, jene Gefäße ausgedehnt erhält. Außerdem verdankt man ihm die Erfindung eines Thermometers zur Erforschung des Grades der Wärme in den Thieren. 1669 gab er eine allgemeine Geschichte der Insecten (Utrecht, 4.) heraus. In diesem Werke sind viele wichtige Bemerkungen über die Veränderungen enthalten, welchen diese Classe von Thieren unterworfen ist. — Im J. 1672 erschien sein wichtiges anatomisch-medicinisches Werk: „Miraculum naturae seu Uteri muliebris fabrica notis in J. v. Horne Prodromum illustratum", welches häufig wieder aufgelegt worden ist. Durch sein anhaltendes Studium und mancherlei Widerwärtigkeiten war er hypochondrisch geworden; und in diesem

Zustande machten die Schwärmereien der Antoinette Bourignon so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er alle seine bisherigen Arbeiten, als unwürdig den menschlichen Geist zu beschäftigen, aufgab und derselben nach Holstein folgte. Von Kummer und Noth entkräftet kehrte er indeß nach Amsterdam zurück, und starb 1680. Einige Zeit vor seinem Tode vernichtete er seine noch übrigen Papiere. Einen großen Theil seiner Manuscripte hatte er aus Armuth an Thevenot für eine unbedeutende Summe verkauft. Diese Schriften kamen ein halbes Jahrhundert nachher in Boerhave's Hände der sie in holländischer und lateinischer Sprache unter dem Titel: Biblia Naturae, sive Historia Insectorum in certas Classes reducta, nec non Exemplis et anatomico variorum Animalculorum examine illustrata, insertis numerosis rarioribus Naturae Observationibus, 1737, in zwei Foliobänden mit Kupfern herausgab. Dieses Werk ist ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt, und ein bewundernswürdiges Denkmal der angestrengtesten und genauesten Beobachtung, in welcher Eigenschaft Swammerdam vielleicht nie von einem andern Naturforscher wird übertroffen werden. Es ist in vier Theile nach Maßgabe der vier Arten von Veränderungen getheilt, welche der Verfasser bei den Insecten bemerkt hat; und enthält einen Schatz der wichtigsten Entdeckungen. Die Geschichte der Bienen ist besonders vortrefflich, und wird als das Meisterstück dieses Schriftstellers betrachtet. Auch die Kupfer sind ausnehmend schön. Swammerdam's Leben ist von Boerhave beschrieben dem Werke vorgedruckt. Außerdem hat man noch von ihm eine lateinische Abhandlung: Ueber das Athemholen und den Gebrauch der Lungen (Leyden 1738, 4).

Swantewit oder Swantewiz, eine der vorzüglichsten guten Gottheiten der slawischen Völker. Sein Name soll so viel als heiliges Licht bedeuten; er wurde überall in Deutschland, wo Slawen wohnten, verehrt. Zu Arkona, auf der Halbinsel Witto bei Rügen, war ein berühmter Tempel des Swantewit, wo ihm ein geweihtes Pferd unterhalten wurde, dessen man sich bei wichtigen Unternehmungen als eines Orakels bediente. Wenn das heilige Pferd ein bestimmtes Ziel mit dem rechten Fuße zuerst erreichte, so war es ein gutes Zeichen, schritt es aber mit dem linken zuerst vorbei, so bedeutete es Unglück. Der König von Dänemark, Woldemar I., der Rügen eroberte, ließ auch im J. 1168 den Tempel zu Arkona zerstören.

Swedenborg (Emanuel von), der merkwürdigste unter den Theosophen des 18. Jahrhunderts, war den 29. Jan. 1689 zu Stockholm geboren. Von seinem Vater, dem Bischof von Westgothland, Jasper Swedberg, in der den Schweden eignen strenglutherischen Orthodoxie und Frömmigkeit erzogen, nahm sein im Glauben und Lieben gleich starkes, phantasiereiches Gemüth bald die Richtung zur Religiosität. Seine Studien umfaßten Theologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften; seine ersten poetischen Versuche erschienen unter dem Titel Carmina miscellanea 1710 zu Skara. Die Jahre 1710 bis 1714 brachte er auf wissenschaftlichen Reisen in England, Holland, Frankreich und Deutschland zu, und besuchte die Universitäten dieser Länder. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich zu Upsala, und zeigte durch seinen Daedalus hyperboraeus (sechs

hefte mathematischer und physikalischer Versuche und Bemerkungen), in welchen Wissenschaften er sich auszeichnen werde. Er hatte mehrere Unterredungen mit Carl XII., der ihn 1716 zum Assessor beim Bergwerkscollegio ernannte, und schloß sich an den schwedischen Archimedes, Christoph Polhem, an, dessen Erfahrungen er glücklich zu benutzen wußte. Die Erfindung einer Rollenmaschine, vermittelst welcher er eine Schaluppe, zwei Galeeren und vier große Böte, die Carl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeschützes nach Friedrichshall brauchte, von Strömstadt bis Idefjal, fünf Stunden weit über Berg und Thal schaffte, wie seine Abhandlungen über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Fluth erwarben ihm den Dank der Regierung, welchen die Königin Ulrike ihm dadurch bewies, daß sie ihn 1719 unter dem Namen van Swedenborg in den Adelstand erhob, und ihm dadurch das Recht zur Reichsstandschaft gab. In Angelegenheiten seines Amtes bereis'te er 1720 die schwedischen, und 1721 die sächsischen Bergwerke, über die er lehrreiche Abhandlungen schrieb; ähnliche Reisen unternahm er in die österreichischen und ungarischen Bergwerke. Eine Sammlung seiner philosophischen und mineralogischen Werke (Opera philosophica et mineralogica) kam 1734 in drei Foliobänden ans Licht, und mit Bewunderung erkannte das gelehrte Europa darin die Frucht seines Fleißes und seiner tiefen Forschungen. Die Akademien zu Upsala und Petersburg sandten ihm ihre Diplome, die zu Stockholm hatte ihn schon 1729 zum Ehrenmitgliede ernannt. Neue Reisen nach Frankreich und Italien zwischen 1738 und 1740 bereicherten seine Kenntnisse. Die Oekonomie des Thierreichs (Oeconomia regni animalis), die er nach seiner Rückkehr 1740 und 1741 herausgab, enthielt nur die Anwendung des in seinen philosophischen Werken aufgestellten Natursystems auf die belebte Schöpfung. Die Idee eines nothwendigen mechanischen und organischen Zusammenhanges aller Dinge ist die Grundlage dieses mit originellem Scharfsinn und großer Belesenheit durchgeführten Systems. Ein im Unendlichen gegebner Punkt, die Centralkraft der Natur, soll durch die in Spiralbewegung von ihm ausgehenden Kraftströme alle Gestaltungen des Lebens und der Thätigkeit hervorbringen. Diese ordnet Swedenborg in Elemente, z. B. Elasticität, Magnet, Aether, Luft u. s. w., und weis't sie im Gebiete der Organisation nach. Hier sieht er eine Folge von Reihen und Stufen der Geschöpfe, zusammenhängend nach dem Gesetze einer „constabilirten" Harmonie, und in steter Wechselwirkung. Diese genialische Anschauung des innern Bandes, das alle Dinge in der sichtbaren Welt zusammenhält, führte seinen gränzenlosen Forschungstrieb auf dem Wege der Analogie und Allegorie in die unsichtbare. Den Beruf zum Verkehr mit dem Reiche der Geister erhielt er nach seiner Angabe durch eine Vision 1743 zu London. Durch sie waren, wie er glaubte, auf einmal die Augen seines innern Menschen geöffnet worden, um Himmel, Hölle und Geisterwelt zu sehen, aus der ihm nach und nach nicht nur verstorbene Bekannte, sondern auch die größten Männer der Vorwelt erschienen, und sich mit ihm unterredeten. Um diesem überirdischen Umgange und seinem Berufe zum Mittleramt zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt ganz zu leben, legte er sein bisher pünktlich verwaltetes Amt beim Bergwerkscollegio 1747 nieder, und schlug auch eine höhere ihm angetragene Staatsbedienung aus. Der König ließ ihm den vollen Gehalt als Pension. Ohne andre Beschäftigung, als Geister sehen und sprechen oder Niederschreiben, was ihm durch hö-

here Offenbarung eingegeben seyn sollte, hielt er sich nun abwechselnd in Schweden und England auf. Die theologischen Bücher, die er in dieser Periode, nach seiner Angabe nur als Secretär des Herrn, geschrieben, ließ er auf eigne Kosten drucken. Sie fanden zahlreiche Leser, und während er seinen Anhängern ein Gegenstand des Erstaunens und der tiefsten Verehrung wurde, erregten seine kühnen Behauptungen unter den Unbefangnen um so größeres Befremden, je weniger man ihm Unredlichkeit oder Verstandesschwäche vorwerfen konnte. Man mußte ihn als einen gründlichen Gelehrten, scharfsinnigen Denker und tugendhaften Menschen ehren; seine Bescheidenheit entfernte, wie sein unabhängiger Wohlstand, den Verdacht ehrgeiziger oder eigennütziger Absichten und seine ungeheuchelte Frömmigkeit gab ihm das Ansehn eines Heiligen, der wirklich mehr in Gesellschaft der Engel, als unter den Menschen lebte. In seinen Ekstasen, wo er sich mit Geistern unterredete, Offenbarungen empfing, und Anschauungen der unsichtbaren Welt hatte, schien er ein Träumender zu seyn, in dessen Gesichtszügen sich Schmerz oder Entzücken ankündigte, je nachdem ihn eben Hölle oder Himmel beschäftigte. Im gewöhnlichen Leben zeigte er die Feinheit vornehmer Weltleute, sein Umgang war lehrreich, wohlthuend und angenehm, seine persönliche Darstellung würdig und edel. Verheirathet hatte er sich nie, doch schätzte er die Gespräche geistreicher Frauen, und vermied auch den Schein eines Sonderlings. Seine angeblichen Visionen, mit denen er anfangs freimüthig, doch ohne Prahlerei hervortrat, in späteren Jahren aber zurückhaltender wurde, und die seltsamen Lehren, die seine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von Seiten der Geistlichkeit zu, welche ihm jedoch nicht schadete; da die vornehmsten Bischöfe seine Schriften billigten, und der König Adolph Friedrich ihn schützte. Im ungestörten Genusse einer dauerhaften Gesundheit erreichte er das 84ste Jahr, und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu London 1772. Bis an seinen Tod hat er selbst an die Wirklichkeit seiner Visionen und göttlichen Eingebungen fest geglaubt. Dieser Glaube war seinem immer mehr von der Welt abgewendeten und moralisch isolirten Gemüthe zur fixen Idee geworden. Einmal befangen in diesem Wahne und im Verkehr mit den Bildern übersinnlicher Gegenstände, die sein lebendiger Geist sich schuf, und seine starke Phantasie ausmalte, geübt, konnte er wohl dahin kommen, das, was in ihm selbst entstand, für Erscheinungen von oben und außen, sich selbst aber für das Mitglied zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt zu halten. Nicht nur sein eignes reiches Gemüth, sondern auch die Werke früherer Theosophen und Mystiker, die er fleißig gelesen hatte, gaben ihm Stoff genug, sich ein Geisterreich zu bilden, wie er es wollte. Seine Schilderungen davon tragen bis in die kleinsten Züge das Gepräge der Sitten und Verhältnisse seiner Zeit und der ihm als Naturforscher geläufigen Ansicht der Sinnenwelt, seine Geister führen die Sprache seiner Individualität und die Familienähnlichkeit seiner Auslegungen der heiligen Schrift mit den Deutungen und Allegorien früherer Mystiker sticht überall hervor. Irrte er aber auch in den Mitteln, ehrwürdig bleibt immer sein Zweck, durch die Verbreitung seiner an religiösem, erbaulichen Gehalt ungemein reichen Schriften eine Gemeinde der Heiligen zu sammeln; in dem moralischen Theile dieser Schriften findet man die reinste Sittenlehre und wahrhaft erhebende, heilige Stellen, und ob er gleich nur in schlichter Prosa und ziemlich nachlässigem Latein geschrieben hat, gehört er doch noch mit größerem

Rechte unter die religiösen Dichter, als unter die Theologen. Was von seinen Prophezeiungen und Entdeckungen verborgner Dinge in der wirklichen Welt erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derselben Stunde, als dieser entstand, gegeben haben soll, gründet sich nur auf Hörensagen, und hat keinen historischen Werth. Viel merkwürdiger, als dergleichen Wundergeschichten, ist dem Psycholegen das Problem seiner originellen Individualität, über die Herder in seiner Adrastea unter dem Artikel Swedenborg das treffendste Urtheil gefällt hat, und eine Stelle in der Kirchengeschichte sichert ihm die noch bestehende Secte der Swedenborgianer, die ihn als ihren Stifter verehrt. Sie entstand aus den Lesern seiner theologischen Schriften, welche seine Behauptung, daß durch die ihm mitgetheilten himmlischen Offenbarungen die zweite Ankunft Christi auf Erden, das jüngste Gericht über die alte Kirche (die, gegenwärtig herrschenden christlichen Religionsparteien), und die Stiftung der Kirche des neuen Jerusalems, wovon die Apocalypse und der Apostel Petrus bei der Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde redet, wirklich erfolgt sey, gläubig annahmen. Sie bildeten in London und Stockholm nach seinem Tode exegetisch-philanthropische Gesellschaften, aus welchen die unter dem Namen der Kirche des neuen Jerusalems bekannte Secte der Swedenborgianer hervorgegangen ist. Die Lehre dieser Secte gründet sich auf die Bibel und folgende von Swedenborg seit 1747 bis 1771 in lateinischer Sprache geschriebene Bücher: Arcana coelestica de coelo et inferno; De Telluribus; De ultimo judicio; De equo albo; De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti; De Domino; De scriptura sacra; De vita; De fide; De divino amore et divina providentia; De amore conjugali; De commercio animae et corporis; Summaria expositio sensus prophetici; Apocalypsis explicata; Apocalypsis revelata; De vera theologia christiana. Diese werden von den Swedenborgianern als heilige Bücher geachtet, und die Lehre aus dem Worte aber die geistliche Mutter genannt. Das Wort selbst oder den geistlichen Vater nennen sie die Bibel, von der sie nur den Pentateuch, das Buch Josua, das Buch der Richter, die Bücher Samuelis und der Könige, die Psalmen, die Propheten, die Evangelien und die Apocalypse für canonisch halten. Sie unterscheiden einen dreifachen Sinn des Wortes: den buchstäblichen, wie ihn der gemeine Menschenverstand faßt, den innern geistigen, der in jenem verborgen, und erst durch Swedenborg enthüllt worden ist, und den himmlischen, der wiederum in diesem liegt, von den Engeln verstanden wird, und den Herrn allein angeht. Sie läugnen die kirchlichen Dogmen von der Trinität, von der Genugthuung durch den Tod Jesu, und dessen stellvertretendem Verdienste, von der Gnadenwahl und von der Auferstehung der Leiber. Gott ist ihnen allein Christus, der Herr, der in seiner Person den Schöpfer, Erlöser und Tröster vereinigt, und nach seiner ersten Menschwerdung, von der die Evangelien erzählen, zum zweitenmale 1743 erschienen ist, um seinem Diener Swedenborg den innern Sinn der heiligen Schrift aufzuschließen. Dieser Schlüssel des Wortes ist ihnen die von Swedenborg wieder entdeckte Wissenschaft der Correspondenzen, d. h. der gegenseitigen vollkommenen Durchdringung der sichtbaren und unsichtbaren Welt, nach der alles Physische geistige Bedeutung hat, und wiederum alles Geistige durch das Physische angedeutet wird. Der Glaube an diese Correspondenz machte ihnen den

Glauben an Swedenborgs Visionen und die von ihm nach der Analogie seines vorher aufgestellten Natursystems durchgeführten Allegorien möglich, und ganz consequent zogen sie auch die neuern Erscheinungen des animalischen Magnetismus in dieses Gebiet. Das jüngste Gericht verstehen sie nur geistig von dem 1756 erfolgten moralischen Untergange der alten Kirche. Nach dem Tode glauben sie unmittelbar in verklärte Leiber, die nach der herrschenden Liebe (Neigung) jedes Individuums gebildet werden, und in den Himmel oder in die Hölle zu kommen; Engel und Teufel halten sie für abgeschiedene Menschenseelen; zur Seligkeit wissen sie keinen andern Weg, als die unter göttlicher Mitwirkung, doch nur durch eigne Thätigkeit, mögliche moralische Bekehrung, die sie nach drei Stufen in Besserung, Reformation und Wiedergeburt eintheilen. Die Taufe begehen sie an Kindern und Erwachsenen als Receptionsgebrauch, das heilige Abendmahl als Mittel der geistigen Vereinigung mit Christo. Ihre strenge Moral bedingt die Aufnahme neuer Mitglieder durch die Voraussetzung, daß sie an den Herrn allein glauben, das Böse meiden, und dies aus eigner Bewegung thun. Wer diese Bedingungen erfüllt, kann sieben Jahre hindurch an dem den mündigen Mitgliedern jedes Geschlechts gemeinsamen Stimmrecht und dem heiligen Abendmahle Theil nehmen, ehe er sich durch die Taufe förmlich aufnehmen läßt. Die stimmfähigen Mitglieder sind in Classen abgetheilt, die Ledigen haben $\frac{1}{6}$, die Ehepaare, welche noch nicht drei Kinder zeugten, $\frac{1}{3}$, und die mit drei oder mehr Kindern gesegneten Ehepaare, $\frac{1}{2}$ der Stimmen. Die Regierung der Kirche des neuen Jerusalems besteht aus drei Mächten: 1. der absoluten, welche durch das in drei Formaten auf dem im Versammlungssaale stehenden, niemals besetzten Präsidentenstuhle liegende göttliche Wort repräsentirt wird; 2. der reactiven, welche auch die ordnende oder erklärende heißt, und in den Berathungen aller stimmfähigen Glieder jeder Gemeinde geübt wird, und 3. der activen oder entscheidenden, welche aus vier Vorstehern oder Kirchenräthen besteht, von denen einer über die Lehre von Christo, einer über die Wissenschaft der Correspondenzen, einer über die Besserung des Wandels, und einer über die heiligen Gebräuche zu wachen hat. Letzterer ist Bischof der Gemeinde, verwaltet mit den von ihm ordinirten Priestern den Gottesdienst, und übt unter Berathung mit der Gemeinde die Kirchenzucht aus. In jedem Versammlungshause sind zwei Säle, einer zu Berathungen und zur Taufe, der andre zum Gottesdienste, wozu die Heiligung der Ehen, das heilige Abendmahl, das Fußwaschen, und eine aus Gebet, Gesang, Vorlesung der biblischen und Swedenborgischen Bücher und Predigt zusammengesetzte Liturgie für die Feier der Sonn- und Festtage gehört. In beiden Sälen befinden sich durchaus nur Tische, Stühle, Bänke, und im letztern ein Chor für die Musik. Von den Geräthschaften und dem Schmuck christlicher Kirchen ist in ihnen nichts zu sehen, auch werden sie an Wochentagen zu bürgerlichen und weltlichen Verrichtungen der Gemeinde gebraucht. Die Glieder derselben unterscheiden sich weder durch Kleidung, noch durch andre äußere Zeichen von andern Weltleuten. In Schweden, wo die Zahl aller Swedenborgianer sich auf 2000 beläuft, genießen sie nur stillschweigende, in England, wo sie seit 1783 zu London und in mehreren Hauptstädten Capellen mit der auf die nach ihrem Glauben schon erfolgte Vollendung des jüngsten Gerichts zu beziehenden Portalaufschrift: Nunc permissum est, haben, gleich andern Dissenters öffentliche Duldung, welche viel zur Vermehrung ihrer Mitglieder beigetragen

hat. Diese bestehen meist aus Weltleuten von den mittlern und höhern Ständen. Auch der König Carl XIII. von Schweden gehörte ihnen als Herzog von Südermannland eine Zeit lang an, wie denn manche Neugierige noch jetzt zu- und abtreten, ohne sich förmlich aufnehmen zu lassen. Geistliche und Schullehrer der herrschenden Kirchen hielten sich stets fern davon. In Frankreich, Deutschland und Polen gibt es nur wenige vereinzelte Anhänger, in Ostindien, Nordamerika und Südafrika ganze Gemeinden dieser Secte. Ohne irgend eine allgemeine Regierung anzuerkennen, betrachten die Gemeinden, deren jede sich selbst regiert, doch die exegetisch-philanthropische Gesellschaft zu Stockholm als den Mittelpunkt ihrer Kirche, mit dem sie stets correspondiren. Die unter ihnen herrschende Meinung, die Kirche des neuen Jerusalems befinde sich schon vollkommen ausgebildet im Innern Afrika's, hat sie zur Beförderung von Missions- und Entdeckungsreisen in diesen Welttheil geneigt gemacht. Die berühmten Reisenden, Sparrmann und Nordenskiold, gehörten ihnen an, und letzterer hat mit dem Schweden Afzelius die Gemeinde auf Sierra Leona in Afrika gegründet. Für diese und andre afrikanische Colonien, wie für die Abschaffung des Negerhandels haben die Swedenborgianer viel gethan, in der afrikanischen Gesellschaft zu London ist ihr Einfluß entscheidend, auch suchen sie ihren Lehren und Unternehmungen durch öftere Auflagen der oben genannten Schriften Swedenborgs und durch Herausgabe eines neujerusalemischen Journals, welches zu London erscheint, immer mehr Ausbreitung zu verschaffen. E.

Swieten (Gerard van), kaiserlicher Rath und erster Leibarzt in Wien, wurde zu Leyden den 7. Mai 1700 geboren, studirte zu Löwen, nachmals in seiner Vaterstadt unter Boerhave (dessen vorzüglichster Schüler er war) neben der Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie, übte nachher dort die Arzneikunst aus, worin er sehr glücklich war, und als Professor angestellt wurde. Vielleicht aus Neid, vielleicht auch durch manche Härte und Unbeugsamkeit seines Gemüths erbittert, brachten mehrere seiner Widersacher es dahin, daß er sein Lehramt niederlegen mußte, weil er der catholischen Religion zugethan war. Swieten erhielt hierauf (1745) einen Ruf als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. Er erlangte die Gunst seiner Fürstin in sehr hohem Grade, wurde in der Folge von ihr zum Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek, zum beständigen Präsidenten der medicinischen Facultät in Wien, zum Director des ganzen Medicinalwesens in den kaiserlichen Staaten und Büchercensor ernannt, und starb den 18. Juni 1772. Durch seine vortrefflichen Commentarien über die Aphorismen seines großen Lehrers Boerhave erwarb sich van Swieten als Arzt einen großen Ruhm. Dies classische Werk erhielt durch den größten Theil Europa's allgemeinen Beifall in Hinsicht der trefflichen practischen Rathschläge, die es zur Cur aller Krankheiten enthält. Die Theorie ist aus humoralen und mechanisch-dynamischen Grundsätzen zusammengesetzt. Swieten war Mitglied einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften in Europa, die seine Verdienste anerkannten und ehrten. Das große Ansehen, worin van Swieten bei der Kaiserin Königin stand, benutzte er auf eine preiswürdige Art zum Besten der Gelehrsamkeit und der Aufklärung, obgleich auch seine Grundsätze und sein Temperament ihn verleiteten, als Büchercensor fast alle Werke der französischen Philosophen, welche sich dafür oft durch entehrende Schmähungen rächten, in den österreichischen Staaten zu verbieten.

Swift (Jonathan), Dechant von St. Patrick bei Dublin, ein als Schriftsteller sehr berühmter, und wegen seines sittlichen Lebens höchst merkwürdiger Mann, wurde 1667 zu Dublin geboren. Seine Mutter, welche in dürftigen Umständen war, sandte den dreijährigen Knaben nach Whitehaven, wo er bis zu seinem sechsten Jahre blieb, und sodann nach Kelkenny in Irland zu seinem Oheim kam, der ihn dort in eine Schulanstalt gab. In seinem 15ten Jahre ward er nach Dublin auf das Dreieinigkeitscollegium geschickt, und der Aufsicht eines gewissen St. Ashe anvertraut, der sich durch seine philosophischen und mathematischen Kenntnisse auszeichnete. Für diese Wissenschaften hatte Swift, dessen Hang sich zur Geschichte und Dichtkunst neigte, keinen Sinn, und er wurde, weil es ihm bei seiner Prüfung zum Baccalaureus an den nöthigen Kenntnissen fehlte, abgewiesen. Erst sieben Jahre später erhielt er diesen Grad, aber auch nur „speciali gratia," d. i. mehr aus Gunst, als wegen Verdienst. Diese Kränkung ist wahrscheinlich Schuld, daß er nachher in seinen Schriften die Mathematiker so verhöhnend behandelte, sie war aber auch für ihn ein Beweggrund zu größerm Fleiße in andern Wissenschaften, so daß er von nun an täglich acht Stunden zu seinen Studien verwandte. Er soll schon um diese Zeit sein berüchtigtes „Mährchen von der Tonne" vollendet haben. Der Tod seines Oheims beraubte ihn in seinem 21. Jahre seiner Hauptstütze; er begab sich daher zu Sir William Temple, der damals auf seinem Gute Moor Park in Surrey wohnte, und mit ihm verwandt war. Temple nahm ihn gütig auf, und er blieb dessen Hausgenosse zwei Jahre lang. Hier lernte er auch den König Wilhelm III. kennen, der ihm eine Hauptmannsstelle bei der Reiterei anbot; allein Swift lehnte sie ab, weil er bloß Neigung zum geistlichen Stande fühlte, in dem er höhere Ehrenstellen zu erringen hoffte. Wahrscheinlich um die in Dublin erlittene Kränkung in Vergessenheit zu bringen, promovirte er im Monat Julius 1692 zu Oxford als Magister der Künste. Er versuchte sich schon jetzt als Dichter in der sogenannten Pindarischen Manier, welche Cowley und einige seiner Nachahmer aufgebracht hatten. Die Offenheit, mit welcher Dryden, der mit ihm verwandt war, ihm sagte: Vetter Swift, Sie werden nie ein Dichter werden, war der Grund, weßhalb Swift jenen berühmten Mann späterhin so bitter angriff, ohne ihm jedoch seinen Ruhm entreißen zu können. Auch mit William Temple ward er höchst unzufrieden, weil dieser sein Versprechen, ihm zu einer Pfründe behülflich zu seyn, nicht erfüllte. Voll Unwillens verließ er 1694 Temple's gastfreies Haus, und ging nach Irland, ließ sich weihen, und erhielt durch den Oberstatthalter eine Präbende. Bald darauf aber bekam er von Temple eine Einladung zur Rückkehr nach England, und die wiederholte Zusicherung zu einer Versorgung. Er verzichtete deßhalb auf seine irländische Pründe, und kehrte wieder nach Moor Park zurück, lebte von nun an mit Temple bis zu dessen Tode einig, und der alte Staatsmann hinterließ ihm, als er starb, ein Geldvermächtniß und seine Manuscripte. Von den letztern gab Swift zwei Bände heraus, und erinnerte den König an das dem Verstorbenen ertheiltes Versprechen, ihm (Swift) die erste erledigte Pfründe in Canterbury oder Westminster zu geben. Aber Wilhelm III. nahm keine Rücksicht darauf, und Swift begleitete jetzt den Grafen von Berkeley, der als Oberrichter nach Irland ging, als dessen Caplan und Privatsecretär. Der Graf nahm indeß in Dublin einen Secretär an, und Swift mußte statt der Dechanei zu Derry, wozu ihm Hoffnung ge-

macht worden war, zwei weniger einträgliche Pfründen annehmen. Durch so manche fehlgeschlagene Hoffnung ward sein Herz, welches keiner sanften Gefühle fähig war, immer mehr erbittert. Er fing nun an, satirische und burleske Verse zu schreiben, wodurch er sich eben so viele Feinde als Bewunderer erwarb; denn sein Witz war selten ohne Stachel, und persönliche Satire war die Waffe, welche er sowohl um zu beleidigen, als um sich zu schützen gebrauchte. Als Berkeley nach England zurückkehrte, ging Swift auf seine Pfarre zu Caracor, und lud hieher die berühmte Stella ein, deren Familienname Johnson und deren Vater Haushofmeister bei Temple gewesen war. Sie wohnte in seiner Nachbarschaft, wenn er im Pfarrhause, und in demselben, wenn er abwesend war. Nie sollen sie zusammen gewohnt, oder sich ohne Zeugen gesehen haben. Diese Verbindung dauerte bis zu Stella's Tode. Ehrgeiz war Swifts Hauptleidenschaft, und er begann mehrere politische Schriften herauszugeben, worin er eifrig die Sache der Whigpartei, zu der er gehörte, verfocht. 1704 erschien, ohne seinen Namen, sein Mährchen von einer Tonne (Tale of a Tub), ein durch die eigenthümlichste Art des Witzes und der Laune ausgezeichnetes Werk, welches seinen Ruhm in dieser Hinsicht außerordentlich vermehrte, aber ihm, wohl mit Unrecht, den Tadel zuzog, daß die christliche Religion darin verspottet werde, und so nachher seine Beförderung zu manchen kirchlichen Ehrenstellen hinderte. Die Bücherschlacht „the Battle of the Books," ist eine burleske Vergleichung alter und neuer Schriftsteller zum Nachtheile der letztern, worin Dryden der Hauptgegenstand des Spottes ist. In einer andern Schrift „Weissagungen von Isaak Bickerstaff Esquire," machte er mit einer reichen Ader von Witz die Astrologie lächerlich, und sie ward so beliebt, daß Steele den Namen „Bickerstaff" als Herausgeber des Schwätzers (the Tatler) entlehnte. 1710, als die Tories ans Ruder kamen, ward Swift von den irländischen Prälaten beauftragt, bei der Königin die Erlassung der Erstlinge (Annaten) und des Zwanzigsten auszuwirken. Dadurch ward er mit Harley, nachmaligem Grafen von Oxford, und mit St. John, nachher Lord Bolingbroke, bekannt, und gewann ihr Vertrauen so sehr, daß er zu ihren geheimsten Berathschlagungen und Zusammenkünften gelassen wurde. Jetzt war er ganz in seinem Element, denn Politik, besonders Parteipolitik, war das Fach, worin er sich am stärksten glaubte, und er schrieb für ein periodisches Blatt (the Examiner) eine Menge von Aufsätzen, worin er die Maßregeln der vorigen Minister strenge tadelte, und die der nachherigen desto eifriger erhob. Ein Bisthum in England war das Ziel seines Strebens, und wirklich wurde er von seinen ministeriellen Freunden bei einer Vacanz der Königin empfohlen. Allein diese hegte Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit, und die Hoffnung schlug fehl. 1713 erhielt er indessen die Dechanei von St. Patrick bei Dublin, wurde aber nicht weiter befördert. Mehrere politische Schriften, die er nachher herausgab, zogen ihm Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren zu. Von den Einwohnern Dublins wurde er, wo er sich blicken ließ, als Anhänger der Tories mit Bitterkeit und Hohn behandelt. Nach und nach gewann er jedoch wieder das Vertrauen der Einwohner Dublins, da er sein Haus wöchentlich zweimal der guten Gesellschaft öffnete. 1716 ließ er sich mit seiner Stella, die auch in Dublin in seiner Nähe wohnte, im Stillen trauen, ohne diese Ehe öffentlich anzuerkennen. Vorher hatte er Liebesverständnisse mit zwei Frauenzimmern gehabt,



ie er beide täuschte. 1724 erwarb sich Swift durch eine Schrift, wodurch er die von der Regierung beabsichtigte Einführung einer Scheidemünze verhinderte, und wodurch er sich selbst den größten Gefahren aussetzte, die Achtung der ganzen irländischen Nation. 1726 kamen Gullivers Reisen von ihm heraus, eine Dichtung, worin sich der Genius und die Gemüthsstimmung dieses Schriftstellers auf eine ganz eigenthümliche Weise gezeigt haben. Dies Werk hat das Ansehen einer so einfachen Wahrhaftigkeit, es herrscht eine so umständliche Genauigkeit der Erfindung darin, daß selbst kindliche Leser auf eine wundervolle Weise angezogen werden, während die beißende Satire, wovon es überströmt, auch dem bittersten Menschenhasser wohlthun muß. Swifts ehrgeizige Entwürfe wurden bald nachher durch Stella's Tod unterbrochen. Nach dieser Zeit schrieb er noch mehrere seiner besten Gedichte, bestimmte ein Drittel seiner Einkünfte den Armen, und hatte fast immer geringe Personen, besonders Weiber, um sich, die seinem Hochmuthe zu schmeicheln wußten. Endlich traf ihn nach mehreren vorhergegangenen Zufällen das von ihm selbst einst prophezeite Schicksal. Seine geistigen Kräfte schwanden mit seinen körperlichen dahin, und die allmählige Abnahme seines Verstandes ging in völligen Wahnsinn über. Er ward immer zorniger und böser, so wie seine Geisteskräfte sich verloren, und konnte bei den heftigen Schmerzen einer Geschwulst am Auge nur mit Gewalt verhindert werden, es auszureißen. Ein gänzliches Monate langes Schweigen ging seinem Tode voraus, der 1744 in seinem 78sten Lebensjahre erfolgte. Den größten Theil seines Vermögens hatte er in seinem Testamente zu einem Hospital für Mondsüchtige und Blödsinnige bestimmt, „um," wie er sagt, „mit einem satirischen Zuge darzuthun, daß kein Land dessen so sehr bedürfe." Als Schriftsteller war Swift originell, und wird wahrscheinlich niemals erreicht werden. Seine Ironie hat bei aller Bitterkeit das Ansehen der gutmüthigsten Treuherzigkeit. Er ist außerordentlich reich an den scherzhaftesten Ideen und Wendungen, die verschwenderisch in seinen Gedichten zerstreut sind, aber oft auch in beleidigende Ungebühr ausarten. Sein dichterischer Styl ist ein Muster des leichten vertraulichen Tons, und seine Fertigkeit im Reimen bewunderungswürdig. Sein Charakter als Mensch war rauh und unbeugsam, und der höchste Grad des Stolzes war die Grundlage, auf welcher Festigkeit, Liebe zur Thätigkeit, Despotenhaß und Freiheit von niedriger Eifersucht gebauet waren. Aber befleckt wurden die letzteren Eigenschaften durch gränzenlosen Hochmuth, durch die Begierde, wehe zu thun, durch Unversöhnlichkeit und gänzlichen Mangel an herzlicher Aufrichtigkeit. —

Sybaris, eine in der alten Geschichte berühmte Stadt, lag in Unteritalien, und zwar in Lucanien am tarentinischen Meerbusen. Sie soll im ersten Jahre der 15ten Olympiade (720 Jahre vor Chr. Geb.) von den Achäern und Trözeniern (griechischen Völkerschaften) gegründet worden seyn, und in der 50sten Olympiade am meisten geblühet haben. Die Sybariten wurden jedoch in einen Krieg mit den Crotoniaten verwickelt, worin die ersteren 300,000 Mann, die letztern 100,000 Mann ins Feld stellten. Die Einwohner von Sybaris waren aber durch Ueppigkeit und Wohlleben, welche bei ihnen durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und Milde ihres Bodens und Himmelsstrichs und durch ihre unglaublichen Schätze begünstigt wurden, auf äußerste verweichlicht und entnervt; sie verloren daher (im J. 510 vor Chr. Geb.) die Schlacht, welche am Flusse Trais (jezt Triunti)

vorfiel. Die Crotoniaten machten von ihrem Siege einen grausamen Gebrauch. Nicht einmal die Gefangenen wurden verschont, die Stadt Sybaris wurde dem Boden gleich gemacht. Die entflohenen Sybariten bauten sich (58 Jahre später) zwar an dem Flusse Laus wieder an, und das neue Sybaris schien sehr blühend zu werden, allein die eifersüchtigen Crotoniaten vertrieben nach sechs Jahren die Einwohner wieder, welche jetzt eine Stadt unter dem Namen Thurii anlegten. Allein in einem innerlichen Aufruhr kamen die ältern Sybariten fast sämmtlich um. Die wenigen, welche entkamen, bauten sich am Fluß Trais an, wurden aber bald nachher von den Bruttiern gänzlich vertilgt. Noch jetzt bezeichnet man mit der Benennung Sybarit einen Weichling und Schwelger.

Sydenham (Thomas), einer der berühmtesten Ärzte Englands, geboren 1624 zu Windford-Eagle in Dorsetshire, war der Sohn eines Edelmanns dieser Landschaft. 1642 besuchte er die Universität Oxford, wo er studiren wollte, allein der bürgerliche Krieg zwischen Carl I. und dem Parlamente brach noch in eben diesem Jahre aus, und Sydenham, welcher der republikanischen Partei ergeben war, wollte nicht, so wie seine Mitstudenten, für Carl I. fechten; deßhalb verließ er Oxford, wo der König eine Besatzung hatte, und ging nach London. Hier machte er die Bekanntschaft des Doctors Th. Coxe, eines berühmten Arztes, nach dessen Rath und Leitung er sich der Arzneiwissenschaft widmete. Als die Garnison zu Oxford sich dem Parlament ergeben hatte, kehrte Sydenham dahin zurück, und wurde 1648 Baccalaureus, und darauf zu Cambrigde Doctor. Er übte seine Kunst zu London mit dem glänzendsten Erfolge (von 1661 bis zu seinem Tode 1689) aus. Er war der erfahrenste Arzt seiner Zeit, und der wißbegierigste und sorgfältigste Beobachter der Natur; er begnügte sich, sie zu beobachten, ohne sie nach systematischen Regeln erforschen zu wollen, und wenn die Krankheit keine schleunige Hülfe heischte, so wartete er damit. Es schien, als habe er sich eine der damals üblichen medicinischen Verfahrungsart ganz entgegengesetzte erwählt. Er verordnete bei den Blattern kühlende Mittel, bei intermittirenden Fiebern nach dem Anfall China und sein Laudanum. Schnell gelangte er aber durch seine Methode zu dem Ruf des erfahrensten und geschicktesten Arztes, der bis dahin gewesen war. Es sind mehrere Schriften von ihm noch jetzt sehr geschätzt. Seine Abhandlung über das Podagra ist vorzüglich berühmt, und Niemand hatte mehr Beruf, über diese Krankheit zu schreiben, als er, da sie die Pein seines Alters war. Er hatte übrigens für die meisten medicinischen Schriften seiner Zeit so wenig Achtung, daß als ihn einmal ein anderer Arzt bat, ihm ein Werk zu empfehlen, wodurch er sich für die Ausübung dieser Wissenschaft bilden könne, Sydenham demselben antwortete: Lesen sie den Don Quixote; es ist ein sehr gutes Buch, ich lese es täglich.

Synodischer Monat, s. Monat.

Syenit, s. Granit.

Sykophant wurde bei den Athenienfern derjenige genannt, welcher einen Andern wegen schlechter Handlungen angab oder verklagte, oder diese auch nur ausspähte, um sie zu verdrehen und eine Anklage darauf zu gründen. Man leitete den Namen von gewissen Menschen her, welche denjenigen aufpaßten und sie anklagten, die, gegen die atheniensischen Gesetze, Feigen (Syka) aus der Stadt führ-

ten. In der Folge belegte man jeden falschen Ankläger, Betrüger oder andern nichtswürdigen Menschen, der in gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften Andere zu hintergehen und ihnen zu schaden suchte, mit diesem Namen.

Sylbe, Sylbenmaß. Die Sylbe muß einmal nach ihrem prosodischen, dann nach ihrem metrischen Gehalt betrachtet werden; eine Unterscheidung, die bis auf Apels wissenschaftliche Metrik nur zu sehr vernachlässigt wurde, und die Metrik zu recht widersinniger Sylbenstecherei und Zählerei, den Vers zu einem unorganischen Haufwerk von Sylben machte. Der prosodische Gehalt nämlich bestimmt nur die Länge und Kürze der Sylbe im Allgemeinen, außer ihrem Verhältniß zum Rhythmus und Metrum, worin sie sich vorfindet. Wie lang oder kurz sie sey, bestimmt erst das Metrum, oder der Tact, und so entsteht das Sylbenmaß. Die alten Grammatiker hatten ein sehr geübtes feines Ohr, und mochten die Verse wohl richtiger hören, als manche neuere hochgepriesene Metriker. Wie jedoch überall die Praxis der Theorie vorausgeht, so begegnete auch ihnen, daß sie dem Verstande über ihr Hören und Gehörtes nicht genau Rechenschaft geben konnten, und ihre Metrik auf berechenbare Sylbencombinationen bauten, wodurch sie denn eine mechanische, zwar als solche sehr folgerechte, aber unzulängliche und allerlei Nothbehelfe bedürftige Ansicht der Verse gewannen, wie dies ihre Brachykatalektiker und Hyperkatalektiker, ihre widersinnig gemischten Metra und mehreres dieser Art beurkunden. Wie sich hievon eine wahrhaft wissenschaftliche Metrik unterscheide, ist in mehreren Artikeln hoffentlich klar geworden. Hinsichtlich des Sylbenmaßes hat sie über der zweizeitigen Länge, welche bisher als Heraclessäule galt, aus der Natur der Sprache, des Rhythmus und Metrum, ja aus unverkennbaren Andeutungen aller Grammatiker, noch drei Längenarten und zweierlei Kürzen nachgewiesen. (S. **Strophe.**) Um hievon nur Ein Moment hervorzuheben, so bildet die Schlußsylbe einer rhythmischen Reihe (s. **Rhythmus** und **Strophe**), wenn sie auf eine Versarsis fällt, die Kürze statt der Länge, und wenn sie zugleich Schlußsylbe einer metrischen Reihe ist, die Länge statt der Kürze. Verbindet das Metrum zwei rhythmische Reihen mit einander, oder erzeugt sich eine zweite rhythmische Reihe aus einer ersten, wodurch gleichsam das Verhältniß von Arsis zu Thesis unter ihnen eintritt, so muß die Thesis der erstern gegen die zweite als Kraft auftreten. Dies geschieht in der Musik durch ein sforzando auf dem schlechten Tacttheil, oder auch durch Dissonanz, im Vers durch die statt der metrischen und als solche genau bestimmten Kürze prosodische, mithin bloß repräsentirende Länge. Dies ist der Fall, z. B. in Jamben

♪ | ♩ ♪ ♩ ♪ | ♩ ♪ ♩ ♪ | ♩ ♪ ♩
▼ ▼ ▼
Ar - bei-te muthvoll, Träge flieht Glück se-lig-keit,

wo die mit ▼ bezeichneten Noten eben die repräsentirenden Längen bedeuten. Die Sylbe also ist an dieser Stelle ganz genau bestimmt, nicht, wie man meinte, willkürlich und unbestimmt. Hier ist es nun spaßhaft anzusehen, wie Recensenten und Kritiker in so ganz klarem Falle mit der unverzeihlichsten Unkunde selbst der Anfangsgründe der Metrik häufig dergleichen ganz richtig, und, da dies überhaupt der Schönheit des Verses angehört, schön gemessene Verse tadeln, ja wol gar verschlimmbessern, um mit Lichtenberg zu reden. Diese repräsen-

tirende Länge findet freilich nur da Statt, wo declamatorische Antithese und Uebergreifen einer Reihe in die andere, also ungleicher Schritt der metrischen und rhythmischen Reihe obwaltet. Denn in der lyrischen Antithese ruht und hallt sie gleichsam aus. Indessen gibt es weit leichter faßliche Reflexionen als diese, welche den heutigen Kritikern ewig fremd bleiben. Prosodisch bestimmte Wörter heißen Wortfüße, die man wohl von den metrisch bestimmten, die Wortrhythmen genannt werden, zu unterscheiden hat. Daß übrigens die Prosodie die Sylben entweder nach Quantität, oder nach Accent, und wie sie dieselben bestimme, ist hier nicht zu erörtern. Das Weitere s. unter Prosodie. Wa.

Sylla, s. Sulla.

Syllogismus heißt in der Logik jeder mittelbare aus zwei vorausgeschickten Sätzen gemachte Vernunftschluß. Schließen im Allgemeinen ist nichts anders, als aus einem allgemeinen Urtheile ein besonderes folgern, dessen Grund als in dem erstern (Prämisse) enthalten gedacht wird. Um nun aus zwei Sätzen einen dritten herzuleiten, müssen ebenfalls sie verknüpft seyn, d. h. es muß in ihnen ein Begriff zweimal vorkommen. Diese beiden Sätze heißen die Prämissen (praemissae propositiones) oder die Materie des Schlusses; das aus ihnen hergeleitete Urtheil wird in Beziehung auf sie die Conclusion (Schlußsatz) genannt. Die Art und Weise, oder die Regel, wie durch eine richtige Consequenz die Conclusion aus den Prämissen gefolgert wird, heißt die Form des Schlusses. In einem kategorischen Vernunftschlusse läßt sich aus den bloßen Begriffen des den Schlußsatz bildenden Subjects und Prädicats die Wahrheit ihrer Verbindung oder Trennung allein nicht erkennen. Diese muß aus einem dritten Begriffe eingesehen werden. Dieser dritte Begriff muß ein Merkmal des Subjects seyn, das von dem in dem Schlußsatze angegebenen Prädicate des Subjects noch verschieden ist, und wird der Mittelbegriff (terminus medius) genannt, eben weil durch ihn das richtige Verhältniß der beiden andern erkannt werden soll. Daher gehören zur Möglichkeit eines kategorischen Vernunftschlusses drei Hauptbegriffe (termini): 1. das Subject, das mit einem Prädicate zu einem Urtheile verbunden werden soll, oder der Unterbegriff, weil er im Verhältniß zu den übrigen den geringsten Umfang hat (terminus minor); 2. das Prädicat, dessen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird; und 3. ein Merkmal des Subjects, dessen Begriff der Mittelbegriff (terminus medius) ist. Der Satz, in welchem der Oberbegriff vorkommt, heißt der Obersatz oder die Regel (propositio major); der Satz, in welchem der Unterbegriff vorkommt, Untersatz (propositio minor), und der dritte, in welchem der Unterbegriff mit dem Oberbegriff verbunden wird, die Conclusion. Daraus erhellt, daß in einem ordentlichen Schlusse nicht mehr als drei Hauptbegriffe (termini) enthalten seyn können. Um die Wahrheit aller kategorischen Schlüsse beurtheilen zu können, hat man aus der Entstehungsart derselben eine allgemeine Schlußregel hergeleitet, welche wesentlich also lautet: Zwei Begriffe (terminus minor und major), die in den Prämissen mit einem dritten (term. medio) als ein Prädicat verbunden sind, können und müssen in der Conclusion eben so mit einander verbunden werden, wie sie in den Prämissen verbunden waren. Diese Regel läßt zugleich beurtheilen, ob die Conclusion allgemein, particulär, affirmativ oder negativ auszudrücken sey, indem man nur untersuchen darf, wie in den Prämis-

sen der Ober- und Unterbegriff mit dem Mittelbegriff verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subject und die vom Prädicat, so kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art seine Stelle in den Prämissen verändern. Durch diese besondere bestimmte Stellung des Mittelbegriffs entstehen eben so viele besondere syllogistische Figuren (formae syllogisticae), d. i. die bei verschiedener Stellung des Mittelbegriffs möglichen Arten des kategorischen Schlusses. Es sey der Term. major bezeichnet durch M, der Term. minor durch m und der Term. medius durch μ, so sind die Schemate der vier Figuren, was die Prämissen anlangt:

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m.

Diese vier Schlußarten hat man die vier syllogistischen Figuren genannt. Und die besondern Regeln derselben ließen sich zwar schon durch die allgemeine Schlußregel aller ordentlichen Schlüsse, ohne sie besonders auszudrücken, erkennen; allein man thut wohl, jede besonders zu bemerken. In der ersten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Obersatz allgemein, und der Untersatz bejahend seyn. Die Schlüsse derselben beruhen darauf, daß alles was von der Gattung, auch von jeder Art derselben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämisse nebst der Conclusion negativ seyn. Hier ist eben so wenig wie in der dritten Figur von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjecte von einander, weil sie in den Eigenschaften verschieden sind, und jeder Unterschied der Eigenschaften ist hiezu hinlänglich. Sie führt demnach auf den Unterschied der Dinge, und sucht die Verwirrung der Begriffe zu hindern. Die dritte Figur (dictum de exemplo), in welcher die Conclusion particulär ist, gibt Beispiele und Ausnahmen von Sätzen an, die allgemein scheinen. Die vierte Figur endlich (dictum de reciproco), in welcher die Conclusion nicht allgemein bejahend seyn darf, und der Untersatz allgemein seyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausschließung der Arten einer Gattung. Jede dieser vier syllogistischen Figuren läßt wieder vier besondere Arten zu schließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber billig übergangen werden. Alles obige gilt aber nur von den kategorischen Schlüssen. Die hypothetischen und disjunctiven Syllogismen bedürfen keines Mittelbegriffs. Bei ihnen ist die Regel der Folgerung durch die Natur eines hypothetischen oder disjunctiven Satzes selbst bestimmt. Hierzu muß noch bemerkt werden, daß, weil die Schlüsse nicht immer nothwendig in allen ihren Theilen vollständig, und nach der angegebenen Ordnung ausgesprochen werden müssen, um verstanden zu werden, der Syllogismus im engern Sinne, den in seiner äußern Form (in den drei Hauptsätzen) streng und vollständig ausgedrückten Schluß bezeichnet. Da die Logik eben den Schluß nach seiner innern und äußern Vollkommenheit betrachtet, so wird die Lehre von den Gesetzen der Schlüsse Syllogistik genannt; so wie die logische Fertigkeit im Bilden und Zergliedern der Schlüsse, ja oft die logische Fertigkeit überhaupt, weil der Schluß das zusammengesetzteste und vollkommenste Denkprodukt ist, syllogistische Fertigkeit genannt wird.

Sylvester II., ein wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter Papst. Sein eigentlicher Name war Gerbert. Von geringen Aeltern in Auvergne geboren, widmete er sich dem geistlichen Stande, und trat in ein Kloster. Er besuchte Spanien, wo er sich unter den Arabern bildete, bereis'te sodann Italien, Deutschland und Frankreich, lehrte in Rheims Mathematik, Philosophie und classische Literatur, und schwang sich 999 auf den päpstlichen Stuhl, nachdem er vorher die erzbischöfliche Würde zu Rheims und Ravenna bekleidet hatte. Er starb 1003 mit dem Ruhme eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Philosophie und Mathematik waren seine Lieblingswissenschaften, für deren Ausbreitung er auf das thätigste wirkte. Er erfand selbst mehrere hydraulische Maschinen, die Wasserorgel u. s. w., und galt wegen seiner physikalischen und chemischen Kunstfertigkeiten für einen Schwarzkünstler. Als Geistlicher ist er minder ausgezeichnet. Gedruckt sind von ihm eine Geometrie, ferner Briefe u. s. w.

Sylvius (Aeneas), s. Piccolomini.

Symbol wird insgemein als gleichbedeutend mit Sinnbild gebraucht; doch ist der Begriff nicht bloß auf das Bild als Gestalt zu beschränken, sondern bezieht sich im Allgemeinen auf jede bildliche Darstellung einer Idee, sie werde durch Worte, oder auf eine andere sinnliche Weise zur Anschauung gebracht. Aller Unterricht der frühern Menschheit war symbolisch, ward durch Bild und Zeichen ertheilt, und das älteste Priesterthum kleidete alle seine mehr oder minder geheimnißvollen Lehren von der übersinnlichen Welt, von dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit in Bilder und Zeichen ein. Jede Wahrheit ward dadurch der Fassungskraft der Menschen näher gebracht, als durch die feinste Begriffsentwickelung, Beweisführung und Erörterung, daher auch Zeigen (griechisch δείξειν, lateinisch monstrare), und Weisen (griech. φαίνειν, ἀναφαίνειν, dem im latein. ostendere, revelare — obwol dies in solchem Sinne nicht vorkommt — entspricht) selbst für Lehren gebraucht wird. Es liegt in der Natur des Menschen das Verlangen, Gedanken und Gefühle sich selbst in ein Bild zu kleiden, und dadurch recht anschaulich zu machen; je näher er noch der Natur stand, je inniger er in ihr lebte, desto mehr fand er in ihr Gestalt und Bild für jede innere Anschauung, die somit wahrhaft objectiv ward. Zum abstracten Denken gewöhnt er sich erst, als er von der Natur sich schon mehr entfernt hatte, und nun Inneres und Aeußeres, Gedanke und Bild, Wort, von einander unterschied. Ja die frühere Menschheit fand die Gottheit selbst nur in der Natur: jene offenbarte sich in dieser, jene ward durch diese selbst die Lehrerin der Menschheit. Alles war Bild und Zeichen der Gottheit, und alles Einzelne der Natur selbst ein Göttliches. Die Priester, die, als Erleuchtetere, von der Gottheit auch solche Ideen, welche das Volk nicht unmittelbar in der Natur fand, mittheilen, oder die Natur selbst deuten, das Göttliche in ihr und ihr Gesetz enthüllen wollten, konnten nicht anders, als das Unsichtbare oder Unerkannte durch Bilder anschaulich machen; sie mußten gestalten, entweder in wirklicher Form, oder im bildlichen Wort; sie bildeten Zeichen, die, sie mochten mit Händen gemacht, oder durch die Rede dargestellt werden, anfänglich ein Körperlichwerden der Idee selbst waren, nachmals erst das Geistige nur bedeuteten. Symbol ist demnach der wahre, gleichsam unmittelbare Ausdruck der Körper, das Bild einer Idee, des Geistigen, es mag dasselbe sich nun als Sinnbild oder als Sinnspruch oder überhaupt nur im Wort, das selbst symbolisch ist, darstellen.

e reiner, unmittelbarer die sinnbildliche Gestalt oder das sinnbildliche
Wort die Idee ausdrückt, je wahrer und eigentlicher diese sich im
Bild verkörpert hat, desto echter und wahrer ist das Symbol. Das
Symbol bildet einen in sich selbst vollkommen geschlossenen, in sich le-
bendigen und aus sich selbst sich erklärenden Begriff, eine Idee, zu-
nächst den sogenannten einfachen Begriff, aber nicht minder den Col-
lectivbegriff (der mehrere Begriffe zur Einheit Eines Begriffes ver-
bindet). So sind nun die Göttergestalten der alten Welt, als eigent-
licher Ausdruck einer in sich geschlossenen Idee des Göttlichen, Sym-
bole; aber nicht minder sind es die besonderen Prädicate, die als
Attribute dargestellt werden. Das Attribut aber unterscheidet
sich von dem Symbol darin, daß jenes immer nur als eigenthüm-
liches Zeichen einem Bild zur vollständigern Darstellung der mit dem-
selben verbundenen Eigenschaften beigefügt wird, dieses aber an sich,
und schlechthin, ohne weitern Zusatz selbstständig und aus sich erklär-
bar ist; alle Attribute sind Symbole, aber nicht alle Symbole Attri-
bute. Denn wenn auch Attribute (s. d. Art.) nicht bloß eigent-
liche Begriffe, sondern auch Handlungen, historische Thatsachen aus-
drücken, so bleiben sie doch immer eine Art des Symbols, das
ebenfalls nicht bloß den Begriff an sich, sondern auch die Idee, den
Geist einer Handlung, einer Thatsache zur Anschauung bringen kann.
Den Unterschied aber zwischen Symbol und Allegorie findet man
im Art. Allegorie angedeutet. Die Allegorie ist immer ein
künstliches, beabsichtigtes Gebilde; das Symbol soll eigentlich gleich-
sam nothwendiger Ausdruck der Idee seyn. Es ist darum auch nicht
durchaus nothwendig, daß ein Symbol den Regeln der Kunst ent-
spreche, und im eigentlichen Sinne schön sey; es kommt hier alles
nur darauf an, daß es die Ideen wirklich verkörpere, zur Anschauung
bringe, und es wird von dem Geiste, der die Idee im Bilde anschaut,
und dem Grade seiner Bildung abhängen, ob das Bild mehr oder
weniger dem Schönheitssinn genüge. So sind die oft seltsamen, zum
Theil selbst widrigen Gestaltungen in der indischen und andern orien-
talischen Mythologien nicht minder echte Symbole, als die harmoni-
schen und wahrhaft schönen Bildungen der griechischen Welt. — Doch
gründet sich nicht gerade auf die mehr oder minder erfüllten Regeln
des Schönheitssinnes die Unterscheidung des Symbols vom Bild, des
Symbolischen vom Bildlichen. Vielmehr ist jenes eine besondere Art
von diesem, eben das eigentlich sogenannte Sinnbild, in welchem
die Idee sich unmittelbar verkörpert darstellt (s. oben), während das
Bild im Allgemeinen auch eine Allegorie seyn, und die Idee nur be-
deuten kann. Wird aber z. B. symbolische und bildliche Lehrweise,
etwa des Pythagoras, einander entgegengesetzt, oder doch von einander
unterschieden, so bezeichnet das Bildliche hier jene mathematischen
Figuren und Zahlen, die nicht wie das Symbol unmittelbar die Idee
selbst zur Anschauung bringen, sondern nur eine besondere Bezeich-
nungs- und Darstellungsweise derselben sind. Darum kann man auch
symbolisch und bildlich nicht als durchaus gleichbedeutend gebrauchen.
— Eben so wenig ist in der Rede Symbol und Metapher (s. d.
Art.), symbolische und metaphorische Rede gleichbedeutend.
Denn die Vergeistigung des Sinnlichen, und die Verkörperung des
Geistigen, die in der Metapher Statt findet, wird doch immer nur
durch eine Zusammenstellung des Aehnlichen oder mehr allegorisi-
rend bewirkt, und ist nicht so, wie das Symbol, ein eigentlicher
Ausdruck der Idee selbst. Das Symbol bezieht sich aber besonders

auf die höchsten, sogenannten religiösen Ideen, welche zugleich die tiefsten philosophischen Anschauungen enthalten können. Die Idee an sich ist dann immer ein Geheimniß, das mehr oder minder tief, klar und vollständig aufgefaßt werden kann, ohne daß das Symbol an sich eine Veränderung leidet, weßhalb dieselben Symbole, die in der alten heidnischen Volksreligion erscheinen, vom Volke selbst aber vielleicht nur unvollkommen verstanden wurden, in den erhabensten Philosophemen und tiefsinnigsten Dichtungen der Weisen wiedergefunden werden. Es ist ein Ausdruck des Göttlichen, der aber von den Erleuchteten, in seiner Unmittelbarkeit und vollständigsten Tiefe aufgefaßt, dem Volke, das vielleicht selbst die ursprüngliche Bedeutung verloren hat, erst gedeutet, enthüllt werden mag. — Je mehr aber eine Religion noch in den Schranken der erscheinenden Welt befangen ist, je mehr ihre Lehren Lehren der Natur sind, desto reicher an Symbolen, desto symbolischer wird sie selbst seyn, während jede Offenbarungsreligion, deren Lehren unmittelbarer zu innerer schlechthin geistiger Anschauung gebracht werden, und selbst Ideen enthalten, die über den Kreis der Naturanschauung hinausliegen, nothwendig an Symbolen ärmer seyn muß. Ihre Symbole gehen auch alle mehr aus einem bewußten Bilde derselben hervor, erst aus der innern zur äußern Anschauung, Objectivirung, über, und können, in wie fern hier die reine Idee früher seyn muß als das Bild, und dieses erst durch Enthüllung jener sein Verständniß gewinnt, mehr conventionelle Symbole heißen. Damit sie jedoch nicht bloße Allegorien seyen, müssen sie selbst ein eigentlicher und gleichsam unmittelbarer, ohne künstliche Deutung die Idee selbst objectivirender Ausdruck der Idee seyn. — Daher ist das Heidenthum an Symbolen so viel reicher, als Judenthum und Christenthum, in denen nicht durch äußere, sondern durch innere, durch die Offenbarung selbst gewirkte, schlechthin geistige Anschauung das Finden der Idee vermittelt ist. — Da aber das Göttliche an sich, seinem Wesen nach, in seiner ganzen Tiefe und Klarheit sich nicht in Ein Symbol vollständig befassen läßt, so sind alle Symbole nur besondere Ausdrücke besonderer Ideen und Offenbarungsweisen des Göttlichen selbst, und je mehr dasselbe nur in den Besonderheiten der Natur aufgefaßt, und die erscheinende Welt selbst vergöttert wird, desto reicher und mannichfaltiger wird auch von dieser Seite die Symbolisirung seyn. So sind nun alle die besondern Götterbildungen, in welchen das Heidenthum die besondern in der Natur offenbarten Ideen des Göttlichen darstellte und anschaute, Symbole eben dieser Ideen, und in dieser Hinsicht wahre Sinnbilder. Symbole sind aber auch die Zeichen (σηματα, σημεια, signa, ostenta, portenta), durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß, überhaupt die Zukunft zu erkennen gibt, überhaupt Alles, worin die Gottheit sich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erscheinungen, besondere Aeußerungen der Naturkräfte, oder auch Stimmen, prophetische Worte seyn, die denn eben sowohl als die Orakelsprüche als geheimnißvolle, sinnreiche Kundgebungen des Willens der Gottheit, des Schicksals, συμβολα genannt werden. Das Sententiöse, das den Orakelsprüchen eigen ist, erscheint auch in den Priesterworten, ihren symbolischen Lehren, die denn mit gleichem Recht Symbole genannt werden, eigentliche Sinnsprüche sind, von welchen als Erklärungen des göttlichen Willens, die man sich besonders als herrschenden Lebensgrundsatz einprägt, auch die sogenannten Wahlsprüche nicht verschieden sind. Die Sprache ist an sich schon ursprünglich wahrhaft

symbolisch; das Wort ist Symbol, eigentlicher Ausdruck, Körper der Idee, und ein Redesatz, der eine Idee abgeschlossen in einer besondern Beziehung ausspricht, kann denn auch mit Recht Symbol genannt werden. Nachmals hat der Ausdruck *Symbol* seine besondere Anwendung in den griechischen Mysterien gefunden, die alle ihre geheimnißvollen Lehren als Früchte einer tieferdringenden Naturweisheit in *Sinnbilder* und *Sinnsprüche* kleideten, nicht bloß, um den Ungeweihten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdruckreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Weil nun die Eingeweihten durch Zeichen oder Worte, welche den Mysterien eigenthümlich waren, und die Kunde ihres geheimnißvollen Sinnes, also die Einweihung selbst, voraussetzten, sich unter einander zu erkennen gaben, so heißen solche *Erkennungszeichen* ebenfalls Symbole. In wie fern aber der Gebrauch solcher Erkennungszeichen auch an die heilige Verpflichtung mahnt, die der Geweihte bei seiner Einweihung übernahm, besonders auf Verschwiegenheit und ein den Mysterienlehren entsprechendes Leben hinweist, so wird auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man Gott, oder einem Menschen, irgend einer Gemeinschaft gelobt, *σύμβολον* genannt, das daher auch von dem *Soldateneid* gilt, so wie von dem *Losungswort*, dem Zeichen, an dem nicht nur die Streiter eines Heeres sich unter einander erkennen, sondern auch an das erinnern, was durch die Losung, den Feinden unvorsichtlich, den verbundenen Kämpfern kundgemacht werden sollte. Eben so bezeichnet *Symbolon* ein *Merkzeichen*, eine *Marke*, durch welche z. B. Gastfreunde sich unter einander zu erkennen gaben, oder die man als Unterpfand irgend eines Vertrages, oder einer übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlöste. — Diese mannichfachen, alle aus Einer Wurzel sich entfaltenden Bedeutungen des Wortes *Symbolon* waren alle schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden, und fanden dann auch in der christlichen Kirche ihre Anwendung. Es war ein heiliger Sinn mit dem Worte schon verbunden, und so sehr die ersten Christen dem Heidenthum abgeneigt waren, und es verschmähten, etwas aus demselben in die Kirche aufzunehmen (weßhalb sie auch durchaus keine Bilder in ihren Versammlungshäusern zuließen), so konnte ihnen doch, zumal sie ja keine ganz neue Sprache schaffen mochten, ein Wort nicht zuwider seyn, das schon einen gleichsam geweihten Sinn hatte, der durch eine christliche Idee sogar noch erhöht ward. Auch war in der Zeit, wo das Wort *Symbol* unter den Christen allgemeiner in Brauch kam, jene ängstliche Scheu vor dem, was an das Heidenthum erinnern konnte, schon sehr vermindert. Ja die christlichen Lehrer mochten sogar, wenn die in die heidnischen Mysterien Eingeweihten ihre Lehren oft übermüthig den christlichen entgegenstellten, und auf ihre geheimnißvollen Symbole hinwiesen, sich aufgefodert fühlen, anzudeuten, wie sie auch *Symbole*, und viel höhere, bedeutendere hätten, als alle Mysterien. Wie die Glieder der letztern durch ihre symbolischen, in Zeichen und Worte niedergelegten Geheimlehren sich als Auserwählte, besonders Geweihte darstellten, so behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft, und als Unterscheidungszeichen, die sie als vom gesammten Heidenthum und Judenthum Ausgesonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. *Symbole* nannten sie deßhalb die *Sakramente*, als sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Heils, und nicht *Zeichen* nur, sondern eigentliche *Unterpfänder*

dieses Heils, und der in ihnen enthaltenen göttlichen Verheißungen und Gnadenwirkungen. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl, als die eigentlichen Sakramente, Symbole, aber überall mit verherrlichenden und den christlichen Sinn näher bestimmenden Beiwörtern; nicht minder das Taufwasser, und Brot und Wein im heiligen Abendmahl, aber nicht bloß als Bilder, die einen geistigen Sinn nur bedeuten, sondern als Symbole im eigentlichen Sinn, die das unsichtbare Heil wirklich darstellen, eigentliche Unterpfänder desselben sind. Symbole sind auch alle christlichen Gebräuche, alle gottesdienstlichen Uebungen, in wiefern sie eben nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee seyn sollen. Denn der gesammte christliche Ritus und alle Theile der Liturgie gründen sich auf die kirchliche Lehre; die sie objectiviren sollen, sind eigentliche Verkörperungen der besondern Lehren. Die Sakramente und Gebräuche sind denn auch Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für alle die, welche daran Theil zu nehmen befugt sind, stellen diese als der christlichen Kirche angehörig, als Glieder der Gemeinschaft, als Eingeweihte dar, wie denn selbst der bloße Anblick der Sakramente den Ungetauften nicht gestattet war. — Diese Symbole, als eigentliche Sinnbilder, sind aber von den sogenannten Vorbildern, den Personen, Gebräuchen, Thatsachen des alten Testaments, die das neue Testament nicht bloß vorbedeuten, sondern in den einzelnen Lehren und Thatsachen desselben erst erfüllt werden sollen, unterschieden. Solche Vorbilder heißen Typen, nicht Symbole. — Außerdem hatte die christliche Kirche noch besondere bedeutungsvolle Zeichen, die Symbole im eigentlichen Sinne sind, zwar nur den Christen verständlich, diesen aber die darin ausgedrückte Idee selbst klar darstellend, Zeichen, die auch auf die Lehre sich gründen, diese aber denen, die damit vertraut sind, zu lebendiger Anschauung bringen. So das Kreuzeszeichen, als Gestalt und Handlung; so, in der spätern Zeit, Maria mit dem Jesuskind. Es unterscheiden sich aber auch hier die Symbole von den Attributen, durch welche die Künstler Evangelisten, Apostel, Heilige in ihren Darstellungen unterschieden. Die Attribute bleiben zwar den damit bezeichneten Personen eigenthümlich, sind aber doch nicht eigentliche Symbole. — Die Symbolisirung hat zwar in der christlichen Kirche einen um so weiteren Raum denn das Heidenthum, als sie reicher an Ideen ist denn dieses; gleichwol muß (s. oben) nach der Natur dieser geoffenbarten Lehren die Zahl der Symbole hier kleiner seyn. Wie aber das Geistigaufgefaßte, die reine Idee selbst, die aus innerer Anschauung gewonnen wird, wie der Glaube, der zur Erkenntniß werden will, sich in Worte zu kleiden bemüht ist, und in Worten den lebendigsten Ausdruck findet, so ist nun dieses Symbolisiren durch Worte, das Objectiviren der Lehre durch eigentliche Lehrformeln, der christlichen Kirche vorzüglich eigen. Symbole heißen daher hier vorzugsweise jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die, als dem Christenthume selbst wesentlich inwohnende Ideen, von allen Christen anerkannt werden, sie von allen Nichtchristen unterschiden, sie unter einander selbst aber als äußere Merkmale der Gemeinschaft verbinden müssen. In diesem Sinne sind Symbole jene Bekenntnisse (Confessionen), welche den Hauptinbegriff aller christlichen Lehren, als die gemeinsame Ueberzeugung aller Glieder der kirchlichen Gemeinschaft, in wenigen, einfachen, aber bestimmten Worten aussprecher. Sichtbare Zeichen sollen auch sie seyn, Zeichen des innern Glaubens, der

die Christen geistig verbindet, ein sichtbares Band Aller, die sich darauf verpflichten; ein unterscheidendes Merkmal, das allein diesen Verbundenen eigen ist; eine Grundregel, die den entsprechendsten und eigentlichsten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums als Kirchenlehre enthaltend, Richtschnur für die fortschreitende religiöse Erkenntniß aller Gläubigen, Lehrvorschrift für alle Lehrer der Kirche seyn sollen. Zwar ist und bleibt die heilige Schrift selbst der wahre Grund und die höchste Richtschnur wie des Glaubens so der Lehre; die symbolischen Bekenntnisse aber sollen, als der klare Ausdruck der einmüthigen Ueberzeugung Aller von den Hauptwahrheiten des Christenthums, eben nur den religiösen Inhalt der Schrift selbst in einer kurzen Uebersicht enthalten, die Wahrheiten, welche als Schriftlehre nothwendig anerkannt werden mußten, feststellen, und die Willkür der Schrifterklärung, wie eigenmächtige Aenderungen in der Schriftlehre verhüten. Die Symbole werden dem Ansehen der heiligen Schrift keineswegs gleichgestellt, auch wird der Gebrauch der letztern, um jener willen, keinem Gläubigen versagt; aber weil sie wirklich die Schrift enthalten, und mit der Schrift übereinstimmen, wird gefodert, daß Alle, die der Gemeinschaft in der That und Wahrheit angehören wollen, sich auf dieselben verpflichten. — Symbolische Bücher. Schon in der frühesten christlichen Kirche wurden Symbole als kirchliche Bekenntnisse aufgestellt, zunächst Taufbekenntnisse, die, weil sie in wenigen einfachen Worten den Glauben, der selbst in der Taufformel ausgedrückt ward, aussprechen sollten, dieser gemäß nur den Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist enthielten. Im Fortgang der Zeit, als mannichfache Deutungen und Umdeutungen, Erklärungen und Bestimmungen jener Grundlage des Christenglaubens erschienen, erweiterten sich die Symbole, indem sie gegen einbrechende Irrlehren den reinen Kirchenglauben verwahren, und darum alles ablehnen wollten, was demselben entgegen war. Alle Erweiterungen und weitern Erörterungen der Symbole gingen zunächst aus dem Kampfe mit Irrlehren, und den Philosophemen einiger, vielleicht scharfsinniger, aber der eigenen Weisheit zu viel vertrauender Denker hervor, die ihre Lehre der Schrift- oder Kirchenlehre entgegenstellten, oder sie doch, indem sie diese nur weiter zu erläutern schienen, mannichfach gefährdeten. Die christlichen Lehrer wollten solchen Irrlehrern, oder sogenannten Ketzern die Berufung auf die heilige Schrift, auf die sich mehrere von ihnen bezogen, nicht gestatten, weil keine Schrifterklärung, die den Glaubensgrund und die einmüthig als christliche anerkannte Wahrheiten entstellte, zugelassen werden konnte, und stellten daher immer neue Bekenntnisse entgegen, welche selbst die Richtschnur für alle Bibelerklärung seyn sollte, dergestalt, daß letztere nie als echt anerkannt würde, wenn sie nicht mit den, von der ganzen Gemeinschaft einmüthig anerkannten Grundwahrheiten übereinstimmte. Es konnte aber nicht fehlen, daß eben diese Erweiterungen der ersten Symbole und genauere Bestimmungen der Kirchenlehre in ihren einzelnen Theilen immer neuen Widerspruch erregten, neue Behauptungen, die den kirchlichen Erklärungen sich entgegenstellten, veranlaßten, und daher die Kirchenlehrer selbst genöthigt wurden, die öffentlichen Bekenntnisse noch mehr zu erweitern. So wurden die Symbole immer mehr theologische Erörterungen, und, indem sie von ihrem ursprünglichen Charakter, ihrer gehaltvollen Einfachheit, doch nicht von der eigentlichen Grundlehre sich entfernten, ausführliche Schriften, die zwar noch die Bedeutung und Kraft der Symbole haben

sollten, dieses aber doch nicht mehr im eigentlichen Sinne waren, und daher später **symbolische Bücher** genannt wurden. Dies sind alle jene öffentlichen Glaubensbekenntnisse, welche die Erklärung der Ueberzeugung der kirchlichen Gemeinschaft von den Glaubenswahrheiten, die Unterscheidungslehren, welche die Gemeinschaft selbst von allen Andersdenkenden, und von allen andern Religionsparteien unterschieden, in ihrer Eigenthümlichkeit darstellen, enthalten, und ein äußerer Vereinigungspunkt der Glieder jeder Gemeinschaft seyn sollen. Solche Bekenntnißschriften wurden theils von **Kirchenversammlungen** (Synoden oder Concilien genannt), in welchen sich eine große Zahl von christlichen Kirchenlehrern, zur Steurung eingerissener Unordnungen in kirchlichen Verhältnissen, zur Bestreitung von Ketzern, und zur Bewahrung und weitern Feststellung der Kirchenlehre vereinigte; oder auch von Einzelnen, die entweder eine Irrlehre ablehnen, oder sich selbst gegen den Verdacht einer Ketzerei rechtfertigen, und darum ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre und den Aussprüchen rechtgläubiger Synoden bezeugen wollten; zu verschiedenen Zeiten aufgestellt; letztere erhielten aber nur dann **symbolisches** Ansehen, wenn sie von einer größern, zumal einer sogenannten allgemeinen (ökumenischen) Synode gebilligt und bestätigt, von der Kirche selbst als Ausdruck ihrer Ueberzeugung angenommen, und dadurch den schon vorhandenen Bekenntnissen gleich gestellt wurden. — Es gibt **drei ältere Symbole**, die von allen Hauptparteien der christlichen Kirche angenommen, und ihren symbolischen Büchern einverleibt sind. 1. Das sogenannte **apostolische Symbolum**, das zwar nicht von den Aposteln selbst niedergeschrieben, aber schon in der apostolischen Kirche, zunächst als Taufbekenntniß vorhanden, in den ältesten Christengemeinden in **Europa**, **Asien** und **Afrika**, fast wörtlich gleichlautend, dem Inhalt nach völlig gleich aufbewahrt ward. Die römische, die griechische, die evangelische Kirche schätzen dasselbe bis auf den heutigen Tag als den einfachsten und treuesten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums, und vereinigen sich also in demselben zu Einer Ueberzeugung. Die römische Kirche wich nur darin von der griechischen bei diesem Symbolum ab, daß jene in dem Bekenntniß des **heiligen Geistes**, zu dem Satz: „daß er ausgehe vom Vater" später hinzusetzte: „und vom Sohne" (filioque); welchen Zusatz die griechische Kirche anzunehmen lange sich sträubte, die evangelische aber wirklich angenommen hat. 2. Das **Nicäisch-constantinopolitanische**, auf der ökumenischen Synode zu Nicäa im Jahr 325 von den versammelten Vätern zur Ablehnung der **Arianischen** Ketzerei abgefaßt, und auf der ökumenischen Synode zu Constantinopel vom Jahre 381 mit einigen Erweiterungen feierlichst bestätigt und bekannt gemacht. Dies ist schon viel weitläuftiger mit mehreren neuen Bestimmungen versehen, als das apostolische, eben weil jene Synoden die Kirchenlehre gegen die schon weit verbreiteten Ketzereien feststellen und vertheidigen wollten. 3. Das **Athanasische Symbolum** Quicunque (nach dem Anfangswort) genannt. Es trägt den Namen des Kirchenvaters **Athanasius** (im vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung), doch ist es sehr zweifelhaft, ob derselbe es wirklich verfaßt habe. Es war anfänglich nur in lateinischer Sprache vorhanden, richtet sich besonders gegen den Arianismus, und heißt schon im fünften Jahrhundert das Athanasische. Ungeachtet der Verfasser nicht nachgewiesen werden kann, ist es doch um seines Inhalts willen von der christlichen Kirche angenommen, wiederholt bestätigt und zu einem

Symbolum der Kirche erhoben worden. — Außer diesen ältesten und allgemeinen Symbolen haben die römische und griechische Kirche noch eine Menge anderer angenommen, die aber weniger eigentliche Symbole sind, als nur symbolische Autorität erhalten haben. So die Schlüsse aller rechtgläubigen, zumal ökumenischen Synoden, die Schriften der ältesten catholischen Kirchenlehrer, der sogenannten Kirchenväter, die Decrete und Decretale der römischen Bischöfe (sofern sie sich auf die Lehre beziehen). Die griechische Kirche erkennt diese letzten natürlich nicht an, und unterscheidet sich von der römischen auch dadurch, daß sie die Schlüsse einiger Concilien annimmt, die jene verwirft. Die Schlüsse des Conciliums zu Trident (s. d. Art.) stellten den Lehrbegriff der catholischen Kirche als unveränderlich fest, wurden aber nie von allen catholischen Ländern förmlich angenommen. Doch sind sie unter dem Titel: Canones et Decreta oecum. et gener. concil. Trident. — oder als das eigentliche Symbolum, ein zusammenhängender Auszug aus sämmtlichen Schlüssen forma professionis fidei catholicae — auf Anordnung Pius IV. 1564 — und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochos — auf Befehl Pius V. 1567 gedruckt, und als allgemeine Lehrnorm bekannt gemacht. — Unter den Bekenntnissen, welche die rechtgläubige griechische Kirche als symbolische Bücher achtet, ist ihr besonders das eigenthümlich, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew zunächst für die russisch-griechische Kirche entwarf, und welches 1643 auf eine Synode zu Constantinopel gebilligt, mehrmals bestätigt, und zum Symbolum der griechischen Kirche erhoben ward. (S. den Art. Griechische Kirche.) — Die evangelische Kirche hatte nicht sogleich bei ihrem Entstehen das Bedürfniß, besondre neue Bekenntnißschriften bekannt zu machen, sondern hielt sich fest an die ältesten catholischen Symbole, um auch dadurch zu beweisen, daß sie mit der alten, wahrhaft catholischen Kirche völlig übereinstimme. Sie behielt daher anfangs allein, und bis auf die neuesten Zeiten das sogenannte apostolische, das nicäisch-constantinopolitanische, und das Athanasische Symbolum bei, und verwarf nur diejenigen spätern symbolischen Bücher der catholischen Kirche, die eigenmächtige, in der Schrift selbst begründete, oder doch durch eine richtige Erklärung der Schrift nicht zu erhärtende Erweiterungen und Abänderungen jener ältesten aufstellten. Bald aber, als sie sich genöthigt sah, von Rom und dem Papst ganz und völlig sich abzusondern, alle bloß menschliche Autorität in Glaubenssachen zu verwerfen, und den Grundsatz geltend zu machen, daß die heilige Schrift die höchste und einzige Quelle der christlichen Lehre sey, mußte sie auch ihre Unterscheidungslehren bestimmter zusammenfassen, weniger um positiv einen Glauben auszusprechen, der durchaus nicht als neu erscheinen sollte, und in den ältern von ihr angenommenen Bekenntnissen schon enthalten war, sondern um die von ihr als echte Bibellehre aufgestellten Glaubenssätze zu vertheidigen, und negativ jene Lehren zu bezeichnen, die als römische Kirchenlehren der Christenheit aufgedrungen von ihr nicht länger gebilligt werden konnten. In dieser Absicht verfaßte Melanchthon das evangelische Bekenntniß, welches in deutscher und lateinischer Sprache am 25sten Juni 1530 Namens der evangelischen Fürsten, Theologen und Gemeinden dem Kaiser und versammelten Reichstag zu Augsburg übergeben, daher die augsburger Confession genannt, und später als das erste symbolische Buch der evangelischen Kirche

angenommen ward. Gegen eine von den Catholischen verfaßte, dem Kaiser ebenfalls übergebene Widerlegungsschrift dieser Confession vertheidigte Melanchthon in der berühmten Apologie, die ebenfalls den symbolischen Büchern einverleibt, doch nur als eine nöthige Erklärungsschrift der Confession selbst, mit dieser als Eins, nicht als ein besonderes Buch gezählt worden ist. — Gleich nach dem Reichstag noch im Jahre 1530 erschien die Confession gedruckt; in spätern Drucken, von den Jahren 1531 — 40, hat Melanchthon manches geändert, und besonders in der Ausgabe von 1540 im Artikel vom Abendmahl, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangelischen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf sich der Unterschied der geänderten und ungeänderten augsburger Confession gründet, welche letztere, als die echte und von Allen gebilligte, allein symbolisches Ansehen in der Kirche hat. — Luther verfaßte in deutscher Sprache die sogenannten schmalkaldner Artikel (s. d. Art. Schmalkaldischer Bund), in denen er zugleich seine eigne, letzte, gleichsam als sein Glaubenstestament (denn er fühlte dem Tode sich nahe) anzusehende, und der ganzen evangelischen Gemeinschaft Ueberzeugung, hinsichtlich aller streitigen, wie der unbestrittenen Lehren entwickelte. Nachdem er sie im December 1536 vollendet hatte, übersandte er sie den sächsischen Räthen und Theologen zur Prüfung, und im Februar 1537 wurden sie auf dem Convent der evangelischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden einmüthig angenommen und unterzeichnet. Als Luther die Versammlung wegen seiner Krankheit schon verlassen hatte, ward von Melanchthon auf Antrieb und unter Mitwirkung von andern Theologen, diesen Artikeln noch einen Anhang, betreffend des Papstes Gewalt, beigefügt. — Schon früher hatte Luther zwei Schriften bekannt gemacht, die zunächst nur Lehrbücher der Religion nach dem dringenden Bedürfniß der Zeit seyn sollten, bald aber auch zu den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche gerechnet wurden, in deren Reihe sie, beide als Eins gezählt, den dritten Platz einnehmen. Es ist der große und der kleine Catechismus Luthers, beide 1529 erschienen, in deutscher Sprache, und ein wahres Meisterwerk, wie es noth war. Die letzten Hauptstücke, von der Beichte und dem Amt der Schlüssel, sind später beigefügt worden (denn ursprünglich bestand Luthers Catechismus nur aus fünf, von den zehn Geboten, Glauben, Gebet, Taufe, Abendmahl); und ist wahrscheinlich Johann Knipstrov (Superintendent zu Stralsund) Verfasser des Hauptstücks vom Amt der Schlüssel. — Durch den kleinen Catechismus war für einen bessern Religionsunterricht der Jugend gesorgt, und der große setzte auch die einfältigern Pfarrherren und Schullehrer in den Stand, jenen zweckmäßig zu erläutern. Die lichtvollen und reichhaltigen Erklärungen, welche Luther selbst den zehn Geboten u. s. w. angehängt hat, und die Abschnitte über Taufe und Abendmahl enthalten zugleich das Eigenthümliche der evangelischen Kirchenlehre. — Aber alle diese symbolischen Bücher konnten nicht verhüten, daß die evangelischen Theologen sich in endlose Streitigkeiten verwickelten, die den Frieden der Gemeinde völlig zu vernichten, und die verderblichsten Spaltungen herbeizuführen drohten. Darum dachten wohlgesinnte Fürsten und Theologen lange darauf, den Zwiespalt der Meinungen aufzuheben, und eine rechte Einmüthigkeit wiederherzustellen. Dazu schien ein neues symbolisches Buch, welches die ältern bestätigend, nur über die neuen Streit-

punkte sich befriedigend erklären, und so unter allen Parteien der evangelischen Gemeinde vermitteln sollte, Vielen nothwendig. Besonders die bald verborgenere, bald offenbarere Hinneigung mehrerer sächsischen Theologen zu der Schweizerlehre (der Cryptocalvinismus) hatte schon Veranlassung gegeben, die alte streng Lutherische Lehre mehrmals in besondern eigenen Bekenntnißschriften zu erneuen, und zugleich auf andre Streitigkeiten darin Rücksicht zu nehmen. Jacob Andreä, Professor und Kanzler der Universität zu Tübingen, ein gelehrter, überaus thätiger und eifriger, dabei aber friedliebender Theolog, fühlte sich vorzüglich berufen, den Frieden in der evangelischen Gemeinde herzustellen, und scheute seit dem Jahre 1569 weder Mühe noch Aufwand, weder die Beschwerden vieler Reisen noch den heftigen Widerstand, den er an mehreren Orten fand, an seinem Plan, eine vollständige Eintracht (Concordie) zu bewirken, mit allem Ernst zu arbeiten. Im J. 1574 wurde auf einem Landtag zu Torgau ein neues Bekenntniß, die sogenannten torgauer Artikel, unterzeichnet. In demselben Jahre verfaßte Jacob Andreä im Kloster Maulbrun in Schwaben ein ähnliches, und theilte es den niedersächsischen Theologen, besonders Martin Chemnitius in Braunschweig mit, der aber mehreres daran änderte, worauf es von den schwäbischen und niedersächsischen Theologen angenommen, und die schwäbisch-sächsische Concordie genannt ward. Da aber beide neue Bekenntnisse den Frieden noch nicht bewirkten, kamen zwölf angesehene Theologen im Jahr 1576 auf dem Schloß Lichtenburg bei Wittenberg zusammen, um nach der Absicht des Churfürsten August von Sachsen, eine neue Formel zu entwerfen. Andreä, Chemnitius, Chyträus, Andreas Muskulus und Christoph Körner erhielten den Auftrag, dasselbe förmlich abzufassen. Sie legten die torgauer Artikel und die schwäbisch-sächsische Concordie zum Grunde, und vollendeten in Torgau das sogenannte torgauer Buch, das, weil es sich streng an die ältern evangelischen Bekenntnisse hielt, die Eintracht herzustellen wol fähig schien, und in dieser Absicht den Theologen andrer evangelischen Länder zur Prüfung mitgetheilt ward. Aber die zahlreichen Gutachten, welche nun eingingen, enthielten mancherlei Ausstellungen. Um diese zu berücksichtigen und so das Werk zu vollenden, kamen Andreä, Chemnitius und Selnecker im J. 1577 noch einmal im Kloster Bergen bei Magdeburg zusammen; Chyträus, Muskulus und Körner gesellten später sich ihnen zu, und im Mai 1577 war das bergische Buch, oder die Concordienformel (vergl. d. Art.) geendigt. Im J. 1580 ließ der Churfürst August von Sachsen dasselbe durch den Druck bekannt machen, und als symbolisches Buch der sächsisch-evangelischen Kirche unterzeichnen. Doch fand es noch viel Widerspruch. Nur in den herzoglichen, wie in den churfürstlich-sächsischen Ländern, in Wirtenberg, Braunschweig-Lüneburg, Meklenburg und einigen kleinern deutschen Staaten, so wie in einigen freien Städten, erhielt und behielt es symbolisches Ansehn. Brandenburg nahm es erst an; gab es aber wieder auf, als der Churfürst zur reformirten Gemeinde übergetreten war. Auch im Churfürstenthum Pfalz ward es zwar, doch ohne das Taufbüchlein, angenommen, aber auch wieder verworfen. Die Evangelischen außerhalb Deutschland glaubten es weniger zu bedürfen, und durch diese Eintrachtsformel nur neue Zwietracht zu erwecken, die anderwärts auch wirklich erfolgte. Bis in die neuesten Zeit ist es denn auch fortwährend am meisten an-

gefochten, und nie von der gesammten evangelischen Kirche als symbolisches Buch anerkannt worden. — Die evangelisch-lutherischen Gemeinden außerhalb Deutschland, besonders in Dänemark und Schweden, haben vorzugsweise die augsburger Confession als ihr symbolisches Hauptbuch angenommen, auf welches sich auch die Geistlichen und Lehrer verpflichten. — Gleichzeitig mit der evangelischen Gemeinde in Deutschland hatte eine ähnliche in der Schweiz, besonders unter Ulrich Zwingli's und einiger andren erleuchteten und redlichen Männer Leitung sich gegründet. Diese aber gerieth bald mit den deutschen Evangelischen, besonders über die Abendmahlslehre, in Streit, und sonderte sich endlich durch besondre Bekenntnisse, die ihre Unterscheidungslehren aussprachen, von jenen ab. Calvin machte diese Scheidung noch größer, am meisten durch seine strenge Lehre von der Vorherbestimmung (Prädestination), durch welche er zugleich zu vielem Zwiespalt innerhalb der reformirten Kirche selbst Veranlassung gab. Schon im Jahr 1530 hatte Zwingli sein Glaubensbekenntniß, nachdem die augsburger Confession übergeben worden, ebenfalls zum Reichstag gesendet, und da zugleich vier deutsche freie Städte (Straßburg, Memmingen, Costnitz und Lindau), die sich zur Schweizerlehre hinneigten, ebenfalls ihr besondres Bekenntniß (confessio Tetrapolitana) dem Kaiser vorlegten, war der Zwiespalt der Evangelischen dadurch noch offenbarer geworden. Die reformirte Gemeinde aber gelangte auch in sich selbst nie zu jener Eintracht und Einmüthigkeit, die unter den Evangelisch-Lutherischen in Deutschland und andern Ländern, alles spätern Streits ungeachtet, doch erreicht ward, theils weil Zwingli zu kurze Zeit lebte, um einen so entschiedenen Einfluß wie Luther zu gewinnen, theils weil vom Anfang mehrere neben ihm einen selbstständigen, von dem seinigen abweichenden Weg der Kirchenverbesserung einschlugen, und besonders Calvin vielen Zwiespalt veranlaßte, theils weil in den verschiedenen Ländern, welche der Schweizerlehre Beifall gaben, die neuen Gemeinden nach örtlichen und Zeitverhältnissen eigenthümlich sich ausbildeten, theils endlich, weil in der reformirten Lehre selbst Stoff zu endlosen Streitigkeiten gesetzt war, also daß man mehr von reformirten Gemeinden als von einer reformirten, durch gemeinsame Symbole auch äußerlich verbundenen, Kirche reden kann. Ein Theil der reformirten Gemeinden in Deutschland und der Schweiz hat nachmals die augsburger veränderte Confession, obwohl ohne völlige Uebereinstimmung mit ihren Lehren angenommen, und dadurch als augsburger Confessionsverwandte, besonders im westphälischen Frieden, gleichen Schutz, politische Sicherheit und in so fern gleiche Rechte mit den Evangelisch-Lutherischen erlangt. — Bald nach Zwingli's Tode, als immer neue Versuche gemacht wurden, die deutschen Evangelischen und die Schweizer mit einander zu vereinigen, unter letztern aber mannichfache Streitigkeiten sich erhoben, bearbeiteten mehrere angesehene Schweizertheologen, namentlich Bullinger, Leo Judä, Myconius, Grynäus und Grosmann ein neues Bekenntniß, welches 1536 unter dem Titel: Confessio helvetica (s. Basileensis) erschien, aber den Streit nicht schlichten konnte, vielmehr neue Zwietracht erregte. Es wich davon auch ein neues, 1566 Namens der reformirten Theologen in der Schweiz, Polen, Ungarn und Schottland, zu Zürich ausgegebenes Bekenntniß wieder bedeutend ab. Auch das von Calvin schon 1551 verfaßte, und unter dem Namen Consensus Tigurinus 1554

bestätigte, besonders die Prädestinationslehre entwickelnde, und zu symbolischem Ansehn erhobene theologische Werk hatte den Frieden nicht vermitteln können. Jahre waren vergangen, viele neue Streitigkeiten entstanden, als zwei ehrenwerthe Schweizertheologen, Johann Heinrich Heidegger in Zürich, und Franz Turretin in Genf, ernstlich darauf dachten, wenigstens die nächsten Zwistigkeiten, welche Amyrauld, de la Place, und Ludwig Cappel veranloßt hatten, zu beseitigen, und durch ein neues symbolisches Buch, für das sie ihre Obrigkeit zu gewinnen wußten, den Frieden der Gemeinde herzustellen. In dieser Absicht erschien im Jahre 1675 die berühmte Formula consensus helvetici in 26 Artikeln, welche zwar, um des Friedens willen, von den meisten Schweizertheologen angenommen und unterzeichnet ward, aber desto stärkern Widerspruch unter den auswärtigen Reformirten fand, und deßhalb die Gemeinden noch schärfer entzweite und trennte. — Schon früher hatten die deutschen Reformirten eigne Bekenntnißschriften aufgestellt, um unter dem fortdauernden Zwiespalt der Meinungen wenigstens einige Eintracht und eine feste Lehrvorschrift zu gewinnen. Als der Churfürst von der Pfalz, Friedrich III., von dem Lutherischen zum Schweizerbekenntniß übergetreten, und dieses auch in seinem Lande herrschend zu machen bemüht war, sorgte er auch für eine Lehrformel, die mit symbolischer Autorität allen Geistlichen seiner Landeskirche aufgedrungen ward. Es ist dies der berühmte, von Zacharias Ursinus und Caspar Olerianus verfaßte pfälzer oder heidelberger Catechismus, der 1562 vollendet, im folgenden Jahre öffentlich bekannt gemacht ward. Er gewann, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, den Beifall und die Billigung des größern Theils der reformirten Gemeinden, und ist eins der wichtigsten ihrer symbolischen Bücher. Außerdem hat bei den deutschen Reformirten das Glaubensbekenntniß Johann Sigismunds von Brandenburg, das zuerst 1613 und 1614 und dann öfter, aber fast immer unverändert erschien, großes Ansehn erlangt. — Die pfälzer reformirte Gemeinde hat jedoch sogar das Corpus doctrinae Melanchthonis (oder Philippicum) als ihr symbolisches Buch anerkannt. — In den Niederlanden hatte man anfänglich Luthers Lehre eifrig angenommen, nachmals aber der reformirten sich zugewendet, und diese in dem öffentlichen Bekenntnisse vom J. 1561 feierlich ausgesprochen. Darauf geriethen die streng Calvinischgesinnten mit den Freidenkenden, besonders den Arminianern, nachher Remonstranten genannt, in Streit, und da die ersteren von dem Stadthalter Moritz von Oranien, meist aus politischen Gründen, begünstigt wurden, veranstaltete dieser im J. 1618 die dortrechter Synode, auf der die Gegner der Arminianer in überwiegender Mehrheit leztere verdammten, und in den Schlüssen der Synode ein neues Bekenntniß abfaßten, welches die streitigen fünf Hauptpunkte im Geiste der Calvinischen Lehre streng entschied, und diese zur herrschenden machte. Doch erhob sich gegen die Schlüsse der dortrechter Synode, die ein ungestümer Eiferer, der Calvinist Bogermann, leitete, lebhafter Widerspruch der auswärtigen Reformirten, und es konnte deßhalb auch dies neue dortrechter Bekenntniß nicht zu allgemeinem Ansehn in der reformirten Gemeinde gelangen. — Die französischen Reformirten haben seit der ersten Zeit, da sie in Gemeinden zusammentraten, und unter den mannichfachen schweren Verfolgungen, mit denen sie kämpfen mußten, mehrere besondre Glaubens-

bekenntnisse aufgestellt, deren aber keins ein entscheidendes symbolisches Ansehn erhielt. Vielmehr hielten sie sich zu den Genfern, mit denen sie in enger Verbindung standen, und nahmen dann auch die symbolischen Bücher derselben für sich an. — Eigenthümlicher gestaltete sich das reformirte Bekenntniß in England. Schon im J. 1551 erschienen die 42 Artikel der englischen Kirche, und wurden 1562 auf 39 Artikel zurückgebracht und etwas verändert als das Symbolum der englischen Episcopalkirche feierlich aufgestellt. Es ist eine Mischung lutherischer und zwinglischer Lehre, in den Unterscheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Calvinismus huldigend. Die schottländische Confession vom J. 1560 hat etwas mehr von Calvins Meinungen, doch keineswegs in deren ganzer Strenge angenommen. Ein großer Theil der schottischen Reformirten hat später sich für die Lehre der Presbyterianer erklärt. Diese, die besonders in ihren Meinungen vom Kirchenregiment von den Episcopalen sich unterscheiden, halten streng über die Schlüsse der dortrechter Synode, haben aber im J. 1646 auch ein eignes Symbolum entworfen, welches das Gepräge jenes Streits, aus dem es hervorgegangen, nur zu offenbar an sich trägt. — So hat die reformirte Gemeinde fast in allen Ländern eigne Bekenntnißschriften, und kein durchaus allgemeines, von Allen angenommenes symbolisches Buch. — Auch die kleinern kirchlichen Parteien, die böhmischen und mährischen Brüder, so wie die ältern Waldenser und Wiclefiten, die Mennoniten, Methodisten, und selbst die Quäker (wiewohl diese durch Lehrformeln sich zu binden nicht lieben), die Remonstranten, endlich die Antitrinitarier, oder Unitarier und Socinianer haben ihre besondern öffentlichen Bekenntnißschriften, meist zu ihrer Selbstvertheidigung und zur Begründung ihrer Ansprüche auf Duldung und freie Religionsübung im Staate aufgesetzt, und nachher zu symbolischem Ansehn erhoben. Die Unitarier haben dabei meist die Form des sogenannten apostolischen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den sie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weise gedeuteten Schriftstellen zu beweisen suchten. — Ueber den Werth und die Nothwendigkeit symbolischer Bücher haben besonders in neuern Zeiten sich manche Streitigkeiten erhoben. Doch hat keine kirchliche Gemeinschaft ihre Symbole aufgegeben, und kann auch derselben, wenn sie als eine echte, friedliche Religionsgesellschaft bestehen will, nicht entbehren. Denn jede Gemeinschaft muß etwas Festes und Bestimmtes haben, in dem alle ihre Glieder mit einander übereinstimmen, und dieses muß in klaren und einfachen Worten ausgesprochen, allgemeine Verbindlichkeit für Alle haben, die ihr in Wahrheit angehören wollen. — Symbolische Theologie oder Symbolik heißt diejenige theologische Disciplin, welche die Geschichte und den Inhalt der symbolischen Bücher, die Kirchenlehre als solche, sey es, um dieselbe zu beweisen oder zu bestreiten, immer aber um irgend ein kirchliches Lehrgebäude als ein wohlbegründetes Ganzes darzustellen, gründlich erörtert. Es ist eine historische Wissenschaft, die aber eine philosophisch begründete Erkenntniß und eine strenge Beweisführung voraussetzt. Sie muß vergleichend verfahren, die symbolischen Lehren Einer kirchlichen Gemeinschaft mit denen andrer Gemeinschaften und mit den in den einzelnen Symbolen bestrittenen und verworfenen Lehren zusammenstellen, und die überwiegenden Gründe für diese oder jene Ansicht entwickeln. — Sie ist zunächst für die Lehrer der Religion, die, wie

sie sich auf die Bekenntnißschriften ihrer Kirche verpflichten, mindestens eine genaue Kenntniß des Ursprungs, der weitern Gestaltung und des Inhalts ihrer Symbole haben müssen; sie ist auch für jedes Glied einer Gemeinde, das mit rechter Klarheit und Sicherheit eine eigne Ansicht und Ueberzeugung von dem Ganzen der Lehre seiner Kirche sich erwerben, und zur rechten vollkommenen Uebereinstimmung mit derselben gelangen will. — Im weitern Sinne umfaßt die symbolische Theologie oder Symbolik den ganzen Kreis der kirchlichen Symbole, also auch die kirchlichen Gebräuche und Zeichen, die zur Eigenthümlichkeit einer Kirche gehören. Historisch entwickelt sie auch den Ursprung, die Fortbildung und den Sinn dieser Gebräuche und Zeichen, und befreundet dadurch mit den besondern, in dem Glauben und der Lehre begründeten Eigenthümlichkeiten der kirchlichen Einrichtungen. — Symbolik aber, als Kunst gedacht, wäre die Kunst, religiöse Ideen in entsprechenden Symbolen, es mögen dieselben nun Zeichen oder Worte seyn, darzustellen, die Kunst zu symbolisiren. Sie ist als solche sowohl Sache des Lehrers und Priesters als des eigentlichen Künstlers, und läßt sich eben sowohl als jede andre Kunst auf festbestimmte Gesetze und Regeln gründen, die nicht bloß historisch entlehnt, sondern auch philosophisch abgeleitet und construirt werden können (s. d. Artikel Kunst).

Symbol, Symbolik. *) Die Etymologie des Worts ist ihrer Bedeutung nach nicht viel leichter zu bestimmen, als der Begriff selbst, der durch dasselbe ausgesprochen wird. Denn sie ist ja am Ende selbst symbolisch, und in jenem heitern Reiche der Dinge einheimisch, in welchem vornehmlich auch die Phantasie ihr vielgestaltiges, frischbewegtes Spiel ausübt. Das συμβάλλειν der Griechen, das der Römer nur in zwei, der Etymologie nach verwandten Worten, conjicere (errathen, vermuthen), und conferre (vergleichen), vollständig auszudrücken vermochte, schwebt zwischen den beiden Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, des Verstandes und der Phantasie bedeutungsvoll hin und her, ein Zusammenstellen, bald um daraus eine Erkenntniß zu bilden, bald nur um eine heitere Offenbarung der alles verknüpfenden und einenden Kunst zu seyn, bezeichnend, und so ist auch das concrete Symbol beiden Sphären angehörig, und zwischen Spiel und Ernst, Wissenschaft, Kunst und Leben getheilt, bildet es eine geheimnißvolle Leiter, auf welcher die himmlischen Geister herab- und hinaufsteigen, und von welcher es eben so oft zweifelhaft ist, ob sie ein bloßes Traumgesicht sey oder auf dem festen Boden der Wirklichkeit gewurzelt habe. Wir können von hier aus leicht die Erklärung geben, warum dies Wort in so verschiedenen Rücksichten, in wissenschaftlicher, ästhetischer und derjenigen Rücksicht, in welcher es dem Leben am schönsten und sinnreichsten sich angeschlossen hat, in kirchlicher, betrachtet werden müsse. Wäre es uns vergönnt, mit den geistreichen etymologischen Scherzen eines Platon in seinem Symposion frei und genialisch umspringen zu können, so würden wir auch selbst jene alte Verwechselung des σύμβολον (Symbol) mit συμ-

*) Ausnahmsweise liefern wir über diesen Gegenstand noch einen zweiten Artikel, in dessen Besitz wir uns befinden, da derselbe von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte ausgeht. Die Red.

βολή (Schmaus, wozu alle beitragend, sich gegenseitig bewirthen *)), nicht verschmähen, und Symbol als die mystische Tafel betrachten, welche Himmel und Erde, und die beiden Welten des Geistigen und des Sinnlichen gemeinschaftlich geschmückt haben, um sich gegenseitig daran zu erfrischen und zu erquicken; es würde uns nicht schwer fallen, die etymologische Identität unsers Sinnbilds mit dem griechischen Symbol auf eine leichte, gefällige Weise darzuthun. Aber, dies versuche, wem die Himmlischen die Gabe des sinnreichen Humors umfassender verliehen haben. — Symbol ist Bild, und zwar Sinnbild, gleichsam das Zauberwort oder der Abraxasstein, woran die Erscheinung des herauf zu beschwörenden Geistes gebunden, wodurch sie bedingt ist. Wo ein kräftiger Zauberer dies Wort in seiner rechten Kraft ausspricht, da muß der Geist erscheinen, und der Zuschauer sieht dann oft mit geheimem Grausen die wunderbare Erscheinung, oder sie reißt ihn wohl gar mit furchtbarer Geistesgewalt in Kampf und Tod. Es ist ein wunderbares Band, das die Geisterwelt mit dem festen Boden der Sinnenwelt verknüpft und nahe bringt: sie an die Oberfläche heran; aber wenn die dünne Decke bricht, so ist es doch allemal ein gewaltiger Blitz, der blendend in die Augen bringt, und doch nur aus Uebermaß des Lichts blenden kann. Wir müssen uns wohl noch deutlicher erklären, denn leicht möchte die Menge Geister, die wir jetzt heraufbeschworen haben, ebenfalls blendend für uns und die Leser werden. Gibt es wirklich eine Welt der Ideen, die ein freies, herrliches und seliges Leben führen, so können wir uns doch ihr Leben, wenn es nicht der Flug der kantisch-platonischen Taube im luftleeren Raume seyn soll, nicht anders denken, als auf einer festen Basis beruhend, und diese kann denn doch wohl nichts anders seyn als der Reflex des himmlischen Lichts in einem sinnlichen Gegenstande, wodurch ja auch das Sonnenlicht erst zum Daseyn gebracht wird. Die Welt einer höhern, geistigen Wahrheit, in deren Besitz das menschliche Gemüth seiner erst auf die rechte Weise bewußt wird, steht mit der äußern, sinnlichen Wahrheit nach einer wunderbar vorherbestimmten Harmonie in einer so engen Verbindung, daß die Sinnenwelt mit allen ihren zahllosen Gestalten und Formen, wo sie in ihrer höchsten Höhe genommen wird, die wahre und vollgültige Chiffre, die bedeutungsvolle Hieroglyphe ist, in welcher der tiefe Sinn des Höheren eingeschlossen ruht, dieses aber nur erst in der Verbindung mit der sinnlichen Basis auf die rechte, lebendige und ergreifende Weise sich offenbaren kann. Derjenige ist darum der rechte Herr der Geister, der die Natur als eine große, sinnvolle Buchstabenschrift des Ewigen zu lesen und hinwiederum seine himmlischen Gesichte in dem hellen, magischen Spiegel der Natur aufzuzeigen versteht. Dies geheime, wunderbare, nur mit den gewandten Händen der Phantasie zu fassende Band zwischen Himmel und Erde, zwischen Geist und Körper, ist das Sinnbild oder das Sinnbildliche; und wenn alles zeitliche Leben nur durch seinen Antheil an dem Sinnbildlichen Werth und wahren Inhalt empfängt, wie denn in diesem Sinne je-

*) Bekanntlich geschah diese Verwechselung auf eine sehr handfeste und ungebildete Weise in der älteren kirchlichen Lehre von den Symbolen, wo man eine Zeitlang in vollem Ernste das apostolische Symbolum als eine geistige Collation der Apostel, ein Ragout, zu welchem jeder der Apostel seinen Antheil gegeben habe, ansah, und daraus die Wahl des Wortes erklärte.

der einzelne Theil desselben Hieroglyphe des Ewigen seyn muß, so können Wissenschaft und Kunst auch nur durch dieses Sinnbildliche ihr schönstes Leben und ihre höchste Klarheit und Bedeutsamkeit erhalten. — Das Sinnbildliche ist der wunderbare Blitz, der die Welt erst in ihr rechtes Licht stellt, der wenigstens in keiner Rede, und überhaupt in keinem Leben ganz fehlen darf, wenn nicht alles entweder in ein rohes, ungeordnetes, bildungsloses Chaos zusammenfließen oder in todte, nichtssagende und geisttödtende Speculation sich verflüchtigen soll; der aber freilich auch alle 365 Grade des plus und minus hat. Wie das Silber in der Läuterung und das nur für einen Moment seinen Silberblick hat, so haben zu aller Zeit nur wenige, aber große Geister die Kunst verstanden, das Wort im Fleische zu offenbaren, und das Licht, das sie angezündet hatten, wurde gar bald, wenn sie es nicht mehr pflegen konnten, wieder verdunkelt oder zu schnöder Zauberei gemißbraucht. — Die Rede bekommt erst dadurch Farbe, Frische und Lebendigkeit, und am Ende ist die ganze Sprache in allen ihren Theilen sinnbildlicher Natur, die, je reiner und offenbarer sie, wie in Tropen und Metaphern, hervortritt, desto mehr Regsamkeit und Sinnigkeit ihr mittheilt. Jedes Wort ist das Symbol des dadurch bezeichneten Gegenstandes, aber dieser Gegenstand kann selbst wieder Symbol eines transcendentalen, geistigen seyn, und so die Sprache in einem zwiefachen Sinne sinnbildlich werden. Dies der Grund aller bildlichen Rede, der ganzen poetischen Sprache. — Je höher und reinmenschlicher der Gegenstand ist, den die Sprache umfaßt, desto ausgebildeter und freier muß das Sinnbildliche hervortreten, indeß in den niedern Regionen des Wissens bloß noch da und dort ein bildlicher Ausdruck übrig bleibt, der ja nicht einmal in der Kunstsprache der Handwerker ganz verwischt ist. — Die Kunst, in ihrer eigentlichen Bestimmung genommen, ist durchaus sinnbildlich, und das Zusammentreffen des Göttlichen und Natürlichen in einem wunderbaren Brennpunkte ihre höchste Weihe und Verklärung. — Im Leben ist es die verkörperte Idee, die idealisirte Individualität, die die höchsten Preise erkämpft, die dem, den sie ergreift, göttliche Kraft und Kampfesfreudigkeit einhaucht, und je weniger der Mensch vom Strahle dieser Sonne beschienen ist, desto verkrüppelter und gemeiner, desto kälter und unlebendiger erscheint er. — Wie nun aber über der Oberfläche die Tiefe und über dieser jene verloren geht, und überall in allen Lebensäußerungen jener Gegensatz sich offenbart, in welchem das eine Glied allemal dasjenige hat, was dem andern mangelt, so sehen wir auch das Sinnbildliche auf eine zwiefache Art sich offenbaren und seine beiden Geschlechter sind: Allegorie und Symbol. Wo durch den Zauber des Sinnbilds eine ganze Schaar Geister heraufbeschworen werden soll, deren Gestalten dann freilich nicht so geschieden, und in ihrer leuchtenden Herrlichkeit erscheinen können, da ist Allegorie. Wo aber Pallas aus dem Haupte des Jupiters in vollendeter, glänzender Rüstung hervorspringt, wo ein Blitz aus der düstern Wolke hervorgezaubert wird, ohne in die Breite eines electrischen Nordscheins zerzogen zu seyn, da ist Symbol, an Innigkeit und Stärke gewinnend, was es an Umfang und heiterer Oberfläche verloren hat. Wo das Subjective und Ideale vorherrscht, das Ewige, Geistige und Inwendige als das herrschende Element vertritt, und also das Objective und Reale, die sinnliche und körperliche Basis überglänzt wird — Allegorie. Wo das Reale als Grundton und Grundfarbe erscheint, und das Geistige, sich ihm unterwerfend, nur

als die drinnen brennende, heiligende und reinigende Flamme durchschimmert — Symbol. Wo das Ganze durchbrechen, der Olymp mit allen Göttern und Göttinnen zur Erde herabsteigen will, — freilich ohne es dahin bringen zu können, — Allegorie. Wo die Individualität hervorragt und Form und Gestalt sich eben als solche geltend machen, indem sie das Himmlische in sich aufgenommen haben — Symbol. Das bunte Wetterleuchten, das dem Erscheinen der Gottheit lieblich schimmernd vorspielt — Allegorie. Wo der Geist in bestimmter Form und Eigenthümlichkeit wirklich erscheint — Symbol. Genug der Paradoxien, die jedoch nicht umsonst da stehen, wenn sie vielleicht im Stande sind, einen tiefern Blick in das bisher immer noch ganz verkannte Wesen des Allegorischen und Symbolischen thun zu lassen. — Symbol in wissenschaftlicher Hinsicht. Alle Erkenntniß Gottes und der übersinnlichen Welt wird seit Kant symbolisch genannt. Das Verhältniß der christlichen Gotteslehre und der griechischen ist in dieser Hinsicht das umgekehrte von dem sonst gewöhnlichen zwischen Hellenismus und Christianismus. Hier ist die neue Zeit symbolisch, die griechische allegorisch. Da, wo der geheimnißvolle Schleier fällt, der den Ewigen verdeckt, und Gott selbst auf Erden kommt, um Menschen menschlich zu erscheinen, da wird alles Symbol, individuell, persönlich, und der Gottmensch ist in Ewigkeit keine Allegorie, sondern das geheimnißvolle Wort im Fleische, die Erfüllung dessen, was die Allegorie nur vorahnend angedeutet hatte, das Subjective ins Objective übergegangen, die ewige Wahrheit in einer bestimmten, festen, unwandelbaren Form. Alle Eigenschaften Gottes in der christlichen Theologie sind symbolisch, in einem sinnlich bestimmten Ausdrucke das Unfaßliche und Unendliche festhaltend, z. B. ewig, allmächtig. In der griechischen Mythologie sind sie allegorisch, und die Ewigkeit des Zeus doch nur ein weit hinausgerücktes Lebensziel a parte ante und a parte post. — Symbol in ästhetischer Hinsicht. Die griechische Kunst ist symbolisch ihrem Hauptcharakter nach, die christliche allegorisch. Was dem Griechen im Gebiete des Wissens versagt war, wurde ihm in der Kunst gewährt. Individualität, hohe Ausbildung und Selbstständigkeit der Form in der griechischen Kunst macht alle ihre Kunstwerke zu symbolischen, dagegen die christliche Kunst über der erweiterten Bedeutsamkeit die Form vergeistigte und darum mehr allegorisirte. Dort ist Symbol der vorherrschende Charakter, hier das Allegorische, und vor diesem kann jenes nur noch als Verzierung, als Emblem, welches denn auch gar oft gleichbedeutend gebraucht wird, emporkommen. Unser universales Kunstzeitalter hat bei seiner Gräcomanie, die doch den romantischen Ring nicht brechen konnte, in welchen einmal die neue Zeit gefaßt ist, eine wunderbare Annäherung des Symbolischen und Allegorischen in der Kunst bewirkt, und wir sehen die hohe Idealität der Form und des Charakters mit einer die Form beinahe überwältigenden Bedeutsamkeit in manchem neuern Kunstwerke vereinigt. (Man vergleiche hier als Beispiel die Gestalt, welche die Iphigenie in Tauris in der Göthe'schen Bearbeitung erhalten hat, mit der Gestalt, welche sie in dem griechischen Mythenkreise hat, besonders die Amphibolie des Wortes: Schwester, bei Göthe.) Es wäre dies wohl die höchste Höhe, die die Kunst ersliegen möchte, wenn es nur möglich wäre, sie auf dem eigenthümlichen Kunstweg, d. h. nicht bloß durch das Medium der Reflexion zu erschwingen, wenn nicht nothwendiger Weise dabei die widerstrebende Natur beider Elemente dem Kunstwerke einen Theil

seiner Frische, Wärme und Lebendigkeit entzöge. — Im Leben ist das Symbol von großer Bedeutung und Wirksamkeit von jeher gewesen, und hier zeigt sich der Unterschied des Symbolischen und Allegorischen besonders auffallend. Dies letztere, das Allegorische, das im Gebiete der Wissenschaft und Kunst zu einem selbstständigen Daseyn kommen konnte, vermochte fast gar nicht bis zum Leben seine Wirksamkeit auszudehnen, und nur in gewissen Mystificationen, in dem Religionscultus mancher Völker alter und neuer Zeit kommen Anklänge des Strebens vor, für Idee und Begriff die Form zu erschaffen (zu allegorisiren). Allein Symbol ist hier der durchgreifende, alles bewegende Hebel geworden. Es ist merkwürdig, wie tief das Symbolische in alle Verhältnisse der Gesellschaft eingegriffen hat, und wie, zumal in früherer, besserer Zeit über manches fromme Gemüth ein Sinn- und Denkspruch (Symbolum), den es sich zum Leitstern des Lebens, als den höchsten, unwillkürlich gefundenen Ausdruck seiner wahren Individualität erwählt hatte, noch viel größere Gewalt ausübte, als selbst Gelübde und Eidschwur, so ist alle Bedeutung der Wappen, Devisen, Unterscheidungszeichen u. s. w., die der Hofhaltung des Königs eben so unentbehrlich sind als den Zünften und Innungen der arbeitenden Classe, bloß aus der symbolischen Natur derselben zu erklären. Ihre Gewalt muß sehr groß seyn. Sie sind recht eigentlich der Brennpunkt, in welchem die einzelnen Strahlen zusammengehn — der indeß nicht selbst brennt, sondern dies den Strahlen überläßt, die er zusammenbindet. — Denn wir wissen es, daß nicht nur der Soldat sein Leben an die Fahne, sein rechtes Symbol, gebunden hat, sondern auch der Ritter mehr als einmal der magischen Kraft seiner Devise durch Wort und That Zeugniß gab, so wie der Zunftgenosse eben sowohl für seine Abzeichen und Losung die blutigsten Kämpfe über sich ergehn ließ. — Am wichtigsten bleibt jedoch, von dieser Seite betrachtet, Symbol in kirchlicher Hinsicht, und wir scheuen uns nicht zu bekennen, daß wir alles kirchliche Leben da einer völligen Auflösung nahe glauben, wo das Symbolische für die Glieder Kraft und Bedeutung verloren hat, und daß eben darum jeder kirchliche Verein sein Symbol haben müsse, das als die nothwendige Basis der Erscheinung und Offenbarung des Glaubens ihn erst möglich macht. Der Herr der Kirche hat selbst jene beiden Hauptsymbole — die lateinische Kirche nannte das Sakramente, was die griechische Symbole — die Taufe und das Abendmahl, als die wahren und rechten Abzeichen, und als die unmittelbarsten Offenbarungen des christlichen Lebens eingesetzt, und sie sind, wie nach außen, gegen die ganze Heidenwelt, die unterscheidende Farbe des Christen, so nach innen für den Christen selbst die Unterpfänder, durch welche er erst seines großen, himmlischen Besitzthums im eigentlichsten Sinne gewiß wird. Ja der alte Streit über die christlichen Symbole, ob sie bloß significative oder auch exhibitive wirken, ob sie bloß andeuten oder wirklich mittheilen, läßt sich von hieraus aufs natürlichste entscheiden, und wenn in gewissem Sinne beide Theile Recht haben, so haben sie eben so gewiß auch beide Unrecht, sobald sie vergessen, daß von der Kraft der Symbole doch nur symbolisch gesprochen werden könne. Wie ungemein zum Ziele treffend ist hier nicht der Lutherische Ausdruck in der Lehre vom Abendmahle: sakramentirliche Vereinigung, da sakramentirlich selbst nach dem kirchlichen Sprachgebrauche völlig gleichbedeutend mit symbolisch ist. Ehe wir jedoch weiter gehn, stehe hier die Bemerkung, daß der sehr wichtige

Unterschied zwischen Lehre und Leben, der die beiden so reich ausgestatteten Classen der Lehrsymbole und der Sakramente im engern Sinne begründet hat, nicht übersehen werden dürfe, und wenn die Bibel in dieser Hinsicht das rechte Palladium und Symbol der Christenheit von Seiten der Lehre gegen die Heidenwelt ist, so liegt wohl gerade in diesem Punkte der Schlüssel, um jenen Streit über Theopneustie und göttlichen Ursprung derselben vollständig zu beurtheilen, der aus dem Gesichtspunkte des Symbolischen zur Zufriedenheit beider Theile entschieden werden kann. — Als in der Folge der Zeit die Gewalt des Bösen, um zu sichten und zu läutern, in die Kirche selbst eindrang, und das Unkraut der Ketzerei wuchernd emporschoß, da bedurfte es neuer Symbole, die die Kirche nun im Gegensatze gegen ihre abtrünnigen und widerspenstigen Kinder aufzustellen hatte, und da es hier mehr die Lehre als das Leben galt, so mußten die Symbole auch vornehmlich als Lehrvorschriften erscheinen, wiewohl auch jene andre Art Symbole nie ganz fehlte. So ist das Ansehn der Kirche, der Synoden u. s. w. nur symbolisch zu begreifen, und so wurde späterhin der Kelch eine sehr sinnreiche Devise der protestantischen Kirche. So lange die Kirche ihre äußere Einheit zu erhalten wußte, sind sie in jenen Symbolen der herrlichen Kirchenversammlungen der ersten Jahrhunderte enthalten. Der fabelhafte Ursprung des apostolischen Symbols, nach welchem jeder Apostel ein Gericht auf die reichgeschmückte Glaubenstafel auftrug, ist nicht weniger sinnreich, als der vermuthlich wahre, nach welchem es nur eine allmählige Erweiterung der Taufformel ist, den Werth und die temporäre Nothwendigkeit desselben sehr schön begreiflich macht. Sehr wichtig bleibt für die ganze Kirche das nicäische Symbol, so wie die Kirchenversammlung, welcher es seinen Ursprung verdankt, ein merkwürdiger Wendepunkt in der Kirchengeschichte ist. — Endlich war die Zeit gekommen, wo die Kirche einer großen Wiedergeburt, um durch Verwandlung einer höhern Entwickelungsstufe sich zu versichern, bedürftig, vornehmlich in drei Hauptparteien zerfiel, die, wohl sich gegenseitig ergänzend, in ihrer Geschiedenheit aber, für eine Zeitlang wenigstens, den Cyclus des kirchlichen Lebens bestimmen sollten; und wo wären nur Symbole, und zwar Lehrsymbole nothwendiger gewesen als gerade hier — Lehrsymbole, für welche ihre Vertheidiger gern in den Tod zu gehen bereit waren! Dies war die eigentliche Zeit der symbolischen Bücher und die wirklich magische Kraft derselben hat sich nirgends sichtbarer erwiesen, als in dem Kampfe der Protestanten gegen die Catholiken, und in den Streitigkeiten der Protestanten unter sich selbst. Hier war man, ob man es auch nicht aussprach, von der Kraft des Symbolischen lebhaft ergriffen und die Strenge, mit welcher man an dem Worte und dem Buchstaben festhielt, und die uns in unsrer weiten Entfernung von jener lebendigen, feuerreichen Zeit als Intoleranz erscheint, war die natürlichste Folge des neuerwachten, jugendlichen Lebens und der gegenwärtigen Offenbarung des alles schärfer als ein Schwert schneidenden Geistes. Das augsburgsche Bekenntniß, das die Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) dem fünften Carl überreichten, steht als ein höchst merkwürdiges Zeichen des Widerspruchs, und ein Fall und Auferstehen vieler im christlichen Israel da, und mit ihm als Fahne und Feldgeschrei stritt der Lutheraner doch am Ende siegreich dreißig lange, schreckensvolle Jahre. — Wir begreifen hier leicht, wie späterhin in den meisten protestantischen Ländern auch der Religionseid, Eid auf die symboli-

schen Bücher, von den Lehrern der Kirche gefodert werden konnte, was übrigens da erst nöthig seyn mochte, als die Flamme des kirchlichen Lebens schon zur größern Ruhe gekommen war. In Sachsen wurde er erst im Jahre 1612 gesetzlich geboten, nachdem vorher von den Lutherischen Theologen nur die Unterschrift von der augsburgischen Confession verlangt worden war. — In Zeiten, wo das rechte innere Leben der Kirche schon fast ganz ausgelöscht war, hat man über die verbindende Kraft der symbolischen Bücher gestritten. So, als der berühmte Anton Friedrich Büsching ihre Gültigkeit antastete, und später (1788), als das preußische Religionsedict aus todter Asche einen Funken anzublasen vergeblich sich bemühte. Unsre Ansicht vom Symbolischen dürfte für diesen Streit wenigstens die Akten zum Spruche hinlänglich instruiren. Daß die Repräsentanten der Kirche das Recht haben, von jedem, der ihrer Kirche angehört, zu verlangen, daß er ihre Symbole mit allen Kräften umfasse, und mit der heiligsten Ueberzeugung daran festhalte, die auch den Tod nicht weigert, geht aus der Natur des Symbolischen unwidersprechlich hervor. Erst in und durch das Symbol ist die Kirche entstanden, und das Symbol ist wirklich vox Dei, göttliche Offenbarung für das Individuum, dem es angehört. In dieser Beziehung ist es für untrüglich zu halten, und die Kirchenversammlung oder Repräsentation, die es aufgestellt hat, kann mit Recht sprechen: es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen u. s. w. So stehen auch wirklich die augsburgische Confession und die Lutherische Bibelübersetzung als Erscheinungen da, die aus der Individualität der Verfasser nicht allein zu erklären sind. — Aber was sie, von gleichem Geiste ergriffen, an den Symbolen ändert, das muß eben so auch von den Gliedern der Kirche angenommen werden, nur daß es in der That allemal etwas sehr Schwieriges, vielleicht gar Unmögliches ist, daß der Geist, der wie die Flamme des Blitzes das Gebäude des neuen Glaubens enthüllt hat, in einer bestehenden Synode langsam und stufenweise bessernd, das anfängliche Gebäude umschaffe, und mit dem Fortgange der Zeit fortbilde. Die Zeit kennt schwerlich eine andre Art des Weiterbildens ihres schon ausgebildeten Inhalts, als die des allmähligen Veraltens; und dies scheint denn freilich auch das unvermeidliche Schicksal aller auf diese Weise entstandenen Symbole zu seyn, daß sie nach und nach mit der Kirche veralten. So sehen wir in der That jetzt jene drei Kirchen, die anfangs einander so scharf und drohend gegenüberstanden, allmählig im Gange der Zeit an den schärfsten Ecken gleichsam mit mildernden Moose und Flechtengewächsen überzogen, die die Feuerkraft der Symbole gar sehr geschwächt und gemildert haben. Ist an Vereinigung, worüber — wer hätte es glauben sollen? — in unsern Tagen viel, aber mit wenig Ernst gesprochen worden ist, ganz und gar nicht zu denken, so wird dagegen kein redlicher Christ in diesen Erscheinungen die Symptome einer allmähligen Auflösung des gegenwärtigen Kirchenthums verkennen, und sind da wohl Lehrer, die die symbolischen Bücher beschwören, um nur mit der Stola und ihren Rechten bekleidet zu werden; Layen, die Bibel und Catechismus meistern und besser machen wollen; Gelehrte, die sich für Lutheraner ausgeben, und die Lehre der symbolischen Bücher in ihren Dogmatiken der biblischen entgegensetzen und in einer dritten Abtheilung noch das echte und gerechte rationalistische System mittheilen — sind sie wohl sonderlich erquickliche Erscheinungen? — Für den wohl, der auch in der Kälte und den Krämpfen des Todes die Anzeichen der nahen Wie-

dergeburt eines neuern und bessern Lebens zu erblicken gewohnt ist; aber die Todten sollen beweint und beklagt werden! Zu einer Vergleichung der kirchlichen Symbole aller Religionspartheien hat Marheinecke in seinem Werke: Christliche Symbolik, 1810 Heidelberg, eine höchst dankenswerthe Vorarbeit geliefert und dieser Wissenschaft einen größeren Umfang gegeben. M-s-r.

Symmachus (Q. Aurelius), ein römischer Schriftsteller aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts. Er war in Rom geboren, nachher Proconsul von Afrika, und dann Präfect in Rom. Mit Hartnäckigkeit und Scharfsinn vertheidigte er das Heidenthum gegen die Christen. Wir besitzen von ihm noch eine aus zehn Büchern bestehende Sammlung von Briefen, welche sein Sohn herausgab. Epistolae ad diversos, ed. pr. e Museo Petavii, Venet. 1503, e recensione Jureti, Paris. 1583 et 1604. 4, Neap. 1617. 4.; und vermehrt Francof. 1642 et 1651. 8. Er erscheint als ein ziemlich glücklicher Nachahmer des jüngern Plinius, in seiner Schreibart aber werden schon manche Spuren des ausgearteten Geschmacks sichtbar. Für die Zeitgeschichte sind indessen diese Briefe sehr brauchbar. (Vergl. Majo).

Symmetrie, Ebenmaß, ist die Zusammenstimmung der einzelnen Verhältnisse eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl, oder die äußere Uebereinstimmung, die sich in dem abgemessenen Verhältnisse der einzelnen Theile eines Gegenstandes zu einander und zu dem Ganzen sichtbar zeigt. Sie ist sonach mehr das Quantitative in der Schönheit, was aber von dem Ausdruck der Idee, als dem Qualitativen, unzertrennlich ist. Sie kommt besonders an solchen Gegenständen vor, welche man in zwei Hälften theilen kann, und zeigt sich in der Natur vorzüglich am thierischen und menschlichen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Die Kunst muß diese Symmetrie im engern Sinne, d. i. die ebenmäßige Anordnung gleichartiger Theile, in denjenigen Werken nachahmen, bei welchen gleiche und ähnliche Theile nothwendig erfodert werden, und unterstützt die Wahrnehmung dieser Symmetrie durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunkts, von welchem aus sich das Ganze übersehen läßt. Allein diese Nothwendigkeit ist nicht überall vorhanden, und man würde die freie Kunst in willkürliche Regeln einzwängen, wenn man festsetzen wollte, die Kunst müsse überall, um diese Symmetrie hervorzubringen, auf Ebenmäßigkeit der Theile ausgehen, statt die Symmetrie in den Fällen, wo ebenmäßige Theile gefodert werden, um dieser selbst willen anzuwenden. Im Gegentheil gibt es Gegenstände, deren freie Schönheit eine solche Symmetrie verbietet, und deren Darstellung durch Anwendung dieser Symmetrie steif, ängstlich und gezwungen erscheint, wie z. B. die Anordnung organischer und lebendiger Körper, daher sie in der Landschaftsmalerei, in der Gartenkunst, in den Gruppirungen und Stellungen der Figuren auf Gemälden oder theatralischen Scenen oft sehr mißfällig ist. Am meisten ist diese Symmetrie einheimisch, und wird gleichsam sichtbar construirt in der Baukunst, deren Wesen selbst in der geistreichen und geschmackvollen Anwendung der räumlichen Dimensionen und geometrischen Verhältnisse auf todte und feste Massen beruht, so daß der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältnisses seiner Theile, als der erste und größte Fehler eines architektonischen Werks, auch dem Laien in der Baukunst auffallen muß, und der Ausdruck Symmetrie oder Ebenmaß selbst erst aus dem Gebiete der meßbaren Architektur auf

andre Gegenstände übergetragen worden ist. Allein auch hier ist das, was bloß symmetrisch (ebenmäßig gebildet, in gleichmäßigen Verhältnissen stehend) ist, noch nicht schön an sich, sondern das sinnliche Ebenmaß muß sich mit dem geistig Zweckmäßigen und Bedeutsamen verbinden, um den Eindruck des Schönen hervorzubringen.

Sympathie (Consensus, Mitleidenheit) ist die Eigenschaft des Organismus, vermöge welcher durch die vermehrte oder verminderte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern vermehrt oder vermindert wird. Da der Begriff des Organismus es mit sich bringt, daß aus der Vielheit eine Einheit, aus dem Verschiednen ein Ganzes dargestellt werden soll, so müssen auch nothwendig alle Theile desselben mit einander correspondiren, und es geht aus dem Begriffe des Organischen schon die Wechselwirkung als nothwendig hervor, von der die Sympathie einen Theil ausmacht. — Man hat als Verbindungs- und Mittelglieder zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich verbreitet, bald das Nervensystem und die Verbindung der einzelnen Nerven, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe, bald die Säfte angesehen; und es ist nicht zu leugnen, daß diese, besonders das Nerven- und Gefäßsystem, in manchen sympathischen Erscheinungen als die Verbindungsglieder erscheinen; wenn sie aber darum als die Ursache der Sympathie überhaupt angesehen werden sollen, so hat die Erfahrung dagegen manches einzuwenden, die da lehrt, daß eine Sympathie auch zwischen solchen Organen Statt habe, bei denen man weder eine Nerven- noch Gefäßverbindung nachweisen kann, und wenn man diesen Grund dennoch darin finden will, daß das Nerven- und Gefäßsystem ein Ganzes bilden, so behauptet man zu viel; denn es wird dann kein Grund beigebracht, warum gerade in diesem und nicht irgend einem andern Organe die sympathische Wirkung sich äußere. — Die Erscheinungen der Sympathie zeigen sich im gesunden Zustande nicht selten, ein Organ bildet sich z. B. zu gleicher Zeit mit dem andern aus, die Stimme verändert sich mit eintretender Mannbarkeit, die Leber, die Speicheldrüsen, das Pancreas, die Häute des Magens sondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit ab; der Reiz des Lichtes auf das Auge erregt Niesen, das Kitzeln Lachen u. a. m. Noch häufiger werden sie in Krankheiten beobachtet, und da ist kaum eine einzige namhaft zu machen, in der nicht mehrere Symptome aus Sympathie zu erklären sind. — Endlich wurde der Begriff der Sympathie auch auf das Verhältniß zwischen mehreren Individuen übertragen, und er zeigt sich im Psychischen gar bestimmt in der Kraft, mit der uns der Anblick mancher Menschen fesselt. Ob sie aber auch im Physischen Statt habe, und etwa die Einwirkung des einen Individuums auf das andre, wie sie beim thierischen Magnetismus Statt findet, hieher zu rechnen, und aus der Sympathie zu erklären sey, scheint uns noch nicht hinlänglich entschieden und bewiesen. B. P.

Symphonie (aus dem Griechischen συμφωνια, italienisch sinfonia, wörtlich Zusammenklang, Harmonie) ist in unserer heutigen Musik ein ausgeführtes Instrumentaltonstück, für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet, und aus mehreren Hauptsätzen bestehend. — Ehemals verdrängte die Symphonie die Ouverture. „Die Schwierigkeit, eine Ouverture gut vorzutragen," heißt es in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, „und die noch größere Schwierigkeit, eine gute Ouverture zu machen, hat zu der leichtern Form der Symphonie, die

anfangs aus ein oder etlichen fugirten Stücken, die mit Tanzstücken von verschiedener Art abwechselten, bestand, und insgemein Partie genennt wurde, Anlaß gegeben. Die Ouverture erhielt sich zwar noch vor großen Kirchenstücken und Opern, und man bediente sich der Partien blos in der Kammermusik; allein man wurde der Tanzstücke, die ohne Tanz waren, auch bald müde, und ließ es endlich bei zwei fugirten oder unfugirten Allegro's, die mit einem langsamern Satze abwechselten, bewenden. Diese Gattung wurde Symphonie genannt, und sowohl in der Kammermusik als vor Opern und Kirchenmusiken eingeführt (sie war also sonst Einleitungsmusik). Die Instrumente, die zur Symphonie gehören, sind Violine, Bratsche und Baßinstrumente; jede Stimme wird stark besetzt. Zum Ausfüllen können noch Hörner, Hoboen und Flöten dazukommen." Wir setzen diese Stelle darum hieher, weil sie zugleich für die Geschichte der Symphonie merkwürdig ist. Heut zu Tage würde es im Gegentheil lauten: die Symphonie ist ein vielstimmiges Instramentalstück, welches von der Ouverture immer mehr verdrängt wird. Die Schwierigkeit, eine Symphonie, das Höchste der Instrumentalmusik, zu liefern, hat zu der leichtern Form der weniger ausgeführten Ouverture, die nur eines Satzes bedarf, Gelegenheit gegeben, einer Einleitungsmusik, die in den meisten Fällen keine ist, nämlich dann, wenn nichts eingeleitet wird, oder die Ouverture sich auf das Folgende gar nicht bezieht. Sie kommt jetzt nur noch im Conzert und in der Oper vor, und es ist ein Wunder, wenn der Tonsetzer irgend ein im Orchester spielbares Instrument hat fehlen lassen; zuweilen wird das musikalische Gehör so angegriffen, daß man für sein Gehör überhaupt zu fürchten hat. — Wir nennen nun die Symphonie zum Unterschied von der Ouverture ein ausgeführtes Instrumentalstück. Denn die Ouverture soll ihrem Wesen nach abhängig seyn von dem eingeleiteten Ganzen, sie soll die Aufmerksamkeit nicht von demselben ableiten, sondern für dasselbe stimmen, und muß daher die Hauptgedanken desselben gleichsam skizzirt enthalten, oder wenigstens die Grundstimmung des Ganzen angeben, weßhalb sie von den meisten Operncomponisten mit Recht nach Verfertigung der ganzen Opernmusik geschrieben wird. Die Symphonie aber ist ein selbstständiges Orchesterstück, welches daher einer weitern Ausführung musikalischer Ideen fähig ist. Indem wir dasselbe aber Orchesterstück nennen, oder ein Stück, welches für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet ist, unterscheiden wir die Symphonie von dem Concert, zu welchem allerdings die (mit Recht seltenere) Symphonie mit einem oder einigen obligaten Instrumenten (concertirende Symphonie) den Uebergang bilden mag. Das Concert ist bestimmt, den Charakter und das Vermögen eines Instruments, gehoben und begleitet von dem übrigen Orchester (doch bedarf es nicht nothwendig aller Orchesterinstrumente zur Mitwirkung), auszusprechen, dieses Instrument tritt also immer, sey es durch ausdrucksvollen Vortrag oder durch Kunstfertigkeit, hervor, und die Empfindungen und Gedanken, welche das Concert enthält, sollten durch den Grundcharakter jenes Instruments bestimmt seyn. Die Ouverture, welche nach unsern heutigen Begriffen die Instrumentaleinleitung eines Theaterstücks ist, kann als solche ebenfalls in mehreren Fällen concertirend seyn, und von dem Charakter eines Instruments beherrscht werden. In der Symphonie aber soll das ganze Orchester, oder doch dessen Hauptinstrumente ein musikalisches Ganzes bilden, sie soll zeigen, was die Instrumentalmusik

selbstständig, und zugleich in ihrer ganzen Fülle, d. i. in der Verschmelzung aller Hauptinstrumente, zu leisten vermag, wodurch jedoch einzelne Soli nicht ausgeschlossen sind. Die letztere und höchste Aufgabe der Instrumentalmusik konnte erst dann gelös't werden, als die Instrumentalmusik selbst auf ihren gegenwärtigen Gipfel gebracht worden war; daher aber auch die berührte Ausartung in der starken Instrumentation, aber leider nicht blos in der Symphonie, sondern fast in jedem Orchesterstücke zu erklären ist; weil man sich einmal an die höchsten Reize, und an das Zusammengesetzteste gewöhnt hat. — Der Symphonie ist mit den meisten übrigen, für das Orchester geschriebenen Stücken das gemein, daß die Grundstimmen, welche die Saiteninstrumente führen, mehrfach besetzt werden, daher auch der Vortrag dieser Stimmen keine willkürliche Verzierungen verträgt, sondern Alles, wie vorgeschrieben, ausgeführt werden muß, auch, die etwanigen Soli ausgenommen, Alles bestimmt vorgeschrieben, und die Partie selbst in ihren Figuren so wie in ihrer ganzen Einrichtung von dem Componisten auf mehrfache Besetzung und deren Wirkung berechnet seyn soll. Die Grundstimmen dürfen hiernach zwar die Schwierigkeiten einer Concertstimme nicht haben, aber jeder, der die größten Symphonien unsrer neuen Meister kennt, namentlich Beethovens, der das Orchester wie ein einziges Instrument behandelt, wird einsehen, daß die Vorschrift jenes Wörterbuchs in ihrer Ausdehnung nicht mehr gilt: „es dürfen auch, weil die Symphonie nicht wie die Sonate ein Uebungsstück ist, sondern gleich vom Blatt getroffen werden muß, keine Schwierigkeiten darin vorkommen, die nicht von vielen gleich getroffen und deutlich vorgetragen werden können." — Die Symphonie besteht aus mehreren Hauptsätzen, und unterscheidet sich auch dadurch von der Ouverture, welche nur einen Hauptsatz hat. Die Zahl der Sätze aber ist nicht zu bestimmen. Nur im Allgemeinen kann man annehmen, daß dieselbe nicht unter zwei seyn dürfe, und nicht leicht über vier oder fünf hinausgehen, weil ein volles Instrumentalstück, welches für die höchsten Effecte der Musik bestimmt ist, durch eine zu lange Dauer ermüden muß. Nach der jetzigen Einrichtung besteht die Symphonie gewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf oft nach altem Herkommen eine (für den Tanz nicht bestimmte) Menuet (s. d. Art.) folgt, und einem Rondo Scherzando oder Presto. Beethoven und andere Neuere haben sich nicht immer an diese Zahl und Folge gebunden. — Natürlich ist, daß bei einem solchen Umfang und bei den großen Tonmitteln, welche ein ganzes Orchester darbietet, die Symphonie das größte selbstständige Tongemälde, und daher zum Ausdrucke des Großen, Erhabenen und Feierlichen vorzüglich geeignet sey, weßhalb leichtere melodische Sätze und tanzmäßige Partien, aus welchen sonst die Symphonien bestanden, wenn sie nicht in kräftige und erhabene Partien verflochten sind, oder in kunstmäßigem Contraste zwischen diesen stehen, die Symphonie kleinlich machen und zum Zwerg erniedrigen; denn nach den vorhandenen Mitteln schließt man auch auf den größern oder geringern Zweck. Doch kann dieß die Gränzen der Symphonie nur im Allgemeinen bestimmen. Ein glänzender, feuriger und voller Styl, große und kräftige Melodien und Bässe, energische Modulationen, die kühnste Verschlingung und Nachahmung der Melodien und Rhythmen, der größte Wechsel und das mannichfaltigste Zusammenwirken der Instrumente, welche bald abwechselnd, bald zusammentönend, bald herrschend, bald ausfüllend und begleitend die Melodie bilden, ist der Symphonie

(besonders in dem ersten und letzten Satze) vorzugsweise eigen; doch darf auch der langsamere und sanftere Mittelsatz, um zu dem Ganzen zu passen, nicht unkräftig seyn. Symphonien setzen daher die größte Meisterschaft in der Harmonie, Kenntniß der Instrumente u. s. w. voraus. Unter den ältern Symphoniencomponisten waren Benda, Boccherini, Dittersdorf, Hofmeister, Pleyl sehr beliebt, deren Werke jetzt zum Theil mit Unrecht vergessen sind, die größten neuern Meister sind Haydn, Mozart, Beethoven, und die ihnen nachfolgenden Romberge, Eberl, Ries, Neukomm u. s. w. T.

Symptome werden in der Medicin die Erscheinungen der Krankheiten genannt; sie sind das, was von den Krankheiten in die Sinne fällt und woraus auf das Daseyn und die Art der Krankheit geschlossen werden kann. Werden diejenigen Symptome, die in irgend einer Krankheit mit einander vorkommen, sämmtlich zusammengefaßt, so erhält man die äußere Seite oder das Bild der Krankheit, das als ein treuer Abdruck des Innern oder des Wesens derselben angesehen werden muß. — Sie haben ihren Grund und ihren Sitz in den Functionen, als welche durch die Krankheit verändert werden, und daher bald zu lebhaft, bald zu schwach, bald auch in der Art verändert von Statten gehn. Dadurch werden oft auch die Organe selbst in ihrem Ansehn, ihrer Textur, Structur, Größe u. s. w. verändert. — Die Symptome können entweder von dem Kranken allein bemerkt werden, wie z. B. der Schmerz und alle, die in einer veränderten Empfindung beruhen, oder zugleich auch vom Arzte, wie z. B. alle, die in einer krankhaften Bewegung bestehen; die erstern werden gewöhnlich subjective, die letztern objective genannt. — Je weiter eine Function oder ein organisches System durch den Organismus verbreitet ist, desto häufiger wird es als der Sitz und Grund krankhafter Erscheinungen auftreten, desto mehrere Krankheiten werden dasselbe natürlich verändern müssen; daher geschieht es, daß das Nerven- und Gefäßsystem, so wie das der Häute, allerdings in den mehrsten Krankheiten afficirt wird, und als Träger der Symptome erscheint; daher geschieht es ferner, daß die Erregbarkeit, das Gemeingefühl, die Ernährung, die sich durch den ganzen Organismus verbreiten, auch so häufig und leicht durch Krankheiten verändert werden, und in diesen Veränderungen Symptome darlegen. — Sie werden theils durch das Wesen der Krankheit selbst unmittelbar hervorgebracht, und deuten dann das Wesen der Krankheit auch an; diese werden wesentliche Symptome genannt, und zeichnen sich durch Beständigkeit aus (z. B. veränderter Puls und veränderte Temperatur in Fiebern, Geschwulst, Röthe, Schmerz u. a. bei der Entzündung); theils werden sie durch den Sitz der Krankheit modificirt, und diese sind der Sympathie der Organe wegen schon zufälliger. Finden sie sich in dem ursprünglich afficirten Organe, so heißen sie idiopathische, werden sie dagegen durch die Sympathie der Theile in andern und entfernten Organen erregt, so werden sie censensuelle, sympathische; endlich hat auch die Krankheitsform, so wie alle die individuellen Eigenschaften und Lagen der Kranken, die die Form der Krankheit verändern (Temperament, Alter, Geschlecht, Lebensart, Gewohnheit u. s. w.), auf eine Veränderung der Symptome in einer und derselben Krankheit einen sehr namhaften Einfluß. — Sie werden ferner nach einem andern Eintheilungsprincipe unterschieden in Symptome der Krankheit, Symptome der Ursache und Symptome des Symptoms. Erstere sind solche, die von der Krankheit selbst herrühren, sie können wesentliche, idiopathische oder auch

nsensuelle seyn. Die Symptome der Ursache dagegen sind die, welche in der Ursache der Krankheit zufälliger Weise auch mit hervorgebracht erden; wenn von einer Erkältung z. B. eine Brustentzündung herrührte, so kann eben diese Ursache wohl auch zu gleicher Zeit Schnupfen, Husten, rheumatische Schmerzen hervorbringen; als die Hauptkrankheit wird ihrer Wichtigkeit wegen die Brustentzündung angesehn, er Schnupfen, Husten u. s. w. sind Symptome der Ursache. Sie den natürlich, wenn sie wichtiger werden, Complicationen. Die Symptome des Symptoms endlich rühren von irgend einem einzelnen Symptome her; Erbrechen z. B., welches ein Symptom gastrischer Fieber ist, kann Schmerzen, Blutspucken u. s. w. hervorbringen. — Dasjenige Symptom, welches zur Erkenntniß irgend einer Krankheit vorzüglich viel beiträgt, wird pathognomonisch genannt. Scheint endlich ein Symptom zur Entscheidung der Krankheit etwas beizutragen, so heißt es activ; passiv hingegen sind alle die andern, die diese Eigenschaft nicht haben. — Schwer ist es allerdings, alle diese verschiedenen Eigenschaften der Symptome in concreten Fällen zu erkennen, und eine große Beobachtungsgabe, ein feines Urtheil sind die Mittel zu dieser Unterscheidung. B. P.

Synagoge (griechisch Versammlung), auch Judenschule, wird er Ort genannt, wo die Juden sich am Sabbath und andern Festen versammeln, um ihre Gebete zu verrichten, das alte Testament zu lesen, und freie Vorträge über ihre Religion zu hören, wie auch diese Versammlung selbst. Entstanden sind die ursprünglich nur zum Unterricht, seit der Zerstörung der Tempel durch die Römer aber auch zum Gottesdienste bestimmten Synagogen erst nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft. Sie sind jetzt die einzigen kirchlichen Anstalten der Juden und die in jeder Judengemeinde dabei angestellten Beamten ein Vorsteher oder Rabbiner, mehrere Aelteste und als Diener der Vorbeter, der Aufwärter und die Almosensammler. Die Liturgie des Gottesdienstes weicht wenig von der christlichen ab, da diese den jüdischen Synagogen nachgebildet wurde. Zu den Zeiten Jesu hatte jeder das Recht, darin Religionsvorträge zu halten, jetzt thun es gewöhnlich nur die Rabbiner. Das Beten geschieht laut, und wenn der Vorbeter angefangen hat, von Allen zugleich; daher das disharmonische Murmeln, das den Ausdruck Judenschule sprichwörtlich gemacht hat. E.

Synchronismus (aus dem Griechischen) heißt die Zusammenstellung der Personen, welche zu gleicher Zeit lebten, und der Begebenheiten, die zu gleicher Zeit sich ereigneten. Daher synchronistische Tabellen, solche Tabellen, wo Obiges geschehen ist.

Syncretismus, Vermischung verschiedenartiger Ansichten. Insbesondere wurde sonst die Religionsmengerei so genannt. Man nannte nämlich so das Verfahren derjenigen, welche, um den Frieden unter den kirchlichen Parteien herzustellen, die Unterscheidungslehren derselben dergestalt erklärten, daß jede Partei ihre eignen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glauben konnte. Man hat verschiedene Ableitungen des Wortes. Man sagt von den Cretensern (Einwohnern der Insel Creta, Candia), daß sie, obwohl durch viele Streitigkeiten unter einander entzweit, so oft sie von äußern Feinden angegriffen wurden, sich schnell vereinigt, allen ihren Zwist vergaßen, und Alle für Einen Mann gestanden hätten. Daher wurden die kirchlichen Parteien, besonders die Evangelischen, aufgefodert, allen Zwiespalt zu vergessen, und wie die Cretenser vereint ge-

gen den gemeinsamen Feind, den römischen Stuhl, zu kämpfen. So ermahnte der bekannte David Pareus, reformirter Professor der Theologie zu Heidelberg, zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts, in einem frommen Syncretismus der Lutherischen und Reformirten, sich dem römischen Antichrist zu widersetzen. Nachmals aber hat das Wort eine andere Bedeutung gewonnen, und ist wohl richtiger aus dem Griechischen (von συν-κεραννυμι-κεραω, welches vermischen bedeutet) abgeleitet worden. Als im 16ten Jahrhundert in Italien die alte Literatur wieder auflebte, und die griechischen Classiker mit neuer Liebe gelesen wurden, besonders auch Platons Philosophie eine Vorliebe fand, welche dem herrschenden Aristotelismus kräftig entgegentrat, waren einige Gelehrte, wie Johann Franz Picus, Bessarion und Andre, geneigt, obwohl sie Platon vorzüglich ehrten, doch den Aristoteles nicht ganz sinken zu lassen, und wurden dann, weil sie zwischen Platonikern und Aristotelikern vermitteln wollten, auch wohl eines Synkretismus angeklagt. Doch ist das Wort erst in der evangelischen Kirche mehr in Brauch gekommen, und Syncretist ein Schmähwort geworden, das man auf die feindseligste und gehässigste Weise anwendete. Denn Synkretisten, d. i. Vermischer und Verfälscher, nannte man seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts besonders die Schüler und Anhänger des Georg Calixtus, Professors der Theologie zu Helmstädt, und die helmstädter Theologen überhaupt. Calixtus nämlich, ein geistvoller und gelehrter Mann, kam in seinen Forschungen auf viel freiere Meinungen, als man damals ertragen mochte; manche Unterscheidungslehren, welche bis dahin Zwietracht und Kampf unter den Kirchenparteien erregt hatten, hielt er für minder wichtig, eine friedliche Vereinigung der Parteien darum für möglich, ohne eine unbedingte Unterwerfung der evangelischen unter die römische Kirche zu beabsichtigen. Dieser näherte er sich zwar in der Ueberzeugung, daß neben der heiligen Schrift, und selbst zum richtigern Verständniß derselben, die mündliche Ueberlieferung (Tradition) aus den ersten christlichen Jahrhunderten, als ein (doch nur untergeordneter) Erkenntnißgrund der Lehre Jesu dienen könne; hielt aber im Uebrigen streng auf evangelische Glaubensfreiheit. Das sogenannte apostolische Symbolum, welches allen christlichen Hauptparteien gemeinsam ist, in welchem sie alle übereinstimmen, dachte er als zureichend zur Bestimmung der Grundlehren der christlichen Kirche, und deßhalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Parteien. — Solche und ähnliche, zum Theil allerdings verfängliche Meinungen reizten in einer ohnehin streitlustigen Zeit einen großen Theil der Lutherischen Theologen zu heftigem Eifer gegen ihn auf, und da seine Schüler zum Theil seine Ansichten noch übertrieben, einige von ihnen auch wirklich zur römischen Kirche übertraten, ward er bald des Kryptopapismus, bald des Cryptocalvinismus, immer aber des Syncretismus, der Religionsmengerei, beschuldigt, besonders seit dem Religionsgespräch zu Thoren im Jahr 1645, wo Calixt zugegen, ward der Name Syncretist allgemeiner gebraucht. Nach seinem Tode setzten seine Schüler und sein Sohn, Friedrich Ulrich Calixtus, den Streit fort. Lange Zeit erschütterte derselbe die evangelische Kirche, und nie kam eine wahre Aussöhnung der Streitenden zu Stande. — Größere Freiheit in theologischen Forschungen ward durch diesen Streit allerdings befördert; aber zugleich erhob sich größere Willkür der Meinungen und Geringachtung der eigentlichen

Kirchenlehren bei Vielen. — In neuern Zeiten hat man auch wohl die sogenannten freiern Theologen, welche kühn, auch wohl übermüthig über die Kirchenlehre sich erhoben, und ihrer eignen Wissenschaft ein höheres Ansehn beilegten, Syncretisten genonnt. Besser aber, daß ein so gehässiges Wort, das an viele höchst unwürdige Erscheinungen in der Kirche erinnert, gänzlich außer Brauch kommt!

K-e.

Syndicus heißt derjenige Bevollmächtigte, welchen eine ganze Gemeinheit (Universitas) zur Besorgung ihrer Angelegenheiten bestellt hat. Zur gültigen Wahl eines Syndicus ist nöthig, 1. daß die ganze Gemeinheit mit Einschluß der Witwen, Pupillen und Minderjährigen, und deren Vormündern, zur Bestellung des Syndicus zusammenberufen werde; 2. daß zwei Drittheile der Gemeinde erscheinen, und 3. daß von diesen zwei Drittheilen die größere Menge einwilligt. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amts, insonderheit eines Sachwalters (Procurators) unfähig, kann Syndicus werden. Der Syndicus kann bloß für gewisse Fälle bestellt werden, dann heißt er Syndicus particularis, oder er wird für alle Fälle bestellt, dann ist er Syndicus universalis; ist seine Vollmacht auf keine gewisse Zeit beschränkt, so heißt er Syndicus perpetuus. Die Vollmacht, welche ihm ertheilt wird, wird Syndicat (Instrumentum syndicatus) genannt.

Synedrium, s. **Sanhedrin**.

Synekdoche, die Vertauschung, eine Sprachfigur, vermöge welcher bald ein Theil für das Ganze oder umgekehrt das Ganze statt eines Theils, bald die Einheit für die Mehrheit, bald der Stoff, woraus etwas besteht, für das daraus bestehende Wesen oder Ding genannt wird.

Synkratie bedeutet diejenige Art der Staatsverfassung, wo das Volk durch selbsterwählte Mittelspersonen an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteuerung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt, also insofern sich selbst oder den Staat mitregirt. Da jene Mittelspersonen die Stelle des Volks vertreten oder es vor dem Regenten repräsentiren, so heißt eine synkratische Staatsverfassung auch eine stellvertretende oder repräsentative. (S. den Art. Volksvertreter). Der Synkratie steht entgegen die Autokratie, wo die Person, welche die höchste Gewalt im Staate darstellt, sie auch ganz allein, ohne irgend einen Theilnehmer des Volks, ausübt. (S. den Art. Autokratie). Denn die von dem Autokraten aus dem Volke gewählten Beamten vertreten nicht die Stelle des Volks, sondern sind bloße Organe der höchsten Gewalt selbst oder Stellvertreter des Regenten, weil dieser nicht überall selbst gegenwärtig seyn und unmittelbar wirken kann. Daher sind auch in einer synkratischen Verfassung die öffentlichen Beamten, welche die Stelle des Regenten in der Ausübung der höchsten Gewalt vertreten, nicht geeignet, zugleich die Stelle des Volks zu vertreten. Der Regent würde dadurch einen solchen Einfluß in der Versammlung der Volksvertreter auf die von ihr zu fassenden Beschlüsse gewinnen, daß die angebliche Synkratie nur eine versteckte Autokratie wäre. Die Synkratie verträgt sich also wohl mit der Monarchie (wie in England und Frankreich) aber nicht mit der Autokratie (wie in Rußland und Dänemark). Doch setzt das Daseyn einer synkratischen Verfassung schon ein gebildetes und mündiges Volk voraus. Ein solches Volk aber strebt auch

nothwendig nach einer solchen Verfassung als der ihm allein angemessenen.

Synode wird eine Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten genannt, die entweder ein Bischof mit seinen Pfarrern (synodus dioecesalis) oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (syn. provincialis) oder die gesammte Geistlichkeit eines Reichs unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten (syn. universalis seu nationalis) veranstaltet, um über Controverse der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Die heilige Synode zu Petersburg ist der oberste Kirchenrath der griechischen Kirche im russischen Reiche, den Peter I. als eine permanente geistliche Behörde an die Stelle des Patriarchats setzte. Auch unter den Protestanten werden von den Superintendenten und Inspectoren mit ihren Pfarrern Synoden gehalten, welche jedoch mehr den Zweck gelehrter Uebungen und gegenseitiger Erweckungen zu zweckmäßiger Amtsführung, als irgend eine constitutive Bedeutung haben. Eine solche Bedeutung erhielten bis jetzt nur die Synoden der evangelischen Geistlichkeit in der preußischen Monarchie, durch die 1816 vom jetzigen Könige eingeführte Synodalverfassung, zufolge welcher die Pfarrer unter ihren Superintendenten und diese unter den Generalsuperintendenten oder Pröpsten zu bestimmten Zeiten Versammlungen halten, um sich über das Beste der Kirche zu berathen und ihre Beschlüsse als gutachtliche Vorschläge zu gelegentlicher Benutzung an den König zu bringen. Die dortrechter Synode, welche 1618 und 1619 die Remonstranten aus der reformirten Kirche schied, war ein Nationalconcilium zu festerer Bestimmung streitiger Glaubenslehren. Das Recht, solche Synoden zu veranstalten, gehört in den protestantischen Ländern zu den Reservaten, die den protestantischen Fürsten, als Inhabern der bischöflichen Gewalt, und ihren Ständen zukommen, wird aber sehr selten in Anwendung gebracht. E.

Synonymen, Synonymik. — Unter Synonymen verstand man ehedem Wörter von völlig gleicher Bedeutung; aber streng genommen, gibt es deren in keiner Sprache. Wohl können in verschiedenen Mundarten für einen und denselben Begriff verschiedene völlig gleichbedeutende Wörter erfunden werden; aber so wie sie aus der Mundart in die Gesammtsprache (Schriftsprache) übergehen, verdrängen sie entweder jeden andern gleichbedeutenden, oder werden mit veränderter Bedeutung diesem beigesellt. Sie heißen Synonymen, sinnverwandte Wörter. Oft ist die Aehnlichkeit so groß, daß nur der feinste Scharfsinn die unterscheidenden Merkmale entdecken kann. Dies erzeugte das Bedürfniß einer auf logischen Grundsätzen beruhenden Regellehre für die Unterscheidung sinnverwandter Wörter, der Synonymik. — Wie die Sprache überhaupt der sicherste Maßstab der geistigen Anlagen eines Volks ist, so ist die Synonymik der Gradmesser seines Scharfsinns. Die metapherreichen morgenländischen Sprachen zeugen von der lebendigen Einbildungskraft und dem kühnen Witz der Morgenländer, die meisten Sprachen des Abendlandes, bei ihrem Reichthum an sinnverwandten Ausdrücken, von dem Scharfsinn der Völker, die sie sprechen. Die arabische Sprache, eben so ausgezeichnet durch ihren Reichthum an uneigentlichen, bildlichen Formen, als durch eine Alles übertreffende Fülle sinnverwandter Wörter, müßte für sich allein schon von dem Witz, der Einbildungskraft und dem Scharfsinn derer überzeugen, die einst in ihr sprachen und sangen. — Völker, in denen die sinnliche Anlage noch vorherrscht,

unfähig, die feinern Unterschiede der Gegenstände zu erkennen, fassen alles ähnliche Besondre unter allgemeinen Bezeichnungen zusammen. Thut sich ihnen späterhin die Welt des Geistigen auf, so tragen sie in diese die vorhandenen Namen sinnlicher Dinge, nach dunkel gefühlten Aehnlichkeitsbeziehungen, mit veränderter Bedeutung hinüber. In allen Sprachen haben sich Spuren dieser ältesten Bildersprache erhalten. Man denke nur an den Begriff **Geist** selbst, dessen Name in den meisten Sprachen dem von Hauch, Athem u. s. w. gleich ist. Erst wenn die Denkkraft zu voller freier Thätigkeit gelangt ist, faßt sie in dem Allgemeinen das Besondre nach allen seinen erkennbaren Abstufungen auf. Wie ihr Verfahren früher synthetisch, verbindend, unter allgemeine Begriffe zusammenfassend war, so wird es nun analytisch, sondernd und unterscheidend. Je mehr ein Volk an geistiger Bildung zunimmt, um so leichter wird es ihm, die feinern Unterschiede der Begriffe zu entdecken; aus einem allgemeinen Begriffe entwickeln sich ganze Reihen besonderer; das Bedürfniß der Bezeichnung bringt nur neue Wörter hervor, oder veranlaßt die Anwendung schon vorhandener in veränderter Bedeutung. So entstehen Wörterfamilien, deren Glieder nicht durch die sinnlich erkennbare Verwandtschaft der Bedeutung unter einander verbunden sind. Diese Verbindung kann aber nur da Statt finden, wo mehrere Wörter, als Zeichen besonderer Begriffe, in einem allgemeinen Begriffe zusammentreffen. Sinnverwandte Wörter, Synonymen, sind daher, genauer bestimmt, solche Wörter, welche sich zwar durch gewisse wesentliche Merkmale von einander unterscheiden, aber einen höhern Begriff gemein haben, z. B. **Argwohn** und **Verdacht**. Beide bezeichnen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachtheiliges Urtheil. Dies der allgemeine, beiden gemeinschaftliche Begriff. Beide unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß der Verdacht auf objectiven Gründen, d. h. auf solchen, die in dem Gegenstande liegen, beruht, der Argwohn hingegen einen subjectiven, d. h. in der Gemüthsart und Stimmung des Urtheilenden selbst liegenden Grund hat. Alle sinnverwandte Begriffe sind einander entweder beigeordnet (coordinirt), d. h. stehen als Arten unter einem unmittelbaren höhern Begriffe, wie in dem angegebenen Beispiele, oder sie sind einander untergeordnet (subordinirt), wie **Abenteuer**, **Begebenheit**; **Kleidung**, **Kleid** u. a. Da der gemeine Menschenverstand nur mit Mühe die feinern Unterscheidungsmerkmale ähnlicher Begriffe auffindet, und daher oft wol auch durch fehlerhaften Sprachgebrauch verleitet, das Aehnliche für völlig gleich nimmt, bestimmte Bezeichnung der Begriffe aber eines der wesentlichsten Erfodernisse mündlicher sowohl als schriftlicher Darstellung ist; so ist die Kenntniß der Regeln für die genaue und richtige Unterscheidung sinnverwandter Wörter (deren Ganzes man unter dem Namen **Synonymik** begreift) jedem Gebildeten unerlaßlich. Sie ist diesem eben so wichtig für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck, als sie dem Sprachforscher unentbehrlich ist, um über den materiellen Gehalt und Reichthum einer Sprache ein genügendes Urtheil zu fällen. Doch kann es ihm nur an der Hand der **Logik** gelingen, in dieser doppelten Hinsicht vollkommen zu befriedigen. Nur dadurch, daß sie überall von logischen Grundsätzen ausgeht, und Alles darauf zurückführt, gewinnt sie wissenschaftlichen Werth, nur so wird sie zu einem kräftigen Beförderungsmittel der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, indem sie die Begriffe auf dem Wege der Zergliederung bis in ihre versteckteten Eigenthümlichkeiten verfolgt, und

eben dadurch nicht nur den Umfang des Wissens erweitert, sondern auch die Bestimmtheit und Genauigkeit der Darstellung, worauf es bei dem Vortrage jeder Art von Erkenntnissen doch vor allem ankommt, befördert. Um so weniger darf man sich wundern, daß das Bedürfniß synonymischer Untersuchungen schon früh gefühlt worden ist. Bereits gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts nach Chr. Geb. stellte Julius Pollux in seinem Onomastikon einen nicht ganz unglücklichen Versuch der Art mit der griechischen Sprache an. Aber erst den neuern Zeiten war es vorbehalten, die Synonymik auf feste Grundsätze zurückzuführen, und den gesammten Sprachschatz an stammverwandten Wörtern in synonymischen Wörterbüchern zusammenzustellen. Lange mußten wir Deutsche uns mit bloßen Versuchen begnügen, wohin wir die für ihre Zeit gewiß nicht unverdienstlichen Arbeiten Gottscheds (Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten, Leipzig 1758) und die spätern von Stosch und Heynatz rechnen, bis J. A. Eberhard durch seine allgemeine deutsche Synonymik (in 6 Thlen, Halle und Leipzig 1795 — 1802, fortgesetzt von Maaß) und durch sein synonymisches Handwörterbuch für uns das wurde, was Girard, Voltaire, d'Alembert und Joncourt den Franzosen, Blair den Engländern gewesen waren, und noch sind.

K. F.

Syntax, die Lehre von der Wortfügung, oder derjenige Theil der Sprachlehre, welcher die Grundsätze für die Verbindung einzelner Wörter zu ganzen Sätzen und Perioden aufstellt. Wie das Wort dem einzelnen Begriffe entspricht, so enthält der Redesatz den Ausdruck mehrerer zu einem Ganzen verbundener Begriffe. Er sammelt das Einzelne, Zerstreute, in eine Gesammtvorstellung und steigert den Ausdruck zur Rede. Diese ist mit dem ersten in sich abgeschlossenen Satze gegeben, vervollkommnet sich aber im Laufe der Zeit mit der steigenden Bildung der Völker. Je lebhafter sich ein Volk der mannichfaltigen zum Theil sehr versteckten Beziehungen seiner Begriffe bewußt wird, um so stärker regt sich in ihm das Bedürfniß, für jedes mögliche Begriffsverhältniß ein genügendes Bezeichnungsmittel in Bereitschaft zu haben, und so wie der Wortvorrath einer Sprache in demselben Verhältnisse zunimmt oder doch zunehmen sollte, in welchem die Gesammtmasse der Begriffe sich erweitert, so sollte auch die Verknüpfungsweise einzelner Wörter zur Rede mit der fortschreitenden Ausbildung des Denkvermögens immer gleichen Schritt halten. Wenn dem nicht so ist, liegt der Grund zumeist in den Sprachen selbst, die, eben so sehr das Werk des Zufalls und der Willkür als der prüfenden Einsicht, jeder freiern Entfaltung der Art unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die Abhängigkeit der Rede von dem eigenthümlichen Verfahren der Denkkraft bei Erzeugung des Gedankens wird dadurch keinesweges aufgehoben. Woher auch sonst die große Verschiedenheit der einzelnen Sprachen in Anordnung und Verknüpfung der Begriffe, auch in den Fällen, wo Bau und Wesen der Sprache vollkommene Aehnlichkeit zulassen? Diese zum großen Theile in der Vorstellungsweise der Völker gegründeten Verschiedenheiten, aus denen sich die Nothwendigkeit einer besonderen Syntax für jede in der Erfahrung gegebene Sprache ergibt, sind jedoch nicht von der Art, daß sie die Aufstellung gewisser allgemeinen Grundsätze, die man recht wohl unter dem Namen einer allgemeinen Syntax begreifen kann, schlechthin unmöglich machen sollten. Eben

o wie die Logik neben den verschiedenen Begriffsarten auch die möglichen Verbindungen derselben Urtheile ausmittelt, wird auf die allgemeine Sprachlehre, nachdem sie aus dem Satze die verschiedenen nothwendigen Redetheile entwickelt hat, für die Verbindung derselben zu Sätzen und Perioden, gewisse allgemein gültige Grundsätze aufzustellen haben. (Vergl. d. Art. Sprachlehre.). Unbekümmert um die Abweichungen der einzelnen Sprachen würde sie zu dem Ende folgendes als oberstes Gesetz für alle Wortfügung aufstellen: Ordne die Worte naturgemäß, d. h. so, wie es das innere (logische) Verhältniß der in der Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt. Alle Rede beabsichtigt die sinnlich vernehmbare Bezeichnung einer oder mehrerer Hauptvorstellungen nach ihren Eigenschaften und Verhältnissen. Alles außer der Hauptvorstellung ist nur um ihretwillen vorhanden. Nur dann, wenn die Rede dies Verhältniß der Abhängigkeit vollständig ausdrückt, geben die Begriffe in derselben Weise, wie sie innen sich erzeugten und an einander reiheten, in die Seele des Empfangenden über, und nur so wird der Zweck sprachlicher Mittheilung vollkommen erreicht. Zu dem Ende ist es nothwendig, die möglichen Arten einfacher und zusammengesetzter Sätze und die Regeln kennen zu lernen, nach welchen dieselben zu Perioden verbunden werden. Dies der Hauptinhalt der allgemeinen oder höhern Syntax. — Die verschiedene Vorstellungsweise der Völker, und der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen gründen die Nothwendigkeit besonderer Regeln für eine jede derselben. Die besondere (niedere) Syntax oder der Inbegriff der Regeln für die Wortfügung einer einzelnen Sprache handelt zuvörderst von der Verbindung einzelner Redetheile nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse und nach ihrer in dem Sprachgebrauche gegründeten Umendbarkeit. Die innere Abhängigkeit der Begriffe von einander hat eine gleiche Abhängigkeit der verschiedenen Theile der Rede zur Folge, wodurch dieselben erst zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen verknüpft werden. Kinder und rohe Völker, welche die Worte ohne Zeichen der Abhängigkeit bloß neben einander stellen, ermangeln der eigentlichen Rede. In allen Sprachen haben sich mehr oder weniger Spuren dieser kindischen Weise erhalten. Je fähiger eine Sprache ist, die größtmöglichste Anzahl von Verhältnissen durch Umendung und Umwandlung ihrer Wörter zu bezeichnen, um so brauchbarer ist sie für die Rede. Ein Wort, welches als Ursache der Veränderungen, die ein anderes erleidet, gedacht wird, heißt das regierende; dasjenige aber, welches zur Bezeichnung seiner Abhängigkeit von einem andern verändert wird, das regierte. Daher führt dieser Theil der besondern Syntax auch den Namen der Rectionslehre. Ein zweiter Haupttheil derselben bestimmt die Aufeinanderfolge der Redetheile nach den Gesetzen, die der Sprachgebrauch hierüber vorschreibt. Die der höheren Syntax angehörigen, aus der Logik entlehnten und für alle Sprachen gültigen allgemeinen Regeln über die Bildung einzelner Sätze dienen diesem Theile zur Begründung, und können nur, insofern sie dieses leisten, in einer besondern Sprachlehre einen Platz finden. Es bedarf einer bloß oberflächlichen Vergleichung, um zu erkennen, daß auch die Wortfolge, abhängig von der Vorstellungsweise einzelner Völker, sich in den verschiedenen Sprachen verschieden gestalte. Wie ganz anders erscheint die Wortstellung in einem altrömischen, wie anders in einem deutschen Satze? Dort bis zum Scheine regelloser Willkür freie Stel-

lung der Redetheile bald nach Maßgabe des Wohlklanges, bald mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit wenigen Ausnahmen, die bleibende Regel, von dem Unbestimmteren zu dem Bestimmteren fortzuschreiten. Daß sich eben daraus ganz verschiedene Grundsätze für die Wortfolge ergeben müssen, liegt am Tage; daher auch dieser Theil der Syntax in jeder besonderen Sprachlehre einen der wichtigsten und wesentlichsten Abschnitte ausmacht. — Auf die genannten zwei Haupttheile (Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Constructionslehre genannt) beschränken wir den Inhalt der besonderen Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört ihren allgemeinen Grundsätzen nach in die höhere Syntax; die besondern Regeln aber fallen mit denen der Wortstellung zusammen.
K. F.

Synthesis oder Synthese, Synthetisch, Synthetismus. Synthesis, wörtlich Zusammensetzung, Verbindung, ist ein Ausdruck, der besonders in dem Gebiete der Philosophie auf mannichfaltige Weise gebraucht, und fast immer der Analysis, Analyse, entgegengesetzt wird. Verbinden und Trennen sind die Hauptoperationen unserer Erkenntnißthätigkeit; jene aber ist die erstere, denn wir sind uns früher des Zusammengesetzteren bewußt; darum redet man auch von einer unmittelbaren oder ursprünglichen Synthesis. Letztere tritt schon ein bei der sinnlichen Anschauung, in welcher man das Mannichfaltige an einem Gegenstande (Theile eines Gegenstandes) unter der Vorstellung eines Ganzen auffaßt; weshalb man auch die Einheit einer solchen Vorstellung synthetische Einheit nennt. Die Verstandesthätigkeit aber, welche Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildet, fängt mit Trennung des Gegebenen (Analyse) an, und in so fern ist jeder Begriff eine analytische Einheit, denn er verbindet das Unterschiedene, und verknüpft was an mehreren Dingen gleichförmig ist (das Gemeinsame), nach vorhergegangener Absonderung desselben von dem Gegebenen; und in so fern ist die Synthesis eine mittelbare, ein Zusammenfassen des durch Abstraction Gewonnenen. Da aber auch aus Begriffen selbst durch Zusammensetzung Begriffe gebildet werden, so nennen einige auch die Bildung eines Begriffs durch Zusammensetzung aus andern die logische Synthesis. Sie ist eine Wiedervereinigung des vordem Getrennten, und wird schicklicher Determination genannt, weil durch Verknüpfung gegebener Begriffe die allgemeine Vorstellung beschränkt wird. Ein Begriff, der auf diese Weise gebildet wird, heißt auch ein gemachter; die Erklärung eines solchen aber wird, da der Begriff erst mit ihr selbst durch Verbindung wesentlicher Merkmale entsteht, eine synthetische Erklärung genannt. Solcher synthetischen Definitionen bedient sich vorzüglich die Mathematik. Ist aber der Begriff ein gegebener, d. h. ist sein Inhalt durch eine sinnliche oder Vernunftanschauung erworben worden, so kann er nur analytisch definirt werden, welches geschieht, wenn man das Gegebene analysirt, oder den Begriff in seine Bestandtheile auflöst. Solche analytische Erklärungen gibt vorzüglich die Philosophie, deren Begriffe auch schon in der Sprache gegeben sind, und wo es also der Nachweisung bedarf, welchen Begriff man mit einem gegebenen Worte beim richtigen Denken verbinden soll. — Man redet auch von analytischer und synthetischer Deutlichkeit. Erstere ist die, welche durch Zerglie-

rung eines gegebenen Begriffs, letztere diejenige, welche durch Hin-
zufügung immer neuer Merkmale, oder Verbindung der Bestandtheile
eines Begriffs selbst entsteht. — Ein synthetisches Urtheil ist
ferner ein solches, dessen Prädicat nicht schon im Subject liegt, son-
dern erst mit dem Subjecte verbunden wird, z. B. dieses ist Schnee.
Hier wird also ein Gegenstand allererst unter einen Begriff gestellt,
dagegen ein Urtheil analytisch (zergliedernd) ist, wenn sein Prä-
dicat schon in dem Subjecte enthalten ist, und also das Urtheil durch
Entwickelung oder Zergliederung des Subjects entsteht; z. B. das
Thier ist ein organisches Geschöpf; hier wird ein Begriff einem Be-
griffe untergeordnet, der als Merkmal in ihm enthalten ist. Man
sagt daher synthetische Urtheile erweitern die Erkenntniß,
analytische verdeutlichen oder erläutern sie nur, und alle ana-
lytischen Urtheile setzen synthetische voraus. Weßhalb, wenn von dem
Ursprünglichen unserer Erkenntniß die Rede ist, die von Kant in sei-
ner „Kritik der reinen Vernunft" aufgeworfene Frage: Wie sind syn-
thetische Urtheile a priori möglich? so wichtig ist. — Eben so redet
man von synthetischen oder analytischen Schlüssen und Beweisen.
Ein synthetischer oder progressiver Beweis ist ein solcher, der von
den Gründen zu den Folgen oder von dem Allgemeinen zum Beson-
dern (durch Determination) fortgeht, ein analytischer oder re-
gressiver, der von den Folgen zu den Gründen hinaufsteigt oder
zurückgeht. Hieraus ergibt sich auch der Sinn des Ausdrucks syn-
thetische und analytische Methode (vergl. d. Art. Methode);
jene ist dasjenige Verfahren in der Wissenschaft, das von den Princi-
pien oder Grundsätzen anfängt, und aus ihnen das Besondere ablei-
tet, wie dies streng in der Mathematik geschieht. Doch pflegen die
Mathematiker selbst Synthesis denjenigen Theil der Mathematik
zu nennen, welcher die Beweise der schon gegebenen Sätze enthält,
Analysis aber diejenige Lehre, welche die Sätze aufsucht. (Ueber
letztere s. d. Art. Analytisch.) — Nach diesem allen wird auch die
Erkenntniß eine synthetische genannt, welche nicht aus bloßem
Nachdenken, oder bloßer Zergliederung unserer Begriffe, sondern
aus sinnlicher oder höherer Anschauung entspringt. — Einige Philo-
sophen nennen endlich die Verbindung des Seyns und Wis-
sens, oder überhaupt des Realen und Idealen im Ich, die ur-
sprüngliche oder transscendentale Synthese (synthesis a
priori) und sehen sie als die Urthatsache des Bewußtseyns an, über
welche das Philosophiren nicht hinausgehen soll; dieses System nennt
man daher auch den Synthetismus, wie ihn z. B. Krug in sei-
nen Schriften gelehrt hat. T.

Syphar, König von Masäsylien. Im zweiten punischen Kriege
verband er sich mit den Römern, wurde aber von Masinissa (s. d.)
geschlagen, und mußte sich nach Mauritanien flüchten, wo er noch-
mals von Masinissa geschlagen und außer Stand gesetzt wurde, zu
den Scipionen in Spanien zu stoßen. Bald aber änderte sich die Lage
der Sachen. Masinissa wurde von einem Usurpator des Thrones be-
raubt, und Syphax kehrte unter Begünstigung dieser Umstände nicht
nur in seine Staaten zurück, sondern es gelang ihm sogar, indem er
Roms Bündniß verließ, und sich den Carthagern anschloß, das Reich
des Masinissa zu erobern. Umsonst bemühte sich Scipio, das Bünd-
niß zwischen Syphax und Rom wieder herzustellen. Syphax, dem
Hasdrubal seine früher mit Masinissa verlobte Tochter, Sophonisbe
(s. d.), zur Gemahlin gegeben hatte, erklärte sich, als Scipio und

Masinissa mit Heeresmacht in Afrika erschien, öffentlich für Carthago's Bundesgenossen, und stellte furchtbare Heere auf, wurde aber geschlagen und selbst gefangen genommen. Der Tod rettete ihn von der Schmach, von Scipio im Triumph aufgeführt zu werden.

Syracus (Syracusae), die ehemalige Hauptstadt Siciliens, an der östlichen Seite desselben am Meere, mit einem schönen Hafen, an der Stelle des jetzigen Siragosa, gehörte zu den größten und prachtvollsten Städten der alten Welt, indem ihr Umfang 180 Stadien oder gegen sechs deutsche Meilen betrug. Sie bestand eigentlich aus fünf Städten, von denen jede mit einer besonderen Mauer umgeben war. Die äußerste derselben hieß Acradina, und erstreckte sich am weitesten gegen Morgen. Ihre Mauer war außerordentlich stark, der Marktplatz sehr groß, und auf allen vier Seiten mit Porticus umgeben. Mitten auf dem Marktplatze stand das Prytanäum oder Rathhaus, und der prächtige Tempel des Jupiter Olympius. Auch befand sich hier ein großer Palast, worin der höchste Gerichtshof seinen Sitz hatte. Ferner die Stadt Tyche oder Syche mit dem Gymnasium und dem Tempel des Glücks, wovon sie ihren Namen hatte; die neue Stadt, oder Neapolis mit einem Amphitheater, den schönen Tempeln der Ceres und der Proserpina, und dem festen Schlosse Olympium, das nach einem prachtvollen Tempel des Jupiter Olympius benannt war. Die Insel Ortygia, welche den großen Hafen bildete, enthielt einen königlichen Pallast, der späterhin der Sitz der römischen Statthalter war, und die herrlichen Tempel der Schutzgöttinnen der Stadt, der Minerva und der Diana. Syracus, welches einen eigenen, und zwar den mächtigsten Staat auf Sicilien bildete, an dessen Geschichte sich die Geschichte der ganzen Insel anschließt, war um das Jahr 735 vor Chr. Geb. von den Corinthern unter Anführung des Heracliden Archias gegründet. Nachmals versuchte das Volk, die Herrschaft des Adels (der Geomoren oder Gamoren) abzuschütteln, und vertrieb sie aus der Stadt. Nun bemächtigte sich Gelon, Tyrann von Gela, derselben, und bevölkerte und vergrößerte Syracus dadurch, daß er die Einwohner des zerstörten Camarina hieher verpflanzte. Durch ihn gelangte der Staat zu Macht und Glanz. (S. Gelon.) Ihm folgte sein Bruder Hiero I., zwar nicht so gut wie Gelon, aber ein Beschützer der Wissenschaften. Er erweiterte das Gebiet von Syracus, indem er Naros und Catana eroberte, und starb 467 vor Chr. Geb. (S. Hiero I) Sein Bruder Thrasybulus wurde nach zehn Monaten wegen seiner Grausamkeit vertrieben, die Democratie (466 v. Chr. Geb.) eingeführt, und zum Andenken der erlangten Freiheit wurden die Eleutherien (festliche Spiele und Opfer) eingesetzt. Da man aber alle unter die Bürger aufgenommenen Fremden von öffentlichen Aemtern ausschloß, so empörten sich diese, und es kam zwischen ihnen und den Bürgern zu einer Schlacht, in welcher sie gänzlich aufgerieben wurden. Nun kehrte die alte Verfassung, wie sie vor Gelon gewesen war, wieder zurück. Weil sich aber mehrere Reiche der Oberherrschaft zu bemächtigen suchten, so ward der Petalismus eingeführt, wodurch Bürger, die sich allzusehr durch Ansehen und Reichthum auszeichneten, verbannt wurden. Wegen der schlimmen Folgen ward indessen dies Gesetz bald aufgehoben, und Syracus erhob sich wieder zu neuem Glanze. Nach mehreren Kriegen, welche die Syracusaner mit den Leontinern, den Egestern, Atheniensern, Spartanern und andern geführt hatten, wurde es auch vom Hannibal bedroht. Ueberdies waren innere Unruhen über

die Hinrichtung des Hermokrates entstanden, und dessen Schwiegersohn Dionysius erschlich sich die Feldherrnstelle, machte sich einen Anhang, bemächtigte sich der Festung von Syracus, und erklärte sich (406) zum Könige. Von ihm, wie von seinem Sohn, Dionys II., der ihm 368 folgte, handelt ein eigner Artikel. Letzterer wurde vom Timoleon vertrieben, und Syracus erhielt jetzt seine alte Freiheit wieder. Timoleon gab dem Staate neue Gesetze, und setzte eine höchste Magistratsperson unter dem Titel Amphipolos (d. h. Diener oder Priester) des Jupiter Olympius ein, welche Würde erst unter Augustus aufhörte. Nun suchte er die Carthager aus Sicilien zu verjagen, plünderte die mit ihnen verbundenen Städte, schlug (340) den Hamilkar und Hasdrubal gänzlich, und zwang sie zu einem nachtheiligen Frieden. Zwanzig Jahre nach seinem Tode aber entstanden neue Gährungen, und es erhoben sich abermals Tyrannen, unter denen Agathokles (317 v. Chr.) sich am meisten auszeichnete. Nach einem langen innerlichen Kriege und vielen verübten Grausamkeiten wurde er von dem Mämon ermordet, der wieder vom Icetas vertrieben ward. In dem neunten Regierungsjahre des letztern empörten sich die Syracuser Thönion und Sosistratus wider ihn, und erregten einen Bürgerkrieg. Dessen müde, ergaben die Syracuser sich endlich dem epirischen Pyrrhus, dem Schwiegersohne des Agathokles, der seinen Sohn zum Könige einsetzte, und nachdem er viele Grausamkeiten verübt, und die Liebe der Syracuser verscherzt hatte, nach Italien zurückging. Hiero II., welcher jetzt wegen seines vortrefflichen Betragens zum Könige gewählt wurde, schloß die goldene Periode von Syracus; denn sein Enkel Hieronymus, welcher ihm folgte, ward ein ausschweifender Tyrann, verband sich sehr unpolitisch mit den Carthaginensern gegen die Römer, und kam in einer Verschwörung um. Endlich 212 nahm der römische Feldherr Marcellus Syracus ein, nachdem Archimedes es drei Jahre lang vertheidigt hatte. Zur Zeit ihrer Blüthe war Syracus immer so mächtig, daß Dionys beständig 10,000 Mann Reiter, 100,000 Mann Fußvolk und 400 Kriegsschiffe von den Einkünften des Staats im Solde erhalten konnte. Künste und Wissenschaften blühten hier. Archimedes und der Dichter Theokrit waren Syracuser, und die Römer brachten zahllose Kunstwerke aus Syracus nach Italien. Das jetzige Syracus oder Siragosa ist gut befestigt, hat ungefähr 5000 Einwohner, und treibt bedeutenden Handel mit Wein, wovon in seinem Gebiet zehn bis zwölf Arten wachsen. Es hat gleichfalls einen zweifachen Hafen.

Syrien, ein zum türkischen Reiche gehöriges Land an der Westseite Asiens am mittelländischen Meere, erscheint in der heiligen Schrift unter dem Namen Aram; die Araber nennen es Al. Scham oder Barrei Cham, die Türken und Perser Sur und Suristan. Es gränzt gegen Norden an Kleinasien, gegen Osten an den Euphrat und die große Wüste, gegen Süden an das steinige Arabien, und gegen Westen an das mittelländische Meer. Es liegt zwischen dem 31sten und 37sten Grad der Breite, und dem 32sten und 37sten Grad der Länge vom Meridian von Paris. Eine lange Gebirgsreihe erstreckt sich von Norden nach Süden, und gehört zum Taurus; sie heißt der Libanon, und erstreckt sich bis Suez und in das steinige Arabien. Am höchsten erhebt es sich im mittlern Syrien, vom 34sten bis 33sten Grade der Nordbreite, bis zu 9000 und 9600 Fuß. Der Libanon ist ein Kalksteingebirge, welches aus zwei parallellaufenden

Ketten, dem eigentlichen Libanon gegen Westen und dem Antilibanon gegen Osten besteht. Der Berg Carmel gehört zu den Vorbergen des Libanon. Aus der biblischen Geschichte sind der Berg Tabor und der Oelberg bei Jerusalem bekannt. Syrien zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach in drei Haupttheile, nämlich in die Hochfläche oder das Plateau östlich vom Gebirgszuge, in den breiten Gebirgszug und in den schmalen Küstenstrich oder die syrische Seekante. Die erste Region erscheint als weitläuftige Steppen-, Sand- und Felsfläche, mit unabsehbaren wenig unterbrochenen Ebenen, die sich über 2000 Fuß über das Meer erheben. Sie hat kalte Winter und steht den trocknen Nord- und Nordostwinden offen. Die zweite Region, nämlich die des Gebirgszuges, wird von der vorigen durch den Jordan und Orontes geschieden und erhebt sich an der Westseite dieser Flüsse steil mit unzähligen Klippenwänden, Längenthälern und Querschluchten. Alle Ostabfälle dieses Gebirgszuges gegen die Wüstenseite sind nackt und bieten bloß traurige Bergeinöden dar, indeß die Westabhänge die reizendsten, wasserreichsten Gegenden bilden, den mildesten fruchtbarsten Boden haben und sehr bevölkert sind. Die dritte Region, der Küstenstrich, unterscheidet sich durch geringe Breite, große Fruchtbarkeit, schwüle Hitze und durch ihr ungesundes Clima von dem kühlern, rauhen Gebirgslande und von der trocknen östlichen Hochfläche Syriens. An Bewässerung fehlt es Syrien nicht, ob es gleich keinen einzigen Hauptfluß hat. Die bemerkenswerthesten sind der Orontes und der Jordan. Von Seen sind die bekanntesten: das todte Meer und der See Tiberias (in der heiligen Schrift das Meer Kinnareth, der See Genezareth u. s. w.). Die Produkte Syriens sind sehr mannichfaltig und wichtig. Es gibt alle Getreidearten, Mais, Reiß, Sesam, Durra, Oliven, Datteln, Granatäpfel, Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Aepfel, Pflaumen, Johannisbrod, Pistazien, Wein, Tabak, Eichen, Cypressen, Cedern, Maulbeerbäume, Mastir, Baumwolle, Büffel, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen, Gazellen, Kameele, Gemsen, Schweine, Bienen, Seidenwürmer, und an den Küsten die Purpurschnecke, Eisen, Marmor und Kalk. Die Zahl der Einwohner wird auf 2,305,000 angegeben. Es sind Griechen, Araber, Türken, Juden, Franken, Armenier, Turkomanen, Kurden, Beduinen-Araber, Ruschowanen, Ansarier, Maroniten, Drusen und Motualis. Die allgemeine Landessprache ist die arabische nach verschiedenen Dialecten; nur die Soldaten und die Mitglieder der Regierung sprechen türkisch; von der alten syrischen Sprache ist nirgends mehr eine Spur. Die Bewohner sind unter der zerstörenden Despotie der Pforte unglaublich gedrückt, mit Ausnahme der Drusen und Maroniten, welche sich unter ihrem Fürsten besser befinden. Sie leben schlecht, und es herrscht überall die größte Unwissenheit und der ärgste Aberglaube. Bücher sind die größte Seltenheit, und es gibt im ganzen Lande nur zwei Büchersammlungen. Das ganze Land enthält (ohne die syrische Wüste) 1812 Quadratmeilen, und wird in vier Paschaliks zu Haleb, Tripoli, Acre und Damask eingetheilt. An dieses Land knüpfen sich große Erinnerungen. Hier ist das gelobte Land der Hebräer, die Wiege der christlichen Religion, hier haben abwechselnd und zu verschiedenen Zeiten Assyrier, Juden, Griechen, Parther, Römer u. s. w. gekämpft, und Ninus, Semiramis, Sesostris, Alexander, Pompejus, Marius, Antonius, Cäsar, Titus, Aurelian, Gottfried v. Bouillon und alle die christlichen Helden, und in unsern ewig denkwürdigen Zei-

ten Napoleon Bonaparte gestritten. Jetzt ist von allen diesen glorreichen Thaten, so wie von aller frühern Cultur keine Spur mehr.

Syrinx 1. in der Mythologie eine Najade, die Tochter des Flusses Ladon. Auf der Jagd, welche sie sehr liebte, ward Pan so heftig in sie verliebt, daß er um ihren Besitz alles zu wagen beschloß. Er hörte nicht auf, sie zu verfolgen, und da sie keine Rettung mehr vor sich sahe, weil die Gewässer des Ladon ihr den Weg verschlossen, so rief sie die Schwestern um Hülfe an, welche sie in Schilfrohr verwandelten. Als der Gott seufzend und wehklagend am Ufer stand, wehte der Wind aus dem bewegten Rohre süß klagende Töne, die mit zauberischer Gewalt das Herz des Pan durchdrangen. Um das Vergnügen sich, so oft er wollte, machen zu können, schnitt er aus dem Schilfe sich eine Pfeife, welcher er den Namen Syrinx gab. Daher erhielt 2. eine Art Pfeifen, welche aus sieben, vermittelst Wachs an einander gefügten Röhren, ursprünglich aus so viel Halmen von Schilfrohr zusammengesetzt war, den Namen Syrinx. Eine Röhre war immer kleiner als die andere; oberwärts, wo man das Instrument an den Mund setzte, standen sie in gleicher Höhe, unterwärts aber bildeten sie eine schiefe Linie. Obgleich Pan, nach den spätern Dichtern, der Erfinder dieser Pfeife seyn sollte, so war sie doch schon dem Homer und Hesiodus bekannt, ehe die Sage vom arkadischen Pan sich noch verbreitet hatte. Die Syringe war übrigens ein gewöhnliches Instrument der griechischen und lateinischen Hirten noch in späterer Zeit, auch aus Rohrhalmen von verschiedener Dicke und Länge, oft aus Schierling oder aus Buxbaum verfertigt. Zum einfachsten Waldgesang dienten Rohrhalme mit Leinen und Wachs verbunden. Die erhöhte Kunst vermehrte die Zahl der Pfeifen, machte sie sorgfältiger und befestigte sie mit Ringen. Noch jetzt sind die Syringen in Italien hin und wieder üblich.

Syrische oder chaldäische Christen nennen sich die Nestorianer, weil sie sich bei ihrem Gottesdienste der alten syrischen Sprache bedienen, in der sie auch das neue Testament besitzen. Diese christliche Religionspartei bildete sich im fünften Jahrhundert durch die kirchliche Vereinigung der Anhänger des Nestorius (s. d. Art. Secten), der 431 auf der Synode zu Ephesus wegen seiner Weigerung, Marien Gottesgebärerin zu nennen, und den Glauben an zwei Naturen in Christo aufzugeben, excommunicirt worden war. Obgleich die Lehre von zwei Naturen in Christo bald nachher in das Bekenntniß der orthodoxen Kirche aufgenommen, und der Monophysitismus für ketzerisch erklärt wurde, blieben die Nestorianer, die nun einmal Marien nur Christusgebärerin nennen wollten, doch in der Verbannung, und ordneten gegen das Ende des fünften Jahrhunderts ihre Kirchenverfassung unter dem Schutze des Königs von Persien, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die übrigen Christen in Persien schlossen sich 499 an ihre Kirche an, und mit glücklichem Erfolge breiteten sie ihr Glaubensbekenntniß im östlichen Asien weiter aus, wo die sogenannten Thomaschristen sich mit ihnen vereinigten. Im elften Jahrhunderte bekehrten sie eine tartarische Völkerschaft, deren christlicher Regent unter dem Namen Priester Johannes aus der Geschichte bekannt ist; sein Volk blieb auch, nachdem es 1202 von Dschingischan unterjocht worden war, unter mogolischer Hoheit bei dem nestorianischen Glauben, und bis in das vierzehnte Jahrhundert gab es in mittleren und nordöstlichen Asien nestorianische Gemeinden, deren Christenthum sich erst während der Kriege des Eroberers Timur verlor. Selbst

bis nach China sollen die Nestorianer das Christenthum gebracht haben, wie man aus einem in China vorgefundenen christlichen Denkmal vom Jahre 781 schließt, und die Verwandtschaft des Lamaismus mit dem Christenthume wird ebenfalls von dem Einflusse nestorianischer Missionen abgeleitet. Die Oberhäupter der syrischen Christen sind Patriarchen, deren Würde in ihrer Familie erblich ist. Der vornehmste ihrer Patriarchen residirte im fünften Jahrhundert zuerst zu Babylon, jetzt hält er sich zu Elkesch bei Mosul in Mesopotamien auf, und führt den Titel Catholikos. Unter ihm stehen fünf Bisthümer. Dieser und ein anderer nestorianischer Patriarch zu Diarbekir in Syrien erkennen jetzt den Primat des Papstes an, und sind mit ihren Gemeinden unirte Nestorianer, welche eben so, wie die unirten Griechen, ihre alten Gebräuche beibehalten haben. Nur zur Annahme des Cölibats der Cleriker und des Glaubens an sieben Sakramente mußten sie sich verstehen, denn vorher hatten sie, wie alle syrische Christen oder Nestorianer, die Ehe der Priester für nothwendig, und nur die Handlungen der Taufe, des Abendmahls und der Ordination für Sakramente gehalten. Uebrigens stimmt Lehre und Cultus der Nestorianer ganz mit der orthodoxen griechischen Kirche überein, und nur der Duldung von Bildern in ihren Kirchen, wo man allein das Kreuz sieht, haben sie sich stets entgegengesetzt. Nicht unirt ist dagegen der syrische Patriarch zu Giulamork im hohen Gebirge von Acaria nebst den unter ihm stehenden Bischöfen und Gemeinden, bei denen die Priesterehe und die Beschränkung auf drei Sakramente, so wie die Verehrung des Nestorius und der Lehrsatz, daß Maria nur Christusgebärerin sey, jetzt noch gilt. Vergl. d. Art. Thomaschristen.

E.

Syrten hießen im Alterthum vornemlich zwei gefährliche Untiefen an der nordafrikanischen Küste, jetzt Golfo di Sidra und Golfo di Capes. Die eine wurde die größere, die andere die kleinere Syrte genannt. Das Wort Syrte bezeichnet im Griechischen (von σύρω, ich ziehe) einen Strudel.

System, wörtlich Zusammenstellung, bezeichnet 1. in **subjectiver Bedeutung** a) die begriffsmäßige Anordnung verschiedener Gegenstände zu einem zusammenhängenden Ganzen, was man richtiger **Classification** nennt, oder b) im eminenten Sinne die logische Entwickelung eines Mannichfaltigen der Erkenntniß aus oder nach Principien; 2. in **objectiver Bedeutung** den Gegenstand selbst, die Mehrheit gleichartiger Dinge, welche in dem Zusammenhang eines Ganzen, und seiner untergeordneten Theile stehen, oder gestellt werden. Im letztern Sinne redet man von einem **Weltsystem**, von einem **Nervensystem** u. s. w. Das System im eminenten Sinne ist die wissenschaftliche Form, und gleichsam der Körper der Wissenschaft, denn die Wissenschaft in ihrer vollkommenen Gestaltung wird **System**. Dieses steht dem **fragmentarischen** Wissen und dem Aggregate von Kenntnissen entgegen, in so fern das wahre System als ein **organisches Ganzes** zu betrachten ist, dessen Theile sich innerlich und gegenseitig bedingen, so wie sie durch die Idee des Ganzen bestimmt werden. Das Streben nach System ist aber gegründet auf das allgemeine Bedürfniß des Menschen nach Einheit, welches im Erkennen um so dringender wird, je mehr sich die Masse unserer Erkenntnisse häuft, und je mehr man die Einsicht gewinnt, daß mit der gesetzmäßigen Beziehung unserer Erkenntnisse auf Principien unsere Erkenntnisse selbst an Klarheit und Gründlichkeit zunehmen. Diejenigen

verläugnen daher die Wissenschaft, oder verstehen sich selbst nicht, welche im Gebiete der Wissenschaft das System tadeln, da doch alles Geistige seine eigenthümliche Form hat, mithin auch die Wissenschaft, deren Organ, der Verstand, die Begriffe, durch welche sich die Erkenntniß entwickelt und mittheilt, auf gesetzmäßige d. i. logische Weise organisiren soll, wodurch das System, als das höchste Product des Verstandes, entsteht. Freilich ist die Form an sich todt, und eine noch so gesetzmäßige und klare Begriffsentwickelung ohne Geist und Sachkenntniß ist noch keine Wissenschaft, so wie der logisch richtige Schluß noch kein wahrer ist. Freilich stellt sich das System in der Wirklichkeit als Versuch individueller Denker dar, und man eilt oft sehr, um eine unvollständige und oberflächliche Kenntniß in jene Form zu bringen, und durch die zwingende Kraft des consequenten Systems den Andersdenkenden zu gewinnen, oder seinen Scharfsinn geltend zu machen. Freilich ist die Systemsucht, welche etwas nur dann als wahr anerkennt, wenn es in das System paßt, und alles in die Fesseln eines einmal angenommenen Systems zu zwängen strebt, alles nicht systematische aber an sich verwirft und verachtet, der Wahrheitsliebe und Freiheit des menschlichen Geistes zuwider. Allein dieser Mißbrauch der wissenschaftlichen Form kann das Bedürfniß und den Werth derselben keineswegs aufheben. Wie aber in der Wissenschaft Form und Materie verschmolzen sind, zeigt sich selbst dadurch, daß wir, wenn von Systemen einer Wissenschaft die Rede ist, darunter nicht allein die logische Anordnung eines gegebenen Inhalts, sondern zugleich die damit verbundene eigenthümliche Ansicht über die Gegenstände derselben verstehen (System in materieller Bedeutung oder Lehrgebäude); — nur daß bei Wissenschaften, deren Inhalt positiv und empirisch ist, die Form mehr durch den gegebenen Inhalt bestimmt wird, dahingegen die philosophische Wissenschaft, als durch intellectuelle Selbstthätigkeit erzeugt, Inhalt und Form freier ausbildet, woher sich auch die großen Verschiedenheiten der philosophischen Systeme, so wie der Haß Einiger gegen letztere erklären läß. Uebrigens erhellt sogleich aus dem Gesagten, daß es in allen Wissenschaften Systeme geben könne und werde; nur daß sie nach Beschaffenheit des Inhalts mehr oder weniger streng ausgebildet sind. So redet man z. B. von mythologischen Systemen, von Systemen in den Naturwissenschaften, wie von dem Linneischen botanischen System (Classification), von den astronomischen Systemen des Copernicus, Tycho de Brahe und Ptolemäus (s. Astronomie), welche nichts anders sind, als verschiedene Anordnungen der Himmelskörper und Bestimmung ihrer Bahnen; von Systemen der Chemie und Mineralogie, eben so wie von militärischen Systemen u. s. w., und versteht dann unter Systemen nicht bloß die, durch eigenthümliche Principien bestimmten, und geleiteten Ansichten eines Einzelnen, sondern auch mehrerer gleichdenkender, oder in den Hauptsachen übereinstimmender Männer, wie wenn man z. B. von einem alten dogmatischen Systeme in der Theologie redet. — Wird nun ein System auch förmlich dargestellt, so sind folgendes die Hauptbestandtheile des Systems: 1. eine Grundidee, welche das Princip aller untergeordneten Erkenntnisse ist; 2. eine Mannichfaltigkeit von Erkenntnissen, welche durch Sätze ausgesprochen werden, und bei allen rationellen oder strengen Wissenschaften in Erklärungen (Declarationen und Definitionen), Eintheilungen (Divisionen) und Beweise (Demonstrationen und Pro-

binationen) zerfällt, von denen die erstern den Inhalt eines Gedankens bestimmen, die zweiten den Umfang durch Entgegensetzung entwickeln, die letztern die Sätze des Systems auf das Princip mittelbar oder unmittelbar zurückführen. Hiernach ist eine systematische Erkenntniß eine durch Principien begründete Erkenntniß, und ein systematischer Beweis ein auf Principien zurückgehender Beweis. — In der Musik insbesondere heißt System die ganze Reihe der in der Tonkunst vorkommenden Töne — Tonsystem — und insbesondere die Anordnung und Zurückführung derselben auf ihre mathematischen Verhältnisse, ja auch die Bezeichnung dieser Anordnung durch die Linien — Liniensystem, Notensystem (s. d. Art. Noten). In der alten Musik aber nannte man jedes zusammengesetzte Intervall System. T.

Syzygien nennt man die Stellungen zweier Planeten in ihrer Zusammenkunft oder im Gegenschein (s. Aspect), wenn sie sich folglich mit der Erde fast in gerader Linie befinden. Dies ist bei der Sonne und dem Monde zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall. Die Punkte des ersten und letzten Viertels heißen dagegen Quadraturen (s. d. Art.).

T.

T, der zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, welcher stark ausgesprochen wird, und dadurch von dem sanftern D unterschieden ist.

Tabak oder Toback (Nicotiana) ist ein Kraut, welches zuerst dem spanischen Mönche Roman Pane 1496 in Domingo in der Provinz Tabaco bekannt ward, und von da nach Europa kam; von der Provinz erhielt es den Namen. Gegen das Jahr 1560 ward es dem französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, Johann Nicot, bekannt, welcher es bei seiner Rückkehr nach Frankreich der Königin überreichte, wovon es den Namen Nicotiane und Königinkraut erhielt. Die Kunst, den Tabak zu rauchen, fiel anfänglich den Europäern sehr schwer. Der Engländer Raphelengi soll der erste gewesen seyn, der sie in Virginien gelernt und in Europa Andern gelehrt haben soll. Indessen ist es wahrscheinlich, daß der Genuß einer Art Tabaks schon bei den Asiaten lange vor Entdeckung Amerika's gebräuchlich gewesen, und daß dieser Gebrauch sehr alt seyn müsse. In Amerika ist der Gebrauch des Tabaks zum Rauchen äußerst selten. Wie aber das Tabakrauchen und Schnupfen um sich gegriffen, erhellt daraus, daß 1770 das Haus Oesterreich an Tabaksgefällen 306,000 Thlr., die Krone Sicilien 1773 auf 446,000 Thlr., Frankreich 1780 gegen 29 Millionen Livres zogen. Man kannte anfänglich nur eine Art von Tabak; nach und nach wurden mehrere bekannt. Die Tabakspflanze wächst in jeder Erde, nur in der einen besser als in der andern. Derjenige, welcher im Sandlande gezogen wird, ist kleiner im Stengel, nicht scharf von Geschmack und leicht; dahingegen der in schwerem Boden stark ist und auf der Zunge beißt. Der beste Boden muß mittelmäßig fett, frei von Salpetertheilen und wohl gedüngt seyn. Den Samen säet man erst aus, und verpflanzt dann die Pflanzen auf andre Felder, wo das Erdreich um sie her angehäuft werden muß. So wie sie erwachsen sind, köpft man nach Verlauf des ersten Monats dieselben, und blattet sie unten ab, reinigt sie auch wöchentlich fleißig von Insecten und Unkraut. Nach sechs Wochen sind sie ausgewachsen, und

werden bräunlich. Nun schneidet man sie ab, läßt sie in Haufen über einander eine Nacht liegen, damit sie schwitzen, und fährt sie sodann herein. Hier müssen sie der Luft ausgesetzt seyn, ohne daß sie der Regen erreicht; auch kann man sie an den Wänden aufhängen. Haben sie vier bis fünf Wochen gelegen, so nimmt man sie bei feuchter Witterung ab, damit die dürren Blätter nicht zerfallen, und legt sie 8 bis 14 Tage auf Stäbe, wo sie noch etwas schwitzen. Hierauf liest man die Blätter aus, bindet jede Art in kleine Bündel zusammen, und hängt sie so zum Trocknen auf. Der Same artet nach zwei bis drei Jahren leicht aus, der beste ist der virginische und marylandische. Amerika erzeugt den besten Tabak; doch bauet man auch viel in Europa. Aus Amerika liefern uns den vorzüglichsten Tabak Maryland, welches seinen Flor dem Tabaksbau zu danken hat; sein Tabak ist stärker als der virginische, und heißt auch Oronoko; der feine gelbe ist der theuerste, der braune magere, der wohlfeilste; und Virginien, dessen feinste Gattung der Carotten, die geringste der virginische Rauchtabak ist; man nimmt an, daß jährlich aus Virginien und Maryland über 100,000 Fässer Tabak ausgehen. — Die theuerste Art aller Blättertabake sind die gelben Havannablätter, woraus der feine Kanaster und der feine spanische Schnupftabak verfertigt wird. Die besten Sorten heißt man Varinaskanaster, und unterscheidet sie durch die Buchstaben M, G, B, A und V. Sie heißen Kanaster, weil man sie in Körben von gespaltenem Rohre (canastra) nach Europa bringt. — Der Brasilientabak muß, wenn er gut seyn soll, einen feinen angenehmen Geruch, und eine gelbliche braune Farbe haben; er wird in Legitimo und Curassao unterschieden. Der Manhamtabak kommt dem letztern gleich. Der Portoricotabak wird in Rollen eingebracht, und nun in prima, secunda, tertia und quarta Sorte unterschieden, die letztere ist die schlechteste, und gilt halb so viel als die erste. Europa zieht folgende Tabaksarten: den ungarischen, der am meisten bei Gyarmath und Palanka, St. Gotthardt und Janoschhaza, Debre u. s. w. gezogen wird, und braun, schwarz und sehr fett ist; der beste wird in Neusatz gefertiget; den slavonischen, dieser gleicht dem türkischen, und wird am häufigsten in der Poscheganer Gespannschaft gewonnen, den Samen zu beiden Sorten hat man aus Albanien geholt; man führt jährlich für zwei Millionen Gulden dieses Tabaks aus; den podolischen Tabak, er ist nicht so braun und fett, und überhaupt schlechter; den ukrainischen Blättertabak, der fast dem ungarischen gleich kommt; es gibt von ihm zwei Hauptsorten, den Titun, oder Rauchtabak, und den Bakun, der zu Schnupftabak benutzt wird; überdies hat man noch den virginischen und amersvoorder aus virginischem und holländischem Samen, und den saratoffschen; den türkischen Tabak, der kleine, grünliche, braungelbe, oder lichtgelbe Blätter, und einen angenehmen Geruch hat, aber leicht berauscht; der beste ist der von Tjenidsche; den französischen, welcher in Flandern und Elsaß theils zu Carotten verarbeitet, theils gemahlen und zu Rapé gestampft wird; den deutschen; dieser wird von vorzüglicher Güte zu Nürnberg, Hanau, Speyer, der Pfalz, Pommern, Meklenburg, und außerdem noch im Meiningischen, in Sachsen, in der Niederlausitz, in Schlesien u. s. w. gewonnen. Auch in Holland bauet man jetzt stark Tabak. Der sogenannte schneeberger Schnupftabak wird zu Bakau, Sosa und Schönheyde aus aromatischen Kräutern gefertigt. Die Holländer und Hamburger sind die geschicktesten Tabakshändler, und wissen den Tabak

am besten zuzurichten. Alle Tabaksblätter erhalten erst in den Fabriken eine Beize, die den Tabak wohlschmeckend und gutriechend macht, und die man als Geheimniß betrachtet. Die fetten Blätter werden zu Schnupftabak gemahlen oder gestampft. Fs.

Tabernakel (lateinisch) bedeutet ursprünglich ein Zelt, in der lateinischen Bibelübersetzung die Stiftshütte der Israeliten, daher das kleine altar- oder nischenförmige, gewöhnlich reich mit Gold und Edelsteinen verzierte Behältniß, worin die consecrirte Hostie auf dem Hochaltar catholischer Kirchen verwahrt und zur Schau ausgestellt wird, wie auch eine kleine mit Säulen und Giebel versehene Nische oder Bilderblende zur Verwahrung von Heiligenbildern, Reliquien und andern Heiligthümern Tabernakel heißt. Auch nennen die Methodisten ihre Bethäuser so, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern. E.

Tableaux nennt man die plastischen Darstellungen von Gemälden durch lebende Personen, welche jetzt theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche und reizende Festspiele beliebt sind. Ihre ersten Spuren können wir in den pantomimischen Tänzen der Alten suchen; doch war dort mehr eine Reihenfolge von Stellungen, von denen nur einige, Minutenlang festgehalten, ein wahres Tableau bildeten. In der neuern Zeit war unstreitig Lady Hamilton (s. d.) die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen. Groß und schlank von Gestalt, und mit einem Gesicht, das nahe an das Ideal der Antike gränzte, besaß sie das seltenste Talent der Pantomime. Gern erfreute sie den vertrauten Kreis gebildeter Personen durch ihre Darstellungen. Ihr Anzug bestand dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleid, das gleich einer Tunica unter der Brust mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, sehr feinen indischen Schleier. Diese leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes kastanienbraunes Haar, richteten sich augenblicklich nach jeder Stellung, und machten bei ihren ausdrucksvollen Zügen das lieblichste Bild. Zwölf ihrer interessantesten Stellungen wurden von dem geschickten Maler Rehberg aus Hannover gezeichnet. Die in Kupfer gestochenen Umrisse danach sind bekannt, man sieht darin Lady Hamilton in folgenden Darstellungen: 1. als Sibylle, 2. Maria Magdalena, 3. die liebende einsame Träumerin, 4. Sophonisbe, 5. die aufgeschreckte Nymphe Amymone, 6. die Muse der Tanzkunst 7. Iphigenia, 8. die Nymphe mit dem Tambourin, 9. die betende Priesterin, 10. die heilige Rosa, 11. Cleopatra, 12. Niobe. Diese alle sind aber mehr Attitüden als Tableaux zu nennen, da sie nur zu 8 und 12 noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, sonst aber immer allein stehend, mehr einer Statue, als einem Gemälde glich. (S. d. Art. Attitüde.) Die berühmten mimischen Darstellungen der Mad. Hendel-Schütz sowohl, als des sinnigen Patrik Peale (Frhrn. von Seckendorf) richteten die Aufmerksamkeit immer mehr auf solche Darstellungen, doch darf man fortschreitende Pantomime nicht mit eigentlichen Tableaux verwechseln, deren jene Künstler wol einige, aber nur wenige gaben. Die Darstellungen eigentlicher Tableaux wurden durch die Winke, welche Göthe in den Wahlverwandtschaften darüber gibt, sehr befördert, und seit 20 Jahren in Deutschland sehr beliebt. Es gibt sehr verschiedne Arten von Tableaux, und es kommt hauptsächlich darauf an, ob Kunstliebe oder Eitelkeit, Schönheitssinn oder Sucht zu glänzen, sie anordneten, ob wir uns durch sie in das Attelier eines sinnigen Künstlers versetzt

haben sollen, auf dessen Wink immer neue ausdrucksvolle Gruppen sich ordnen, oder in die Prachtsäle einer reichen Gallerie, wo wir vor wohlbekannten Bildern zu stehen wähnen, während lebendig klare Augen uns aus dem alterthümlichen Schmuck entgegenleuchten. Etwas wundersam Ergreifendes und Ueberraschendes haben alle solche Tableaux. Der tiefste Grund davon liegt wol darin: daß gewöhnlich jedes durch lebenden Stoff gebildete Kunstwerk in das Gebiet der Zeit gehört und sich allmählig fortschreitend entfaltet, so daß nur der Geist den Ueberblick dafür gewinnt, nicht die Sinne; so die Tonkunst, die Schauspielkunst, die Redekunst, die Tanzkunst u. s. w. Der Raum scheint diese Luftgebilde der Zeit anzufeinden, und ihnen nur dann eine bleibende Stelle zu gönnen, wenn sie sich des Lebens entäußern, und das todte Zeichen, der Buchstabe, sie festhält. Freundlich nimmt dagegen das Gebiet des Raumes alles auf, was die Kunst aus todtem Stoffe bildet, und mit geistigem Leben beseelt; in nie welkender Jugend trotzt dies dem zerstörenden Einfluß der Zeit, der es ohnehin nicht mehr angehört. In der Mitte zwischen beiden Gattungen von Kunstgebilden stehen solche lebende Tableaux. Viele tadeln dies gerade daran wol ungerechter Weise zu hart, denn es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man die Ruhe einer solchen Darstellung einen erzwungenen Scheintod nennt, und sie wol gar mit dem schauerlichen Scheinleben der Wachsfiguren vergleicht. Es ist hier kein Ersterben, sondern ein Beleben, und was besonders jenen geheimnißvollen Reiz gibt, ist ein Durchschimmern des innern glühenden Seelenfunkens durch die äußere Ruhe; die Wellen des bewegten Lebens sind wie durch Zauberkraft festgehalten in künstlerisch geordneter Schönheit, und wie die Sterne sich am reinsten in der ganz stillen Wasserfläche spiegeln, so leuchtet der innigste Ausdruck des Gemüthes durch jene magische Ruhe. Dies ist wol der schönste Mittelpunkt dieser Art von Kunstschöpfungen. Die Belebung einer zuvor starr gehaltenen Form durch den erwachenden Ausdruck des Auges und der Züge, und die Erstarrung der zuvor belebten Form in scheinbare Versteinerung, sind die beiden Pole solcher Darstellungen. Wenn strenge Kunstrichter sie nicht als echte Kunstwerke anerkennen wollen, weil sie den Uebergang bilden aus den Schöpfungen der Zeit in die Schöpfungen des Raumes, so sollten sie bedenken, daß es in allem, was Natur und Kunst bieten, solche verschmelzende Uebergänge gibt, und daß diese stets einen ganz eignen Zauber für alle Gemüther haben. Die Zeit übt freilich ihr Recht schnell und streng aus, denn nur wenige Minuten kann ein solches Tableau bestehen, aber wie schnell war es auch erschaffen, wie leicht ordnet es sich ein zweites und drittesmal! Was es an den Idealen der Form entbehrt, das gewinnt es durch die kunstvoll concentrirte Beleuchtung, die man dem wirklichen Gemälde selten so vollendet zu geben vermag, durch die plastische Rundung der Formen, durch die Wärme der innern Lebensgluth. Von einer andern Seite tadelt Böttiger in einem Aufsatze in der Abendzeitung St. 126, 1819, die Tableaux, in so fern durch Zusammengruppirungen lebendiger Figuren, welche farbig drappirt sind, und zugleich den nackten Theil ihrer Carnation behalten, eine ganz unnatürliche Vermischung der Plastik und Malerei entstehe, welche durch künstliche Beleuchtung wohl zu gemalten Reliefs, nicht aber zu Gemälden erhoben werden könne. Darum, folgert er, erkenne die strenge Kunstkritik nur Tableaux in Monochromen oder einfarbigen Figuren, oder in röthlich-gelben Figuren, denen in Thon oder terracotta ähnlich, wie man sie in

einem Festspiele von Fried. Kind auf der Bühne nach alten Vasengemälden versucht hat, keineswegs die vielfarbigen (oder Polychromen) an. Dieß dahingestellt, so ist es gewiß, daß es für denkende Künstler nichts Erfreulicheres und Belehrenderes geben könnte, als öftere Vereinigungen zu solchen Bilderdarstellungen, bei welchen jeder seine Ideen erst durch lebende Gestalten darzustellen suchte, ehe er sie mit Linien entwürfe. Denn nicht allein, daß dadurch immer neue Gedanken in dem Künstler angeregt werden würden, die Natur würde auch die Kunst schwesterlich warnen vor jeder Verrenkung, Unwahrheit und Uebertreibung. Die beiden berühmten mimischen Künstler, die wir schon oben erwähnten, erfreuten oft durch höchst gelungene Anordnung solcher Tableaux. Wer eines von den großen Altargemälden sahe, die Madame Hendel-Schütz im Styl von Albrecht Dürer componirt, gesteht gewiß gern, daß hier das Höchste in dieser Art erreicht ist; eben so finden wir in ihren Darstellungen die beiden Gränzpunkte, wo die Tableaux in Pantomime und in statuarische Gebilde übergehen; zu den erstern gehört ihre Galathee, zu den letztern ihre Caryatiden und Sphinxe. So interessant diese beiden Gattungen auch für den Künstler sind, so gleicht doch nichts dem Entzücken, dem heiligen Staunen, womit jenes echte Tableau überall alle Zuschauer erfüllte. Patrik Peale gab oft auch treffliche Darstellungen in dieser Art; nur das liegt außer deren Kreise, daß er bisweilen wagte, vorhandne Götterbilde des Alterthums genau nachahmen zu wollen, was nie befriedigend gelingen kann; unvergeßlich werden aber jedem, der ihn sah, seine Darstellungen nach eigner Erfindung, z. B. sein Faun, der Amoretten verfolgt, sein Tänzer und Beckenschläger, seine hetrurischen Figuren, sein Phöbus als Lenker der Sonnenrosse, sein Christus mit zwei betenden Engeln u. s. w., bleiben. Ueberhaupt ist es gewiß gefälliger, eigne neue Ideen auf diese Weise darzustellen, als vollendete, berühmte Kunstwerke mit ängstlicher Pünktlichkeit nachahmen zu wollen. Oft erfreuten sich auch schon sinnige Kunstfreunde aus den höchsten Ständen an solchen Darstellungen. Die prachtvollsten und vollendetsten waren aber unstreitig die, welche während der Zeit des Congresses in Wien von der hochseligen Kaiserin Ludovica von Oesterreich selbst geleitet, und von dem vielfach bekannten kaiserlichen Hofkammer-Kupferstecher Joseph Fischer geordnet wurden. Theils wurden diese Tableaux in den Zimmern der Kaiserin, theils bisweilen in dem großen Redoutensaal gegeben. Geist, Grazie und Pracht wetteiferten bei diesen Darstellungen. In der Mitte des Redoutensaals war ein auf acht Säulen ruhendes Zelt aufgeschlagen, unter welches sich die höchsten Herrschaften und ein nicht über 200 Personen starker, aus den ersten Fremden und dem hohen Adel bestehender Kreis versammelte. Die Wand der Tableaux war immer zu fünf Gemälden eingerichtet. Vier kleinere goldne Bilderrahmen, von 3 — 4 Fuß Höhe und $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite, umgaben den großen Hauptrahmen von ungefähr 14 — 15 Fuß Länge und 10 — 11 Fuß Höhe. Hinter und in diese glänzenden Rahmen stellten sich, nach aufgezogenem Vorhange, folgende von lebenden Personen hohen Ranges in Beleuchtung und Costum herrlich nachgebildete Gemälde dar, die noch durch einen zarten darüber gespannten Flor einen magischen Reiz bekamen, indem dadurch die allzugrellen Farben mit einem mildernden, die Aehnlichkeit unendlich steigernden Luftton überhaucht wurden. Die erste Vorstellung hatte zum Hauptgemälde: das Zelt des Darius, nach Charles Le Brün, bestehend aus funfzehn Personen. Gemälde zur Rechten

waren oben das Porträt von Vandyks Frau; unten Ossian, den Tod Fingals besingend, neben ihm die trauernde Malvine, nach Fischers Composition. Zur Linken oben Circe, nach Guercino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite Vorstellung bestand aus den schönen Kätherinnen, nach Guido Reni, acht Personen. Zur Rechten oben, Porträt der Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs VIII. nach Holbein; unten Titian und seine Frau, nach einem Gemälde von Titian. Zur Linken oben Porträt Heinrich VIII. nach Holbein; unten: Gemälde in Geschmack von Mieris: eine Frau, welche Guitarre spielt, ein Knabe vor ihr stehend hält die Noten, eine zweite Frau, hinter der ersten stehend, singt dazu. Die dritte Vorstellung hatte zum Hauptgemälde: die Zusammenkunft Maximilians I. mit Maria von Burgund in Gent, nach einem Gemälde von Better, einem jungen talentvollen in Wien lebenden Historienmaler, zwölf Personen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rembrandt; unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens. Zur Linken oben: ein alter Jude zahlt die Mitgift seiner Tochter aus, nach Rembrandt; unten die Muse Clio, nach Mignard. Während dieser Vorstellungen spielte sowohl die Harfnerin Müllner, als auch der Violinist Mayseder, und erhöhten jenen stummen Genuß durch ihren seelenvollen Vortrag. Dies war unstreitig das vollendetste Festspiel dieser Art; doch manches ähnlichen, nur weniger prachtvollen, aber dafür um so künstlerischer geordneten Genusses wissen sich die Bewohner von Wien, Prag, Berlin, Dresden, Weimar (wo Göthe selbst mehrere geordnet hat), Eutin und Hamburg zu erinnern. Es lassen sich selbst bei engerm Local in blosen Zimmern solche Tableaux ausführen, wenn nur der Hintergrund gehörig dunkel, und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab einströmend angebracht ist. Was man bei Ballets und überhaupt in Schauspielen gewöhnlich Tableaux nennt, ist hiermit gar nicht zu verwechseln, weil theils dabei selten Rücksicht auf eine echt künstlerische Beleuchtung und Anordnung genommen wird, theils aber auch die Stellungen der Tänzer für das Auge des bildenden Künstlers stets etwas Eckiges und Uebertriebenes haben. Der Dichter Friedrich Kind hat in seinem Schauspiel: Van Dyks Landleben, eine dramatische Ausstellung für Kunstfreunde gegeben, indem er fast jede Scene so ordnete, daß sie mit allen Umgebungen und Nebenfiguren ein bestimmtes Gemälde bildet, dies sind nun freilich sogenannte tableaux mouvants (bewegte Gemälde), die aber doch mit fortgehenden Pantomimen nicht zu verwechseln sind. Indeß ist sehr bezweifelt worden, ob die dramatische Dichtkunst durch solches Vorhaben gewinnen könne. Eine glückliche Idee ist es, daß man die Tableaux in der neuesten Zeit zuweilen mit einer Räthselaufgabe verbunden, und sie dadurch interessanter zu machen gewußt hat. Man hat sie (z. B. in Weimar) als Sylbenräthsel, wo erst die einzelnen Sylben, dann das Ganze eigne Gruppirungen bilden, dargestellt. So bietet jetzt auf immer mannichfaltigere Weise die bildende Kunst dem Leben freundlich die Hand.

Tabor heißt 1. ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Jesum verklärt sahen; 2. in der slavischen Sprache ein mit Mauern und Thürmen befestigter Kirchhof auf einem Berge, auch ein verschanztes Berglager; daher Ziska die von ihm als Waffenplatz der Hussiten erbaute Bergfestung im bechiner Kreise in Böhmen Tabor nannte. E.

Taboriten, s. d. Art. Hussiten.

Tabulatur (fälschlich **Tablatur**), ist ein Kunstausdruck, welcher vorzüglich ehedem in der ausüberden Tonkunst gebraucht wurde, und den Inbegriff aller musikalischen Schriftzeichen bedeutete, deren man sich bei Aufsetzung eines Tonstücks bediente. Die Hauptzeichen bestanden ehedem in Buchstaben, Ziffern, und den die Octave, in welcher ein Ton genommen werden sollte, bezeichnenden Linien. Die übrigen zur Bezeichnung der Pausen und des Notenwerths erforderlichen Zeichen findet man in Walthers musikalischem Lexikon, Tab. XXI. Dieser musikalischen Schrift durch Buchstaben bediente man sich bis zum 11ten Jahrhunderte, in welchem die eigentliche Notenschrift aufkam. (S. d. Art. Noten.) Da letztere eine italienische Erfindung war, so wurde sie im Gegensatz der ersteren die italienische Tabulatur genannt. Doch ist dieser Name bald verschwunden und man nennt jetzt nur die erstere, d. i. die alte musikalische Schrift durch Buchstaben Tabulatur, oder deutsche Tabulatur. Aus derselben schreiben sich einige noch jetzt übliche Namen und Zeichen her, durch welche man die Octave bestimmt, welcher ein Ton angehört. Man theilte nämlich ehemals die Töne in Octaven ein, jede von c bis h heraufwärts gerechnet, und unterschied 1) die unterste Octave (auch die große genannt) reichend von [Noten] bis [Noten]. Die in derselben liegenden Töne wurden und werden auch noch hie und da mit großen Buchstaben bezeichnet, C D E ꝛc. 2) die heraufwärts folgende Octave, auch die ungestrichene genannt, deren Umfang [Noten] bis [Noten] ist, und deren Töne durch kleine Buchstaben angedeutet werden, z. B. c, d, e, ꝛc. 3) Die dann aufwärts folgende eingestrichene Octave, von [Noten] bis [Noten], deren Bezeichnung durch kleine Buchstaben mit einem Striche auf folgende Weise geschieht c̄ d̄ ē f̄ ꝛc. 4) die zweigestrichene, von [Noten] [Noten], bezeichnet durch c̿ d̿ e̿ ꝛc. Und so bezeichnet man auch einen höhern Umfang der Töne heraufwärts durch die Benennung dreigestrichen und viergestrichen (welches jetzt besonders bei unsern Pianoforte's vorkommt, deren Höhe sehr groß ist). Hierbei ist noch zu bemerken, daß alle unter der großen Octave liegenden Töne Contratöne genannt wurden. — Eine andere Bedeutung des Ausdruckes Tabulatur siehe in dem Art. Meistersänger. In der Malerei verstand man sonst auch die Decken- und Wandmalerei darunter. T.

Tachygraphie, oder auch Tacheographie, ist die Kunst mit Hülfe gewisser Zeichen so geschwind zu schreiben, als ein Anderer spricht. Sie beruht daher auf Uebung im schnellen Schreiben, und auf Anwendung gewisser Abkürzungen. Alle diejenigen Worte näm-

ich, welche in einer Rede oft vorkommen, gibt man durch einen einzigen Buchstaben oder durch ein Zeichen an, als: u. (und), m. (mit), . (daß), od. (oder), Phi. (Philosophie), G. (Gott), K. König), △ Dreieck), L (Winkel), ▭ (Quadrat), V. (Vers), K. (Kapitel). Wenn man lange Worte durch solche Abkürzungen (Abbreviaturen) andeutet, so muß dadurch an Zeit des Schreibens und Raum für das beschriebene bedeutend gewonnen werden. Nur müssen die Zeichen und Buchstaben ganz einfach seyn, und nicht mit andern Bedeutungen verwechselt werden können. Man hat aber auch eigne Systeme von Abkürzungen der Worte erfunden, welche sich auf Combinationen größerer Figuren gründen. — Tachygraph heißt daher ein Schnellschreiber. P. S.

Tacitus (Cajus Cornelius), stammte aus einer plebejischen Seitenlinie des berühmten Geschlechtes der Cornelier, und wurde wahrscheinlich, denn Gewisses läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten nicht sagen, entweder zu Ende der Regierung des Kaisers Claudius, oder zu Anfange der Regierung des Nero geboren. Ueber seine frühere Bildung wissen wir eben so wenig, als über seine Aeltern. Unter Vespasian scheint er das erste öffentliche Amt bekleidet zu haben, indem er, nach einer Nachricht des ältern Plinius, von diesem Kaiser als Procurator in das belgische Gallien geschickt wurde. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erhielt er von dem vortrefflichen Kaiser Titus Beweise ausgezeichneten Wohlwollens, indem er zum Quästor oder zum Aedil ernannt wurde. Er selbst erwähnt dies, jedoch nur in sehr unbestimmten Ausdrücken, in seinen Historien. Unter Domitian ward er 88 nach Chr. Geb. Prätor, und kam in das Collegium der Funfzehnmänner zur Besorgung der Opfer. Aus Unmuth über den Druck, unter welchem das römische Volk während der Regierung dieses Ungeheuers schmachtete, verließ er nach dem Tode seines ehrwürdigen Schwiegervaters, Julius Agricola, Rom auf einige Zeit, kehrte jedoch zurück, als, nach der Ermordung jenes Unmenschen, unter Nerva's menschlicher Herrschaft jeder Brust freier zu athmen vergönnt war. Nerva selbst belohnte seine Verdienste mit dem Consulat im Jahre 97 nach Chr. Geb., welches für ihn um so ehrenvoller war, da er zum Nachfolger des großen Virginius Rufus, der dreimal mit Lebensgefahr die Kaiserwürde abgelehnt hatte, ernannt wurde. Diesem großen Manne hielt er auch die gewöhnliche Gedächtnißrede. Unter Nerva und Trajan genoß Tacitus die schönste Blume seiner Verdienste, nämlich die größte Achtung von den Besten seiner Zeit. Mit dem jüngern Plinius stand er im Verhältnisse der engsten Freundschaft, und beide wurden für die größten Lichter ihres Jahrhunderts gehalten. Er führte als Sachwalter die wichtigsten Rechtshändel, und war der berühmteste Redner. Auch im häuslichen Leben war er sehr glücklich. Seine Gemahlin, eine Tochter des Julius Agricola, gehörte zu den tugendreichsten Frauen Roms, und gebar ihm auch Kinder, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser Tacitus ein Nachkomme des großen Geschichtschreibers war. Seine Muße wendete er zur Vollendung seiner Geschichtswerke an, die seinem Namen eine verdiente Unsterblichkeit erworben haben. Wann er gestorben, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen; wahrscheinlich unter Hadrians Regierung. Vier verschiedene Geschichtswerke haben sich von ihm erhalten. Das erste führt den Titel Annalen (Jahrbücher), und enthält die wichtigsten Begebenheiten vom Tode des Augustus bis auf Nero's Selbstmord. Es umfaßte also einen Zeitraum

von 54 Jahren. Leider ist es nicht mehr vollständig. Die Erzählung der Begebenheiten vom Jahre 37 — 47, oder die Bücher vom 6ten bis zum 10ten inclusive, sind verloren gegangen. Ja auch die ersten 5 Bücher sind erst vor 300 Jahren durch Angelo Arcemboldo, den Schatzmeister des Papstes Leo X., im Kloster zu Corvey aufgefunden worden. Auch das Ende des ganzen Werkes ist nicht mehr vorhanden, und schließt jetzt im 16ten Buche mit dem Jahre 67. Das zweite, der Zeit nach frühere, Werk führt den Titel Historien. In demselben wollte Tacitus die Geschichten seiner Zeit beschreiben, weßhalb er ihm auch den bedeutungsvollen Namen, Historien, vom griechischen Worte „selbstforschen," gab. Aber auch dieses hat die blinde Willkür der Zeit nicht verschont, und uns den größten Theil desselben entrissen. Es sind jetzt nur noch vier Bücher ganz, und das fünfte zum Theil vorhanden. Es beginnt mit dem Jahre 69 nach Chr. Geb., da Galba noch den Purpur trug, und endet mit dem Jahre 71, da Vespasianus den Thron bestiegen hatte. Es enthält also nur zwei Jahre; und man kann aus diesem Umstande auf die Wichtigkeit des Werkes in Rücksicht auf eine lehrreiche Vollständigkeit schließen. Das dritte Werk (ein goldnes, unschätzbares Büchlein) ist die bekannte historisch-statistische Schrift über Deutschland, welches den Titel führte: Von dem Lande, den Sitten und den Völkern Germaniens. Das vierte ist eine Lebensbeschreibung des Julius Agricola, seines Schwiegervaters. Der Dialog von den Ursachen der verderbten Beredtsamkeit führt mit dem größten Unrecht den berühmten Namen des Tacitus. Ueber alle echte Werke dieses Schriftstellers hat die Mit- und Nachwelt einstimmig entschieden, und dieselben für Meisterwerke eines großen Geistes erklärt. Es bedarf daher nur einer flüchtigen Andeutung der Gründe dieses ruhmvollen Urtheils. Abgesehen nämlich von dem materiellen Nutzen, den wir aus den Geschichtbüchern des Tacitus ziehen, indem mit prüfender Umsicht aus gleichzeitigen Schriftstellern und Urkunden die merkwürdigen Ereignisse der römischen Geschichte in der größern Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. in denselben dargestellt sind, so sind diese Historien, als Kunstwerke betrachtet, wahrhaft unvergleichlich. Was zuerst die Auswahl und Anordnung der Thatsachen betrifft, so erkennt man darin den umfassenden Geist eines gelehrten Mannes, und das bildende Genie eines großen Künstlers, der in die rohe Mannichfaltigkeit Ordnung und Einheit bringt, und aus dem Gewirr eines ungeheuren Staatslebens ein natürlich geordnetes Gemälde erschafft, auf dem sich die Massen in einzelnen Gruppen wie von selbst sondern, und durch eine bewunderungswürdige, nur dem Kenner ganz erkennbare Kunst, die Hauptpersonen von selbst in das hellste Licht treten. Die Zeichnung der Personen und Begebenheiten zeigt von bewunderswürdigem Tiefblick und überschwenglicher Kraft des Geistes; und jene unglückselige Zeit spiegelt sich in einer Seele, die rein ist von aller Unlauterkeit, und groß genug, um die Scheußlichkeit so tief unter sich zu erblicken, daß sie, unberührt von allem giftigen Anhauch, nicht zu heftigen Empfindungen des Zorns aufwallt. Tacitus steht unter einem verworfenen Zeitalter in ruhiger Erhabenheit da; das verdorbene Geschlecht spielt zu seinen Füßen mit Gräueln und Schandthaten; er blickt mit weitgeöffnetem Auge um sich, und erzählt der Nachwelt, was er sah. Die Kürze seiner Schreibart ging aus der Organisation seines Geistes und der Stimmung seines Gemüthes hervor. Sie ist nicht erkünstelt, sondern ihm ganz eigenthümlich. Auch in ihr drückt sich der echte Römergeist aus.

Wie ein aus der Unterwelt hervorgerufener Schatten des Römervol-
kes in dem Zeitalter der Eneisse und Camiller, um das Neronische
Zeitalter zu schildern, erscheint Tacitus in seinen Werken, die einer
ehernen Tafel gleichen, in welche der leidenschaftlose Richter der Un-
terwelt in der ernsten Sprache des entscheidenden Todtengerichtes die
Gräuel jenes fluchbeladnen Kaisergeschlechtes eingegraben hat. Da ist
im Ausdruck nichts Müßiges, in der Zeichnung nichts Ueberflüssiges;
die Farben sind mit weiser Sparsamkeit aufgetragen, und Licht und
Schatten mit echter Kunst vertheilt. So nachahmungwerth Tacitus
in Rücksicht der Anordnung und Auswahl der Begebenheiten ist, so
lächerlich scheint es uns zu seyn, ihn in seiner Römerkraft, die sich
auch in der Kürze des Ausdrucks zeigt, nachahmen zu wollen. Nur
ein solches Zeitalter durfte in einer solchen Sprache dargestellt wer-
den; und wer die Chronikengeschichten eines Hirtenvolks in gleicher
Manier beschreiben will, muß nothwendig in den Tadel einer gesuch-
ten Unnatürlichkeit verfallen. Wir, die wir weder im Ausdruck römi-
sche Gedrungenheit und Muskelkraft noch im Gemüthe stoische Apa-
thie haben, können den Tacitus nur bewundern, nicht mit Glück nach-
ahmen. Bei uns ist der zergliedernde Verstand viel zu geschäftig,
als daß er von der Kraft eines solchen Willens, wie er im Tacitus
erscheint, in seine Schranken zurückgewiesen werden könnte. Die Hi-
storien sind in Rücksicht der Mannichfaltigkeit und Ausführlichkeit der
Erzählung über den Annalen. Während die Annalen oft nur Um-
risse geben, findet sich in den Historien alles weit sorgfältiger im Ein-
zelnen wie im Ganzen ausgearbeitet; während diese die Begebenhei-
ten außer Rom entweder gar nicht, oder nur was den Orient betrifft,
berühren, erscheint in den Historien der ganze große Schauplatz in
allen seinen einzelnen Partien mit der anziehendsten Umständlichkeit
geschildert. Die Annalen ermüden daher einigermaßen den Leser durch
die Einförmigkeit des Inhalts, der fast nur in der schauerlich ernsten
und düstern Darstellung der fluchwürdigsten Frevelthaten besteht.
Dies ist allerdings nicht die Schuld des großen Meisters, aber na-
türlich, je meisterhafter alle diese Gräuel in ein verhältnißmäßig klei-
neres Bild zusammengedrängt sind, desto abschreckender muß dasselbe
dem Beschauer erscheinen, mit desto mehr Unwillen muß sich jede ed-
lere Seele von demselben abwenden. Bei keinem Schriftsteller ist der
Interpret nöthiger als bei Tacitus, daher die Ausgaben desselben mit
erklärenden Bemerkungen um so willkommner sind. Der Empfehlung
sind würdig die Ausgaben von Jac. Gronov (Amst. 1685, 2 B. 8.
oder Utrecht 1724, 4.), von Brotier (Paris 1771, 4 Bde. 4. oder
Theile, 1776, 12.), von Ernesti (Leipzig 1801, 2 Theile, 8.,
durch Oberlin). Mehrere Gelehrte haben sich auch an das schwie-
rige Unternehmen gewagt, den Tacitus zu verdeutschen. Flüchtig ge-
arbeitet ist die Uebersetzung von C. F. Bahrdt (Halle 1787, 2 Bän-
de). Treuer und sorgfältiger hat K. Ludw. v. Woltmann über-
setzt (Berlin 1811, 5 Bände, 8.). Aber die lächerliche Sucht, der
deutschen Sprache, ihrem Charakter zuwider, die römische Kürze an-
zubilden, stößt jeden Leser zurück, und Tacitus erscheint in derselben
als ein steifer unbeholfner Rhetor. Dazu kommt, daß sie sehr oft
von der Unwissenheit des Verfassers zeigt, der sehr gewöhnliche Aus-
drücke nicht verstand, und daher ganz sinnlos wiedergab. So ist, um
nur Ein Beispiel anzuführen, aus der weiblichen Heftigkeit der Livia
eine weibliche Unzulänglichkeit geworden. Weit besser ist die neueste
Uebertragung von Strombeck.

Tact bedeutet vorzüglich in der Musik 1) das Maß, nach welchem man eine Reihe von Klängen, als zeiterfüllende Größen, gleichförmig abtheilt; dann diese Abtheilung selbst, besonders wenn sie genau ist (wie wenn man sagt, ein Sänger oder Spieler habe keinen Tact); ferner 2) die Abschnitte, welche durch diese gleichmäßige Abtheilung auf einander folgender Klänge entstehen, und das gleichmäßige Verhältniß, in welches sie dadurch zu einander treten; die Noten eines Tacts und oft auch die ganze Tactnote; endlich 3) eine gleichmäßige (nach einem bestimmten Maße einzutheilende) Bewegung überhaupt, wie sie auch beim Gehen und Tanzen vorkommt. Denn die Verschiedenheit der Klänge in Hinsicht ihrer Höhe und Tiefe (Töne) bestimmt den Tact so wenig, daß Tact auch ohne diese statt finden kann; aber nicht ohne Verschiedenheit der Zeitdauer und des Accentes. (S. Rhythmus). Der Grund des Tactes liegt darin, daß wir ohne denselben eine Reihe von Bewegungen und Tönen nicht als Ganzes auffassen würden. Um dieses zu können, müssen uns die aufeinderfolgenden Klänge und Rückungen als Theile gleichförmig wiederkehrender Abschnitte erscheinen — denn in dieser gleichförmigen Wiederkehr erkennen wir eben die Einheit des Mannichfaltigen in der Zeitfolge (d. i. den Rhythmus), und es ist daher der Tact für Bewegungen und Töne dasselbe, was die Symmetrie und ihre Verhältnisse für die räumliche Figur. Durch den Tact theilen wir den Rhythmus in Glieder und wir nehmen beim Fortschreiten der Bewegungen und Klänge gleichförmige Zeittheile wahr, indem jene Abtheilungen nicht nur überhaupt gleiche Zeitdauer haben, sondern sich auch in Hinsicht ihrer Zeitglieder entsprechen. Im Gegentheil würde die Empfindung der gleichmäßigen Fortschreitung aufgehoben werden, wenn z. B. Dreivierteltact und Viervierteltact immer vermischt hinter einander vernommen würden, in welchem Falle zwar beide so vorgetragen werden könnten, daß einer eben so viel Zeit als der andere erfüllte, aber beide sich in der Zahl der Rückungen oder Zeittheile widersprächen. Es ist also der Tact ein Gleichmaß auf einander folgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleich lang dauernde und gleich gemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt zugleich angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach der Verschiedenheit seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung. Denn der Tact ist verschieden nach der Gleichheit oder Ungleichheit seiner Glieder in Hinsicht der Zeit, welche sie ausfüllen, so daß man den gleichen Tact denjenigen nennt, welcher aus gleichen Gliedern besteht dessen Theile also gleiche Zeiten ausfüllen (auch gerader Tact, weil seine Glieder eine gerade Zahl bilden), ungleichen oder ungeraden Tact denjenigen, welcher aus ungleichen Zeittheilen besteht. Dieses sind die zwei Tactarten, unter welche alle übrige gehören. Der Unterschied der leichtern und schwerern, der schnellern und langsamern Bewegung wirkt zur Entstehung der untergeordneten Tactarten. Der gleiche Tact nun ist der Viervierteltact oder ganze Takt (bezeichnet C oder $\frac{4}{4}$), den man sonst in einen großen und kleinen eintheilte. Der Zweivierteltact $\frac{2}{4}$ unterscheidet sich von ihm nur durch die größere Schnelligkeit seiner Bewegung, und ist nach Apels Ausdruck derselbe, nur im verjüngten Maßstabe; noch schneller und leichter ist der nicht sehr gebräuchliche Zweyachteltact $\frac{2}{8}$; so wie dagegen der Zweyzweitel- oder Allabrevetact (bezeichnet $\frac{2}{2}$ oder ₵) nur schwerer und länger vorgetragen wird, als der

Zweyvierteltact, und daher höchstens Achtel als die kürzesten Noten duldet. Die gerade Tactart kann nicht mehr als vier gleiche Zeittheile haben, weil mehrere sich nicht würden zählend wahrnehmen lassen, mithin der Grund des Tactes, die abtheilende Verschiedenheit, durch dieselben sich verlieren würde; und alle mehr enthaltende Tactarten durch Unterabtheilungen in einfache aufgelöst werden. Der ungleiche oder ungerade Tact, welcher mehr Mannichfaltigkeit verstattet als der gleiche, kommt zurück auf den Dreivierteltact (3/4). Durch schnellere Bewegung der Zeittheile desselben entsteht der Dreiachteltakt; im schweren Vortrage der 3/8 Tact. Durch Vermehrung der Dreizahl entsteht der schwere 6/4, 9/4 und der leichte 6/8, 9/8, 12/8 und der 12/16 Tact, als die übrigen ungleichen Tactarten. Letztere beiden sind schon seltener üblich. Ueber 12 ungleiche Zeiten hinaus würde ebenfalls keine vernehmliche Unterscheidung möglich, mithin der Tact nicht mehr faßlich und gänzlich ermüdend seyn. Andere ungleiche Zahlen aber, z. B. 5 und 7 bilden keine bestehenden Tactarten, da sie nach Apel keine reinen, sondern aus Geraden und Ungeraden zusammengesetzte Zahlen sind. Daher hat man auch ehedem alle ungerade Tactarten Tripeltact genannt, indem nur die aus drei Zeiten entspringende ungerade Tactart dem Ohre natürlich ist. Ein Tact endlich, der aus einer Zeit bestünde, würde ebenfalls unmöglich seyn, da man eine Zeit stets in mehrere zerlegen kann, und der Tact sich auf eine Gleichartigkeit des Verschiedenen bezieht. Aus diesem allen geht auch hervor, daß die Tactarten keine willkürliche Erfindungen sind, wie Rousseau anzunehmen schien. Uebrigens schreibt man den ungeraden Tactarten eine größere Lebhaftigkeit im Ausdrucke der Gemüthszustände als den geraden zu. — Was die Tacttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth, durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Tacttheile (nota buona und nota cattiva, thesis und arsis, Niederschlag und Aufschlag genannt). Ein guter Tacttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition auch eine lange Sylbe, der schlechte eine kurze. Gute Tacttheile sind in den gleichen Tactarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Tactes entscheidet. Werden die halben Tacte des Viervierteltacts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel unter einander wie die Tacttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächeren Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Tactarten hat wiederum im Dreizweiteltact das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltact das erste Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein relativ schwächeres Gewicht, und so fort. Daß aber durch diese Verschiedenheit des Accentes verschiedene Tactarten selbst bei gleichgeltenden Noten unterschieden sind, sieht man z. B. durch eine Vergleichung des Dreizweitel und Sechsviertel, so wie des Dreiviertel und Sechsachteltactes

nämlich 3/4 wird accentuirt

6/8

Ferner z . . . [music notation]

z . . . [music notation]

Dieses ist auf die Composition gegebener Worte leicht zu beziehen. Die Worte z. B. lebe, liebe, hoffe u. s. w. würden an sich am schicklichsten in den Zweivierteltact passen, weil Länge und Accent in den ersten Sylben dieser Worte sich gleich sind; dagegen die Worte selig sind die Auserwählten, sich mehr für den Vierviertelact schicken, als für den Zweiviertelact. Der Gebrauch einer falschen Tonart und die Vermischung einfacher und zusammengesetzter Tactarten ist an den Verrückungen jener Verhältnisse und besonders dadurch zu erkennen, daß der Accent auf eine falsche Stelle oder auf einen schlechten Tacttheil fällt. In den Büchern von Kirnberger (Kunst des reinen Satzes 2 Thl. 2 Abschn. 2 Abthl.), Koch (Versuch einer Anl. zur Composition 1 Thl. 2 Abthl. 2 Abschn.) und Wolf (Unterricht in allen Theilen der zur Musik gehörigen Wissenschaften 44 Kap.) u. a. findet man Mehreres über diesen Gegenstand. Für den Erfinder des neuern Tactes wird Franco von Cölln (s. Geschichte der Musik) gehalten. Bei den Griechen wurde der Tact zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe (κρουπέζια), dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Man sehe darüber Böttigers Programm: quid sit docere fabulam. — Tactstrich ist der Strich, durch welchen die Abschnitte, welche der Tact im Rhythmus bildet, bezeichnet werden, z. . [music notation] . T.

Tactmesser, musikalischer Zeitmesser (Chronometer). Es ist für die musikalische Ausführung eines Tonstücks sehr wichtig, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langsam oder nicht zu geschwind — kurz, dem Charakter desselben angemessen, vorgetragen werden soll; denn die Zeitbestimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich angegeben werden — Andante, Adagio oder Allegro, Presto etc. — sind immer noch zu schwankend und ungewiß, weil jeder Compositeur sich sein Andante, sein Allegro langsamer oder geschwinder denkt, als ein andrer, mithin auch in einer andern Bewegung vorgetragen wissen will. Man hat daher lange, in London sowohl als in Paris, mit Auffindung einer Maschine, durch welche der Tonsetzer genau angeben kann, nach welchem bestimmten Zeitmaße er sein Stück ausgeführt wissen will, Versuche gemacht, die auch zum Theil glückten, und von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris mit Beifall gekrönt wurden. Allein in Deutschland wollte es keinen Eingang finden, obgleich Prof. Burja zu Berlin, und Cantor Weiße zu Meißen fast zu gleicher Zeit ein solches Instrument erfanden. Neuerlich aber hat hauptsächlich Stöckel, Cantor zu Burg, hierin einen sehr glücklichen Versuch gemacht, nach welchem jener Tactmesser oder Chronometer aus einer auf ein Postament gestellten Maschine, gleich einer Uhr mittler Größe, besteht, an welcher ein Pendel und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran sich ein Gewicht befindet; auf dem Zifferblatte sind Zahlen, auf welche, so wie es von dem Componisten über seinem Stücke angegeben ist, man die Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung gesetzten Pendel, und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit, die Zeit zu erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Der geschickte Mecha-

iker Mälzel in Wien hat diese Maschine auf den höchsten Grad der
Vollkommenheit gebracht. Sie wird jetzt auch in Orchestern gebraucht,
nd die berühmtesten Tonsetzer, z. B. Beethoven, haben das musikali-
he Zeitmaß ihrer Werke nach diesem Chronometer bestimmt. Man
ann diesen Chronometer in jeder bedeutenden Musikhandlung in Leip-
ig und Wien kaufen. Der als Componist und Theoretiker bekannte
Gottfried Weber in Mainz hat in der Leipziger mus. Zeitung
813, Nro. 27 und 48, Jahrg. 1814., Nro. 27 und 41, und Jahrg.
815, Nro. 5, zur Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher der Tact
ines Tonstücks genommen werden soll, folgende einfache Methode an-
egeben. „Das einfachste und sicherste Chronometer ist ein einfaches
Pendel, d. h. blos ein Faden, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt
t. Bekanntlich schwingt ein Pendel desto geschwinder, je kürzer es
t, und je länger es ist, desto langsamer. Man braucht also nur
m Anfange eines Tonstücks die Länge des Pendels hinzuschreiben,
essen Schläge den Takttheilen des Tonstücks entsprechen z. B. Alle-
ro 8'' Rhein $\frac{2}{4}$ d. h. in diesem Allegro sollen die Takttheile (hier
ie Viertel) so geschwinde genommen werden, wie die Schläge, welche
in 8 rhein. Zoll langes Pendel thut. So wie dann ein also be-
eichnetes Tonstück vorkommt, darf man nur den Faden des Pendels
cht Zoll lang nehmen, und die Kugel daran ein paarmal hin und
erschwingen lassen, so giebt jeder Pendelschlag genau den Grad
er Geschwindigkeit an, in welchem der Tonsetzer die Viertel des Alle-
ro ausgeführt haben will, und genauer als die schwankenden Aus-
rücke Allegro, molto oder poco Allegro es im Stande sind. Diese
Tempobezeichnung hat das Vorzügliche, daß sie ohne alle Maschine
überall verstanden und angewendet werden kann, wo nur ein Zwirn-
aden und etwa eine Flintenkugel von beliebiger Größe zu finden, und
wo das Zollmaß bekannt ist, und man nicht vergißt, daß jeder Pen-
elschlag einen Tactheil (also Viertel im $\frac{2}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$Tact Achtel im $\frac{3}{8}$,
, $\frac{6}{8}$, $\frac{12}{8}$Tact) bedeuten soll. Sollten bei äußerst geschwinden Bewe-
ungen die Tacttheile gar zu kurz, bei äußerst langsamer Bewegung
u lang werden, so könnte man der Bequemlichkeit halber eine Aus-
ahme von der Regel machen und im erstern Falle z. B. halbe Tacte,
m letztern die Achtel nach dem Pendelschlag bestimmen. Es bedarf
uch keiner besondern Vorsichtsmaßregeln bei dem Gebrauche des Pen-
els, da die feinen Unterschiede hier nicht bemerkbar sind. Diese all-
emeine Benutzung verdienende Bemerkung läßt der genannte Weber
ugleich, nebst einem bezollten Maßstab, bei den von ihm her-
usgegebenen Tonstücken abdrucken.

Tadmor, s. Palmyra.

Tafelgüter heißen diejenigen Güter, welche zum Unterhalte
er Tafel eines Landesherrn bestimmt sind. Wenn es Lehngüter
ind, so heißen sie Tafellehen, und verlieren auch dann, wenn derje-
iige, für dessen Tafel ihr Ertrag bestimmt ist, selbst Oberlehnsherr
wäre, ihre Eigenschaft als Lehngüter nicht, falls sie in andre Hände
ommen.

Tafelrunde. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrschte in
Britannien, so erzählt die Sage, ein christlicher König, Uterpen-
dragon, der einen der mächtigsten, aber eben so weisen und wohl-
thätigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber
hatte. Dieser rieth ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen
alle seine Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit, wie durch
Tapferkeit und innige Freundschaft zwischen sich selbst, und Treue

gegen den König auszeichneten. Sie sollte auf 50 solche Edle in ihrem Umfange berechnet seyn, und vor der Hand nur von 49 besetzt werden; der Platz für den funfzigsten mußte leer und dem aufbewahrt bleiben, welcher, wie Merlin sagte, erst noch geboren werden sollte. Der Versuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlins Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, endigte damit, daß der Anmaßende im Nu in die Tiefe hinabsank, und nicht wieder zum Vorschein kam. Dieser Versuch schreckte jeden ab, diese leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Königs, dem berühmten König Arthur oder Artus, beschieden war. Er zeugte denselben mit der Ingnerne, der weisen verständigen Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, in die er sterblich verliebt war, und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte. Als ihr Gemahl bei einem Ausfall geblieben war, wurde sie Uterpendragon. Merlin hatte sich zur Belohnung für sein Zauberwerk die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächsten Morgen nach der Umarmung thun würde, und diese bestand darin, ihm den Knaben zu überlassen, den Ingnerne nach neun Monaten gebar. Es war dieß Arthur. Merlin ließ ihn in Allem, was dem tapfersten, wie dem tugendhaftesten Helden geziemte, unterrichten, und so füllte dieser späterhin als der tapferste Ritter und König zugleich die leere Stelle der runden Tafel aus, die auch unter ihm der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb. Diese Tafel, an welche zugelassen zu werden der höchste Preis aller Anstrengungen, Tugenden und Verdienste und gefährlicher Proben war, gab den romantischen Dichtern mannichfachen Stoff. Was für die französischen Romanciers Carl mit seinen zwölf Pairs, das waren für die brittisch-normännischen die Ritter von der Tafelrunde, und so entstand eine Menge von Dichtungen, die in der romantischen Poesie einen eignen Kreis bilden. Nach andern Nachrichten stiftete Arthur selbst in York diese Rittertafel bei einem großen Feste. Siehe die Cambrian popular antiquities von Robert. *r

Tafelstein, s. Diamant.

Taffia heißt auf den antillischen Inseln bei den Franzosen eben das, was die Engländer Rum nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melasse, oder demjenigen Theile des Zuckersaftes, der nicht gerinnt, gebrannt wird. Der gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemische von Melasse, Syrup und Zuckerwasser bereitet, und ist im Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tag, eigentlich die Zeit einer Axendrehung der Erde, oder ferner auch, die davon etwas verschiedene Zeit (s. Sternenzeit) zwischen zwei nächsten Durchgängen des Sonnenmittelpunkts durch die obere Hälfte des Meridians (obere Culmination). Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit diesem Ausdrucke aber nur die Dauer des Verweilens der Sonne über dem Horizonte, und setzt diesem natürlichen Tage jenen astronomischen oder bürgerlichen Tag entgegen. Der Astronom nämlich zählt seinen Tag von einer obern Culmination der Sonne zur andern; der bürgerliche Gebrauch hingegen von Mitternacht zu Mitternacht; der erstere seine Stunden bis zu 24 ununterbrochen fort; wogegen der letztere, wie bekannt, mit der 12n Stunde abbricht. Die erste Stunde nach Mitternacht also, welche zugleich die erste Stunde des neuen Calendertags ist, macht die 13te Stunde des alten astronomischen Tags aus; und die erste St. des neuen astronomischen Tages ist dagegen die erste Nachmittags-

stunde des alten bürgerlichen. Bezieht man den Tag in der oben zuerst angegebenen Bedeutung auf die Axendrehung der Erde (Sterntag), so ist er, gleich dieser, zu allen Zeiten, von unveränderlicher Dauer: Der Sonnentag dagegen ist, wegen der ungleichen Geschwindigkeit der Sonne in ihrer Bahn, zwar für die ganze Erde, aber nicht zu allen Zeiten gleich lang. (Vergl. d. Art. Sonnenzeit). Die Dauer des natürlichen Tages ist für die verschiedenen Puncte der Erdoberfläche verschieden. Um sich dieß zu versinnlichen, rufe man die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne um die Erde vor die Einbildungskraft. Diese Bewegung erfolgt in Kreisen, deren Ebenen sämmtlich dem Aequator parallel sind (Parallelkreisen). Der Horizont der Bewohner des Aequators theilt sowohl letzteren, als sämmtliche Parallelkreise in gleiche und gleichliegende Hälften; daher sich in diesen Gegenden die Sonne immer eben so lange über als unter dem Horizonte aufhält, d. h. Tag und Nacht immer gleich lang sind. Nähert man sich, vom Aequator aus, den Polen, so ändert sich diese Lage der Parallelkreise gegen den entsprechenden Horizont immer mehr: in der einen Hälfte des Jahres werden die Tage, in der andern die Nächte bei dieser größeren Annäherung zum Pole immer länger, bis unter dem Pole selbst (abgesehen von anderen Einflüssen) nur ein sechsmonatlicher Tag mit einer eben so langen Nacht abwechselt. Aus der Abhängigkeit der Tageslänge von der Lage der Parallelkreise gegen den Horizont, wird auch begreiflich, warum an den Aequinoctialtagen, wenn die Sonne im Aequator selbst ist, Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleich lang sind. Der Aequator nehmlich, als ein größter Kreis der Kugel, wird von allen Horizonten, als ebenfalls größten Kreisen, in zwey gleiche Hälften getheilt; nur die beiden Pole, deren Horizont der Aequator selbst ausmacht, sehen die Sonne in diesen beiden Tagen rings durch ihren ganzen Horizont laufen. — Die äußersten Parallelkreise (Wendekreise), welche die Sonne nördlich und südlich vom Aequator beschreibt, sind vom letzteren bekanntlich nur um etwa $23\frac{1}{2}°$ entfernt; eben so weit aber stehen die Polarkreise von den Polen ab. Also berühren sich, wie man bei einigem Nachdenken leicht findet, der Horizont der Bewohner der Polarkreise und die Wendekreise, dergestalt daß der eine der Letzteren ganz über, der andere aber ganz unter dem Horizonte steht. Jene Gegenden haben daher Einen Tag von vollen 24 Stunden und Eine eben so lange Nacht im Jahre. Von den Polarkreisen an nach den Polen hin nimmt die Dauer des längsten Tages sehr schnell zu; in eben dem Maße aber auch die Dauer der längsten Nacht; und, wie ungleichmäßig diese Theilung zu den verschiedenen Jahrszeiten auch überhaupt ausfalle, so hat doch, nach der Ausgleichung, jeder Punct der Erdoberfläche während eines Jahrs die Sonne 6 Monate über, und eben so lange unter dem Horizonte. D. N.

Tagebogen. Es ist in d. Art. Tag angeführt worden, daß die verschiedenen Parallelkreise des Aequators von den verschiedenen Horizonten auch in verschiedene Hälften getheilt werden. Diejenige dieser beiden Hälften nun, welche über dem Horizonte steht, heißt der Tagebogen des betr. Gestirns, indem die Dauer der Sichtbarkeit dieses Gestirns auf die Zeit beschränkt ist, welche dasselbe in dieser Hälfte zubringt. Aus jenem Artikel erhellt zugleich, daß, nach Maßgabe der gegenseitigen Lage von Horizont und Gestirn, des letzteren ganzer Tagekreis (s. d. Art.) über oder unter dem Hori-

zont stehen, und das Gestirn also, dem betr. Beobachter, entweder gar nicht unter oder gar nicht aufgehen kann. D. N.

Tagekreise. Diesen Namen erhalten die Parallelkreise des Aequators besonders mit Bezug auf die verbundene, scheinbare tägliche und jährliche Bewegung der Sonne um die Erde. Die Sonne beschreibt nehmlich (s. Tag), wenn sie sich nicht im Aequator selbst befindet, täglich einen andern Parallelkreis desselben, welcher nun, in Bezug auf diese Bewegung, ihr jedesmaliger Tagekreis wird. Gleichergestalt kann man den Begriff auch auf andere Gestirne ausdehnen. D. N.

Tagezeichen, die astrologische Benennung der Sternbilder des Widders, der Zwillinge, des Löwen, der Wage, des Schützen und Wassermanns.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tajo (spanisch und auf portugiesisch Tejo), ist einer von den großen Flüssen der pyrenäischen Halbinsel, welcher fast in der Mitte von Spanien, aus einer kleinen Quelle, Piezzquierdo genannt, in der Landschaft Aragonien, auf der Sierra von Albaraccin und den Gebirgen der Muela de San Juan, welche acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, entspringt. Er vergrößert sich nach wenig Schritten seines Laufes durch andere Quellen, und fließt durch die Ebenen, welche seinen Namen führen, in die Provinz Cuença, die er von den Provinzen Soria und Guadalaxara scheidet. Nachdem er einige Gebirge, die seinen Strom unterbrechen, überwunden, fließt er sanft durch die Provinz Toledo, bewässert die schönen Gärten von Aranjuez, wendet sich um die Mauern von Toledo herum, geht dann durch die Stadt Talavera, durchfließet Estremadura, wo zu Alcantara eine prächtige 670 Fuß lange Brücke über denselben führt, und betritt dann, nachdem er 80 Meilen lang Spanien durchflossen hat, das Königreich Portugal, welches er 32 Meilen lang durchströmt. Bei Salvaterra unterhalb Santarem theilt er sich in zwei Hauptarme, den neuen Tejo und Mar del Pedro, vereinigt sich bei Villafranca, erhält eine Breite von zwei Meilen, und mündet sich zuletzt unterhalb Lissabon in das atlantische Meer. Der Tajo fließt von Nordosten nach Südwesten, ist in Spanien wegen seiner vielen Klippen und Untiefen nicht schiffbar, sondern bloß in Portugal, wo er bis über Abrantes hinauf befahren wird und bis Santarem Ebbe und Fluth hat. Er hat gewöhnlich trübes Wasser und tritt jährlich (besonders in Portugal) über seine Ufer aus. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite: der Xarama (mit dem Henares, Manzanares und Tajuña), Guadarrama, Alberche, Tintar, Alagon, Erxas, Ponzul, Laca und Cecere; und auf der Südseite: der Guadiela, Algodor, Torcon, Sedana, Pusa, Alija, Ibor, Magasca, Salor, Sever, Alpiarza, Jatas und Almansor.

Takelasche (Takel, Takelwerk), alles was zur Ausrüstung und Regierung eines Schiffs gehört, Taue, Segel, Segelstangen, Winden, Rollen, Anker u. s. w. Daher abtakeln so viel heißt, als jenes Geräthe einem Schiffe abnehmen und ins Zeughaus bringen, takeln hingegen ein Schiff mit seinen Masten, Segeln, Stangen und Tauwerk so in Stand setzen, daß es in See stechen kann. Die wichtigsten Vorrichtungen zur Fortbringung eines Schiffs sind die Segel, zu deren Aufspannung ein Mast errichtet wird. Die Masten erhalten ihre Befestigung nach den beiden Seiten des Schiffs durch das Tauwerk. Das ganze System von solchen Tauen an einer Seite des

Schiffs heißt Want, und wird zu Strickleitern eingerichtet, um auf die Masten steigen zu können. Auf den eigentlichen Masten errichtet man noch ein oder zwei andre, die man Stengen nennt. Bei der vollständigsten Takelasche führt ein Schiff drei Masten und das Bugspriet (ein Mast, der vorn schräg aus dem Schiffe liegt). Die Segel, welche nach dem Maste, an dem sie sich befinden, verschiedene Namen erhalten, werden durch horizontal liegende Hölzer geführt, die man Rahen (Segelstangen) nennt. Mit Hülfe der Segel wird der Wind zum Bewegen des Schiffes benutzt. Die Seite, von welcher der Wind herkommt, nennt der Seefahrer die Luvseite (Luftseite), die nach welcher er hinweht, die Leeseite. Mittelst der schiefen Stellung der Segel aber wird es möglich, daß Schiffe mit einerlei Winde nach gerade entgegengesetzten und sich an der Leeseite nach allen Winkeln kreuzenden Richtungen fahren können. Eben so kann man das Schiff mit Hülfe der Segel nach allen möglichen Richtungen drehen und in dieser Lage erhalten. Noch leichter geschieht dieß, so lange das Schiff in Bewegung ist, durch das Steuerruder. Um das Schiff auf einer Stelle zu erhalten, läßt man den Anker zugehen, d. h. in den Grund fallen; oder man legt das Schiff bei, indem man die Segel den Wind in entgegengesetzten Richtungen empfangen läßt. Doch kann man, ohne Zeichnung, dies Verfahren selbst nicht deutlich machen. Außer durch Segel wird das Schiff auch noch in Bewegung gesetzt durch das Rudern und Ziehen. Das letztere geschieht u. a. durch ein segelndes Fahrzeug, was man ins Schlepptau nehmen, oder durch ein ruderndes, was man bugsiren nennt. Mehr über dieß alles findet man in den bei dem Art. Seemannschaft angeführten Schriften.

Taktik, ist die Lehre von der Ausbildung, Stellung und dem Gebrauch der Truppen zum Gefechte. Man kann sie in die Elementar-Taktik und die eigentliche Taktik theilen. Jene lehrt die Ausbildung des Soldaten und das Detail der Evolutionen, diese ihren eigenthümlichen Gebrauch und beste Benutzung im Gefechte. Es hat demnach jede Waffengattung ihre eigne Taktik. Man braucht das Wort auch für Fechtart; und so hat sich die Taktik im allgemeinen seit dem Revolutionskriege wesentlich verändert, indem man sonst in geschlossenen langen Linien, jetzt in Colonnen ficht, denen Tirailleurschwärme vorausgehen. Die sogenannte höhere Taktik kann man füglich zur Kriegsführung rechnen, insofern sie Märsche betrifft. Ueber den in neuerer Zeit vielbesprochnen Unterschied zwischen Taktik und Strategie vergl. d. Art. Militärwissenschaften.

Talar, ein langes, bis auf die Fersen herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürsten und Priester im Ornat zu tragen pflegen.

Talent, von dem griechischen ταλαντον, bedeutete theils 1) eine Rechnungsmünze, nach welcher große Summen berechnet wurden, — in Athen 60 Minen zu 100 Drachmen gerechnet, d. i. gegen 1350 Thlr., theils 2) ein großes Gewicht — gewöhnlich zu 53 Pf. 27 Loth 2 Quentchen 56 Aß berechnet. — Im bildlichen und jetzt gewöhnlichen Sinne wird Talent eine ausgezeichnete Fähigkeit genannt. Sie gehört also zur Anlage, und entspringt aus derselben. Aber ein jeder Mensch hat Anlage; denn die frühern physischen, so wie die dadurch bestimmten geistigen Verhältnisse seiner Natur sind es, deren Inbegriff wir Anlage nennen, in so fern sie auf die spätere Richtung und Bildung des Individuums bezogen werden. In der Anlage liegt sonach nur die Möglichkeit einer eigenthümlichen und bestimmtern Kraftäuße-

rung oder Kraftrichtung (zur ausgebildeten Individualität). Die Fähigkeit denken wir uns aber als die in einem Subject liegende Möglichkeit zur Hervorbringung einer bestimmten Wirkung, wir denken also bei ihr an eine bestimmte Art der Thätigkeit und ein bestimmtes Ziel, welchem diese Kraft von Seiten des Subjects angemessen ist. Sonach ist auch die Fähigkeit unterschieden vom Vermögen, als dem innern Grunde einer menschlichen Thätigkeit, und bezogen auf die Anlage überhaupt, eine Anlage besonderer Art, und da sie einen bestimmten Gegenstand hat, auf welchen die Anlage gerichtet sich entwickeln muß, eine einzelne entwickelte, in einer bestimmten Art der Geistesäußerung beruhende Anlage. Die Fähigkeit kann übrigens eben sowohl Empfänglichkeit (Receptivität) als Selbstthätigkeit (Spontaneität) bezeichnen, ihr Gegenstand wird immer als etwas Künftiges gedacht. Sie unterscheidet sich von der **Fertigkeit** dadurch, daß diese die Kraft in ihrer **wirklichen Aeußerung**, und zwar in einem hohen, durch Uebung und Gewöhnung (besonders mechanischer Art) erworbenen Grade der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit bezeichnet. Wenn nun das Talent eine **ausgezeichnete** Fähigkeit ist, und letztere einen bestimmten Gegenstand hat, für welchen sie sich als bestimmte Richtung entwickelt, so ist das Talent zwar darin, daß es auf Naturgabe beruht, dem Genie gleich, und wenn wir ausgezeichnete Anlage oder Naturgabe überhaupt Talent in einem sehr weiten Sinne nennen wollten, auch das Genie als eine besondre Art des Talents zu betrachten. Aber es unterscheidet sich der vorher begründeten, engern und eigentlichen Bedeutung nach vom **Genie** dadurch, daß es nur eine **einzelne** ausgezeichnete Richtung des productiven Geistes ist, das **Genie** aber eine glückliche, durch Natur begründete Harmonie **aller** oder doch der meisten geistigen Anlagen, die sich unter Herrschaft der höchsten Kräfte mit Originalität und Energie in der Hervorbringung unnachahmlicher Wirkungen äußert. — Zwar ist das Genie durch Individualität, Wirkungskreis und äußere Einflüsse modificirt, und daher auch beschränkt, allein es wirkt stets in größerm Umfange, mit originellerer Richtung und größerer Selbstständigkeit, als das Talent, und mit einer Fülle von Kräften, die diesem nicht zu Gebote steht. Auch hat das Genie gewöhnlich einen gewissen natürlichen Tiefblick, der in den verschiedensten Gebieten der menschlichen Wirksamkeit, auch ohne genauere Wissenschaft des Einzelnen, das Richtige und Wahre leicht ergreift und auffaßt; das Talent ist aber gewöhnlich auf eine bestimmte Sphäre eingeschränkt, außer welcher es wenig zu leisten im Stande ist. Dieß gilt vorzüglich von dem **Kunsttalente** im Gegensatze des **Genies** (worüber Jean Paul in seiner Vorschule zur Aesthetik in den besondern Capiteln von dem Genie und dem Talente handelt). Zu den übrigen wichtigsten Talenten gehört in intellectueller Beziehung das Talent der **Beobachtung** (welches die schnelle, leichte und genaue Auffassung des Eigenthümlichen der Erscheinungen und deren Beziehung auf Gesetze betrifft), das Talent der **Vorhersehung** (welches auf umfassender Erkenntniß der Erfahrung und des Causalzusammenhanges der Dinge in Verbindung mit einer ausgezeichneten Fertigkeit des Schließens beruht), ferner der **Witz** (s. d. Art.), **Scharfsinn** und Tiefsinn. In practischer Beziehung redet man außer dem Kunsttalente noch von einem **practischen Talent**, welches jedoch mit diesem oft verbunden ist, und sich in einer gewandten Benutzung der zur Ausführung gewisser Zwecke günstigsten Umstände, so wie über-

aupt in der Leichtigkeit, seine Plane schnell ins Werk zu setzen, zu
age legt.

Talisman, im Arabischen ein Bild, Abzeichen, ist ein Bild,
1 Metall oder Stein gegossen oder gegraben, das zu einer besondern
Stunde, bei Erhöhung gewisser Sterne, bei der Zusammenkunft ge-
wisser Planeten — also unter einer gewissen Constellation, das
er sie auch den Namen Constellationsringe führen — mit Beobachtung ge-
wisser abergläubischen Ceremonien gefertigt worden, und dadurch die
Kraft erlangt haben, bei denen, welche sie bei sich führen, außeror-
dentliche Wirkungen, besonders gegen Krankheiten, hervorzubringen.
Bei den Morgenländern stehen die Talismane noch jetzt in großem
Ansehn, und auch bei uns ist der Aberglaube an sympathetische Ringe,
Amulete u. s. w. noch nicht ganz verschwunden.

Talkerde, s. Magnesia.

Talkstein, ein dem Speckstein nahe verwandtes, fettig und
schlüpfrig anzufühlendes Fossil.

Talleyrand-Perigord (Charles Maurice de), Fürst von
Benevent; seit Napoleons Absetzung nennt er sich Fürst Talleyrand;
Er ist Oberkammerherr Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, Rit-
ter des goldnen Vließes, des St. Stephan-, des St. Leopold-, des
Elephanten-, des St. Andreas-, des Rauten-, des schwarzen Adler-,
des Sonnen-Ordens u. e. m., Großofficier der Ehrenlegion, Mitglied
des Instituts u. s. w. Dieser berühmte französische Staatsmann ist
zu Paris den 2ten Februar 1754 geboren. Beim Ausbruche der Re-
volution war er Bischof von Autun und Abt von Celles und St. De-
nis. Als Deputirter der Geistlichkeit von Autun bei der General-
Ständeversammlung schloß er sich an den Tiers-Etat an. Er ver-
band mit ausgezeichneten Talenten eine große Leichtigkeit im Arbeiten,
und wußte sich bald so hervorzuthun, daß sein Name und sein Bei-
spiel von dem entscheidendsten Einflusse waren. Er trug selbst auf
den Verkauf der geistlichen Güter an, und erklärte ihn für eben so
gerecht als nützlich. Den 29sten December 1790 erließ er eine Zu-
schrift an die Geistlichkeit, worin er von den Beweggründen Rechen-
schaft gab, die ihn zur Leistung des constitutionellen Eides bewogen
hätten, und sie einlud, seinem Beispiele zu folgen. Den 14ten Ja-
nuar 1791 wurde er Mitglied des Departements von Paris, und im
März und im November sah man ihn sich mit Sieyes verbinden und
die nicht beeidigten Priester vertheidigen. Er war es, der die ersten
constitutionellen Bischöfe weihte, wodurch er sich die Unzufriedenheit
des römischen Hofes zuzog, die Pius VI. in einem Ermahnungsschrei-
ben vom 17ten April 1791 laut werden ließ. Er gab damals sein
Bisthum auf. Nach dem Schlusse dieser Sitzungen wurde Talleyrand
mit Chauvelin als geheimer Unterhändler nach England geschickt, um
den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und selbst einen Friedens-
und Handelsvertrag zwischen beiden Nationen einzuleiten. Allein der
10te August trat ein, und das brittische Cabinet fand sich bewogen,
den diplomatischen Charakter dieser Agenten nicht anzuerkennen. Chau-
velin kehrte nach Frankreich zurück, Talleyrand aber blieb in England,
bis die Fortschritte der Revolution einen förmlichen Bruch zwischen
England und Frankreich herbeiführten, und er sich als ein Ausländer
von verdächtigen Absichten genöthigt sah, 1794 England zu verlassen.
Ihn schreckte das Blut, das in seinem Vaterlande floß, und da er
wußte, daß man nach dem 10ten August 1792 in den Tuilerien Schrif-
ten gefunden habe, die ihn verantwortlich machen konnten, so begab

er sich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem 9ten Thermidor kam er wieder nach Europa, und erlangte 1795 von dem Wohlfahrtsausschuß, daß er von der Emigrantenliste gestrichen wurde. Er kehrte nach Paris zurück, und ward den 16ten Juli 1797 an Lacroix Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seitdem hat er bis 1803, und zuletzt wiederum 1814 und 1815, den bedeutendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreich's und Europa's gehabt. Zwar nahm er den 20sten Juli 1799, ungefähr einen Monat nach Sieyes Eintritt ins Directorium, seine Entlassung, aber nach dem 18ten Brumaire, an welchem er den entschiedensten Antheil hatte, wurde er von Bonaparte wieder zum Minister der auswärtigen Verhältnisse berufen. Er präsidirte bei den Unterhandlungen, welche den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vorangingen. Im Juni 1802, nach Wiederherstellung des catholischen Cultus in Frankreich, wirkte ihm der erste Consul bei dem Papste ein Breve aus, das ihn seiner Verpflichtungen als Geistlicher entband, und seine Ehe mit Madame Grant bestätigte. Im Jahre 1805 war er zur Krönung Napoleons in Mailand, und zu Ende dieses Jahres begab er sich nach Wien und Presburg, und unterzeichnete den Frieden mit Oesterreich. Nach der Schlacht bei Jena folgte er Napoleon nach Berlin, schloß zu Posen den Frieden mit Sachsen, und am 9ten Juli 1807 mit Rußland und Preußen den Frieden von Tilsit. Bald darauf ernannte ihn Napoleon zum Fürsten von Benevent und Reichsvicegroßwahlherrn; seine Ministerstelle aber empfing Champagny, weil, wie man glaubt, Talleyrand in Napoleons Absichten auf Spanien nie eingehen wollte. Dennoch folgte er dem Kaiser nach Bayonne, und später nach Erfurt. Seitdem war er nur Zuschauer der großen Weltbegebenheiten, bis zu dem Augenblick, wo das Einrücken der Alliirten in Paris am 1sten April 1814 die Einsetzung einer provisorischen Regierung zur Folge hatte, deren Mitglied er war. Als solches leitete er alle Verhandlungen, welche die Absetzung Napoleons herbeiführten, und entschied vorzüglich die Restauration des Hauses Bourbon. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft wußte er auf dem Congreß zu Wien das Interesse des Hauses Bourbon mit großer diplomatischen Kunst zu befördern, und die Allianz Ludwigs XVIII., nach Napoleons Einfall 1815, mit den verbündeten Mächten abzuschließen. Im Julius 1815 wurde ihm der Vorsitz im Ministerium ertheilt; bald aber räumte er diesen Posten dem Minister Richelieu ein, blieb aber noch Mitglied des königlichen Geheimenraths. Vergl. d. A. Frankreich. Er besitzt die Herrschaft, das nunmehrige Herzogthum, Valençay, wo er auf Napoleons Befehl dem Prinzen von Asturien und den Infanten sein Schloß als Aufenthaltsort einräumen mußte. Ludwig XVIII. hat die auf diesem Herzogthume ruhende Pair-Würde dem Fürsten Talleyrand erblich verliehen, und seinen Bruder, der ihn einst beerbt, Joseph von Talleyrand, 1817 zum Herzog ernannt. Noch lebt ein dritter Bruder, der Graf Bozon von Talleyrand, Marechal de Camp seit 1814. — Auf dem diplomatischen Leben des Fürsten Talleyrand ruht noch manches Geheimniß. So unverkennbar große Talente dieser Staatsmann auch besitzt, so gehört er doch zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei wechselnde Bestrebungen am Ende nur zu deutlicher Selbstsucht führte. Das wahre Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, um nicht den Begebenheiten zu wei-

ben; aber so wenig Stand hielt das Vorbild vaterländischer Größe, das ihm unter Napoleons Herrschaft seine Diensthätigkeit veredeln sollte; es blieb ihm zuletzt keine andre Triebfeder mehr, als sein persönlicher Nutzen, und so wurde er für diesen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Napoleons gewesen war. Der Eigennutz bildete sich bei ihm desto mehr zur Geldgier aus, je mehr er früher den Druck der Armuth gefühlt hatte, und diese Sucht nach Geld bestimmte die Hauptrichtung seines Handelns. Im Umgange zeigt er viel von dem Wesen eines Priesters: daher Verschlossenheit, ruhige Verstellung, schwerer Ernst, ohne geistreiche gesellige Leichtigkeit, wie alles dies bei Leuten gewöhnlich ist, deren innerer Ueberlegenheit das äußere Auftreten ihrer Person nicht entspricht. Als Diplomatiker ist er einsylbig, an lakonischen Sarkasmen reich, und in seiner wahren Meinung unergründlich. Den Vertrag vom 20. Nov. 1815 hat er laut getadelt. Wie jedoch die Menschen, wenn sie aufhören, sich von sogenannten schwärmerischen Ideen beherrschen zu lassen, diesen darum noch gar nicht entsagt zu haben brauchen, sondern sie nur nicht mehr allem andern vorziehen, so neigt auch Talleyrand mit Vergnügen sich zu den Richtungen seiner Jugend, und hat inmitten alles Wechsels, sofern nur sein eigner Vortheil es erlaubte, für die ersten Revolutionsideen eine starke Vorliebe bewahrt, die ihn auch oft in seinen Urtheilen leitete. Auf gleiche Weise ist er auch so lang als möglich ein Freund seiner Freunde, mit aufrichtigem Herzen. Schriftsteller und Gelehrte hat er unter allen Umständen für sich zu gewinnen gesucht. Die große Uebersicht und Zusammengenommenheit seines Geistes, die Richtigkeit seines Blicks und die kundige Erfahrenheit im großen Gange der Geschäfte würden ihn in den letzten Zeiten bedeutender gemacht haben, wenn nicht die Achtung der Bessern ihm gänzlich entzogen und sein verstocktes und ränkesüchtiges Wesen selbst den Bourbons zweideutig wäre. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent besteht darin, Andere arbeiten zu machen; selbst bedeutende Männer weiß er in dieser Hinsicht seinen Zwecken glücklich unterzuordnen. Doch versteht er besser die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter läßt er sich in seinem scharfen Urtheile durch nichts irren, keine Leidenschaftlichkeit stört ihn, auch kein Haß, keine Rachsucht, die ihm ganz fremd ist, keine Eigenschaft imponirt ihm. Man kennt nur zwei schwache Seiten an ihm: die Scheu vor der Entscheidung durch die Waffen, und die Liebe zum Gelde. — Er hat Mémoires geschrieben sur les relations commerciales des Etats-Unis de l'Amérique avec l'Angleterre, sur les avantages à retirer des colonies, sur l'instruction publique etc.

Tallien (Jean Lambert), war der Sohn des Thürhüters bei dem Marquis de Bercy, der ihn lieb gewann, und mit Sorgfalt erziehen ließ. Er wurde nach und nach Haushofmeister des Marquis von Bercy, Schreiber eines Procurators, Angestellter in den Bureaux des Handels und der Finanzen, Abschreiber des Deputirten Brostaret während der constituirenden Versammlung, und endlich Factor in der Redaction des Moniteurs. Obgleich er noch sehr jung war, so wollte er doch 1791 für seine eigne Rechnung arbeiten, und gab das Journal: der Freund der Bürger (l'Ami des citoyens) heraus, welches kein großes Glück machte. Als er am 10ten August 1792 Generalsecretär der Commune geworden war, fing er an eine wichtigere Rolle zu spielen, und trug besonders zu den Gräuelthaten des Septembers

bei, welche er sogar vor den Schranken des gesetzgebenden Körpers zu rechtfertigen wagte. Nachher zum Deputirten des Seine- und Oise-departements erwählt, erschien er häufig auf dem Rednerstuhl, um Ludwigs XVI. Prozeß zu beschleunigen, und stimmte nachher für den Tod des Königs. Hierauf wurde er häufig zu Sendungen gebraucht, und zeigte sich allenthalben als eifrigen Theilnehmer der revolutionären Maßregeln; Bordeaux war besonders der Schauplatz seiner Wuth. Dort lernte er aber Frau von Fontenay, geborne Cabarus, jetzige Gräfin von Caraman, zu dieser Zeit eine der schönsten Frauen Frankreichs, kennen, und die Liebe, welche ihm diese einflößte, stimmte ihn zu milderen Maßregeln. Vom Wohlfahrtsausschuß deshalb getadelt, kam er mißvergnügt nach Paris zurück, und von diesem Zeitpunkt an begann sein Haß gegen Robespierre. Die Sorge für seine Sicherheit bewog ihn bald, eine Macht anzugreifen, welche er zu seinem Verderben geäußert sah, und der 9te Thermidor, zu dessen Helden er gehörte, hob ihn, indem er ihn an seinem Feinde rächte, auf den Gipfel der Gewalt und des bürgerlichen Ansehens. Vergebens wollte die Bergpartei sich dem Sturme von Gunstbezeigungen, deren Gegenstand Tallien war, widersetzen. Nach einander zum Präsidenten, zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses und zum obersten Leiter der wiederhergestellten Jacobiner gewählt, erhielt er eine wirkliche Oberherrschaft; er gab im Convent den Ton an, und indem er mit Kühnheit alle Beschuldigungen, welche gegen ihn vorgebracht wurden, zurücktrieb, blieb er bis zum 13ten Vendemiaire im Besitz einer Gewalt ohne Gränzen. Während dieser Zeit heirathete er Frau von Fontenay. Als er nachmals in den Rath der Fünfhundert trat, wurde er mehr als jemals ein Feind der Mäßigung; er foderte strenge Maßregeln gegen die Verwandten der Ausgewanderten, klagte die Royalisten und die Agenten Englands an, und entwarf ein Gemälde von den Gefahren, von denen die Republik und ihre Vertheidiger umgeben wären; allein seine Declamationen wirkten nicht, und zufolge einer Sonderbarkeit, die aus den verschiedenen Rollen, welche er in der Revolution gespielt hatte, entsprang, sah er sich 1797 gezwungen, sich sowohl gegen die Anklage, daß er Theilnehmer an der royalistischen Verschwörung des Lavilleheurnois, als auch gegen die Beschuldigung, daß er 1792 septembrisirender Jacobiner gewesen sey, zu rechtfertigen. Er trat im Mai 1798 aus dem Rath, und gleichsam von allen Parteien zurückgestoßen, schiffte er sich in eben diesem Jahre nach Aegypten in der Eigenschaft eines Gelehrten ein; er wurde Verwalter des Droit d'enregistrement und der Nationaldomainen zu Cairo, sahe sich in der Folge von mehreren Generalen gemißhandelt, und wurde von Menou nach Frankreich zurückgesandt. Dieser General schickte aber eine Anklage voraus, die keinen andern Erfolg haben konnte, als daß Tallien, so wie er den französischen Boden betrat, sofort verhaftet wurde. Zum Glück für ihn wurde das Schiff, worauf er seine Ueberfahrt machte, von einem englischen Schiffe genommen, und er ward hierauf nach London gebracht, wo die Oppositionspartei ihn durch einen glänzenden Empfang über seine Gefangenschaft tröstete. Als er einige Zeit nachher freigelassen war, kehrte er über Calais nach Frankreich zurück, erhielt 1806 die Consulstelle zu Alicante, welche er einige Jahre bekleidete, und lebt seitdem in der Dunkelheit. Seine Gattin, Therese Cabarus Tallien, wollte, als er aus London nach Frankreich zurückkehrte, ihn nicht wieder aufnehmen, sondern erklärte ihre Verbindung mit ihm für gänzlich aufge-

haben, und verheirathete sich mit dem Grafen von Caraman. (S. auch Carabus.) Weil er die Zusatz-Verfassungs-Urkunde Napoleons 1815 unterzeichnet hatte, ward er durch das Decret vom 12. Jan. 1816 verbannt, durfte jedoch in Frankreich bleiben, und erhielt im J. 1819 nochmals Aufschub, um ferner in Frankreich bleiben zu können.

Talma (François-Joseph), der berühmteste jetzt lebende französische tragische Schauspieler, Mitglied des Theatre-Français in Paris, ist daselbst 1766 von begüterten Aeltern geboren (sein Vater war ein Zahnarzt), von denen er eine vortreffliche Erziehung erhielt. Anfänglich zum Mediciner bestimmt, verlebte er seine Jugend in England, und kam erst im 15ten Jahre nach Paris zurück. Hier erweckte der Besuch des Theatre-Français, die dramatischen Meisterstücke und die berühmten Künstler, welche es zierten, den ersten Geschmack für die Bühne in ihm. Nach beendigten Studien ging er auf einige Monate wieder nach London. Mehrere dort befindliche junge Franzosen verbanden sich zur Aufführung einiger dramatischen Stücke. Auch Talma nahm an dieser Unterhaltung Theil, und die außerordentlichen Talente, welche er in seinen Darstellungen entwickelte, veranlaßten mehrere Männer von Bedeutung, die seine Freunde waren, ihm Vorschläge zu thun, sich ganz der londner Bühne zu widmen. Familienumstände aber führten ihn nach Paris, wo er in der eben errichteten königlichen Declamationsschule in der Rolle des Orest aus Iphigenia in Tauris auftrat. Das leidenschaftliche Feuer seiner Haltung erregte allgemeine Bewunderung, und er erhielt von der Regierung den Befehl zum Debut auf dem Theatre-Français. Seine erste Erscheinung daselbst war am 27sten November 1787, als Seïde, in Voltaire's Mahomed. Er fand Beifall, und von diesem Augenblick begann er seine künstlerische Bildung mit eben so einsichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit, als glücklichem Erfolge. Er ließ sich es angelegen seyn, mit den berühmtesten Gelehrten, Malern, Bildhauern, Antiquaren in Verbindung zu kommen. Er studirte die Geschichte im Sinne des Eindringens in die Sitten und Gebräuche der Völker, die Charaktere merkwürdiger Personen, forschte in den Antiken nach Stellungen der Figuren, dem Faltenwurf in den Gewändern, Ausdruck der Leidenschaften und nach den verschiedenen Costümen. In dem letzten Punkt war das französische Theater damals noch sehr zurück. Talma wurde der Schöpfer der bedeutendsten Reformen in diesem Fache. Beim Ausbruche der Revolution wurde Cheniers Trauerspiel, Carl IX. oder die Bartholomäusnacht, aufgeführt. Talma studirte den Charakter und die Handlungen Carls IX. in der Geschichte, und dessen äußere Erscheinung in Bildnissen und Medaillen von diesem Könige, und gab ihn dann mit einer so hinreißend lebendigen Wahrheit, daß von da an sein Ruf als erster französischer tragischer Schauspieler fest steht. Eine nicht ausgezeichnete, aber regelmäßig gebildete Gestalt, eine volle, wohltönende Stimme, und gegen die antiken Formen sich hinneigende, die Affecten der Seele leicht und kräftig darstellende Gesichtszüge stehen bei ihm mit einem klaren Geiste, einer tiefen Empfindung, warmer Phantasie, und vorzüglich regsamer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. Die besondre Erregsamkeit seiner Nerven zeigte sich schon in der frühen Jugend sehr auffallend. In der Pension führte er mit seinen Mitschülern eine Tragödie auf, worin er die letzten Augenblicke eines Freundes zu beschreiben hatte, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt worden war. Die Ei-

tuation ergriff ihn so heftig, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach, der erst einige Stunden nach beendigtem Schauspiel mit Mühe gehemmt werden konnte. Ein Nervenfieber, das ihn in spätern Jahren befiel, ließ in ihm noch einen erhöhten Grad dieser Reizbarkeit und eine tiefe Melancholie zurück. Diesen Eigenschaften verdankt er die so unentbehrliche Leichtigkeit, sich zu exaltiren, und sich mit den Charakteren, den Leidenschaften, den Affecten, den innersten Regungen des Gemüths der darzustellenden Personen in allen Graden und allen Nuancen so vollkommen zu identifiren, daß in der vollendetsten Täuschung die Natur selbst sich auszusprechen scheint. Auch der Geist seiner Zeit hat mächtig auf seine Kunst gewirkt. In der Revolution sah er gleichsam die Geschichte vor seinen Augen entstehen. Ein großes Drama entwickelte sich vor ihm, in welchem er selbst mithandeln mußte. Es war eine lange, lebendige, catastrophenreiche Tragödie. Regierungsverfassungen und Reiche wurden gestürzt, und ihre Trümmer gebaren neue, die wieder von dem Strome der Wechselbegebenheiten dahin gerissen wurden. Alle Leidenschaften waren aufgeregt, und trieben zum freien, gewaltigen Handeln. Begeisterte Redner donnerten grause Zerstörung von den Bühnen in das Leben hinunter. Helden aller Gattungen auf der Tribune, am Staatsruder und im Felde standen auf, und fielen mit einem weit in die Umgebungen eingreifenden Geräusch. Neben den Gräueln der verworfensten Verbrechen leuchteten die gigantischen Tugenden der classischen Vorwelt. Sichtbar wandelte das Verhängniß in seiner colossalen Unwiderstehlichkeit unter den Menschen. Talma faßte diesen echt tragischen Charakter der Wirklichkeit auf, und übertrug ihn mit genialer Lebendigkeit in seine Darstellungen. So verschieden bekanntlich das französische Trauerspiel von dem englischen und deutschen ist, so verschieden ist natürlich auch dessen Darstellung. Talma, durch das Studium der Revolution und seine frühe Kenntniß des englischen Theaters geleitet, zeigt in seinem Spiele einige glückliche Uebergänge von der ersten zu der letztern. Er spielt nie komische Rollen, und so ist sein ganzes Streben ein rein tragisches, das sich auch in seinem Wesen mit voller unverkennbarer Würde ausspricht. Sein Umgang ist dabei bescheiden, gefällig und angenehm. Während der Revolution theilten sich die Schauspieler des Théatre-Français, und Talma führte die Direction der sich neu gebildeten Gesellschaft (de la rue de Richelieu), bis unter dem Directorium beide wieder vereinigt wurden. Talma stand in großem Ansehn bei Napoleon, der ihn als General, als Consul und als Kaiser mit steter Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Er folgte ihm nach Erfurt, wo er vom russischen Kaiser und vom Herzoge von Weimar Beweise vorzüglicher Schätzung erhielt. Am Hofe des letztern Fürsten ward er mit gleicher Achtung empfangen, so wie auch, als er Napoleon 1813 nach Dresden begleitete. Er genießt fortwährend eines ungetheilten Ansehens in Paris, Frankreich und ganz Europa, wohin sein Name gedrungen ist. — Seine Gattin, Caroline Talma, in den Annalen des franz. Theaters ebenfalls berühmt und als Mademoiselle Vanhove, dann als Madame Petit-Vanhove und endlich als Madame Talma bekannt, galt nicht minder als Talma selbst für eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Sie hat sich indeß schon seit 1810 von der Bühne zurückgezogen.

Talmud. Der Talmud gehört zu den spätern jüdischen Schriften der nachchristlichen Zeit, welche sich auf jüdische Gesetze und ihre Erläuterungen beziehen. Das Wort bedeutet eigentlich so viel als

ehre, Anweisung, von dem hebräischen Lamad: er hat gelernt. Der gesammte Talmud besteht aus zwei Hauptabtheilungen: der Mischna und Gemara. Die Mischna ist eine im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. veranstaltete Sammlung von Vorschriften jüdischer Rabbinen (Gesetzlehrer). Die ganze bürgerliche Verfassung und Denkungsart der Juden hatte allmählig gegen das Zeitalter Jesu Christi hin eine eigenthümliche, von der früheren Verfassung und Denkart dieser Nation in mehr als einer Hinsicht verschiedne Gestalt angenommen. Es konnte ihnen selbst nicht entgehen, daß die in den Mosaischen Büchern enthaltenen bürgerlichen Vorschriften den Bedürfnissen und Verhältnissen der neuern Zeit nicht mehr vollkommen entsprachen. Der neue politische Zustand der Dinge, verknüpft mit manchen eigenthümlichen religiösen Ansichten, welche die spätern Juden allmählig in ihre Glaubenslehre aufgenommen hatten, veranlaßte nicht selten Fragen über das, was zu thun oder zu lassen sey, worüber sie in ihrem Mosaischen Gesetzbuche keine Erörterung fanden. Die damaligen Ausleger des Mosaischen Gesetzes, die Rabbinen, suchten diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie theils dem Mosaischen Gesetz Auslegungen beifügten, wodurch es Anwendbarkeit auf neue Verhältnisse, neue Fragen und Untersuchungen erhielt, und neue Vorschriften aus den alten ableiteten (wobei sie allerdings nicht selten mit ziemlicher Willkür zu Werke gingen), theils eigene ganz neue Vorschriften gaben, welche damals in Hinsicht ihrer Autorität dem Mosaischen Gesetze beinahe gleich gestellt zu werden pflegten. Diese rabbinischen Auslegungen und Zusätze nannte man die mündliche Ueberlieferung, zum Unterschiede von der in den hebräischen Offenbarungsurkunden schriftlich aufbewahrten. Um ihre Sammlung machte sich besonders Rabbi Juda, mit dem Beinamen der Heilige, verdient, im Jahre 150 nach Chr. Geb., und sein Werk erhielt den Namen Mischna, oder auch das zweite Gesetz. Sowohl gleichzeitige als spätere Rabbinen beschäftigten sich nun sehr emsig mit weitern Auslegungen und Erklärungen dieser Mischna, und vorzügliches Ansehn erhielt unter diesen Commentaren die im Jahre 230 nach Chr. Geb. vom Rabbi Jochanen abgefaßte Gemara (ein chaldäischer Ausdruck, von dem Worte gamra abgeleitet, die Vollendung, Vervollständigung, oder nach der Meinung anderer Ausleger, die Lehre, den Unterricht bedeutend). Jene Mischna und diese Gemara machten gemeinschaftlich den jerusalemischen Talmud aus, der sich zunächst auf die Juden in Palästina bezog. Nachdem sich die Juden vorzüglich nach Babylon gewendet hatten, und die Synagogen in Palästina allmählig fast verschwunden waren, bearbeiteten die babylonischen Rabbinen einen neuen Commentar über die Mischna, der im Fortgange der Zeit immer mehr erweitert, und im Jahre 500 nach Chr. Geb. vollendet ward, so daß nun auch ein eigner babylonischer Talmud entstanden war. S.

Talos (Mythol.) war eine eherne belebte Bildsäule, und wurde als der Beschützer von Creta verehrt, welcher täglich dreimal um die Insel herumlief, um sie gegen alle feindlichen Einfälle zu schützen. Auch habe er, setzt die Sage hinzu, alle diejenigen, welche in Creta landen wollten, dadurch abgehalten, daß er ins Feuer gesprungen wäre, und sie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Diese eherne Statue Talos, auch Taurus genannt, hatte übrigens eine einzige Ader, welche vom Halse bis in die Ferse ging, und mit einem ehernen Nagel verschlossen war. Medea überlistete ihn [illegible], zog diesen

Nagel heraus, und das Leben strömte mit dem Blute von ihm. Noch mehrere ähnliche Geschichten erzählt die Fabel von diesem Talos, welcher wahrscheinlich eigentlich eine ungeheuer große eherne Statue war, welche die Phönicier an das Ufer oder auf ein Bergebirge von Creta gesetzt hatten. — Außerdem wird auch noch ein Talos in der Geschichte erwähnt, welcher ein Schwestersohn des Dädalus gewesen seyn soll, bei welchem er die Bildhauerkunst erlernte, und die Töpferscheibe, die Säge und mehrere nützliche Werkzeuge erfand, darüber aber vom Dädalus heimlich ermordet worden seyn soll.

Tambour, oder Trommelschläger, ist beim Kriegswesen diejenige Person, die ein paukenförmiges, cylindrisches Instrument von Messing oder Holz, das auf zwei Seiten mit Kalbfell steif bezogen ist, und eine Trommel heißt, schlägt. Die verschiedenen abgemessenen Schläge auf der Trommel dienen zu gewissen Zeichen für die Infanterie, z. B. zum Versammeln, zum Marsche, zum Angriffe u. s. w. Auch in bürgerlichen Verhältnissen wird der Trommelschlag angewendet, wie das Feuerlärmschlagen und das sogenannte Austrommeln. — In der Kriegsbaukunst wird ein Tambour die Schließung eines offnen Werks mittelst hart an einander gerückter Pallisaden genannt, der nur nach Befinden der Umstände mit Schießlöchern versehen wird. Zuweilen legt man solche Tamboure vor Stadtthore, oder vor die Ausgänge militärisch besetzter Gebäude.

Tambourin, oder Tambour de Basque, Handpauke, gehört unstreitig zu den urältesten Instrumenten. In der heiligen Schrift ist bei Gelegenheit der Flucht Jacob's von Laban, und bei dem weiblichen Siegeszuge, den Mirjam (Arons Schwester) nach glücklich vollbrachtem Durchgange durch das rothe Meer führte, schon von Handpauken die Rede, und überall, wo der hebräischen Musik erwähnt wird, finden wir auch diese Handpauken genannt. Der letztangeführte Siegesgesang, der älteste, der uns bekannt, beweist uns, daß damals schon die Vocalmusik mit Instrumenten und mit Tanz begleitet wurde. Unstreitig stammte diese Musik von der Feier des ägyptischen Bacchusfestes ab. Bei allen Bacchanalien, und bei den Dithyramben, welche die auf den thrazischen Gebirgen herumschwärmenden Mänaden sangen, finden wir stets die Pauken und Handtrommeln erwähnt; bei den Orgien waren zwar erst nur Lyren und Flöten zum Gesang erlaubt, als aber Bacchus selbst, der Fabel nach, begleitet von Satyrn, Faunen und Bacchantinnen, das Fest besuchte, brachten diese auch Pauken, Sistern, Crotalen und Hörner mit. Die Schlaginstrumente, die den Rhythmus am tactmäßigsten bestimmen, waren immer bei festlichen Tänzen sehr beliebt. Unter den letztern war die Toph am gebräuchlichsten bei den Hebräern. Luther übersetzte dies: Pauke. Die Griechen nennen es τυμπανον, die Lateiner tympanum, die Araber Deff (Tambur ist im Orient ein Name der Guitarre) und die Spanier Adufe, ein Wort, welches aus dem Arabischen abstammt, und wahrscheinlich von den alten Mauren mit dem Instrumente selbst zu den Spaniern kam. Schon dadurch, daß im Morgenlande dieser Adufe stets von Jungfrauen bei Fest und Tanz gespielt wurde, sehen wir, daß es keinesweges mit unsrer jetzigen Pauke zu verwechseln ist. Unser jetziges Tamburin besteht aus einem metallenen oder hölzernen Cirkelreife, welcher mit einer Haut bespannt und ringsum mit kleinen (schneckenartig ausgehöhlten und bei der Berührung des Instruments zusammenschlagen-

ten) Schellen oder auf der hintern Seite mit Glocken besetzt ist. Man fährt bald mit dem Daumen der einen Hand auf dem Felle im Kreise herum, bald schlägt man auf dasselbe, um den Rhythmus genauer zu bezeichnen, und dreht mit der andern Hand den Reif unter allerhand Wendungen herum. Gewöhnlich ist an einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle der Reif durchbohrt, um den Daumen der linken Hand durchzustecken; auf diesem ruht dann beim Spiel das Tambourin, und dreht sich in künstlichen Wendungen um ihn herum, während die rechte Hand durch die mannichfaltigste Art ihn zu berühren, ihm abwechselnd Laufer, Triller, gezogene Baßtöne, und vielfältige Schellenklänge abzulocken weiß. Dies ganze Spiel bekommt durch die mannichfaltigsten Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers noch unendlichen Reiz und malerische Grazie, so daß man selbst der Muse der Tanzkunst gewöhnlich ein Tambourin in die Hand gibt. Man nennt das größere so gebaute Instrument eigentlich Tambour de Basque, weil es in Biscaja zu allen Volksliedern und Tänzen gespielt wird. Das kleinere Tambourin hat oft wirkliche Schellen, und ist keiner so kunstmäßigen Behandlung fähig. In neuester Zeit hat besonders der Kapellmeister Steibelt sehr viel originelle und eben so gefällige als brillante Musikstücke für das Pianoforte mit Begleitung dieses Instruments geschrieben, die er Bachanales nennt. Die Stimme für Tambour de Basque ist da gehörig mit Noten geschrieben. Die Gattin dieses Compositeurs, Mad. Steibelt, eine geborne Engländerin, war die erste, die dies Instrument so kunstmäßig zu behandeln verstand, daß sie allgemeinen Beifall durch ihr liebliches Spiel erwarb. Die schönsten und elegantesten Tambours de Basque kauft man bei Erard in Paris. In den Zeiten des Mittelalters finden wir unter den vielen Instrumenten der Troubadours und Ménétriers dies uralte Instrument auch erwähnt; damals wurde es Tambour und Cloquette genannt, und gehörte zu jedem vollstimmigen Concerte. Außerdem wird auch in Provence und Languedoc eine kleine um den Leib geschnallte Pauke, welche mit einem Klöppel geschlagen wird, und zum Accompagnement einer Pfeife dient, Tambourin genannt. — Endlich heißt bei den Frauenzimmern auch so eine besondre Art Nährahmen oder Reif, über welchen der zu bearbeitende Stoff (Seide, Baumwolle) gespannt, und worauf dann die sogenannte Tambourinstickerei, eine Art von Kettelstichen vermittelst der Tambourinnadel, gebracht wird. Letztere ist ein kleines elfenbeinernes oder knöchernes Heft, an dessen einem Ende mit einer Schraube ein kleines stählernes Häkchen befestigt wird, das man durch das Zeug durchsticht, indem man den Faden damit aufhebt.

Tamerlan — eigentlich Timur (auch Timur-Beg oder Timurleng, d. i. der lahme Timur, weil er hinkte), ein berühmter Eroberer Asiens, geboren um das Jahr 1336. Er selbst leitete seine Abkunft von dem berühmten Dschingis-Khan (s. d. Art.) her; Andre behaupten, er sey von niederer Herkunft und der Sohn eines Hirten gewesen. Er war ein mogolischer Emir, und als die mogolische Regenten-Dynastie von Dschagatai in Verfall gerieth, bemächtigte er sich der obersten Gewalt, und machte die Stadt Samarcand zum Hauptsitze seines neuen Reichs. Er eroberte nach und nach Persien, das ganze Mittelasien und (1398) Indostan, von dem Ufer des Indus bis zu den Mündungen des Ganges. Seine Siege waren überall durch Blut und Verwüstung bezeichnet. Sein Ruhm breitete sich indessen allenthalben aus, und die Fürsten Kleinasiens, die der mäch-

tige osmanische Sultan Bajazeth I., der seit dem Siege bei Nikopolis (1396) auch Europa in Schrecken setzte, unterjocht hatte, suchten bei ihm Hülfe und Beistand. Timur griff mit einem furchtbaren Heere Bajazeth's Staaten in Natolien an. Im Jahre 1402 kam es in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora in Natolien, zu einer entscheidenden, für das osmanische Reich sehr nachtheiligen Schlacht. Bajazeth's Heer wurde gänzlich geschlagen, und er selbst, auf der Flucht gefangen, fiel dem Sieger in die Hände. Man erzählt, daß Bajazeth in einen Käfig gesperrt worden; aber es mangelt dieser Erzählung an historischen Beweisen. Timur verwüstete nun mit seiner gewohnten Grausamkeit die osmanischen Staaten, in denen eine gänzliche Anarchie entstand. Der Untergang des schon sehr geschwächten griechischen Kaiserthums wurde dadurch, jedoch nur auf kurze Zeit, aufgehalten. Denn Timur dachte auf neue Eroberungen, und wollte einen Zug nach China unternehmen. Aber er starb in der Zubereitung dazu im J. 1405 im 69sten Jahre seines Alters. Nach seinem Tode wurde sein Reich durch innere Unruhen erschüttert, und zerfiel in mehrere Theile. Einer seiner Nachkommen, Babur (Baber), eroberte (1498) Indostan und wurde der Stifter des Reichs des Groß-Moguls. — Timur war unstreitig ein außerordentlicher Mann. Er schätzte die Wissenschaften und hatte selbst gelehrte Kenntnisse, wie dies auch seine Institutionen beweisen. Aber er war bloß Eroberer, und seine Grausamkeit kannte keine Gränzen. Sein vorzüglichstes Vergnügen war, große Haufen von abgehauenen Köpfen besiegter Feinde vor sich aufschichten zu lassen.

Tanais, bei den Alten der Name des Don.

Tancred, ein Edelmann aus normannischem Geschlecht, der sich durch seine Heldenthaten beim ersten Kreuzzuge auszeichnete und mannichfach von den Dichtern besungen worden ist.

Tanfana, eine Gottheit der alten Deutschen. Man glaubte sonst, daß der Tempel derselben in dem Stifte Münster in Westphalen gewesen sey. Herr von Hohenhausen zu Herford hat in einer neuerlichen Ankündigung einer Schrift, über die Heerzüge der Römer in Westphalen, gezeigt, daß der Ort, wo diese Gottheit verehrt worden, in Bocholzhausen, einem Städtchen an der Bever, im Bisthume Paderborn, der noch bis jetzt den Namen der Tanfanne führt, sei, daß es aber kein Tempel, sondern, nach alter deutscher Sitte, ein Hain gewesen.

Tang (funus) ist der Name für Gewächse des Meeres und salziger Wasser, welche mit den Conferven und Ulven zu der natürlichen Familie der Algen gezählt werden. Von den Conferven unterscheidet sich der Tang dadurch, daß er keinen gegliederten Bau hat. Die äussere Gestalt ist übrigens sehr verschieden. Den feinsten Fäden bisweilen ähnlich, werden sie doch oft blattartig, oft buschig und von knorpligem Bau. Ihre Früchte sind entweder unvollkommen und als bloße Keimkörner anzusehen, oder ächter in Schoten befindlicher Saamen.

Tangente, im Allgemeinen jede gerade Linie, welche mit einer krummen (wenigstens mit jeder solchen krummen, die von einer geraden bloß in zwei Punkten geschnitten werden kann,) nur Einen Punkt gemein hat, und ganz auf einer Seite derselben liegt (geometrische Tangente). Im trigonometrischen Sinne besonders: derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher auf dem Endpunkte eines der, den zugehörigen Bogen einschließenden, Radien senk-



recht steht (folglich den Kreis in diesem Punkte berührt), und vom verlängerten andern Radius (der Secante) geschnitten wird. Die trigonometrischen Tangenten, deren man sich außer den Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient (s. den Art. Trigonometrie), sind ihrem relativen Werthe nach (d. h. mit Beziehung auf einen Halbmesser von einer gewissen Größe) für jeden Kreisbogen berechnet, und solche, ihre Werthe, oder meistens deren Logarithmen, in den trigonometrischen Tafeln, neben den Sinus und Cosinus derselben Bogen angesetzt. Wie diese Berechnung der trigonometrischen Tangenten, durch Beziehung auf Sinus, Cosinus und Radius geschehe, läßt sich, bei Verzeichnung dieser Linien und des zugehörigen Kreisbogens, durch bloße Vergleichung der entstehenden, beiden ähnlichen Dreiecke, sogleich übersehen. — Zur Bestimmung der geometrischen Tangente, vermittelst der Subtangente, ertheilt die Differential-Rechnung unter dem Namen der directen Methode der Tangenten, eine sehr einfache Anleitung. Sie denkt sich nämlich die beiden ähnlichen Dreiecke, deren eins Tangente, Subtangente und, dem Berührungspunkte entsprechende, senkrechte Ordinate; das andere aber die Differentiale des Bogens und der Coordinaten bilden (Leibnitzens sehr paßlich sogenanntes charakteristisches Dreieck): und findet durch Vergleichung dieser beiden Dreiecke die Subtangente $= \frac{y\Delta x}{dy}$. Um also den Werth der Subtangente für jede beliebige Curve zu bestimmen, hat man nur die Gleichung dieser Curve, für rechtwinklichte Coordinaten, zu differentiiren; aus letzterer Differentialgleichung den Werth $\frac{\Delta x}{dy}$ zu ziehen, und diesen mit y zu multipliciren. — Dieser directen Methode der Tangenten, setzt die höhere Analysis eine umgekehrte Methode der Tangenten entgegen (s. wegen Letzterer d. Art. Inversa methodus tangentium). — Beim Clavier- oder Flügelbau heißen Tangenten die kleinen messingenen oder hölzernen Stäbchen, welche hinten auf dem Clavis stehen, und wenn dieser durch den Druck der Finger in Bewegung gesetzt wird, hinten an die Saiten schlagen. D. N.

Tangentialkraft. Um überhaupt einen anschaulichen Begriff davon zu erlangen, wie die Planeten, in Folge der Anziehung, welche die in dem einen Brennpunkte ihrer elliptischen Bahnen ruhende Sonne auf sie ausübt, sonst aber frei im Weltenraume schwebend, diese Bahnen beschreiben können, denke man sich, sie hätten uranfänglich in einem beliebigen Punkte derselben vom Finger der Allmacht einen Impuls erhalten, um sich in der, diesem Punkte entsprechenden, tangentiellen Richtung geradlinicht fortzubewegen. Damit vereinigte sich die Anziehung der Sonne (Centripetalkraft: s. d. A. Centralkräfte), und der Planet mußte also die Diagonale des Parallelogramms beschreiben, dessen Seiten jede dieser beiden Bewegungen, einzeln genommen, für eine gewisse Zeit darstellen. Im folgenden Zeitabschnitte würde der Planet, auch ohne alle weitere Einwirkung einer Kraft, und bloß seiner Trägheit gehorchend, den angefangenen Weg in der Richtung dieser Diagonale fortsetzen; die Centripetalkraft wirkt aber wiederum auf diese erlangte Geschwindigkeit, um den Planeten aufs neue von der letzterhaltenen Richtung abzulenken. Auf diese Art entspringt, wie schon die Fortsetzung einer nach obigen Angaben entworfenen Zeichnung augenscheinlich lehrt, Bewe-

gung um den Mittelpunkt der Kräfte (Central-Bewegung), und zwar bloß in Folge der Centripetalkraft, wenn man nämlich von jenem ursprünglichen Impulse, als der angeblichen Ursache der sogenannten Centrifugalkraft (s. d. A. Centralkräfte), abstrahirt. Dem Planeten wohnt in jedem Punkte seiner Bahn eine gewisse Schwunggeschwindigkeit (Folge seiner seitherigen Bewegung, also ganz eigentlich Wirkung der Trägheit), oder ein Bestreben bei, die letzterhaltene diagonale Richtung fortzusetzen und sich somit zugleich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen. Diesem Bestreben widersetzt sich die, nach diesem Punkte gerichtete, Anziehungs-(Centripetal) kraft. Letztere läßt sich aber wieder in zwei andere Kräfte zerlegen, deren erstere (Normalkraft) auf der Bahn senkrecht ist und also bloß dazu verwendet wird, den Planeten in derselben zurückzuhalten, zu verhindern, daß die krummlinichte Bewegung nicht in ein Entfliehen nach geradlinichter Richtung ausarte; die letztere aber in die Richtung der Bahn selbst fällt, folglich darin nichts ändert, sondern nur auf die Geschwindigkeit wirkt: und diese letztere Kraft nun ist die hier betrachtete Tangentialkraft, so genannt, weil das Element der Curve mit der Tangente zusammenfällt. — Die Betrachtung der Lehre von den Centralkräften ist deßhalb von so ganz außerordentlicher Wichtigkeit, weil die durch Theorie nicht unterstützte Einbildungskraft der Aufgabe fast erliegt, sich einen frei schwebenden Körper zu denken, der unaufhörlich um einen, Anziehung auf ihn ausübenden, Punkt rotirt, ohne gleichwohl je mit diesem Punkte zusammenzustürzen. Allein diese Schwierigkeit wird wegfallen, wenn man es sich, nach dem Vorgetragenen, nur recht versinnlicht, daß selbst die Verbindung der Centripetalkraft mit der, dem Planeten schon beiwohnenden, Geschwindigkeit, weit entfernt das Schwungbestreben desselben zu vermindern, sogar oft auf Vergrößerung desselben wirkt, und die Natur dieser Verbindung, bei richtigem Verhältnisse der Centripetalkraft zum ursprünglichen Impuls, also das Zusammenfallen mit dem Sonnenkörper ganz unmöglich macht. Es ist noch zu bemerken, daß beim Vortrage dieser Lehre gewöhnlich des aus den angeführten Gründen entspringenden Bestrebens des Planeten, sich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen, unter dem Namen der Centrifugalkraft gedacht werde, daß wir aber Anstand genommen haben, dasjenige mit dem Namen einer Kraft zu belegen, was offenbar nur Wirkung der Trägheit ist. Von dem ursprünglichen Impuls ist dabei so wenig mehr die Rede, als, bei der Theorie des Pendels, von dem ersten Stoße, der ihn in Bewegung setzt, wonächst er, andere Einflüsse bei Seite gedacht, in bloßer Folge der Einwirkung der Schwere, seine Schwingungen in alle Ewigkeit fortsetzen würde: ein Gleichniß, welches uns, bei Behandlung dieser schwierigen Materie, immer sehr paßlich vorgekommen ist. D. N.

Tantalus (Mythologie), ein Sohn des Jupiter und König zu Sipylus in Phrygien. Er war ein Günstling der Götter — so erzählt die alte Sage — die öfters bei ihm einkehrten; aber in seinem Uebermuthe verscherzte er diese Gunst. Durch welches Verbrechen, darüber stimmen die alten Sagen nicht überein. Bald soll er den Jupiter durch Verrath beleidigt, bald den Göttern heimlich Nektar und Ambrosia entwendet, bald gar den eigenen Sohn Pelops geschlachtet und ihnen aufgetischt haben. Eben so verschieden wird auch seine Strafe, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte, erzählt. Bald hängt ein gewaltiger Stein ihm über dem Haupte, der ihn je-

en Augenblick zu zerschmettern droht, und den er doch nicht entfernen kann; bald — und das ist die gewöhnliche Vorstellung — steht er bis an den Hals im Wasser, und dicht über ihm hängen die herrlichsten Früchte; aber sowohl diese als jenes weichen zurück, so oft er den brennenden Durst löschen und den quälenden Hunger stillen will. In der That läßt sich keine peinlichere Lage denken, und ihr gleicht nur einigermaßen der Zustand dessen, der mit unbefriedigter Sehnsucht einen heißgewünschten Gegenstand vor sich sieht, ohne ihn erreichen zu können.

Tanz. Tanzkunst. Tanz ist die streng rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers durch die Füße. Einer solchen Bewegung überläßt sich selbst der noch ungebildete Mensch gern, sobald ein mächtiges Gefühl der Freude und Freiheit ihn treibt und über den gewöhnlichen Zustand erhebt. Der vollendete Zustand aber strebt auch, sich angemessen, harmonisch und mit ungewöhnlichem Maße zu verkünden. Darum finden wir Tänze der Wilden, und feierliche Tänze bei festlichen Gelegenheiten, Kriegs- und Friedenstänze, Hochzeittänze 2c. überall, und überall die Bewegung des Körpers an die Veräußerung eines innern Zustandes angeknüpft; und hierin besteht die Grundlage der Tanzkunst. Wird nun einestheils den Bewegungen der Füße, und mit ihnen den sie begleitenden Geberden des Körpers, die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannichfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit, und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen (Eurhythmie) gegeben, und tritt anderntheils das Talent hinzu, die mannichfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Willkür auszudrücken; so zeigt sich die Tanzkunst als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine (durch die Bewegungen des ganzen Körpers) beschränkte Mimik (s. d. Art.), in Hinsicht der Folge dieser Bewegungen eine rhythmische Kunst ist, und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus hervorbringt und erweckt, am liebsten verbindet (s. d. Art. Kunst, schöne Künste). Als rhythmische Mimik ist sie daher auch den Gesetzen des Rhythmus, so wie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Sie ist also hiernach keine bloße, wenn auch künstliche, Bewegung der Füße; und selbst die größte Fertigkeit im Springen und Hüpfen macht noch nicht den schönen Tanz. Eben so ist sie auch von dem unwillkürlichen Ausdruck beschränkter Gemüthszustände durch eine rhythmische Bewegung des Körpers, welchen wir bei dem gesellschaftlichen Tanze des gemeinen Lebens finden, durch höhere Bedeutsamkeit, Mannichfaltigkeit und willkürliche Beherrschung des Ausdrucks verschieden. Da sie aber als schöne Kunst betrachtet etwas Inneres, in sich Vollendetes, harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so fragt sich, welches ist der Kreis von Stoffen, welche diese Kunst zu bearbeiten und darzustellen fähig ist. Die natürlichste Antwort ist: nur dasjenige ist Stoff dieser Kunst, was sich durch mannichfaltig abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers, und die dadurch gebildeten Formen desselben, so wie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da der Tanz zwar von den Bewegungen der Füße ausgeht, aber nicht auf dieselben durchaus eingeschränkt ist, sondern der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Geberden angeschaut wird; so läßt sich auch der Tanz als ein ästhetisches Ganzes bestimmter, auf einander folgender Ge-

fühle, Meinungen und Situationen ausbilden; und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdruckes mit. Aber er ist, wie wir sagten, durch die Bewegung des ganzen Körpers beschränkt, insofern es nämlich unmöglich ist, den Geberden die Ausführung und deutliche Ausbildung zu geben, welche in dem Zustande des ruhenden, oder in weniger abgemessener Folge bewegten und fortschreitenden Körpers möglich ist. Sonach hat also die Mimik, in ihrer selbstständigen Ausbildung, namentlich als Pantomime im engern Sinne (s. d. Art.), einen noch größern Spielraum, als die Tanzmusik, und die letztere muß, selbst in ihrer höchsten Gattung, dem Ballet, immer von jener unterstützt werden. Die Tanzkunst nämlich beschränkt sich auf die Darstellung solcher Zustände und deren Verbindung, welchen eine strengrhythmische Bewegung des Körpers entspricht, und die durch letztere für sich verständlich sind. Von der andern Seite sind aber doch von ihr eben sowohl die bloß künstliche Mechanik als der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Wohlgefühls, als der Würde der schönen freien Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz, als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Drama, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers anschaulich widerspricht; sondern er kann entweder 1) nur einzelne Gefühle und Neigungen, oder 2) eine Reihe von Gefühlen und Situationen zu einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hülfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entspringt (s. Pantomime). — In der letztgenannten Beziehung theilt man den Tanz in den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz (d. i. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zwecke hat, und gewöhnlich nur von Liebhabern [Dilettanten] ausgeführt wird) ist meistens lyrischer Art, er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, heitere, hüpfende, wilde und ungebundene Freude rc. aus. Aber er ist selten kunstmäßig, oder muß wenigstens zur niedern Gattung der Tanzkunst gerechnet werden. In dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche eignen Rhythmus haben und mit eigenen Melodieen begleitet werden. Sie sind zugleich als characteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hieher gehören die Menuet, die Allemande, die Angloise, die Polonoise, der Ländler, Walzer, die Ecossoise u. s. w. — Zu den theatralichen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspiele eingeflochten sind, oder als Zwischenspiele aufgeführt werden; theils die Ballets im engern Sinne (s. Ballet), in welchen sich die Tanzkunst in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, welcher ein historisches oder mythisches und poetisches Factum zum Gegenstande hat. Man macht gewöhnlich die Eintheilung in idealische, characteristische und grotteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische und

Groteske leicht einsicht. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, ie hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng, wie im rezi- irten Drama oder im Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen, und u einem bewegten Gemälde verbunden seyn. Um die Folge dieser ünstlichen Bewegungen, wie die Töne eines Tonstücks, schriftlich oder ielmehr bildlich zu verzeichnen, hat man die Choregraphie er- unden (s. d. Art.). — Ueber die Geschichte der Tanzkunst nur Fol- endes. Wenn man von den Tänzen der alten Griechen und Römer ört, und berichtet wird, man habe den Achilles, den Alexander rc., ie Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit rc. getanzt,) ist dieses von der fortschreitenden, pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu erstehen, da überhaupt das Wort tanzen, saltare (s. d. Art. Pan- omime), bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen, auch as Geberdenspiel dazu gerechnet ward, und bei den Griechen ὀρχησις ie Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mit- in die Action in sich begriff. Ueberhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früherhin von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst Orchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, so fern diese vorzüglich in der zarten Be- eutsamkeit der Geberden und Bewegungen besteht, die wie er Gang des Schauspielers durch Tact geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener ort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener (z. B. Ri- aldo Corso und Fabric. Caroso) über den Tanz. Sie, und vor- üglich die Franzosen (geborne Tanzmeister, wie sie Kant ennt), haben die neuere Tanzkunst ausgebildet und auf den öchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, so daß das Ballet der pariser großen Oper lange Zeit das non plus ultra der Tanzkunst gewesen zu seyn scheint, und zum Theil noch ist. Was er Deutsche jedoch auch in diesem Fache zu leisten im Stande ist, eigt das in seiner Art einzige Kinderballet in Wien, von dem enialen Tanz- und Balletmeister Horschelt errichtet. Unter Lud- ig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstli- hen theatral. Tanz der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt ie Tanzkunst dem als Theoretiker und Praktiker berühmten Noverre s. d. Art.), welcher sowohl d'Arbeau's als Romeau's Schriften über ie Tanzkunst weit hinter sich zurückließ. Auch heutzutage bilden die ranzösischen und italienischen Tänzer zwei verschiedene Schulen, von elchen jedoch die erstere das Uebergewicht hat. Die Namen Gardel, Bestris rc. zeigen das Höchste der neuern Tanzkunst an, und mehrere etzt beliebte Ballete, vorzüglich Zephyr und Flora, sind fast welt- erühmt geworden. — Indessen ist es doch auch nicht zu läugnen, daß der theatralische Tanz auch zu einem seiltänzerischen Springen, Equilibriren und Kunststückmachen ausgeartet, und der Tanz immer- mehr die plastische Kraft und Bedeutung verloren hat. Je riskanter und halsbrechender eine Stellung ist, desto größer der Triumph, und ie Franzosen haben auch in dieser Hinsicht die Palme errungen." Ausführlich handeln über die Geschichte des Tanzes im Allgemeinen Bourdelot histoire de la danse sacrée et profane, ses pro- grès et ses révolutions depuis son origine etc. Paris 1724. 12.

und Cahusac traité de la danse anc. et moderne, Paris 1753, 12. 3 Thle (auch deutsch). Ueber den Tanz der Griechen und Römer: Rambach von Orchestik oder Tanzkunst der Griechen im 3ten Bande S. 617 seiner Uebersetzung der Pottersch. Archäologie, und Bergsträßer Gedanken von der Orchestik oder über den Tanz der Alten im 3ten Bde des Schirachschen Magazins der deutschen Kritik; über die Tänze der Juden insbesondere Zeltner de choreis vet. Judaeorum diss. Altorf 1726. 4. und Renz de religios. saltationibus vet. Judaeor. Lips. 1738. 4.; von den christlichen Tänzen, Brömel (von den Festtänzen der ersten Christen, Jena 1701, 4.); von den Tänzen der Chinesen, Mémoires sur les Danses chinoises in den Variétés litéraires Bd. 1. S. 472 und Bd. 2. S. 309; von den Tänzen wilder Völker, Lafiteau in s. Moeurs des sauvages Thl. 1. S. 181, 203, 410 und in den Reisebeschreibungen rc. — Theoretische Anweisungen zur Tanzkunst sind nach Noverre wenige von Bedeutung geschrieben worden. Zu ihnen gehören Martinets Anfangsgr. d. Tanzk. mit vorzügl. Rücksicht auf die Menuet, a. d. Franz. Lpz. 1797.; Kattfuß Taschenbuch für Freunde und Freundinnen der Tanzkunst oder Choregraphie rc. Lpz. 1800 — 1802 in 2 Thln. m. K. und Mädels Tanzk. f. d. elegante Welt rc. Erf. 1805. T.

Tanzmusik. Das Eigenthümliche dieser Musik beruht auf dem Vorherrschen des Rhythmus, welcher die tänzerischen Bewegungen hebt und unterstützt. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung, (denn hier ist die Musik dienend und untergeordnet,) sehr einfach, ja monoton. Einige bedienen sich, wie wir wissen, nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kunstsinnigen Griechen tanzte man zum Gesang. Heutzutage aber ist die Tanzmusik reine Instrumentalmusik und es fehlt unsern gewöhnlichen Tanzstücken das Charakteristische in dem Grade, als der Tanz blos zum unwillkürlichen Ausdrucke der Empfindung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. Nur die Melodie der Nationaltänze weniger gebildeter Völker zeichnen sich noch durch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. Die höhere theatralische Tanzmusik (Balletmusik) aber setzt voraus, daß der Componist alle Arten des Rhythmus hervorzubringen, und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung zu bezeichnen geschickt sey. In dieser Gattung haben sich große Meister ausgezeichnet, z. B. Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Righini, Clementi, Pleyel, Kauer, Müller, Wranizky rc. T.

Tapeten, von dem lateinischen Worte tapes oder tapetum. — Die Verfertigung der Tapeten mit Zeichnungen von natürlicher Größe und Farben ist die höchste Stufe der Weberkunst. Die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras gemacht, daher sie bei den Italienern Arazzi heißen. Dort ließ Papst Leo X. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die berühmten Raphaelischen Tapeten — so genannt, weil die Figuren nach Raphaels Cartons gefertigt wurden — wirken, und machte mit einigen derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie noch sind. (Letztere befinden sich in einem eignen Saale des Erdgeschosses im Augusteum) Die, welche in Rom geblieben waren, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, sind aber jetzt wieder in Rom. — Nach der Verschiedenheit des Stuhls, auf welchem die Tapeten gewirkt werden, nennt man sie hautelisse oder basselisse;

bei dem letztern ist die Kette wagerecht, und das Gewebe meist sammtartig, beim erstern ist die Kette senkrecht und die Arbeit schwieriger. (S. Hautelisse.) Die schönsten Tapeten dieser Art werden in der Vorstadt St. Marceau zu Paris, in der Fabrik der Gobelins (s. d. Art.) gemacht, welche Colbert 1667 anlegte, und dem Maler Lebrun die Direction derselben übergab. Man hat seit dieser Zeit viele Verbesserung in der Maschinerie gemacht, und die Arbeiten, die diese Fabrik liefert, verdienen Bewunderung. Die Weber arbeiten an der umgekehrten Seite des Teppichs; ihr Arbeitslohn ist mäßig, höchstens drei Livres (18 Gr.) täglich. Zu Rom, Petersburg, Berlin und München gibt es auch Arbeiten in dieser Art. Aehnliche Arbeiten sind die türkischen oder persischen Tapeten aus der Fabrik Savonnerie — weil ehemals ein Seifensieder sein Gewerbe an diesem Orte trieb — zu Chaillot, einem Dorfe bei Paris. Man nennt sie türkische Tapeten, weil die Saracenen unter Carl Martel diese Weberei nach Frankreich gebracht haben sollen. Der Unterschied zwischen diesen und den Gobelins besteht darin, daß der Weber die Vorderseite vor den Augen hat. Die Quadratelle, die sonst 220 Livres kostete, kommt jetzt auf 500 Livres zu stehen. Ein vollständiger Teppich erfodert eine sechsjährige Arbeit verschiedener Weber. Der Arbeitslohn ist wie bei den Gobelins. Die Portraits, welche diese Fabrik geliefert hat, sind vorzüglich schön. In Wien ist auch eine Tapetenfabrik a la Savonnerie eröffnet.

Tapferkeit ist die Stärke der Seele, die sich in großen Gefahren durch anhaltenden und kräftigen Widerstand kund thut. Sie gehörte mit zu den Cardinaltugenden der Stoa, und die Alten nannten sie die heroische Tugend, weil sie dem Helden eigen ist. In sittlicher Hinsicht zeigt sie sich durch das beharrliche Streben, alle Hindernisse und Unannehmlichkeiten, welche der Tugend entgegengesetzt werden mögen, zu überwinden. Soll die Tapferkeit moralischen Werth haben, so muß sie nicht bloße Gabe der Natur, sondern aus freiem Entschluß erzeugt und auf sittliche Zwecke gerichtet seyn. Die Beharrlichkeit bei unsittlichen Principien ist Trotz, Hartnäckigkeit, Hartherzigkeit oder Verstocktheit. Gefahren ohne Noth wagen ist Verwegenheit, und sich ohne Wahrscheinlichkeit eines Nutzens für sich oder andere in dieselben stürzen Tollkühnheit. Unerschrockenheit und Beständigkeit sind gleichsam die Elemente der Tapferkeit, indem jene in der Festigkeit des Geistes bei eintretender Gefahr, diese in dem Beharren bei dem einmal gefaßten Entschlusse besteht. Wiewohl die Tapferkeit größtentheils eine Gabe der Natur, und vorzüglich Eigenthum des Mannes ist, so kann sie doch allerdings auch durch Gewöhnung und Reflexion ausgebildet und weiter entwickelt werden. Vorzugsweise wird sie als Tugend des Kriegers betrachtet, der sein Leben auf das Gebot des Staats den drohendsten Gefahren preis gibt, aber sie ist nicht Tugend, wo sie nur ehrsüchtige Kühnheit ist.

Taprobana, bei den Alten der Name der Insel Ceylon.

Tara oder **Thara** (aus dem Spanischen) bedeutet in der Handlung 1. einen Abzug am Gewichte. Es wird in oder vom Hundert genommen; 2. eine Abzugsrechnung, wodurch man das Gewicht der Fässer und anderer Emballirung, wenn die Waaren noch eingepackt sind, gehörig abzieht, und den Werth der Waaren bestimmt, daher Tararechnung Abzugsrechnung. Es kann vom Tara nur bei solchen Waaren die Rede seyn, welche nach dem Gewichte verkauft werden.

Tarantel. Diese bekannte, und durch ehemalige Fabelei so berüchtigt gewordene Spinne, welche vorzüglich in Italien, und zwar am häufigsten um Taranto — daher auch ihr Name — außerdem aber auch in andern Ländern des südlichen Europa u. s. w. getroffen wird, ist etwas größer und stärker als die gewöhnliche Kreuzspinne. Eine vollkommene Tarantel ist einen Zoll lang, hat acht Füße, und ihr Leib besteht aus zwei Theilen, die nur durch einen dünnen Canal zusammenhängen — sie hält sich in Höhlen in der Erde, oder auch in Mauerritzen und alten Gebäuden auf, wo sie denn ein Gewebe um sich herumzieht, um allerlei Insecten für ihre Nahrung zu fangen. Viel hat man sonst von dem Bisse dieses Insectes gefabelt, besonders auch, daß der von der Tarantel Gebissene (tarentolato) in eine Raserei verfalle, welche nur dann nachlasse, wenn man ihm recht lange eine gewisse Musik vorspiele, und ihn nach derselben tanzen lasse. Diese Melodie, welche besonders der Provinz Apulien eigen ist, heißt Tarantella, und die auf jene Art Verwundeten sollen nach dieser Melodie so lange tanzen, bis sie in den heftigsten Schweiß gerathen, ja oft in einer gewissen Wuth Stundenlang fortanzen, bis sie vor Ermattung niederfallen. Die ganze Sache hält man heut zu Tage — und wohl mit Recht — für Erdichtung; vielleicht war es auch oft Betrügerei von Gauklern u. dgl. Wohl mag der Biß dieses Insectes heftiger wirken als von andern, möglich auch, daß, wenn besonders in heißen Ländern Entzündungen hinzukommen, der Stich tödtlich werden kann; allein dieser Fall tritt auch bei dem Bisse anderer ganz unschädlicher Insecten ein, und in den meisten italienischen Städten hat man nicht größere Furcht vor diesem, eigentlich nur ein heftiges Jucken verursachenden Stiche, als vielleicht bei uns vor dem Mückenstich, der eben so gut durch Entzündung und bei reizbaren Personen bedeutend, wohl gar gefährlich werden kann.

Tarent, eine alte griechische Pflanzstadt in Unteritalien, die von lacedämonischen Auswanderern, von den sogenannten Partheniern, 700 Jahre vor Chr. gegründet wurde. Sie war eine der blühendsten und mächtigsten Städte Großgriechenlands, und behauptete lange ihre Unabhängigkeit von Rom. Auch galt sie für eine der üppigsten und prachtliebendsten; doch fand Pythagoras einst hier viele Anhänger, und der Luxus war zugleich dem Gedeihen der schönen Künste förderlich. Einer der berühmtesten Tarentiner ist Archytas, Platons Schüler, ein scharfsinniger Mathematiker. Im Jahre 272 vor Chr. wurde die Stadt den Römern unterworfen. Sie ist noch jetzt als eine kleine Stadt des neapolitanischen Reiches vorhanden, und hat ihren Namen fast unverändert erhalten — Tarento.

Tarif, eigentlich ein Verzeichniß des Preises gewisser Waaren, aber auch Verzeichniß dessen, was für ein- und ausgehende Waaren an Zoll zu bezahlen ist: Zoll-, Accis-, Geleits-Rollen.

Tarokspiel. Es ist das interessanteste, aber schwierigste und verwickeltste unter allen Kartenspielen, das mit 78 Blättern gespielt und von den dazu gehörigen 22 Trümpfen oder Taroks benennt wird. Wenn das Tarokspiel, wie man behauptet, eine Erfindung der Türken ist, und von ihnen nach Spanien, durch die Kreuzzüge nach Italien u. s. w. gebracht worden ist, so daß die französischen und deutschen Karten, und darauf begründeten Spiele nur in Nationalgewohnheiten aufzusuchen sind: so dürfte vielleicht das Tarokspiel seinem morgenländischen Ursprunge am getreuesten geblieben seyn. Eben durch jene 22 Taroks, und vier, zwischen Dame und Buben inne ste-

hende Cavals entsteht jene von der gewöhnlichen französischen Karte verschiedene Anzahl von Blättern, denn mit Ausnahme der genannten sind alle Farben und Blätter gleich. * r.

Tarpeja war die Tochter des Spurius Tarpejus, eines Römers, dem in dem Kriege des Romulus mit den Sabinern die Behauptung einer Burg auf der südlichen Spitze des capitolinischen Berges anvertraut war. Sie ließ sich vom Tatius, dem Heerführer der Sabiner, bestechen, ihm ein geheimes Thor in diese Burg zu eröffnen, und einer Sage nach erhielt jene Seite des Berges den Namen tarpejus mons. Bekanntlich wurden bei den Römern Verbrecher von dem tarpejischen Felsen (saxum tarpejum, rupes turpeja) herabgestürzt. Oft bedrohten die Volkstribunen Personen vom ersten Range mit dieser Strafe, die auch zu Horazens Zeiten noch nicht abgeschafft war. Tiberius ließ sie sogar noch an dem Sextus Marius vollziehen.

Tarquinius (Lucius), der Aeltere (Priscus), König der Römer, Sohn eines corinthischen Kaufmannes, folgte dem Ancus Martius, und regierte vom Jahre Roms 138 — 175. Er vermehrte die Zahl der Senatoren und der Ritter, und erweiterte durch seine beständigen Kriege mit den Lateinern, Sabinern und Etruskern die römische Macht. Mit den von diesen Völkern eroberten Schätzen verschönerte er die Stadt Rom, ließ sie mit einer Mauer versehen, gründete das Capitolium, führte die Triumphaufzüge und andere Gegenstände des Luxus ein, und legte den Grund zu den Tempeln des Jupiter, der Juno und der Minerva. Er hatte seine Tochter mit Servius Tullius verheirathet, und den Versatz, die Königswürde von Rom auf seinen Schwiegersohn zu vererben. Die Söhne des Ancus Martius wollten dies verhindern, mietheten deßhalb zwei Jäger, die einen verstellten Streit vor den Thoren des königlichen Palastes anfangen mußten, und einige Mitverschworne mußten den Tarquinius zur Beilegung des Kampfes herbeirufen. Als der König den einen von den Streitenden über den Zwist befragte, schlug ihn der andere mit seiner Streitaxt nieder und entfloh. Die Wunde war tödtlich, allein die Königin Tanaquil, Tarquinius Gemahlin, wußte so listig den Tod ihres Gatten (welcher im 80sten Lebens- und im 39sten Regierungsjahre desselben erfolgte), zu verbergen, daß ihr Schwiegersohn Servius Tullius zur Königswürde gelangte.

Tarquinius Superbus, der siebente und letzte der alten römischen Könige, der durch seinen Uebermuth und seine Zwingherrschaft (was beides sein Beiname bezeichnet) sich mit Recht verhaßt machte, und nebst seinem Sohne, Sextus (dem Schänder der Lucretia), die Veranlassung war, daß Rom in einen Freistaat umgewandelt wurde. Schon seine Thronbesteigung war durch ein scheusliches Verbrechen gebrandmarkt; denn er hatte seinen Schwiegervater, den vorigen König, Servius Tullius, auf Anstiften, wie es heißt, der eignen Tochter desselben, seiner Gattin, ermordet. Um sich als eigenmächtiger Gebieter zu sichern, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache, die meist aus Ausländern bestand. In mehrern Kriegen mit den Nachbarn zeigte er sich als einen tüchtigen und glücklichen Feldherrn; doch alles dieß schützte ihn nicht gegen den Unwillen der von ihm Unterdrückten, an deren Spitze sich Brutus stellte (s. d. Art.). In einem Alter von 76 Jahren, nach einer 25jährigen Regierung, mußte er mit seinem Sohne flüchten, und starb 90 Jahr alt, in Kumä, nachdem er umsonst, durch List und Gewalt versucht hatte, sich seiner vorigen Herrschaft wieder zu bemächtigen,

indem er zuerst eine Verschwörung zu seinen Gunsten in Rom anzuzetteln suchte, und dann, da dies mißlang, mit Hülfe des etruskischen Königs, Porsena, und nachher der Sabiner, Lateiner und anderer benachbarter Völkerschaften, die Römer bekriegte.

Tarsus, die alte große Hauptstadt Ciliciens, eine Zeitlang der Sitz eigner von der persischen Oberherrschaft abhängiger Könige. Es ließen sich hier unter der Regierung der Seleuciden viele Griechen nieder, die sogar eine Art von hoher Schule für Philosophie und Philologie daselbst gründeten, welche zur Zeit der römischen Kaiser sehr berühmt war und in ihrer größten Blüthe stand. Hier wurde der Apostel Paulus geboren und empfing seine gelehrte Bildung. Jetzt ist es ein armer Ort; doch zeugt der Umfang der alten Mauern von der ehemaligen Größe.

Tartane, ein kleines leichtes Fahrzeug, das vorzüglich im mittelländischen Meere, theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird, nur einen großen Mast und einen Fockmast hat, und, wie alle kleinere Schiffe in diesem Meere, dreieckige Segel führt, welche die Italiener vela latina nennen.

Tartaren, Tartarei, s. Tataren, Tatarei.

Tartarus (Mythologie), nannten die Alten den Ort der Strafe, wo die Titonen und Verdammten eingeschlossen waren. Sie dachten ihn sich unter der Erde, in ewiges Dunkel gehüllt, als den Gegensatz vom Elysium, umgeben von einer dreifachen Mauer, und von dem feurigen Strome Phlegethon und dem Acheron begränzt. Eine ausführliche Schilderung dieses schaudervollen Aufenthaltes findet sich bei Hesiodus, einem der ältesten griechischen Dichter. Gleich fern von der Erde (heißt es bei ihm in der Theogonie) ist des Tartaros finsterer Abgrund (nämlich als der Himmel entfernt ist von der Erde).

Wenn neun Tag' und Nächte sodann ein eherner Amboß
Fiele hinab von der Erd', am zehnten käm' er zum Abgrund.
Ehrnes Geheg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang.

Damit ist vorzüglich Virgils Beschreibung im sechsten Buche der Aeneis (V. 577) zu vergleichen, wo die Strafen der Verdammten umständlicher geschildert werden. Dort liegt der ungeheuere Tityos über neun Hufen Landes hin ausgestreckt, und nährt mit seiner Leber zwei nimmer weichende Geier; Sisyphos wälzt den gewaltigen Stein, Irion wird mit dem Rade umgedreht, und Tantalos muß ewig hungernd und durstend schmachten, und die Danaiden schöpfen die lethäische Fluth in durchlöcherte Gefäße. In den ältesten Vorstellungen erscheint oft 2) das ganze Todtenreich als ein düsterer unterirdischer Ort, und wird bisweilen im Allgemeinen durch den Namen Tartaros als Plutons Reich bezeichnet; eigentlich aber dachte man sich gewöhnlich den Tartaros, den Aufenthalt der Titanen und Verdammten, als den tiefsten und finstersten Theil der Unterwelt, welcher zur Linken liege.

Tartini (Giuseppe), einer der größten italienischen Violinspieler in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Er war zu Pirano 1692 geboren, studirte die Rechte zu Padua, heirathete aber ein Mädchen heimlich, das er liebte, und mußte, von ihrer Familie verfolgt, flüchten. Er ging daher verkleidet als Pilger nach Rom und blieb dann einige Jahre bei einem Verwandten im Minoritenkloster zu Assisi, wo er sich der Musik, die er vorher nur nebenbei getrieben hatte, mit allem

Eifer widmete. Er ging hierauf nach Padua zurück, wo sich unterdessen der Zorn der Familie gelegt hatte; sein Ruhm stieg immer mehr und Kaiser Carl VI. ließ ihn zur Krönung nach Prag berufen. Nach drei Jahren kam er wieder zurück, und errichtete in Italien seine berühmte Musikschule, aus welcher Männer wie Nardini hervorgingen. Er brachte, wie Schubart sagt, Bogenleitung und Applicatur in ein System, doch bemerkt der letztere auch, daß der majestätisch träge Zug die Geschmeidigkeit des Bogens hemme und daher das Spiel dieser Schule sich vorzüglich zum Kirchenstyl eigne. Tartini war Meister in der Composition, wie im Spiel, und der gefeierte Lehrer aller, die die Musik gründlich in jener Zeit üben wollten. Namentlich hat er auch als solcher zur Bildung des Capellmeisters Naumann wesentlich beigetragen. Seiner Werke, sowohl der practisch-theoretischen, über Führung des Bogens u. s. w., als auch der bloß für den Vortrag berechneten, sind ziemlich viele, und die wenigsten der letztern dürften jetzt, selbst von guten Meistern, vorgetragen werden, weil sie dem Geschmacke und der Bogenführung, die jetzt gewöhnlich ist, ziemlich fremd sind. Das berühmteste, was er schrieb, war seine sogenannte Teufelssonate, unmittelbar, wie er selbst geglaubt zu haben scheint, vom Teufel eingegeben. Er hatte sie immer, wenigstens im Zimmer vor sich hängen, und als Product einer ganz besonders begeisterten Stimmung konnte sie allerdings ihm durch die Entstehung, seinen Zeitgenossen durch ihre frappanten Gänge, Dissonanzen und Passagen merkwürdig seyn. Er starb 1770.

Tartsche, wahrscheinlich ein slavisches Wort, denn es ist noch in der polnischen und russischen Sprache, ein runder, in der Mitte erhabener Schild, der sonst besonders bei den Türken sehr gewöhnlich war.

Tartüffe, das berühmteste Lustspiel von Molière, 1664 zuerst vor Ludwig XIV. auf die Bühne gebracht. Es war, behaupteten Einige, darin der Charakter von Ludwigs Beichtvater, dem Pater la Chaise copirt. Der Ausruf eines italienischen Devoten: O Signor, tartufi! (O Herr, Trüffeln!), den Molière einst zufällig hörte, soll ihn veranlaßt haben, den Namen Tartüffe seinem Scheinheiligen zu geben. Hatte Molière schon vorher durch seine Geißelhiebe Aerzte, Verbildete, Gecken, Thoren aller Art mit einem Worte, gereizt und sich Feinde erweckt, so war mit dem Tartüffe der Krieg nun vollends erklärt, und die Geistlichkeit bot alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publicum zu hindern. Zwei Jahre bemühte sich Molière vergebens bei Hofe, beim päpstlichen Legaten, bei den Prälaten, diese zu bewirken. Als eben schon der Vorhang aufgehen sollte, ward es noch untersagt, weil, wie Molière es ankündigte, der Herr Präsident (des Parlaments) nicht erlauben wollte, ihn vorzustellen (zum Narren zu haben: Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!). Erst 1669 im Februar hatte Molière sein Ziel erreicht, und drei Monate wurde es ununterbrochen hinter einander gegeben, zum Verdrusse aller Scheinheiligen, Betschwestern und Heuchler, die hier mit allem Witze und Scharfsinn gezeichnet waren, welche Molière noch jetzt zu einer Fundgrube der Komik machen.

Tasso (Bernardo), der Vater des berühmten Torquato, selbst einer der vorzüglichsten epischen und lyrischen Dichter Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne verdunkelt worden. Bernardo Tasso war im J. 1493 zu Bergamo aus einem alten adeligen Geschlechte geboren, zeigte schon als Knabe viel Anlagen, und erhielt von sei-

nen Aeltern, und nach deren frühem Tode von seinem Onkel, Luigi Tasso, Bischof zu Recanati, eine sorgfältige Erziehung. Er machte schnelle Fortschritte im Griechischen und Lateinischen, und cultivirte bald mit gleichem Erfolg die italienische Poesie und Beredsamkeit. Er war 27 Jahre alt, als er sich nach Padua begab, um sich dort durch den Unterricht und den Umgang gelehrter Männer weiter auszubilden. Er beschäftigte sich hier nicht bloß mit der Poesie, sondern auch mit der Staatskunst und Staatswissenschaft, durch welche er Glück und Ehre zu erwerben hoffte. Als Dichter wurde er schon damals durch ganz Italien bekannt, besonders als er seinen Schmerz über den Verlust seiner Geliebten, der Ginevra Malatesta, in einem herrlichen Sonette aussprach, so wie er sie früher in seinen Versen gepriesen hatte. Graf Guido Rangone, päpstlicher General, ein Freund der Wissenschaften, nahm ihn in seine Dienste, und übertrug ihm bald die schwierigsten Unterhandlungen zu Rom mit Clemens VII., und in Frankreich mit Franz I. Bernardo trat nachher in die Dienste der Prinzessin Renata, Herzogin von Ferrara, verließ jedoch bald diesen Hof, und ging nach Padua, und von da nach Venedig zurück. Hier gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die ihm eine Stelle unter den ersten, damals lebenden Dichtern verschaffte. Ferrante Sanseverino, Fürst von Salerno, nahm ihn (1531) unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen als Secretär in Dienste. Als Sanseverino mit einer auf eigne Kosten ausgerüsteten Galeere Carl V. auf dem Zuge nach Tunis begleitete, befand sich auch Tasso in seinem Gefolge. Nach dieser Unternehmung ging er in Geschäften seines Fürsten nach Spanien, und als er nach Salerno zurückkam, verheirathete er sich 1539 mit der schönen, reichen, durch Geist und Tugend ausgezeichneten Porzia de Rossi. Mit seines Fürsten Genehmigung zog er sich nach dem anmuthigen Sorrento zurück, wo er mehrere Jahre höchst glücklich verlebte. Seine Muße wandte er auf die Poesie und begann sein Gedicht Amadis. Das Unglück seines Herrn, des Fürsten Sanseverino, der für einen Rebellen gegen Carl V. erklärt und seiner Güter beraubt wurde, brachte auch unsern Tasso in die größte Verlegenheit. Er war genöthigt, einen andern Zufluchtsort zu suchen, verlor während dieser Zeit seine geliebte Porzia durch den Tod, und kam endlich (1556) von allem entblößt, einzig mit seinem Gedicht Amadis nach Ravenna. Der Herzog von Urbino (Guidobaldo II. von Ravenna) machte seiner Noth ein Ende, und rief ihn nach Pesaro. Hier athmete Bernardo wieder freier; er lebte in geehrten Verhältnissen und ohne Sorgen. Diese Ruhe benutzte er, den Amadis zu vollenden. Dann begab er sich nach Venedig, wo ihm die größten Auszeichnungen zu Theil wurden, und besorgte hier 1560 eine schöne Ausgabe seines Amadis, und eine sehr vermehrte Ausgabe seiner Gedichte. Im J. 1563 trat Bernardo als erster Secretär in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Mantua, der ihn mit Beweisen der Hochachtung und des Vertrauens überhäufte. Trotz seines hohen Alters war er noch in ungeschwächter Kraft, und stets mit der Poesie beschäftigt. Er zog aus dem Amadis die Episode des Floridante, und begann sie zu einem eigenen Epos zu bearbeiten. Aber er war noch nicht weit damit vorgerückt, als er bald nach seiner Ankunft in Ostiglia, wohin er als Gouverneur gegangen war, erkrankte, und am 4. Sept. 1569 in den Armen seines Sohnes Torquato starb. Der Herzog ließ den Leichnam in Sant' Egidio zu Mantua beerdigen und einen schönen Marmor auf die Grabstätte legen, mit der einfa-

chen aber gnügenden Inschrift: Ossa Bernardi Tassi. Später ließ Torquato die Asche seines Vaters nach Ferrara bringen, und in St. Paul bestatten. Von Charakter war Bernardo eben so liebenswürdig als achtungswerth; Stolz, Neid und Rachsucht waren seinem freien, heiteren Gemüth unbekannt; vielmehr war er anspruchslos, offen, ein Freund seiner Freunde, und auch im Ungemach gefaßt und gleichmüthig. Sein Hauptwerk ist sein Amadis, ein romantisches Epos, worin der Dichter ein großes und schönes Talent entwickelt hat. Kunstreich sind drei Hauptfabeln in einander geschlungen, die mannichfaltigsten Episoden wechseln mit einander, und stete Ueberraschungen unterhalten das Interesse. In dem Ausdruck zärtlicher Leidenschaften, in Naturschilderungen, in der lebendigen Darstellung von Kämpfen und Abenteuern findet sich alles aufgewendet, was die Poesie darbietet. Aber mit allen diesen herrlichen Eigenschaften hat er Ariosts Orlando nicht erreicht, von dem allein er übertroffen wird. Seine lyrischen und übrigen Gedichte in fünf Büchern gehören zu den lieblichsten, welche Italien besitzt. Außerdem haben wir von ihm in Prosa eine, in der Akademie zu Venedig gehaltene Rede über die Poesie, und drei Bände Briefe, die sowohl für sein und seines Sohnes Leben, als auch für die politische und Literaturgeschichte seiner Zeit wichtig sind. M.

Tasso (Torquato). Dieser durch seine unsterblichen Werke allgemein berühmt, durch seine Schicksale ein Gegenstand schmerzlicher Theilnahme gewordene Dichter war des obengenannten Bernardo Tasso Sohn, und den 11. März 1544 zu Sorrento geboren. Seine Anlagen entwickelten sich ungewöhnlich früh und schnell; dabei zeigte er sich schon als ein zartes Kind stets ernst, nie lachend noch weinend. Er wurde, als er drei Jahre alt war, dem Unterricht des Giovanni d'Angeluzzo übergeben, und machte in zwei Jahren so große Fortschritte, daß sein damals wieder heimgekommener Vater dadurch eben so sehr überrascht als erfreut wurde. Von seinem siebenten Jahre an besuchte er die Schulen, welche die Jesuiten in Neapel eröffnet hatten. Hier blieb er drei Jahre, und lernte die besten lateinischen und griechischen Schriftsteller verstehen und erklären. Dann berief ihn sein Vater nach Rom, wo er unter dessen Augen seine Studien mit gleichem Erfolge zwei Jahre fortsetzte. Darauf ging er unter Angeluzzo's Leitung nach Bergamo, und sechs Monate darauf nach Pesaro, wo sein Vater bei dem Herzog von Urbino Aufnahme gefunden hatte. Hier theilte er den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs. Seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Poesie; damit verband er Mathematik und alle ritterlichen Uebungen. Als sein Vater sich in Venedig aufhielt, blieb er ein Jahr lang bei ihm dort, und ging sodann nach Padua, mit der Bestimmung, die Rechte zu studiren. Aber seine Neigung zog ihn unwiderstehlich zur Poesie, und in einem Alter von siebenzehn Jahren trat er mit einem epischen Gedicht in zwölf Gesängen, Rinaldo, hervor, das er dem Cardinal Lodovico von Este zueignete. Italien nahm dieses Werk mit allgemeinem Beifall auf, und der Vater willigte nach langem Widerstande ein, daß er die Rechtsstudien aufgab. Jetzt widmete sich Torquato mit doppeltem Eifer literarischen und philosophischen Studien, und folgte zu diesem Zweck einer Einladung nach Bologna. Hier begann er, den schon in Padua gemachten Entwurf zu einem epischen Gedicht von der Eroberung Jerusalems unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon auszuführen. Aber in diesen Beschäftigungen sah er sich unerwartet ge-

stört. Man hielt ihn fälschlich für den Verfasser eines umgehenden satirischen Gedichts, und unterwarf ihn einer gerichtlichen Untersuchung. Diese Kränkung bewog ihn, Bologna zu verlassen. Er ging zuerst nach Modena, und folgte dann der Einladung seines Jugendfreundes, des jungen Scipione Gonzaga, der in Padua die Akademie der Eterei gestiftet hatte, und der Tasso an der Spitze derselben zu sehen wünschte. Mit höchstem Fleiße studirte er die Philosophie des Aristoteles, besonders aber des Plato, zu dem sein eigener Geist ihn vor allen hinziehen mußte. Dabei verlor er sein Epos nicht aus dem Auge; wie ernstlich ihn die Theorie dieser Gattung beschäftigte, beweisen seine damals verfaßten drei Dialogen darüber. Der Cardinal Lodovico von Este ernannte ihn nachher zu seinem Hofcavalier, und wollte, daß er bei der Vermählung seines Bruders Alphons mit einer Erzherzogin von Oesterreich in Ferrara gegenwärtig seyn sollte. Tasso ging (im Oct. 1565) dahin, und wohnte den glänzenden Festen dieses prachtliebenden und galanten Hofes bei, womit jene Vermählung gefeiert wurde. Die beiden Schwestern des Herzogs, Lucretia und Leonora, beide zwar nicht mehr jugendlich, aber schön und liebenswürdig, schenkten dem Dichter ihre Gunst, besonders erstere, die ihn bald bei Alphons einführte. Dieser Fürst, welcher wußte, daß Tasso die Eroberung Jerusalems in einem Epos verherrlichen wollte, empfing ihn auf das schmeichelhafteste, und ermunterte ihn zu seinem Unternehmen so dringend, daß der Dichter nicht nur zu seiner seit zwei Jahren unterbrochenen Arbeit zurückkehrte, sondern auch beschloß, sein Werk dem Herzog Alphons zuzueignen und überhaupt dem Ruhme des Fürstenhauses zu widmen, von dem er damals so große Gunst genoß. Nur auf kurze Zeit verließ er Ferrara, um Padua, Mailand, Pavia und Mantua, wo er abermals seinen Vater sah, zu besuchen. Mit erhöhtem Ruhme kehrte er zurück. Eine junge Dame, Lucretia Benadidio, wurde der Gegenstand seiner dichterischen Ergüsse. Durch dieses Verhältniß ward er der Nebenbuhler von des Herzogs Secretär Pigna, dessen Feindschaft ihm nachtheilig werden konnte. Seine Beschützerin Leonore, welche dieses Uebel voraussah, wußte ihm auch vorzubeugen. Großen Schmerz verursachte dem zart und tieffühlenden Herzen Tasso's der unerwartete Tod seines geliebten Vaters; doch hielten weder dieser Trauerfall, noch sonstige Zerstreuung ihn ab, täglich an seinem Gedichte zu arbeiten, von dem er acht Gesänge vollendet hatte, als er im Gefolge des Cardinals von Este nach Frankreich reiste. Hier ward er von Carl IX. sowohl als von dem ganzen Hofe mit Auszeichnung aufgenommen. Der Dichter Ronsard war sein Freund, und beide theilten sich ihre dichterischen Arbeiten mit. Indeß mochte Tasso sich über den Gegenstand, der damals alle Gemüther beschäftigte, zu frei und rücksichtlos für die Verhältnisse, in denen er mit dem Cardinal stand, äußern; er verlor die Gunst desselben, gerieth dadurch, wie es scheint, sogar in persönliche Noth und Verlegenheit, und nahm endlich Urlaub nach Italien, der ihm ertheilt wurde. Tasso kehrte nach Rom zurück, und trat bald darauf, seinem Wunsche gemäß, durch die Vermittelung der Fürstin von Urbino und der Prinzessin Leonore in die Dienste des Herzogs Alphons. Die Bedingungen waren vortheilhaft und ehrenvoll, und ließen ihm vollkommene Freiheit. Aber kaum hatte er die Arbeit, auf welche die Welt mit Ungeduld wartete, hier wieder vorgenommen, als der Tod der Gemahlin des Herzogs ihn aufs neue störte. Alphons machte bald darauf zu seiner Zerstreuung eine Reise

nach Rom, und Tasso benutzte die Muße, die ihm zu Theil wurde, ein Werk auszuführen, zu welchem der Plan schon lange in seinem Innern ruhte, den Aminta. Die Aufführung einer dialogisirten Idylle von Agostino degli Argenti, der er sechs Jahre zuvor in Ferrara beigewohnt, hatte ihn entzückt, und den Gedanken zu einem ähnlichen Werke in ihm geweckt, welches er jetzt in zwei Monaten vollendete. Alles, was Italien in dieser Gattung besaß, wurde davon weit übertroffen, wiewohl Guarini in der Folge bewies, daß es nicht unübertrefflich, mindestens nicht unerreichbar sey. Der Herzog wurde durch diese dramatische Dichtung auf das angenehmste bei seiner Rückkehr überrascht, und ordnete die Aufführung mit größtem Glanze an. Tasso's Ansehen und Gunst beim Herzoge stieg; aber eben dieses Glück weckte ihm auch Neider, die in geheim darauf dachten ihn zu verderben. Die Prinzessin von Urbino, Lucretia von Este, hatte der Vorstellung des Aminta nicht beiwohnen können, sie wünschte das Gedicht, das der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, kennen zu lernen, und auf diese Veranlassung begab sich Tasso zu ihr nach Pesaro, wo ihn der alte Fürst Guidobaldo, so wie dessen Söhne und Schwiegertochter, sehr schmeichelhaft aufnahmen. Mehrere Monate verlebte er in dem reizenden Castel Durante in der vertrautesten Freundschaft mit Lucretia, die gern die Verse hörte, in welchen er sie verherrlichte. Mit reichen Geschenken, und mit dem schönen Gefühl des Glücks, dessen er genoß, kam er nach Ferrara zurück, und wandte sich wieder zu seinem Epos. Ungern unterbrach er diese Arbeit abermals, um den Herzog nach Venedig zu begleiten, wohin dieser dem König Heinrich III., der von dem Thron Polens auf den Thron Frankreichs stieg, entgegenreis'te, um ihn mit sich nach Ferrara zu führen. Diese Reise fiel in die heißeste Jahreszeit, und zog dem Dichter ein Fieber zu, an dem er lange litt, und das ihn an aller Arbeit hinderte. Während er auf dem Wege der Genesung war, endigte er im Frühjahr 1575 seinen Goffredo, die Frucht so vieler Anstrengungen, und die Quelle so großen Unglücks. Aber er wünschte, ehe er ihn bekannt machte, die Urtheile seiner Freunde zu hören, und diese waren so verschieden, daß sie ihn nur in Verwirrung und Unruhe setzten konnten. Er verfiel dadurch sogar in ein hitziges Fieber, von dem er jedoch bald wieder hergestellt wurde. Er nahm sogleich sein Werk aufs neue vor, um es an einzelnen Stellen umzuarbeiten oder abzuändern. Der Herzog behandelte ihn mit verdoppelter Auszeichnung und Sorgfalt. Tasso mußte ihn auf seinen Lustreisen nach Belriguardo begleiten, und Lucretia, die sich von ihrem Gemahl getrennt hatte, und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünschte den Dichter stets um sich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er sich unter diesen Umständen die Erlaubniß aus, nach Rom zu gehen, und dort sein Gedicht einer neuen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen (im November 1575). Hier empfing ihn vor allen sein Freund Scipio von Gonzaga. Von diesem wurde er dem Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und nachmaligen Nachfolger des Großherzogs von Toscana, vorgestellt, und da derselbe wußte, daß der Dichter sich in Ferrara nicht mehr ganz gefiel, trug er ihm die Dienste des Großherzogs an, die jener jedoch ablehnte, weil er vor allen Dingen die Pflichten der Dankbarkeit gegen das Haus Este erfüllen wollte. Er kehrte daher nach Ferrara zurück. Hier erschien bald nach ihm die junge und schöne Gräfin Leonore Sanvitali, Gemahlin des Grafen von Scandiano, deren eifrigster Verehrer und Verherrlicher Tasso wurde.

Da auch sie ihrer Seits nicht unempfindlich blieb, und der Herzog um dieselbe Zeit das erledigte Amt eines Historiographen des Hauses Este dem Dichter verlieh, so fand dieser sich, zu seinem Unglück, nun um so fester an Ferrara gebunden, und erregte um so lebhafter den Haß seiner Neider und Feinde. Einen sehr großen Kummer machte ihm die Nachricht, daß in einer Stadt Italiens sein Gedicht gedruckt werde, einmal, weil es ihm zum Drucke noch nicht vollendet schien, dann auch, weil er sich dadurch der Vortheile beraubt sah, die er sich von einer so vieljährigen Arbeit versprochen hatte. Diese und andere, theils wahre, theils eingebildete Kümmernisse vermehrten seine Schwermuth; er glaubte sich von Feinden verfolgt, verleumdet, angeklagt. In dieser Gemüthsstimmung zog er eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener. Dies bewog den Herzog, ihn verhaften und in einem Hause neben dem Palaste einschließen zu lassen, allein auf seine Bitten setzte er ihn wieder in Freiheit, und verlangte bloß, daß er sich ärztlich solle behandeln lassen. Die Cur schien Erfolg zu haben, und der Herzog nahm ihn auf einer Lustreise nach Belriguardo mit sich, um ihn zu trösten und zu zerstreuen, nachdem er ihn wegen einiger Gewissensscrupel, die Tasso sich über manche ihm entstandene Zweifel in Religionssachen machte, durch den Inquisitor selbst hatte beruhigen lassen. Aber alle diese Sorgfalt reichte nicht hin, den Frieden in seinem Innern wieder herzustellen, und der Herzog sah sich endlich genöthigt, ihn auf sein Verlangen nach Ferrara zu den Franciscanern zurückbringen zu lassen. Sein Zustand verschlimmerte sich dennoch immer mehr; er sah sich von eingebildeten Gefahren umgeben, machte sich die peinlichsten Gewissensscrupel, und ergriff in dieser Zerrüttung endlich einen unbewachten Augenblick, um, von allem entblößt wie er war, selbst ohne seine Handschriften und Papiere, die Flucht zu nehmen (20sten Julius 1577). Er eilte zu seiner Schwester Cornelia, welche im Wittwenstande zu Sorrento in Neapel lebte, und ihn auf das zärtlichste aufnahm. Durch ihre Sorgfalt fing er an, ruhiger zu werden; er bereute seine übereilte Flucht, und wandte sich mit Bittschreiben an den Herzog und die Fürstinnen, um seinen Posten, vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. Er ging wirklich nach Ferrara zurück, aber sein altes Uebel kehrte bald wieder, und er entwich zum zweitenmal. Vergebens suchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; erst am Hofe von Urbino fand er eine würdige Aufnahme. Aber aller Freundschaft und Sorgfalt ungeachtet, die man für ihn hatte, kehrte auch hier seine Schwermuth zurück; er glaubte sich nicht sicher, und indem er eingebildeten Gefahren zu entfliehen glaubte, stürzte er sich in wirkliche. Er ging endlich nach Turin. Hier erkannte ihn zufällig ein Freund, zog ihn aus der Verlegenheit, und führte ihn zu dem Marquis Philipp von Este, der ihn auf das liebevollste und freigebigste aufnahm. Der Erzbischof von Turin, ein alter Freund Bernardo Tasso's, stellte ihn dem Herzog Carl Emanuel vor, welcher ihm dieselben Bedingungen anbot, unter denen er sich in Ferrara befunden. Noch einmal faßte der Unglückliche einigen Muth, und herrliche Funken seines Geistes glänzten durch die trüben Nebel, die sein Gemüth verschleierten und nur zu bald wieder das Uebergewicht erhielten. Er sehnte sich abermals nach Ferrara zurück und hielt dazu die Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den schicklichsten Zeitpunkt. Er kam, sah sich aber bitter getäuscht. Allenthalben nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, selbst mit Spott

und Verachtung auf, weder der Herzog noch die Fürstinnen ließen ihn vor sich. Da verließ ihn die Geduld, die nie seine Tugend war, und er ergoß sich laut und öffentlich in Schmähungen gegen Alphons und den ganzen Hof. Der Herzog befahl, statt an dem Unglücklichen Mitleid zu üben, ihn in das St. Annen-Hospital zu bringen, und als einen Rasenden dort wohl zu verwahren (März 1579). Man hat, um diesen harten und grausamen Befehl des Fürsten zu erklären, noch andere Gründe aufgesucht, und sie in der Liebe Tasso's zu der Prinzessin Leonore finden wollen. Allein so wenig diese durchaus tugendhafte und ritterliche Liebe zu leugnen ist, so wenig läßt sich doch aus irgend einem Grunde darthun, daß Tasso je die Gränzen der Ehrfurcht und Bescheidenheit überschritten habe. Wohl aber mag sie zu dem Wahnsinn beigetragen haben, der ihn unbezweifelt zuweilen heimsuchte, und der sowohl physische als moralische Ursachen haben mochte, über die wir jedoch wegeilen müssen. Daß Tasso durch eine solche Maßregel, wie man gegen ihn verhängt hatte, nicht geheilt werden konnte, leuchtet wohl von selbst ein. Schon der Gedanke, daß er in einem Narrenhause gefangen gehalten werde, mußte ihn empören, eben so übel mußte er die Härte, mit der er sich behandelt sah, die Nichtbeachtung, mit der alle seine Bitten und Vorstellungen von dem Herzog und der Prinzessin aufgenommen wurden, empfinden. Und dennoch fand dieser seltene Geist in solcher Verzweiflung ruhige Augenblicke, in denen er sich auf das herrlichste bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen ergoß. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß sein Gedicht in höchst verstümmelter Gestalt zu Venedig im Druck erschienen sei; dieser ersten Ausgabe folgten schnell an verschiedenen Orten mehrere, von denen jede spätere die frühern an Richtigkeit und Vollständigkeit übertraf. So wurden in 6 Monaten sechs Ausgaben des befreiten Jerusalems gedruckt, und von dem Publicum gleichsam verschlungen; die Herausgeber und Unternehmer bereicherten sich, während der unglückliche Dichter in harter Gefangenschaft krank und vernachlässigt schmachtete, und aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehrte. Alles, was er nach zwei Jahren durch eigne Bitten und durch wiederholte Verwendungen beim Herzoge erlangen konnte, war, daß man ihm statt des gefängnißähnlichen Gemachs, worin er bisher geschmachtete, mehrere Zimmer zur Wohnung einräumte. Er genoß hier einer größeren Freiheit, empfing Besuche von Freunden und Fremden, und durfte selbst von Zeit zu Zeit, von einer einzigen Person begleitet, ausgehen, um Gesellschaften oder sonstige Vergnügungsorte zu besuchen. Sogar der Herzog ließ ihn einst, als er französische und italienische Edelleute bei sich hatte, zu sich bringen, nahm ihn mit Güte auf, und versprach ihm bald seine Freiheit. Aber statt dessen sah er sich noch vor Ende desselben Jahres der bisherigen Milderungen beraubt. Unter diesen traurigen Umständen brach ein neues Ungewitter über ihn los. Außer andern Schriften hatte das befreite Jerusalem einen Dialog des Camillo Pellegrino über die epische Poesie (Il Carrafa ovvero della poesia epica 1584) veranlaßt, in welchem Tasso weit über Ariost erhoben wurde. Darüber entspann sich der heftigste Streit. Die zahlreichen Anhänger des Göttlichen, und unter diesen die beiden Akademiker der Crusca, Lionardo Salviati und Sebastiano de Rossi, traten Namens dieser Akademie dagegen auf, und zerfleischten das befreite Jerusalem und seinen Verfasser, um den Orlando zu vertheidigen, wenigstens unter diesem Vorwande. Mit bewunderungswerther Würde und Mäßigung

beantwortete Tasso die Angriffe seiner Gegner, was ihm in seiner Lage, wo geistige und körperliche Leiden seine Stimmung verbitterten, gewiß zum doppelten Verdienst angerechnet werden muß. Inzwischen beschäftigten ihn die Mittel, seine Freiheit zu erlangen, nicht minder, als die Vertheidigung seines Gedichts. Er hatte die mächtigsten Personen zur Vermittelung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürsten des Hauses Gonzaga hatten sich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, Tasso's eigentliches Vaterland, hatte in gleicher Absicht einen eigenen Gesandten an den Herzog geschickt. Dieser gab Versprechungen, welche er aber nicht erfüllte. Tasso's Zustand verschlimmerte sich immer mehr, er war an Leib und Seele zerrüttet, und litt periodisch an wirklichem Wahnsinn. Endlich ließ sich der hartherzige Alphons erweichen, und überließ auf dringendes Bitten die Person des Dichters nach mehr als siebenjähriger Gefangenschaft seinem Schwager, Vincenzo von Gonzaga, Fürsten von Mantua, welcher ihn so zu bewachen versprach, daß Alphons nie etwas von ihm zu befürchten haben sollte (Julius 1586). In Mantua fand Tasso die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme, aber sein Uebel hatte bereits zu tief gewurzelt, um ganz zu weichen. Dessenungeachtet nahm er seine literarischen Arbeiten wieder vor; er vollendete unter andern den von seinem Vater begonnenen Floridante, und ließ ihn mit einer Zueignung an den Herzog von Mantua zu Bologna drucken; auch sein Trauerspiel Torrismondo arbeitete er von neuem um. Im nächsten Jahre genoß er des Glücks, Bergamo zu besuchen, wo seine Erscheinung von der ganzen Stadt gefeiert wurde. Der Tod des Herzogs von Mantua rief ihn dahin zurück. Zwar hegte der Sohn und Nachfolger desselben gleiches Wohlwollen gegen den Dichter, allein es fehlte ihm die Freundschaft und Vertraulichkeit. Der Aufenthalt in Mantua fing an dem Dichter zu mißfallen. Einen ehrenvollen Ruf als Professor an der Akademie zu Genua anzunehmen, wurde er durch seine Kränklichkeit verhindert. Er faßte daher den Entschluß nach Rom zu gehen. Hier ward er nicht nur von Scipio von Gonzaga, sondern auch von mehrern Cardinälen, Fürsten und Prälaten, so wohl aufgenommen, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfüllung, und er beschloß, nach Neapel zu reisen, um einen Versuch zu machen, das eingezogene Vermögen seiner Eltern wieder zu erlangen. Er kam im März 1588 dahin. Hier beschäftigte er sich mit einer gänzlichen Umarbeitung seines befreiten Jerusalems, theils um das für fehlerhaft erkannte, theils um die Lobsprüche auf das Haus Este wegzuschaffen. Von Neapel kehrte er nach Rom zurück, und als er auch hier wieder Veranlassungen zum Mißmuth hatte, folgte er den ehrenvollen Einladungen des Großherzogs nach Florenz. Er konnte in jeder Hinsicht mit der Aufnahme sowohl des Fürsten als der Florentiner zufrieden seyn. Allein seine Absicht war nicht, dort zu bleiben, er sehnte sich nach Neapel, und kehrte im Herbst mit allen Zeichen der Hochachtung und reich beschenkt nach Rom zurück, wo er krank ankam. Er war noch nicht wieder hergestellt, als er auf dringende Bitten nach Mantua zu dem Herzog Vincenzo Gonzaga sich begab. Er würde sich hier wohl befunden haben, wenn seine stets abnehmende Gesundheit nicht die Sehnsucht nach Neapel in ihm genährt hätte. Auf die Einladung seiner Freunde ging Tasso im Januar 1592 nach Neapel, und nahm seine Wohnung bei seinem Gön-

ter, dem Fürsten von Conca. Er ließ die Vollendung des eroberten Jerusalems (die Umarbeitung des befreiten) sein erstes Geschäft seyn, und war damit fast fertig, als er Argwohn schöpfte, der Fürst wolle sich seiner Handschriften bemächtigen. Er theilte diese Besorgniß seinem Freunde Manso mit, der ihn mit Bewilligung des Fürsten, und ohne daß die Dankbarkeit und Freundschaft verletzt wurde, in eins seiner Häuser aufnahm, das die reizendste Lage am Meeresufer hatte. Dies hatte den günstigsten Einfluß auf Tasso, der hier die letzte Hand an sein zweites Jerusalem legte, und zugleich auf den Wunsch der Mutter des Marquis sein Gedicht von den sieben Tagen der Schöpfung begann. Inzwischen hatte Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Tasso hatte seinem vormaligen Gönner dazu, wie früher Urban VII., mit einer herrlichen Canzone Glück gewünscht, und mußte endlich den wiederholten Einladungen des Papstes, nach Rom zu kommen, nachgeben. Dieser sowohl als seine beiden Neffen, vornemlich der Cardinal Cinthio Aldobrandini, bewiesen ihm die zarteste und liebevollste Aufmerksamkeit. Tasso eignete Letzterm aus Dankbarkeit sein erobertes Jerusalem zu; nur die Rückkehr seiner Krankheit konnte ihn dahin bestimmen, Rom zu verlassen und wieder nach Neapel zu gehn. Er verlebte hier vier Monate sehr glücklich in dem Kreise seiner Freunde. Inzwischen hatte ihm Cinthio, um ihn wieder nach Rom zu ziehn, beim Papste die Ehre der feierlichen Krönung auf dem Capitol ausgewirkt. Auf diese Nachricht reis'te Tasso nach Rom, wo er im November 1594 ankam, und mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Der Papst, dem er vorgestellt wurde, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und sagte unter andern zu ihm: „Ich biete euch den Lorbeer, damit er von euch so viel Ehre empfange, als er denen, die ihn vor euch erhielten, verliehen hat.“ Man verschob indeß die Feierlichkeit bis zum Frühjahr, um ihr desto größern Glanz zu geben. Während des Winters schwand Tasso's Gesundheit mehr und mehr, er fühlte sein nahes Ende, und ließ sich in das Kloster von St. Onuphrio bringen, wo er zu derselben Zeit, die man für seine Krönung bestimmt hatte, am 25sten April 1595 starb. Ein hitziges Fieber endigte sein Leben im kaum begonnenen 52sten Jahre. Der Cardinal Cinthio ließ ihn prachtvoll in der kleinen Kirche des genannten Klosters bestatten, und acht Jahre darauf ließ der Cardinal Bevilacqua ebendaselbst ihm das Denkmal errichten, welches noch jetzt sich dort befindet. — Statt unseres eignen Urtheils setzen wir zum Beschluß noch her, was Fr. Schlegel in seiner Geschichte der alten und neuen Literatur, wo er Ariost, Camoens und Tasso mit einander vergleicht, über letztern sagt: Etwas jünger als Camoens ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache und zum Theil auch durch seinen Inhalt näher steht, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mohammets fort. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die Sache der Christenheit beseelte den eben so ruhmbegierigen als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn, so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte die Virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Tasso ge-

hört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geist klar aufzufassen, und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem Gedicht sind solche, die auch einzeln oder als Episoden in jedem andern Werke schön seyn würden, und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. Die Reitze der Armida, Clorindens Schönheit und Erminiens Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. In seinen lyrischen Gedichten ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarca sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost ganz malerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wol am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiener sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst, die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wol irgend ein anderes Volk besitzt. Die Art ihren Dichter zu nehmen, und stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen, möchte nicht sehr viel verloren seyn. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannichfachen Abänderungen und mißlungnen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich-episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst aus einander gesetzt werden. In diesem Gedichte entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte wie er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bei so vielen Schönheiten wegen einiger Gedankenspiele (Concetti) nicht so streng über ihn richten. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind sie am ersten erlaubt. Betrachten wir den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinn einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von der Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmal unzertrennlich zu seyn; ja wir finden eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfal-

ig seyn, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; r muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Befühls zu berühren und anzuregen verstehen. M.

Tassoni (Alessandro), einer der berühmtern Dichter Italiens, war im J. 1565 zu Modena geboren. Seine Kindheit ward nicht ur durch den frühen Verlust seiner Aeltern, sondern auch durch Krankeit, Unglücksfälle und gefährliche Feindschaften getrübt. Aber dies lles hinderte ihn nicht in seinen Studien, theils zu Bologna, theils u Ferrara. Im J. 1597 ging er nach Rom und trat in die Dienste es Cardinals Ascanio Colonna. Dieser nahm ihn im J. 1600 mit ich nach Spanien, und sendete ihn zweimal, 1602 und 1603, in seien Angelegenheiten nach Italien. Auf einer dieser Reisen schrieb er eine berühmten Considerazioni sopra il Petrarca, welche später m Druck erschienen. Zu Rom ward er in die Akademie degli Umoisti aufgenommen. Eine Frucht seiner Besuche der römischen Gesellschaften waren die zehn Bücher seiner Pensieri diversi, von deen er eine Probe unter dem Titel Quesiti 1608 und vermehrt 1612 erausgab. Dieses Werk, das mit seinen sinnreichen Paradoxen, wonit es vielleicht dem Verfasser selbst nicht immer Ernst war, den Wissenschaften den Krieg anzukündigen schien, und seine bittern Angriffe durch heitern Scherz und gefällige Anmuth zu würzen verstand, nachte gewaltiges Aufsehn. Nach mehr war dies der Fall mit seinen Considerazioni sopra il Petrarca, welche zuerst 1609 erschienen. Da ihm die Verehrung und das Ansehn, worin Petrarca bei Einien stand, übertrieben schien, bemühte er sich, diesen großen Dichter uf eine noch viel übertriebenere Weise herabzuwürdigen. Es entstand araus ein Wechsel von Streitschriften, bei denen wir hier nicht verweilen können. Tassoni hatte sich seit dem Tode des Cardinals Coonna 1608 ohne Anstellung befunden; da ihm die Mittel zu einem nabhängigen Leben fehlten, trat er 1613 in die Dienste des Herzogs on Savoyen, Carl Emanuels, und des Cardinals, seines Sohns. hier stand er abwechselnd in Gunst und Ungunst, und erfuhr manchen Schicksalswechsel. Daran mochte wohl sein Haß gegen Spanien viel Antheil haben, mit welchem Reiche der Herzog bald in Krieg, bald n Frieden stand. Nicht ohne Grund schrieb man dem Tassoni einige Filippiche gegen die Spanier und eine Schrift Le Esequie della Monarchia di Spagna zu, wiewohl er sie durchaus ableugnet. Im Jahr 1623 verließ er die Dienste des Cardinals, und lebte drei Jahre uhig den Studien und der Blumencultur, die er sehr liebte. Damals beendigte er wahrscheinlich das schon früher begonnene Compendio del Baronio, das er lateinisch angefangen hatte, nachher ber italienisch ausführte. Im J. 1626 verbesserte sich seine Lage. Der Cardinal Ludovisio, ein Neffe Gregors XV., nahm ihn unter ortheilhaften Bedingungen in seinen Dienst. Nach dem Tode des Cardinals 1632 trat Tassoni mit dem Titel eines Raths in den Dienst seines angebornen Fürsten, des Herzogs Francesco I. Er mpfing einen ehrenvollen Gehalt, und wohnte am Hofe, genoß aber ieses Glück nur drei Jahre, da er im April 1635 starb. Nicht den isher angeführten Werken verdankt Tassoni seinen Ruhm, sondern inem komisch-epischen Gedicht unter dem Titel La Secchia rapita, elches zuerst 1622 erschien, und von ihm, vielleicht aus Rücksichten nd gegen die Wahrheit, für eine Jugendarbeit ausgegeben wurde, ogegen allerdings schon die sorgfältige Versification zu streiten scheint,

die den Stempel eines reifen Alters trägt. Der Gegenstand dieses komischen Heldengedichts ist der Krieg der Modeneser und Bologneser in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. In diesem Kriege wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modenesern, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieser Stadt weggeführt, und als eine merkwürdige Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tags als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dies Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wieder zu erlangen, besingt Tassoni in zwölf burlesk-epischen Gesängen, denen es weder an Laune und Anmuth, noch auch in einzelnen Stellen an epischem Adel fehlt. Dabei hat die Sprache den echt toscanischen Charakter, und der Versbau ist leicht und angenehm. Wenn dessen ungeachtet das Gedicht nicht mehr gar viel gelesen wird, so liegt der Grund davon, wie beim Hudibras und ähnlichen Werken, in dem allerdings veralteten und für uns verlornen Interesse des Gegenstandes überhaupt, und darin, daß viele Anspielungen und Beziehungen, die recht eigentlich die Würze ausmachen, und damals leicht verstanden wurden, von uns nur mittelst weitläuftiger Erörterungen aufgefunden werden können, zu denen man bei einer Lectüre der Art am wenigsten aufgelegt ist. M.

Taste, s. Clavis.

Tasten, Tastsinn, s. Sinne.

Tatarei, das Land der Tataren. Man unterschied ehemals in den geographischen Werken die europäische und asiatische Tatarei, jene hieß die kleine, diese die große Tatarei. Zu der europäischen rechnete man die Halbinsel Crim, das Land der Nogaier Tataren, der Budschiakischen Tataren oder Bessarabien und einen Theil des Landes zwischen dem Dniester und Dnepr oder die Otschakowsche Provinz. Nachdem aber (seit 1784) alle diese Länder unter die Oberherrschaft Rußlands gekommen sind, hat die ehemalige Benennung der europäischen Tatarei aufgehört, und sie bildet jetzt die russischen Statthalterschaften Taurien (s. d.), Cherson — von 904 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern — in welchem die Städte Cherson, Odessa und die Festung Otschakow, und Jekatarioslaw, von 1510 Quadratmeilen mit 541,000 Einwohnern. Außer den Tataren leben hier auch Leute aus verschiedenen Nationen, die größtentheils durch den Handel dahin gezogen worden sind. Die asiatische Tatarei verdient wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung mit Recht den Namen der großen. Sie gränzt an die Provinzen des asiatischen Rußlands, Persien, Tibet und das chinesische Reich. Der nördliche Theil derselben (Dschagatai) enthält große Steppen; ein Theil der Einwohner zieht als Nomanden umher. Die Völkerschaften, welche diesen Theil bewohnen, sind sehr von einander verschieden; sie leben größtentheils unter eignen Fürsten (Chans); einige derselben stehen jetzt unter russischem Schutze, doch meistens nur auf entfernte Art. Der südliche Theil der großen Tatarei heißt die große Bucharei (s. d.), ein hochgelegenes, 20,000 Quadratmeilen großes, angebautes und bevölkertes Land. Der Handel den die Russen mit der Bucharei treiben, ist sehr bedeutend. Unter mehrern Handelsstädten der letztern ist Samarcand, ehemals die Residenz Timurs, eine der vorzüglichsten. Die kleine Bucharei steht unter chinesischer Oberherrschaft.

Tataren, ein sehr zahlreiches, in Europa und Asien in sehr vielen Zweigen und unter verschiednen Benennungen verbreitetes Volk, dessen eigentlicher Name Turk oder Turkomannen war. Einst

herrschend und als Eroberer das Schrecken ihrer Nachbarn, nicht ohne Cultur, wovon noch Ueberreste und Denkmäler sich finden, gehorchen sie jetzt großentheils fremden Regenten. Nur in einigen Gegenden Asiens, die für den Eroberer wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht anlockend, oder wegen ihrer Entfernung nicht wohl zugänglich waren, haben sie noch ihre Unabhängigkeit behauptet, sind aber auch deswegen weniger bekannt geworden. In Rußland machen sie durch ihre große Anzahl — man schätzt sie auf drei Millionen Köpfe — ein Hauptvolk unter den Bewohnern dieses Reiches aus. Die meisten tatarischen, zu Rußland gehörigen Horden sind in den südlichen Provinzen des Reichs eigentliche Staatsbürger, in festen Sitzen und mit einigen sehr vervollkommneten Gewerben; sie sind für Rußland das, was ehedem die Mauren in Spanien waren, stille friedfertige und fleißige Menschen, die zur Cultur des Landes beitragen. Einige tatarische Colonien sind in den Gouvernements Orenburg, Kasan und Tobolck unter russische Dörfer zerstreut; mehrere Horden gehören bloß als abhängige Schutzverwandte zum russischen Reiche. Die verschiednen im russischen Reiche lebenden tatarischen Volkszweige sind: die eigentlichen Tataren, die Nogaier, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten und Teleuten. Die eigentlichen Tataren sind Abkömmlinge der beiden großen Horden, welche die Nachfolger Dschingis-Chans in Sibirien und an der Wolga errichteten. Zu ihnen werden die kasanischen, astrachanischen und taurischen Tataren gerechnet. Bei diesen Stämmen ist noch die wahre Nationaleigenthümlichkeit, auch im Aeußern, bemerkbar. Der ächte Tatar ist wohlgebildet, von mittler Größe, schlank, mit kleinen aber lebhaften und viel sagenden Augen, der Kopf ist oval, das Haar dunkel, die Gesichtsfarbe frisch und lebhaft, Haltung und Betragen ist anständig und selbst nicht ohne Würde. Dabei ist er offen, freundlich, theilnehmend und gastfrei, friedfertig aber muthvoll, liebt Unterricht und Künste, Ackerbau und Handwerke. Auch das weibliche Geschlecht ist nicht ohne Anmuth und Reiz. Der fünfte Theil dieser Tataren hat die christliche Religion angenommen, die übrigen sind noch Mohammedaner. Sie leben in Städten und Dörfern, aber auch unter Zelten, zum Theil nomadisirend. Die in Sibirien zerstreut lebenden Tatarn haben, durch Vermischung mit andern Völkerschaften, ihren eigenthümlichen Charakter verloren. Einige von ihnen sind ansässige Landbauer, die meisten nomadisiren. In Ansehung der Religion sind sie Mohammedaner oder Heiden. Die Nogaier, die um den Kuban und die Wolga, aber auch in andern Gegenden zerstreut, leben, Mohammedaner sind und größtentheils nomadisiren, stehen in der körperlichen Bildung und in Rücksicht der Civilisation weit unter den eigentlichen Tataren. Noch viel tiefer stehen die Baschkiren (Basch-kurt), die in den Gouvernements Orenburg und Perm leben, aus 27,000 Familien bestehen, im Sommer nomadisiren, im Winter sich in Dörfern und hölzernen Häusern aufhalten und eine bürgerliche Verfassung haben, welche der Verfassung der Kosaken ähnlich ist. Sie dienen, wie diese, im Kriege. In ihrer äußern Bildung ist viel Verschiedenheit. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich durch ein plattes Gesicht größere Ohren und stärkern, mehr mit Fleisch belegten Gliederbau von den eigentlichen Tataren. Sie sind sehr unreinlich, roh, dreist, kriegerisch und unbiegsam, aber gewandt und gastfrei. Ihre Hauptbeschäftigung ist Vieh- und Bienenzucht, ihre Religion die mohammedanische. Weit mehr, als die übrigen, nähern sich den ei-

gentlichen Tataren in der äußern Bildung die Kirgisen, die in der großen Orenburger Steppe wohnen, bloß Viehzucht treiben, unter Zelten wohnen und Mohammedaner sind. Die Jakuten und Teleuten, der Anzahl nach die schwächsten Volksstämme, haben fast alle Aehnlichkeit mit den eigentlichen Tataren verloren, sind fast ganz ohne Cultur, Götzendiener und nomadisiren. Die in Rußland zerstreut lebenden Bucharen haben alle Vorzüge des ächten Tataren, wohnen meistens in Städten und Dörfern, und sind fleißige Arbeiter.

Taubheit ist Mangel des Gehörs aus krankhaften Ursachen. Diese können bei dem künstlichen Baue des Ohrs sehr verschieden sein, und sind oft schwer zu erforschen. Dahin gehören Verknöcherungen, Anschwellungen, abgelagerte Krankheitsstoffe, Unempfindlichkeit des Trommelfells und der Nerven u. s. w. (S. auch d. Art. Taubstumme.)

Tatianisten, s. Gnosis.

Tatowiren, eine Sitte vieler indianischer Völkerschaften, welche darin besteht, die Haut mit allerlei Figuren zu bezeichnen. Es geschieht theils zur Bezeichnung einer höhern Würde, theils zur Verschönerung. Aus der Art und Weise, wie der Leib tatowirt ist und aus der Mehr- oder Minderzahl der Glieder, welche diesen Schmuck aufzuweisen haben, läßt sich der Rang und Stand der Person erkennen. So tatowirt der geringe Indianer nur ein oder ein paar Glieder seines Körpers, etwa den Oberarm und das Bein; der vornehme Indianer dagegen läßt sich mehr oder weniger den ganzen Leib tatowiren. Da das Tatowiren eine Kunst ist, deren gehörige Ausübung gewisse Kunstgriffe und Fertigkeiten erfodert, so wird sie auch von eignen Personen betrieben, die sie handwerksmäßig erlernt haben und um einen bestimmten Lohn ausüben. Das Verfahren dabei ist in der Kürze folgendes. Die zuvor entworfenen Zeichnungen werden durch Punkte und Einschnitte auf die Haut übergetragen und in die wunden Stellen allerlei unverlöschbare Farben eingerieben, worauf jene Stellen, wenn sie wieder vernarbt sind, für immer gefärbt bleiben.

Taubmann (Friedrich). Das zweideutige Glück, in die Sage des Volks überzugehen, ist diesem Manne nur durch eine höchst einseitige Darstellung seines Charakters, und selbst mit dem Verluste seines guten Rufs zu Theil geworden, aber sein wirklich verdienstliches Wirken ist darüber unbeachtet geblieben. Wer kennt ihn nicht als feilen Lustigmacher, und oft faden Witzling, und wie wenigen ist es bekannt, daß er nichts weniger als dies, ja im Gegentheil ein Gelehrter war, dessen literarische Thätigkeit den Verirrungen seiner Zeit mit Ernst, Würde und Nachdruck entgegenstrebte. Er war zu Wonsees bei Bayreuth 1565 geboren, erhielt seine Bildung in den Schulen zu Culmbach und Heilsbrunn, und auf der Universität Wittenberg, und wurde auf der letztern, da er sich durch gründliches Wissen, frohen und heitern Lebensmuth, reichen und lebendigen Witz, und durch eine seltne Fertigkeit zu dichten allgemein und selbst am sächsischen Hofe bekannt gemacht hatte, nach kaum vollendetem akademischen Cursus als Professor der Dichtkunst angestellt. Zugleich erhielt er das Amt eines Hofpoeten, welches, wie sehr es ihn bei der Mitwelt ehren mochte, ihm doch bei der Nachwelt durch unverständige Verwechslung so nachtheilig geworden ist. Es geht aus tieferer Kunde der damaligen Zeit und unparteiischer Prüfung aller Zeugnisse und Quellen über ihn unwidersprechlich hervor, daß er selbst in den Kreisen der höchsten Staatsbeamten und der Fürsten nie seiner Würde



trgaß, nie zum Lustigmacher oder verworfnen Schmeichler herabsank,
nd nie die Gränzen der Zucht und Sitte überschritt, oder seinem
raden und biedern Charakter untreu wurde. Nicht weniger achtungs-
verth, als ihn die glückliche Vermeidung dieser gefährlichen Klippe
nacht, erscheint er auch als Gelehrter. Die Philologie war bei den
heologischen Zwisten, welche gegen Ende des 16ten Jahrhunderts
Sachsen im Innern zerrütteten und entzweiten, immer mehr vernach-
issigt worden, und sank nach Melanchthons und Camerarius Tod
äglich tiefer. Nur wenige hellsehende Männer erkannten das Ver-
erben; aber Taubmann war der einzige, der diesen Verirrungen
urch Wort und Beispiel offne Fehde bot. Nicht nur bestritt er mit
Ernst und Spott die verkehrten Ansichten seiner Zeitgenossen und rufte
hnen die einzig wahren Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums
n das Gedächtniß zurück (Dissertatio de lingua latina, Witt.
714, 8.), sondern er strebte auch durch seine Vorlesungen, so wie
urch seine Ausgaben des Plautus (Witt. 1621, 4.), und Virgilius
Witt. 1618, 4.), ihnen den richtigen Weg zu zeigen, und sie mit den
Aufklärungen der trefflichsten ausländischen Philologen seiner Zeit be-
annt zu machen. Leider war die Verirrung zu allgemein, und sein
Tod erfolgte zu früh (1613), als daß er sein Streben durch einen
glücklichen Erfolg belohnt gesehen hätte. Geringer ist sein dichteri-
sches Verdienst, unterdessen zeigen einzelne Stellen, daß er bei min-
derer Fruchtbarkeit Größeres hätte leisten können. — S. von ihm
J. A. Ebert Leben und Verdienste F. Taubmanns, Eisenberg
814, 8. A—s.

Taubstumme sind diejenigen Menschen, welche entweder ohne
en Sinn des Gehörs geboren worden sind, oder denselben in früher
Kindheit, ehe sie noch sprechen lernten, verloren haben. Meistens ist
as erstere der Fall. Da die innern Theile des Gehörorgans so zu-
ammengesetzt und so zart sind, die Möglichkeit des Hörvermögens an
Bedingungen gebunden ist, die so leicht fehlen können, so ist es nicht
u verwundern, daß dieser Sinn so oft mangelhaft wird, und nicht
elten ganz zu fehlen scheint. (S. d. Art. Gehör.) Bei Taubge-
bornen ist daher meistens ein angebildeter organischer Fehler in den
einsten Theilen des Gehörorgans die Ursache der Taubheit, welche
wohl in den seltensten Fällen durch die Hülfe der Kunst gehoben wer-
den kann. Man hat zwar Versuche der Durchbohrung des Trommel-
fells gemacht, allein in wenigen Fällen eine entschieden günstige Ver-
änderung davon bemerkt. Auch kann diese Operation nur einem
einzigen Fehler abhelfen, da in dem innern Ohre deren noch weit
mannichfaltigere Statt finden können, zu denen keine Kunst hinreicht.
Es ist daher ein sehr vergebliches Unternehmen, dergleichen taubge-
borne Personen wieder herstellen zu wollen, und sie mit mancherlei
dahin abzweckenden oft schmerzhaften und lästigen Curen zu plagen.
Anders ist dagegen der Fall bei solchen Kindern, von welchen man
bestimmt weiß, daß sie das Gehör in ihrem ersten Jahre hatten, und
welche es verloren, ehe sie noch sprechen lernten. Hier kann man eher
die Hoffnung haben, daß die Gehörorgane in normaler Beschaffenheit
vorhanden seyen und nur eine Krankheit ihre Function gestört habe.
Alle Kinder, welche von der ersten Kindheit, ehe sie noch sprechen
lernten, taub geblieben sind, sind auch stumm, weil sie nun nicht spre-
chen lernen können, nicht aber deßwegen, weil nothwendig und jedes-
mal ein Mangel der Sprachorgane, oder ein Fehler an denselben
Statt finden müßte. Stumme, die dabei hören, haben meistens in

spätern Jahren erst, z. B. durch Lähmung der Zunge, die Sprache verloren. Bei Taubgebornen können die Sprachorgane ganz vollkommen gebildet seyn, wie es auch meistens der Fall ist, allein da sie nie einen articulirten Laut sprechen hören, da sie keine Sache benennen hören, so können sie auch nicht nachsprechen lernen. Jedes Kind lernt mit leichter Mühe nach und nach die Sprache, die es um sich herum täglich hört, weil es allmählig lernt, die gehörten Töne, Sylben und Wörter nachzusprechen, weil es seine eigenen Töne mit denen der andern Menschen vergleichen, und wo es noch fehlt, so lange nachhelfen kann, bis seine Aussprache der seiner Umgebung gleich kommt. Ein taubgebornes Kind hört weder Andre noch sich selbst, es kann folglich die mannichfaltigen Töne Anderer und die Benennungen der Dinge nicht nachahmen, es weiß überhaupt nicht, daß Töne, Laute und Worte existiren, sondern es bemerkt bloß durch das Gesicht, daß die Personen, welche es sieht, mannichfache Bewegungen mit den Lippen, der Zunge, dem Gaumen, überhaupt mancherlei Geberden machen mit den Muskeln des Gesichts, je nach dem sie verschiedene Dinge, die um sie herum sind, bezeichnen, einen eignen Zustand an sich oder auch an Andern, z. B. Freude, Schmerz, Verwunderung, Zorn, Haß, Liebe, u. s. w., ausdrücken wollen. Was nun dem Taubstummen durch das Gehör abgeht, sucht er sich, wenigstens zum Theil, durch das Gesicht zu ersetzen. Er bemerkt um so deutlicher das, was die Hörenden gewöhnlich gar nicht oder doch weniger achten, jede Bewegung der Sprachorgane, selbst ihre feinsten Verschiedenheiten und die Bedeutungen derselben, jede selbst die schwächsten Veränderungen der Mienen und des Ausdrucks der Gesichtszüge nach ihren verschiedenen Bedeutungen. So ersetzt das Gesicht allmählig auch das Gehör bei diesen Menschen, und sie können vieles von dem verstehen, was man ihnen begreiflich machen will, theils vermittelst der Bewegung der sichtbaren Sprachwerkzeuge, theils durch Mienen und andere Zeichen. Da die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge nicht durch organische Fehler unmöglich gemacht, sondern bloß aus Mangel an Nachahmung der Töne unterblieben ist, so sind auch die Taubstummen im Stande, jedoch ohne daß sie es selbst wissen und hören können, bloß durch die absichtliche und bestimmte Bewegung der Sprachorgane und durch starke Ausstoßung des Athems mancherlei Töne von sich zu geben, welches besonders alsdann geschieht, wenn irgend ein starker Affect sie zu solchen heftigen Bewegungen anreizt. Da sie aber diese Töne nicht selbst hören, ja es nicht einmal wissen, daß sie dergleichen von sich geben, so können sie solche weder mit den Gegenständen in Uebereinstimmung bringen, noch gehörig articuliren, noch in Rücksicht der Stärke und Schwäche moduliren. Sie stoßen also nur unverständliche nichtssagende schreiende Laute von sich. Da ihre Nachahmung sich nur auf das Sichtbare in den Ausdrücken der Menschen beschränkt, so bringen sie es darin auch zu einer großen Fertigkeit. Ihre Geberden, ihre Mienen, die Bewegungen der Sprachorgane, ihre Gesticulationen sind äußerst lebhaft und deutlich. Gut unterrichtete Taubstumme können alles verstehen, was zu ihnen gesprochen wird, und sich auch durch ausgesprochene Worte Andern verständlich machen. Wenn aber ein erwachsener Taubstummer auf irgend eine Weise plötzlich das Gehör bekäme, so würde er dessen ungeachtet doch eben so wenig die Worte der andern Menschen verstehn, als er selbst sprechen könnte. Er würde auf einmal gleichsam in eine andre Welt versetzt, in das Reich der Sprache und Töne, deren Bedeutung ihm aber völlig fremd



wäre. Er müßte diese Bedeutung der Worte erst allmälig und durch langen Unterricht erlernen, so wie er erst allmählig, so gut wie ein Kind, würde sprechen, und durch Worte sich verständlich machen lernen. Die Erzählungen, daß Taubstumme haben hören, und auch sogleich verstehen und sprechen lernen, beruhen bloß auf Täuschung, und enthalten eine Unmöglichkeit. Wirklichen Taubstummen kann man also durch mündlichen Vortrag oder mit Hülfe der Tonsprache keinen Unterricht ertheilen, und ihren Verstand nicht auf die gewöhnliche Weise entwickeln. Gleichwohl ist es nicht unmöglich, durch andre Sinne Empfindungen bei ihnen zu erregen, und solche für sie zur Tonsprache zu ordnen. Die vorzüglichsten Mittel, deren man sich seit den frühesten Zeiten des Taubstummenunterrichts bediente, sind die schon im 16ten Jahrhundert bekannte Stabmethode, welche darin bestand, daß man einen hölzernen oder eisernen Stab gebrauchte, dessen eines Ende der Taube, ohne solches mit den Lippen zu berühren, mit den Vorderzähnen festhalten mußte, das entgegengesetzte Ende des Stabes aber der, der mit ihm sprechen wollte, auf eben diese Art mit den Vorderzähnen festhielt, und nun gegen den Taubstummen redete. Hierdurch hoffte man, dem Taubstummen das, was man zu ihm redete vernehmbar zu machen. So wie man, um ihn die Töne eines musikalischen Instruments hörbar zu machen, das eine Ende des Stabes, welchen der Taubstumme am andern Ende zwischen den Vorderzähnen hielt, an den Resonanzboden des Instruments stellte. Allein obwol dieses Mittel bei schwerhörenden, auch wol bei taubgewordenen erwachsenen Menschen nicht ohne Wirkung ist, so ist es doch nach dem Zeugnisse mehrerer Taubstummenlehrer bei wirklich Taubstummen völlig unbrauchbar. Einige Taubstummenlehrer bedienten sich, auch in neuern Zeiten, der Schriftzüge oder Schriftsprache; allein dies hat mehrere Schwierigkeiten, unter denen die vorzüglichste ist, daß diese Methode dem Taubstummen nur in Ansehung sichtbarer Gegenstände von Nutzen seyn kann, indem ihm nothwendig ein Gegenstand sichtbar seyn muß, wenn er ihn mit den Schriftzeichen vergleichen, sich ein Bild von ihm in sein Gedächtniß einprägen und festhalten soll. Auch soll durch mehrere Beispiele bewiesen worden seyn, daß Taubstumme, welche bloß durch Schriftsprache ihren Unterricht erhielten, sehr bald in ihre vorherige Unwissenheit zurücksanken. Dasselbe, was von der Schriftsprache gesagt ist, gilt auch von der Geberdensprache. Auch diese hat ihre eigenen Schwierigkeiten, besonders wenn solche allgemein verständlich seyn soll. Gleichwohl ist in neuern Zeiten der Unterricht der Taubstummen sehr vervollkommnet worden, so daß jetzt diejenigen, welche gehörig unterrichtet worden sind, nicht bloß Jedem sich verständlich machen, sondern sogar selbst wieder Lehrer von Taubstummen werden können. H.

Taubstummeninstitute sind solche Lehranstalten, in welchen Taubstumme ihren Unterricht erhalten. Sie verdanken ihre Entstehung den Bemühungen einer kleinen Anzahl von Männern, welche, mit Geduld und Muth versehen, aus eignem Antriebe sich zuerst an das mühselige Geschäft wagten, sich mit einzelnen Taubstummen zu beschäftigen, was im Anfange um so schwerer war, da es noch an allen Hülfsmitteln und an den Erfahrungen fehlte, welche jetzt den Unterricht der Taubstummen um vieles erleichtern. Erst in der zweiten Hälfte, besonders in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war man ernstlich darauf bedacht, Institute zur Aufnahme und zum Unterricht mehrerer Taubstummen zugleich zu errichten. Dies ist eine um so größere Wohlthat für die Menschheit, je größer die Menge der

hie und da zerstreuten Unglücklichen dieser Art ist; denn man rechnet deren 150 bis 200 auf eine Million Menschen, und gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts schätzte man die Anzahl derselben in Frankreich allein auf 12,000. Vorher sah man diese Personen als eine Art von Unglücklichen an, bei denen keine Hülfe anwendbar sey, und da anfangs nur hie und da ein einzelner Mann an einem oder höchstens ein Paar solcher Personen in der Stille einen Versuch machte, so blieben diese Lehrer, und bei dem Mangel an Lehrern auch die große Anzahl der Taubstummen unbekannt. Es gab wol gar schwache Menschen, die aus verkehrten Begriffen die Bemühungen, welche man auf die Bildung und den Unterricht der Taubstummen verwandte, als einen Eingriff in die Rechte des Schöpfers ansahen. Um so mehr verdienen diejenigen Männer in ehrenvollem Andenken erhalten zu werden, deren Muth und menschenfreundlicher Eifer alle Schwierigkeiten nicht achtete, und welche zu diesem Unterricht die Bahn brachen. Als ersten Taubstummenlehrer nennt man einen spanischen Benedictinermönch, Peter Pontius, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, der auch der eigentliche Verfasser der Schrift seyn soll, welche Paul Bonnet, den man für den ersten Schriftsteller über den Taubstummenunterricht hält, im Jahr 1620 in spanischer Sprache herausgab. Indeß scheint selbst der Titel dieser Schrift zu beweisen, daß dieser Unterricht mehr auf die Stummen überhaupt, als auf die Taubstummen insbesondre berechnet gewesen sey. Ob dem Landsmann der beiden vorerwähnten, Emanuel Ramirez de Carion, welcher den taubstummgebornen savoyischen Prinzen, Emanuel Philibert von Carignan, sprechen lehrte, der Ruhm gehöre, die erste glückliche Probe des Unterrichts an einem Taubstummen geliefert zu haben, ist bei dem Mangel an sichern Nachrichten ebenfalls ungewiß. Gewisser ist es, daß William Holder, ein englischer Theolog (gestorben im Jahr 1696) im Jahr 1659 einen jungen taub- und stummgebornen Edelmann, Alexander Popham, sprechen lehrte, ob ihm schon Johann Wallis, Professor der Mathematik zu Oxford (starb 1703) diese Ehre streitig zu machen gesucht hat. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts beschäftigten sich besonders ein Freiherr von Helmont, und Johann Conrad Amman, ein Arzt aus Schafhausen, der aber zu Amsterdam lebte, mit dem Unterricht von Taubstummen. Durch ihre Schriften wurde man auch in Deutschland auf diesen Unterricht aufmerksamer; doch umfassen sie nicht den ganzen Unterricht, sondern beschränken sich bloß auf den physiologischen Theil desselben. Er wurde überhaupt seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts in Deutschland sowohl, als in andern Ländern mit mehrerem Eifer betrieben, und mehrere Taubstummenlehrer machten theils ihre glücklichen Versuche, theils auch ihre Lehrmethode bekannt. Noch beruhte dieser Unterricht auf keinen festen Grundsätzen, und glückliche Versuche wurden wol mehr an hörend Stummen, oder taub oder stumm gewordenen Personen, als an eigentlich Taubstummen von Geburt gemacht. Erst Samuel Heinecke (s. d. Art. Heinecke) und der Abbé de l'Epée (s. d. Art. Epée) verdienen den Ruhm, ersterer in Deutschland, letzterer in Frankreich, diesen Unterricht wissenschaftlicher begründet zu haben. Jeder von ihnen schlug, einer unabhängig von dem andern, seinen eignen Weg ein. Man nennt zwar gewöhnlich nur den letztern als Erfinder des wichtigsten Taubstummenunterrichts, allein offenbar mit Unrecht. Schon drei Jahre vorher (1773), ehe l'Epée von seinem Unterricht öffentliche Nachricht gab, machte Heinecke bereits so viel Aufsehn als Taubstummenlehrer, daß der Pfarrer

n Eppendorf, wo Heinicke die Cantorstelle bekleidete, gegen die neue ehrart predigte. Der vortheilhafte Ruf, der sich von seiner Methode erbreitete, und welcher durch seine „Beobachtungen über Stumme nd über die menschliche Sprache" (Hamburg 1778), von denen jedoch ur ein Theil erschienen ist, noch mehr begründet wurde, bewirkte es, aß Heinicke noch im Jahr 1778 vom Churfürsten von Sachsen den uftrag erhielt, in Leipzig ein Institut für Taubstumme zu errichten, as noch jetzt unter der Direction seiner Witwe und Aug. Friedrich)etschke's fortdauert, und sowohl durch die gute Bildung und Brauchbarkeit der in demselben unterrichteten Subjecte, als auch durch die eugnisse verdienstvoller und sachverständiger Männer rühmlich bekannt t. Es werden in dieses Institut Taubstumme und solche Personen, elche Sprachgebrechen haben, von ihrem achten Jahre an aufgenommen, sie lernen deutlich und mit Verstand sprechen, lesen, schreiben, schriftliche Aufsätze fertigen, zeichnen, erhalten Unterricht in der Religion und den nöthigsten Wissenschaften. Heinicke's Schwiegersohn, Dr. Eschke, legte, mit Erlaubniß des Königs von Preußen, 1789 n Berlin ein Privatinstitut an, das nachher nach Schönhausen, 1798 ber wieder nach Berlin verlegt, und in eine öffentliche Lehranstalt ür Taubstumme verwandelt wurde. Noch verdient auch J. F. G. Zense als Schriftsteller über den Unterricht der Taubstummen eine hrenvolle Erwähnung, indem er nicht nur in seinem Werke: Versuch iner Anleitung zum Sprachunterrichte taubstummer Personen (Leipig, bei Fr. Schneider, 1793), eine mündliche Anleitung zum Unterichte solcher Personen gab, sondern selbst auch mehrere Jahre seines hätigen Lebens dem Unterrichte einer taubstummen Anverwandtin vidmete, deren gebildeter Verstand, veredeltes Herz, kenntnißvoller Geist, Fertigkeit im Verstehen aller derer, die mit ihr sprechen, so vie in Geschicklichkeit sich theils durch Worte, theils durch Zeichen undern verständlich zu machen, seine Bemühungen hinlänglich lohnten, und zugleich ein Beweis seines tiefen Studiums dieser schweren Art es Unterrichts, seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit in demselben var, mit denen er gewiß noch der leidenden Menschheit große Dienste eisten konnte, wenn ihn leider nicht ein zu früher Tod weggerafft ätte. — Das neueste Taubstummeninstitut ist 1807 zu Copenhagen rrichtet worden. Eins der größten ist jetzt in Freisingen (in Baiern). In Wien wurde auf Veranstaltung Kaiser Josephs II. ein Institut on einem Geistlichen, Friedrich Stork, errichtet, nachdem dieser zuor in Paris gewesen, und die Methode von l'Epée sich zu eigen genacht hatte. Noch fehlt es zwar sehr an Versorgungsanstalten für ie unterrichteten unbemittelten Taubstummen, doch man hat auch hie nd da einen rühmlichen Anfang gemacht, durch Prämien für die, velche sie aufnehmen, und andre Vergünstigungen ihr Schicksal dauernd zu verbessern. II.

Taucher, s. Perlenfischerei.

Taucherglocke. Schon früh dachte man darauf, den Tauchern nter dem Wasser Luft zu verschaffen. In Aristoteles Problemen ommt eine Stelle vor, wo von einem Kessel gesprochen wird, der mgekehrt dem Taucher auf den Kopf gesetzt werde und ihm so viel uft erhalte, als er nöthig habe. Eine ganz verschiedne Vorrichtung st die, welche in den ältesten Ausgaben von Vegetius Kriegskunst bgebildet ist. Hier hat der Taucher eine lederne Kappe um den Kopf; an dieser ist in der Gegend des Mundes eine lange lederne Röhre befindlich, die bis an die Oberfläche des Wassers reicht und

durch die er also Athem holen kann. Seit 1538 finden wir die Taucheralocke in Gebrauch. In diesem Jahre nemlich ließen sich vor Kaiser Carl V. zu Toledo zwei Griechen sehen, die unter einem großen umgekehrten Kessel mit brennenden Lichtern sich unter das Wasser ließen und nach geraumer Zeit trocken wieder herausgezogen wurden. Baco von Verulam beschreibt eine ähnliche Maschine von Metall, und als einige Schiffe von Philipps Armada bei der Insel Mull in den schottischen Gewässern gescheitert waren, machte man vielfache Versuche, die versunkenen Schätze durch Vervollkommnung der Taucherkunst zu bergen. Allein diese Versuche schlugen fehl und erst hundert Jahre danach (1687) gelang es einem gewissen W. Phipps, einen Theil jener Schätze, 300,000 Pf. St. an Werth, hervorzuziehn. Am berühmtesten ist die Taucherglocke geworden, welche E. Halley 1716 erfand. Diese war 8 Fuß hoch, mit Blei überzogen, und am untern Rande dergestalt mit Gewichten beschwert, daß sie überall gerade zu stehen kam. Oben war ein starkes Glasfenster eingesetzt und im Umfange waren lederne mit Luft angefüllte Schläuche befindlich, die durch Röhren mit dem innern Raum der Glocke in Gemeinschaft standen. Halley machte selbst mehrere Versuche damit. Er ließ sich zehn Klafter tief ins Meer und versicherte, bei ruhiger See sei durch das Fenster der Glocke so viel Licht hineingefallen, als zum bequemen Lesen und Schreiben nothwendig gewesen. Auch der Schwede Triewald machte sich durch Verbesserung der Taucherglocke bekannt. Er ließ die Glocke nur bis an den Hals des Tauchers gehn.

Taucherkunst. Sie besteht in der Fertigkeit, sich in die Tiefe eines Wassers zu versenken, und nach Gefallen wieder emporzusteigen. Ohne eine besondre Maschine hierzu ist das Geschäft sehr schwierig, erfodert eine Uebung von Jugend auf, und glückt nur Wenigen. Gemeiniglich aber gebraucht man hierzu die **Taucherglocke**. S. d. Art.

Tauenzien von Wittenberg, (Friedrich Bogislaw Emanuel, Graf von), königlich-preußischer General der Infanterie, Großkreuz vom Orden des eisernen Kreuzes, der andern hohen preußischen, östreichischen, schwedischen und russischen Orden Ritter, Gouverneur von Berlin u. s. w. Wir bedauern, über die frühern Verhältnisse desselben, aus Mangel an gründlichen Nachrichten, nichts weiter sagen zu können, als daß er — ein Sohn des berühmten Vertheidigers von Breslau — von Jugend auf in preußischen Kriegsdiensten stand und bis zum Jahre 1806 auch zu einigen diplomatischen Sendungen gebraucht wurde. In diesem Jahre commandirte er als Generalmajor das kleine in Bayreuth aufgestellte, auch durch einige sächsische Truppen verstärkte, Observationscorps, mit welchem er am 9. Oct. bei Schleiz das erste unglückliche Gefecht jenes unglücklichen Feldzugs lieferte und dessen bei der Ueberlegenheit des Feindes sehr schwierigen Rückzug er umsichtig leitete. In der Schlacht von Jena commandirte er sodann die Vordertruppen der Hohenloheschen Armee, die am frühen Morgen bei Lützerode ꝛc. das Gefecht eröffnend, erst nach hartnäckigem Widerstande zurückgeworfen wurden. Als nach der Doppelschlacht dieses Tages die Trümmer der preußischen Armee in ein Corps unter des Fürsten von Hohenlohe Oberbefehl formirt nach der Oder zurückgingen, hatte er dabei ein Commando und theilte das Schicksal desselben bei Prenzlow. Bei Reorganisation der Armee nach dem tilsiter Frieden als Chef der brandenburgischen Brigade angestellt, ward er, als sich Preußen im Jahr 1813 gegen Frankreich erklärte, zum

Militärgouverneur von Pommern ernannt und mit der obern Leitung der Belagerung von Stettin beauftragt. Es war ihm erst nach dem Waffenstillstand vergönnt, unmittelbar gegen den Feind zu kämpfen, denn als das Heer, durch die Landwehr auf das doppelte gebracht, in Corps getheilt ward, erhielt er das — meist aus Landwehr bestehende — vierte, welches, der Nordarmee unter des Kronprinzen von Schweden Oberbefehl zugewiesen, bei dieser als Reservecorps betrachtet ward. In diesem Verhältnisse nahm er an dem Siege von Großbeeren in so fern nur mittelbar Theil, als er auf dem linken Flügel des Heeres bei Blankenfelde die Angriffe des überlegnen vierten französischen Corps (Bertrand) zurückwies, während das siebente (Regnier) bei Beeren gegen Bülow focht. Wenn die Resultate jenes Kampfes nicht so glänzend als dies letztern waren, so sind sie darum doch als sehr wesentlich zu betrachten; denn ohne die ausharrende Vertheidigung jener Stellung wäre wenigstens ein so entscheidender Sieg bei Beeren nicht denkbar gewesen. Fast eben so verhält es sich mit seiner Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz; denn nachdem eine Brigade seines Corps am 5. Sept. bei Zahne der von Wittenberg vordringenden Ney'schen Armee festen Widerstand entgegensetzte und dadurch des Feindes Meinung, er habe die Hauptmacht der Verbündeten vor sich, bestärkte, mußte dasselbe am folgenden Tage vorwärts Jüterbogk aufgestellt, eine Zeit lang den überlegenen Angriff aushalten und ward auch zurückgedrängt. Während dieses Kampfes waren aber die Colonnen des Bülow'schen Corps in des Feindes linker Flanke angekommen, das Gefecht wendete sich nun hauptsächlich gegen sie und ward auf die bekannte ruhmwürdige Weise beendet. (Der Graf Tauenzien gerieth am Tage vorher, von einer Conferenz mit dem General Bülow zurückkehrend, in die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen und rettete sich nur durch Geistesgegenwart, indem er sich für einen französischen General ausgab, vor der Gefangenschaft.) Als sich nach der Schlacht von Dennewitz die Nordarmee der Elbe näherte, deckte der Graf Tauenzien den linken Flügel derselben und folgte ihr dann am 5. Oct. bei Roßlau über diesen Fluß. Da aber die schlesische und Nordarmee vereinigt am 11. Oct. über die Saale gingen, um Buonaparte auszuweichen, ward sein Corps mit dem Auftrage bei Dessau zurückgelassen, die Brücke bei Roßlau zu decken, so wie Brandenburg, besonders aber die Hauptstadt, zu schützen. Dies ward auch bald genug nöthig, da sich zwei französische Colonnen (das vierte und siebente Corps) gegen Dessau und Wittenberg bewegten, wovon die letztre besonders glücklich war. Der General zog sich daher, nachdem er das Blokadecorps von Wittenberg aufgenommen, über Zerbst und Görzke nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er in der Nacht zum 15. Oct. ankam und nicht wissend, daß bereits alle französische Corps wieder zur Schlacht bei Leipzig zurückberufen seyen, zur Deckung der Hauptstadt mehrere Tage stehen blieb, die indessen zur Wiederherstellung der Bekleidung der Truppen bestmöglichst benutzt wurden. Wie nun die siegreichen Heere dem Rheine zueilten, ward ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, so wie die Blokade von Magdeburg übertragen. Die erstere Festung ging noch einer lebhaft geführten Belagerung und Bombardement am 26. Dec. durch Capitulation über, kraft welcher die Besatzung kriegsgefangen ward. Wittenberg, bis dahin eigentlich nur blokirt, wurde nunmehr ernstlich belagert und in der Nacht zum 13. Jan. 1814 durch den General von Dobschütz mit

Sturm genommen. Tauenzien ward mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes belohnt, und seinem Familiennamen (bei der spätern Erhebung mehrerer Heerführer in den Grafenstand) der Name Wittenberg hinzugefügt. Den Rest dieses Feldzugs füllt die Blokade von Magdeburg aus, in das er am 24. Mai 1814 einzog. Dort wird zum Andenken seine Feldherrnbinde aufbewahrt; er selbst wand sie um zwei Spieße von Landsturmmännern. Im Jahre 1815 erhielt der Graf Tauenzien das sechste preußische Armeecorps, welches nebst dem fünften an der Elbe zurückgehalten, erst nach der Schlacht von Belle-Alliance nach Frankreich marschirte und dort in die Bretagne verlegt, durch die eingetretnen friedlichen Verhältnisse verhindert ward, sich mit dem Feinde zu messen. Der König beschenkte ihn nach geendigtem Feldzuge mit einem ansehnlichen Grundbesitz an der Oder bei Züllichau.

Taufe. Die religiöse Bedeutung, welche die ursprünglich nur zur Gesundheitspflege vorgeschriebenen Abwaschungen in reinem Wasser (Lustrationen) bei den Orientalen von Alters her hatten, gab das Mosaische Gesetz auch den bei den Juden eingeführten Reinigungen, und schon in der vorchristlichen Zeit mußte jeder zum Judenthum übergehende Heide nicht nur beschnitten, sondern auch getauft werden. Von dieser unter den Juden üblich gebliebenen *Proselytentaufe* unterschied sich die Taufe des Vorgängers Jesu, Johannes, durch den Umstand, daß er auch geborne Juden taufte, um sie durch die Reinigung an die Nothwendigkeit einer vollkommnen Buße und Besserung zu erinnern; denn daß die feierliche Wassertaufe ein Sinnbild der Reinigung der Seelen vom Bösen sey, war seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Jesus unterwarf sich selbst diesem Reinigungsgebrauche, indem er sich von Johannes taufen ließ, was auch mit mehreren seiner Apostel, welche vorher Jünger Johannis gewesen waren, geschehen seyn mußte. Jesus hat nie selbst getauft, aber verordnet, daß die Anhänger seiner Lehre durch die Taufhandlung in seine Gemeinde aufgenommen, und zum christlichen Glauben und Leben eingeweiht werden sollten. Die Taufe wurde daher ein christlicher Religionsgebrauch, ohne den keine Aufnahme in die Christenheit Statt finden kann. In den Zeiten der Apostel war er sehr einfach, sie und ihre Nachfolger tauchten die Täuflinge mit Aussprechung der Worte: ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, in einen Fluß oder mit Wasser gefülltes Gefäß. Das völlige Untertauchen des ganzen Körpers wurde nur bei kranken Täuflingen, die das Bett nicht verlassen konnten, in ein bloßes Besprengen mit Wasser verwandelt, welches *Krankentaufe* oder *klinische Taufe* hieß. Die griechische Kirche behielt, wie die schismatischen Christen im Orient, das völlige Untertauchen bei, dagegen wurde in der römischen Kirche seit dem 13ten Jahrhundert das bloße Besprengen des Kopfes mit Wasser bei der Taufe gewöhnlich und blieb auch bei den Protestanten herrschender Gebrauch. Die dreimalige Wiederholung desselben war eine Folge der Entwickelung des kirchlichen Lehrbegriffs von der Dreieinigkeit. In den ersten Jahrhunderten, wo gewöhnlich nur Erwachsene zum Christenthume übertraten, wurden die Neubekehrten (Catechumenen) vor ihrer Taufe sorgfältig in der Religion unterrichtet, und der Glaube an die Kraft dieser Ceremonie, den Täuflingen vollkommne Sündenvergebung zu verschaffen, bewog manchen Catechumen, der sich entweder nicht stark genug im Guten fühlte, oder seinen sündlichen Neigungen noch länger nachhängen und die Gefahr, nach

der Taufe aufs neue zu sündigen, vermindern wollte, sie so lange als möglich aufzuschieben. Die Lehre des heiligen Augustinus von der unwiderruflichen Verdammniß der Ungetauften verwandelte diese Säumniß in Eile, und machte die Kindertaufe allgemein, nur der Märtyrertod wurde solchen Gläubigen, die ihn noch als Catechumenen litten, als ein der Taufe gleichgeltendes Mittel zur Seligkeit angerechnet. (S. d. Art. **Bluttaufe**.) Da aber seit dem 5ten Jahrhundert die zunehmende Herrschaft des Christenthums die Besorgniß der Verleitung zum Abfall verminderte, bewog allein die Ueberzeugung von der geheimen sacramentalischen Kraft der Taufe, den Menschen zu erneuern und zu beseligen, sie nicht nur Neubekehrten ohne lange Vorbereitung, sondern auch Kindern gleich nach ihrer Geburt zu gewähren. Der unter den Montanisten in Afrika eingerissene Mißbrauch, sogar **Todte zu taufen**, mußte durch scharfe Verbote abgestellt werden, dagegen blieb die römische Kirche bis jetzt bei der im 10ten Jahrhundert aufgekommenen Ceremonie der **Glockentaufe**, welche darin besteht, daß an neuen Kirchenglocken zu ihrer Einweihung ein förmlicher Taufact vollzogen wird, und zu den abergläubischen Erwartungen eines besondern Schutzes von dem Läuten bei Gewittern Anlaß gegeben hat. Dieselben hohen Begriffe von den Wirkungen des Sacraments der Taufe, welche dergleichen Mißbräuche erzeugten, hatten auch den Nutzen, daß die orthodoxe Kirche die bei schismatischen und ketzerischen Parteien verrichtete Taufe (Ketzertaufe) mit Ausnahme der Antitrinitarier für gültig erklärte, und jede Art von Widertaufe untersagte. Daher gilt noch jetzt die Taufe einer Religionspartei bei den übrigen, obgleich die Taufgebräuche der einzelnen Kirchen und Secten verschieden sind. Bei den Catholiken und Griechen wird das Taufwasser besonders geweiht, dagegen die Protestanten es nicht von gemeinem Wasser unterscheiden. Der **Exorcismus** (s. d. Art.) ist nur in einigen protestantischen Ländern abgeschafft, die Entsagung des Teufels aber, wie die Anwendung des Kreuzeszeichens vor der Taufe beibehalten worden. Wesentlich ist bei diesem Sacrament eigentlich nur das Aussprechen der Taufformel und das dreimalige Besprengen mit Wasser, doch geht diesem Acte allemal das christliche Glaubensbekenntniß voran, welches die Taufzeugen im Namen des Täuflings, wenn dieser ein Kind ist, ablegen. Schon in der alten Kirche wurde jedem Täuflinge ein Taufzeuge seines Geschlechts beigegeben, der seine Treue gegen den christlichen Glauben zu verbürgen, und für seine geistliche Wohlfahrt zu sorgen hatte. Bei Vermehrung der Anzahl dieser Taufzeugen hat ihre Verpflichtung an Kraft verloren, und jetzt wissen sie oft nicht, wozu ihre Gegenwart bei der Taufe ihres Pathen dienen soll, obgleich auch jetzt noch im Fall des Absterbens oder einer strafbaren Nachlässigkeit der Aeltern des Getauften den Taufzeugen desselben obliegt, ihm die nöthige religiöse Bildung geben zu lassen. Nach der Taufe wird in der catholischen Kirche dem Getauften zum Zeichen seiner geistlichen Jugend Milch und Honig gereicht und seine geistige Ausstattung mit den Gaben des Christenthums durch mehrere symbolische Handlungen, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit angedeutet, wozu die Bekleidung mit dem Westerhembe, dem Kleide der Unschuld und Reinigkeit, gehört. Die Protestanten beschließen die Taufhandlung, welche bei allen christlichen Confessionen zur Beilegung der Vornamen benutzt wird, bloß mit einer einfachen Einsegnung. E.



Taufe, Meertaufe (franz. baptême du tropique), nennt man den alten Gebrauch auf der See, der zu dem sogenannten Hänseln gehört, daß alle diejenigen, die zum erstenmal die Linie passiren, um nach Indien zu gehen, getauft werden müssen. Die Handlung selbst ist ein Possenspiel, das bei der langweiligen, einförmigen Schiffahrt einige Zerstreuung verschafft, und wobei es hauptsächlich auf ein Geschenk für die Matrosen abgesehen ist. Bei dieser Ceremonie verkleiden sich die Matrosen so gut sie können; einer von ihnen, gewöhnlich der größte Spaßmacher, spielt den Geistlichen, stellt sich, als ob er aus irgend einem großen Buche eine Tauformel ablese, und läßt den, um dessentwillen die Ceremonie veranstaltet werden, knieend schwören, daß er den nämlichen Gebrauch beobachten wolle, so oft er in den Fall kommen werde. Will oder kann der Reisende sich nicht loskaufen, so wird er von den auf dem Verdeck mit gefüllten Eimern bereit stehenden Matrosen reichlich begossen. Da diese Taufe bisweilen schlimme Folgen gehabt hat, so ist sie schon vor mehreren Jahren durch ein Edict allen französischen Seefahrern auf immer verboten worden, findet dessen ungeachtet aber noch immer Statt. Vielleicht liegt diesem Gebrauch die Idee zum Grunde, daß die, welche nun gleichsam in jene neue Welt eintreten, durch eine Taufe dazu eingeweiht werden sollen.

Taufgesinnte nennen sich diejenigen Christen, welche die Taufe der Kinder verwerfen, nur Erwachsene dieses Sakraments fähig achten und jeden auch schon getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. und noch bis in die neuern Zeiten von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christlichen Kirche allerdings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war schon im Mittelalter von mehreren separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobrusianern, Katharern, Piccarden u. a. m. für unstatthaft erklärt, aber in der herrschenden Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortgang der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich zum Theil im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr gesetzloses fanatisches Treiben völlig von der Sache des Protestantismus (s. d. Art. Münzer). Mit ihren unberufenen, auch von Laien verrichteten Wiedertaufen der Erwachsenen verbanden sie Grundsätze, die aller kirchlichen und bürgerlichen Ordnung widerstrebten, indem sie weder das christliche Lehramt noch die obrigkeitliche Gewalt anerkennen, sondern eine völlige Gleichheit aller Christen einführen wollten. Der besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westphalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren Vermehrung ihres Anhanges setzten die Obrigkeiten bald scharfe Maßregeln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und Reichstags-Verordnungen gegen die Wiedertäufer, an vielen wurde die angedrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz und den Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte sich, sie einsperren und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten sich immer neue, durch die Reisen ihrer Propheten und Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute, deren Lehre damals aus folgenden Sätzen bestand: „Die Gottlosigkeit herrsche überall, ein neues Geschlecht heiliger Menschen müsse gegründet werden, ihnen ohne Unterschied des Geschlechts sey die Gabe der Weissagung und Auslegung

göttlicher Offenbarungen verliehen, daher bedürfe es für sie keiner Gelehrsamkeit, denn das innere Wort gelte mehr als das äußere; kein Christ solle Processe führen, obrigkeitliche Aemter verwalten, schwören, und etwas Eignes haben, sondern allen alles gemein seyn." Mit solchen Meinungen kamen Johann Bockhold oder Bockelson, ein sechsundzwanzigjähriger Schneider aus Leyden, und Johann Matthias oder Matthiesen, ein Becker aus Harlem, 1533 nach der eben für die Reformation gewonnenen Stadt Münster in Westphalen, wo sich bald ein Theil des aufgeregten Volkes, unter andern auch der evangelische Prediger Rothmann und der Rathsherr Knipperdolling, zu den Wiedertäufern schlug. Vergebens ließ der Magistrat ihnen die Kirchen verschließen; sie erstürmten mit ihrem täglich wachsenden Anhange das Rathhaus und erzwangen gegen Ende des Jahres einen Vergleich, der die Freiheit der Religionsübung beider Parteien sichern konnte. Doch verstärkt durch allerlei unruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten machten sie sich kurz darauf gewaltsam zu Herren der Stadt und jagten die Gegenpartei hinaus. Matthiesen trat als Prophet auf und überredete das Volk, sein Gold, Silber und andres bewegliches Gut zum gemeinen Gebrauche auszuliefern und alle Bücher außer der Bibel zu verbrennen, verlor aber bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben. Nun warfen sich Bockhold und Knipperdolling zu Propheten auf. Die Kirchen wurden zerstört, zwölf Richter wie in Israel über die Stämme bestellt, und auch diese Regierungsform bald wieder umgeworfen, indem Bockhold sich unter dem Namen Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions (so nannten die münsterischen Wiedertäufer ihr neues Reich) erheben und förmlich krönen ließ. Seit diesem Zeitpunkte (1534) wurde Münster ein Schauplatz aller Ausschweifungen wilder Schwärmerei, viehischer Wollust und unmenschlicher Grausamkeit. Die Einführung der Vielweiberei, das Loslassen aller Zügel gesetzlicher Ordnung mußte dem bethörten Volke die Rohheit, Habsucht und Raserei seines jungen Tyrannen und seine täglich wachsende Gefahr von außen verbergen. Bockhold lebte in fürstlicher Pracht und Schwelgerei, ließ Manifeste zur Empörung gegen auswärtige Regenten, gegen den Papst und Luthern ausgehen, drohete mit seiner Rotte alle Andersdenkenden zu vernichten, machte sich den Seinen durch häufige Hinrichtungen furchtbar und wußte, während Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten, den Taumel der unglücklichen Bewohner zu einem hartnäckigen Widerstande gegen die Belagerer zu benutzen. Von diesen wurde Münster endlich den 24. Juni 1535 durch Verrätherei eingenommen und dem Reiche der Wiedertäufer durch Hinrichtung ihrer Anführer ein Ende gemacht. Bockhold, Knipperdolling und Krechting wurden mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und dann in eisernen Käfigen am Lambertusthurm zu Münster zum Schrecken aller Rebellen aufgehenkt. Indeß hatten doch nicht nur einige von den 26 Aposteln, welche auf Bockholds Befehl ausgegangen waren, sein Reich zu verbreiten, hie und da Eingang gefunden, sondern auch mehrere von der münsterischen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reiches reiner Christen fortgefahren, ihre Visionen und Offenbarungen in den oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwarfen zwar die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster ausgeübt worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der äl-

teren Wiedertäufer und eigne irrige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige Sacramentsstreit Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdigsten dieser anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David Joris. Jener, ein Kürschner aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei erst 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Straßburg herumtrieb, wo er auch 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Verheißungen einer ihm und seinen Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Secte, deren zerstreute Glieder sich unter dem Namen der Hoffmanzianer lange in Deutschland erhielten, bis ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch vor seinem Tode widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasiereicher zeigte sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501 und 1534 wiedergetauft, in seinen vielen theosophischen Schriften, die bei aller Verworrenheit der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten und neben schlichten Erzählungen von den seltsamen Visionen und höheren Eingebungen, deren Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren noch größere Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittel sammelte er bei dem Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst einen Anhang von Stillen im Lande, die, wie die Gichtelianer Böhme's Schriften, seine Werke, besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes Wunderbuch, studirten und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 unter dem Namen Johann von Brügge in Basel Bürger ward und nach einem zwölfjährigen ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten 1556 daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim gebliebene Ketzerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm meist ohne Grund Schuld gegeben, worauf der basler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter der Familisten, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören (s. d. Art. Liebesfamilie). Da nach den münsterischen Unruhen unter den Evangelischen allmählig der Grundsatz geltend wurde, keinen Ketzer, der nicht Empörungen stiftete, am Leben zu strafen, konnten diese und ähnliche Haufen von Sonderlingen ihr Wesen im Stillen treiben, wenn sie sich ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser Secte vermehren mußten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Duldung würdig wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ordnung, Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen Menno's (s. d. Art.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann verband sie um die Mitte des 16. Jahrh. zu geregelten Gemeinen, welche unter dem Namen Mennoniten, Mennisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt noch nennen, im nördlichen Deutschland und Holland mit pünktlicher Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes Kirchenthum stifteten. Nur konnte er nicht hindern, daß sie schon 1554 über den Grad der bei dem Kirchenbanne anzuwendenden Strenge uneinig wurden. Die

Strengeren belegten jedes einzelne Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung mit dem Banne und trieben die Folgen desselben so weit, daß auch die eignen Ehegatten und Verwandten aller Gemeinschaft mit den Bestraften entsagen sollten; die Gelinderen wollten nur bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der heiligen Schrift überhaupt den Bann anwenden, und dieser Strafe selbst nicht nur mehrere Arten von Ermahnungen und Verweisen (gradus admonitionis) vorangehen lassen, sondern auch außer dem kirchlichen Verhältnisse keine Folgen einräumen. Da kein Theil nachgab und die Strengen sofort den Bann über die Gelinden aussprachen, so blieb es bei der noch jezt fortdauernden Trennung der Taufgesinnten in zwei Hauptparteien. Die Gelinden heißen Waterländer, weil ihre ersten Gemeinen im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franecker wohnten, wurden aber von den Strengen auch Grobe und zur schimpflichen Bezeichnung ihrer minderen Reinheit Dreckwagen genannt; dagegen die Strengen, welche aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern) und Deutschen bestanden, sich Feine d. h. besonders Gottselige und Genaue nannten. Menno billigte nicht ganz die übertriebene Strenge der Feinen, wollte aber doch weder die Friesen verlassen, deren Lehrer er war, noch neue Trennungen verursachen. Erst nach seinem Tode 1565 brach die Zwietracht unter den Feinen aus und diese zerfielen in drei Parteien, unter denen die Flaminger, ohnehin als Exulanten eifriger und fanatischer als die übrigen, bei der äußersten Strenge des Kirchenbanns beharrten, die Friesen wenigstens nicht ganze Gemeinen damit belegen und ihn auch bei einzelnen Excommunicirten nicht bis zur Zerstörung ihrer Familienverhältnisse treiben wollten, die Deutschen aber sich nur durch strengere Vermeidung alles Luxus von den Friesen unterschieden. Zu diesen Deutschen gehörten die in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz angesiedelten, wie auch bis zum dreißigjährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten. Sie haben sich durch das Concept von Kölln (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt, hauptsächlich weil ihre Trennung den Handelsverkehr störte, in dem die Taufgesinnten bald viel Thätigkeit zeigten und eine Quelle des Wohlstandes fanden. Mit diesen vereinigten Friesen und Deutschen verbanden sich nach mehreren vergeblichen Friedensversuchen endlich auch die strengsten Taufgesinnten, die ohne Unterschied ihrer Herkunft den Namen Flaminger beibehalten hatten, auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem im J. 1649, indem sie fünf Glaubensbekenntnisse 1) die Friedensschrift der Flaminger zu Amsterdam v. J. 1630, Olyff Tacxken (Oelzweig) betitelt, 2) Jan Centsons Bekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen v. J. 1630, 3) Jan Cornelissens Confession der 1632 zu Dortrecht versammelt gewesenen Flaminger, 4) das Concept von Kölln und 5) Jacob Outermanns Bekenntniß an die Generalstaaten v. J. 1626, mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als symbolische Bücher ihrer Partei anerkannten. Dadurch wurde nun zwar die feindselige Erbitterung, mit der sie einander bisher gegenseitig verbannt, verfolgt und die Ueberläufer von einer Partei zur andern wiedergetauft hatten, doch keineswegs allen Parteiungen unter den Taufgesinnten gesteuert. Schon gleich nach der Vereinigung der Friesen mit den Deutschen sonderte sich von jenen ein Haufen Unzufriedener ab, die diesen Verein und die mildere Kirchenzucht miß-

billigten, unter Jan Jacob, ihrem Lehrer, eine eigne Gemeine nach den strengsten Grundsätzen bildeten und den Namen Janjacobschristen erhielten, aber nie zahlreich wurden. Während der Friedensunterhandlungen der Flaminger mit den Friesen trat unter jenen ein friesischer Landmann Uke Wallis mit der Meinung auf, daß Judas und die Hohenpriester, weil sie durch die Hinrichtung Jesu Gottes Absicht erfüllt hätten, selig geworden wären, und sammelte seit 1637 eine besondere Partei, welche zwar diese Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußersten Strenge der alten Flaminger von den übrigen Taufgesinnten geschieden blieb. Diese Ukewallisten oder Gröninger, weil ihre Secte in der Gegend von Gröningen entstand, nahmen Unzufriedene aus den vereinigten Parteien auf und nannten sich daher vorzugsweise die alten Flaminger oder die alten Friesen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers d. h. Untertaucher genannt, weil einige ihrer Gemeinen das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten, dagegen die übrigen Taufgesinnten das Besprengen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben sie sich, wiewol nicht zahlreich, nach Litthauen und Danzig verbreitet; auch stimmen die Taufgesinnten in Gallizien (Reste der ehemaligen mährischen), welche wegen ihrer Kleidertracht in Knöpfler (die die Kleider zuknöpfen) und Heftler (welche statt der Knöpfe Heftel von Drath brauchen und Bärte tragen) getheilt sind und etwa 24 Familien einfacher Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der älteren Lehre und strengen Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Ukewallisten überein. Zu der Partei der alten Flaminger oder feinsten und nicht vereinigten Taufgesinnten gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene bestehen aus einigen kleinen Gemeinen im danziger Gebiete, in Ostpreußen und in den Niederlanden, welche letztere von danziger und preußischen Familien abstammen, und nennen sich auch Clarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekannt gemachten lateinischen Confession sieht. Die Schweizer sind Reste der schweizerischen Exulanten, die während der im 16. und 17. Jahrh. anhaltend fortgesetzten Verfolgungen der Taufgesinnten in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur zwei kleine Gemeinen aus. Diese verschiedenen, nicht vereinigten Zweige der sogenannten Feinen oder alten Flaminger haben ein festes Beharren bei den alten Grundsätzen und Gewohnheiten der ganzen Secte mit einander gemein. Sie verwerfen den Ausdruck Person in der Trinitätslehre, erklären nach Menno's Dogma die Unsündlichkeit der Menschennatur Christi daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus Nichts von Gott erschaffen, obwol von dem Blute der Mutter genährt worden sey, halten nur die Taufe ihrer Partei für gültig und taufen sogar solche wieder, die von einer ebenfalls strengen Partei zu ihnen übergehen, so daß z. B. Danziger sich bei den Ukewallisten und diese bei jenen die Wiedertaufe gefallen lassen müssen, und beobachten das Fußwaschen als eine von Christo gebotene Handlung nicht blos gegen Reisende ihrer Partei, wie auch die vereinigten Feinen thaten, sondern in gottesdienstlichen Versammlungen. Den Eid, die Bekleidung obrigkeitlicher Aemter und jede nur durch Gewalt mögliche Vertheidigung des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens, halten sie, wie alle Taufgesinnte überhaupt, für unerlaubt, daher sich diese sonst ohne Unterschied die waffenlosen Christen nannten; nur beobachten die alten Flaminger hierin und

der Kirchenzucht eine größere Strenge und Consequenz, als die
igen Taufgesinnten. Unsittlichkeit, Waffentragen, Verheirathung
einer Person außer der Gemeine, Luxus in Kleidung und Haus-
ithe bestrafen sie durch Excommunication ohne Gradus admonitio-
und dehnen die Kraft des Bannes immer noch auf das häusliche
en aus. Die Danziger schlossen sogar die, die sich abmalen ließen,
Bestrafung der Eitelkeit aus. Ueberhaupt suchen sie dem Beispiele
Einfachheit, Reinheit und demokratischen Verfassung des ersten
stolischen Kirchenthums, dessen Wiederherstellung ursprünglich al-
Taufgesinnten Herzenssache war, immer noch am genauesten nach-
ommen, daher sie ihre Lehrer durch die ganze Gemeine wählen
keine Amtskleidung tragen lassen und die Gelehrsamkeit gering-
tzen. In neuern Zeiten haben sie freilich viel von ihrer Strenge
mählig nachgelassen, und besonders die Wiedertaufe der Ueberläufer
gegeben, dagegen Christen, welche blos in ihrer Kindheit getauft
rden, noch bei allen Parteien der Taufgesinnten nur durch Wieder-
fe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Flaminger,
iesen und Deutschen, welche anfangs auch zu den Feinen gehören
llten, neigten sich nach und nach zu den Gelinden und Groben, zu
en sie jetzt eben so wie die durch Zusammentritt einzelner Gemei-
n verbrüderten Friesen und Waterländer, Waterländer, Flaminger
d Friesen, Flamfuger und Waterländer gerechnet werden. Doch
schwanden mit der Zeit auch diese verschiedenen Benennungen, da
keine Verschiedenheit der Lehren und Grundsätze mehr bezeichneten.
esto wichtiger wurde die in der großen Gemeine der vereinigten Wa-
rländer, Flaminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung
nes Theiles derselben zu den Grundsätzen der Remonstranten entstan-
ne Trennung. Galenus Abrahamssohn von Haen, ein ge-
hrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten von sanftem Charakter und
sgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die
an nach ihm Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger
e Lehre, als ein frommes Leben über den Werth des Christen ent-
heide und daher keinem Redlichen und Schriftgläubigen die Kirchen-
emeinschaft zu verweigern sey, und verrieth dabei socinianische An-
chten von Christo und dem h. Geiste. Samuel Apostool, eben-
alls Arzt und Lehrer der Gemeine, erklärte sich mit dem orthodoxen
theile derselben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der
lten Bekenntnisse und Gewohnheiten. Die Frage, welcher von bei-
en Parteien das bisher gemeinschaftlich besessene Kirchengut bei der
Trennung verbleiben solle, wurde durch die holländische Regierung
um Vortheile der Galenisten entschieden, weil diese sich für, die
Apostoolen (so nannte man die altgläubige Partei) aber gegen
die fernere Kirchengemeinschaft der verschieden Gesinnten erklärten. Da-
her blieben die Galenisten im Besitze der Kirche, welche im Giebel
das Zeichen des Lammes hatte und Gelegenheit gab, sie die Gemeine
vom Lamme zu nennen. Die Apostoolen, gegen 700 Köpfe stark,
hielten nun ihren Gottesdienst abgesondert erst in den Houtinen, dann
auf dem Singel in der Sonne, einem Hause zu Amsterdam, nach
dem sie Gemeine von der Sonne genannt wurden. Da diese
Namen jedoch nur die Gemeinen zu Amsterdam angehen, bezeichnet
man die beiden Hauptparteien der Gelinden oder Groben, denen sich
in der Folge alle übrigen Taufgesinnten dieser Gattung, namentlich
die vereinigten Flaminger und Waterländer den Apostoolen, die Wa-
terländer bei den Thoren der Galenisten, anschlossen, richtiger na-

der Verschiedenheit ihrer Grundsätze. Es gibt daher jetzt, außer den oben beschriebenen nicht vereinigten Zweigen der alten Flaminger oder eigentlichen Feinen, zwei Hauptparteien der Taufgesinnten, die Apostoolen, welche sich wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten älteren Confessionen Mennoniten im engeren Sinne nennen, und die Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian-Baptisten, nach Armenius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Mennoniten behaupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno's Dogma von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen Ueberläufer wieder, belegen blos grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ihm Warnungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber noch sorgfältig über das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. Das von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erschienene Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem reformirten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung der Kirchenzucht unter den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. Am weitesten vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten sind die Remonstrantischen abgewichen. Sie verwerfen alle symbolischen Bücher, gestatten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dulden Andersgesinnte und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur in wenigen Gemeinen ohne Wiedertaufe, die Feinen und Mennoniten betrachten sie als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abendmahle und noch seltner aus als letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter, selbst den Aussageeid und verbieten nur den Versprechungseid. Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der Mennonitischen Partei Antheil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter Wilhelm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem Lande sind jetzt 131 Gemeinen mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesinnten, unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittheil zu den Mennoniten und nur einzelne nicht zahlreiche Gemeinen zu den Feinen gehören. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, der Schweiz, Elsaß und Lothringen halten sich zu den eigentlichen Mennoniten. Im Cultus der Taufgesinnten aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes, doch stehen sie den Reformirten auch hierin näher als den Lutherischen. Die Feinen haben Aelteste oder Bischöfe, die die Sacramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Diaconen oder Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamte durch Stimmenmehrheit der Gemeinen; die Mennoniten haben Lehrer und Diaconen, von denen erstere die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, beide aber von dem Kirchenrathe (Presbyterium) gewählt werden. Eben so halten es die Remonstrantischen. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das ihnen sonst beigelegte Lob des Fleißes, der Wirthlichkeit, Stille und Sittenreinheit noch jetzt, nur haben sich viele unter ihnen so sehr an die Weltsitte gewöhnt, daß das Gepräge der Eigenheiten ihrer Secte sich immer mehr verliert.

lischt und dieselbe überhaupt in Verfall und Abnahme zu seyn scheint. Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Secte der **Baptisten** in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnte. Erst im Anfange des 17. Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien ihre Gemeinen, welche meist aus Ueberläufern von den Presbyterianern bestanden, daher sie auch schon um 1630 in Particular- oder Antinomian-Baptisten, die ganz bei der Lehre Calvins, auch im Artikel von der Prädestination, blieben, und in General-, auch Universal- oder Arminian-Baptisten zerfielen, die den Calvinischen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen und bei einer den Remonstranten eigenen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungslehren auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinen öffneten. Noch eine dritte Secte stiftete in der zweiten Hälfte des 17 Jahrh ein gewisser Franz Bampfield unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths einführte, daher seine Anhänger Sabbatharier hießen; diese verloren sich aber meist wieder aus England und dauern nur noch in Nordamerika fort. Alle **Baptisten** haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Sie thun dieß durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weshalb sie von den Holländern unter die Dompelaars gerechnet werden. Den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter erlauben sie; in ihrem Geiste und Cultus stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie eigne Lehrer, welche selten Laien sind und in der Regel in den Lehranstalten der Presbyterianer ihre Bildung erhalten. Im Anfange des 16. Jahrh. hatten sie in England 247 Gemeinen ihrer drei Parteien, unter denen die Particular-Baptisten ungeachtet ihrer strengeren Kirchenzucht nach und nach die zahlreichsten wurden, eigne Seminarien für ihre Prediger anlegten und in der Mitte des vorigen Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17. Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren und noch jetzt bestehende Gemeinen gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate Kentucky haben sie 16 Gemeinen mit 30 Predigern und in den meisten der übrigen Freistaaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Particular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Sabbatharier. Ihre Thätigkeit in der Bekehrung der Heiden und in der Bedienung von Christen, die keine Gemeinen bilden, durch reisende Prediger verschafft ihnen immer größeren Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt 21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln mit 42 Missionären unterhält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshman, welche mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Uebersetzung der Bibel in 7 lebenden orientalischen Sprachen besorgen und in ihrer Druckerey zu Serampore gegenwärtig ans Licht stellen, sind Baptistische Missionsprediger. — Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich noch die Dunkers, welche in den nordamerikanischen Freistaaten Pensylvanien und Maryland einige Congregationen haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab,

welche im 17. Jahrh. nach Nordamerika kamen. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie Dompelers und stimmen mit den Baptisten überein, weichen aber darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt halten, Processe zu führen, Waffen zu tragen, zu fechten, zu schwören und Zinsen zu nehmen. Ihre Dogmen scheinen nicht bestimmt zu seyn. Der Hauptpunkt ihres Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Büßungen, Entsagungen und Selbstpeinigungen erworben werden könne. Ephrata, ein Dörfchen in Pensylvanien, das auch Dunkerstown heißt, ist ihr Hauptort. Hier leben die unverheiratheten Glieder der Secte in abgesonderten Häusern wie Mönche und Nonnen äußerst mäßig, genießen blos Vegetabilien, kleiden sich in weiße Kutten, sprechen wenig und theilen ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet. Ermahner und Diaconen, bei den Frauenzimmern Diaconissinnen, führen die Aufsicht. In ihren Versammlungen, welche die Geschlechter täglich abgesondert und nur einmal wöchentlich am Sabbath zusammen halten, darf jeder laut beten und sprechen. Die besten Sprecher halten Vorträge. Ihr Gesang ist nach dem Zeugnisse des Reisenden Liancourt harmonisch und sehr wohllautend, ihre Liturgie höchst einfach, ihr Wandel rein und ihre Industrie bewunderungswerth. Das Abendmahl halten sie des Nachts und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie Fleisch essen, einander die Füße waschen, den Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit einander haben, sondern zu den Verwandten der Gemeine, welche in benachbarten Orten wohnen und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, aber fortfahren an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeine Theil zu nehmen. Aus dem ansehnlichen Fonds der Gemeine, der durch den Ertrag ihrer Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten, wie die Vollkommenen ihren Unterhalt. — So sind denn aus den Nachkommen der alten Wiedertäufer, die durch ihre Empörung gegen jede gesetzliche Ordnung, durch vorgebliche Offenbarungen und chiliastische Schwärmereien die Welt umstürzen wollten, friedliche Christen geworden, die wegen ihrer bürgerlichen Tugenden von jeder weisen Regierung gern geduldet werden, und statt des prophetischen Dünkels ihrer Vorfahren nur durch Sittenreinheit streben, eine Gemeine Gottes zu seyn. E.

Taurien (Taurischer Chersones), eine Statthalterschaft des europäischen Rußlands. Sie begreift die Halbinsel, welche ehemals die Crimm (s. d.) hieß, die Halbinsel Taman, jetzt Tmutarakan, und die Länder und Steppen, welche die Nogaischen und Budschiakischen Tataren bewohnen. Auch steht mit derselben die Provinz der Kosaken des schwarzen Meeres in Verwaltungsverhältnissen. Sie hat, nach Hassel, einen Flächeninhalt von 1646 Quadratmeilen mit 301.400 Einwohnern, nach Wichmann nur 1025 Q.M. und 207,000 Einw., mithin nur 201 Menschen auf 1 Q.M. Diese Länder, welche in ältern Zeiten von Scythen und griechischen Colonisten bewohnt wurden, dann eine Zeitlang unter den griechischen Kaisern standen, vom Ende des 12. Jahrh. zum Theil den Genuesern gehorchten, wurden im 13. Jahrh. von den Tataren, und am Ende des 15. Jahrh. von den Türken erobert. Die Crimm hatte ihren eignen Chan, der aber von dem türkischen Kaiser abhing, von diesem die Bestätigung seiner Würde erhielt, und ihm zur Heeresfolge verpflichtet, mithin türkischer Vasall war. Seit dem J. 1698 drangen russische Heere

wiederholt in die Crimm ein, deren Bewohner durch ihre Streifzüge häufig Verderben über die benachbarten Provinzen verbreiteten, aber nur Verwüstung des Landes, ohne es behaupten zu können, waren die Resultate der russischen Unternehmungen. Allein im J. 1771 wurde die Crimm von den Russen, unter Dolgorucki, erobert, und die Pforte war genöthigt im Frieden zu Kutschuck Kainardschi (s. Friedensschlüsse) 1774 die Crimm als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem, von der Nation selbst gewählten, Chan stehen sollte. Der Chan Schahin Gueray, dessen Wahl die Russen unterstützt hatten, fand sich, von der türkischen Gegenparthei gedrängt, endlich veranlaßt eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Nach seinem Tode erklärte Rußland, durch ein Manifest vom 19ten April 1783, die Crimm für russisches Eigenthum, und die Pforte, die einen neuen Krieg zu wagen sich scheute, trat durch eine Convention (im Januar 1784) die Crimm völlig an Rußland ab. Die Crimm hörte nun auf ein eigner Staat zu seyn und wurde, nebst den dazu gehörigen Provinzen, unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder Taurien dem russischen Reiche einverleibt. Dem kaiserlichen Titel wurde der Zusatz: Czar des taurischen Chersones, hinzugefügt. Potemkin, der zu der, freilich nicht ohne Gewaltsamkeit erzwungenen, Unterwerfung der tatarischen Einwohner mitgewirkt hatte, erhielt von seiner Monarchin den Beinamen: der Taurier. Das Land wurde in eine russische Statthalterschaft umgewandelt, und in Kreise getheilt, deren es gegenwärtig 6 gibt. Es sind in dieser Statthalterschaft viele, aber nicht große Städte. Simferopol, eine ehemalige Residenz der Chane, ist der Hauptort; wichtig ist die Festung Kinburn an der Mündung des Dnepr; Perecop (Orcapi) ist eine Festung auf der Landenge, welche die Crimm mit dem festen Lande verbindet; die Städte Feodosia (Theodosia), Sewastopol und Eupatoria sind bedeutend wegen des Handels auf dem schwarzen Meere, der nun fast ganz in den Händen der Russen ist. Das asowsche und schwarze Meer umgeben die Halbinsel auf beiden Seiten; ein Meerbusen, welchen das erstere bildet, wird das faule Meer oder auch Siwasch (russisch Gullojemore) genannt. Bei dürrer Jahreszeit trocknet er unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs von dem stehenden und faulenden Wasser ganz aus; dann kann man ihn zu Fuß und zu Pferde passiren; zu andern Zeiten kann er beschifft werden. Der Theil von Taurien zwischen der Landenge und dem Dnepr besteht aus großen Ebenen, die zum Theil unfruchtbar und unangebaut (Steppe) sind. Der nördliche Theil der Crimmschen Halbinsel ist wasser- und holzleer, mit magerem, salzigem, zum Ackerbaue untauglichen Boden; ihre südliche gebirgige Hälfte aber gehört zu den schönsten, fruchtbarsten, reizendsten Ländern der Welt. Die Thäler, in denen sich kleine Flüßchen und Bäche schlängeln, sind vortrefflich angebaut; sie haben ergiebige Aecker, schöne Weinberge und eine große Anzahl bewohnter Dörfer. In den Gärten hat man Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Mandeln, Granaten, Feigen, Birnen, Aepfel, Melonen, Arbusen. Der beste Wein wächst bei Sudak und Koos, welche Gegenden in guten Jahren 30,000 Eimer Wein liefern. Der Sudaksche Wein gleicht dem Champagner vollkommen. Ein Reisender, Clarke, der 1800 und 1801 diese Gegenden besuchte, rühmt die Thäler Balaklawa und Baidar als die schönsten, und nennt die Gegend zwischen Kutschuk-Koi und Sudak paradiesisch, wo alle Arten von europäischen Früchten den höchsten Grad der Vollkommen-

heit erreichen. Diese Halbinsel bringt außer den genannten Produkten auch viel Getreide, Hirse, Tabak, Honig, Wachs, Seide hervor; desgleichen ist die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich. Die Schafe liefern die sehr bekannten und beliebten krausen, grauen Lämmerfellchen, die den Namen der crimmschen führen. Die Haupteinwohner sind mahomedanische auf der Halbinsel ansässige Tataren, welche Ackerbau, Viehzucht, Handlung und Gewerbe treiben. Auch leben hier Russen, viele Griechen und Armenier, Juden, Zigeuner, Europäer von verschiedenen Nationen, indem die russische Regierung viele Ausländer als Colonisten in das Land zieht, und denen, die sich hier niederlassen wollen, dreißig Freijahre bewilliget. Der Handel wird theils von den Tataren selbst, theils von den im Lande sich niedergelassenen Griechen, Armeniern und Juden betrieben. Das ehemalige Caffa (s. d. Art.), jetzt Feodosia, war 200 Jahre hindurch, so lange es die Genueser besaßen, eine der wichtigsten Handelsstädte, und die ganze Halbinsel überhaupt war ehemals in verschiedner Hinsicht ein merkwürdiges Land. Ein Verzeichniß von mehreren Schriften über Taurien und die Crimm s. in Wichmann's Darstellung der russischen Monarchie 1813, 1r Thl. S. 24. Eine Erwähnung verdient auch des holländischen Admirals Kinsbergen Karte von der Crimm in 4 Blättern.

Tauris, die Hauptstadt der Provinz Aberbedschan in dem westlichen Persien oder in dem Reiche Iran, liegt in einer Ebene, in welcher sich kein Baum findet, an den Flüssen Spintscha und Atschi, und hat 300 Caravanserais, 250 Dschamien und Moscheen mit glasirten Ziegeln bedeckt, 20,000 Häuser und 150,000 Einwohner. Sie ist mit Mauern von Backsteinen umgeben, die durch viele ungeheure Thürme gedeckt werden. In ganz Asien ist sie als Handelsstadt berühmt; Russen, Türken, Perser, Indier treiben hier Handel. Die Kaufläden sind mit den reichsten Waaren angefüllt; auch gibt es viele Künstler und Handwerker, die vorzüglichsten und zahlreichsten darunter sind die Seidenweber. Man verfertigt hier das Chagrin, womit fast ganz Persien versorgt wird, wozu viel gehört, weil in Persien Jedermann, bloß die Bauern ausgenommen, Schuhe und Stiefeln von Chagrin trägt. Man findet in Tauris noch viele Ruinen ehemaliger prächtiger Gebäude; die Stadt hat einigemal durch Erdbeben und durch Belagerungen, bald von den Türken, bald von den Persern, gelitten. Jetzt ist sie die Residenz des Prinzen Abbas Mirza, des Kronerbens von Iran, welcher nach europäischer Art organisirte und exercirte Truppen unterhält (s. d. Art. **Persien**).

Taurus (jetzt **Kurun** genannt), 1. ein berühmtes Gebirge in dem östlichen Theile der asiatischen Türkei, welches sich am Ursprunge des Frats, wo der mit ewigem Schnee bedeckte Ararat hervorragt, am meisten erhebt, und sich in mehreren Ketten über den größten Theil Westasiens verbreitet. Eine Kette desselben, der Ala-Dagh, zieht sich durch das südliche Natolien, und endigt sich in dem chelidonischen Vorgebirge, der Insel Rhodus gegenüber. Eine andere Verzweigung des Taurus erstreckt sich nach Syrien und bildet den Libanon nebst dem Antilibanon. Im Norden nähert sich der Taurus dem Caucasus und östlich hängen der schneereiche Kiare mit dem Tschudi, und das in Westpersien hineinlaufende Gebirge Zagros mit dem Taurus zusammen, welcher überhaupt durch seine Aeste mit dem großen ganz Mittelasien durchziehenden Gebirgssysteme verbunden ist.

Tausendjähriges Reich, auch die **tausendjährige** ...olden Zeit genannt, ist ein von mehrern schwärmerischen Theolo... n geträumtes Reich, welches nach 6000 Jahren, wenn der Antichrist ...d andre Feinde der Kirche vertilgt wären, angehn und 1000 Jahre ...uern soll; jedoch sollen hierzu nur besondre Personen, vorzüglich ...ch die Märtyrer bestimmt seyn, und erst nach Verfluß dieser 1000 ...ahre soll die allgemeine Auferstehung und das Gericht erfolgen. Der ...heber dieser Lehre und der **Chiliasten** — so werden diejenigen, ...elche sich einen solchen 1000jährigen Zeitraum (**Chiliade**) träu... en, genannt — die sich hauptsächlich auf eine Stelle der Offenba... ...ng Joh. (XX, 6) stützen, war zuerst **Cerinthus** im ersten Jahr... ...underte, und dieser verlegte den Hauptsitz eines solchen Reichs nach ...erusalem. In den ersten Jahrhunderten fand auch die Lehre so vie... ...n Anhang, daß man die anders Denkenden für Ketzer erklärte. Auch ...ber die Zeit, **wann** dieß Reich erscheinen soll, hat man sich sehr ...en Kopf zerbrochen; viele der eifrigsten Chiliasten hatten es ins 17te ...ahrhundert gesetzt; die nachfolgenden (z. B. Petersen, Wisthon u. a.) ...atten ganz bestimmt dazu das verflossene 18te Jahrhundert anbe... ...aumt, und **Bengel** endlich hat es in seiner Erklärung der Offen... ...arung Johannis für das 19te Jahrhundert aufgehoben.

Tautologie, nach Anderer Aussprache **Tavtologie**, heißt ...n der Sprachdarstellung die Bezeichnung eines Begriffs durch meh... ...rere Ausdrücke, welche ganz dasselbe sagen, oder die Zusammenstel... ...ung solcher Ausdrücke, wodurch der Begriff nur unnöthig wiederholt ...wird, z. B. wie Engel in seiner Lobrede auf Friedrich den Großen ...sagt: große Anstalten können **scheitern**, können fehlschlagen. Sie ist verschieden von der Wiederholung derselben Ausdrücke, die zuweilen mit **Nachdruck** (und um die Aufmerksamkeit auf einen Begriff zu leiten) gebraucht wird, so wie auch von der Anwendung mehrerer Ausdrücke, durch welche ein Gegenstand von verschiednen Seiten oder mit verschiednen Graden der Lebendigkeit bezeichnet wird. Sie ist **unnöthige** Wiederholung desselben Gedankens in anderer Form, und daher ein Fehler gegen die natürliche **Kürze** der Rede, welcher meist unbewußt begangen wird, indem der Sprechende oder Schreibende durch die zweite Bezeichnung einen andern **Gedanken**, oder einen bedeutsameren Ausdruck anzuwenden glaubt. Ihre Quelle ist Gedankenlosigkeit und Armuth der Gedanken, Mangel an Sachkenntniß und Gewandtheit in der Sprache. Oft glaubt man durch einen solchen Ausdruck die Sache deutlicher zu machen oder zu erschöpfen, und will sich selbst durch das hinzugefügte zweite Zeichen genauer bestimmen oder verbessern. Es ist daher bei vertraulicher Mittheilung, welcher eine gewisse Nachlässigkeit nicht hoch angerechnet werden darf, und folglich beim freien mündlichen Vortrage dieser Fehler eher zu verzeihen, als beim vorbereiteten und schriftlichen Vortrage.

Tautochronisch oder isochronisch (vom griechischen ισοχρονος, gleichzeitig), nennt man Wirkungen, welche in gleichen Zeiten erfolgen, z. B. die Schwingungen des Pendels, die, wenigstens im theoretischen Bezuge, sämmtlich von gleicher Dauer sind.

Tautochronische Linie. Die Cycloide (s. d. A.) hat die merkwürdige Eigenschaft, daß ein fallender Körper ihren tiefsten Punkt immer in gleich langer Zeit erreicht, er mag nun bis dahin einen größeren oder kleineren Bogen der Curve zu durchlaufen haben: die, in dem nämlichen Verhältnisse wachsende, Geschwindigkeit gleicht jene Verschiedenheit aus. Die Curve heißt deßhalb **tautochronisch**.

Hier ist von der Schwerkraft die Rede, die den fallenden Körper belebt: für andere Kräfte gibt es tautochronische Linien von anderer Gestalt; diese Untersuchungen gehören aber nicht hierher.

Tavernier (Jean Baptist), ein berühmter Reisender, geboren zu Paris 1605, war der Sohn eines Mannes aus Antwerpen, der in ersterer Stadt als Landkartenhändler lebte. Die Ansicht dieser Gegenstände, und die Gespräche mit denen, welche den Laden seines Vaters besuchten, flößten dem jungen Manne eine solche Neigung zum Reisen ein, daß er bereits im 22sten Jahre eine Reise durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien unternahm. Er war Juwelier, und hatte es in seiner Kunst zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht. Er verwandte vierzig Jahre zu Reisen in der Türkei, Ostindien und Persien auf allen nur möglichen Wegen. Da er sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, und als Protestant in einem freien Staate zu leben wünschte, so kaufte er bei der Heimkehr von seiner letzten Reise die Baronie Aubonne am Genfer See. Das üble Betragen eines seiner Neffen veranlaßte ihn 1687, seine Baronie dem Marquis du Quesne zu verkaufen, und eine siebente Reise zu unternehmen. Auf dieser letztern starb er 1689 zu Moskau 84 Jahre alt. Tavernier war ein hellsehender Mann, der in den Ländern, die er besuchte, eine große Menge merkwürdiger Beobachtungen machte. Da er nicht selbst die Fertigkeit hatte, dieselben schriftlich zu ordnen, so unterzog sich dieser, nach seiner Versicherung nicht leichten, Arbeit Samuel Chappuzeau, ein genfer Gelehrter. Die Frucht seiner Bemühung waren zwei Bände, welche 1679 zuerst herauskamen, und sechs Reisen enthalten; ihnen folgte 1687 noch ein Band, den la Chapelle, Secretär des Präsidenten von Lamaignon, geschrieben hat, und der eine Nachricht von Japan und Tunkin, und die Geschichte des Betragens der Holländer in Ostindien enthält. Ungeachtet der Beschuldigungen, welche man gegen Taverniers Wahrheitsliebe vorgebracht hat, und der Ausschreibereien, deren man die Verfasser seiner Reisen anklagt, findet man in denselben doch viele wichtige und wahre Nachrichten. Gibbon nennt ihn den Juwelier, der eben so gut als viel gesehen hat.

Taxidermie heißt die Lehre, Thiere gehörig auszustopfen und aufzubewahren.

Technologie, Gewerbkunde (s. **Gewerbe**), ein Zweig der Cameralwissenschaft, welcher Naturerzeugnisse für die Bedürfnisse der Gesellschaft künstlich verarbeiten lehrt. Man kann eine höhere und eine niedere Technologie unterscheiden, von denen diese die Grundsätze der allgemeinen Oekonomie in sich begreift, in wiefern auf denselben die verschiedenen Kunstgewerbe nach ihrer Entstehung, Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung beruhn, jene aber die Kenntniß des Kunstgewerbes in seinem Zusammenhange mit dem Staatsleben darstellt und wieder in Staatstechnologie, technische Rechtskunde und Gewerbepolizei zerfällt.

Tectur, die Decke, Bedeckung, der äußere Umschlag, z. B. eines Packets Acten oder andrer Papiere. Auf den militärischen Karten und Grundrissen ist Tectur ein, an einer Seite auf dem Risse befestigtes Blatt, welches einen Theil des Plans oder der Zeichnung deckt, um z. B. die veränderten Stellungen einer Schlachtordnung oder verdeckte Theile einer Festung anschaulich zu machen.

Te Deum laudamus etc., oder noch abgekürzter **Te Deum etc.**, in der deutschen Uebersetzung **Herr Gott dich loben**

vir u. s. w. ist der Anfang des sogenannten Ambrosianischen Lobgesangs (s. d. A. Ambrosius), welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfesten, so wie an den hohen Festtagen in den catholischen, und oft auch in den protestantischen Kirchen zu singen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den ältesten Tonstücken, die wir aus früherer Zeit übrig haben. Unter den neuern ausgeführten Compositionen dieses Hymnus sind die von Hasse, Naumann, Haydn, Danzi berühmt.

Tefterdar Bacha, der Großschatzmeister oder Finanzminister des türkischen Reichs, der den Miri oder die Staatscasse zu verwalten, alle Staatseinkünfte zu empfangen, und alle Staatsausgaben zu besorgen hat. Er gehört zu den Oberchargen des Reichs, und hat Sitz und Stimme im Divan. In jedem Gouvernement des türkischen Reichs ist ein besonderer Tefterdar angestellt. Vom Tefterdar Bacha ist der Hazna Kiabajasi unterschieden, der die Chatoulle des Kaisers (Hazne) zu verwalten und alle Ausgaben für das Serail zu bestreiten hat.

Teimer (Martin), Freiherr von Willtau, österreichischer Major in der Armee, Ritter des Theresienordens, eines der Häupter der tyroler Insurrection von 1809, wurde geboren 1778 im Dorfe Schlanders in Vintschgau. Seine Aeltern waren arme Taglöhner. Durch fremde Unterstützung studirte Teimer auf der hohen Schule zu Innsbruck den philosophischen und juridischen Cursus neben dem Freiherrn von Hormayr und Schneider. Als 1796 das Kriegsfeuer aus Italien bis an die tyrolischen Landmarken wüthend vordrang, verließ Teimer die Universität, diente unter der Landwehr vom Gemeinen an, wurde aber bald Offizier kraft seiner vielfachen Auszeichnung durch tollkühnen Muth, Unternehmungs- und Erfindungsgeist und wahrhaft vaterländische Gesinnung. In den unglücklichen Tagen des Februars und März 1797 that er sich bei Fay und Zambana unter dem General Laudon besonders hervor, und als dieser (nachdem am 20sten März 1797 Joubert die Stellungen Kempens bei Salurn, Neumarkt, Clausen und Mittewald nach einander gesprengt hatte) auf Meran retirirte, und Tyrol ganz verloren schien, deckte Teimer ohne Befehl den Rückzug seiner Trümmer, indem er sich mit einer Handvoll Tapfern in das die Straße beherrschende, in weitläuftigen Ruinen liegende, Schloß Maultasch warf, und selbiges löwenkühn vertheidigte, hiedurch zugleich die Feinde vom weitern Vordringen abhaltend. Als schnell darauf Laudon mit dem tyroler Landsturm vordrang, und Tyrol wieder befreite, zeichnete sich Teimer bei seinem Vortrab unter dem damaligen Hauptmann, Grafen Neipperg, jetzigem Generalissimus von Parma, ungemein aus, so wie 1799 im April unter Bellegarde, bei jener äußerst mühseligen und merkwürdigen Vorrückung aus Tyrol nach Engadein und Graubünden. Von 1802 bis 1806 war er Hauptmann bei der neuerrichteten tyroler Landmiliz. Er zog mit dem Armeecorps des Erzherzogs Johann aus Tyrol hinweg, und erhielt zu seinem Unterhalte einen Tabaksverlag und eine kleine Oekonomie-Inspection zu Klagenfurt in Kärnthen. Als 1808 der Kriegsausbruch unvermeidlich vorher zu sehen war, wurde er auch zu geheimen Einverständnissen in Tyrol gebraucht. Im Januar 1809 kamen viele geheime Boten der mißvergnügten Tyroler nach Wien, unter ihnen der nachmals so berühmt gewordne Sandwirth Andreas Hofer. Der Freiherr von Hormayr entwarf nun auf Befehl des Ministeriums und des die Armee von Innerösterreich commandirenden Erzherzogs Johann den geheimen Plan

zur ganzen Insurrection. Teimer wurde das vorzüglichste Werkzeug der Ausführung. Zweimal schlich er sich verkleidet mitten ins Land, spähte alles aus, bereis'te die ganze Kette der Verschwörung, und trat endlich am 9ten April 1809 zugleich mit dem Sandwirth Hofer auf den Kampfplatz. Das Ganze war so richtig entworfen, mit solcher Kühnheit und mit solchem Geheimniß vollführt, daß alles vollständig glückte, und am 13ten April Mittags das ganze mittlere und nördliche Tyrol erobert, 8000 Franzosen und Baiern mit ihren Generalen, Kanonen, Trophäen und Bagage gefangen waren. Teimer unterschrieb im Dorfe Willtau, hart an der Hauptstadt Innsbruck, jene in der Kriegsgeschichte wahrhaft einzige Capitulation, und heißt davon Freiherr von Willtau. Er zeichnete sich fortwährend aus im ganzen Verlaufe des so merkwürdigen tyroler Kriegs, vorzüglich durch unglaublich kühne Streifzüge, welche er mit einer Handvoll Tapfern ins Herz von Baiern und Schwaben unternahm. Seit dem wiener Frieden lebte er zu Grätz in Steiermark auf dem kleinen Gute, das ihm Kaiser Franz zur Belohnung seiner Verdienste geschenkt hat.

Telamon, s. Argonauten.

Telegraph und Telegraphie, s. Chappe und Signalkunst.

Telemachus, ein Sohn des Ulysses, Königs von Ithaca und der Penelope, lag noch an der Mutter Brust, als sein Vater in den trojanischen Krieg ging. In seiner Kindheit fiel er einst ins Meer, wurde aber von Delphinen gerettet, daher Ulysses einen Delphin auf seinem Schilde und in seinem Siegelringe trug. Homer läßt ihn gegen die Zeit der Rückkehr seines Vaters als erwachsenen Jüngling auftreten, dem Minerva in der Gestalt des Mentors, seines Erziehers, den Rath gibt, sich die Freier seiner Mutter vom Halse zu schaffen, und ihnen anzudeuten, daß jeder sich nach Hause begeben solle. Wollte seine Mutter wieder heirathen, so solle er sie in ihr väterliches Haus zurückweisen, und dort Hochzeit halten lassen. Er selbst solle mit einem zwanzigrudrigen Schiffe wegen seines Vaters auf Kundschaft zum Nestor nach Pylus und von dort nach Sparta zum Menelaus gehen; denn Ulysses lebe noch irgendwo auf einer Insel, werde aber mit Gewalt von der Rückkehr abgehalten; seine Klugheit werde ihn aber gewiß los machen; wäre er dennoch todt, so solle er bei seiner Rückkehr ihm ein Denkmal errichten, seine Mutter verheirathen, und die Freier durch List oder Gewalt ermorden. Auf diesen Rath zeigte sich Telemach als Herr im Hause, verhehlte jedoch seine Entschlüsse und Maßregeln den Freiern. Da diese seinen Befehlen nicht gehorchten, so trug er dem Volke seine Noth vor, verlangte dessen Hülfe, und erklärte, daß er nach Pylus und Sparta reisen wolle, um sich nach seinem Vater zu erkundigen. Er erreichte bei dem Volke seine Absicht nicht; aber Minerva, welche er anflehte, erschien ihm als Mentor, und am andern Morgen kam er glücklich in Pylus an. Von hier ging er in Begleitung des Pisistratus nach Sparta, wo er vom Menelaus erfuhr, daß sein Vater noch bei der Calypso lebe. Indessen war Ulysses auf Ithaca angekommen, und Minerva, welche dem Telemach erschien, rieth ihm, nach Ithaca zurückzukehren. Endlich kam er dort wieder an, und überlegte nun mit seinem Vater, wie sie sich die Freier der Penelope vom Halse schaffen wollten. Am folgenden Tage ging Telemach bewaffnet in die Stadt, und ließ seinen Vater, als Bettler gekleidet, gleichfalls dahin führen. Darauf ließ er den unerkannten Ulysses im Bettlerkleide mit den Phe-

ewerbern der Penelope speisen, und untersagte den letztern alle Spöt-
ereien und Mißhandlungen. Aber umsonst, der Kampf begann, und
Telemach und Ulysses siegten. Endlich focht der erstere noch an der
Seite seines Vaters gegen die Ithakenser. Späterhin, wird erzählt,
aßte Ulysses einen Argwohn gegen seinen Sohn Telemach, und ver-
annte ihn aufs Land. Nach Ulysses Tode aber heirathete er die Circe,
md zeugte mit ihr den Latinus und die Rome, von welcher Rom,
iach Einigen, den Namen haben soll. — Ueber den moralischen Ro-
nan Telemach sehe man den Artikel Fenelon.

Teleologie (aus dem Griechischen) wird in der Religionsphi-
osophie die Lehre von den weisen und wohlthätigen Endzwecken ge-
iannt, die die Vernunft in der Natur an den einzelnen Wesen, wie
in ihrer Verbindung mit einander, in der Geschichte an dem Zusam-
nenhange und den Folgen der Begebenheiten wahrnimmt, und zu
Schlüssen benutzt, welche von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit al-
er geschaffenen Dinge zur Erkenntniß der Existenz und Beschaffenheit
les Schöpfers führen. Der dadurch gebildete Beweis für das Da-
eyn Gottes heißt der teleologische, und ist dem physicotheologi-
chen genau verwandt. Vergl. d. Art. Gott und Physicotheo-
ogie. E.

Teleskop, soviel als Fernrohr, s. d. Art. Fernrohr und
Spiegelteleskop. Hier wollen wir noch folgendes hinzufügen.
Teleskope unterscheiden sich dadurch von Perspectiven oder Seh-
röhren gewöhnlicher Art, daß sie metallene, concavgeschliffene Spie-
gel haben, welche die sich darin abbildenden Gegenstände ungeheuer
vergrößert zurückgeben. Pater Mersenne entdeckte es (Mitte des 17.
Jahrh.), durch den Engländer Hadley (1726) und den Schotten
Short wurde es verbessert, durch Herschel zur Vollkommenheit
gebracht. Herschel gab dem Spiegel, der im Grunde des Roh-
res liegt, eine solche Stellung, daß der Brennpunkt desselben nicht
nach der Axe oder Mitte der Röhre, sondern nach dem untern Rande
der obern Oeffnung fällt, — damit der Beobachter, wenn er oben
hineinsieht, sich die Bilder der Gegenstände nicht selbst verdunkle.
Dorthin stellt also nun der Beobachter sein Ocularglas und beob-
achtet bei vollem Lichte die in diesem Spiegel abgebildeten Gegen-
stände, indem ihr Bild mit seinen Lichtstralen ungehindert über seinen
Kopf hinweg in die Röhre hineinfällt. Das große Herschel'sche Te-
leskop von 40 engl Fuß Länge und 4 Fuß 10 Zoll im Durchmesser,
vergrößert die Fixsterne 3000 Mal. Dieses Riesenteleskop war in
Slough aufgestellt, und ist von Lucian Bonaparte gekauft worden.
Eine nähere Beschreibung davon findet man in der Dresdner Abend-
zeitung St. 12, 1818.

Tell (Wilhelm), ein schweizerischer Landmann zu Bürgeln bei
Altorf. Historisch merkwürdig ist der Mann vorzüglich durch die
Grausamkeit des damaligen österreichischen Landvogtes Geßler ge-
worden. Die Schweiz bestand damals aus einer Menge weltlicher
und geistlicher, zum Theil dem Kaiser erbunterthäniger, zum Theil
dem deutschen Reiche anhängender Gebiete. Albrecht I., der dama-
lige deutsche Kaiser, länderfüchtig und um sich greifend, wünschte die
Waldstädte mit seinen übrigen Erdbesitzungen zu vereinigen, und trug
diesen geradezu an, sich ihm als Herzog von Oesterreich zu unterwer-
fen, vom deutschen Reiche abzulassen. Sie lehnten es eben so gerade-
zu ab, und nun wurden sie durch die vom Kaiser eingesetzten Vögte

so gemißhandelt und gedrückt, daß 1307 zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden ein Bund geschlossen wurde, an dessen Spitze drei tapfre Männer, Walter Fürst (Tell's Schwiegervater), Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher standen. Auch Wilhelm Tell gehörte zu diesem Bunde, anfangs jedoch mehr darum wissend, denn zum Handeln selbst entschlossen. Da trieb aber der Landvogt Geßler oder Gäßler in Altorf die Sache so weit, daß die Schweizer vor einem Hut — dem Zeichen des österreichischen Hauses — bei Todesstrafe ihr Haupt entblößen sollten, und verdammte den Tell, der dies unterlassen hatte, ungeachtet er dringend um Gnade bat, einen Apfel vom Haupte des eignen Knaben zu schießen. Er that es, und ward doch nicht frei. Denn da er gestand, daß er mit dem zweiten Pfeil, den er gerade bei sich führte, den Landvogt getödtet haben würde, wäre der Schuß nach dem Knaben fehlgegangen, so führte ihn der Landvogt mit sich fort über den waldstädter See nach seiner Burg, wo er in Ketten und Banden schmachten sollte. Allein ein starker Sturm drohte dem Fahrzeuge Verderben. Tell ward als kräftiger, erfahrner Ruderer losgelassen, und lenkte glücklich das Fahrzeug ans Ufer, nahm aber die Gelegenheit wahr, auf ein Felsenriff hinüber zu springen, und das Schiff zurück zu stoßen. Sein Geschoß hatte er glücklich mitgenommen, und als der Vogt, mit Mühe dem Sturme entgangen, daher kam, traf ihn das tödtliche Geschoß im hohlen Felsenwege nach Küßnacht. Sein Tod ward das Zeichen zum allgemeinen Aufstande, zum hartnäckigsten Kriege zwischen allen Schweizern und Oesterreich, der erst 1499 gänzlich beendet wurde. Tell wohnte noch der Schlacht bei Morgarten bei, und soll im J. 1350 bei einer großen Wasserfluth sein Leben im Schächerflusse verloren haben. So erzählt die Sage, die sich durch Capellen, durch Bezeichnung des Felsenriffs, durch eine Menge Gemälde und so vieles andere bewährt, und die, von vielen bezweifelt, von Johannes von Müller wieder als wahr angenommen worden ist. Saxo Grammaticus erzählt etwas ganz ähnliches von einem Dänenkönige Harald und einem gewissen Tholko; was ebenfalls gegen die Wahrheit der Begebenheit eingewendet worden ist. Allein leicht konnte die Sage aus dem allemanischen Deutschlande in den Norden verpflanzt werden, mittelst der deutschen Hanseestädte. (S. Hagens nordische Heldenromane, Breslau 1814, Kap. 27.) Auch ist ein Umstand hinreichend, Tell's Geschichte in der Hauptsache zu erhärten. Es wurde nämlich, nachdem die Landvögte verjagt und ihre Schlösser geschleift worden waren, jährlich eine große Wallfahrt nach dem Orte angestellt, wo Tell sich ans Land gerettet hatte — und der Canton Uri ließ in der Nähe von Tellenplatten (des abgeplatteten Felsens, auf welchen Tell sich springend rettete) 1388 (30 Jahre nach seinem Tode) die bekannte Tellskapelle erbauen, worin jährlich eine Lobrede auf Tell gehalten wurde — und 114 der dahin Wallenden hatten Tell noch gekannt! Alle alten Chroniken sind darüber einstimmig. — Schiller hat übrigens sein letztes Meisterstück in den wichtigsten Scenen getreu nach der Geschichte, besonders nach Tschudi und Müller's Schilderungen, gearbeitet. (Vergl. das Taschenbuch Minerva, Jahrg. 1815.) Die ganze Begebenheit wird auch von einem gewissen W. Tell und einem Grafen von Seedorf erzählt, der Herr eines Theiles von Uri war, aber im 12ten Jahrhundert gelebt haben muß; (denn nach Conr. Geßler's Verzeichnisse edler oberdeutscher Geschlechter starb sein Geschlecht da bereits aus). Etwas

ann daher wohl die „Tellenfabel" mit den Abenteuern jenes frühern Tell's durch die, Zeit und Ort oft verwechselnde, Sage ausgeschmückt eyn.

Teller (Wilhelm Abraham), Oberconsistorialrath und Probst n Berlin, ein als gelehrter und aufgeklärter Theolog berühmter und verdienstvoller Mann. Er war 1734 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Romanus Teller, als Professor der Theologie und Prediger n Ansehn stand. Nach Vollendung seiner akademischen Studien in Leipzig wurde er daselbst 1755 Catechet an der Peterskirche, und noch n demselben Jahre Baccalaureus der Theologie, als welcher er theologische Collegia lesen, und in der Paulinerkirche Vormittags predigen durfte. Im J. 1762 ging er als Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor nach Helmstädt, lehnte zwar 1764 einen Ruf nach Halle an Baumgartens Stelle ab, folgte aber, als er sich bald nachher in Helmstädt angefeindet und verketzert sah, einer Vocation nach Berlin, wo er sich einen freien Wirkungskreis versprechen durfte, als Oberconsistorialrath, Probst zu Cölln, und Pastor primarius an der Petrikirche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis 1787 das Religionsedict die Denkfreiheit beschränkte. Teller mußte manche harte Bedrückungen erfahren, und wurde sogar wegen eines beim Kammergerichte abgegebenen Votums, wodurch er dasselbe verführt haben sollte, mit Einziehung seines Gehalts auf drei Monate von seinem Amte suspendirt. Um so mehr mußte es auffallen, daß man den Rath des Verketzerten zur Einführung einer orthodoxen Dogmatik suchte und befolgte. Im Jahr 1786 ward Teller in die Akademie aufgenommen, und hier las er 1802 seine auch im Druck erschienene Denkschrift auf den verstorbenen Minister von Wöllner vor, durch den er so viele Kränkungen und Unannehmlichkeiten erfahren hatte. Er starb 1804, 70 Jahre alt. Teller war ein mit gelehrten Kenntnissen und einer scharfen Beurtheilungskraft ausgestatteter Theologe. Außer einer mehr als gewöhnlichen Sprachkenntniß, hatte er seine Studien besonders auf die Kirchen- und Literaturgeschichte gerichtet. Er erregte zuerst Aufmerksamkeit auf die kritischen Bemühungen zur Berichtigung des Textes der Bücher des alten Testaments. Er war einer der ersten, welche die dichterischen Stücke des alten Testaments mit besserem Geschmacke zu erklären, und ihre Schönheiten zu würdigen suchten; einzelne Theile der Dogmengeschichte bearbeitete er mit Einsicht. Seinen freien Untersuchungsgeist aber zeigte er vornehmlich in dem Lehrbuche des christlichen Glaubens (1764), das ihm jedoch selbst später so wenig Genüge leistete, daß er es nicht wieder auflegen ließ. Dieses Buch wurde verketzert, verboten und bestritten, ja der Magistrat von Helmstädt ging so weit, Tellers Absetzung zu verlangen, was aber von dem braunschweiger Ministerium nicht bewilligt wurde. Im J. 1772 erschien sein Wörterbuch des neuen Testaments, ein Werk, das mehr als irgend eine ähnliche Schrift zur Verbreitung des religiösen Lichts in seiner Kirche beigetragen, und selbst unter den Catholiken einen neuen Eifer im Studium der Bibel angefacht hat. In jeder neuen Auflage dieses Wörterbuchs, von dem 1805 die sechste erschien, findet man die Spuren der stets fortschreitenden Untersuchungen des Verfassers. Wie wenig er den ungünstigen äußern Umständen nachgab, sieht man daraus, daß er zu Wöllners Zeit seine Religion der Vollkommnern (1792) und Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums insbesondre, drucken zu lassen wagte. Aber auch den Sinn für das Practische und

Gemeinnützige verlor er nie, vielmehr gab dieser allen seinen Forschungen ihre Richtung. Deßhalb verdanken wir ihm mehrere kräftige und geistvolle Erbauungsbücher, zu denen auch viele gedruckte Predigten gehören, die sich zwar nicht durch Reichthum der Phantasie, aber durch reine Grundsätze, moralische Tendenz und überzeugende, lichtvolle Belehrung auszeichnen. An sie schließt sich das Magazin für Prediger an (10 Bände, 1792 — 1801), das er in Verbindung mit mehrern andern Theologen herausgab, und das einen großen Schatz an gründlichen Bemerkungen und Untersuchungen und an trefflichen homiletischen und liturgischen Ausarbeitungen enthält. Ungern vermißt man nicht selten in Tellers Vortrage die belebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck, wie denn überhaupt seine Schreibart nicht musterhaft ist. Nichts desto weniger war er mit dem Geiste unserer Sprache wohl vertraut, wie seine Schriften über Luthers Lieder und Bibelübersetzung beweisen. Als Prediger fand er so wenig Beifall, daß er sich schon 15 Jahre vor seinem Tode ganz von der Kanzel zurückzog. Schließlich erwähnen wir noch seiner Ausgaben des Sallust und Turretin.

Tellurium (in der Mineralogie), ein durch Klaproth untersuchtes, bis jetzt nur gediegen, und nur in den Goldgruben Siebenbürgens angetroffenes Metall von zinnähnlicher Farbe. Es hat unter allen bekannten Metallen die geringste specifische Schwere.

Tellurium (in der Astronomie), eine, besonders den Anfängern in den astronomischen Wissenschaften zu empfehlende, Maschine, zur Anschaulichmachung der, in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren. Es bezieht sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdaxe und die daraus entspringenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten, Tageslängen u. s. w.; wobei die Einbildungskraft einer Unterstützung durch ein Modell vorzüglich bedarf. Die Axe der, den Erdball vorstellenden, Kugel ist unter einem Winkel von 66½° gegen die Ebene desselben geneigt, und wird, durch eine Kette ohne Ende, in dieser Stellung erhalten, während man die Erde einen Umlauf um die, durch eine zweite Kugel vorgestellte, Sonne beschreiben läßt. Aus letzterer Kugel ragt eine, den Sonnenstrahl vorstellende, bewegliche Spitze hervor, die man bis zur Erdkugel vorschieben und so zeigen kann, welchen Punkten derselben der Sonnenstrahl zu jeder Zeit vertical entspricht.

Tellus, der lateinische Name der Gäa, s. Gäa.

Telyn hieß die Leier der Barden. Unsre heutigen deutschen Dichter brauchen noch bisweilen diese Benennung.

Temeswar, die Hauptstadt des temeswarer Bannats, das jetzt einen Bestandtheil des Königreichs Ungarn bildet, und wozu die drei Gespannschaften, die Temeswarer, Torontaler und Kraschover, und außerdem die bannatische Militärgränze gehören. Die Stadt liegt am Flusse Bega, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend, ist eine königliche Freistadt, die Hauptstadt der temeswarer Gespannschaft, der Sitz des kaiserlichen Generalcommandos für die Bannatgränze, einer Cammeraladministration und eines griechischen Bischofs. Temeswar ist unter der österreichischen Herrschaft seit dem Jahre 1718, da die Türken im Frieden zu Passarowitz das ganze Bannat abtraten, sehr verschönert, erweitert und befestigt worden, und gehört jetzt zu den wichtigsten Festungen des österreichischen Staates. Sie hat schöne öffentliche Gebäude, 1400 Häuser und 11,000 Einwohner. Unter den

öffentlichen Gebäuden sind besonders zu bemerken: die schöne katholische Domkirche, die schöne griechische Kirche, das Comitatshaus, die katholische Pfarrkirche, das Kloster der barmherzigen Brüder mit einem Spital, das Militärspital, das raizische Stadthaus, in welchem Schauspiele und Bälle gegeben werden, die schöne Judensynagoge, die große Caserne, das Proviantbackhaus nebst Magazin und die Ingenieurcaserne. Die Einwohner, größtentheils Deutsche und Serbier (oder Raizen), unterhalten Seidenfabriken und eine Eisendrahtzieherei und lebhaften Handel. Daher auch die Zahl der Großhandlungen auf 67 steigt.

Tempe. Diesen Namen (dessen Form im Griechischen die Mehrzahl bezeichnet, daher auch die Beiwörter in dieser Form erscheinen) trug ursprünglich ein anmuthiges Thal in Nordgriechenland, oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten griechischen Flüsse, sich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa hindurch gebahnt hatte. Durch eben dieses Thal ging die Heerstraße aus Thessalien nach Macedonien, und wir finden eine ziemlich umständliche und anschauliche Schilderung dieser reizenden Gegend bei Aelian im ersten Capitel des dritten Buches seiner mannichfaltigen Erzählungen. Die Natur selbst, sagt er, hat dieses Thal mit vorzüglicher Schönheit geschmückt. Dichter Epheu windet sich, gleich Weinreben, die hohen Bäume hinan, welche die Ufer des schönen Flusses beschatten, und bekleidet die schroffen Felsen. Das frische Grün, das alles bedeckt, ist eine wahre Augenweide. Liebliche Haine gewähren dem Wanderer zur Sommerszeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche frische Quellen bieten ihm stärkendes Labsal, während melodische Vögel durch ihren Gesang ihn erfreuen. Auf dem sanft wie ein Oel fließenden Strome schifft man im kühlen Schatten der überhangenden Zweige, umweht vom Weihrauchdufte, der rings von den Altären der Opfernden emporsteigt. Kein Wunder, wenn der Name dieses anmuthvollen Thales übergetragen wurde auf ähnliche reizende Gegenden, und wenn man noch jetzt ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, ein Tempe nennt. St.

Tempel (aus dem Lateinischen Templum) bedeutete ursprünglich das Gewölbe des Himmels, oder einen geheiligten Ort im Freien, wo Gottheiten verehrt und Schicksalszeichen an Sternen, Vögelflug u. s. w. wahrgenommen wurden. Nach dieser Analogie nannte man die zur Sicherung der Götterbilder und der Opfer auf den Altären meist auf Anhöhen angelegten Gebäude Tempel. Die ältesten waren oben offen, ohne Fenster, und mit so viel Schmuck ausgestattet, als die Erbauer nur zu erzeugen wußten, denn sie schienen um so würdigere Wohnungen der Götter, je herrlicher sie sich vor den Wohnhäusern der Menschen auszeichneten. Was anfangs nur Einzäunung, Zelt oder Hütte war, und es bei Nomaden und wilden Völkern noch ist, verwandelte die Civilisation in Prachtgebäude, an denen die Baukunst ihre Fortschritte vom Nothwendigen zum Schönen machte. Der hintere Raum des Innern, wo die Götterbilder standen, und Nationalpalladien aufbewahrt wurden, blieb als ein den Augen der Menge unerreichbares Heiligthum (Adyton) vom vordern Raume abgesondert, und nur den obersten Priestern zugänglich: Geheimniß und Dunkel mußte die Stätte umhüllen, wo die Götter ihre Nähe offenbarten. Im Tempel verwalteten die Priester regelmäßig den Gottesdienst mit seinen Mysterien, Laien kamen nur an gewissen Festen in feierlichen Prozessionen hinein, die Versammlungen der Andächtigen wurden vor

den Tempeln gehalten, da ihr Inneres nirgend groß genug war, um die Menge des Volks zu fassen. Die Vielgötterei vervielfältigte die Anzahl der Tempel, deren Ueberreste auf dem classischen Boden der gebildeten Völker des Alterthums noch jetzt Zeugen ihrer Religion und Cultur sind. In Asien, wo die Anzahl der Tempel verhältnißmäßig geringer war, als bei den Griechen und Römern, hatte oft die Kraft, Kunst und Wohlhabenheit ganzer Nationen sich an dem Baue eines einzigen erschöpft. So fanden die Hebräer, die als Anhänger der Lehre von dem einigen Gott nicht mehrere Stätten der Verehrung desselben dulden konnten, den Vereinigungspunkt ihrer Religionsübung und Vaterlandsliebe an ihrem Nationalheiligthume zu Jerusalem. Den ersten Tempel baute ihnen Salomo auf dem Berge Moria in Jerusalem mit Hülfe phönicischer Meister, ein steinernes rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit Corridors oder Seitenzimmern umschlossen, welche in drei Stockwerken über einander aufstiegen, und zur Bewahrung von Schätzen und Geräthschaften des Tempels dienten, an der vordern offnen Seite mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen, Jachin und Boas (Festigkeit und Stärke), getragen ward. Das Innere theilte sich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, welcher das Allerheiligste hieß, die Bundeslade enthielt, und durch einen Vorhang geschieden war, und den 40 Ellen langen Vorderraum oder das Heilige, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar standen. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste auch am Boden und an der Decke kunstreich mit Holzwerk getäfelt. In dieses durfte nur der Hohepriester, in das Heilige nur die zum Tempeldienst bestimmten Priester gehen. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, dem Bassin zu den Reinigungen und andern Geräthschaften, weil hier die Priester schlachten, opfern und beten mußten; Säulengänge zwischen ehernen Thoren schieden diesen Priesterhof von dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umschloß. (Vergl. Hirt's Tempel Salomonis, Berlin 1809, und Joh. Fr. v. Meyer's Bibeldeutungen, Frankfurt a. M. 1812.) An der Stelle dieses durch die Assyrer zerstörten ersten Tempels bauten die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrten jüdischen Stämme unter Serubabel einen zweiten von derselben Form, doch mit geringerer Pracht. Herodes der Gr. baute ihn nach einem größeren Maßstabe um, und umgab ihn mit vier terrassenförmig aufsteigenden Vorhöfen. Der unterste und äußerste derselben, 500 Ellen ins Gevierte, war auf drei Seiten von doppelten, auf der vierten südlichen von dreifachen Säulengängen umringt, und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menschen von allen Nationen beten durften. Diesen schied ein Gitter und eine sehr hohe Mauer von dem 135 Ellen ins Gevierte fassenden, höher stehenden Vorhof der Weiber, wo die jüdischen Frauen sich zur Andacht versammelten. Von da stieg man auf 15 Stufen zu dem wieder mit Säulengängen eingeschlossenen großen Vorhof des Tempelhauses selbst, von dessen Länge vorn 11 Ellen mit einer Breite von 135 Ellen als Vorhof der jüdischen Männer durch ein Gitter von dem innersten Priestervorhof abgesondert waren. In dessen Mitte stand das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Vergoldung 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen breiten Vorhalle und drei Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem ersten Tempel. Diesem waren die Geräthschaften und Maße des Innern gleich, nur die Höhe

verdoppelt und das Allerheiligste leer. Gemächer zu Vorräthen und Versammlungen füllten das oberste Stockwerk über der Decke des innern Tempels aus. Der Ruhm dieses prachtvollen und nach seiner Zerstörung durch die Römer nicht wieder aufgebauten Tempels, seine religiöse Bedeutung für Juden und Christen und die symbolische Sprache seines kunstreichen Baues hat ihn der Erinnerung bis jetzt vor andern Gebäuden des Alterthums merkwürdig erhalten. Den Juden ist er ein Gegenstand der Trauer und Sehnsucht, den Architekten in seiner ersten Gestalt ein Schlüssel zur Geschichte der altorientalischen Baukunst, den Freimaurern das hauptsächlichste Vehikel ihres bilderreichen Rituals. Mit Beziehung auf den salomonischen Tempel nennt dieser Orden seine Logensäle Tempel, und seine moralischen Zwecken gewidmete Arbeit ein Bemühn ihn wieder aufzurichten. Jetzt werden im eigentlichen Sinne des Worts nur die Gebäude, wo Heiden ihren Gottesdienst halten, Tempel genannt, die Sprache der Poesie gibt aber auch christlichen Kirchen diesen Namen. E.

Tempel (Temple) ist ein in der neuesten Geschichte sehr bekannt gewordnes großes Gebäude in Paris, von dem eine Straße und eine Vorstadt den Namen erhalten haben. Es ward im J. 1222 von dem Schatzmeister des Tempelherrnordens, Hubert, erbaut, und diente zur Wohnung für die Ritter. Als der Orden der Tempelherren 1312 aufgehoben worden war, wurde, so wie ihr übriges Eigenthum, auch dieser Palast eingezogen, und den Maltheserrittern übergeben. Nach der Zerstörung der Bastille diente dieses Gebäude als Staatsgefängniß. — Sieben gothische Thürme, von einer hohen Mauer umschlossen, bilden dieses Gebäude; der Plan, dasselbe zur Verschönerung der Stadt abzutragen, den die vorige Regierung gefaßt hatte, ist noch nicht ausgeführt worden.

Tempelherren, Tempelbrüder, auch Templer hießen die Glieder eines berühmten Ritterordens, der wie der Johanniterorden durch die Kreuzzüge entstand. Hugo von Pajens, Gottfried von St. Aldemar und sieben andre Ritter stifteten ihn 1118 zur Beschützung der Pilger auf den Straßen von Palästina, woraus in der Folge die allgemeine Bestimmung des Ordens zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Sarazenen hervorging. Sie legten die Gelübde der Keuschheit (Ehelosigkeit), des Gehorsams und der Armuth, wie die regulirten Canonici ab, und lebten bei ihrer kriegerischen Beschäftigung anfangs von den Wohlthaten der christlichen Großen in Palästina. Der König Balduin II. von Jerusalem gab ihnen daselbst eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des ehemaligen jüdischen Tempels, daher sie den Namen Templer (Templarii) erhielten. Der Papst Honorius II. bestätigte ihren Orden 1127 auf dem Concilio zu Troyes, und verpflichtete sie auf ein aus Benedicts Mönchsregeln geschöpftes Statut, mit dem die Vorschriften des heiligen Bernhard von Clairvaux, der diese neuen Ordensleute eifrigst empfahl, verbunden wurden. Der Ruf ihrer Thaten verschaffte ihnen nicht nur bald Zuwachs an Gliedern, sondern auch ansehnliche Schenkungen an Häusern, Ländereien und Capitalien. Die verschiedenen Classen dieses Ordens waren Ritter, Waffenträger, dienende Brüder, wozu 1172 auch noch eigne Geistliche kamen, die als Priester, Capläne und Schreiber zu ihrer Verbrüderung gehörten. Alle trugen als Ordenzeichen einen Gürtel von leinenen Fäden, der ihre Verpflichtung zur Keuschheit andeutete; die Geistlichen hatten weiße,

die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung, die Ritter überdies außer ihrer einfachen ritterlichen Rüstung weiße leinene Mäntel, mit achteckigen blutrothen Kreuzen geziert, weil sie ihr Blut im Dienste der Kirche vergießen sollten. Aus dem Stande der Ritter, welche von ebenbürtigem Adel seyn mußten, und die eigentlichen Herren der Ordensbesitzungen waren, wurden in den Capiteln die Beamten des Ordens gewählt, Marschälle und Pannerer zur Anführung im Felde, Drapiers als Aufseher über die Kleidung, Prioren als Vorgesetzte einzelner Tempelhöfe oder Priorate wie die Aebte, Comthure und Großprioren über die Provinzen, ähnlich den Provinzialen der Mönchsorden, und der Großmeister, des ganzen Ordens Oberhaupt. Dieser hatte Fürstenrang, und hielt sich den Souveränen von Europa gleich, da der Orden vermöge päpstlicher Privilegien unabhängig von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und Hoheit, selbst ausgenommen von den Wirkungen des Interdicts, wie später die Jesuiten, den Papst allein als seinen Schirmherrn anerkannte, übrigens aber sich selbst regierte, und seine Güter, deren Insassen und Vasallen ihm den Zehnten entrichten mußten, nach Gutdünken verwaltete. Die Freiheiten exemter Geistlichen mit der Macht seiner tapfern, zu Land und Wasser stets gerüsteten Ritterschaft vereinigend, konnte er seine Besitzungen nicht nur besser als andre Corporationen die ihrigen benutzen, sondern durch Eroberungen auf eigne Hand und durch fromme Vermächtnisse, die ihm die Pietät des Zeitalters zum Lohn seiner Kriegsthaten zuwandte, von Jahr zu Jahr vermehren. Im Jahr 1244 besaß er 9000 wohlfundirte Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, deren Lehnsabhängigkeit von den Fürsten, in welcher Landen sie lagen, durch seine Selbstständigkeit als Corporation ihre Bedeutung mehr oder weniger verlor. Seine Glieder gehörten ihm mit Leib und Leben an, und schieden durch ihre Aufnahme von allen übrigen Verhältnissen mit der Welt, keiner hatte ein Privateigenthum, der Orden nährte und kleidete alle. Leicht erklärt sich daher aus dem auf diesen Zustand gegründeten Gefühle seiner innern Stärke und Größe der Uebermuth, den Bischöfe und Fürsten ihm vorwarfen, und die Ueppigkeit, die sich im Gefolge seines Reichthums einschlich. Allerdings beschwerten sich auch die Kreuzfahrer, daß er ihre Sache in einigen Fällen aus Privatinteresse nicht ernstlich unterstützt habe, und der Kaiser Friedrich II. beschuldigte ihn geradezu des Verraths, der Toleranz gegen die Religion der Sarazenen und strafbarer Bündnisse mit diesen Feinden der Christenheit. Zwar stimmen die Nachrichten hierüber nicht ganz überein, doch ist erwiesen, daß die Tempelherren bei dem allmähligen Verfall des christlichen Königreichs Jerusalem ihre orientalischen Besitzungen durch Verträge mit den vordringenden Sarazenen zu sichern gesucht. Gleichwol mußten sie 1291 mit den letzten Vertheidigern dieses Königreichs ganz aus dem heiligen Lande weichen, und ihren Hauptsitz, der sonst in Jerusalem gewesen war, auf der Insel Cypern nehmen. Hier residirte nun der Großmeister mit einer Auswahl von Beamten, Rittern und Brüdern, die sich im kleinen Kriege zur See gegen die Caper der Sarazenen übten. **Jacob Bernhard von Molay** aus Burgund, der letzte Nachfolger des ersten Meisters Hugo, bemühte sich ohne Erfolg, den ausgearteten Geist des Ordens zu verbessern. Der zeitliche Besitz lag den meisten Rittern mehr am Herzen, als das heilige Grab. Durch das Streben einiger Glieder nach Einfluß auf das bürgerliche Wesen in Frankreich, durch den Geist des Geheimnisses und der Verschwiegen-

eit, der sein Receptionsritual und seine innere Verwaltung umhüllte, nd seine Glieder zusammenhielt, und am meisten durch sein Ansehn nd seinen Reichthum war der Orden den Fürsten verdächtig geworden. Man redete von ehrgeizigen Planen auf den Umsturz aller Thronen, und die Herstellung einer europäischen Adelsrepublik, von reien Meinungen zum Nachtheil des catholischen Glaubens, die er in einem Schooße hege. Auch hatte er wirklich in den Händeln Philipps es Schönen von Frankreich mit Papst Bonifaz VIII. gegen den erten Partei genommen. Philipps Freund, Clemens V., berief daher inter dem Vorwande nothwendiger Berathschlagungen wegen eines ieuen Kreuzzugs und einer Vereinigung der Templer mit den Johanitern den Meister Molay mit 60 Rittern 1306 nach Frankreich. Hier wurden diese und alle anwesenden Ritter am 13 Oct. 1307 durch königliche Söldner auf einmal zugleich verhaftet, Philipp legte Beschlag auf alle Güter des Ordens, bezog selbst mit seinem Hofe den Tempel (das jetzt noch so bekannte Residenzhaus des Meisters in Paris, das durch die Gefangenschaft Ludwigs XVI. von neuem merkwürdig geworden ist), und ließ die Untersuchung durch seinen Beichtvater Wilhelm von Paris, Inquisitor und Erzbischof zu Sens, sogleich anfangen. Dieses gewaltsame Verfahren suchte er durch die Gräuel und Ketzereien zu rechtfertigen, deren der Orden von einigen Angebern beschuldigt worden war. Geschichtliche Zeugnisse beschreiben diese Ankläger als treulose und ausgestoßne Templer, die den Orden nur auf Anstiften seiner Feinde verleumdeten. Die Verläugnung Christi, und die Verhöhnung des Kreuzes mochte allerdings von den Neulingen als Probe des Gehorsams bei der Aufnahme gefodert worden seyn, doch konnte der Orden keiner Entfernung vom catholischen Glauben überwiesen werden. Die übrigen Beschuldigungen, daß er Teufelsdienst und Zauberei getrieben, ein Idol, Namens Baffometus, angebetet, die Sacramente verachtet, die Beichte den Geistlichen entzogen, und sich unnatürlichen Lastern ergeben habe, waren nach der bisher unter den Geschichtsforschern allgemein angenommenen Meinung theils bloß arglistige Verdrehungen der Wahrheit, theils ganz erlogen, widersinnig und abgeschmackt. Eine goldene Reliquiencapsel, die die Templer wie andre orthodoxe Catholiken küßten, hatte man für jenen Teufelskopf Baffometus ausgegeben; daß die Templer in einem Zeitalter, wo die Transsubstantiationslehre erst aufgekommen war, noch nach alter Art die Elevation bei der Messe wegließen, wurde Verachtung des Sacraments genannt; daß sie ausschließlich nur ihren Geistlichen beichteten, wurde zu der Anklage gebraucht, sie ließen sich von ihren weltlichen Obern absolviren, und hinter der edlen Männerfreundschaft, die sie verband, suchte man eine geflissentliche Verführung zur griechischen Liebe. Ueberhaupt wurde in jenen Zeiten des Kampfes mit Ketzern aller Art jeder, der einmal gestürzt werden sollte, und sonst nicht anzugreifen war, durch dergleichen Beschuldigungen gewaltsam zum Ketzer gestempelt. Da nun Philipp den Untergang des Ordens, nach dessen Reichthümern ihn gelüstete, vor aller Untersuchung beschlossen hatte, wendeten die ihm ganz ergebenen Inquisitoren, meist hämische, den Templern sonst schon mißgünstige Dominicaner, dieses Mittel an, die öffentliche Meinung wider sie zu empören. Den armen gefangnen und gemißhandelten Templern wurden die Aussagen in den Mund gelegt, die sie zu den Acten geben sollten, und durch die schrecklichsten Martern der Tortur Geständnisse von Freveln ausgepreßt, die nie im Orden geschehen waren. Nur die Bestätigung der

Anklagen konnte ihnen das Leben retten und mancher durch Gefangenschaft und Folter kleinmüthig gemachte Bruder gab zu, was man hören wollte, da die standhafte Betheurung der Grundlosigkeit jener Fabeln und Verdrehungen den Tod nach sich zog. Clemens V. protestirte zwar gegen diese willkürliche Behandlung eines Ordens, den nur die Kirche richten könne, doch bewegte ihn Philipp bald zur offnen Theilnahme an der Unterdrückung desselben. Zwei Cardinäle kamen als Beisitzer zu der Untersuchungscommission in Paris und andre Geistliche zu den Inquisitionsgerichten in den Provinzen, um der Form Gesetzmäßigkeit zu geben. Der Prozeß nahm seinen Fortgang und wie wenig Begründetes sich auch dabei gegen die Templer ergab, durfte der Erzbischof von Sens 1310 doch 54 Ritter, die jedes Verbrechen geläugnet hatten, lebendig verbrennen lassen. Auf gleiche Weise verfuhr man in andern Sprengeln Frankreichs mit diesen Schlachtopfern der Willkür und Habsucht. Die übrigen Fürsten in Europa ermahnte der Papst zur gerichtlichen Verfolgung der Templer. Carl von Sicilien und Provence ahmte Philipps Beispiel nach, und theilte die Beute mit dem Papste. In England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland wurden die Templer zwar verhaftet, aber fast durchaus für unschuldig erklärt. Dies geschah auf den Synoden zu Salamanca und zu Mainz 1310 zur vollkommnen Rechtfertigung des Ordens. Viele im Volk und Adel erkannten seine gerechte Sache an, doch der Papst hob ihn auf dem Concilium zu Vienne in der Dauphiné durch eine Bulle vom 2. März 1312 zwar nicht auf dem Wege Rechtens, aber aus päpstlicher Machtvollkommenheit (per provisionis potius quam condemnationis viam) förmlich auf. Die Glieder des Ordens sollten, wenn sie die angeschuldigten Frevel bekannten, gelind bestraft und absolvirt, die beharrlich Läugnenden aber verurtheilt werden. Unter den Letztern befand sich der Großmeister Molay und der Großprior von der Normandie Guido, welche den 18. März 1314 auf einer Seineinsel lebendig verbrannt wurden nachdem sie vorher, wie die Sage erzählt, ihre Unterdrücker Philipp und Clemens binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen hatten. Wirklich starb der Papst schon den 19ten April, und der König den 29. November desselben Jahrs. Die Güter des Ordens waren auf dem Concilio zu Vienne den Johannitern zuerkannt, seine Schätze an Geld und Kleinodien aber zu einem neuen Kreuzzuge bestimmt worden. In Frankreich fiel aber das meiste der Krone zu, und beträchtliche Summen behielt der Papst sich vor, in Spanien und Portugal wurden durch diese Güter neue Ritterorden fundirt, anderwärts erhielten die Johanniter das reiche Erbtheil ihrer gestürzten Nebenbuhler. Am längsten behaupteten die Templer sich in Deutschland, wo man sie gerecht und mild behandelte. Bis 1319 gab es Ritter im Tempelhofe zu Görlitz. Die ihrer Gelübde entbundenen Templer traten meist zum Johanniterorden. Aus den von Moldenhawer 1792 herausgegebenen Originalacten des Prozesses gegen die Templer in Frankreich erkennt man die Schändlichkeit und Gewaltsamkeit des Verfahrens der französischen Gerichte in dieser Sache. Die Schriften von Anton über die Geschichte und von Münter über die Statuten des Ordens haben seine Unschuld bewiesen. Werners Söhne des Thales, Berlin 1803 und 1804, haben ihm von neuem das Interesse der gebildeten Welt zugewandt, nur ist der Geist der Templer darin nach mystisch-philosophischen Tendenzen gemodelt, für welche die Geschichte keine Beweise gibt. Eben so wenig bestätigt sich die Hypothese von

einem historischen Zusammenhange der Templer mit den Freimaurern, und der Versuch eines Abenteurers von Hund, den Templerorden im Schooße der Freimaurerei wieder herzustellen, wurde mit Recht auf dem Wilhelmsbader Convent 1782 gänzlich niedergeschlagen. Kürzlich hatte Hr. von Hammer in den Fundgruben des Orients, B. VI. 1. H., Wien 1818, in dem Aufs. Mysterium Baphometi revelatum die Anklage der Apostasie, des Götzendienstes und der unnatürlichen Ausschweifungen der Templer als Gnostiker und Ophianiten, erneuert; allein Raynouard (Journ. des Savans, Mars 1819) hat das Grundlose dieser Anklage gezeigt und bewiesen, daß unter Bafomet der Mahomet zu verstehen sey. (Vergl. auch Reynouard's Monum. historiq. relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple). Silvestre de Sacy hat ebenfalls (in Magaz. encyclop. 1810. T. VI.) dargethan, daß Bafomet nichts anders bedeute als Mahomet. (Vergl. den Hermes IV. Leipzig 1819.) E.

Tempelhoff (Georg Friedrich von), königlich preußischer Generallieutenant, Generalinspector aller militärischen Erziehungsanstalten in den preußischen Staaten, und Ritter des schwarzen Adlerordens, war geboren zu Trampe in der Mittelmark 1737. Nachdem er nebst seinen drei Brüdern von Hauslehrern unterrichtet worden, und durch eignen Fleiß besonders in der Mathematik ziemliche Kenntnisse erlangt hatte, kam er auf die Schule zu Frankfurt, und bezog als siebzehnjähriger Jüngling die Universität Halle. Hier befriedigte er unter Segners Anleitung seine Neigung zur Mathematik in vollem Maße, und machte große Fortschritte. Beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs führten ihn diese Studien auf die Idee, dadurch sein Glück bei dem Militär zu machen. Er nahm bei dem Regimente des Generals Wertheshelm Dienste als Freicorporal, und wohnte als solcher 1757 dem Feldzuge in Böhmen bei. Noch im September desselben Jahrs trat er in die Artillerie ein, und machte bei derselben alle Feldzüge bis zum Frieden 1763 mit. Nach der Schlacht bei Cunersdorf war er Lieutenant geworden. Während des ganzen Krieges hatte er sorgfältig jede Gelegenheit benutzt, neben den theoretischen seine practischen Kenntnisse zu vervollkommnen, und nach dem Frieden setzte er das Studium der mathematischen Wissenschaften zu Berlin eifrigst fort. So erlangte er eine tiefe und umfassende Kenntniß auch der höhern mathematischen Disciplinen, und durfte sich den besten Geometern gleich stellen. Schon seine ersten Schriften, als seine Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen, seine Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen, seine vollständige Anleitung zur Algebra wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Von seiner Bekanntschaft mit der Astronomie zeigt sein Werk: Genaue Berechnung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde. Sein Hauptaugenmerk aber war die Mathematik, um durch ihre Anwendung die Theorie der Kriegskunst zu vervollkommnen. Unter andern suchte er das Bombenwerfen und das Werfen der Granaten aus Haubitzen auf bessere Grundsätze zu bringen, welches auch in seinem Bombardier prussien (1781, 8.) mit Erfolg geschah. Zugleich hatte er die größtentheils von Friedrich II. selbst erfundenen taktischen Bewegungen der preußischen Armee zu einem Elementarwerke der Taktik gesammelt, das er herauszugeben gedachte. Allein der König versagte ihm, wiewol auf eine sehr schmeichelhafte Art, die Erlaubniß dazu. Dieser, der verdientermaßen eine hohe Meinung von ihm gefaßt hatte, übertrug ihm nach dem bayerschen Erbfolgekrieg den Unterricht der fähigsten

Infanterie- und Cavallerieoffiziere der berlinischen und märkischen Inspection, und prüfte die Zöglinge selbst. Im J. 1782 ernannte ihn Friedrich vom jüngsten Capitän zum Major und Commandeur eines neu errichteten Artilleriecorps, und einige Jahre später wurde er in den Adelstand erhoben. Friedrich Wilhelm II. ernannte Tempelhoff zum Lehrer seiner beiden ältesten Prinzen in den mathematischen und militärischen Wissenschaften, und bald darauf zum Obristlieutenant; auch wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Ungeachtet des großen Vertrauens, das er genoß, konnte er doch nicht mit allen Reformen, die er vorschlug, durchdringen, so sichtbar auch meist ihre Vortheile und Vorzüge waren. Als 1790 ein Krieg mit Oesterreich auszubrechen drohte, stand Tempelhoff bei der Armee des Herzogs von Braunschweig in Schlesien. Bei den Feindseligkeiten, die 1791 gegen Rußland Statt finden sollten, war Tempelhoff bestimmt, die Belagerung von Riga zu leiten. In demselben Jahre mußte er einen Plan zu einer Akademie für das Artilleriecorps entwerfen. Der König genehmigte ihn, wies die erfoderlichen Gelder an, und stellte Tempelhoff als Director an die Spitze dieser Anstalt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich ward er zum Befehlshaber der ganzen Artillerie ernannt, und 1795 erhielt er das dritte Regiment der Artillerie. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn 1802 zum Generallieutenannt, und verlieh ihm den rothen Adlerorden; auch ward er zum Lehrer der beiden jüngern Brüder des Königs ernannt. Wegen Alterschwäche wurde er 1805 von der thätigen Theilnahme am Kriege dispensirt, und erhielt den schwarzen Adlerorden. Er starb 1807. Unter seinen Schriften, von denen wir einige bereits angeführt haben, ist sein Hauptwerk seine Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, 6 Bände, 1782 — 1801, 4., wovon die beiden ersten eine berichtigte Uebersetzung von Lloyds Geschichte jenes Kriegs sind. Dieses in seiner Art einzige Werk ist mit tiefer Sachkenntniß und ohne Parteilichkeit geschrieben, entwickelt umständlich und anschaulich alle Begebenheiten, und liefert manche Angabe, z. B. von den Kriegsbedürfnissen bei Belagerungen und im Felde, die noch in keiner Sprache gedruckt worden sind.

Temperament, oft durch Gemüthsart verdeutscht, besteht in der Art zu empfinden und zu handeln, in so fern beide in gewissen Beschaffenheiten des Organismus gegründet sind. Es ist daher zunächst verwandt mit dem Naturell, unter welchem man jedoch bloß den Inbegriff alles dessen, was zur Naturanlage, zur allgemeinen physischen Beschaffenheit des Menschen gehört, verstehen muß. Das Naturell enthält die Bedingung und Grundlage einer Bestimmung der Seelenthätigkeit vom Körper aus; das Temperament umfaßt zugleich das Psychische, die wirkliche Bestimmung und Modification der Geistesthätigkeiten, allein nicht durch das Ganze des Organismus, sondern zunächst nur durch bestimmte Theile oder Systeme desselben, die in näherer Verbindung mit der Seele stehen. Dagegen der Charakter eines Menschen bloß als rein-psychisches Product, aus Selbstbestimmung des Willens nach Grundsätzen ohne Einfluß des Physischen, oft im Kampfe mit demselben erzeugt, betrachtet werden muß. Das Naturell ist demnach bloß physisch, das Temperament physisch und psychisch zugleich, der Charakter rein psychisch. Vergleichend könnte man auch das erstere den Keim, das zweite die Blüthe, den dritten die Frucht benennen, oder das Naturell dem Kindesalter, das Temperament dem Jünglings-, und den Charakter dem Mannesalter gleich-



setzen. Das Temperament ist also eine durch Einwirkung gewisser Theile des Organismus bestimmte Modification der Seelenvermögen. Diese Theilganze des Organismus sind zunächst das gesammte Nervensystem, und noch bestimmter, der diesem einwohnenbe Nervenäther. Da aber dieser in seiner Quantität und Qualität wieder von der Beschaffenheit des Blutsystems abhängt, so hat auch dies an jener Bestimmung nicht geringen Antheil. Unter den an die Nerventhätigkeit gebundenen Seelenvermögen haben wir jetzt in Beziehung auf Bestimmung des Temperaments vorzüglich das Gefühls- und das Begehrungsvermögen in Betracht zu ziehen. Diese haben um so viel mehr Freiheit und Kraft, sich zu äußern, je lebhafter die Bewegung des Nervenäthers, je energischer seine Einwirkung auf die Seele ist. Die Freiheit in der Bewegung bestimmt die Empfänglichkeit des Gefühls; die Energie der Einwirkung bestimmt die Kraft der Begehrung. Beide Modificationen des Nervenäthers werden theils durch ursprüngliche organische Anlage, nämlich durch die Verbindung der verschiedenen Regionen des Nervensystems (s. d. Art. Nerven), theils durch die Beschaffenheit des arteriellen Blutes, aus welchem die unaufhörliche Restauration des Nervenäthers vor sich geht, bestimmt. Je offener nämlich die Verbindung der Sinnesnerven sowohl als der Nerven des reproductiven oder des sogenannten Gangliensystems mit dem Hirnsystem, oder besonders mit dem eigentlichen Seelenorgan, dem Sensorium commune, und wieder die Verbindung dieses mit jenen Nervenregionen ist, je reiner, ätherischer und in je größerer Quantität der Nervenäther aus dem feinsten und mit dem Oxygengas der atmosphärischen Luft begeisteten Blute abgesondert wird, desto schneller, mit desto größere Kraft und Dauer kann die Thätigkeit jener Vermögen der Seele sich äußern; in je geringerm Grade dagegen jene Bedingungen Statt finden, auf desto geringerer Stufe werden auch jene Thätigkeiten in ihren Verhältnissen zu einander stehen. Hieraus entspringen eben die Verschiedenheiten des Temperaments, indem dadurch schnelle Erregung des Gefühls, oder starke dauernde Empfindung, mit lebhafter Erregung der Begehrung oder anhaltender Thatkraft begründet wird. Das Gefühl kann nämlich erregbar, aber bald vorübergehend seyn, oder auch tief eingreifen und dauerhafte Empfindung werden; so kann die Erregung des Begehrungsvermögens schnell auflodernd aber vorübergehend, oder auch langsam erregbar seyn, aber wenn es einmal aufgeregt ist, zur bleibenden Thatkraft werden. Diese Verschiedenheiten in der Art zu empfinden und zu handeln hat man von jeher beobachtet, auch die entsprechenden Verhältnisse des Körpers damit verglichen, und daher verschiedene Hauptklassen der Temperamente gebildet. Weil man nun in der ältesten Zeit der Arzneikunde mehr auf die Beschaffenheit der Säfte, besonders des Blutes und der Galle, Rücksicht nahm, so benannte man auch die verschiedenen Temperamente nach den sichtbaren körperlichen Erscheinungen und Veränderungen jener Flüssigkeiten, welche in der Regel der Beschaffenheit eines besondern Temperaments entsprachen, wie wir die weiterhin noch berühren werden. Obgleich diese Benennungen nur ein entferntes ursächliches Verhältniß andeuteten, auch nach den jetzigen physiologischen Ansichten nicht einmal alle in dieser Bedeutung können zugelassen werden, so ist doch die Classification der verschiedenen Geistesäußerungen nach den Temperamentsunterschieden so naturgemäß, daß wir keinen Anstand nehmen können, die gewöhnlichen Benennungen beizubehalten, um so mehr, da sie seit so langer Zeit allgemein gebräuchlich sind. Wir un-

terscheiden demnach 1. das sanguinische Temperament, oder das Temperament mit schnell erregbarem Gefühl ohne daurende Empfindung, mit schnell erregbarer Begehrung ohne anhaltende Thatkraft; 2. das cholerische, oder das Temperament mit schnell erregbarem Gefühl ohne dauerhafte Empfindung, mit schnell erregbarem Begehrungsvermögen, aber mit starker Thatkraft verbunden; 3. das phlegmatische, oder das Temperament mit langsam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langsam erregbarer Begehrung und schwacher Thatkraft; 4. das cholerische, oder das Temperament mit langsam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langsam erregbarem Begehrungsvermögen und starker Thatkraft. Bei dieser Eintheilung dürfen wir aber nicht unbeachtet lassen, daß auch unter diesen Temperamenten eine unendlich mannichfaltige Modification Statt findet, die aber nicht in einer Vermischung der Temperamente, wie man sonst glaubte, sondern in dem gradweise verschiedenen Verhältnisse von Langsamkeit oder Schnelligkeit des Gefühls, oder dauernder und die Seele tief ergreifender Empfindung, zu der schnell erregbaren, und bald verlodernden oder langsam erregbaren aber zu ausdaurender Thatkraft werdenden Begehrung bestehen. Daher darf man auch nicht glauben, daß jedes Temperament die Bedingungen des andern ganz ausschließe (z. B. das erstere, mit schnell erregbarem Gefühl, alle dauerhafte Empfindung und alle anhaltende Thatkraft), sondern es soll damit nur gesagt seyn, daß eins gegen das andre in überwiegendem Verhältnisse — mehr oder weniger — Statt finde, und diese Verschiedenheit begründe. Ob Temperamente ganz verändert und umgewandelt werden können, ist zu bezweifeln, da sie von physischen Bedingungen abhängen, welche zu tief mit der ganzen Existenz des Organismus verwebt sind. Doch kann auch nicht geläugnet werden, daß Abänderung der Verhältnisse unter einander, und einige Milderung zu scharfer Besonderheiten Statt finden könne, theils durch physische Einwirkung, besonders durch Veränderung der Blutbeschaffenheit, theils psychisch, durch die Kraft des Willens, dem, was man als ein das Sittliche, Schickliche oder Nützliche überschreitendes Verhältniß anerkennt, kräftigen Widerstand zu leisten, und so der physischen Anlage allmählig eine erst willkürliche Kraft, und dann eine gleich starke Gewohnheit entgegenzusetzen, was indessen immer schwer bleiben, und in der Möglichkeit der Ausführung sich nach dem verschiednen Lebensalter richten wird. Es ist indessen von bedeutendem Werthe, die Hauptverschiedenheiten der Temperamente, oder gleichsam das ausgemalte Bild eines jeden, das alle Eigenheiten hervorstechend enthalten muß, und gleichsam als Repräsentant aller niederern Grade dasteht, kennen zu lernen, um sich und andere Menschen darin gleichsam wie in einem Spiegel zu erblicken, Menschen, mit denen man umgehen muß, behandeln zu lernen, aber auch selbst auf der Hut zu seyn, daß man seine Handlungen nicht gänzlich dem Antriebe des Temperaments überlasse. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß jeder Mensch das Temperament, unter dessen Classe er gehört, in dem ausgezeichneten Grade besitze, in welchem alle Eigenheiten desselben und zwar hervorstechend bemerkbar seyn müssen. Man stelle sich nicht unter jedem Sanguiniker ein Genie, unter jedem Melancholiker einen Kopfhänger, unter jedem Phlegmatiker einen Klotz, unter jedem Choleriker einen Brausekopf vor, die alle schon an dem Ergreifen des Glases beim Trinken, oder am Gehen auf der Gasse u. s. w. zu erkennen sind, sondern man bedenke, was Modification des Grades in dem Temperament, was Erziehung, Gewöhnung u. s. w. für Ab-

wechselungen erzeugen können, so daß es oft gar nicht leicht ist, das Temperament eines Menschen zu bestimmen, und ihn, so wie man eine Pflanze in ihr nach dem künstlichen System bestimmtes Fach legt, in eins der vier Temperamente hinzuweisen. Daher bezeichnen wir nur noch kürzlich diese als Vorbilder, zu denen jeder Mensch mehr oder weniger Züge zu liefern hat. 1. das sanguinische Temperament hat ein Uebergewicht des Gefühls und viel Empfänglichkeit, aber eben deßhalb kommt nicht jedes Gefühl zur bleibenden und tief eingreifenden Empfindung, weil eins das andre bald wieder verdrängt. Eben so wird zwar das Begehrungsvermögen schnell und oft erregt, allein es kommt auch hier nicht zu anhaltender Thatkraft, weil ein neues Object stets wieder eine neue Begierde erregt, ehe noch das vorige, wenn es anhaltende Thätigkeit verlangt, erreicht ist. Es hat den Namen daher bekommen, weil besonders Menschen mit vielem und gutem Blute versehen dieses Temperament haben, und man also angenommen hat, das leicht bewegliche lebhaft umlaufende Blut sey die einzige Ursache desselben. Es hat aber nur in so fern Antheil daran, als allerdings eine lebhafte Thätigkeit des arteriellen Blutsystems, und reine Beschaffenheit der Masse des Blutes selbst Ursachen sind, daß ein reichlicherer Antheil des Nervenäthers abgesondert wird, und also auch die Nerventhätigkeit rasch und lebhaft von Statten gehen kann. Der Sanguiniker ist daher in seinen Gefühlen sehr lebhaft, er ist leicht zu rühren, aber diese Rührung geht selten in Handlung über, wenn sie nicht im ersten Moment benutzt wird. Sein Leben ist voller Entschlüsse, von denen weniges durch eigene Energie der Thatkraft zur Ausführung kommt. Er ist gelehrig, vergißt aber leicht das Gelernte wieder; gutmüthig, dienstfertig, frohsinnig, ein guter Gesellschafter. Er verspricht leicht, doch kann man sich auf sein Versprechen nicht verlassen, weil er es bald wieder vergessen, und weil er oft nicht nachgedacht hat, ob er im Stande seyn wird, sein Versprechen zu halten. Er ist leicht zu überreden, aber meistens behält derjenige Recht, welcher zuletzt mit ihm sprach. Hat er gefehlt, so sieht er es bald ein, bereuet es auch sehr, doch ist anhaltendes Grämen darüber seine Sache nicht. Geschäfte sind ihm nicht zuwider, wenn sie leicht und bald zu vollenden sind. Anhaltender, anstrengender Arbeit ist er nicht gewachsen; lieber ist ihm rastlose, abwechselnde, spielende Thätigkeit. Dies Temperament ist die Anlage zur Liebenswürdigkeit und zum Edelmuth, aber auch zur Sinnlichkeit und zum Leichtsinn, welche beide von Stufe zu Stufe den Menschen zu den größten Verirrungen führen können. Auffoderung genug für jeden Menschen, auf seiner Hut zu seyn, wenn er die Züge dieses Temperaments an sich bemerkt! 2. Das cholerische Temperament besteht in schnell und stark erregbarem Gefühl, das jedoch ebenfalls nur selten zur dauerhaften Empfindung wird, aber schnell und stark die Begehrung erregt, und mit starker, wenn gleich nicht anhaltender Thatkraft verbunden ist. Die Benennung rührt daher, weil man Menschen dieses Temperaments den Anfällen des Zorns besonders unterworfen sah. Der Cholerische wird auch schnell und heftig erregt, und immer haben die stürmischen Gemüthsbewegungen desselben etwas Scharfes und Bitteres bei sich. Sein Begehrungsvermögen lodert heftig auf, und wird zu starker Thatkraft, allein auch dieses neigt sich mehr zum Haß als zur Liebe; selbst seine Liebe ist in ihrer Heftigkeit oft dem Hasse ähnlich. Widerstand ist neue Anregung für sein Gefühl, dagegen bei Nachgiebigkeit das aufgereizte Gefühl sich selbst

verzehrt, und das Begehrungs- oder Verabscheuungsvermögen eher be-
friedigt und in sich beruhigt wird. Liebe und Haß sind daher bei
ihm heftig in ihren Aeußerungen, aber eben so wenig von Dauer.
Ueber Beleidigungen zürnt er aufs heftigste, doch wird er durch De-
müthigung des Gegners und Abbitte leicht besänftigt. Arbeit, selbst
die schwerste, scheut er nicht, er geht rasch darüber her; allein er ar-
beitet nicht gern anhaltend, zumal an kleinlichen Gegenständen. Er
stellt lieber an und dirigirt, als daß er selbst mit der Ausführung sich
abgibt. Er macht hochfliegende Plane und Entwürfe, überläßt aber
die Ausführung gern andern. Ruhm und Ehre sind meistens die
glänzenden Phantome, denen er mit allen Kräften nachjagt; was ihn
daran verhindert, oder ihm diese zu verdunkeln droht, verletzt ihn am
empfindlichsten. Er liebt äußere Pracht und schimmernden Pomp, die
Unterwürfigkeit und Aufwartung der Menschen, die zu seinen Dien-
sten bereit, auf seinen Wink gehorchen müssen. Er nimmt daher gern
die Huldigung der Niedern an, gefällt sich im Versprechen seiner Un-
terstützung. Er ist deßhalb auch großmüthig, nicht sowol aus reiner
Menschenliebe, sondern um dafür gepriesen zu werden, denn er ist auf
der andern Seite wieder habsüchtig, um der Sucht zu glänzen, Ge-
nüge leisten zu können. Er nimmt, wo man es nicht sieht, um zu
geben, wo man es sieht. Unter den Affecten werden die unangeneh-
men öfter bei ihm erregt, als die angenehmen; die letztern nur dann,
wenn seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht, Herrschsucht und
Habsucht befriedigt werden. In solchen Fällen kann ihn auch der Af-
fect überraschen, und zu lautem Ausbruch der Freude hinreißen. Oef-
ter aber finden Zorn und Kränkung bei ihm Statt, weil gerade dieses
Temperament am meisten die andern Menschen zum Widerstand gegen
sich reizt, und daher der Cholerische am meisten unter allen Menschen
mit allen in stetem Kampfe lebt. In dem Mittelstande ist er daher
unaufhörlich in Prozesse verwickelt, und die wahre Leibrente für sei-
nen Advocaten. Die Stimmung seines Gemüths ist Stolz, artet
aber leicht in Hochmuth aus. Dieses Temperament ist die Anlage zu
erhabenen Tugenden, aber auch zur Narrheit. Von der Vernunft ge-
zügelt, erleichtert es dem Menschen, welcher es besitzt, die Bildung
zur Großmuth, zur Tapferkeit, zum Heldensinn, zum Herrschen, und
im Mittelstande zum edeln, rasch thätigen Geschäftsmann, zum ein-
sichtsvollen Director, zum würdigen Herrn. Wenn aber die Leiden-
schaften dieses Temperaments die Vernunft überwältigen, so machen
die unaufhörlichen Affecten den Menschen zum Tyrannen und Despo-
ten; im Mittelstande zum unbesonnenen Stürmer, zum Zänker mit
Frau und Kindern und Gesinde, zum aufgeblasenen arroganten, allen
Menschen widrigen oder lächerlichen Narren. Ist die Leidenschaft der
Ehrsucht besonders vorherrschend, und wird zum Hochmuth bei ihm,
so kann eine plötzliche und heftige Kränkung desselben Veranlassung
zum völligen Ausbruche des Wahnsinns geben, der sich dann jedesmal
als Narrheit (vesania) oder ausgebildete Manie äußert. 3. Das
phlegmatische Temperament wird aus der Anlage zu lang-
sam erregbarem Gefühl gebildet, das aber, wenn es einmal erregt wird, auch
dauerhaft ist, und zu tiefer Empfindung kommen kann. Das Begehrungsver-
mögen ist ebenfalls weniger erregbar, doch dauerhaft, wenn es einmal er-
regt ist, nur ist die Thatkraft nicht groß, weil es dem Nervenäther an Ener-
gie fehlt. Man hat daher unstreitig diesem Temperament jenen Namen (s. d.
Art. Phlegma) gegeben, weil bei ihm, wo es ausgezeichnet Statt findet,
die Mischung des Blutes zu einem Uebermaß von wässerigen und serösen

Theilen sich neigt, und der Antheil vom rothen, mit Oxygen begeisteten Cruor im Blute verhältnißmäßig geringer ist. Daher ist die ganze Masse des Organismus mit lymphatischen und serösen Theilen reichlich versehen; die festen Theile sind weich und biegsam, der Umlauf des Blutes gemäßigt, die Absonderung des Nervenäthers langsam, aber normal, nicht rasch und überhäuft, eher zuweilen zu sparsam, und mit zu weniger Intensität. Daher sind die Thätigkeiten des Nervensystems gleichmäßig, geregelt, eher zu langsam und schwach, als zu lebhaft und stark. Die Einwirkung des Gangliensystems auf das Hirnorgan und das Sensorium commune ist eher zu schwach, als über die Norm steigend. Daher hat der Phlegmatiker keine herrschende Leidenschaft, wenigstens keine der heftigern. Seine Neigung geht mehr nach Ruhe, nach Genuß ohne Anstrengung. Den Affecten ist er eben so wenig unterworfen, und wenn welche bei ihm Statt finden, sind es mehr die angenehmen als die unangenehmen. Zorn, Reue, Gram überfallen ihn selten. Er ist schwer zu rühren, aber wenn einmal die Empfindung erregt wird, ist sie von Dauer. In seinen Handlungen ist er langsam und besonnen. Was er thut, geschieht mit Ueberlegung, und bei dem Gebildeten nach Grundsätzen. Er ist daher in den meisten Fällen den Menschen von den vorher erwähnten Temperamenten überlegen, weil er nicht leicht gereizt werden kann, durch Affecten und Leidenschaften nicht verblendet, zu keiner Unbesonnenheit hingerissen wird. Er leistet weniger activen Widerstand gegen das Eindringen unangenehmer Einwirkungen, gegen unfertige Frictionen und unbillige Anmuthungen, als passiven, durch seine Gleichmüthigkeit und Besonnenheit. Er reizt daher Andre weniger zur Gegenwirkung, zum Haß oder zur Rache, und erhält sich doch immer in einem gewissen Grade von Achtung und Zurückgezogenheit, daß sich so leicht niemand an ihn wagt. Dies ist um so mehr der Fall, da seine Anfoderungen an die Menschen sehr gemäßigt sind, und sich meistens nur auf das noli turbare circulos meos beschränken. Er ist ein treuer Freund, ein guter Ehemann, ein gütiger Vater, aber nicht immer nach Wunsch des Gesindes Herr und Gebieter; denn er ist ordnungsliebend, schwer zu täuschen, und hat keine übereilte Kränkungen durch Geschenke gut zu machen. Dies Temperament hat die glücklichste Anlage zur stillen Tugend und Zufriedenheit, es ist das Talent zur practischen Lebensphilosophie, wenn es in gehörigem Grade vorhanden ist, so daß das Gefühl nicht zu langsam erregbar, die Thatkraft nicht zu schwach ist. Seine Geschäfte verrichtet der Phlegmatiker aus Pflichtgefühl, die leichtern auch mit Neigung, die schweren und anhaltende Anstrengung erfodernden sind ihm zuwider. Ist dies Temperament im hohen Grade vorhanden, so kann es zu Apathie, Gleichgültigkeit und Faulheit ausarten. 4. Das melancholische Temperament wird von langsam erregbarem, aber zu dauerhafter tiefer Empfindung werdendem Gefühl, mit langsam erregbarer Begehrung, aber bleibender und starker Thatkraft, gebildet. Man gab ihm diesen Namen, theils weil man glaubte, daß das Blut mit schwarzgallichten Stoffen verunreinigt und dadurch schwerflüssig gemacht würde, theils wohl deßwegen, weil man es zur Melancholie vorzüglich geneigt hielt. (S. d. Art. Melancholie.) Das Blut ist allerdings bei diesem Temperament schwärzer, schwerflüssiger; das arterielle Blut neigt sich zu der Beschaffenheit des venösen Blutes. Das Herz und das Arteriensystem besitzen daher weniger Erregbarkeit und mehr Contractionsfähigkeit. Die Bewegung des Blutes ist daher zwar etwas langsam, aber kräf-

tig. Das Blut ist mehr oxydirt und verkohlt, das in den Lungen aufgenommene Oxygengas verbindet sich sehr schnell und innig mit dem Faserstoff, dem Cruor und den Wendungen des Herzens und der Arterien; daher besitzt das Blut weniger freies Sauerstoffgas, reizt die Bewegung des Herzens weniger, auch die Absonderung des Nervenäthers in den Nerven geht langsamer von Statten, die Restauration desselben erfodert also verhältnißmäßig eine längere Zeit. Der Nervenäther selbst kann in seiner Qualität nicht so rein, nicht so leicht beweglich seyn. Daher sind auch die Functionen des Nervensystems etwas langsamer, obwohl mit Kraft und Dauer verbunden. Eben weil kein schneller Wechsel der Gefühle Statt findet, können die wenigern desto tiefer eingreifen. Das Gemüth hält die einzelnen Empfindungen desto fester, je weniger ihm ein schneller Wechsel immer neuen Stoff gibt. Daher tritt auch die Aeußerung des Begehrungsvermögens langsam ein, ist aber stark und anhaltend, und läßt seinen Gegenstand so leicht nicht fahren. Von Affecten wird dies Temperament wenig überfallen, mehr überschlichen, und immer eher von den traurigen als fröhlichen. Ein Affect, der einen Menschen von diesem Temperamente einmal ergriffen hat, beherrscht ihn gewöhnlich lange. Weil der Melancholiker mehr die Schwierigkeiten jeder Sache sieht, und ihn keine Ueberwältigung schnell wechselnder Gefühle an der Ueberlegung hindert, so ist er vorsichtig, bedenklich, überläßt sich selten dem Frohsinn, und noch seltner der lauten Freude. Seine Leidenschaften sind nicht stürmisch, mehr still und verschlossen, aber sie beherrschen ihn deßhalb nicht weniger. Er ist besonders zum Geize geneigt, wegen seiner ängstlichen Sorge für die Zukunft. In der Liebe ist er treu, anhänglich, aber der stillen sich selbst verzehrenden Eifersucht sehr unterworfen. Zur Freundschaft ist er weniger geneigt; er ist dazu zu mißtrauisch und bedenklich. In seinen Geschäften ist er fleißig und pünktlich. Er scheut die schwerste Arbeit nicht. Er lernt schwer, was er aber einmal begriffen hat, bleibt sein Eigenthum. In seinem Betragen, wie in seinen Foderungen an Andre ist er streng und ohne Nachsicht. Vergnügungen, besonders die öffentlichen, rauschenden, sind ihm zuwider. Er liebt mehr ein stilles Vergnügen unter Wenigen, ernste Gespräche, tiefe Betrachtungen über einen Gegenstand; er sucht die Einsamkeit, und zieht sie jeder Gesellschaft vor. Dies Temperament ist die Anlage zum metaphysischen Philosophen, zu einem guten Erfinder und genauen Beobachter, aber auch zur Selbstquälerei und Menschenfeindschaft, zur Schwermuth und Melancholie. Wer dies Temperament hat, muß sich hüten, seinem Hange zur Einsamkeit, zur Menschenscheu und zur Verachtung der Freude zu sehr nachzugeben. Ueber das Geschichtliche der Temperamentenlehre wollen wir noch folgendes beifügen: Aus den vier Elementen leiteten die alten Physiker vier Haupteigenschaften der körperlichen Dinge, Hitze, Kälte, Nässe und Trockenheit, die Aerzte seit dem Hippokrates 4 Hauptsäfte im menschlichen Körper ab — nämlich Blut, Schleim (φλεγμα) gelbe und schwarze Galle (χολος und μελας χολος). Galen bildete die physiologische Temperamentenlehre weiter aus, er nahm 4 an, hielt jedes Temperament für eine besondere Mischung dieser 4 Hauptsäfte mit Uebergewicht des einen vor den andern, wodurch auch die Seele eine eigenthümliche Bestimmung erhalte. Stahl suchte den Grund der Temperamente mehr in dem Verhältniß der festen Theile des Körpers. Haller leitete die Verschiedenheit derselben aus dem Verhältniß der Stärke und Reizbarkeit der Muskeln zu der Empfind-

lichkeit der Nerven ab. Siehe Platners Aphorismen, Ausg. 1800 Th. II. S. 489. Fickers Preisschrift über die Temperamente, Göttingen 1791 und die reiche Literatur in Walchs philosophischem Lexicon und in Ploucquets Repertorium. G. E. Schulze hat in seiner psychischen Anthropologie eine Prüfung dieser Lehre aufgestellt, nach welcher er sie in psychologischer Hinsicht verwirft. H.

Temperatur ist der jedesmalige Zustand in Ansehung der fühlbaren Wärme unsrer Atmosphäre. Dieser Zustand wird durch einen Wärmegrad ausgedrückt, welcher sich auf eine gewisse Scala eines Thermometers bezieht, welcher der Luft ausgesetzt ist. Wenn ein gesunder, starker und ruhiger Mensch die atmosphärische Luft weder kalt noch warm findet, so sagen wir, sie habe eine gemäßigte Temperatur. Wenn sie hingegen wärmer oder kälter ist als die natürliche Wärme unsers Körpers, so sagen wir, daß die Atmosphäre warm oder kalt sey. Die gemäßigte Temperatur ist bei 54 Gr. Fahrenheit, oder 10 Gr. Reaumur; die Sommerwärme in der gemäßigten Zone 64 — 100 Gr. Fahrenheit oder 14 — 31 Gr. Reaumur, die Winterkälte 20 — 4 Gr. Fahrenheit oder 5 — 16 Gr. Reaumur. — Das Wort Temperatur wird aber auch noch zur Bezeichnung der Wärmegrade von eingeschloßner Luft angewandt. — In der Tonkunst versteht man unter Temperatur eine gewisse Einrichtung der Tonleiter nach bestimmten Verhältnissen, bei welcher die möglichst kleinste Abweichung von der höchsten Reinheit Statt findet.

Tempesta, oder Cavalier Tempesta (Ritter Sturm), ist der Beiname, unter welchem der durch seine Seestücke berühmte holländische Maler Peter Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt) bekannter geworden ist, als unter seinem Familiennamen. Ueber sein Leben, und insbesondere über die letzte Periode desselben, gibt es sehr abweichende Erzählungen. Zu den Biographien von Pascoli im florentinischen Museum, und bei Descamps setze man noch eine interessante Mittheilung im tübinger Morgenblatte, Jahrgang 1816, Nro. 110, hinzu, wo man auch die Uebersetzung eines angeblichen Gedichtes von Molyn findet, in welchem er die letzten Tage seines Lebens schildert. Man beschuldigt ihn, er habe sein Weib umbringen lassen, weßwegen er im Gefängnisse zu Mailand 1701 gestorben. Er war 1637 in Härlem geboren, und machte sich vorzüglich von Rom aus berühmt (weßhalb ihn Fiorillo unter den Malern der römischen Schule aufführt). Seine Seestürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur, auch haben ihm seine übrigen Landschaften bei weitem nicht so viel Ruhm verschafft, als seine Darstellungen des furchtbar empörten Elements.

Temple (Sir William), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann und Schriftsteller, wurde 1628 zu London geboren. Zu Cambridge, wo er studirte, bildete er sich für das öffentliche Leben. In seinem zwanzigsten Jahre begann er eine sechsjährige Reise durch Frankreich, Holland, Flandern und Deutschland. Nach seiner Rückkehr 1654 verheirathete er sich, und lebte, da er unter Cromwells Protectorate kein Amt annehmen wollte, in Irland bei seinen Aeltern, beschäftigt mit dem Studium der Philosophie und Geschichte. Nach der Wiederherstellung Carls II. wurde er zum Mitgliede der irländischen Convention gewählt, und zeigte seinen Freiheitssinn in dem Widerstande, welchen er gegen die Kopfsteuerbill (Poll Bill) leistete. 1761 wurde er mit seinem Vater zugleich zum Repräsentanten der Grafschaft Carlow im irländischen Parlamente gewählt, und im

folgenden Jahre zum Commissarius dieses Parlaments bei dem Könige ernannt. Von dem Herzoge von Ormond, dem Großkanzler Clarendon und dem Grafen von Arlington empfohlen, kam er mit seiner Familie nach London, wollte aber keine andere Anstellung als in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten annehmen, und wurde deßhalb erst beim Ausbruche des niederländischen Krieges 1665 zu einer geheimen Sendung an den Bischof von Münster gebraucht. Der glückliche Erfolg seiner Reise wurde durch die Ernennung zum Baronet, und zum Residenten am Hofe zu Brüssel belohnt. Von seinen Negotiationen führen wir hier nur einige der wichtigsten an. Als 1667 ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach, und die spanischen Niederlande in Gefahr waren, von Frankreich erobert zu werden, reis'te Temple nach dem Haag, um mit dem berühmten Rathspensionair de Witt sich zu besprechen. Beide kamen über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten auf eine freundschaftliche Art überein, und ein Offensivbündniß zwischen England und Holland ward verabredet, um Frankreich zu nöthigen, die gemachten Eroberungen wieder aufzugeben. Am 2. Januar 1668 wurde zwischen England und Holland deswegen eine Allianz, die ganz des Ritters Temple Werk war, und welche nach dem Beitritt Schwedens den Namen der Triple-Allianz erhielt, geschlossen. Temple ging hierauf nach Aachen, wo über den Frieden zwischen Frankreich und Spanien unterhandelt, und derselbe am 2. Mai 1668, vorzüglich durch Temple's Bemühung, geschlossen wurde. Diese diplomatischen Unterhandlungen erwarben Sir William Temple nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande ungemeinen Ruf, und Carl II. ernannte ihn zu seinem Ambassadeur bei den Generalstaaten. Im Haag lebte Temple mit de Wit auf einem vertrauten Fuße, und mit dem damals achtzehnjährigen Prinzen von Oranien in einem freundschaftlichen Verhältnisse. Carl II, von Frankreich gewonnen, blieb jedoch nicht lange bei den Grundsätzen der Triple-Allianz. Temple wurde (1669) zurückberufen und mit Kälte aufgenommen. Als ihm vorgeschlagen wurde, nach Holland zurückzukehren, und einen Bruch mit diesem Staate zu veranlassen, lehnte er es auf eine ruhmvolle Weise ab, sich als Feind gegen ein Land zu betragen, wo er so viele Beweise von Wohlwollen empfangen, und dessen Interesse mit dem seines Vaterlandes so genau verbunden war. Er zog sich deßhalb von allen öffentlichen Geschäften zurück, und ging auf sein Gut Sheene bei Richmond. Während dieser Zeit schrieb er seine „Bemerkungen über die vereinigten Staaten" (Observations on the united States) und einen Theil seiner vermischten Schriften (Miscellanies), und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft. Der ungerechte Krieg, den Carl II. als Verbündeter Frankreichs, den Niederländern (1672) ohne alle Ursache erklärte, reizte den Unwillen der englischen Nation so sehr, daß der König sich genöthigt sah, ihn zu endigen. Temple mußte jetzt mit dem spanischen Minister in London unterhandeln, und nachdem der Separatfrieden mit Holland geschlossen war, wurde er im nächsten Jahre (1674) als Gesandter an die Generalstaaten geschickt, um den allgemeinen Frieden zu vermitteln. Ehe er dieses Geschäft übernehmen wollte, verlangte er eine Unterredung mit dem Könige, worin er ihm sehr freimüthig seine Meinung über die schlechte und gefährliche Politik der ränkevollen Minister, und über die Nothwendigkeit aussprach, durch angemessene Maßregeln das Vertrauen der Nation wieder zu gewinnen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Haag ging er mit sei-

ner Familie 1676 nach Nimwegen, um den Frieden zu vermitteln, welches Geschäft aber wegen mehrerer Umstände sehr langsam von Statten ging. Zugleich brachte er 1677 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit der ältesten Tochter des Herzogs von York (nachmals König Jacob II.) zu Stande; eine Verbindung, die in der Folge für England so wichtig ward. Als Frankreichs Absicht offenbar wurde, die spanischen Städte, welche nach dem Friedenstractat zurückgegeben werden sollten, nicht zu räumen, eilte Temple nach dem Haag, um mit den Generalstaaten kräftige Maßregeln zu verabreden. Schnell schloß er (im Juli 1678) einen Vertrag ab, worin England sich verpflichtete, den Krieg gegen Frankreich zu erklären, wenn es nicht innerhalb sechszehn Tagen jene Städte übergeben würde. Allein die Schwäche und Wankelmüthigkeit des englischen Ministeriums war die Ursache, daß noch vor der Ratification dieses Vertrages der Friede von Nimwegen unterzeichnet ward, und Frankreich im Besitze des größten Theils jener Eroberungen blieb. 1679 ward Temple vom Haag nach England zurückberufen, um Staatssecretär zu werden, ein Amt, welches er schon einmal ausgeschlagen hatte. Allein wegen des allgemeinen Mißvergnügens und der Erbitterung der Parteien gegen einander rieth er dem Könige die Anordnung eines Staatsraths von dreißig Personen, der aus königlichen Ministern, und aus Personen bestände, welche Einfluß auf beide Parlamentshäuser hätten. Der Vorschlag wurde genehmigt, und schien auf einige Zeit das Vertrauen herzustellen; aber bald erhoben sich innere Zwistigkeiten, die kein Mittel heilen konnte. Argwohn gegen den König, und die Aussicht, daß ein catholischer Nachfolger den Thron besteigen würde, hatte alle Gemüther in Bewegung gesetzt, und im Parlamente sprach man eifrig von Ausschließung oder Beschränkung des Herzogs von York, falls er König würde. Temple war gegen die Ausschließung des Herzogs vom Throne, und billigte eben so wenig die Einschränkungen als verfassungswidrig. Seine letzte Handlung im Parlamente, in welchem er als Repräsentant von Cambridge auftrat, war die Ueberbringung einer königlichen Antwort auf die Adresse des Unterhauses, worin erklärt wurde: daß Carl nie die Ausschließung seines Bruders bewilligen werde. Als der König 1681 das Parlament auflös'te, sprach Temple mit großer Kühnheit gegen diese Maßregel, und sa mit allen Parteien, und mit der Regierung selbst zerfallen, lehnte er die neue Wahl zum Repräsentanten der Universität Cambridge im Parlamente ab, und begab sich auf sein Gut Sheene. Seine übrigen Jahre brachte er dort, und später zu Moorpark zu. Bei der Regierung Jacobs II. war dieser große Staatsmann ein solcher Fremdling in der politischen Welt, daß er von den Absichten des Prinzen von Oranien auf Englands Krone nichts wußte, und der Landung desselben gar keinen Glauben beimessen wollte. Vergebens ersuchte Wilhelm III. ihn, als Staatssecretär in seine Dienste zu treten; Temple lehnte es ab. König Wilhelm besuchte ihn oft in seiner Einsamkeit, und fragte ihn in wichtigen Dingen um Rath. 1694 verlor er seine Gattin, und im Januar 1698 starb er selbst am Podagra. Als Staatsmann verdient Sir William Temple einen sehr hohen Rang. Er kannte das Interesse seines Vaterlandes, und suchte es ohne Ehrgeiz und Eigennutz, und in der Ueberzeugung, daß Ehrlichkeit und Geradheit für das öffentliche Leben eben so schätzbare Tugenden sind, als für das bürgerliche. Bischof Burnet klagt ihn des Atheismus an, und wirklich hatte er wenig Achtung für äußere religiöse Formen; indessen ist sein

Schreiben an die Gräfin von Essex ein Muster von Beredsamkeit und Frömmigkeit. Als Schriftsteller glänzt Temple unter den ausgezeichnetsten und beliebtesten seiner Zeit hervor. Seine oben erwähnten Bemerkungen über die Niederlande und seine Miscellanies sind für den Philosophen und Politiker wichtige und zugleich lebhaft und unterhaltend geschriebene Werke. Ein Gleiches gilt von seinen Memoirs, seinen Briefen u. s. w. — Works of Sir Willam Temple, London 1750. Vol. 2. fol. Memoirs by the Same, published by Swift, Lond. 2. Vol. 1709. Lettres published by Swift, Lond. 2. Vol. 8.

Tempo, Zeitmaß. Man versteht unter Tempo in der Musik die Bestimmung des Grades (oder den Grad) der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. Das Zeitmaß oder Tempo (auch Bewegung genannt), in welchem ein Tonstück vorgetragen werden kann, hängt vorzüglich von dem Inhalt und Charakter des letztern ab, und so verschieden dieser in den verschiednen Gattungen von Tonstücken ist, so verschieden kann und muß auch der Grad des Zeitmaßes, in welchem sie vorgetragen werden, seyn. Gewöhnlich unterscheidet man fünf Hauptgrade, welche man mit den Benennungen Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto (s. die eignen Art.) bezeichnet und, wo es nöthig ist, durch weitere Zusätze modificirt. Besser ist wohl die Eintheilung in drei Hauptbewegungen: in die langsame, mittelmäßige oder mäßige, und in die geschwinde, von welchen drei Hauptbewegungen jede wiederum mehrere Abstufungen oder Grade hat, die man durch nachstehende italienische Worte zu bezeichnen pflegt. Nämlich: I. in der langsamen Bewegung: Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto. II. In der mittlern oder mäßigen Bewegung: Andante, Maestoso, Pomposo, Andantino, Moderato, Arioso oder Cantabile, Tempo giusto, Allegretto etc. III. In der geschwinden Bewegung: Allegro, (zuweilen, und zwar in der gebundenen Schreibart, auch Allabreve,) Vivace, Presto, Prestissimo. Soll der Grad der durch die hier angegebenen Benennungen bezeichneten Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Bewegung noch vermehrt oder vermindert werden, so fügt man zur Vermehrung die Worte: assai, molto oder di molto, und zur Verminderung die Worte: Poco, oder un poco, non tanto, non troppo etc. bei; z. B. Largo oder Adagio assai oder di molto, sehr langsam, aufs langsamste. Allegro oder Vivace assai oder molto, geschwinder als das bloße Allegro oder Vivace. Presto assai, sehr geschwind. Ferner z. B. Adagio non troppo oder Poco Adagio, etwas weniger langsam. Un poco Allegro, etwas weniger geschwind. Vivace non tanto, nicht allzulebhaft u. s. w. Man hat auch mehrere Maschinen erfunden, wodurch das Tempo eines Tonstücks oder eines Satzes feststehend bestimmt werden kann, und welche man Tactmesser (s. d.) oder Chronometer nennt. Die besten Tactmesser aber sind und bleiben wohl immer Geschmack, Einsicht, richtiges Gefühl und Erfahrung.

Tenaille, s. Außenwerke.

Tenedos, eine allberühmte Insel des Aegeischen Meeres, unweit der asiatischen Küste, da wo Troja lag. Sie hatte 80 Stadien im Umfange und einen Apollotempel. Noch führt sie den alten Namen, der schon bei Homer vorkommt.

Teneriffa, die wichtigste unter den canarischen Inseln, die zu West-Afrika gerechnet werden, und den Spaniern gehören. Die Alten hielten sie für Theile eines ehemals festen Landes, das unter dem Namen **Atlantis** den weiten Raum des großen Meeres zwischen Afrika und der neuen Welt eingenommen habe. Obschon Teneriffa einzig aus vulkanischen Gebirgen besteht, so ist dies doch nicht der Fall bei allen übrigen der canarischen Inseln, von denen mehrere auch Urgebirge aufzeigen. Der Boden dieser Insel erhebt sich amphitheatralisch und gewährt wie Peru und Mexico, nur nicht in der Stärke wie dort, zu gleicher Zeit alle Climate von der Hitze Afrika's bis zur Kälte der hohen Alpen. Eine lange Bergkette durchschneidet die Insel, und senkt sich gegen Westen und Norden bis an das Meer. Gegen Süden sind die Gebirge fast wie abgebrochen. Die Luft ist hier so gesund, daß Anderson, Reisegefährte Cooks, den Rath gibt, nur alle Kranke hieher zu schicken. Die östliche Küste ist unfruchtbar, nur eine steile, schwarze, von Bergströmen tief zerschnittene Felsenmasse, an welcher elende Hütten, von aller Vegetation umher verlassen, zerstreut liegen. Von dieser Seite gesehen, wird niemand in Teneriffa eine der Inseln zu finden wähnen, welche die Alten die glückseligen Inseln nannten. Ganz einen andern Anblick gewährt aber die Insel bei Orotawa, wo der Boden mit der üppigsten Vegetation prangt; in dem Thale von Tacoronte ist so herrliches Land, daß die Reisenden mit Entzücken davon sprechen. Ueber alle Bergspitzen ragt der **Pic von Teide** hervor, der immer einen Schwefelrauch von sich stößt und den man schon in weiter Ferne als einen Kegel sich aus dem Ocean erheben sieht. Er ist nach den neuesten Messungen, 11,394 Fuß hoch über das Meer erhaben, und der schimmernde weiße Bimmsstein, aus welchen sein Gipfel besteht, giebt ihm das Ansehn, als sey er mit Schnee bedeckt. Ein neuerer Reisender, der Britte Bennet, bestieg 1814 den Gipfel dieses Pics; nach seiner Schilderung sind die Schwierigkeiten des Besteigens nicht bedeutend, und der Theil, den man zu Fuß durchwandern muß, erfodert höchstens vier Stunden. Der beste Weg führt von Orotawa dahin. Die Insel hat, auf einem Flächeninhalte von 60 Quadratmeilen, über 200 Städte und Dörfer, worunter drei große Städte, Laguna, Orotawa und Santa Cruz, sämmtlich mit Seehäfen. Die Zahl der Einwohner soll gegen 100,000 betragen. Der Stamm der alten Guanen (Guantschen) oder Ureinwohner, der sich mit seinen Pfählen und Keulen den überlegenen Waffen der Europäer so heldenmüthig widersetzte, und so rühmlich unterlag, ist theils durch die Inquisition, theils durch Heirathen mit Spaniern, als den Herren der Insel, fast ganz verschwunden; nur einige derselben sind in den innern, unzugänglichen Gebirgen noch übrig. — Noch ist eine Stadt **Teneriffa** in Südamerika, im Vice-Königreich Neu-Granada, im Gouvernement von St. Martha, unweit der Vereinigung der Flüsse St. Magdalena und St. Martha.

Teniers (David), Vater und Sohn, zwei berühmte Mahler der flamändischen Schule. Besonders ausgezeichnet ist der Sohn. Er war im J. 1610 zu Antwerpen geboren und wählte zum Vorbild in seiner Kunst den großen Rubens, den er im Helldunkel sogar noch übertraf. Wenige Mahler haben die Natur mit so ungemeiner Treue nachgeahmt; keiner hat ihn in der Zartheit des Pinsels und in der Schönheit des Colorits übertroffen. Die gewöhnlichsten Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit; aber auch Schlachten,

Heereszüge, Thiere, Seestücke gelangen ihm nicht minder vollkommen und erhielten unter seiner Hand ein neues Leben, eine eigenthümliche Gestalt. So zahlreich seine Werke sind, so stehen sie doch in hohem Preise. Teniers lebte übrigens in sehr glücklichen und angenehmen Verhältnissen, meistens zu Antwerpen und Brüssel, und starb an letzterm Ort im J. 1694.

Tenor (tenore ital.) ist eine der vier Hauptgattungen der menschlichen Stimme (s. d. Art.). Es ist die zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reiferen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von d in der kleinen Octave bis f in der eingestrichenen. Zum Solotenor ist eine größere Tiefe und Höhe erfoderlich (von c in der kleinen Octave bis a und b in der Discantoctave), und nur selten ist diese Höhe Bruststimme, sondern größtentheils Falset. Die angegebenen Eigenschaften dieser Stimme machen sie geschickt zum Ausdruck der zarten und feineren Empfindungen des männlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesang bildet sie die zweite Mittelstimme (s. d. Art.), indem sie tiefer liegt als der Alt, aber ihr Umfang noch über die Melodie des Basses fortschreiten muß; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt sie als erste Stimme die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Schlüssel dieser Stimme ist der C Schlüssel (s. d. Art. Schlüssel), welcher so gestellt wird: so daß die in diesem Beispiele befindliche Note, vor welcher der Schlüssel steht, das eingestrichne c bezeichnet. — Uebrigens ist in Deutschland der Tenor seltner als der Baß, weßhalb er auch in seiner Vollkommenheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Die Franzosen nennen ihn taille und setzen ihn sehr hoch. Die vorzüglichsten deutschen Tenoristen sind gegenwärtig Wild, Gerstäcker, Bader, Jäger, Klengel, Stümer rc.

Tenute (von dem Italienischen tenute, franz. tenue), heißt in der Musik ein Halt, oder ein Ton, welchen die Stimme oder das Instrument eine unbestimmte Zeit lang aushält, so daß derselbe zugleich einen Ruhepunkt in dem Tonstücke bildet. Man nennt ihn auch Fermate (s. d. Art.). Steht aber in einem Tonstücke am Anfange oder an einzelnen Stellen tenuto oder ten., so bezeichnet dies den gehaltenen Vortrag der Töne überhaupt, oder daß man einzelne Töne in gleicher Stärke nach dem vollen Werthe der Noten aushalten soll.

Tenzel (Wilhelm Ernst), geboren 1659 zu Greussen in Thüringen, studirte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasio zu Gotha, und Aufseher des herzoglichen Münzcabinets und der Kunstkammer, und 1702 als Rath und Historiograph nach Dresden berufen. Er gab diese letztere Stelle bald wieder auf, und lebte nun in gelehrter Muße. Er hat sehr viel geschrieben; sein Werk über die sächsischen Münzen hat ihn am meisten berühmt gemacht. Er war der erste deutsche Journalist, der, nach dem Beispiele der französischen periodischen Schriften, eine Monatsschrift herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recensirte. Sie führte den Titel: Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, Leipzig 1688. Diese Monatsschrift fand vielen Beifall und erhielt sich zehn Jahre lang. Tenzel starb 1707 in seinem 49sten Jahre.

Teplitz, Stadt und berühmter Badeort im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer lachenden fruchtbaren Ebene zwischen dem hohen Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge, verdankt seine Entstehung den warmen Quellen, die Ritter Kolostug, wie es heißt, 762 hier entdeckte. Er ließ hier ein Schloß bauen, und nannte es Teplaulicze (Warmort). Gegenwärtig sind hier 324 Häuser, und gegen 2500 Einwohner. Die Stadt ist nicht regelmäßig gebaut, die Häuser aber sind mit freundlichen hellen Farben übertüncht. Die Herrschaft Teplitz gehört dem Fürsten Clary, der hier ein geschmackvolles Schloß mit einem herrlichen Garten besitzt, welcher stets zum Gebrauch geöffnet ist. Das Schauspielhaus am Schlosse hat Professor Theil in Dresden erbaut. Die Schloß- und Dechantkirche ist sehr einfach gebaut. Auf dem Todtenacker bei Schönau ist Seume's von Elise Frau von der Recke errichteter Grabstein, so wie das Grabmal des russ. Generals Mellesino, das des Fürsten von Anhalt-Pleß und andre Gräber der bei Culm gefallenen Krieger zu bemerken. Das Merkwürdigste der Stadt sind ihre Bäder. Das große Männerbad, die zwei Weiberbäder in der Stadt, und das Weiberbad in der Vorstadt wurden im J. 1580 errichtet. Später kamen eine Menge andere hinzu, z. B. das warme, mittlere und kühle Bad im fürstl. Herrnhause, mit einem Garten, wo der schöngefaßte Gartenquell eine auflösende Trinkquelle, eine zum Augenbade und eine zum Baden enthält. In Teplitz sind gegenwärtig 23 Stadt-Badebecken. Man glaubt, ein unter der Erde fortbrennender Steinkohlenflöz erhitze die Sumpfwasser dieses Thals und löse die Kalklager und Schwefelkiese auf, welche in den heißen Quellen aufsprudeln, und nur einmal, am Tage des Lissaboner Erdbebens (1 Nov. 1755), 6—7 Minuten lang gänzlich ausblieben, dann aber eine halbe Stunde lang in blutrother Farbe mit solcher Gewalt und Menge ausbrachen, daß sie alles überschwemmten. Sieben Bäder haben besonders gefaßte Quellen: das große Männerbad und das gemeine Weiberbad in der Stadt, das Frauenbad in der Vorstadt, das tiefe Bad und die Fürstenbäder. Die Einwohner, welche das Lob der Reinlichkeit, Dienstfertigkeit und Billigkeit verdienen, ernähren sich nicht bloß von den durch die Badegäste herbeigeführten Geschäften, sondern treiben auch viel Ackerbau, und verfertigen etwas Tuch, Leinwand, wollene Bademäntel, Beinkleider und Strümpfe. Teplitz ist der Sitz eines fürstlich Claryschen Amtes. Das nahe, schöngebaute Dorf Schönau wird der Stein-, Schlangen- und Schwefelbäder wegen von Curgästen bewohnt. Auch sind hier schöne und große Hospitäler für Arme und für das Militär angelegt, z. B. die große Caserne für die Kranken der böhmischen Armee, welche sich monatlich ablösen. — In den reizenden Umgebungen von Teplitz besuchen die Fremden den Wacholderberg, die originelle Anlage der Schlackenburg, das Dorf Dorna mit einem angenehmen Garten und merkwürdigen Porphyrlagern, das ehemalige Jesuitenstift Mariäschein, die Bergstadt Graupen mit einer Burgruine, das Jagdschloß Dopperlburg, das Kloster Ossegg, das Städtchen Billn mit einem Sauerbrunnen, die Ruine des Schloßbergs bei Teplitz, den millschauer Berg mit einer unendlichen Aussicht, das Städtchen Dur mit einer Naturaliensammlung, Kunstsachen, Gemälden und mancherlei Reliquien von Wallenstein, Schwatz mit einem Garten, und Culm, wo 1813 eine Schlacht vorfiel (s. Culm, Schlacht bei), zu deren Andenken der König von Preußen im J. 1818 daselbst ein von

Eisen gegossenes pyramidalisches Denkmal, dessen Spitze das eiserne Kreuz bildet, mit einer einfachen Inschrift, setzen ließ, welches Bischof Eylert von Potsdam mit einer passenden Rede einweihte. Ueber Teplitz s. des Raths **Eichler** Beschreib. Prag 1818.

Terentius, oder nach seinem vollständigen Namen, Publius Terentius Afer, ein berühmter römischer Lustspieldichter, ward vor Christi Geburt im Jahre 192 geboren. Er war von Geburt ein Afrikaner (daher der Beiname Afer), und ward schon als ein Kind unter den carthagischen Kriegsleuten in Numidien zum Verkauf ausgeboten. Ein römischer Senator, Terentius Lucanus, kaufte ihn, nahm ihn mit sich nach Rom, und ließ ihn erziehen. Als er ihm die Freiheit schenkte, erhielt der Freigelassene die Namen seines ehemaligen Herrn und Wohlthäters. In der goldenen Freiheit fing er an zu dichten, erwarb sich durch seine Lustspiele Vermögen und Freunde, und ward namentlich mit dem jüngern Scipio, dem nachmaligen Zerstörer von Carthago und Numantia, bekannt, dessen Freundschaft ihm oft auf seinem Landsitze eine erwünschte Muße gewährte. Er verheirathete sich auch, und seine Tochter ward die Gemahlin eines römischen Ritters; 161 ging er nach Griechenland. Die Ursachen dieses Entschlusses sind unbekannt. Wahrscheinlich holte er für das Theater neuen Stoff aus Griechenland. Bald darauf kehrte er mit Schätzen des Menander reich beladen wieder zurück, erlitt aber Schiffbruch, und kam entweder bei oder nach demselben um. Von seinen dramatischen Arbeiten haben sich noch sechs Stücke erhalten, welche folgende Titel haben: 1. das Mädchen von Andros (Andria). Es ist eine freie Composition nach zwei Stücken des Menander; und ward 177 v. Chr. Geb. zu Rom aufgeführt. 2 Eunuchus (der Verschnittene), ein Stück größtentheils von eigener Erfindung des Terentius, ward 161 in Rom dargestellt. 3. Heautontimorumenos (der sich selbst Strafende) kam 163 v. Chr. auf die Bühne. 4. Adelphi (die ungleichen Brüder). Dies ist das letzte Stück, welches Terentius schrieb. Es wurde ein Jahr vor seinem Tode zum erstenmale in Rom aufgeführt. 5. Phormio (der Schmarotzer). 6. Hecyra (die Stiefmutter) ward 165 aufgeführt. Terenzens Lustspiele wurden von den gebildeten Römern sehr hoch geschätzt, vorzüglich auch wegen der Weisheitslehren, welche in denselben vorkommen. Daß er für sein Zeitalter in Rücksicht der Darstellung ungemein viel geleistet habe, erkennt man am deutlichsten, wenn man ihn mit seinen, von correcter Schreibart weit entfernten Zeitgenossen vergleicht. Die Sprache des Terenz ist classisch. Aber an Erfindungskraft steht er den Griechen und dem Plautus nach. Fast alle seine Stücke sind dem größten Theile nach nichts als Uebersetzungen; uns freilich auch um deßwillen sehr schätzbar, weil wir aus dem Terenz sein Vorbild Menander kennen lernen. Seine Charakterzeichnungen haben viel psychologische Wahrheit, doch sind sie oft auch sehr flach und oberflächlich. Die Intrigue des Stücks ist gewöhnlich sehr einfach, und beruht auf sehr gemeinen Momenten. Habsüchtige Buhlerinnen, verschmitzte Sklaven, liederliche Söhne, geizige Väter, aus solchen Subjecten sind seine Stücke zusammengesetzt, und Heirathen lösen den Knoten. Sie können daher auf unsern Theatern durchaus nicht gefallen, um so weniger, da sie ganz auf die Sitten der alten Welt gewurzelt sind. Die dramatische Poesie konnte unter den Römern nicht gedeihen, da das römische Volk in Rücksicht der wahren Kunst, wie kein anderes, roh und pöbelhaft war, und nur an dem ganz Ge-

meinen und Niedrigen Geschmack fand. Selbst Terenz war ihm zu fein und gesittet, daher es bei der ersten Bearbeitung der Hecyra weglief, um einen Seiltänzer anzugaffen. Wer für solche Hörer und Zuschauer schreibt, muß auf die gebildetere Nachwelt Verzicht thun. Terenz bleibt zwar sehr schätzbar, aber doch mehr als eleganter Darsteller zierlicher Uebersetzung, denn als Dichter. Die besten Ausgaben sind von Lindenbrog und Westerhov; auch die Ausgabe von Bentley ist besonders in metrischer Hinsicht wichtig, aber durch zu kühne Conjecturen entstellt. Andere Ausgaben sind von Zeune (Leipzig 1777, 2 Bde. 8.), von Lenz (Jena 1785, 8.), von Schmieder (Halle 1794 8.), von Bothe (Berlin 1806, 8.). An einer guten Uebersetzung dieses Lustspieldichters fehlt es noch. Eines der verfehltesten Producte dieser Art ist die Einsiedelsche Bearbeitung. Es ist ein unglückliches Zwitterding zwischen Uebersetzung und freier Bearbeitung, das von der Eleganz des Originals in der Darstellung auch nicht den leisesten Anstrich hat. Uebrigens entspricht den Foderungen, die man mit Recht an einer Uebertragung macht, weder die Neidische (Leipzig, 2 Theile, 1784 und 87), noch die Schmiedersche (Halle, 1793, 8. 2 Bde.), noch die Kindervatersche (Jena, 8. Leipzig, 2 Theile, 1800 8.), welche nicht einmal metrisch ist. Kl.

Tereus, s. Philomele.

Terminismus wird oft mit Determinismus gleich bedeutend gebraucht (s. d. Art.). In anderer Beziehung bezeichnet Terminismus (besonders im 17ten und 18ten Jahrh.) die Lehre einiger Theologen, daß Gott dem Menschen einen bestimmten Termin zur Besserung gesetzt habe (Gnadenfrist), nach dessen Verlauf die Vergebung und Seligkeit verwirkt sey. Man nannte die Theologen, welche dies lehrten, Terministen; sie sind nicht zu verwechseln mit den Terminanten, d. i. Mönchen aus den sogenannten Bettel-Orden der Franziscaner, Capuciner u. s. w., die in einem Bezirk (Termini genannt) von Haus zu Haus gingen und Victualien oder Geld zur Unterhaltung ihrer Klöster sammelten, welches man Terminiren nannte.

Terminologie ist die Lehre von den Terminis oder Kunstausdrücken. (S. Kunstwort.)

Terminus (mythologisch) war der Beschützer der Grenzen, eine Gottheit der Römer, deren Verehrung Numa Pompilius einführte, als er die Felder der Bürger absonderte, und durch Grenzsteine von einander schied. Auf dem tarpejischen Berge war dem Terminus ein Altar erbaut. Als nun Tarquin hier dem Jupiter den capitolinischen Tempel errichtete, und des Platzes wegen die Altäre mehrerer Götter weggeräumt werden sollten, ließ man diese erst durch die Auguren befragen, ob sie sich die Versetzung von ihrem Platze wollten gefallen lassen. Die meisten gaben durch genehmigende Zeichen ihre Einwilligung, aber Terminus wollte dem Beherrscher des Olymps durchaus nicht weichen, und sein Altar mußte im Tempel des Jupiter stehen bleiben. Weil er jedoch nicht anders als unter freiem Himmel verehrt werden durfte, so mußte man gerade über seinem Altare in dem Dache des Tempels eine Oeffnung lassen. Seine Widersetzlichkeit deutete man als ein glückliches Omen dahin, daß Roms Grenzen nie durch feindliche Macht erschüttert und immer fest und unbeweglich bleiben würden; doch glaubte man nicht, daß dadurch das Vorwärtsschreiten der Grenzen des römischen Gebietes

gehemmt werde. Man opferte dem Terminus anfangs nur Kuchen und Feldfrüchte, nachher auch Lämmer und junge Mutterschweine. Die Terminalien waren das ihm jährlich geheiligte Fest, welches am 21sten oder 23sten Februar gefeiert wurde. An diesem Tage wurde ihm ein Altar von grünem Rasen gebaut, und wenn die Flamme darauf emporloderte, warf man Weihrauch hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des Opferthieres. An den Grenzsteinen kamen die Nachbarn zusammen, und schmückten sie mit Blumenkränzen. Dann sang man beim frohen Mahle Lieder zu Ehren des Gottes. Aber außer dieser Privatfeier gab es eine öffentliche Feier der Terminalien. Als Roms Gebiet noch klein war, kamen die angrenzenden Völker mit den Römern an der Grenze zusammen, und feierten das Fest des Terminus. In der Folge ging dies bei den unaufhörlichen Erweiterungen des römischen Reichs nicht mehr an; man behielt aber die Sitte bei, und brachte dem Terminus in einer Entfernung von anderthalb Meilen um Rom, auf der Grenze des alten Gebietes, jährlich ein öffentliches Opfer. Auch in Hinsicht der Zeit hatten die Terminalien ihre Bedeutung, denn mit dem 23. Februar war das römische Jahr geschlossen, und die übrigen Tage sahe man nur als Schalttage an. — In juristischer Rücksicht heißt Terminus oder Termin ein Zeitpunkt, an welchem, oder ein Zeitraum innerhalb dessen etwas geschehen muß. Daher wird terminus decretorius ein solcher Termin genannt, von dessen Beobachtung gewisse Rechte und Verbindlichkeiten abhängen, so daß derjenige, welcher in diesem Termin diese Rechte und Verbindlichkeiten besaß, auch in der Folge im Besitz derselben bleiben muß, er mag sie übrigens erlangt haben wie er will.

Termiten, eine höchst merkwürdige Art von Insecten. Man nannte sie bisher auch weiße Ameisen, Holzläuse, Verwüster. Jetzt werden sie unter dem Namen Termiten als ein eignes Geschlecht in die fünfte Ordnung unter die Insecten mit häutigen Flügeln gesetzt. Es giebt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Von den fünf verschiednen Gattungen dieser Insecten, die man bis jetzt kennt, ist die gemeine Termite, deren Vaterland Ostindien, Neuholland und Africa innerhalb der Wendekreise ist, die berühmteste. Das Männchen und die Geschlechtslosen gleichen bei oberflächlicher Ansicht der Kopflaus; letztere auch in der Größe, wogegen die Männchen fast noch einmal so lang sind. Bei den Weibchen ist schon die natürliche Größe viel beträchtlicher; bei ihnen findet aber der merkwürdige Umstand Statt, daß zur Zeit der Befruchtung ihr Hinterleib dermaßen anschwillt, daß das Insect eine Länge von drei Zoll erlangt. Wahrscheinlich werden aber nicht alle Weibchen, sondern nur die Königin in einem Stocke befruchtet. Das Weibchen ist in diesem Zustande so mit Eiern angefüllt, daß es binnen 24 Stunden deren wohl 80,000 legt. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Nymphenstand übergehn, worin sie bis auf die fehlenden Flügel dem vollkommnen Insect ziemlich gleichen. Den Nachrichten zufolge giebt es in jedem Stock auch einen König, der wahrscheinlich allein die Königin befruchtet. Die Geschlechtslosen besorgen die Arbeit und Geschäfte. Ob sich die Männchen und Weibchen auch begatten, oder ob sie bloß da sind, um beim Abgang den König und die Königin aus ihrer Mitte zu ersetzen, ist bis jetzt noch nicht bestimmt. — Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde errichten. Es sind kegel-

förmige aus Sand, Lehm und ähnlichen Stoffen aufgeführte Hügel, 10 bis 12 Fuß hoch, am Fuße von einem Umfang von 7 bis 8 Fuß, und von solcher Festigkeit, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können. Sie ähneln in der äußern Form den Hütten der wilden Afrikaner, und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Neuholland so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche fast einen Fuß in Durchmesser haben. Im Innersten sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie her die Zellen der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die Vorrathskammern. Die Geschlechtslosen als die Arbeiter sind in steter, rastloser Thätigkeit. Hier bringen sie Baumaterialien herbei, dort reißen sie Zellen ein und errichten neue, hier werden die Jungen, dort der König und die Königin besorgt. Dem Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schweifen weit umher, bringen in die Wohnungen der Menschen, und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Das scharfe Oel aus dem Acaciensaamen schützt vor ihnen, und was damit bestrichen ist, lassen sie unberührt. Die Afrikaner essen sie.

Ternate, s. Gewürzinseln.

Ternaux, Chef eines der ersten und reichsten Handelshäuser Frankreichs, dessen Thätigkeit zugleich die ansehnlichsten Wechsel-Geschäfte und die bedeutendsten Manufacturen in feinen Tüchern und in Schawls, die nur den ächten Cachemir Schawls an Feinheit und Schönheit nachstehen, umfaßt, ist zugleich Abgeordneter von Paris in der Deputirtenkammer, wo er zu der Partei der Doctrinaires gerechnet wird. Er ward 1818 gewählt und hatte Benjamin Constant zum Mitbewerber. Ternaux wurde von dem damaligen Ministerium (von Richelieu-Lainé) sehr unterstützt und seine Erwählung machte großes Aufsehen. Frankreich verdankt dem Hause Ternaux die größten Fortschritte in der Industrie, und erst im verfloßnen Jahr (1819) hat dasselbe versucht, Cachemir-Ziegen in Frankreich einheimisch zu machen, zu welchem Ende es eine große Heerde von 1200 Stück einführen ließ. Man gab die Kosten dieses Versuchs auf 50,000 Thaler an. Die Resultate desselben müssen sich erst in der Folge ergeben.

Terpander, ein berühmter griechischer Dichter und Tonkünstler, lebte wahrscheinlich um die 30ste Olympiade, oder 636 vor Chr. Geb., und war aus Methymna oder Antissa auf Lesbos gebürtig. Als Lacedämon durch innere Unruhen zerrüttet wurde, befragte man das Orakel, wie sie gestillt werden könnten, und es rieth, den lesbischen Sänger kommen zu lassen. Er kam, ließ seine von der Cither begleiteten Lieder ertönen, und Ruhe und Friede kehrten zurück. Die Melodien Terpanders wurden in der Folge die lesbischen genannt, und dienten lange ganzen Völkern zum Muster. Um die Verbesserung der Musik hatte er große Verdienste. Man sagt, daß er die vorher drei- oder viersaitige Lyra zur siebensaitigen gemacht habe. Indessen schreiben andere Nachrichten diese Erfindung dem Orpheus, Amphion, ja selbst dem Apollo zu. Dem parischen Marmor zufolge wurde Terpander wegen seiner Saitenvermehrung zur Rechenschaft gezogen, aber freigesprochen. Unter allen ihm übrigens zugeschriebenen Erfindungen ist seine Einführung der musikalischen

Schrift oder der Tonzeichen die wichtigste. Einige schreiben sie freilich dem hundert Jahre jüngern Pythagoras zu, allein man hat gute Gründe, den Terpander für den Erfinder zu halten. Nach Plutarch nämlich hatte er Nomen (νομοι, Gesänge nach einer bestimmten Weise) für die Cither in hexametrischen Versen verfaßt, und diese sowohl als Homerische Verse in Musik gesetzt. Einmal erhielt er in den carneischen Spielen, und viermal in den pythischen den Preis. Die Lacedämonier sangen seine Lieder bei ihren Gastmählern.

Terpentin (Therebinthina, franz. la térébenthine), ein dickes oder auch flüssiges Harz, das hauptsächlich von den Terpentinbäumen, die im Orient, in Persien, China, Indien, dem nördlichen Afrika, und nach Einigen auf mehrern griechischen Inseln wild wachsen, gewonnen, und womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Die vorzüglichsten Arten des Terpentins sind der cyprische, venetianische und französische. Der sciothische, von der Insel Scios, ist der beste, wird aber größtentheils in der Türkei verbraucht. Der cyprische Terpentin ist von zweierlei Gattung, von welchen die beste diejenige ist, welche durch Einschnitte in den Terpentinbaum gewonnen wird. Die schlechtere Sorte ist von den Bäumen bis auf die Erde heruntergelaufen, und daher mit unreinen Theilen vermischt. Man bringt beide Sorten in irdenen Gefäßen, die zwanzig Pfund im Gewichte halten, in Handel. Vier solcher Gefäße werden in eine Kiste gepackt und so verschickt. Das meiste geht nach Venedig, Marseille und England. Den sogenannten venetianischen Terpentin erhält man von den Lerchenbäumen, wenn man diese einige Fuß hoch über der Erde angebohrt hat. Diese Art hat bloß den Namen des venetianischen Terpentins darum, weil die Venetianer ihn zuerst in den Handel brachten. Man bringt diese Waare aber aus verschiedenen Gegenden Italiens, dem Archipelagus, aus Tyrol, dem Schwarzwalde, Thüringen, aus Frankreich und Amerika. Der französische Terpentin ist weißlich und dick von Farbe, wird in Dauphiné, Forez und Morancin gewonnen, und eine Sorte davon, welche ganz klar ausfällt und freiwillig aus den Bäumen rinnt, wird von Holland aus für peruanischen Balsam verkauft. Auch aus Tannen, Kiefern und Fichten gewinnt man auf dem Schwarzwalde, im Elsaß und in Savoyen Terpentin, der besonders zu Siegellack verbraucht wird. Der Tannenterpentin ist hitzig, scharf, reinigend, und zur Heilung frischer Wunden sehr dienlich. Er macht den Hauptbestandtheil der meisten Pflaster aus, und hat auch andern medicinischen Nutzen. Des wesentlichen Oels vom Terpentin bedienen sich die Maler zum Flüssigmachen ihrer Farben, die Lackirer und auch die Pferde- und Hufschmiede als Arzneimittel bei Pferden, besonders zum Heilen der Räude. Das beim Destilliren des Terpentinöls zurückbleibende verdickte Harz wird unter dem Namen Colophonium oder Geigenharz verhandelt. Der canadische Terpentin, welcher unter dem Namen des weißen canadischen Balsams bekannt ist, ist wahrscheinlich dasselbe, was die Engländer uneigentlich Balsam von Gilead nennen. In der Medicin wird der Terpentin sowohl, als auch das röthliche und weiße Oel, welches man Terpentingeist, Terpentinessenz oder ätherisches Oel nennt, innerlich und äußerlich vielfach angewandt.

Terpsichore (die Tanzliebende), eine der Musen. Sie war die Erfinderin und Vorsteherin der Tanzkunst und der lyrischen Dicht-

kunst. Man bildet sie gewöhnlich mit dem Tambourin (tympanum) in der Hand, mit Blumen bekränzt, in fröhlicher Geberde ab.

Terra firma, festes Land, im Gegensatz der Inseln, eine Benennung, welche zwei verschiednen Landstrichen gegeben wurde. In Italien hießen Terra firma oder il Dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten. Es gehörten dazu fünf Provinzen, das Herzogthum Venedig, die venetianische Lombardei, die tarviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien. (Vergl. Venedig.) Terra firma, eigentlich spanisch Tierra firme, das feste Land (zum Unterschiede der schon früher entdeckten Inseln) oder Neucastilien, ist eine große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Nord, an Peru, das Amazonenland, an das Mar del Sud und die Landenge von Panama gränzt. Die Spanier besitzen folgende Gouvernements darin: Neu-Andalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, S. Martha, Carthagena, Terra firma im engern Verstande, Popayan und Neu-Granada. Zu dieser Terra firma haben die Spanier noch ihren Antheil an Guiana gefügt, und aus dem Ganzen das Vicekönigreich Neu-Granada gemacht. — Im engern Sinne begreift Tierra firme die Landenge bis an Panama hin, zwischen dem Meerbusen von Darien am Nordmeer, und der Bai von Panama am Südmeer. S. Südamerika.

Terra sigillata, s. Siegelerde.

Terrasse, in der Gartenkunst, eine allmählig aufsteigende Erderhöhung, die oft noch künstlich mit Steinen, Rasen, Blumen u. dergl. eingefaßt ist. — In der Malerei bezeichnet man damit ein großes Stück Erdreich, woraus der Vordergrund eines Gemäldes besteht.

Terray (Joseph Marie), ein berüchtigter französischer Finanzminister, geb. 1715 in der kleinen Stadt Boen, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Abbé, Beisitzer auf der geistlichen Bank des pariser Parlaments, schmeichelte sich bei Hofe ein, und wurde zu Ende der Regierung Ludwigs XV. Finanzminister. Da er ein beträchtliches Deficit in den Finanzen fand, so erlaubte er sich die schändlichsten Mittel, um es zu decken, und gestand sogar öffentlich, er habe sein Amt nur um zu rauben, und weil er sich in dieser Kunst auszeichne. Er erfand neue Abgaben, hob die Gnadengehalte auf, welche die Hülfsbedürftigen bis dahin genossen hatten, und setzte dadurch viele Menschen in die verzweifelndste Lage. Ueberdies verspottete er noch die Unglücklichen, die sich an ihn wandten. Ludwig XVI. entfernte diesen abscheulichen Minister einige Monate nach seiner Thronbesteigung (1774), und eine schreckliche Krankheit, die Folge der Ausschweifungen, denen er sich ohne Scham überließ, endete 1778 sein Leben. Er war der Gegenstand allgemeiner Verwünschungen, und niemand dankte es ihm, daß er die Staatscassen in einige Ordnung gebracht hatte, denn er verhinderte dadurch nicht, daß die eingetriebenen Summen von den Höflingen auf der andern Seite wieder auf das unverantwortlichste verschwendet wurden.

Terre neuve, s. Neu-Foundland.

Territion, s. Tortur.

Territorialpolitik und **Territorialausgleichungen.** Die Zersplitterung des deutschen Reichs in eine Menge landesherrlicher Gebiete (s. d. Art. **Westphälischer Friede**) hatte zur Folge, daß jeder Landesherr in seinem Lande sich als unabhängig zu betrachten anfing, und wenn nur einigermaßen die auswärtigen Verhältnisse ihn begünstigten, sein Gebiet zu vergrößern suchte. So geschah es, daß einzelne deutsche Fürsten in die Reihe europäischer Mächte vom zweiten und dritten Range eintraten, und ihre Politik mit dem System einer europäischen Hauptmacht verflechten, was sie dem Interesse des deutschen Reiches und dem ihrer Mitstände entfremdete, öfter auch mit beiden in feindselige Reibung brachte. Die Stellung der deutschen Fürsten unter sich und zum Ganzen wurde also statt concentrisch zu bleiben, wie es die Natur eines wohlorganisirten Staatskörpers verlangt, immer mehr excentrisch. Zwar hielt das Reich noch bis zum basler Frieden zusammen, weil eine gesunde Politik den ersten deutschen Mächten, vorzüglich Friedrich dem II., in der Erhaltung desselben die eigene Sicherheit zeigte, allein jener Zusammenhang war locker, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien, Preußens mit Polen, und Hannovers mit England zu sehr in das politische Schicksal von ganz Europa verwebt, als daß das deutsche Reich bei andringender Gefahr in der Mitte von Europa seinen eignen politischen Schwerpunkt hätte behaupten können. Schon diese Schwäche des Ganzen mußte jeden einzelnen deutschen Landesherrn bewegen, seine volle Aufmerksamkeit auf Erhaltung und Wohlfahrt seines Hauses und Landes vorzugsweise zu richten. Das System nun, welches er in Hinsicht auf das Reich und auf Europa, so wie in Hinsicht auf seine Nachbarn, sowohl in den innern als in den äußern Angelegenheiten seines Landes beobachtete, nannte man **Territorialpolitik.** Sie suchte, wenn es nicht anders seyn konnte, ihren Zweck auch auf Kosten des Ganzen oder des Schwächeren zu erreichen. Dieß zeigte sich zuerst im westphälischen Frieden; dann wußte vorzüglich das Cabinet Ludwigs XIV. diese Territorialpolitik der deutschen Höfe für seine Zwecke zu benutzen. Endlich gab der basler Friede, dann der zu Campo Formio den deutschen Fürsten auf dem rastadter Congresse die Ueberzeugung, daß, so wie die mächtigsten deutschen Staaten zunächst nur für ihren Vortheil mit Zustimmung Frankreichs zu sorgen bedacht gewesen waren, ihnen gleichfalls nunmehr nichts übrig sey, als eben so zu handeln. Damit begann nach dem lüneviller Frieden jener statistische Seelenhandel mehrerer deutschen Höfe mit Talleyrand zu Paris, der durch den Reichsdeputationsreceß in eine gewisse publicistische Form gebracht wurde. Als nachher die Triple-Allianz Oesterreichs, Englands und Rußlands im J. 1805 die süddeutschen Fürsten gewissermaßen in Napoleons Arme stieß; so erfolgte ein neuer Länderhandel durch das Mediatisiren im Rheinbunde. Dieser dauerte fort, bis der Umsturz der alten und der Aufbau der neuen Ordnung in Europa und Deutschland die Ausgleichung der Länderansprüche aller Betheiligten durch Tausche, Mediatisirung, Theilungen u. s. w. zur Hauptaufgabe des wiener Congresses machte. Kaum war diese Ausgleichung geschehen, als der pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 neue Tausche, Theilungen und Gränzberichtigungen zur Folge hatte. Es ist hier nicht der Ort, jede Quadratmeilen- und Seelenabschätzung, wie sie nach den Foderungen der Territorialpolitik der verschiedenen deutschen Staaten ausgeführt wurde, einzeln anzugeben. Wir bemerken nur, daß man dabei, wo nicht gerechte Entschädigungsansprüche und vorhan-

ßne Verträge das Geschäft bedingten, von dem Grundsatze ausging, Aufopferungen an Landgebiet nur dann zu verlangen, wenn die Wohlfahrt des ganzen Bundes diese nöthig machte; übrigens nahm man auf Lage (Contiguität), finanzielle und militärische Verhältnisse bei den Länderausgleichungen Rücksicht; doch wollte man für das Ganze solche Einrichtungen treffen, daß dadurch die Einheit und Wohlfahrt der Nation mehr befestigt und begründet, die ehemalige Zerspaltung des Reichs durch das Territorialinteresse aber so viel als möglich vermieden würde. In diesem Sinne erklärten sich 1815 Oesterreich, Preußen und Hannover. Gleichwohl konnte nicht vermieden werden, daß auch kleine Bezirke in verschiedene Portionen zerrissen und diesem oder jenem, oft durch mehrere andere Staaten weit davon entfernten Staate zugetheilt wurden, was künftig noch mehrere Ausgleichungen und Tausche zur Folge haben wird. Daß es dabei vielfache Territorialstreitigkeiten geben mußte, liegt in der Sache. Wir gedenken hier nur eines Beispiels statt aller, des jüngst erst entschiedenen, merkwürdigen Territorialstreits zwischen Baiern und Baden. Das Ganze ist die höchst lehrreiche Geschichte eines staatsrechtlichen diplomatischen Processes, in welchem ein Souverän an die öffentliche Meinung appellirte, und den Proceß gewann. — Aller Zwist ging von dem zwischen Oesterreich und Baiern zu Ried d. 8. Oct. 1813 — einseitig über das Interesse eines Dritten — abgeschlossenen Vertrage aus. Denn als sich Baiern durch jenen Vertrag mit Oesterreich (noch vor der Schlacht bei Leipzig) dem großen Bunde zur Befreiung Europa's anschloß, stipulirte es zugleich für sich in geheimen Artikeln gewisse Bedingungen, die in seiner Territorialpolitik lagen, und Oesterreich übernahm die Zusage der übrigen Bundesmächte. Der 2te geheime Art. bestimmte nämlich eine Oesterreich und Baiern angemessene Militärlinie; im 4. Art. willigte Baiern in die Abtretung von Ländereien, die zu der neuen Gränzabrundung Oesterreichs erfoderlich seyn könnten, und begnügte sich mit der allgemeinen Zusicherung einer vollen Entschädigung. Dagegen versprach Oesterreich im 3. Art. sich zu verwenden, und nöthigenfalls alle seine Streitkräfte aufzubieten, um dem Könige von Baiern die vollkommenste, auf die geographischen, statistischen und finanziellen Verhältnisse berechnete, dem Königreiche Baiern wohlgelegene und mit demselben ununterbrochen zusammenhängende Entschädigung zu verschaffen. — Späterhin wurde Würtemberg in dem Vertrage vom 2. Nov. 1813 (also nach der Schlacht bei Leipzig) die Verbindlichkeit zu allen Länderabtretungen auferlegt, welche die geographischen, militärischen und politischen Verhältnisse der deutschen Staaten erheischen möchten. Auch Baden mußte den 20. Nov. sich alle Cessionen gefallen lassen, welche die Befestigung und Erhaltung von Deutschlands Macht und Unabhängigkeit erfodern würde. Hierauf schloß Baiern mit Oesterreich zu Paris den geheimen Vertrag vom 6. Juni 1814, wornach Baiern an Oesterreich Tirol und Vorarlberg sofort abtrat, Salzburg aber und das Inn- und Hausruckviertel noch abtreten sollte, und dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt; Oesterreich hingegen versprach abermals, sich zu verwenden, daß nicht nur Mainz, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen auf dem linken Rheinufer, so wie die alte Rheinpfalz an Baiern abgetreten, und daß Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau bewogen werden sollten, die wegen Herstellung directer Communicationen erfoderlichen Gebietstheile abzutreten. Vgl. Schöll: Hist. des traités de paix. X. 531 fgg. und XI.

567 fgg.) In diesem Sinne schlossen die Gesandten von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern, ohne Mitwirkung und Einwilligung Badens — welches vielmehr dagegen protestirte — und der übrigen deutschen Fürsten, welche Länder abtreten sollten, einen Tractat zu Wien d. 23. Apr. 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, so wie die rechte Rheinpfalz an Baiern und andre Landestheile an Würtemberg abgeben, dafür aber am linken Rheinufer entschädigt werden sollte. Dieser Tractat ward von den hohen Mächten nicht ratificirt. Gleichwohl enthielt das (ebenfalls ohne Badens Mitwirkung abgefaßte) wiener Protocoll vom 3. Nov. 1815 ähnliche geheime Verpflichtungen für Baden, und zu den obigen für Oesterreich bestimmten Ausgleichungsgegenständen kam noch das Breisgau hinzu. Im pariser Protocoll vom 3. Nov. 1815 wurden die übrigen Abtretungen Baierns an Oesterreich nochmals bestimmt, und sodann ein gegenseitiger Cessions- und Gränzvertrag d. 14. Apr. 1816 zu München zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossen, der die Territorialverhältnisse beider Staaten ordnete. Die Entschädigung wegen des nicht geleisteten Zusammenhangs der Länder sollte nach diesem Vertrage in Frankfurt ausgemacht werden; und in geheimen Artikeln garantirte Oesterreich für sich und seine Alliirten dem König von Baiern und dessen Erben den Heimfall der Rheinpfalz mit 167,000 Einw., wenn die gerade und männliche Linie des jetzt regierenden Großherz. von Baden aussterben sollte; der 2., 3. und 4. geheime Art. bestimmten als Entschädigung für die nicht erfüllte Bedingung des geographischen Zusammenhangs eine von Oesterreich jährlich an Baiern zu zahlende Summe von 100,000 Gld. so lange, bis der badensche Main- und Tauberkreis (95,000 Einw.) nach dem Aussterben der geraden und männlichen Linie des regierenden Großherzogs wirklich an Baiern fiele, was Oesterreich in Frankfurt durchzusetzen versprach. — Dagegen bewies Baden, daß alle diese Verfügungen von Oesterreich und Baiern über die Länder eines Dritten, ohne Zustimmung dieses Dritten, nur einseitig und für denselben nicht verpflichtend seyen, daher Baiern wegen seiner Entschädigung sich einzig an den versprechenden und dazu verpflichteten Theil, also an Oesterreich, zu halten habe. Von Baden seyen in seinem Beitrittsvertrage vom 20. Nov. 1813 nur solche Abtretungen in einem geheimen Artikel versprochen worden, qu'exigeront les arrangemens futurs en Allemagne, calculés pour le maintien de la force et de l'indépendance de ce pays. Im 4. Art. habe man dem Großherzog seine Souverainetät und Besitzungen garantirt. Auch nach dem zweiten Beitrittsvertrage Badens vom 12. Mai 1815 soll die politische Existenz des Großherzogthums Baden unangetastet bleiben. Ueberdieß widersprächen jene Verträge Oesterreichs mit Baiern der deutschen Bundesacte, nach welcher die deutschen Bundesstaaten sich gegenseitig über ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen Gewähr leisten. — Man sieht, wohin die sich selbst widersprechende Freigebigkeit der Diplomatik mit Garantien und Abtretungen, mit Entschädigungen und Versprechungen, bald in geheimen, bald in öffentlichen Verträgen geführt hat. Alles kam auf die leicht zu entscheidende Frage an, ob ohne Baierns Vergrößerung durch eine badensche Ländermasse mit etwa 260,000 Einw. die Behauptung der Unabhängigkeit des deutschen Staatenbundes gefährdet und ob, wenn dieß nicht der Fall sey, Oesterreich allein, ohne daß ein Dritter die Kosten dazu hergäbe, Baiern zu entschädigen verpflichtet sey? Daß Baden von 1802 bis 1812 sich von 240,000 auf 1 Million, Baiern von 2½ Mill. auf 3½ Mill. Einwohner vergrößert, jenes also in einer Zeit

von 10 Jahren sich vervierfacht, dieses nur einen Zuwachs von zwei Fünftheilen seiner früheren Bevölkerung erhalten hatte, konnte an sich kein Grund seyn, Baden zu Länderabtretungen zu nöthigen. Indeß war es klar, daß Baden selbst durch jene Vergrößerung nicht so stark geworden sey, um Frankreichs unmittelbarem Angriffe einen Damm entgegenzusetzen. Allein der deutsche Bund kann und soll ja so wenig durch Baden als durch Baiern allein in seiner Unabhängigkeit geschützt werden, sondern durch die zweckmäßig organisirte Einheit des Ganzen, durch die noch zu bauenden Bundesfestungen (wo Baiern gerade wegen Ulm die meisten aus seiner Territorialpolitik entspringenden Schwierigkeiten macht) und durch das deutsche Bundesheer! Der wiener Congreß hatte freilich, da er mit den verschiedenen Interessen der Territorialpolitik sich vorzugsweise beschäftigte, die organische Befestigung des Ganzen in wesentlichen Punkten aus dem Auge verloren; erst im J. 1819 fanden dieß die Diplomatiker selbst und traten im November d. J. in Wien zusammen, um das Verfehlte wieder gut zu machen. — Jener Territorialstreit zwischen Baiern und Baden nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Der Großherzog von Baden erklärte d. 4. Oct. 1817 sein ganzes Gebiet, das alte und das neue, wie es dermalen bestand, für ein auf alle künftige Zeiten untheilbares und unveräußerliches Ganze, und zur Nachfolge in dasselbe die von seinem Großvater in einer Ehe zur linken Hand erzeugten und zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen von Hochberg (s. d. Art.) für berechtigt; darauf erschien in der hamburger Zeitung (März 1818) ein Schreiben des Großherzogs von Baden an den König von Baiern, und des Letztern Antwort. Der Großherzog berief sich auf die öffentliche Meinung; und diese Meinung war allerdings für ihn. Doch zugleich sagte ihm sein richtiges Gefühl, daß der Thron am festesten durch die Einheit desselben mit dem Volke gestützt würde, darum stellte er seinem Volke die von demselben mit Dank und Freude empfangene Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818 aus, welche jene Declaration vom 4. Oct. 1817 als Bestandtheil enthält. Das Volk war mit dieser Verfassung so zufrieden, daß selbst die Pfälzer von ganzem Herzen Badner wurden. Nun erschienen Schriften von beiden Theilen, um die öffentliche Meinung aufzuklären: u. a. 1) von Bignon: Coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade; 2) Baden und Baiern; 3) Actenstücke zur Beleuchtung der badenschen Territorialfrage (für Baiern aus officieller Feder), Deutschland 1818; — 4) des Prof. von Moshamm freimüth. Betrachtungen über die badensche Territorialangelegenheit. Unterdessen ward die Ausgleichung der verschiedenen Länderansprüche an eine in Frankfurt niedergesetzte Territorialcommission, zu der die vier Hauptmächte ihre Gesandten Clancarty (englischer), Anstetten (russischer), Humboldt (preußischer) und Wessenberg (österreichischer) ernannten, verwiesen. Auch fiel in diese Zeit der Congreß zu Aachen. Baden mußte nach dem bisherigen Gange der diplomatischen Verhandlung allerdings fürchten, daß die Cabinetter ihm entgegen seyn möchten. Es beschloß also durch eine diplomatisch militärische Demonstration jeder (bei dem nahen Todesfalle des kranken Großherzogs, der keine männliche Nachkommenschaft hatte, wahrscheinlichen) vorläufigen militärischen Occupation seiner von Baiern in Anspruch genommenen Provinzen zuvorzukommen, und bot daher seine Linientruppen und die Landwehr auf, zusammen 30,000 Mann, welche die Gränzen beseh-

ten. Das Volk griff freudig zu den Waffen. Dieser auffallende Schritt war klug berechnet. Der heilige Bund konnte unmöglich einen Arrondirungskrieg mitten in Deutschland gut heißen, welchen die öffentliche Meinung schon in Voraus für ungerecht erklärt hatte. Oesterreichs diplomatische Verwendung für Baiern konnte also in Aachen nicht Eingang finden; auch gab es manche Territorialfrage in Polen und anderwärts, die Oesterreich beunruhigen mochte. Darum ward der badensche Territorialstreit an die Commission in Frankfurt verwiesen. Bald darauf starb (d. 8. Dec. 1818) der Großherzog, sein Oheim Ludwig folgte ihm, der badensche Landtag wurde eröffnet (im April 1819) und den 10. Juli 1819 ward zu Frankfurt im Namen der vier grosen Mächte ein Vertrag (es war die letzte Handlung der Territorial-Commission, welche sich nun auflös'te) mit Baden abgeschlossen, nach welchem **Baden** von Oesterreich die Herrschaft **Hohen-Geroldseck** (2⅔ Q.M. mit 4,500 Einw.) in der Ortenau erhielt, dagegen einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes **Wertheim** an Oesterreich abtrat; alle fremden Ansprüche auf die Pfalz und den Breisgau sollten abgethan, **das Großherzogthum demnach überhaupt in seiner Integrität garantirt und die Succession der Grafen von Hochberg von den grosen Mächten anerkannt seyn.** Jene Abtretung von Hohen-Geroldseck an Baden erfolgte den 4 Oct.; dafür trat Baden an Oesterreich d. 27. Oct. 1819 das Amt **Steinfeld** (5,800 Einw.) an Oesterreich, dieses aber gedachtes Amt an Baiern ab. Durch diese Ausgleichung ist der Streit entschieden, wofern nicht künftig wieder geheime Artikel zum Vorschein kommen; denn Oesterreich ist Baiern die versprochene Entschädigung noch immer schuldig geblieben. — K.

Terrorismus, oder **Schreckensystem**, war das im Laufe der französischen Revolution von **Marat** und **Robespierre** (s. d. Art.) zu Anfange des Märzes 1793 in Ausübung gebrachte tyrannische System, unter dem Vorwande des allgemeinen Besten jeden einzelnen Staatsbürger von Frankreich in der beständigen Furcht zu erhalten, in jedem Augenblicke sein Vermögen, seine Freiheit und sein Leben zu verlieren. — Es scheint auf den ersten Anblick unbegreiflich, wie ein Volk, das schon einige Jahre für seine Freiheit gekämpft, und sogar die, durch die erste Constitution (vom 14. Sept. 1791) eingeschränkte Monarchie nicht ertragen hatte, sich diesem Systeme unterwerfen konnte. Allein es scheint auch nur so. Es war vielmehr natürlich, daß bei der seit dem Ausbruche der Revolution immer mehr gesunkenen Moralität die große Anzahl von Menschen, die entweder von jeher in Armuth geschmachtet, oder ihr Vermögen verschwelgt hatten — eine Classe von Menschen, die jetzt die Oberhand hatte — diesem Systeme anhängen mußte, daß jeden wohlhabenden Mann der Willkür desjenigen Preis gab, dem nach dessen Gütern gelüstete. Es bedurfte nur der leeren Anschuldigungen: daß der Begüterte Antheil an einer Verschwörung gegen den Staat habe, um sich seiner Person zu bemächtigen, und es konnte kaum fehlen, daß selbst der redlichste Mann nicht wenigstens einiger Aeußerungen des Mißvergnügens über die damalige Lage Frankreichs, allenfalls durch einige ihm übelwollende Personen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, hätte überführt werden können. Schon dies war Grund genug zu seiner Verurtheilung, welche zugleich der Folge — oder vielmehr der eigentlichen Ursache — derselben, der Einziehung seines Vermögens, wenigstens einen rechtlichen Schein gab, oder geben sollte. Als wenige Wochen nach der Begründung dieses

empörenden Systems, durch die Revolution vom 31. Mai 1793, selbst die gemäßigte Partei des Nationalconvents gestürzt und späterhin unter der Guillotine gefallen war (s. d. Art. Girondisten), als der blutdürstige Robespierre das Heft der Regierung an sich gerissen hatte, mußte jenes fürchterliche System immer festern Fuß fassen, da dieser Tyrann und seine Anhänger durch dasselbe, durch anbefohlnen Mord und Plünderung ihre eigene Existenz zu sichern suchten, ja sogar in ihm die Mittel fanden, den gerade in diesem Jahre nicht glücklich geführten Krieg gegen Frankreichs innere und äußere Feinde desto nachdrücklicher fortzusetzen. Nur erst mit der Revolution vom 9ten Thermidor (27. Juli 1794), oder mit Robespierre's Sturz und Hinrichtung, nahm dieses System sein Ende, und von jetzt an, besonders seit dem 1. Aug. 1794, trat an die Stelle des Schreckenssystems das System des Moderatismus, oder der gemäßigten Grundsätze.

Tertiarier, s. Orden (geistliche).

Tertie, der 60ste Theil einer Secunde. — Tertien-Uhren sind solche, die auch diese Unterabtheilung der Zeit noch angeben.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein berühmter Kirchenlehrer im zweiten Jahrhunderte. Der Sohn eines Hauptmannes zu Carthago, war er dem Heidenthum zugethan, und trieb anfangs die Geschäfte eines Sachwalters (wiewol man noch sehr zweifelt, ob der als Jurist berühmte Tertullianus derselbe sey; wenigstens will man nach der Verschiedenheit des Styls diesen für einen ganz andern halten). Durch die Standhaftigkeit der damaligen Märtyrer wurden ihm die Augen aufgethan, und er ward ein Christ (ungefähr im J. Chr. 185) und zugleich ein eifriger Vertheidiger des Christenthums. Seine große Gelehrsamkeit und seine Tugenden erhoben ihn bald zum Priester. Bei der heftigen Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus schrieb er die berühmte Apologie für die Christen, die durch die Lebhaftigkeit und Stärke der Beredsamkeit, die überhaupt aus allen seinen Schriften hervorleuchtet, Bewunderung einflößt, wenn auch seine Sprache etwas hart und dunkel ist. Als ein Mann, der zu einer strengen Lebensart gewöhnt, und den verderbten Sitten der römischen Klerisei feind war, wendete er sich mehr auf die Seite des Proclus, eines Schülers des Montanus, dessen strenge Lehre seiner Neigung entsprach, und ward noch eifrigerer Montanist, als man ihn deßhalb zu Rom excommunicirte. Freilich that dies der Kirche vielen Schaden, ob man gleich bei der Klugheit und Einsicht dieses großen Mannes voraussetzen kann, daß er den irrigen Lehren des Montanus nicht durchaus beigepflichtet habe, sondern mehr von den Montanisten getäuscht worden sey. Ob er noch vor seinem Ende, welches im Jahre 220 bei hohem Alter erfolgte, mit der Kirche wieder ausgesöhnt worden, läßt sich nicht gewiß bestimmen. Die Schriften des Tertullian, polemischen, apologetischen und disciplinarischen Inhalts, sind für die Kirchengeschichte wichtig. Sie sind zuerst von B. Rhenanus 1521, dann von N. Rigaltius Par. 1675 Fol., zuletzt von Jo. Sal. Semler, Hal. 1770 in 6 Bänden herausgegeben worden. Seine Anhänger, die Tertullianisten, waren zur Zeit des heil. Augustin, der, eben so wie Cyprianus und Hieronymus, den Tertullian angelegentlich vertheidigte, ganz erloschen. — Uebrigens muß man diesen Tertullianus nicht mit einem Heiligen gleiches Namens verwechseln, welcher im J. 360 den Märtyrertod litt.

Terzett (ital. terzetto), ein Singstück mit drei concertirenden Stimmen; zuweilen wird auch so ein dreistimmiger Vocalsatz ohne Begleitung genannt. In beiden Fällen tritt der dreistimmige Satz (s. d. Art.), nur mehr oder weniger, hervor. Das Terzett kann übrigens für drei gleiche, z. B. die Terzette der drei Damen in der Zauberflöte, das Terzett des Zuta, Mafferu und Oberpriesters in Winters unterbrochenem Opferfest für 3 Bäße, oder für verschiedene Stimmen geschrieben seyn. Das vollkommenste Verhältniß ist, wenn es für Sopran, Tenor und Baß gesetzt ist, weil diese Stimmen in gleichen Verhältnissen von einander abstehen. Instrumentalstücke für drei Stimmen nennt man gewöhnlicher Trio's.

Teschen, die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens im österreichischen Schlesien, von welchem seit 1766 der sächsische Prinz Albert den Titel als Herzog von Sachsen-Teschen führt.

Teschener Friede v. 13. Mai 1779, zwischen der Kaiserin-Königin Maria Theresia und dem König von Preußen Friedrich II. — Mit dem Tode des Kurfürsten von Baiern Maximilian Joseph, d. 30. Dec. 1777, war die jüngere oder Wilhelm'sche Linie des Hauses Wittelsbach erloschen, welche seit 150 Jahren in Deutschland eine (zum Theil von Frankreich geleitete) wichtige Rolle gespielt und dem Reiche in der Person Carls VII. einen Kaiser gegeben hatte. Nach dem Staats- und Lehnrechte und nach den Hausverträgen war, als nächster Agnat, der Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz, das Haupt der ältern oder Rudolphinischen Linie, der Nachfolger. Gleichwol nahmen der Kaiser Joseph II. mehrere mit Baiern vereinigte Reichslehen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia einige ehemals böhmische Lehen und andre Landestheile von Baiern, die verwitwete Kurfürstin von Sachsen, als Allodialerbin, verschiedene angebliche Allodialherrschaften und Capitalien, und der Herzog von Mecklenburg Schwerin die Landgrafschaft Leuchtenburg in Anspruch. Oesterreich ließ sofort nach dem Tode des Kurfürsten jene Provinzen (fast das halbe Baiern, 234 Q.M.) besetzen, und der Kurfürst von der Pfalz, welcher keine legitimen Nachkommen hatte, erkannte in einem zu Wien d. 3. Jan. 1778 abgeschlossenen Vergleiche die Gültigkeit der Foderungen des wiener Hofes an. Allein der Kurfürst war theils überhaupt, theils nach Familienverträgen mit den Agnaten des Hauses, nicht zu solchen Verfügungen berechtigt, und jener Vertrag war ohne die Zustimmung des nächsten Agnaten, Carls II., Herzogs von Zweibrücken, des Hauptes des Birkenfeld'schen und Nachfolgers des Sulzbachischen Astes, welcher mit Carl Theodor ausstarb, ungültig. Das Verfahren des wiener Hofes erregte daher allgemeinen Unwillen. Friedrich II. sah die deutsche Reichsverfassung und mit dieser das bestehende Gleichgewicht und die Sicherheit der preußischen Monarchie bedroht. Er sandte deßhalb insgeheim den Grafen von Görtz an den Herzog von Zweibrücken nach München, worauf der Herzog, Preußens Schutz vertrauend, dem wiener Vertrage nicht nur nicht beitrat, sondern auch durch eine dem Reichstage den 16. März übergebene Erklärung seine Rechte verwahrte. Da nun Frankreich bloß die Rolle eines Vermittlers übernahm, so versuchte Friedrich erst den publicistischen Weg, um Oesterreich von der Ungültigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; allein vergeblich. Zwar wollte Maria Theresia so wenig den Krieg, als Friedrich; allein Joseph und Kaunitz bestanden hartnäckig auf die Vollziehung des Vertrags vom 3. Jan. Friedrich erklärte daher d. 3. Juli die Unterhandlungen für abgebrochen, und

drang d. 5. Juli über Glatz und Nachod mit 100,000 M. in Böhmen ein. Die Elbe trennte sein Heer von dem österreichischen, das eben so stark war. Joseph führte den Oberbefehl, unter ihm Lascy. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen deckte mit 30,000 M. Mähren, und Laudon stand mit 20,000 M. an der Gränze gegen die Lausitz. Hier rückte das zweite preußische Heer unter dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, mit Einschluß des sächsischen Bundesheeres 113,000 M. stark, d. 17. Juli über Gabel in Böhmen ein. Laudon wußte jedoch die Vereinigung beider Heere zu verhindern, und Lascy vermied eine Hauptschlacht. Also mußten wegen Mangel an Unterhalt beide preußische Heere im Octbr. Böhmen wieder räumen. Während hierauf der König österreichisch Schlesien besetzte, überfiel der österreichische General Wurmser den preuß. General Prinzen von Hessen-Philippsthal den 18. Jan. 1779 bei Habelschwert in der Grafschaft Glatz und nahm ihn mit 1200 M. gefangen. Unterdessen hatte Maria Theresia schon im Juli 1778, ohne Josephs Wissen, Friedensunterhandlungen im Lager des Königs durch den Baron von Thugut angeknüpft, wobei auch die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit der preußischen Monarchie zur Frage kam. Im December 1778 traten Frankreich und Rußland als Vermittler hinzu; und Katharina ließ ein Heer unter Repnin gegen die Gränze von Galizien vorrücken. Hierauf ward Waffenstillstand, und man eröffnete einen Friedenscongreß zu Teschen d. 14. März 1779. Graf Cobenzl unterhandelte im Namen von Maria Theresia, Baron Riedesel preußischer, Baron Breteuil französischer, Fürst Repnin russischer Seits. Carl Theodor (welcher Josephs Interesse gegen Zweibrücken begünstigte) sandte den H. von Törring; Zweibrücken den H. von Hohenfels, und das mit Preußen alliirte Sachsen den Grafen Zinzendorf. Da bald darauf Rußland mit der Pforte zu Constantinopel d. 21. März 1779 Friede gemacht hatte, so befürchtete Oesterreich, Katharina möchte sich ganz mit Preußen verbinden. Es gab also nach, und der Friede ward zu Teschen d. 13. Mai 1779 unterzeichnet. So endigte ein Krieg, an dem Pfalz, für welches er geführt wurde, keinen Theil nahm, so wenig als Baiern, das streitige Land, den Schauplatz dazu hergab, zum Vortheil des Kurfürsten Carl Theodor, gegen dessen Willen der Krieg statt gefunden hatte. Durch jenen Krieg wurde die Nebenlinie Birkenfeld, (jetzt Herzog Wilhelm in Baiern, residirt in Bamberg) welche aus ungleicher Ehe entstanden war, nach Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld, für erbfähig erklärt; der freie Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Primogeniturrechte ward von Oesterreich anerkannt. Meklenburg erhielt das Privilegium de non appellando; Kur-Pfalz trat in den Besitz des ganzen bisherigen Kurfürstenthums Baiern und erhielt Mindelheim, überließ jedoch das Innviertel (38 Q.M.) an Oesterreich; Kursachsen wurde für seine Allodialerbschaft mit sechs Mill. Gld. und mit der von Böhmen an Pfalz und von Pfalz an Sachsen abgetretenen Lehnshoheit über Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein (s. Schönburg) abgefunden. Das Reich bestätigte diese Beendigung des sogenannten baierschen Erbfolgekriegs im J. 1780. Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie des teschener Friedens. Da nun derselbe den westphälischen Frieden aufs neue bestätigt hatte, so wurde Rußland auch der Garant des Friedens von Münster und Osnabrück, was ihm ein Recht gab, sich in die Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mischen. Friedrich II.

verlangte nichts, nicht einmal den Ersatz der Kriegskosten. Ihm ward dafür der Ruhm zu Theil, daß er allein das Recht und die Verfassung des Reichs vertheidigt und die Fortdauer des Hauses Pfalz-Baiern in Süddeutschland geschützt habe. Darum hing der baiersche Landmann Friedrichs Bild unter seine Schutzheiligen auf. Friedrich selbst schloß späterhin, damit nicht ähnliche Eingriffe von Oesterreich in die deutsche Reichsverfassung, um das bisherige Gleichgewicht aufzuheben, erfolgten, den deutschen Fürstenbund (s. d. Art. und d. Art. Friedrich II.). Vergl. v. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit. 1. Bd. K.

Tessin (Carl Gustav Graf von), einer der edelsten schwedischen Männer, geb. 1694. Er war ein großer Staatsmann, und nachdem er mehrere Jahre hindurch Gesandter zu Wien, Paris und an andern Höfen gewesen war, leistete er als Reichsrath und im J. 1738 als Reichstags-Marschall seinem Vaterlande wichtige Dienste. Im Auslande ist er mehr als Erzieher des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Gustav III., bekannt geworden. Die vortrefflichen Grundsätze, die er bei der Erziehung dieses Prinzen befolgt hatte, hat er in seinen, ehemals viel gelesenen, Briefen eines alten Mannes an einen jungen Prinzen öffentlich dargelegt. Er war ein ganz vorzüglicher Redner. Gegen das Ende seines Lebens mußte er viele unverdiente Kränkungen erfahren, und starb am 7. Jan. 1770 in dürftigen Umständen, nachdem er sein eigenes großes Vermögen im Dienste des Staats aufgeopfert hatte. Wieland hat ihm im 10ten Buche des Agathon ein rühmliches Denkmal errichtet.

Test, Test-Acte. Carl II., der 1660 wieder auf den englischen Thron kam, war während der Zeit, da er als Verbannter außer England lebte, heimlich ein Mitglied der römischen Kirche geworden. Er begünstigte daher die Catholiken, und suchte ihnen völlige Religionsfreiheit zu verschaffen. Allein das Parlament widersetzte sich, und führte im J. 1673 durch eine Acte einen neuen Eid ein, den alle leisten mußten, die ein öffentliches Amt erhalten wollten, und worin unter andern geschworen wurde: „daß man die Transsubstantiation im Abendmahle nicht glaube, und die Anbetung der Heiligen verwerfe." Dieser Eid wurde deßwegen der Test, d. i. Probierstein, genannt, weil er dazu diente, die Catholiken zu erkennen. Die, welche ihn zu leisten verweigerten, wurden zu allen öffentlichen Aemtern, und zu Sitz und Stimme im Parlament für untüchtig erklärt. Jacob II. versuchte es zwar 1688, den Test wieder abzuschaffen, und den Catholiken größere Freiheiten zu bewirken; allein dieser Versuch brachte ihn bekanntlich bald nachher um den Thron. Noch jetzt ist die Testacte in England in Kraft, und die Catholiken sind durch sie von mehrern öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Testament, altes und neues. Die Gewohnheit, die hebräischen und christlichen Religionsurkunden die Bücher des alten und neuen Testaments zu nennen, ist hauptsächlich durch den Sprachgebrauch einer alten lateinischen Uebersetzung dieser Urkunden (der sogenannten versio vulgata) veranlaßt worden. Das lateinische Testament (testamentum) sollte einem griechischen, sowohl in der alexandrinischen griechischen Uebersetzung der hebräischen Religionsurkunden, als in den christlichen Religionsurkunden öfters vorkommenden Ausdrucke (διαθήκη), der eigentlich ein Bündniß, einen Vertrag, dann auch ein Versprechen bedeutet (s. z. B. die alexandrinische Uebersetzung zum ersten Buche Mosis 21, 27. Psalm 74, 20.) entsprechen. Durch eine

besondere wohlthätige und weise erziehende Anstalt Gottes wurden schon im patriarchalischen Zeitalter die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen, welche die Hebräer empfingen, an die erhabene Idee eines Bundes geknüpft, welchen Gott mit den frommen Patriarchen, dann auch mit dem ganzen Volke errichtete. Vergleiche das erste Buch Mosis 15, 4. 13. folg., wo Gott die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Isaak, und des Besitzes von Palästina durch einen feierlichen Vertrag bestätigt. Mit diesen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen sowohl für sich als für ihre Nachkommenschaft von Gott empfangen hatten, stand die Gesetzgebung auf Sinai, und die darauf beruhende Mosaische Religionslehre und Religionsverfassung in genauem Zusammenhange. Auch diese wird daher, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwischen Gott und der hebräischen Nation dargestellt, ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehova als den einen wahren Gott allein anzubeten, und seine Gebote treu zu erfüllen, indem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil ward, daß er sie, wenn sie ihm treu und gehorsam bleiben würden, als sein auserwähltes Volk lieben und begnadigen wolle. Vergleiche das zweite Buch Mosis Cap. 24. Jeremias 31, 32. Bei der genauen Verbindung zwischen der Mosaischen Religionsanstalt und der höhern, vollkommnern christlichen Offenbarung, welcher die Mosaische, dem Plane der göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen sollte, kann es uns nicht befremden, daß auch Jesus und die Apostel die neue Religionsanstalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Jesu Christi zwischen Gott und dem gesammten menschlichen Geschlechte (ohne Unterschied der Nationen) errichtet. Die große und heilige Idee eines solchen Bundes steht in der genauesten Beziehung auf den ganzen eigenthümlichen Geist und Charakter, den das Christenthum als eine positive, geoffenbarte Religionslehre behauptet. Indem Gott durch Christum allen Menschen, die sich zu einem festen, lebendigen, durch die Liebe thätigen Glauben an Jesum entschließen, die Sündenvergebung und ewige Seligkeit verkündigt, werden die Menschen durch Christum zur Erfüllung jener Bedingungen heilig verpflichtet. In diesem Sinne ist in den christlichen Religionsschriften an mehreren Orten von einem alten und neuen, einem ersten und zweiten Bund die Rede. Vergleiche das Evang. Matth. 26, 28. Marci. 14, 24. Hebräer 8, 8. 9. 15. Galater 4, 24. Auch die Urkunden der ältern Mosaischen Religion selbst werden der alte Bund genannt, 2 Corinther 3, 14. Es erklärt sich daher aus dem biblischen Sprachgebrauche hinreichend, warum schon die älteste christliche Kirche, nachdem die christlichen Religionsurkunden abgefaßt worden waren, diese Schriften die Bücher des neuen Bundes (griechisch διαθηκη καινη) zu nennen pflegte. Diesen griechischen Ausdruck, der ein Bündniß, oder ein Versprechen bedeutet (διαθηκη), übersetzt die lateinische, unter dem Namen Vulgata bekannte Version der Bibel an mehreren Stellen testamentum, z. B. im 1sten Buch Mosis 9, 9. 12. 13. 15. So entstand schon frühzeitig der kirchliche Ausdruck: Bücher des alten und neuen Testaments, gleichbedeutend mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes (vergl. z. B. die Schriften des alten lateinischen Kirchenlehrers Tertullian gegen den Marcion B. 4, Cap. 1, und gegen den Praxeas C. 15, C. 20), und man darf, wenn man diese Formel ganz richtig im

biblischen und kirchlichen Sinne erklären will, nicht an ein Testament in unserer gerichtlichen Bedeutung denken, sondern einzig an den Begriff eines Bündnisses und einer Verheißung.

Testamente und Codicille. Unter Testament im allgemeinen Sinne versteht man jede letzte, d. h. solche Willenserklärung, wodurch Jemand anordnet, wie es nach seinem Tode gehalten werden soll. Im engern und eigentlichen Sinn bedeutet Testament eine letztwillige Verfügung, mittelst welcher einer oder mehrere directe unmittelbare Erben von dem Testator (demjenigen, der das Testament errichtet) eingesetzt sind. Zur gültigen Errichtung eines Testaments wird alles dasjenige erfodert, was überhaupt zu einer Willenserklärung nöthig ist, Gebrauch der Vernunft und Freiheit des Willens; Betrug, Irrthum, Zwang, Furcht und ungestüme Zuredungen, wodurch ein Testament bewirkt wird, machen es ungültig. Weil nur diejenigen, welche Verstand und den Gebrauch ihrer Vernunft haben, ihren Willen auf eine gültige Weise erklären können, so folgt, daß folgende Personen nicht gültig testiren können: 1. keine unmündigen Kinder (impuberes), wofern sie nicht der Mannbarkeit nahe sind, und die Erlaubniß des Landesherrn erhalten haben; ferner 2. keine Wahnwitzigen und Blödsinnigen (furiosi et mentecapti), wofern nicht erwiesen werden kann, daß sie zur Zeit der Testamentserrichtung den Gebrauch ihrer Vernunft gehabt haben; 3. keine Verschwender, doch gelten die Testamente, welche sie vor der Prodigalitätserklärung gemacht haben; 4. keine in hohem Grade Betrunkenen oder Zornigen, deren Testamente jedoch gültig werden, wenn sie nach wiedergekehrter Besinnung dabei beharren. Dahingegen können diejenigen, die nicht des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt sind, gültig testiren, wofern nicht sonst Hindernisse im Wege stehen; folglich Minderjährige, einfältige Menschen, Sterbende. Bei den letztern wird vermuthet, daß sie vernünftig gewesen sind, bis das Gegentheil erwiesen ist. Wesentlich ist eine klare Willenserklärung des Testators zu einem gültigen Testamente nöthig. Eine zweifelhafte und ungewisse oder auf den Ausspruch eines Andern gestellte letztwillige Erklärung genügt nicht; z. B. Jemand, der mehrere Brudersöhne gleiches Namens hätte, sagte: mein Brudersohn N. N. soll mein Erbe seyn, oder: A soll nach meinem Tode bestimmen, wer mein Erbe seyn soll. Bei dem Privattestamente eines Blinden wird zu größerer Gewißheit noch die Vorlesung und Gegenwart eines achten Zeugen erfodert. Auch Taube und Stumme, so wie solche, die beides zugleich sind, können, wenn sie die Fähigkeit haben, ihren Willen deutlich zu erklären, testiren. Das römische Recht zählte die Befugniß hiezu unter die besondern Vorrechte der römischen Bürger, daher konnten Sklaven, Gefangene, Fremde, zum Tode Verurtheilte, weil sie als öffentliche Sklaven betrachtet wurden, kein Testament machen. Da aber bei uns die Testamentserrichtung nicht weiter unter die Vorrechte der eigentlichen Staatsbürger gezählt wird, so wird dieses Recht den Gefangenen, den Fremden, den zum Tode Verurtheilten, und an den meisten Orten, wo noch die Leibeigenschaft gilt, auch den Leibeigenen zugestanden. Indessen war in Rom nur denjenigen Bürgern, die nicht unter väterlicher Gewalt standen (den patribus familias), erlaubt, zu testiren; die Söhne unter väterlicher Gewalt (filii familias) durften es selbst mit Zustimmung des Vaters nicht. Dies gilt auch noch bei uns. Indessen dürfen auch die Söhne unter väterlicher Gewalt über dasjenige Ver-





mögen, in Hinsicht dessen sie der Rechte der Patrum familias genießen, nämlich über das, was sie im Kriegsdienst erwarben (peculium castrense) oder durch ein Amt erhielten (peculium quasi castrense) gültig testiren. Nach Art der Errichtung theilt man die Testamente ein in mündliche (testamenta nuncupativa) und schriftliche (testamenta scripta). Um alle Irrungen, Betrügereien u. s. w. zu verhindern, müssen bei der Testamentserrichtung, solche geschehe mündlich oder schriftlich, gewisse Vorschriften beobachtet werden, von denen einige sich auf das innere Wesen des Testaments, d. h. auf die gesetzliche Einsetzung eines fähigen Erben, einige hingegen auf äußere Förmlichkeiten beziehen, wodurch die größere Gewißheit der Willenserklärung des Testators bezweckt wird. Die Vorschriften, welche das innere Wesen des Testaments (formam internam) betreffen, müssen bei allen nicht privilegirten Testamenten beobachtet werden. Die äußern Feierlichkeiten werden gewöhnlich bei öffentlichen Testamenten nicht erfodert. Es giebt nämlich Privat- und öffentliche Testamente (testamenta privata et testamenta publica). Die erstern sind solche letzte Willenserklärungen, welche der Wissenschaft oder Aufbewahrung von Privatleuten anvertrauet werden; die öffentlichen Testamente sind diejenigen, welche vor dem Landesherrn oder einer öffentlichen für diesen Zweck competenten Behörde errichtet sind. Da bei Handlungen, die vor dem Landesherrn, oder bei Magistrats- und Gerichtscollegien geschehen, aller Verdacht einer Betrügerei aufhört, so ist es natürlich, daß bei Testamenten die vor ihnen errichtet sind, die Förmlichkeiten gemeiniglich wegfallen. Doch ist auch bei öffentlichen die Gewißheit von dem Willen des Erblassers nöthig, und daher kann nur er selbst, kein Procurator oder Sachwalter, ein solches Testament einem Gerichte überreichen. Die Testamentserrichtung steht in der freien Willkür des Testirenden, und gehört daher zu den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, welche an jedem Orte, vor jedem Richter, ja selbst vor dem Richter in seiner eigenen Sache vorgenommen werden können. Daher erfodert das Testament keine richterliche Competenz, noch eine vorhergehende Untersuchung, oder Cognition der Sache, noch weniger ist es nöthig, daß es an der Gerichtsstätte selbst errichtet wird, sondern es kann in einem Privathause gemacht werden. Bei der Ueberreichung der schriftlichen letzten Willenserklärung ist die Gegenwart des Richters allein zureichend; wenn aber ein mündliches Testament errichtet werden soll, so muß ein Actuarius mit zugegen seyn, der die Verfügungen des Testators niederschreibt. Daher wird bei einem mündlich-gerichtlichen Testamente (testamento nuncupativo judiciali) außer der Anwesenheit des Richters auch die eines Actuarius erfodert, welcher, wenn er nicht ausdrücklich bei dem Gerichte angestellt ist, zu solchem Act eigens beeidigt werden muß. Versieht der Richter selbst das Amt des Actuars, so hält man, der Regel nach, die Gegenwart eines oder zweier Beisitzer für nothwendig. Die Testamente können übrigens auch in den Privatwohnungen der Magistratspersonen überreicht werden, bei denen sie niedergelegt werden sollen; doch muß diese Ueberreichung in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit Statt haben. Auch in dem eigenen Hause des Testators hat die Errichtung und Ueberreichung Statt, aber dann muß der Magistrat zur Beiwohnung einer solchen Handlung ersucht, und selbst oder durch Abgeordnete dazu erschienen seyn. Auch in diesem Falle wird zur Annahme eines mündlichen Testaments ein Actuar, und wenn der Richter dessen Stelle

selbst verwaltet, die Gegenwart von Beisitzern erfodert. Uebrigens kann der Richter dem Actuar seine Geschäfte übertragen, wo denn ein vor dem letztern und zwei Beisitzern errichtetes Testament gleichfalls gültig ist. Die Privattestamente sind (s. oben) entweder schriftliche oder mündliche, und erfodern in beiden Fällen zu ihrer Gültigkeit gewisse Förmlichkeiten, nämlich 1. die gesetzliche Gegenwart sieben fähiger Zeugen, 2. die Einheit des Acts oder der Testamentserrichtung. Das erstere schreibt sich von der Mancipation her, wo die Römer bei einem feierlichen Verkauf fünf Zeugen nahmen, die insgesammt mündig und römische Bürger seyn mußten; außerdem mußte noch ein andrer Bürger, welcher eine eherne Wage trug, und daher libripens hieß, und endlich der sogenannte Antestatus zugegen seyn. Die Mancipation geschah nach feierlicher Rogation oder Erbittung dieser sieben Personen, und obgleich die Feierlichkeiten der Mancipation durch prätorische Gesetze in Hinsicht der Testamentserrichtungen erlassen wurden, so behielt man doch die sieben Zeugen selbst nach neuerm, durch die deutschen Reichsgesetze bestätigten Rechte bei. Bei dem Privattestament wird eine gesetzmäßige Gegenwart von sieben Zeugen erfodert. Dazu ist nothwendig: 1. daß die Zeugen ausdrücklich zu der Testamentserrichtung eingeladen sind, mit welchen Worten ist gleichgültig, wenn nur der Testator erklärt, daß er ein Testament machen wolle; 2. müssen sie den Testator hören und sehen, damit sie von seinem Entschlusse, sich letztwillig zu erklären, überzeugt werden; 3. müssen sie freiwillig, nicht gegen ihren Willen anwesend, und 4. auch fähige Testamentszeugen seyn. Nur männliche, verständige, mannbare, und durch keine Ehrlosigkeit befleckte Zeugen sind zulässig; auch müssen sie nicht mit dem Testator und dem Erben eine Person ausmachen, d. h. der Zeuge kann nicht unter der väterlichen oder herrschaftlichen Gewalt des Testators oder des Erben gegen einen von beiden als filius familias oder als Sklave stehen. Endlich müssen sie auch fähig seyn, den Testator zu hören, zu sehen und seine letzte Willensmeinung zu verstehen. Weiber, weil sie keinen öffentlichen bürgerlichen Geschäften nach römischem Rechte vorstehen konnten, Wahnwitzige, und die ihnen gleichen, Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, Sklaven, Taube, Blinde, Stumme, und die wegen einer Schmähschrift Verurtheilten sind zu Testamentszeugen unfähig. Uebrigens genügt es, wenn die Zeugen nur bei Errichtung des Testaments fähig waren. Außer dem Testator werden sieben Personen zur Testamentserrichtung erfodert. Weder der Erbe des Testirenden, noch eine unter seiner väterlichen oder herrschaftlichen Gewalt stehende Person können Testamentszeugen seyn. Uebrigens werden zwar sieben Zeugen zur Errichtung eines Testaments, nicht aber mehr als zwei classische Zeugen (testes omni exceptione majores) erfodert, um die gesetzliche Errichtung zu beweisen. Deßhalb kann auch ein Legatar Testamentszeuge seyn. Die zweite äußerliche Feierlichkeit eines Privattestaments, die Einheit des Acts, besteht darin, daß der Testator und die Zeugen an Einem Orte bis zur vollendeten Errichtung des Testaments versammelt bleiben, und dieselbe durch kein anderes fremdes Geschäft unterbrochen werde. Wenn daher die Zeugen fortgehen, und wieder zurückkommen, wenn während des Testirens fremdartige Unterhandlungen des Testators und der Zeugen unter einander oder mit einem Dritten Statt finden, so ist das Testament nichtig. Die wesentlichen Erfodernisse eines schriftlichen außergerichtlichen Testa-

ments sind: 1. daß der Testator seine letzte Willenserklärung niederschreibt, oder wenn dies durch einen andern geschehen, eigenhändig in Gegenwart der Zeugen unterschreibt. Kann er selbst nicht schreiben, so muß ein achter Zeuge zur Unterschrift vocirt oder eingeladen werden. Bei einem eigenhändig geschriebenen Testamente (testamento holographo) ist die Namensunterschrift nicht nothwendig. 2. Müssen sieben Zeugen eigenhändig das Testament unterschreiben, und 3. ihre Siegel beidrucken; doch ist es nicht erfoderlich, daß jeder sein eigenes Petschaft hiezu gebraucht. Auch die Angabe des Jahrs und Tages der Errichtung ist nicht wesentlich nöthig. Uebrigens brauchen die Zeugen von dem Inhalte des schriftlichen Testaments und dem Namen des Erben nicht unterrichtet zu seyn, und es genügt hier, außer den angeführten Förmlichkeiten, daß sie das Testament bloß als „erbetene Testamentszeugen" unterschreiben und untersiegeln. Eben so gleichgültig ist es, in welcher Sprache und in was für Ausdrücken das Testament abgefaßt ist; nur muß man es lesen und verstehen können. Da bei dem mündlichen Testamente ein Testator seinen letzten Willen der Aufbewahrung von Privatpersonen anvertraut, so muß er vor sieben dazu erbetenen Zeugen sowohl den Erben als den ganzen Inhalt seines Testaments angeben; weßhalb auch alle Zeugen seine Sprache verstehen müssen. Zum Beweise einer solchen Willenserklärung sind übrigens nur zwei classische Zeugen, welche darthun: daß sieben fähige Zeugen bei der Errichtung zugegen gewesen, erforderlich. Weil die Zeugen eines mündlichen Testaments sterben, oder auch den Inhalt dessen vergessen können, so wird gemeiniglich ein solches Testament von einem Notarius oder einem andern beglaubten Mann niedergeschrieben, dem Testator und den Zeugen vorgelesen, und von den letztern unterschrieben. Für die Richtigkeit eines solchen Testaments streitet die Vermuthung, bis erwiesen werden kann, daß die Schrift entweder gar nicht, oder doch zum Theil nicht den letzten Willen des Testators enthalte. Im Allgemeinen sind die angeführten äußerlichen Förmlichkeiten der Testamentserrichtung mit dem römischen Rechte auch in Deutschland aufgenommen. Indessen hat jede Gesetzgebung das Recht ein anderes zu ordnen; und wirklich sind in einigen deutschen Ländern auch andre Förmlichkeiten üblich. In Thüringen und mehreren Gegenden ist durch Gebrauch und Gewohnheit die Errichtung eines Privattestaments vor einem Pfarrer und zwei Zeugen aus dem canonischen Rechte eingeführt. Jeder muß daher die Vorschriften und Gebräuche des Orts beobachten, wo er testiren will; und die auf solche Weise errichteten Testamente gelten auch an den Orten, wo die Erbgüter sich befinden, wenn gleich daselbst andre Förmlichkeiten gebräuchlich sind. Die innern Feierlichkeiten (solennia interna) des Testaments beziehen sich auf die gesetzmäßige Einsetzung eines fähigen Erben. Es gibt nun willkürliche und nothwendige oder Notherben (heredes voluntarii et necessarii). Die Notherben sind die Descendenten (Kinder, Enkel u. s. w.), und die Ascendenten (Aeltern, Großältern u. s. w.), und auf den Fall, daß eine ehelose Person eingesetzt wäre, die Geschwister des Testators. Die Notherben müssen wenigstens für den Pflichttheil zu Erben eingesetzt oder aus einer gesetzlichen Ursache enterbt werden, wenn das Testament Gültigkeit haben oder wenigstens nicht rescindirt werden soll. Wo Ascendenten und Descendenten zugleich vorhanden sind, können aber die erstern das Testament nicht anfechten, wenn die letztern zu Erben eingesetzt

sind; denn in diesem Falle sind bloß die Descendenten oder Nachkömmlinge Notherben. Ein Gleiches ist wieder in Hinsicht der Ascendenten und Geschwister der Fall, wo die erstern den letztern vorgehen. (M. s. hier auch **Pflichttheil**.) Der Pflichttheil muß dem Notherben unbedingt und ohne alle Belästigung hinterlassen werden. Jede hinzugefügte Bedingung und Belästigung wird für nicht hinzugefügt geachtet. Hat der Testator die Notherben zwar zu Erben, aber nicht auf den vollen Pflichttheil eingesetzt, so besteht freilich das Testament, allein die Notherben können mittelst der expletorischen Klage die Ergänzung des Pflichttheils verlangen. Wenn Kinder des Testators, die sich unter seiner väterlichen Gewalt befinden, im Testamente übergangen sind, so wird das letztere nichtig. Die Uebergehung der Notherben, die außer der Gewalt des Testators sich befinden, wird als Enterbung betrachtet, und das Testament wird rescindirt oder ungültig. Ist ein Notherbe aus einer den Gesetzen nach gerechten, aber falschen Ursache enterbt, so wird von dem Notherben die Klage des unpflichtmäßigen Testaments (querela inofficiosi testamenti) wider den eingesetzten Erben dahin angestellt, daß die letztwillige, in Hinsicht der Form richtige Verfügung wegen des zwar gerechten, aber falschen Enterbungsgrundes rescindirt, und die Erbschaft ab intestato (d. h. so als ob kein Testament vorhanden wäre) angetreten werden solle. Diese Klage bewirkte nach älterm römischen Rechte die gänzliche Vernichtung des Testaments; jetzt aber wird nach Justinians Verordnung in Hinsicht der Aeltern und der Kinder (nicht aber der Geschwister) bloß die Erbeinsetzung ungültig; alle übrigen Punkte bleiben stehen. Notherben, die als Kinder unter der väterlichen Gewalt sich befinden, und **enterbt**, oder solche Notherben, die ohne unter der Gewalt des Testators zu stehen, übergangen sind, bedürfen der querela inofficiosi t. nicht, sondern brauchen bloß um die Nichtigkeitserklärung nachzusuchen, welches um so vortheilhafter ist, da in diesem Falle sämmtliche Bestimmungen des Testaments hinwegfallen. Die Ursachen, weshalb Kinder und Ascendenten enterbt werden können, sind in dem Artikel **Erbfolge** bereits angegeben. Die Enterbung kann übrigens bloß in einem Testamente, aber in keinem Codicill geschehen. Ein unter einer Bedingung eingesetzter Notherbe wird unter der entgegenstehenden Bedingung nicht für enterbt gehalten, wofern der Testator dies nicht ausdrücklich erklärte. Die Gesetze und der Gerichtsgebrauch dulden noch die **Enterbung aus gutem Willen** (exheredatio bona mente facta), wodurch ein verschuldeter Notherbe von der Erbschaft ausgeschlossen, und seinen Kindern das Vermögen hinterlassen wird. Die Testamente können auf verschiedene Weise nichtig und ungültig werden. Entweder war der Fehler schon zur Zeit der Errichtung vorhanden, oder er entstand erst nach derselben. Im **erstern** Falle, wenn der Fehler in Hinsicht der innern Solennien oder Förmlichkeiten sich äußert, ist das Testament **nichtig** (nullum); liegt der Fehler in den äußern Förmlichkeiten, so ist es injustum. Im **andern** Falle liegt 1. der Fehler in einer solchen Veränderung des persönlichen Zustandes des Testators, nach Errichtung des Testaments, wodurch er alle bürgerlichen und Familienrechte, und mit ihnen zugleich das Recht zur Testamentserrichtung verliert. In Deutschland kann dies Recht nur dadurch, daß Jemand geächtet oder für vogelfrei erklärt wird, verloren gehen. In solchem Falle wird das Testament gleichfalls ungültig, und heißt testamentum irritum. 2. Kann



auch das Testament ungültig werden in Rücksicht auf die innern Förmlichkeiten (solennia interna) durch die wirkliche oder muthmaßliche Veränderung des Willens des Testators. Dann nennt man es testamentum ruptum; auch unterscheidet man das testamentum destitutum, wenn der eingesetzte Erbe nicht die Erbschaft antritt; doch wird da, wo mehrere Erben eingesetzt sind, das Testament durch die Nichtantretung eines oder mehrerer von ihnen noch nicht ungültig; endlich das testamentum rescissum oder inofficiosum, wenn der Notherbe, welcher eingesetzt werden mußte, nicht eingesetzt worden ist. Sowohl durch den Mangel der äußern, als der innern Förmlichkeiten verliert das Testament seine Gültigkeit, wofern nicht die Intestaterben es als gültig anerkennen. Bloß das inofficiose Testament von Aeltern und Kindern bleibt, mit Ausschluß der Erbeinsetzung, stehen. (M. s. oben.) Der Testator behält bis zu seinem Tode das Recht, seinen letzten Willen zu ändern. Diese Befugniß konnte bei den Römern auch nicht durch das Versprechen, keine Aenderung vorzunehmen, beschränkt werden. Indessen verbindet ein solcher Vertrag nach deutschem Rechte vollkommen. Aber selbst bei einem gegenseitigen Testamente (testamento reciproco) steht es jedem Ehegatten frei, es zu widerrufen oder zu ändern, wofern nicht die Unabänderlichkeit des letzten Willens vereinbart ist, oder der überlebende Gatte die Erbschaft angetreten hat; denn durch diese Antretung wird er verpflichtet, sein Testament gleichfalls stehen zu lassen. Die Erklärung des Testators, daß er sein Testament verändern wolle, hebt dasselbe auf. Diese Erklärung ist entweder eine **wirkliche** oder muthmaßliche (praesumta). Im erstern Fall geschieht sie durch Worte oder durch Handlungen. Zur **wörtlichen** Widerrufung eines Testaments ist die mit klaren Worten geschehene Erklärung des Testators: er wolle nicht, daß es gelten solle, erfoderlich; diese Erklärung muß aber mit allen den äußerlichen Förmlichkeiten geschehen, von denen die Testamentserrichtung selbst begleitet ist, d. h. es sind sieben Zeugen u. s. w. dabei nöthig. Auf den Fall jedoch, daß schon volle zehn Jahre nach Errichtung des Testaments verflossen sind, genügt eine Widerrufung vor drei Zeugen. Deßhalb wird auch ein gerichtliches Testament wegen der bloßen Zurückfoderung nicht für widerrufen geachtet. Die factische Widerrufung geschieht durch die Errichtung eines neuen gültigen Testaments; durch Zerschneiden, Verbrennen, Durchstreichen des Namens des Erben von Seiten des Testators; und auf jede Weise, wie derselbe die Schrift vorsetzlich vernichtet; auch dadurch, wenn er ein gerichtlich niedergelegtes Testament nicht bloß zurückfodert, sondern sich wirklich zurückgeben läßt. Indessen schadet es der Gültigkeit des Testaments nicht, wenn der Testator es unvorsetzlich, oder im Wahnsinn zerriß oder durchstrich; oder wenn er bloß den Namen eines einzelnen Erben, wo mehrere eingesetzt sind, auslöschte; und endlich auch dann nicht, wenn mehrere Exemplare des Testaments vorhanden, und nicht alle von dem Testator vernichtet sind. Wenn Jemand mehrere Testamente hinterläßt, so hebt das letztere das erstere auf; ausgenommen hievon sind 1. die Testamente der Soldaten, welche ihre Gültigkeit sämmtlich behalten; 2. diejenigen, von denen der Testator erklärt, daß sie mit dem nachfolgenden Testament zugleich gelten sollen. So wenig das frühere Testament wie das letztere gilt, wenn ungewiß ist, welches zuerst errichtet worden; oder wenn das spätere nach dem Tode des Testators zerrissen oder durchstrichen vorgefunden wird. Doch gibt in bei-

den Fällen der Prätor (bei uns jedes Erbschaftsgericht) eine bonorum possessionem secundum tabulas, d. h. ein Recht, sich die Erbschaft zuzueignen. Auch durch den muthmaßlichen veränderten Willen des Testators wird ein Testament rumpirt und ungültig gemacht, und solche Willensveränderung wird angenommen, wenn nach der Testamentserrichtung der Testator Kinder in der Ehe erzeugt, oder uneheliche Kinder legitimiren läßt, oder endlich Jemand adoptirt. In diesen Fällen nimmt man wegen der natürlichen Liebe der Aeltern an, daß sie die zur Zeit der Testamentserrichtung noch nicht existirenden Kinder auch nicht haben enterben wollen. Ein auf diese Weise rumpirtes Testament verfällt in allen seinen Punkten. Zu Erben können nicht eingesetzt werden: 1. die Söhne der Hochverräther; den Töchtern derselben kann jedoch ein Pflichttheil hinterlassen werden; 2. Apostaten und Ketzer; 3. Juden; 4. unerlaubte Gesellschaften; 5. auch können Aeltern und Kinder, die durch Blutschande erzeugt sind, sich nicht wechselseitig zu Testamentserben einsetzen u. s. w.; 6. können uneheliche Kinder, wo rechtmäßige vorhanden sind, nur auf den zwölften Theil zu Erben eingesetzt werden. Uebrigens ist bei einigen Privattestamenten die Beobachtung mehrerer Solennien oder Förmlichkeiten erlassen. Daher die Eintheilung in feierliche und minderfeierliche oder privilegirte Testamente. Hieher gehört 1. das militärische Testament, welches von Personen, die in einer kriegerischen Unternehmung begriffen sind, errichtet wird. Diese sind selten mit den Förmlichkeiten der Testamentserrichtung bekannt, und können sie eben so selten beobachten. Daher ist ihnen, wenn sie im Lager, auf dem Marsche oder überhaupt bei einer kriegerischen Unternehmung sich befinden, verstattet, gültige Testamente ohne weitere Feierlichkeiten zu machen; nur muß es gewiß seyn, daß sie den Vorsatz zu testiren gehabt, und daß sie nicht bloß bei einer zufälligen Unterredung ihren letzten Willen geäußert haben. Zur Gültigkeit eines solchen Testaments wird aber ausdrücklich erfodert, daß es bei einer kriegerischen Unternehmung errichtet werde; gleichgültig ist es, ob dies im Lager, auf dem Marsche oder auf dem Schlachtfelde selbst geschieht. Nicht nur die wirklichen Soldaten, auch die Feldärzte, die Auditeure, die Kriegscommissäre, selbst die Offiziers- und Soldatenfrauen, kurz jeder, der sich bei einer solchen Expedition als Theilnehmer befindet, ist zur Errichtung eines militärischen Testaments berechtigt. Außer einer kriegerischen Unternehmung ist jedoch kein Soldat als solcher von der Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten entbunden. In Deutschland ist durch Reichsgesetze geordnet, daß der Soldat in der Schlachtordnung ohne weitere Förmlichkeiten, im Lager aber vor zwei Zeugen seinen letzten Willen erklären solle. Zur Gültigkeit des schriftlichen militärischen Testaments genügt die Handschrift des Testators; es bedarf also dazu weder der Einheit oder Nichtunterbrechung der Handlung, noch sonst einer Förmlichkeit. Das mündliche militärische Testament erfodert, aber bloß des Beweises wegen, zwei Zeugen, gleichviel, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts. Uebrigens kann auch ein vor der kriegerischen Unternehmung nach den Gesetzen ungültiges Testament während derselben durch mündliche oder thätliche (factische) Erklärung bestätigt werden. Auch wird das Testament eines Soldaten, der aus Unwissenheit gegen die gesetzlichen Vorschriften fehlte, nicht ungültig. Der Soldat kann zu Erben auch Erbunfähige einsetzen; er kann die Notherben übergehen; sein Testament

wird durch einen Posthumus (durch ein nach der Errichtung gebornes Kind) nicht rumpirt oder vernichtet; sein Testament kann nicht mit der Klage der Unpflichtmäßigkeit (querela inofficiosi) angefochten werden; er kann, was bei andern Personen durchaus nicht Statt findet, über einen Theil seines Vermögens testiren, und über den andern nicht (pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest); er kann Erben in Codicillen ernennen; er kann die Pupillarsubstitution bis über die Jahre der Unmündigkeit erstrecken, jedoch nur mit der Bedingung, daß nach erreichter Mannbarkeit (Pubertät) der Substitut bloß das Vermögen des Testators, nicht dasjenige des Sohnes erbt; der Erbe des Soldaten endlich darf den Legataren und Fideicommissaren weder die Falcidische noch Trebellianische Quart abziehn. Das militärische Testament verliert seine Gültigkeit zwar nicht durch das Aufhören der Gefahr und die Beendigung des Feldzuges, aber dadurch, daß der Soldat noch ein Jahr nach der kriegerischen Unternehmung lebt. 2. Sind auch bei einem Testament zu frommen Stiftungen (ad pias causas), d. h. bei solchen, welche die Beförderung einer frommen Absicht oder des öffentlichen Wohls zum Zwecke haben, die Feierlichkeiten erlassen. Ist eine fromme Stiftung zum Universalerben eingesetzt, so gilt das ganze Testament; ist sie nur zum Erben eines Theils eingesetzt, so gilt das Testament nur in so weit, und alle übrigen Punkte und Vermächtnisse an Andre fallen hinweg. 3. Bedarf es gleichfalls keiner Feierlichkeiten bei einem Testamente zwischen Aeltern und Kindern. Hier genügt der deutlich erklärte Wille der Aeltern, gleichviel, auf welche Weise er erklärt ist. Was indessen durch solches Testament an Fremde, die nicht Kinder sind, vererbt oder vermacht werden soll, muß mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten geschehen, sonst ist es ungültig, und die letztwilligen Verfügungen behalten bloß in Hinsicht auf die Kinder ihre Kraft. Ein Testament der Aeltern, worin die Kinder enterbt werden sollen, bedarf aller Feierlichkeiten; kein früheres feierliches Testament wird durch spätere minder feierliche aufgehoben, aber auch diese letztern können nicht durch einen einfachen Widerruf zurückgenommen werden. 4. Erfodern die auf dem Lande gemachten Testamente nach gemeinem Rechte nur fünf Zeugen; kann jedoch bewiesen werden, daß man sieben fähige Zeugen hätte haben können, so sind fünf ungültig. 5. Zur Zeit einer gefährlichen ansteckenden Krankheit ist die Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung erlassen. Endlich 6. kann jeder, dem es erweislich unmöglich war, die vorgeschriebenen Förmlichkeiten zu beobachten, z. B. ein Reisender, der unterwegs tödtlich krank wird, ein gültiges minder feierliches Testament machen; nur muß seine letztwillige Erklärung keinem Zweifel unterworfen seyn. — Die Testamentsexecutoren sind diejenigen Personen, welchen entweder von dem Testator, vom Richter, durch Vertrag oder durch Gesetz die Pflicht übertragen ist, die Vollstreckung des letzten Willens zu besorgen. Ist ein solcher Testamentsvollzieher eine Privatperson, so muß er, wenn die Erfüllung des Testaments sonst nicht zu bewirken steht, richterliche Hülfe anrufen. — Codicille (s. d. Art.) sind letzte Willenserklärungen, welche keine unmittelbare Erbeinsetzung enthalten. Gewalt, Betrug, Furcht, Irrthum, Unwissenheit, ungestüme Zureden, wodurch die Errichtung von Codicillen veranlaßt wurde, entkräften dieselben. Wer kein Testament machen kann, der kann auch kein gültiges Codicill machen; wer kein Testamentserbe seyn kann, dem kann auch in einem Codicill nichts ver-

macht werden. Da durch Codicille Niemand zum unmittelbaren Erben eingesetzt werden kann, so kann auch kein Erbe darin enterbt werden. Wenn Jemand ohne Testament Codicille errichtet, so nennt man sie ab intestato; wenn der Erblasser aber testirt hat, so werden die Codicille als ein Anhang des Testaments betrachtet, und sie stehen und fallen mit dem letztern. Zur gültigen Errichtung von Codicillen sind gleichfalls Feierlichkeiten nöthig, nämlich: Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung, fünf Zeugen und deren Unterschrift. Nur wer Testamentszeuge seyn kann, ist fähiger Zeuge eines Codicills; doch sind auch Legatarien zulässig. Codicille sind ohne Zeugen gültig, 1. wenn der letzte Wille privilegirt ist, z. B. bei einem Soldaten, zu frommen Stiftungen, der Aeltern unter Kindern, u. s.; 2. wenn sie im Testament ausdrücklich bestätigt sind; 3. wenn der Testator dem anwesenden Erben etwas anbefiehlt. Ein Erblasser darf mehrere Codicille errichten, sie bleiben alle in gleichem Maße gültig, und werden durch ein nachher errichtetes Testament, falls dies nicht darin ausdrücklich bestimmt ist, nicht aufgehoben. Auch Testamente können durch die codicillarische Clausel (clausula codicillaria) oder durch die dem Testament beigefügte ausdrückliche Erklärung des Erblassers: er wolle, daß wenn das Testament nicht als solches gelten könne, es doch als Codicill gültig seyn solle, in Codicille verwandelt werden. Die Wirkung der codicillarischen Clausel ist blos subsidiarisch, und tritt erst dann ein, wenn das Testament als solches nicht gelten kann; doch muß bei einem solchen Testamente alles das beobachtet seyn, was zur Gültigkeit eines Codicills erfodert wird, also auch fünf Zeugen und ununterbrochene Handlung. (Vergl. auch die Art. **Fideicommiß** und **Legate**.)

Tetanus, der Todtenkrampf, die Steifsucht, d. i. derjenige Krampf, wo der ganze Körper steif und starr wird, das Athmen schwer geht, die Sinne aber unverletzt bleiben. In engerer Bedeutung auch derjenige Krampf, wo der untere Kinnbacken so heftig gegen den obern gezogen wird, daß man den Mund fast mit keiner Gewalt öffnen kann, die Mundklemme.

Tethys (nicht zu verwechseln mit **Thetis**), eine Tochter des **Uranus** und der **Gäa** (des Himmels und der Erde) und Gemahlin ihres Bruders **Oceanus**, dem sie mehrere tausend Söhne und Töchter gebar, Flüsse, Bäche und Quellen. In den Orphischen Hymnen heißt sie die Königin im meerfarbnen Gewande. Sie erscheint als personificirtes Meer, und ihr Name (die Ernährerin, Amme) scheint darauf hinzudeuten, daß man das Wasser als das zur Erzeugung und Ernährung aller Dinge Nothwendige betrachtete.

Tetrachord war bei den alten Griechen ein aus vier Saiten oder Tönen bestehender Theil ihres Tonsystems. Sie theilten dasselbe in Tetrachorden, wie wir in Octaven. Deßhalb hatten sie auch in ihren Singschulen zur Solmisation nur **vier Sylben** nöthig, da hingegen in der neuern Zeit die sechs Aretinischen Sylben eingeführt wurden. Siehe d. Art. **Ton**, **Tonsystem**.

Tettenborn (Friedrich Carl, Freiherr von), berühmt geworden in der neuesten Kriegsgeschichte, ist geboren den 19ten Februar 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein. Sein Vater, zuvor Militär, war markgräflich badischer Oberjägermeister zu Rastadt geworden, wo der Sohn die erste Erziehung erhielt. Dreizehn Jahre alt kam er als churfürstlicher Page nach Mainz. Als aber 1792 der Hof von dort vor den Franzosen flüchten mußte, ging Tettenborn 1793

nach Waltershausen, um sich unter dem berühmten Bechstein den Forstwissenschaften zu widmen. Noch in demselben Jahre bezog er die Universität Göttingen, die er in Folge einer jugendlichen Uebereilung mit Jena vertauschen mußte. Der Tod seines Vaters aber gab ihm Freiheit, ganz seiner Neigung zum Kriegsdienste zu folgen, und sogleich 1794 trat er als Cadet beim Joseph-Kinsky'schen, später Kienau'schen Chevaux-legers-Regiment in das österreichische Heer. Die damaligen Kriegsereignisse sind bekannt; ihren Wendungen folgte Tettenborn in den Bewegungen seines Regiments, das wir 1799 bei dem Heere des Erzherzogs Carl, und 1801 Kray's wiederfinden. Er war schon nach wenigen Monaten Unterlieutenant geworden, und stieg im Laufe des Kriegs zum Rittmeister und Schwadroncommandanten. Wie er auf dem Schlachtfelde seinen unerschrockenen Muth vielfältig bewährt hatte, so lebte er glänzend und genußreich im Schooße des Friedens. Im J. 1804 erschien er mit Aufträgen an den Gesandten seines Hofes, den Grafen Metternich, in Berlin. Hier ward er bald durch gleiche Gesinnung und Neigung der Vertraute des Prinzen Louis Ferdinand, der ihn schon früher gekannt und lieb gewonnen hatte. Als 1805 der Krieg aufs neue ausbrach, befand er sich beim Heere unter Mack, und schlug sich nach dem Unglück bei Ulm unter dem Erzherzog Ferdinand durch, wobei er den Vortrab führte. Nach dem Frieden ward ihm das Theresienkreuz zu Theil. Im Jahr 1808 folgte er dem Fürsten Schwarzenberg als erster Adjutant und Botschaftscavalier nach St. Petersburg, eilte 1809 mit Aufträgen desselben zum österreichischen Heere, und nahm an der Schlacht von Wagram mit solcher Auszeichnung Antheil, daß der heldenmüthige Erzherzog Carl ihn auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Als nach dem Frieden der Fürst Schwarzenberg in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris ging, folgte Tettenborn ihm auch dorthin. Seine Gesinnungen konnten ihm Napoleons Gunst nicht erwerben, dennoch verlieh dieser ihm den Orden der Ehrenlegion für sein Betragen bei jenem furchtbaren Brande, der mehrern der vornehmsten Personen verderblich wurde. Vor dem Ausbruche des Kriegs mit Rußland nahm Tettenborn, seiner Neigung folgend, seinen Abschied, und trat 1812 als Obristlieutenant in russische Dienste. Hier fand er bei Verfolgung der von Moskau zurückziehenden Franzosen ein weites Feld für seinen kühnen Muth und Unternehmungsgeist. Er machte zahlreiche Gefangene, und nahm durch einen kühnen Streich Wilna, wo die Franzosen sich zu sammeln, und einigermaßen wiederherzustellen gehofft hatten. In Königsberg, wo Krankheit ihn zurückhielt, empfing er das Obristenpatent. Noch nicht völlig genesen, machte er sich auf, um mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel zu gehn, welche man anfänglich nicht hatte überschreiten wollen. Er setzte sogar über die Oder und rückte auf Berlin. Da er, besonders wegen des Mangels an Fußvolk, zu einer ernstlichen Unternehmung gegen diese Stadt zu schwach war, vereinigte er sich mit Czernitscheff, und machte sodann einen höchst kühnen Versuch, in Berlin einzudringen, wofür er den Wladimirorden erhielt. Nach der Einnahme von Berlin ward er mit einem Cavalleriecorps gegen Hamburg entsandt. Den 14ten Mai erschien er in Ludwigslust, wo der Herzog von Mecklenburg sofort sich gegen Frankreich erklärte. Tettenborn vertrieb darauf mit Geschicklichkeit den General Morand, und rückte den 18ten in das zu seiner alten Verfassung zurückgekehrte Hamburg ein. Zehn Wochen war er hier in vollster Thätigkeit, und erst, als alle Hoffnung zur Behaup-

tung der Stadt verschwunden war, konnte er sich entschließen, sie zu verlassen (30sten Mai). Kaiser Alexander belohnte ihn mit dem St. Annenorden erster Classe. Jetzt befehligte Tettenborn unter Walmoden, zunächst gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vorgerückt war, dann gegen den General Pecheux, nach dessen Niederlage er auf dem linken Elbufer blieb, und einen kühnen Streifzug gegen Bremen unternahm, das er am 15ten October zur Uebergabe nöthigte. Als bald darauf der Kronprinz von Schweden sich gegen Dänemark wendete, rief er Tettenborn zu sich, der auch hier die glänzendsten Erfolge erfocht, und bis Jütland vordrang. Zur Belohnung erhielt er den Schwertorden. Schon am 24sten Januar 1814 brach Tettenborn, da die Feindseligkeiten gegen Dänemark aufhörten, nach dem Rheine auf. In Cöln erhielt er die Bestimmung, mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich einzudringen, um die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Verbündeten zu erhalten. Er leistete auch hier die wesentlichsten Dienste bis zur Einnahme von Paris, besonders durch das Auffangen wichtiger Couriere, und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen. Der Feldzug von 1815 endigte, ehe Tettenborn Gelegenheit gehabt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen. Er erhielt darauf einen nachgesuchten Urlaub zu längerm Aufenthalt in Deutschland und Italien, in welchem erstern Lande ihm der Besitz beträchtlicher Güter eingeräumt worden, die vormals seiner Familie gehört hatten, von Napoleon aber einem seiner Generale waren verliehen worden. Im J. 1818 trat er aus dem russischen Dienst in den badenschen zurück, leitete die wichtige Territorialangelegenheit, deren glücklichen Ausgang Baden vornehmlich ihm verdankt, erwarb sich nicht minder um die Verfassungsurkunde großes Verdienst und ist jetzt badenscher Gesandter am wiener Hofe.

Teucer (Teukros). 1. ein Sohn des Scamander und der Nymphe Idaea, und König im nachmaligen Troja, dessen Einwohner von ihm den Namen Teukrer bekamen. Als Dardanus zu ihm flüchtete, gab er ihm seine Tochter Batea mit einem Theile seines Königreichs, und setzte ihn zum Erben des Ganzen ein. Nach Servius kam er aus Creta nach Phrygien. — 2. Teucer hieß auch der Sohn des Telamon und der Hesione, Laomedons Tochter, oder nach Homer, einer Sklavin. Mit seinem Bruder Ajax ging er mit zwölf Schiffen nach Troja, und zeichnete sich hier als vortrefflicher Bogenschütze aus; daher der Dichter sagt, daß er vom Apollo selbst seinen Bogen erhalten habe. Bei der Erstürmung der Verschanzungen deckte ihn, da er als Bogenschütze keinen Schild führte, Ajax mit dem seinigen. Hinter demselben spannte er den Bogen, schoß den Pfeil ab, und trat dann wieder hinter den schützenden Schild. So erlegte er viele Trojaner. Agamemnon versprach ihm zur Belohnung einen Dreifuß oder ein Gespann Pferde nebst dem Wagen, oder eine Sklavin dafür, wenn Troja erobert seyn würde. Er schoß darauf nach Hector, erlegte aber den Gorgythion, und so wendete auch Apollo den zweiten auf Hector gerichteten Pfeil ab. Weil er den Tod seines Bruders nicht gerächt hatte, nahm ihn sein Vater nicht wieder auf, sondern zwang ihn, sein Glück in der Fremde zu suchen. Teucer kam hierauf nach Sidon zum Könige Belus, erhielt von ihm Truppen, mit denen er die Insel Cypern eroberte, und Salamis bauete.

Teufel. Die Religionen der alten Orientalen nahmen ein Heer von Dämonen an, die wie ihre Götter ursprünglich nicht aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, und daher nur in so fern gut oder böse genannt wurden, als man ihnen wohlthätige oder verderb-

liche Einwirkungen auf die Menschen zuschrieb. Im letztern Falle hielt man sie für Strafgeister ohne feindseligen Willen. Schiwen, der richtende, zerstörende Gott der indischen Mythe, ist ein Sinnbild der Naturkraft, die bald wohl, bald wehe thut, und nur, wenn sie dadurch belohnt und bestraft, moralische Bedeutung erhält. Erst die Lehre Zoroasters, die zur Erklärung des Uebels in der Welt ein böses Grundwesen Ahriman mit verschiedenen Ordnungen ihm unterworfener, gleichgesinnter Dämonen (Diws) annahm und die Darstellung seines Wirkens im Reiche der Finsterniß systematisch durchführte, brachte den Glauben an böse Geister unter das Volk. Weniger scharf schied die griechische Mythe die moralischen Gegensätze; ihre Titanen kämpften zwar wider die Götter, aber diese selbst haben nicht den Charakter der sittlichen Vollkommenheit. Die Kakodämonen der griechischen Religionsphilosophie zeigen sich immer noch mehr strafend, z. B. die Furien, als geflissentlich schadend; dagegen Hekate, die Göttin der Unterwelt und der Zaubereien, und die Lamien, die Hexen im griechischen Volksglauben, schon näher an das Teuflische gränzen. Typhon, der das Schicksal der Titanen theilt, gehört eigentlich der ägyptischen Mythe an, worin er als Urheber des Uebels mit den Zügen des scheußlichsten Ungeheuers erscheint. Genau verwandt ist ihm der im Schmutz wohnende Beelzebub oder Beelzebul, der aus der vorderasiatischen Mythe in den Volksglauben der Hebräer kam. Der echte Teufel wurde diesem Volke während der babylonischen Gefangenschaft durch die Chaldäer bekannt. Ein Nachbild Ahrimans, und wie dieser, als Urheber alles Bösen, das Vehikel der Theodicee, ist der in der Dämonologie der Juden nach dem Exil regierende Satan (griechisch διαβολος, Feind, Widersacher), doch wohl zu unterscheiden von dem Satan, der im Buche Hiob nach einer ältern poetischen Ansicht als Ankläger und Fiscal vor dem Throne Gottes erscheint, und zu Gottes himmlischen Dienern gehört. Alle die Vorstellungen, welche die vorchristliche Zeit von Kakodämonen hatte, jener unreine Geist Beelzebul, dessen Hauch alles verpestet, Belial, der Höllenfürst, Samael, der Verführer und Verwüster, Lucifer (der Phosphoros der Griechen), der im Feuer wohnt, Asmodi, der Eheteufel, wuchsen nun mit der im Exil aufgenommenen Idee des bösen Princips zusammen. So bildete sich die jüdische Lehre von den bösen Engeln und ihrem Oberhaupte, dem Teufel, der die ersten Menschen in Gestalt einer Schlange (daher Drachen und Schlangen seine Masken) zur Sünde verführt habe, und seine verderbliche Einwirkung auf die Menschen fortwährend äußere. Geisteszerrüttungen und Nervenkrankheiten, die sich durch epileptische Zufälle ankündigen, wurden seinem Einflusse zugeschrieben, und die damit behafteten Menschen Besessene genannt, in denen der Teufel physisch auf ähnliche Weise hause, wie er ungebesserte Sünder geistig besitze, und ihnen ihre bösen Anschläge eingebe. Der Stifter unsrer Religion hat dieser Lehre nicht nur nicht widersprochen, sondern sie nach den Berichten des neuen Testaments bei seinem Unterrichte auch mit einer Absichtlichkeit benutzt, die keineswegs für bloße Accomodation erklärt werden kann. Gleichwohl ist das Verhältniß, in welches Jesus sein Werk mit der Dämonenlehre setzt, ganz darauf berechnet, sie unschädlich zu machen. Die Verfasser des neuen Testaments betrachten den Teufel und seinen Anhang als entartete Engel, die, gut erschaffen, durch Widersetzlichkeit von Gott abgefallen und unaufhörlich bemüht sind, seinen Anstalten zum Heile der Menschheit entgegenzuwirken.

Demnach ist der Teufel, dessen die christliche Dogmatik gedenkt, ein Rebell wider Gott, der statt des ihm ursprünglich verliehenen engelgleichen Verstandes und Willens seit seinem Falle bloß Arglist und Bosheit hat, durch welche er Urheber des moralisch Bösen in der Welt und über alle, die sich aus Ungehorsam gegen den göttlichen Willen ihm ergeben, und im Dienste der Sünde zu seinen Knechten machen, Herr wurde. Er ist der Fürst dieser Welt, weil die ungebesserten Weltkinder ihm gehorchen, der Antichrist, weil er sich dem Erlösungswerke Christi beharrlich widersetzt, der Feind und Verderber des Menschengeschlechts genannt. Lügen, Ränke, Laster und Zerstörungen aller Art sind seine Werke, Reize der Ehre, des Goldes und der Wollust sind seine Lockungen, durch die er die Menschen verführt, um sie nach Sättigung ihrer Begierden der Verzweiflung Preis zu geben, und auf ewig elend zu machen; denn er haßt selbst seine Beute und stürzt sie hinab in den Höllenpfuhl, an den Gottes strafender Arm ihn gekettet hat. Gelingt es ihm aber auch, Einzelne zu bethören, deren Schwäche und überwiegende Sinnlichkeit ihm die Hände bieten, so bleibt doch die Vereitelung seines Hauptzwecks, seine eigne Verdammniß und der ewige Sieg des Guten über das Böse gewiß. Dieser auch in Zoroasters Lehre dem großen Teufelsdrama vorgezeichnete Ausgang wird den Christen durch die Macht des Erlösers verbürgt, der in die Welt kam, um die Werke des Teufels zu zerstören, und um so weniger kann dieser Feind ihnen furchtbar seyn, je besser sie sich durch Festigkeit im Glauben an Gott und in sittlichen Grundsätzen zum Widerstande gegen seine Anläufe rüsten. Außer einigen dem Dualismus ergebnen Secten, welche, wie die Manichäer, dem Teufel die Selbstständigkeit eines unerschaffnen, dem guten Gott durchaus entgegengesetzten bösen Princips gaben, nahm die gesammte Christenheit die hier skizzirte Lehre des neuen Testaments von den bösen Engeln gläubig an, nur erlaubten sich die Kirchenväter mancherlei phantastische Ausschmückungen der Persönlichkeit des Teufels; und von der Taktik seiner Anfechtungen brachte die Schwärmerei christlicher Einsiedler und Mönche abenteuerliche Berichte in Umlauf. Welche Bewandtniß es mit den psychischen Heilungen der sogenannten Besessenen hatte, die Jesus und seine Apostel verrichteten, ist nicht ganz klar, doch so viel erwiesen, daß die orthodoxe Kirche an eine mit der Ordination verbundene Fortpflanzung der apostolischen Macht, den Teufel zu bannen und auszutreiben, auf ihren Klerus glaubte und daß es schon im dritten Jahrhundert eine besondre Art von Kirchendienern unter dem Namen der **Exorcisten** gab, deren Amt die Austreibung des Teufels aus den Besessenen durch gewisse Beschwörungsformeln war, und noch jetzt zu den kleineren Weihen der catholischen Geistlichkeit gehört, da das Teufelaustreiben ein Vorrecht des gesammten Priesterstandes ist. In demselben Jahrhunderte kam auch die Meinung auf, wer nicht zur christlichen Kirche gehöre, sey noch in der Gewalt des Teufels, daher nicht nur die Catechumenen, was jetzt die Pathen statt der Täuflinge thun, vor ihrer Taufe dem Teufel und seinen Werken feierlich entsagen, sondern die Geistlichen auch den Teufel durch eine förmliche Beschwörung aus dem Täuflinge austreiben mußten. (Vergl. d. Art. **Exorcismus**.) Nun kam der Glaube an die Existenz und Gewalt des Teufels in genauen Zusammenhang mit dem Interesse der Kirche, und da ein Feind, den sie, d. h. die Geistlichkeit, durch Beschwörungsformeln und Kreuzeszeichen zu bändigen verstand, schon um ihrer Ehre willen nicht ge-

ring geachtet werden durfte, wurden die Beschreibungen von seinem Einflusse auf die Menschen immer fürchterlicher. Das Beste dabei that die Phantasie der Asceten, denen es ein Ehrenpunkt war, mit dem Teufel zu kämpfen, und ihn in die Flucht zu schlagen. Ohne einige glückliche Feldzüge gegen ihn konnte auch der frömmste Christ auf die Glorie der Canonisation nicht Anspruch machen, und bei der canonischen Untersuchung der Würdigkeit eines zur Heiligsprechung empfohlnen Seligen mußte als Ankläger gegen diesen Candidaten ein Teufelsadvocat auftreten, um die Sache seines höllischen Clienten vor dem päpstlichen Gerichte in bester Form Rechtens zu verlieren. Angenehm war es überdies, an dem Teufel einen gefährlichen Verführer und allgemeinen Sündenbock zu haben, dem man die Schuld der eignen bösen Gelüste zuschreiben konnte. Das Heer der Ordensleute, und wer sich sonst durch besondre Heiligkeit hervorthun wollte, lebte mit ihm in stetem Kampfe und Verkehr, eine Menge geheimer Unthaten kamen zu Gunsten der unbekannten Thäter auf seine Rechnung, zu heiligen und unheiligen Zwecken wurde seine Gestalt geborgt, um die Schwachen durch Spukgeschichten zu schrecken, und das Götterchor der heidnischen Zeit lebte wieder auf, um in Gesellschaft der Elfen, Feen, Elementargeister und Hexen seinen Hofstaat zu vermehren, und das ungeheure Reich seiner Wirksamkeit auszufüllen. So finden wir denn im Mittelalter den Teufel als Folie des Christenthums unter den Hauptpunkten des religiösen Glaubens, der Ruf seines thatenreichen Lebens, der Glanz seiner weit verbreiteten Herrschaft verbietet jeden Zweifel gegen seine Existenz, der Poesie wird er ein fruchtbares Element ihrer Schöpfungen, ein Thema zu tausend Variationen, dem Betrug eine stehende, in vielen Gestalten brauchbare Maske, und dem Aberglauben ein Held, dessen übermenschliche Größe in den verdienten Abscheu Achtung und Staunen mischt. Dabei machten sich Wagehälse, die seine reiche Witzader wittern mochten, genauer mit ihm bekannt, und führten ihn dem Publikum in festlichen Aufzügen und geistlichen Komödien vor. Mit Hörnern, Schwanz und Bocksfüßen ausgestattet, mußte er hier die lustige Person spielen, und zu großer Erbauung der Gläubigen den Spaß gewöhnlich mit seinem Rücken bezahlen, ein Schicksal, das den Ausdruck armer Teufel in die Sprache des gemeinen Lebens brachte. In dieser Tracht und Rolle legte der Teufel das grauenvolle, gestaltlose Wesen, hinter dem die Religionsphilosophie früherer Jahrhunderte sein Bild verborgen hatte, ab, und verwandelte sich in einen durchtriebenen, launigen Schalk, dem zwar nicht zu trauen, aber doch bisweilen ein Schwank, eine kleine Neckerei zu verstatten war. So lebte er in großer Celebrität und leidlichem Vernehmen mit dem Volke, während die Heiligen gegen ihn zu Felde lagen, die Gelehrten sich anstrengten, sein Gebiet auszumessen, und seinen Wirkungen nachzuforschen, und die Richter auskundschafteten, wer etwa mit ihm im Bunde sey. (Vergl. den Art. Hexen.) Noch zur Zeit der Reformation galt der Teufel viel, Luther bestand selbst heftige Kämpfe mit ihm, und die erneuerte Bekanntschaft mit der Bibel, die Noth der Gläubigen, die Gräuel der Religionskriege und die Verfolgungen gaben ihm seine vorige Furchtbarkeit wieder. Grausame Hexenprozesse bewiesen im 17ten Jahrhundert, wie fest noch alle Stände von der zauberischen Einwirkung des Teufels auf die Menschen überzeugt waren. Je weiter aber im 18ten Jahrhundert die Naturwissenschaft zur Erkenntniß der wahren Gründe von Erscheinungen vordrang, die die Vorzeit höllischen Zauberkräften zugeschrie-

ben hatte, je mehr die Philosophie den Selbsttäuschungen jener Visionärs und Teufelsüberwinder und den innern Ursachen der sündlichen Regungen, die sonst der Teufel allein entzündet haben sollte, auf die Spur kam; desto leichter wurde es der gesunden Vernunft, das Außerordentliche und Böse im Menschenleben ohne diesen Deus ex machina verständlich zu finden. So verlor er denn im 18ten Jahrhundert nach und nach allen Credit, von Zaubereien und Teufelsspuk war immer weniger die Rede, und auch die catholische Kirche, die den daran hängenden Aberglauben aus leicht begreiflichen Gründen noch am längsten hegte, wurde durch das nicht abzuwehrende Licht der Aufklärung endlich genöthigt, dem Geiste der neuen Zeit in diesem Punkte stillschweigend nachzugeben. Aus dem Gebiete der sinnlichen Erfahrung verdrängt, behielt der Teufel nur noch in einem Winkel der Dogmatik festen Sitz und auch diesen haben seit der Semmler'schen Epoche Vernunftgründe und Auslegungskünste ihm streitig gemacht. Doch konnte die Exegese der Rationalisten ihn nicht völlig aus dem neuen Testamente vertreiben, da es seiner in Stellen gedenkt, deren Sinn keine Auflösung in bloße Allegorie gestatten will. Man kam daher überein, ihm seine historische Existenz und die Schattenpartie in dem Dogma von den Engeln zu lassen, für den Volksunterricht aber so selten und vorsichtig als möglich von seiner Person Gebrauch zu machen, da ihr practischer Werth für Religion und Moral allerdings sehr problematisch ist. Nach diesen Vorgängen konnten die Versuche der Philosophie, den Teufel als Ideal und Princip des Bösen metaphysisch zu retten, wenig fruchten. Das radicale Böse der Kantischen Schule, dem Erhard in seiner Apologie des Teufels 1795, das absolute Böse der Schelling'schen Schule, dem Daub in seinem Judas Ischarioth 1816 und 1817 das Wort redet, mag allerdings zum Stoffe einer philosophischen Diaboliade brauchbar seyn, es entfernt sich aber von dem Bilde des Satans in der heiligen Schrift, und nähert sich zugleich dem übelberufenen bösen Princip im Dualismus der Manichäer zu sehr, als daß es christlichen Gottesverehrern zusagen könnte. Ueberhaupt sind Menschen nicht fähig, das Wesen und Wirken des Bösen in der Geisterwelt in dem Grade zu erforschen, daß es erkennbar würde, wie es wirklich ist. Den Theorien von der Natur des Teufels finden wir mehr oder weniger Menschliches beigemischt, und auch die Dichter, die seine Sache am besten führten, gaben ihm Züge von Humanität, die dem echten Teufel gewiß fremd sind. Abbadonna in Klopstock's Messiade ist, was zwar rühret, aber keine Wahrscheinlichkeit hat, ein sentimentaler, dagegen Mephistopheles in Göthe's Faust ein humoristischer Teufel, gewiß von beiden historisch der richtigste. Denn ein schadenfroher Geist, der das Böse mehr zur Unterhaltung, als um des Bösen willen betreibt und immer noch Sinn, ja sogar Instinct für das Gute verräth, wie Mephistopheles, war jener Schalk des Mittelalters, den Göthe in dieser Rolle seinen Anschlag nur großartiger und feiner durchführen läßt, als sonst von ihm zu rühmen war. Diese aus dem Volksglauben hervorgegangne und mit den Zügen der tiefsten psychologischen Symbolik ausgeschmückte Teufelsgestalt, die feindlichen Götter der Heiden, den Locke der nordischen, den Tzscharnabock der slavischen Mythe, den weißen Teufel der Neger wollen wir fragen, ob und wie es dem Menschen Bedürfniß sey, sich böse Geister zu denken, um mit dem Glauben Jesu und seiner Apostel an den Satan des neuen Testaments einig zu werden. Dann werden wir den Teufel in der Bibel und in der Dogmatik bul-



ten, wenn er auch aus der Sprache des guten Tones verschwinden mußte, und seine Rolle nur noch in der Conversation derjenigen Kraftmenschen hat, für welche dieses Lexicon nicht bestimmt ist. E.

Teufelsadvocat heißt derjenige, der in Rom bei einer Canonisation (s. d. A.) gegen den zu canonisirenden Candidaten auftritt. Warum man ihm eben diesen Namen beigelegt hat, ist aus dem Art. Teufel zu ersehen. Wenn irgend eine Person der catholischen Kirche ihrer ausnehmenden Tugenden und ihrer im Leben und im Tode gethanen Wunderwerke wegen canonisirt, d. h. in den Canon oder das Verzeichniß der Märtyrer und andren Heiligen aufgenommen werden soll, und die deßwegen nöthigen Untersuchungen angestellt, und alle erforderlichen Beweise beigebracht worden sind, so bestellt der Fiscal der Congregation der Kirchengebräuche einen Widersprecher oder den sogenannten Teufelsadvocaten. Das Geschäft desselben ist, die Acten der gerichtlichen Verhandlung über die Verdienste des Candidaten genau durchzugehen, jeden Mangel der Formalität zu rügen, und die gepriesenen Tugenden des zu Canonisirenden, so wie die Echtheit der von ihm verrichteten Wunderwerke genau zu prüfen. Wenn die von dem Teufelsadvocaten gemachten Einwendungen hinlänglich beantwortet, und das ganze Verfahren von drei päpstlichen Consistorialadvocaten untersucht und legal befunden worden, so erfolgt nach einiger Zeit die Canonisation. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts wäre, wie man erzählt, die Canonisation des Cardinals Carl Borromeo fast rückgängig geworden, weil der Teufelsadvocat eine Beschuldigung gegen ihn erhoben hatte, deren Widerlegung nicht ganz leicht war.

Teufelsbrücke, eine über die Reuß führende steinerne Brücke, deren Bogenöffnung 75 Fuß beträgt, an dem von Italien nach der Schweiz über den Gotthardt führenden Alpenpasse. In einer Reihe donnernder Wasserfälle stürzt sich die Reuß unter ihr weg, umdüstert von nackten, geradaufstrebenden Felsen. Höher ist die Straße durch den Teufelsberg 200 Fuß lang gehauen. Der Schacht ist 12 Fuß hoch und breit, und wird durch ein in der Mitte eingesprengtes Loch ein wenig erleuchtet. Am Ende dieses unterirdischen Ganges, das urner Loch genannt, öffnet sich das liebliche Urserntha!. Im Mittelalter war diese Brücke unter dem Namen der „stäubenden Brücke" bekannt. Im Revolutionskriege zerstörten die Franzosen die Vorderbogen derselben; aber die Russen passirten sie unter Suwarow auf Balken, welche sie mit den Schärpen ihrer Offiziere zusammengebunden hatten. Sie ist späterhin wieder hergestellt worden.

Teut, s. **Tuiskon**.

Teutoburger Wald, der Schauplatz der berühmten Völkerschlacht zwischen dem römischen Feldherrn Quinctilius Varus und dem Cheruskerfürst Hermann, welche sich im Jahre 9 n. Chr. Geb. ereignete. Die Ursachen so wie die einflußreichen Folgen dieser Deutschland von dem Joche der Römer befreienden Schlacht sind in den Artikeln **Hermann** und **Varus**, auf welche hier verwiesen wird, näher angedeutet, deßhalb bedarf es hier nur der Erörterung der Gegend, wo sie statt fand, und dieses war nach den Zeugniß der alten Schriftsteller der **Teutoburger Wald**. Obgleich diese Benennung noch jetzt vorhanden ist und eine Bergkette im Lippeschen dadurch bezeichnet wird, so ist sie dennoch nicht genau bestimmend, weil die Römer ohne Zweifel einen größeren Bezirk, als jene Bergkette,

darunter begriffen. Aus dieser Ursache hat es verschiedene Meinungen über das eigentliche Schlachtfeld gegeben. Die richtigste ist ohne Zweifel die, welche dasselbe in die Nähe von dem Badeorte Pyrmont und zwar einige Stunden davon westlich verlegt, weil sich dort noch eine Menge Namen und Gegenstände des Alterthums bis jetzt erhalten haben, die sich nur auf jenes Blutbad beziehen, und von keinem andern Zufall entstanden seyn können. Hierzu gehören insbesondere folgende: der Hermannsberg, auch Arminiusberg genannt, ein einzeln gegen anderthalb Stunden von Pyrmont entfernt liegender Berg, auf welchem jetzt die Gränzen von Pyrmont, Lippe und Preußen zusammen treffen. Es soll der Sage nach die Burg Hermanns darauf gestanden haben, auch finden sich noch Ueberreste von Mauerwerk, Wällen und dergleichen. Ob die Deutschen damaliger Zeit aber auch schon feste Burgen bauten, ist hier nicht zu untersuchen; wenigstens geht aus dem Namen hervor, daß Hermann ihn einstmals im Besitz hatte. Ferner der Varen- oder Varusbusch, eine kleine Anhöhe, wo der Sage nach das Zelt des Varus gestanden haben soll; der Kriegsbusch, das Streit- das Siegesholz, der Siegeshof, das Siegesfeld, der Blut- oder Heldenbach u. a. m. befinden sich mehr oder weniger in der Nähe des Hermannsberges. Ebenso gibt es in derselben Gegend viele Schanzen und Gräben, auch zwei Reihen Grabhügel, in welchen Asche, Knochen und Urnen gefunden werden. Letztere gleichen denen, welche unläugbar deutschen Ursprungs sind. Noch sind nicht alle Hügel geöffnet, und es ist also Hoffnung vorhanden, vielleicht künftig noch mehrere, auf jene Begebenheit hinweisende, Alterthümer zu finden. Sowohl das Vorstehende, als auch der nicht zu übersehende Grund, daß sich mehrere Sagen von jener Völkerschlacht bei den Bewohnern der Gegend noch bis jetzt erhalten haben, und daß diese Sagen sich auf daselbst noch vorhandene Ueberreste alter Zeit beziehen, beweisen wol genügend die Richtigkeit der obigen Meinung, daß nemlich das Schlachtfeld in dieser Gegend und insbesondere die erstern Tage über statt fand, wenn auch das Ende derselben, da die Römer sich möglichst nach den festen Plätzen am Rheine zurückzuziehen suchten, — auf dem Winne- (oder Sieges-) felde, im Lippeschen, erfolgte. —

Teutonen, ein kriegerisches Volk, welches mit den Cimbern, Ambronen und Tigurinern im J. 113 vor Chr. Geb. sich gegen Italien wandte. Woher sie gekommen, ist ungewiß; wahrscheinlich waren sie germanischen Ursprungs. Nachdem von ihnen und ihren Verbündeten die Römer mehrere Niederlagen erlitten, wurden sie endlich von den Römern in einer Schlacht besiegt. S. Cimbern.

Texel oder Tessel, eine kleine, oft in der Seekriegsgeschichte vorkommende Insel an der nördlichen Spitze Nordhollands, wozu sie gehört, und wovon sie durch die Meerenge Marsdiep geschieden wird. Sie liegt in der Nordsee, und hat auf der Ostseite die bequeme moskowische Rhede, wo sich die Ostindienfahrer versammeln. Die Einwohner, an der Zahl 5000, welche 6 Dörfer bewohnen, leben hauptsächlich von der Schafzucht (indem sie 30,000 Stück unterhalten), und verfertigen die berühmten grünen Texterkäse. Auch treiben sie starken Tabaksbau und Austernfischerei.

Tezel (Johann), ein berüchtigter und eifriger Ablaßkrämer, gebürtig aus Leipzig. Er studirte daselbst Theologie, trat 1489 in den Dominicanerorden, und erhielt die Erlaubniß auszugehn und zu predigen. Im J. 1502 wurde er vom römischen Stuhle zum Ablaßpre-

diger bestellt und trieb funfzehn Jahre lang den sehr einträglichen Ablaßhandel, wobei er sich der schändlichsten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Seine Sitten und sein Wandel waren so anstößig, daß er zu Inspruck wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau gesackt und ersäuft werden sollte. Auf Vorbitten wurde er zu ewigem Gefängnisse verdammt. Aber auch davon wurde er bald befreit, wanderte nach Rom und erhielt vom Papste Leo X. Ablaß, ja er wurde sogar zum apostolischen Commissarius und vom Erzbischof zu Mainz zum Ketzermeister ernannt. Jetzt trieb er den Ablaß mit noch größerer Unverschämtheit. Als Untercommissär des päpstlichen Ablaßpachters durchreiste er Sachsen in einem Wagen, von Rittern begleitet, und mit zwei großen Kasten versehen, deren einer zur Aufbewahrung der Ablaßbriefe, der andere für das gelöste Geld bestimmt war, und die Aufschrift gehabt haben soll:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Sobald die Seel' gen Himmel springt.

Er soll außer freier Kost monatlich 90 Goldgülden gehabt haben. In vielen Städten holte man den Ablaßverkünder feierlich unter Glockengeläute ein, der die Wirksamkeit seiner Ablaßbriefe schreiend pries, und überall seinen Geldkasten reichlich füllte, indem er für jeden Mord, Meineid, Ehebruch rc. Heilung anbot. Dieß trieb er ungeahndet, bis Luther sich 1517 durch seine Thesen gegen diesen schändlichen Mißbrauch erklärte. Die von Tetzel dagegen geschriebenen Sätze verbrannten die Studenten auf öffentlichem Markte zu Wittenberg. Der nachdrückliche Verweis, welchen Tetzel nachher von dem zur Schlichtung des Streits gesendeten päpstlichen Kämmerer Carl von Miltiz erhielt, kränkte sehr auf ihn. Er starb an der Pest an demselben Tage (4. Juli 1519), an welchem Luther die berühmte Disputation mit Eck hielt. Sein Leichnam liegt in der Paulinerkirche in Leipzig begraben.

Thais, die berüchtigte Geliebte Alexanders des Großen, gebürtig aus Athen. Sie soll, um für die von Xerxes gegen ihre Vaterstadt ausgeübten Feindseligkeiten Rache zu nehmen, einst bei einem Gastmahle in dem königlichen Palast zu Persepolis die Anzündung der königlichen Burg gefodert und den trunkenen Alexander bewogen haben, den ersten Brand hineinzuschleudern. In der Folge wurde sie die Geliebte, und zuletzt die Gemahlin des Ptolemäus, Königs von Aegypten.

Thaler, s. **Joachimsthaler**.

Thales, aus Miletus in Ionien, der **älteste Philosoph Griechenlands**, und der erste der ionischen Kosmophysiker, wurde nach Diogenes Laertius in dem ersten Jahre der 35sten Olympiade (ungefähr 640 v. C.) geboren, widmete sich in seinen frühern Jahren dem Staate, nachher aber bloß philosophischen Untersuchungen. Doch muß seine politische Laufbahn nicht sehr bedeutend gewesen seyn, denn Plato rechnet ihn zu den Weisen, welche sich wenig in öffentliche Geschäfte gemischt haben. In seinen spätern Jahren soll er mehrere Reisen nach Aegypten gemacht, dort die Höhe der Pyramiden berechnet, und den Unterricht ägyptischer Priester empfangen haben. Wahrscheinlich erlernte er daselbst auch die Geometrie, worin er es aber durch eigenes Nachdenken weiter gebracht zu haben scheint, als seine Lehrer. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erwarb er sich durch seinen Unterricht und seine Kenntnisse so großen Ruhm, daß man ihn unter die **sieben Weisen** gerechnet und seine Aussprüche

im Alterthum sehr hoch geehrt hat. Den Joniern gab er (in der 55sten Olympiade) den weisen Rath, ein gemeinschaftliches Bündniß zu schließen, um sich gegen die Macht der Perser zu schützen, und Teos zum Mittelpunkt des Bundesstaates zu machen. Auch hielt er die Milesier vom Bündnisse mit dem Crösus gegen Cyrus ab. Dies sind die einzigen Nachrichten, welche uns von seinem politischen Leben aufbehalten sind. Nach der gewöhnlichsten Meinung starb Thales in der 58sten Olympiade (ungefähr 543 v. Chr.), als Zuschauer der olympischen Spiele vor Hitze, Durst und Altersschwäche. Seine Kenntnisse und philosophischen Lehren theilte er mündlich mit, und sie wurden nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten, bis die spätern griechischen Philosophen, namentlich Aristoteles, sie aufzeichneten. Nach seinem System soll das Wasser oder die Flüssigkeit das Prinzip aller Dinge, und jedem Dinge in der Natur ein wässeriges Princip eigen seyn, das zu seiner Erhaltung dient. Die Erde kam ihm daher wie ein verdichtetes, die Luft, wie ein verdünntes Wasser, das Feuer wie eine verdünnte Luft vor, und er behauptete, daß durch Verdichtung und Verdünnung des Wassers alle Naturerscheinungen hervorgehen, und in dieses Grundelement aufgelöst werden. Sollte das Wasser die Ursache der Entstehung aller Dinge seyn, so durfte er es für keine todte Masse annehmen, und er legte ihm deßhalb ein Princip der Thätigkeit bei, welches er das Göttliche, oder die Weltseele nannte. Wenn er also die Welt mit Dämonen oder Seelen anfüllte, und sogar leblosen Dingen eine Seele beilegte, so meinte er damit, daß jene schöpferische formende Kraft, als wesentliche Eigenschaft des Grundelements, wie dieses selbst, durch die ganze Welt verbreitet und wirksam sey. Dies war auch das Band, wodurch Thales seine Philosophie mit der Volksreligion verknüpfte, nur daß er nicht die Naturgegenstände selbst mit den Dämonen oder Kräften, welche sie nach seiner Meinung regierten, verwechselte. Doch ist bei dem Mangel schriftlicher Ueberbleibsel die naturphilosophische Ansicht des Thales uns nicht sicher bekannt. Die Nachrichten der Alten von den physikalischen und astronomischen Kenntnissen des Thales sind ebenfalls sehr widersprechend. Er soll das Jahr zuerst auf 365 Tage bestimmt haben. Daß er den Joniern eine Sonnenfinsterniß vorherverkündete, wiewohl er nur das Jahr ihres Eintritts anzeigte, setzt richtigere Kenntnisse von dem Sonnensysteme voraus, als er und seine Schüler (nach Plutarch und Diogenes Laertius) gehabt haben sollen, wenn nämlich jene Vorhersagung auf eigene Beobachtung und Rechnung sich gründete. Wahrscheinlich aber hatte Thales bei dem Aufenthalt in Aegypten oder durch der Astronomie kundige Phönicier die Kunde von der bevorstehenden Sonnenfinsterniß erhalten, oder eine mechanische Methode, sie zu berechnen, gelernt. Merkwürdig ist es auf jeden Fall, daß die ionische Schule anfing, die Gestirne als bloße Körper, und nicht nach dem Volkswahne als göttliche Wesen zu betrachten.

Thalia (Thaleia), eine von den neun Musen. Sie war den Landleuten als Erhalterin alles Sprossenden, und auch als Erfinderin des Ackerbaues und der Baumzucht heilig. Gewöhnlich wird sie als die Muse des Lustspiels angesehen, das bekanntlich seinen Ursprung aus dem ländlichen Leben hatte. — Thalia heißt auch eine von den Grazien (s. d. Art.).

Thămyris oder Thamyras, ein berühmter Dichter vor Homer, ein Thrazier. Seine Stimme war sehr angenehm, und in den

pythischen Spielen trug er den Preis davon. Seine Gesänge beglei-tete er mit der Cither. Platon setzt ihn neben den Orpheus, Olym-pus und Phemius, und rühmt, daß ihm Niemand im Flöten- und Citherspiel, und im Singen gleich gekommen sey, daher habe auch nach seinem Tode seine Seele ihren Wohnplatz in einer Nachtigall ge-nommen. Eben so ehrenvoll vergleicht ihn Strabo mit dem Musäus. Berühmt ist in der Fabel sein Wettstreit mit den Musen. Stolz auf die Schönheit seines Gesanges foderte er die Göttinnen selbst zum Wettstreit heraus, unter der Bedingung, daß er als Sieger der Um-armung jeder Muse gewürdigt werden, im Fall er aber besiegt würde, sich jede Strafe, welche die Musen ihm auferlegen wollten, gefallen lassen sollte. Er verlor, und die Göttinnen bestraften ihn mit Blind-heit, zerbrachen seine Cither, und beraubten ihn aller seiner musikali-schen Talente. Homer (Iliade II. V. 595) besingt die Fabel. Er soll auch der Erfinder der dorischen Tonart seyn. Seine Gedichte sind sämmtlich verloren gegangen, und dasselbe ist auch mit dem Trauerspiel des Sophokles über ihn der Fall.

Tharant, ehemals Granaten genannt, ein Städtchen im erzge-birgischen Kreise des Königreichs Sachsen, mit 150 Häusern und 800 Einwohnern. Hier ist seit einigen Jahren ein königliches Forstinsti-tut unter der Direction des Forstraths Cotta, und das 1792 ange-legte Bad, welches sein Wasser aus zwei mineralischen Brunnen, dem Sidonien- und Heinrichsquell, empfängt. Die gesunde Gebirgsluft scheint mehr, als die Kräfte des Bades selbst, zur Genesung der sich bisweilen zahlreich einfindenden Kranken beizutragen. Die angeneh-men Umgebungen, durch die Kunst geschmackvoll verschönert, ziehen stets häufige Besuche von Einheimischen und Fremden herbei, und ha-ben dem sonst unbedeutenden Orte eine gewisse Celebrität verschafft. An der Seite der Stadt liegen auf einem freistehenden Felsen die Ruinen des Schlosses Tharant. Zedena oder Sidonia, Tochter des böhmischen Königs Podiebrad, und Gemahlin Alberts, des Stammva-ters der Albertinischen Linie, wählte das einsame Tharant zum Wit-wensitze. Sie starb den 1. Febr. 1510, und seitdem ist das Schloß nie wieder von einer fürstlichen Person bewohnt worden. Die Ma-terialien des Schlosses wurden in der Folge zu anderm Behuf verwen-det, und die Zeit hat es vollends so zerstört, daß von dem einst so berühmten Gebäude nur noch die Mauern und die Trümmern des Thurmes stehen.

Thatbestand, oder Corpus delicti, ist der Inbegriff derjeni-gen Thatsachen, welche zur juristischen Gewißheit eines Verbrechens erfodert werden. Von dem wirklichen Daseyn eines Verbrechens (dem Thatbestande oder corpore delicti) kann man sich entweder sinnlich überzeugen oder nicht. Im ersten Fall hat nämlich das Verbrechen sinnlich bemerkbare Spuren hinterlassen, und da muß in Criminal-fällen der Richter mit zwei Schöppen, dem Gerichtsschreiber, und den Umständen nach mit Zuziehung zweier Sachverständigen, die That an und für sich, und die dieselbe begleitenden Umstände gehörig un-tersuchen. In dem andern Falle, wo das Verbrechen keine Spuren hinterließ, kann die Untersuchung nur auf die Aussage gültiger Zeu-gen, oder auf das Bekenntniß des Angeschuldigten, oder auf andre rechtliche Anzeigen und vernünftige Muthmaßungen gebauet werden. Bei dem Mangel dieser oder jener fehlt das Corpus delicti und da-mit alle Berechtigung zu einer Untersuchung. Sowohl im Anklage- als im Inquisitionsprozeß muß der Thatbestand bewiesen seyn, und

es kann von dieser Regel selbst dann keine Ausnahme Statt finden, wenn der Verbrecher selbst die That mit allen dieselbe begleitenden Umständen bekennen sollte. Es wird jedoch kein mathematischer Beweis des Thatbestandes erfodert, sondern es genügt bei solchen Verbrechen, von denen keine Spur mehr vorhanden ist, wenn aus dem ganzen Zusammenhange der Sache sich die größte Wahrscheinlichkeit ergibt, daß das Verbrechen in der actenkundigen Maße wirklich gegründet sey. Je größer der Nachtheil nach erwiesenem Thatbestande für den Verbrecher ist, je sorgfältiger muß der Richter das Corpus delicti prüfen. Um überhaupt wegen eines angeblich verübten Verbrechens weiter nachforschen, oder inquiriren zu können, genügt, jedoch unter Einschränkungen, das Gerücht und die Denunciation; ersteres nämlich, wenn es sich allgemein verbreitet, man von dem Ungrund desselben nicht durch Beweise des Gegentheils überzeugt, das Gerücht selbst von zwei glaubhaften Zeugen bestätigt wird, und der angebliche Verbrecher ein Mensch ist, zu dem man sich der That versehen kann. Die Denunciation oder Anzeige muß, wenn sie eine Untersuchung begründen soll, von einer Person herrühren, die als Zeuge unverwerflich ist, von der Angabe und Bestrafung keinen Vortheil hat, das Verbrechen selbst mit allen dasselbe begleitenden Umständen genau angibt, und die Anzeige eidlich erhärtet. Auf die Denunciation eines Juden gegen einen Christen ist dann zu achten, wenn der Angeber sich durch eine besondere Rechtschaffenheit unter seinen Glaubensgenossen auszeichnet, und seine Denunciation von andern Wahrscheinlichkeiten unterstützt wird. Wenn jedoch die angebliche Begehung einer gewissen Missethat noch auf der bloßen Möglichkeit, oder gar auf Unwahrscheinlichkeit beruht, wenn die gegen die Person streitenden Vermuthungen nicht zugleich Anzeigen der Missethat selbst sind, so kann der Richter nicht zur Specialinquisition schreiten. Zur letztern, so wie zur Inhaftirung wird übrigens keine völlige Gewißheit des Thatbestandes erfodert, sondern es genügen schon Anzeigen, die einen halben Beweis bilden gegen eine Person, zu der man sich der That versehen kann. Um auf eine Leibesstrafe zu erkennen, wird gleichfalls kein ganz vollständiger Beweis des Corporis delicti erfodert, wenn nur die auf vieler Wahrscheinlichkeit beruhende Gewißheit vorhanden ist. Um auf Todesstrafen erkennen zu können, wird die höchste moralische Gewißheit des Thatbestandes verlangt. Wenn ein Verbrechen, das Spuren nachgelassen hat, gar nicht, oder doch nicht gehörig hat untersucht werden können, so kann die Todesstrafe Statt finden, falls nur anderweitig wegen des Thatbestandes eine moralische Gewißheit vorhanden ist, auch alle Umstände und die höchste Wahrscheinlichkeit, oder Aussagen unverwerflicher Zeugen, das von dem Angeschuldigten abgelegte Bekenntniß bestätigen. Läugnet der Angeschuldigte aber die Existenz des Verbrechens mit wahrscheinlichen Gründen, wodurch der Thatbestand zweifelhaft wird, so kann unter keinen Umständen die Todesstrafe Statt finden. Wird aber der Verbrecher der Missethat, von deren Existenz man nach moralischen Gründen überzeugt ist, durch zwei gültige Zeugen überwiesen, und kann er keine vernünftige oder wahrscheinliche Einwürfe wider die Richtigkeit des Thatbestandes machen, so kann er, trotz seines Läugnens, zum Tode verurtheilt werden. Wenn der Thatbestand zwar untersucht ist, jedoch wegen der Existenz des Verbrechens solche Beweise und Vermuthungen vorhanden sind, die der Angeschuldigte nicht ablehnen oder entkräften kann, so ist der

hatbestand zur Erkennung der Todesstrafe hinlänglich bewiesen. immt hingegen der Angeschuldigte wahrscheinliche Gründe zu seiner ertheidigung aus der nicht gehörigen Untersuchung des Thatbestandes r, so ist der letztere nicht hinlänglich bewiesen, um darauf die Verurteilung zur Todesstrafe zu gründen. Indessen kann hinsichtlich einer genannten außerordentlichen Strafe ein Endurtheil Statt finden. Man nennt auch häufig die sinnliche Wirkung eines Verbrechens und e Werkzeuge, womit es begangen worden, den Thatbestand oder Corpus delicti.

Thatsache heißt (im juristischen Sinne) alles, was in Zeit nd Raum wirklich geschehen, oder nach gesetzlicher Vorschrift als geschehen zu betrachten ist. In der Regel müssen alle Thatsachen, die icht notorisch sind, von dem, der sie behauptet, bewiesen werden. Indessen gibt es doch 1. Thatsachen, die als wahr angenommen werden, elbst wenn das Gegentheil bewiesen werden könnte, z. B. daß die Zahlung iner Schuld geschehen sey, wenn die Quittung 30 Tage alt ist. Diese Art on Vermuthungen, wodurch der Beweis des Gegentheils ausgeschlossen wird, heißen Praesumtiones Juris et de Jure. 2. Wird manche Thatsache nach rechtlicher Vorschrift so lange als wahr angenommen, bis das Gegentheil erwiesen ist. Da heißt es: es streite die rechtliche Vermuthung, oder die Praesumtio Juris für sie; z. B. jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist. Alle übrigen Thatsachen, die weder die Notorietät noch eine Art jener beiden Vermuthungen für sich haben, bedürfen, wenn Jemand gerichtlich sich darauf beruft, eines Beweises.

Thau ist der wässerig atmosphärische Niederschlag, welcher auf den Pflanzen und den andern Dingen im Sommer als Tropfen, im Winter als Reif sichtbar ist, und sich bei dem Aufgange und Niedergange der Sonne an heitern Tagen zeigt. Die Ursache seiner Erscheinung ist in der in jenen Augenblicken Statt habenden schnellen Temperatur-Erniedrigung der Atmosphäre zu suchen, wodurch der darin luftförmig aufgelös'te Wasserdunst zur dichtern, liquiden Form zurückgeführt wird. In den gemäßigten Himmelsstrichen fällt nicht viel Thau, weil in ihnen viel Regen sich einfindet, überhaupt auch die hygrometrische Feuchtigkeit der Atmosphäre bedeutender ist, als im wärmern Clima, wo die Temperatur durch anhaltenden heitern Himmel gesteigert ist, und die Atmosphäre daher eine größere Menge Wasser luftförmig enthält. Eben dies ist aber auch die Ursache des ausnehmend starken Thaues, der täglich in warmen Ländern, in Italien, Afrika u. s. w. einem Regen gleich fällt, und während des heitern Sommers den Regen ersetzen hilft. F.

Thauwetter, Aufthauen des Eises, der Vorgang in unserer Atmosphäre, da Eis und Schnee wieder flüssig zu werden anfangen. Die Ursachen dieser Erscheinung, namentlich des oft überaus schnell und ganz unerwartet eintretenden Thauwetters, sind bei weitem noch nicht gehörig erforscht. Sichtbar sind die Wirkungen der Sonnenstrahlen, der warmen Süd- und Westwinde; allein diese Gründe reichen zur Erklärung in allen Fällen nicht hin; und man sieht sich fast gezwungen, der Meinung derjenigen Naturforscher beizutreten, welche ein Centralfeuer (s. d. Art.), und ein öfteres, unverhältnißmäßiges Hervorbrechen der daher entstehenden Grundwärme annehmen. Leichter läßt sich erklären, warum beim Eintritte und Anhalten von Thauwetter oft eine empfindliche Kälte verspürt wird, indem bei Verwandlung so großer Eismassen in Wasser, eines festen Körpers in

einen tropfbar-flüßigen, allerdings eine ungeheure Menge Wärmestoff verschluckt werden muß (s. Wärme). Oft beruhet diese Empfindung scheinbar vermehrter Kälte bei eintretendem Thauwetter aber auch auf einer, durch die mit eingetretene Naßkälte verursachten, Sinnentäuschung, welche durch das Thermometer sogleich widerlegt wird. — Ueber mehrere, beim künstlichen Aufthauen des Eises vorkommende, merkwürdige Umstände gehen wir weg, weil sie sich unmittelbar auf die Theorie des Wärmestoffs beziehen, und wir daher auf diesen Art. verweisen müssen.

Theater (aus dem Griechischen) bedeutete eigentlich den Theil des Schauspielhauses, wo die Zuschauer saßen, oft auch das ganze Gebäude selbst, niemals, wie bei uns, die Schaubühne. Wir nehmen hier das Wort in dem Sinne, in welchem es das ganze Gebäude anzeigt. Nach den Tempeln waren bei den Griechen und Römern die Schauspielhäuser die vornehmsten Gebäude, da sie nicht bloß zum Vergnügen dienten, sondern auch zu einem Theile des Gottesdienstes bestimmt waren. Als dem Bacchus geweiht, hießen sie auch oft dionysische oder lenäische Theater, die darauf vorgestellten Stücke nannte man häufig Dionysiaka, und die Schauspieler dionysische Künstler. Jede beträchtliche griechische und römische Stadt hatte ihr Theater; allein so niedrig die Schauspielkunst selbst anfangs stand (s. d. Art. Schauspiel), so schlecht waren auch die Plätze, wo man die Stücke aufführte. Eine Hütte, ohne alle Kunst von Baumzweigen aufgeführt (daher der Name Scene, σκηνή), war die Bühne, auf welcher man an Bacchusfesten vor dem versammelten Volke die Dithyramben zur Ehre des Gottes sang. Thespis (s. d. Art.) zog mit einem Wagen umher, und führte darauf seine rohen Stücke auf. Susarion gab seine satyrischen Stücke auf einem Brettergerüste, und erst nach und nach entwickelte das Genie der Griechen jene Meisterwerke der Baukunst, deren Trümmer wir noch bewundern. Die Römer, ihre Nachahmer, übertrafen sie an Pracht und Größe. Die ersten steinernen Theater wurden in den griechischen Colonien in Etrurien und Unteritalien gebaut, und zu Adria, einer Colonie der Etrusker, findet man noch jetzt die Ueberbleibsel eines Theaters, welches das älteste uns bekannte ist. Auch in Sicilien gab es früher als in Griechenland steinerne Theater. Noch in der 70sten Olympiade war das Schauspielhaus zu Athen von Holz; als es aber bei der Aufführung eines Stücks von Pratinas wegen der großen Menschenmenge einstürzte, begann man zu Themistokles Zeit den Bau eines steinernen, welches das erste in Griechenland war, das Theater des Bacchus hieß und nachher zum Muster aller übrigen diente. Auch die Römer hatten lange Zeit hindurch nur hölzerne Theater, welche nach Aufführung der Stücke, zu denen sie errichtet waren, wieder eingerissen wurden. Es waren bloße Brettergerüste für die Schauspieler. Die Zuschauer mußten stehen. Marcus Aemilius Lepidus baute zuerst ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer. In den letzten Zeiten der Republik wurden die Theater des Scaurus und Curio gebauet, die sich zwar durch Größe und Pracht auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren, und nach geendigten Spielen wieder abgetragen wurden. Das Theater des Marcus Aemilius Scaurus, eines Aedilis curulis und eines Zeitgenossen des Cicero und Cäsar, war überaus prächtig und so groß, daß es 80,000 Menschen fassen konnte. Die Scene (derjenige Theil, wo die Schauspieler agirten), war mit drei über einander befindlichen Säulenreihen verziert, die 360 Säulen enthielten. Die

unterste Reihe, 38 Fuß hoch, war von Marmor, und in den Zwischenreihen mit 3000 Statuen geziert; die zweite Reihe war von Glas, die dritte Reihe von vergoldetem Holze. Was von kostbaren Tapeten, prächtigen Gemälden und Verzierungen aller Art in dem Theater nicht Platz fand, ließ Scaurus in seine Wohnung nach Tusculum bringen; seine Sclaven legten aus Bosheit Feuer daran, und der Schaden des Brandes betrug an 100 Millionen Sestertien (gegen fünf Millionen Thaler). Pompejus ließ in Rom das erste steinerne Theater aufführen, auf dessen Trümmern jetzt der Palast Ursini steht. Es ward nach einem Risse des Theaters von Mitylene gebauet, und erst unter Caligula vollendet. Es faßte 40,000 Menschen. Jetzt sind nur wenige Ruinen davon zu sehen. Nach Errichtung des Pompejischen wurden nicht bloß in Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Gebiets steinerne und stehen bleibende Theater erbaut. Auch wurde von dieser Zeit an die Scene mit Marmor bekleidet, und mit marmornen Säulen eingefaßt. Zu gewissen Festen und Spielen wurden sie noch außerdem mit größter Pracht ausgeziert; ja, auf Nero's Befehl wurde die Scene mit Gold überzogen, und weil auch der ganze Umfang des Theaters und alles, was auf die Bühne gebracht ward, vergoldet, oder mit Gold geschmückt war, so wurde der Tag, an dem dies geschah, der goldene genannt. Auch hinter der Scene wurde bei den römischen Theatern ein Säulengang angelegt, zum Zufluchtsort der Zuschauer bei üblem Wetter. Dies war bei dem Pompejischen Theater gleichfalls der Fall. Es schloß einen großen, mit Bäumen, die von Alleen durchschnitten waren, besetzten, und mit einem Springbrunnen und Statuen verzierten Platz ein. Erst einige Zeit nach dem punischen Kriege entstand der Gebrauch, um die Unbequemlichkeiten des Wetters zu vermeiden, das Theater und die Orchestra mit einem Tuche zu überspannen. Dieser Gebrauch ward durch Quintus Catulus aus Campanien nach Rom gebracht. Catulus nahm Purpurdekken dazu. Ueberhaupt waren die Tücher, deren man sich dazu bediente, gewöhnlich mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Späterhin nahm man die feinste und kostbarste ausländische Leinwand, und Nero ließ sogar einen Teppich dazu nehmen, der mit Gold geschmückt, und in dessen Mitte sein Bildniß gestickt war, wie er, von Gestirnen umgeben, den Sonnenwagen lenkte. Zur Linderung der durch die Menge der Zuschauer in solchen bedeckten Theatern verursachten Hitze bediente man sich gleich kostbarer Mittel. Pompejus ließ zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Mischung von Wein und Wasser, worin man den besten cilicischen Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Diesen Crocuswein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters versteckt lagen, und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen. Hier erhielten die Röhren ganz kleine Oeffnungen, durch welche der Wein wie ein feiner Regen herabspritzte, und dadurch im ganzen Theater Kühlung verbreitete. Auch wurde bisweilen Balsam unter den Wein gemischt; und oft wurden die zur Verzierung des Theaters angebrachten Statuen zum Verspritzen des Crocusweins gebraucht, indem sie hohl waren, und man den Wein durch Röhren hinleitete. Man baute die Schauspielhäuser so viel möglich immer an dem Abhange eines Hügels oder Berges, um hier auf eine bequeme Art die Sitze für die Zuschauer stufenweis über einander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau angelegt

werden; bei den Griechen war dies seltner als bei den Römern der Fall. Konnte in dem Berge nicht füglich die halbrunde Form des Theaters angebracht werden, so legte man nur den mittlern Theil der Sitze in dem Bergen an; die beiden Enden erhielten einen Unterbau. Die Form des Gebäudes war ein Halbcirkel, dessen beide Enden nach der Richtung der Tangenten an jedem Endpunkte des Halbcirkels etwas verlängert, und durch ein Quergebäude verbunden waren. Es hatte drei Haupttheile: 1. das eigentliche Theater, d. i. der Platz für die Zuschauer in einem halben Cirkel; 2. die Scene oder der Platz für die Schauspieler in dem Quergebäude; 3. das Orchester, der Raum vor der Scene bis zu den Sitzen der Zuschauer. Hierin stimmten die griechischen und römischen Schauspielhäuser im Wesentlichen überein. In andern Stücken unterschieden sie sich aber merklich. (M. vergl. hier auch die Artikel Chor, Orchester, Proscenium, Pulpitum, u. s. w.) Zu dem Maschinenwesen, besonders der Griechen, gehörte 1. die eigentlich sogenannte Maschine am linken Eingange über der Scene, um in den Trauerspielen die in der Luft schwebenden Götter und Helden darzustellen; 2. das Theologeion über der Scene zur Darstellung der Götter im Olymp; 3. der Krahn, eine Maschine, die von oben herabgelassen wurde, um eine Person schnell der Bühne zu entrücken; 4. das Hängezeug, herabhängende Stricke, um die in der Luft schwebenden Götter und Heroen festzuhalten. Andre Maschinen befanden sich unter der Bühne, z. B. eine Hebemaschine, um das Heraufsteigen, z. B. eines Flußgottes, zu bewirken, u. s. w. Außer den schon genannten, waren die vorzüglichsten Theater der Alten die zu Segesta, Syracus und Agyrium auf Sicilien. Die schönen Schauspielhäuser zu Corinth und Sparta (wovon noch Trümmer übrig sind), und zu Epidaurus und Megalopolis auf der Insel Aegina, sollen die prachtvollsten Theater Griechenlands gewesen seyn. Von dem zu Epidaurus sieht man noch wichtige Ruinen. Von den vielen Theatern in den italischen Städten bemerken wir nur die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji, so wie auch das zu Iguvium in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren, außer dem Theater des Pompejus, das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus (welches 22,000 Menschen faßte) die vorzüglichsten. Sowohl die innere als äußere Einrichtung unserer jetzigen Theater unterscheidet sich sehr wesentlich von den griechischen und römischen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die bereits angeführten Artikel. Erst später erhielten wir Deutsche eigentliche Schauspielhäuser, nachdem die frühern theatralischen Darstellungen entweder in andern öffentlichen und Privatgebäuden, oder auch unter freiem Himmel gegeben worden. Jetzt hat Deutschland eine Menge von Schauspielhäusern und in festem Gehalt stehende Schauspielergesellschaften (welches man heutzutage in dem Begriff Theater umfaßt). Die wichtigsten deutschen Theater waren und sind: zu Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Mannheim, München, Stuttgart, Carlsruhe, Cassel, Darmstadt, Braunschweig, Frankfurt am Main, Weimar, Breslau, Prag, Königsberg u. s. w. — Unter Theater versteht man auch häufig im uneigentlichen Sinn 1. den Inbegriff der für theatralische Darstellung bestimmten Dichterwerke eines Volks, z. B. Theater der Britten, der Deutschen u. s. w.; 2. den Inbegriff der theatralischen Werke einzelner Schriftsteller, z. B. Schillers, Florians, Voltaire's Theater; 3. nennt man auch Oerter, wo andre Gegenstände zu sehen sind und große Anstalten Theater, z. B.

anatomisches Theater, theatrum Sheldonianum (eine berühmte Druckanstalt in den Universitätsgebäuden zu Oxford, vom Erzbischof Sheldon gestiftet), Kriegstheater u. s. f. Man vergl. hier noch die Artikel: Deutsches, Englisches, Französisches, Italienisches u. s. w. Theater, wie auch den Artikel Theatralische Darstellung.

Theatercoup, ein Ausdruck, welcher von der sich früher bildenden französischen Bühne und Theaterkritik entlehnt worden ist. Coup an und für sich bedeutet schon im gemeinen Leben eine gewaltsam ausgeführte, und daher überraschende, mehrentheils auch gewagte Handlung, weil es ursprünglich von scharfen und schneidenden Instrumenten, vorzüglich vom Schwerte, gebraucht wird, wie unser deutsches Wort Hieb und Stich. Auf das Schauspiel angewendet, hieße daher ein Coup ein schnell, unvorbereitet eintretendes und daher überraschendes Ereigniß, wodurch der dramatische Dichter die Handlung unterbricht; und dieses ist die erste und eigentliche Bedeutung des obigen Ausdrucks. Da nun jedes Drama in einer zusammenhängenden und beschlossenen Reihe von Handlungen bestehen soll, die sich aus sich selbst entspinnt, in sich verwickelt und auflös't, so ist ein solcher Theatercoup im Drama überhaupt unzulässig. Es fallen aber unter diesen Begriff nicht die überraschenden Handlungen und Wirkungen, welche durch den Charakter der Personen, z. B. eines Wildfangs im Lustspiele, vorbereitet und in ihnen begründet sind, sondern die Begebenheiten, wodurch der Dichter unvorbereitet und mithin willkürlich den Zusammenhang der dramatischen Handlung unterbricht, gesetzt auch sie wären in dem geschichtlichen Stoffe, welchen er bearbeitet, gegeben. Daß so viele Theatercoups in Schauspielen von Theaterdichtern gebraucht oder von Beurtheilern ungerügt übersehen werden, kommt daher, weil dramatische Werke so selten als organisches Ganzes gefaßt oder gebildet werden, und die Mehrzahl der erstern auf einen flüchtigen Effect hinwirkt, weshalb die Theatercoups vorzüglich in Spectakelstücken zu Hause sind, — oder auf Spannung der Erwartung, welche man durch eine Verwicklung der Handlung steigert, die nur von außen her gewaltsam auflösbar ist, und gleichsam durch Zerhauen des Knotens bewirkt wird. Am meisten kommen daher auch solche Theatercoups bei der Auflösung vor, und eine bessere Haltung der Charaktere würde sie in den meisten Fällen entbehrlich machen. Es ist natürlich, daß im Gebiete des Wunderbaren (wie z. B. im dramatischen Märchen und der romantischen Oper) die Freiheit des Dichters größer ist, als im strengen, der Wirklichkeit gleichsam näheren Drama; doch bleibt auch hier fehlerhaft was, ohne in dem Charakter dieser Gattung und der Idee der besondern Fabel begründet zu seyn, von außen her den Gang der Handlung verändert. — Weil ferner Ueberraschung eine gewöhnliche Wirkung des Theatercoups ist, so hat man auch jedes eine starke Ueberraschung und Ergreifung beabsichtigende und bewirkende Mittel der theatralischen Darstellung einen Theatercoup genannt. Es ist aber klar, daß auch der rauschendste Beifall der Menge das willkürliche Herbeiziehen oder grelle Hervorspringen eines auffallenden Ereignisses, welches den natürlichen Gang der Handlung unterbricht, nicht rechtfertigen kann. Da nun, je öfter dergleichen Hülfsmittel gebraucht werden, sie desto mehr ihre überraschende Wirkung verlieren und die poetische Armuth des Dichters beurkunden, so hat man überhaupt auch 3) ein verbrauchtes Mittel der dramatischen Auflösung Theatercoup genannt, wodurch der Autor, wie man sich ausdrückt, den Knoten schnell zerhaut. Dieß geschieht beson-

ders oft durch Erkennungsscenen oder Rettungsscenen, wiewohl dieselbe Handlung dem Inhalte nach hier vorbereitet, dort willkürlich überraschend seyn kann.

Theatiner, regulirte Chorherren, 1524 vom h. Cajetan von Thiene und dem nachmaligen Papste Paul IV. noch als Pater Caraffa gestiftet, und nach des Letztern Bischofssitze Theate benannt. Sie verpflichteten sich neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden zum Predigen gegen die Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken, zur Begleitung der Missethäter, und zu einem Vertrauen auf die Vorsehung, wobei sie weder ein Eigenthum besitzen, noch Almosen sammeln, sondern die Gaben der Wohlthätigen erwarten wollten, aber in letzterer Hinsicht, wie die Pracht ihrer Kirchen und Altäre zu verrathen scheint, wol etwas nachgiebiger gewesen seyn mögen. In Italien, hauptsächlich in Neapel, sind sie zahlreich und vielgeltend, und meist werden aus ihrer Mitte die Bischöfe genommen. Auch haben sie sich in Spanien und Polen verbreitet, und selbst in Mingrelien 1627 ein Kloster ihres Ordens gegründet. (S. Orden, geistliche.) E.

Theatralische Darstellung ist die sinnlich vollkommene Nachahmung einer Handlung sowohl durch körperliche Thätigkeit, durch Geberden, Mienen und Reden, als auch durch Vorstellung der äußern, mit der Handlung verbundenen Gegenstände und Ereignisse auf einer zu jener Nachahmung eingerichteten Schaubühne. Deßhalb ist die theatralische Darstellung nicht allein auf die Schauspielkunst, welche hauptsächlich die Darstellung der handelnden und redenden Personen, ihrer Sitten, Leidenschaften, Geberden und Mienen zum Gegenstande hat, beschränkt, sondern zu ihrer Vollkommenheit werden auch andre schöne und bildende Künste, z. B. Baukunst, Tanzkunst, Malerei, Musik u. s. w. erfodert. Man kann im Allgemeinen auf theatralische Darstellung anwenden, was Voltaire ins Besondere von der Oper sagt, daß es nämlich eine Kunst sey, wo

Les beaux vers, la danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les coeurs
De cent plaisirs font un plaisir unique.

Nächst der dramatischen Dichtkunst, welche gewöhnlich den Stoff der theatralischen Darstellung liefert, ist die Scenik, d. h. die Wissenschaft der Regeln, wornach eine Schaubühne für theatralische Darstellungen einzurichten und zu verzieren ist, einer der wichtigsten Theile der theatralischen Kunst, indem er zugleich Kenntniß der ältern und neuern Baukunst, der Malerei, Bildnerei, Geschichte, Länder- und Völkerkunde erfodert. Die wichtigsten Gegenstände der ältern und neuern Scenik sind bereits unter dem Artikel Theater und unter den übrigen besondern, dort angeführten Titeln abgehandelt. Wir beschränken uns deßhalb hauptsächlich hier auf Schauspielkunst, in so weit dieser Gegenstand nicht gleichfalls unter den angeführten Ueberschriften, so wie unter den Artikeln Declamation, Geberde, Mimik, Pantomime dargestellt worden ist. Die Schauspielkunst im engern Sinne ist der Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten, welche zur Darstellung und Nachahmung von Gemüthszuständen, Reden, Handlungen und Sitten lebender Wesen durch Sprache, Mienenspiel und Costum erfodert werden. Die Mimik ist einer der wichtigsten Theile der Schauspielkunst, indem sie die Darstellung der Gemüthsveränderungen durch Geberden zum Gegenstande hat. Unter Geberde versteht man im Allgemeinen jede sichtbare Thätigkeit des

Körpers eines belebten Wesens, im engern Sinne aber die sichtbare Aeußerung der Seele oder des Gemüthszustandes durch den Körper. **Mimik**, als Wissenschaft betrachtet, zeigt daher die Gesetze, nach welchen die Seele, oder der Gemüthszustand sich durch Geberden äußert; als Kunst ist sie der Inbegriff der zur nachahmenden Darstellung der Seelen- und Gemüthszustände mittelst Geberden erfoderlichen Fähigkeiten. Sowohl in wissenschaftlicher als künstlerischer Hinsicht muß Mimik ein Hauptstudium des Schauspielers seyn. Außer einer aufmerksamen Beobachtung des Menschen unter allen Verhältnissen des Lebens ist auch die Betrachtung und Zergliederung solcher bildenden Kunstwerke, welche die Aeußerungen des Seelenzustandes menschlicher Wesen darstellen, für den Mimiker von hohem Nutzen. Daher gehören auch Erfahrungsseelenkunde und Physiognomik nächst der Aesthetik zu den vorzüglichsten Hülfswissenschaften der Mimik. Außerdem muß der Schauspieler die vorzüglichsten Werke über diesen Gegenstand studiren, und hier sind besonders unter den ältern J. J. Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785 und 1786, B. 2 8. (s. auch in seinen Werken) und Lessings hamburgische Dramaturgie (Hamburg 1767, 1768, 2 B. 8., und in seinen Werken), viele Stellen in Göthe's Lehrjahren Wilhelm Meisters, und unter den neuern H. Freiherrn von Seckendorfs Vorlesungen über Declamation und Mimik (Braunschweig 1816, 2 Bände), so wie auch manche theatralische Nachrichten und Beurtheilungen in dem Morgenblatt, der Zeitung für die elegante Welt, dem Berliner theatralischen Wochenblatt, dem Leipziger Kunstblatt und der Abendzeitung (Dresden, bei Arnold) sehr schätzbar. Nächst der Mimik ist die **Declamation** (s. d. Art) ein Haupttheil der theatralischen Darstellung. So wie die Mimik durch das Auge des Zuschauers auf seine Vorstellungen wirkt, so geschieht dies mittelst der Declamation durch das Ohr. Dem Schauspieler ist es deßhalb Pflicht, seinem Sprachorgan den höchsten Grad von Geschmeidigkeit und Wohllaut zu geben, seine Sprache dem jedesmaligen Gemüthszustande und den Sitten der Person, die er redend darstellt, anzupassen, und Richtigkeit und Reinheit der Sprache selbst sich zum Gesetz zu machen. Auch für diesen Zweig der Schauspielkunst ist das Studium der menschlichen Charaktere und Leidenschaften, die aufmerksame Beobachtung, wie die Menschen nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts und der Verhältnisse ihre Gemüthszustände durch den Ton der Rede ausdrücken, um so mehr erfoderlich, als oft durch den unrichtigen Vortrag einer einzelnen Stelle der Eindruck einer ganzen theatralischen Darstellung gestört oder vernichtet wird. Darum muß auch der Schauspieler in den Sinn des Dichters gehörig einzubringen suchen, und nicht bloß seine Rolle, sondern das ganze Stück studiren. Außer den bereits angeführten Werken verdient hier noch das Lehrgedicht von Dorat: La Déclamation théâtrale, en quatre chants, Par. 1766, 1767, 8., und in seinen Oeuvres, bemerkt zu werden. — Die richtige Beobachtung des Costums, oder desjenigen, was zu einer Zeit und an einem Orte, wo die zur theatralischen Darstellung gewählte Handlung vorgeht, üblich ist oder war, ist gleichfalls ein wesentliches Erfoderniß der theatralischen Darstellung, da ohne dieselbe der Zweck der Täuschung des Zuschauers gänzlich verloren ginge (s. **Costume**). Zum Costum wird, außer den Sitten und Gewohnheiten einer Zeit und eines Ortes, besonders die Bekleidung des Schauspielers gerechnet. Diese muß dem Stoff, der Form und den übrigen Verhältnissen nach,

dem Zeitalter und den Gebräuchen des Orts, dem Geschlecht und Alter der Personen gemäß seyn. Je mehr der Dichter auf die Eigenthümlichkeit der Kleidung bei einem historischen Charakter rechnet, um so genauer muß sie beobachtet werden. Doch braucht man bei einer theatralischen Darstellung aus einem entfernten Zeitalter nicht zu ängstlich zu verfahren, denn die Herrschaft der Mode wird nur bei Darstellungen aus der neuesten Zeit anerkannt. Das wahrhaft Häßliche eines Costums darf gemäßigt werden, aber nur auf solche Weise, daß es nicht an ein anderes Zeitalter oder Volk erinnert. Die Schamhaftigkeit darf selbst da nicht verletzt werden, wo sie auch nicht zum Costum eines Volks oder Zeitalters gehört. Auch in scenischer Hinsicht muß das Uebliche genau beobachtet, oder doch nicht auf eine solche Weise vernachlässigt werden, daß der Eindruck auf den Zuschauer und dessen Täuschung dadurch gestört wird. —

Theaterdichter heißt derjenige, welcher zum Behuf der Darstellung auf der Bühne ein dramatisches Gedicht fertiget. Nicht jeder **dramatische Dichter** ist in diesem Sinne Theaterdichter, weil man auch für Gedichte, die zur Darstellung auf der Bühne weder geeignet noch bestimmt sind, der dramatischen Form sich bedienen kann, wie z. B. Göthe im Faust. Umgekehrt nennt man bisweilen Leute Theaterdichter, die eben so wenig **Dichter** sind, als z. B. ein Wachsstock ein Stock. Es sind die Verfertiger derjenigen Theaterstücke, welchen das Wesen der Poesie fehlt: das Ringen der Phantasie nach einer das Gemüth befriedigenden Idealisirung der Begebenheiten, Handlungen, Sitten und Charaktere. Eine dritte Bedeutung hat das Wort als Amtstitel. Theaterdichter heißt derjenige, welcher bei einer Bühne angestellt ist, um für dieselbe Gelegenheitsgedichte (Antritts- und Abschiedsreden, Festspiele u. dergl.) zu schreiben. Die reisenden italienischen Operngesellschaften pflegen ihn Signor Poëta zu nennen, und er ist dort eine sehr untergeordnete Person, auch selten mehr, als ein Schreiber, der Sylben zählen, und reimen kann. In Deutschland fängt dies Amt an, aus der Mode zu kommen, weil die Directionen überall leicht Gelegenheitspoeten finden, welche für ihre Festbedürfnisse auf Bestellung arbeiten. Ein anderes Geschäft dieses Amtes, das Verfertigen von Theaterstücken, oder das leidige Bearbeiten schon existirender, nach Maßgabe des vorhandenen Personals, seiner Fähigkeiten oder seiner Wünsche, wird jetzt meistens von Schauspielern selbst, oder von Schriftstellern ihrer näheren Bekanntschaft betrieben. A. Mm.

Theben, 1. auch Diospolis magna genannt, war die Hauptstadt von Oberägypten, welches von ihr den Namen Thebais erhielt. Sie war die älteste Hauptstadt des alten Aegyptens, und die Residenz der Könige des thebaischen Reichs in Oberägypten, welches, älter als das memphitische in Mittelägypten, lange neben diesem blühete, und zuletzt mit demselben vereinigt wurde. Alte griechische Schriftsteller nennen bald den Osiris, bald den Busiris als Erbauer von diesem Theben. Es enthielt eine Menge prächtiger Gebäude von colossalischer Größe, von denen sich bis auf unsere Zeiten Ueberbleibsel erhalten haben, und hatte nach Homer hundert Thore. Ein dortiger Tempel hatte vierzehn Stadien (mehr als den zehnten Theil einer deutschen Meile) im Umfange, eine Höhe von 45 Ellen und 24 Fuß dicke Mauern, und war inwendig auf das reichste mit kostbaren Steinen, mit goldnen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen ausgeschmückt. Noch jetzt führen acht große Zugänge zu den Ruinen

dieses Tempels. Die Thore selbst sind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig aus rothem, feinpolirtem Granit erbauet, und überall, felderweise, mit hieroglyphischen Figuren und an den Seiten mit colossalischen Bildsäulen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels befinden sich 60—70 Fuß hohe, ganz aus Granit gehauene und mit Hieroglyphen bedeckte Obelisken. Der innere Tempel selbst ruht auf 134 Säulen. Außerdem findet man bei dem Tempel noch verschiedene Nebengebäude mit prächtigen Säulenstellungen und Zimmern. Außer andern Ruinen dieser Stadt sind auch die Gräber der Könige, von denen Denon acht Grabstätten besuchte, höchst merkwürdig. Bei seinem Eintritt fand er in einer 12 Fuß langen und 20 Fuß hohen Gallerie alle Wände voll stuckirter, aber zugleich bemalter Hieroglyphen. In sechs der Grabstätten waren selbst die Farben, gelb auf blauem Grund, noch ganz frisch. Am Ende der Gallerie standen prächtige Sarkophage mit Decken, alles voll hieroglyphischer Figuren. Die Möbeln, z. B. Tabourets, Lehnstühle, waren aus indischem Holz, mit Vergoldung und Sculpturen gearbeitet. Theben blühte noch fort, als es auch nicht mehr die Residenz von Königen war, wurde jedoch von Cambyses gänzlich zerstört. Es erholte sich aber wieder, und ward unter den Ptolemäern nochmals eine der reichsten und blühendsten Städte, allein endlich durch Ptolemäus Lathurus, gegen den es sich empört hatte, im Jahr 82 vor Chr. Geb. erobert, und fast ganz zu Grunde gerichtet. Schon Strabo fand nur noch ein Paar elende Dörfer an der Stelle der ehemaligen Paläste. Die alte Diospolis am rechten Nilufer besteht gegenwärtig aus den Flecken Karnak, Luxor und Nebine; an der Stelle von Memnonium, dem westlichen Theile der Stadt, wo die Bildsäule des Memnon stand, liegt jetzt Medinet Abu. — 2. Theben, die Hauptstadt der Landschaft Böotien, und eine der berühmtesten Städte Griechenlands, die Vaterstadt des Pindar, Epaminondas und Pelopidas. Den Grund zu diesem Theben legte (1500 J. vor Chr. Geb.) Cadmus, der Anführer einer phönicischen Colonie, indem er die Burg Cadmea mitten in der nachherigen Stadt bauete. Um diese Burg her legte Amphion nachmals die Stadt an, umgab sie mit Mauern, und bauete sieben Thore, die er nach seinen sieben mit Niobe gezeugten Töchtern benannte. Der Umfang der Stadt soll 70 Stadien, die Burg mit eingeschlossen, betragen haben. Auf der Anhöhe, wo die Burg lag, entsprang eine Quelle, die durch unterirdische Röhren in die Stadt geleitet wurde. Die Gegend umher wurde durch zwei Flüsse, durch Wiesen und Gärten verschönert. Die Stadt hatte viele prächtige Tempel, öffentliche Gebäude und Bildsäulen. Gegen Morgen lag noch die berühmte Quelle Oedipodia, worin sich Oedipus von seinem Vatermorde reinigte. Die Regierungsform der Thebaner war anfangs monarchisch, und drei Dynastien folgten einander auf dem Thron, nämlich 1. die Cadmeer, die Nachkömmlinge des Cadmus, bis auf Antesion; 2. zwischen ihnen drei Sparter, Amphion und Zethus, während der Minderjährigkeit des Lajus, und Kreon zwischen Lajus und Oedipus; 3. die Böotier, nämlich die drei letzten Könige. Die Söhne des Oedipus, Eteokles und Polynices, verglichen sich um das Jahr 1230 vor Chr. Geb., ein Jahr um's andre in Theben zu regieren, allein der ältere Eteokles hielt diesen Vertrag nicht, und Polynices flüchtete zum Adrastus, König von Argos, der mit mehreren peloponnesischen Fürsten verbunden gegen Theben zog. Es wurde belagert, vertheidigte sich aber hart-

näckig, und endlich sollte ein Zweikampf der beiden Brüder entscheiden, der aber mit ihrem beiderseitigen Tode endigte. Nun folgte der Sohn des Eteokles, Laodamos, für den sein Großoheim Kreon als Vormund regierte. Die den Krieg noch fortsetzenden Argiver wurden nun sämmtlich niedergehauen, den Adrast ausgenommen, auf dessen Bitte Theseus gegen Kreon zog, ihn tödtete, und die Thebaner zwang, das Begräbniß der erschlagenen Argiver zu gestatten, welches sie vorher verweigert hatten. Die Söhne oder Enkel (Epigonen) der verstorbenen Fürsten rächten zehn Jahre nachher den Tod ihrer Aeltern. Angeführt vom Thersander und Alkmäon, eroberten und zerstörten sie Theben (um 1215 J. vor Chr. Geb.), und tödteten oder verjagten den Laodamos. Als endlich der letzte König der Thebaner Xanthus in einem Zweikampfe gegen den athenischen König Melanthus blieb, wurde um 1126 zu Theben eine demokratische Regierungsverfassung eingeführt. Gleich Athen und Sparta strebte von nun an auch Theben nach der Oberherrschaft in Griechenland. Allein die Trägheit und die treulosen Verbindungen der Thebaner mit den Persern hinderten ihr Emporkommen. Ihre böotischen Städte fielen ab, und eine Verbindung, die sie mit den Spartanern eingingen, um ihr altes Ansehen in Böotien wieder zu erlangen, blieb fruchtlos. Die Athener nahmen sich der Böotier an, und die Thebaner verloren ihre Herrschaft über Böotien, welches sich jetzt den Athieniensern unterwarf. Im peloponnesischen Kriege leisteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienste, und waren in ihren vielen nachfolgenden Kriegen gegen Athen und Sparta nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte sich Phöbidas der Festung Cadmea, und nun erlangte die aristokratische Partei die Oberhand. Bedrückungen und Ungerechtigkeiten jeder Art fanden Statt, bis endlich Pelopidas und Epaminondas, die Stützen der demokratischen Partei in Theben, eine Verschwörung zu Stande brachten, und die Tyrannen ermordeten. Sie wurden dafür von dem Volke unter lautem Jubel zu Böotarchen ernannt. Allein der Spartaner Kleombrotus rückte in Böotien ein, und verheerte dies Land, um die Thebaner zu bestrafen. Athen, obgleich es zur Revolution behülflich gewesen war, trennte sich aus Furcht von den Thebanern. Der kluge Pelopidas aber, um die Athener gegen die Spartaner aufzubringen, beredete den vom Kleombrotus zurückgelassenen Feldherrn Sphodrias, den athenischen Hafen Piräeus zu überfallen. Er that es, war aber unglücklich, und Athen erklärte nun den Krieg gegen Sparta. Die Athener und Thebaner, jetzt wieder vereint, siegten in den meisten Gefechten. Doch schlossen die erstern am Ende unter persischer Vermittelung Frieden. Theben aber setzte den Krieg fort, um Böotien zu behalten, und nun erfochten sie die berühmten Siege unter Pelopidas und Epaminondas, wodurch Theben plötzlich über alle Staaten Griechenlands erhoben wurde. Fast alle peloponnesischen Völker standen gegen Sparta auf, und verbanden sich mit den Thebanern. Die Perser und Athener hielten es nun mit Sparta, indessen konnte man gegen Männer, wie Epaminondas war, wenig ausrichten, obgleich die Thebaner auch sich genöthiget sahen, eine Armee unter Pelopidas nach Thessalien und Macedonien zu schicken. Der Krieg dauerte fast ununterbrochen glücklich für Theben bis zur letzten Schlacht bei Mantinea und dem Tode des Epaminondas fort. Unter Artaxerxes Vermittelung kam nun ein allgemeiner Friede zu Stande, worin jeder Theil seine Besitzungen erhielt. Allein Theben — wenngleich noch einige Zeit furcht-

ar — fing wieder an zu sinken. In dem heiligen Kriege nahmen
ie Thebaner Partei gegen Phocis, und verbanden sich dann mit
en Athenern und andern Griechen gegen Philipp von Macedonien.
Nach der Niederlage bei Chäronea aber mußte Theben macedonische
Besatzung einnehmen, und die Verbannten zurückberufen. Nach Phi-
pps Tode empörten sich die Thebaner gegen Alexander, den sie
leichfalls für todt hielten, riefen die Geflüchteten zurück, und ver-
ichten die Macedonier aus Cadmea zu verjagen. Doch schnell eilte
Alexander herbei, eroberte und zerstörte Theben, und machte die Ein-
vohner zu Sklaven. Zwanzig Jahre später stellte Cassander Theben
vieder her, doch blieb es von jetzt an unbedeutend. Im Kriege der
Römer gegen den Mithridates, König von Pontus, trat es aus
Dankbarkeit gegen Athen auf die Seite des letztern, wurde aber
afür von den Römern hart gezüchtigt. Von der Zeit an verschwan-
en die Thebaner immer mehr aus der Geschichte, und zu Pausanias
Zeiten war nur noch die Burg Cadmea unter dem Namen von The-
en bewohnt. Zur Zeit seiner Blüthe war Theben sehr volkreich.
Die Einwohner waren, wie die zu Athen, in drei Classen getheilt,
n Bürger, ansässige Fremde und Sklaven. Die Stadt war gewisser-
maßen die Hauptstadt Böotiens, und stand an der Spitze einer gro-
en Verbindung mehrerer Städte dieses Landes. Die Staatsange-
egenheiten wurden zuerst von vier Reichscollegien in den vier Distric-
en, in welche Böotien getheilt war, und welche zusammen elf Böotar-
hen wählten, erörtert, und dann auf einem allgemeinen Reichstage,
u welchem jede Stadt Abgeordnete schickte, entschieden. Reichstag
vurde zu Theben gehalten. Das letztere hatte, als demokratischer
Staat, seinen eigenen Senat, und das Commando im Kriege und
ie Gerichtspflege wurden von dem Böotarchen und Polemarchen be-
orgt. Handwerker und Kaufleute konnten zwar Bürger, aber nicht
brigkeitliche Personen werden. Kinder, welche von ihren Aeltern
icht ernährt werden konnten, wurden nicht von ihren Aeltern, wie
m übrigen Griechenland, ausgesetzt, sondern vom Staate an einen
vohlhabenden Bürger verkauft, der sie erzog, und als seine Sklaven
etrachtete. Die böotischen Städte suchten oft ihre Unabhängigkeit
on Theben zu behaupten, und trennten sich häufig vom Bunde, aber
ur selten konnten sie ihren Zweck ganz behaupten.

Thee sind die getrockneten Blätter einer Staude oder eines
Strauchs, der in China und Japan häufig wächst, ungefähr dritte-
alb Ellen hoch ist, ein hellgrünes Laub, rothe Blüthen und eine
raune Samenkapsel hat, die, wenn sie völlig reif ist, aufspringt.
Man zieht diese Staude aus den Samenkernen, die drei bis vier
Zoll tief in die Erde gesteckt werden. Im dritten Jahre trägt die
Staude schon reichlich Blätter, aber nach dem siebenten Jahre nimmt
hre Fruchtbarkeit ab. Fast in allen Provinzen des chinesischen Reichs
vird die Theestaude gebaut, aber sie ist nicht überall von gleicher
Güte; auf steinigtem Boden gedeiht sie weit besser als im lockern.
Aber nicht bloß der Boden, auch die Jahreszeit, in welcher die
Blätter eingesammelt werden, macht einen bedeutenden Unterschied
hrer Güte. Man sammelt nämlich die Blätter dreimal im Jahre;
uerst im Mai, wenn die Blätter anfangen zu treiben, und noch
anz zart sind — dies ist der beste und theuerste Thee, man nennt
hn Kaiserthee, weil er vorzüglich für den kaiserlichen Hof und für
ie Großen des Reichs bestimmt ist; — die zweite Einsammlung ge-
chieht im April, und die dritte im Juli, deren Blätter wenig geach-

let werden. Die abgepflückten grünen Blätter werden auf eisernen oder zinnernen Platten geröstet, und allmählig getrocknet, dann auf Matten gelegt, und zwischen den Händen gerollt oder frisirt, und so zum Gebrauch genommen oder als Handelswaare versendet. Der Unterschied der Zurichtung gibt zwei Hauptgattungen des Thees: grünen Thee (Thee-Hayssan oder Hysson, auch Thee-Singlo oder Songlo,) und braunen Thee, (Thee-Boy oder Bohee,) zu welchem letztern, als Arten, Thee-Pecco, Thee-Congo und Thee-Zicu-Ziouny gehören. Der Thee, den wir aus China zur See erhalten, ist nicht immer ganz rein, und oft aus Gewinnsucht mit andern Blättern vermischt; auch verliert er auf der See durch den langen Transport viel von den salzigen Bestandtheilen, die er von Natur hat. Für den besten Thee wird derjenige gehalten, welchen die russischen Kaufleute der jährlich nach China gehenden Caravane zurückbringen, und der daher Caravanenthee genannt wird. — Linné hat den ersten Versuch gemacht, eine Theestaude, die aus China mitgebracht worden war, in Schweden zu pflanzen, und der Versuch gelang, ungeachtet des nördlichen Clima's. — In China ist der Gebrauch des Thees allgemein, zum Theil aus Nothwendigkeit, weil das Trinkwasser fast überall schlammig ist. Man schreibt aber auch dort dem Thee größere Heilkräfte zu, als er wirklich besitzt. Als die Holländer nach China kamen, nahmen sie diese Gewohnheit an, und führten sie in Europa ein. In Europa und Amerika wird der Thee am häufigsten in den nördlichen Ländern gebraucht. In verschiedenen Ländern Asiens wird sein Gebrauch fast bis zur Ausschweifung getrieben. Die südlichen Asiaten bewirthen ihre Gäste, um sie zu ehren, mit Caffee, die nördlichen setzen ihnen Thee vor. In Tibet und Bostan vermischt man ihn bisweilen mit andern Ingredienzen, als Mehl, Butter und Salz. — Der Handel mit Thee ist für England, Holland, Dänemark und Rußland von großer Wichtigkeit; durch die Kaufleute dieser Nationen werden jährlich 18 bis 20 Millionen Pfund Thee nach Europa gebracht. Da der größere Theil davon mit baarem Gelde erkauft werden muß, so ist der Verlust, den Europa nur für diesen einzigen Artikel jährlich an baarem Gelde leidet, ganz offenbar. Unsre Vorfahren kannten vor der Hälfte des 15ten Jahrhunderts dieses ausländische Getränk nicht; bei Krankheiten bedienten sie sich eines Aufgusses von inländischen heilsamen Kräutern, und das gesellschaftliche Getränk für die Reichen und Vornehmern war Zimmtwasser. Es wäre wohl der Untersuchung werth, ob seit dem häufigern Gebrauch des Thees bei uns der gesellschaftliche Umgang gewonnen, ob nicht aber auch die durch den zu weit getriebenen Genuß dieses Getränks erzeugten physischen Uebel jene Vortheile weit überwiegen, und die Theebüchse mit der Büchse der Pandora verglichen werden könne. In keinem europäischen Lande wird verhältnißmäßig mehr Thee verbraucht als in England; jedermann trinkt ihn mehr als einmal des Tags, reichlich und stark. — Ueber die große politische Revolution, welche der Thee in den neuern Zeiten veranlaßt hat, nämlich die Trennung der nordamerikanischen Provinzen von dem Mutterlande England, s. den Art. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Theer wird mehrentheils aus den Kien- oder Wurzelstöcken der Nadelhölzer (Tannen, Fichten, Krummholz) geschwehlt, d. i. trocken destillirt oder ausgebraten. Die alten Macedonier (und die jetzigen Schweden) verrichteten diese Schwehlerei in Erdgruben, doch

ist mit dieser Methode viel Verlust an Theer verbunden. Besser ist die Schwehlerei in Oefen. Plinius schon kannte die Theeröfen, sie sind walzenförmig, oben gewölbt, stehen auf einem steinernen oder von Thon fest geschlagenen Boden, der eine Rinne zum Abfluß des ausgebratenen Theers hat; auch hat das Gewölbe ein Setzloch zum Nachfüllen, das verschlossen werden kann. Um den mit zerhackten Kienstöcken gefüllten und verschlossenen Ofen wird Feuer gemacht, und damit so lange fortgefahren, bis nichts Flüssiges mehr durch die Rinne abfließt. Zuerst erscheint Sauerwasser oder Theergalle (Essigsäure, die durch die Röstung des Holzes sich bildete und mit brandigem Oele verunreinigt ist), später brauner Theer, auf dem reiner gelber schwimmt, endlich dicker, schwarzer, der die Beendigung der Arbeit anzeigt. Der braune und schwarze ist brandiges oder empyreumatisches Oel, das ebenfalls während der Verkohlung erst gebildet wurde; der gelbe ist dagegen ausgeschmolzenes reines Harz. Zu Ersparniß des Feuermaterials umgiebt man jetzt die Oefen mit einem steinernen Mantel, der ungefähr ½ Fuß von dem Ofen absteht, und ein Kohlenloch nebst einigen Schür- und Setzlöchern hat. Der innere Ofen selbst bekommt einen Rost, und unter diesem einen durchlöcherten Kessel mit einer Rinne, zum Abflusse des Theers. Nachdem der Ofen gefüllt und verschlossen ist, wird innerhalb des Mantels Feuer angelegt, und das Kohlenloch ebenfalls verschlossen. Dadurch wird nicht nur Feuermaterial erspart, sondern auch der Verlust an Theer verhütet. Die Russen schwehlen aus Birkenrinde einen Theer, den sie Dachert oder Daggut, Birkenöl, nennen, und zur Juftengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen Theers ist bekannt, die Theergalle dient als Essigsäure. Aus der übrig bleibenden Kohle oder Pechgriebe wird in verschlossenen Oefen, die sich in einen langen hölzernen Schornstein endigen, und ganz oben mit einem Siebe verschlossen sind, bei langsamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel Theer durch Erhitzung in offenen Kesseln über freiem Feuer zu Pech versotten. Der gelbe und braune Theer geben das helle Pichpech; wird aber auch der schwarze dabei zugesetzt, so erhält man ein unreineres und schwarzes Schiffspech.

Theilbarkeit, die Eigenschaft der Körper, in Theile getrennt werden zu können. Wir gehen über den zwischen dem dynamischen und atomistischen Systeme geführten Streit, ob die Materie in's Unendliche theilbar sey, als müssig, weg; so lange die Körper unsern Sinnen erkennbar und unsern Instrumenten zugänglich sind, sind sie offenbar auch theilbar; die Quantität eines Körpers kommt aber bei seiner Natur nicht in Betracht, und die Gränze der Theilbarkeit ist also lediglich subjectiv. — Interessanter für ächte Naturforschung, deren Grundlage Erfahrung ist und bleiben muß, sind Beispiele von wirklich ausgeführter, weitgetriebener Theilung der Körper. Ein Gran Kupfer in Salmiak aufgelöst, färbt gegen 400 Rheinl. Cubiczoll Regenwassers, und leidet dabei, nach Musschenbroek's Berechnung, eine Zertrennung in fast 400 Millionen erkennbare Theile. Andere Beispiele enthält der Art. Geruch.

Theile der Körper. Man kann einen Körper entweder mechanisch in seine Theilganze zertrennen; oder chemisch in seine Bestandtheile zerlegen. Dieser Unterschied wird am besten durch ein Beispiel erhellen. Das Küchensalz besteht aus einer innigen Vereinigung von Salzsäure und sogenanntem Mineralalcali. Zerkleinert man einen Klumpen Küchensalz, so erhält man Salzkör-

ner, Theilganze jenes Klumpens; scheidet man aber, durch chemische Hülfsmittel, die Salzsäure aus ihrer bisherigen Verbindung mit dem Mineralalcali, so erhält man die Bestandtheile des Salzes. Verbindet man, umgekehrt, ähnliche Theilganze zu einem Ganzen, z. B. Salzkörner zu einem Salzklumpen, so entsteht eine Zusammenhäufung, Aggregation; verbindet man aber, nach dem obigen Beispiele, Salzsäure und Mineralalcali zu Küchensalz, so entsteht eine Mischung. Die Vermengung unterscheidet sich von der Zusammenhäufung durch die Ungleichartigkeit der Theile des Gemenges. Pfeffer und Salz z. B. werden zu einander gemengt, unter einander vermengt. —

Theilungsinstrument, eine in den neueren Werkstätten zur Verfertigung astronomischer Instrumente, eines Ramsden, Reichenbach u. a. zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Maschine, um Bogen- und Cirkelwerkzeuge, welche einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, auf das schärfste in Grade, Minuten u. s. w. zu theilen. Auch in der Uhrmacherkunst gebräuchlich.

Theismus, s. Deismus.

Thema heißt eigentlich das, was ausgestellt, ausgesetzt wird; dann ein Hauptsatz, den man ausführen, eine Sache, die man abhandeln will, z. B. das Thema einer Predigt oder einer Abhandlung. In der Musik heißt Thema ein Hauptsatz, den man bei einem Tonstücke zum Grunde legt, und dann weiter ausführt, so daß er in verschiednen Wendungen und Tonarten, und unter mancherlei Veränderungen wiederkommt. Er kann aus 2, 3, 4 und mehrern Tacten bestehn und seine Ausführung dient zum Probierstein für den Scharfsinn und die harmonischen Kenntnisse eines Tonkünstlers. S. auch den Art. Fuge.

Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Ordnung bei den Griechen. Sie war die Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Nach Andern war sie eine Tochter des Helios. Jupiter liebte sie, aber lange entfloh sie seinen Umarmungen, bis sie bei der Stadt Ichnäa in Macedonien, wo ihre Fußstapfen sie verrathen hatten, eingeholt, und eine Gemahlin des Gottes der Götter ward. Sie gebar ihm die Horen und die Parzen. Nach Homer wohnte sie im Olymp, und hatte die Aufsicht über die gleiche Vertheilung der Speisen beim Mahle, und überhaupt über alles, was zur Ordnung gehört. Orpheus singt von ihr (Hymn. 78). Sie, die schwarzäugige hochgeborne Göttin, stand zuerst dem delphischen Orakel vor, und ertheilte selbst den Göttern Orakelsprüche. Den Apollo lehrte sie Recht und Gerechtigkeit. Sie, die Berühmte, Schöne, Ehrwürdige, Nachtwandelnde, unterrichtete die Sterblichen in den heiligen Gebräuchen der Bacchusfeste, von ihr schreiben sich alle Mysterien und Götterverehrungen her. Ihr gehörte der Tempel zu Delphi, dessen Vorsteherin sie war, eigenthümlich. Als Prophetin ertheilte sie dem Jupiter und Neptun das warnende Orakel, die Thetis nicht zu heirathen. Zugleich eröffnete sie auch den Göttern das Schicksal des Achilles. Nach Homer sitzt sie neben dem Jupiter und unterredet sich mit ihm.

Themisto, s. Athamas.

Themistokles, ein berühmter griechischer Feldherr, geb. zu Athen 478 Jahre vor Chr. Geb., zeigte schon frühe eine große Lebhaftigkeit des Geistes, weßhalb einst einer seiner Lehrer ihm sagte: „Du wirst dereinst nichts Alltägliches werden, sondern ein großer

egen oder Fluch deines Vaterlandes." Auf Sittenlehre und schöne
ünste, die Hauptgegenstände des atheniensischen Unterrichts, achtete
wenig, desto mehr auf alles, was Staatssachen betraf. Jeman-
n, der ihm den Mangel an Kenntnissen in jenen Künsten vorwarf,
itwortete er: „Es ist wahr, ich verstehe weder die Harfe noch die
aute zu spielen, aber ich weiß, wie man aus einem kleinen Staate
nen großen machen kann." Liebe zum Ruhm war seine vorherrschende
idenschaft. Als er nach dem Siege von Marathon ungewöhnlich
achdenkend war, und man ihn nach der Ursache fragte, erwiederte
:: die Trophäen des Miltiades werden mich nicht schlafen lassen. In
iner Jugend lebte er wild und stürmisch, gab öffentliche Schauspiele,
m sich bekannt zu machen, und that mehr, als er vermochte. Die
thenienser waren in zwei Parteien getheilt, in die aristokratische
nd die demokratische. Themistokles bewarb sich um die Gunst der
ztern, während Aristides es mit der erstern hielt. Schnell erwarb
r sich auch durch seine Popularität und seine gewandte Führung
ffentlicher Aemter einen großen, aber nicht so unbefleckten Ruhm,
ls Aristides, dessen einzige Regel die Gerechtigkeit war. Obgleich
uch Themistokles als Richter unparteiisch war, so sagte er doch einst:
„Die Götter mögen es verhüten, daß ich nicht immer in einem Ge-
ichte sitzen muß, wo meine Freunde nicht mehr gelten als Fremde."
Obgleich er sein Vaterland aufrichtig liebte, so war doch diese Liebe
er Sorge für seine eigene Größe untergeordnet. Als durch die Schlacht
ei Marathon der Einfall der Perser in Griechenland zwar zurück-
geschlagen war, Themistokles aber voraussah, daß die Feinde den
Angriff erneuern würden, suchte er die Athenienser zu bewegen,
hre Seemacht zu vergrößern, und hierzu den Ertrag der Silber-
bergwerke, den sie sonst unter sich vertheilt hatten, zu verwenden,
was ihm auch zugestanden wurde, und nachher in einem Kriege gegen
Aegina den Atheniensern sehr zu Statten kam. Während dieser Zeit,
wo Aristides gerade verbannt war, hatte Themistokles das größte An-
sehen in Athen. Drei Jahre nachher rüstete sich Xerxes von neuem,
und foderte die Griechen auf, sich ihm zu unterwerfen. Nach Plutarch
bewog Themistokles die Athenienser, den griechischen Dolmetscher die-
ser Auffoderung hinzurichten, allein nach Herodot fand ein solches
Ereigniß schon bei dem ersten Einfall der Perser Statt. Themistokles
beredete indessen die Griechen, alle ihre innern Streitigkeiten ruhen
zu lassen, und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.
Ein gewisser Epicydes, der zum Feldherrn ganz unfähig war, hatte jedoch
das Volk vermocht, ihn zum Heerführer zu erwählen; aber Themi-
stokles kaufte ihm den Oberbefehl mit einem Geschenk ab, und ward
jetzt zum obersten Anführer ernannt. Da man indessen seinen Rath-
schlägen, die Pässe von Thermopylä zu decken, nicht folgen wollte,
so ward bald ganz Böotien von den Feinden eingenommen, welche
bereits der Stadt sich näherten. In dieser bedrängten Lage
schlug Themistokles, von den auf seinen Betrieb erfolgten delphischen
Orakelsprüchen unterstützt, den Atheniensern vor, daß sie ihre Weiber
und Kinder nach sichern Zufluchtsörtern bringen, die Stadt den Per-
sern überlassen, und daß alle Waffenfähige sich auf die Schiffe bege-
ben sollten. Man genehmigte den Vorschlag, und alle verwiesenen
Bürger aus Athen, mit ihnen auch Aristides, wurden zurückberufen.
Der letztere unterstützte seinen vormaligen Nebenbuhler Themistokles.
Der Oberbefehl der verbündeten Flotte, deren größter Theil aus athe-
niensischen Schiffen bestand, wurde jedoch dem Eurybiades, einem

Spartaner, übertragen. Dieser, durch sein Amt übermüthig gemacht, wagte es, den Themistokles, mit dem er in einen Wortwechsel über die Maßregeln, welche zu nehmen waren, gerieth, zu schlagen. „Schlage, aber höre mich!" rief ihm Themistokles zu. Wahrlich eine Antwort, die man, nach unsern Begriffen von Ehre, wohl von keinem so muthvollen Befehlshaber erwarten dürfte. Eurybiades hörte darauf die Gründe des Themistokles an, und billigte sie. Eine Folge davon war die Schlacht bei Salamis im September 480 vor Chr. Geb., worin die Perser ihre Flotte größtentheils verloren, und Griechenland von der Unterjochung gerettet wurde. Den vorzüglichsten Antheil an diesem Siege hatte Themistokles, der vor und in der Schlacht selbst eben so viel Tapferkeit, als Feldherrntalent und Klugheit bewies. Er rieth den verbündeten Griechen, jetzt nach dem Hellespont zu segeln, und dort die Schiffbrücke, welche Xerxes hatte bauen lassen, abzubrechen, um ihm den Rückweg nach Asien abzuschneiden; allein dies geschah nicht, weil man fürchtete, dadurch einen durch seine Mannszahl noch furchtbaren Feind aufs äußerste zu bringen. Es ward dagegen eine andre Maßregel genommen. Themistokles ließ nämlich dem persischen Könige die Nachricht zukommen, daß die Griechen jene Brücke zerstören wollten, und daß er sich eiligst zurückziehen möchte, ehe dieser Vorsatz gelänge. List und Ränkesucht, die nur zu häufig in entehrenden und boshaften Handlungen sich äußerten, waren Grundzüge in dem Charakter des Themistokles. Während er Andros belagerte, sandte er zu allen benachbarten Inseln, und drohte ihnen mit einem Einfall. Dadurch erpreßte er große Summen, die er zu seinem Besten verwendete. Ein andermal meldete er, als er mit der Flotte zu Pegasa in Magnesien lag, den Athenern: daß er einen Vorschlag zu thun habe, durch dessen Ausführung der Republik ein außerordentlicher Dienst geschehen würde; daß er aber diesen Plan nicht öffentlich entdecken könne. Man sandte deßhalb den Aristides zu ihm. Dieser tugendhafte Mann berichtete aber dem Volke: daß der Vorschlag des Themistokles zwar außerordentlich vortheilhaft, aber höchst ungerecht sey, worauf man beschloß, ihn nicht anzunehmen. Themistokles Project war, alle Schiffe der Flotte, mit Ausschluß der athenienischen, zu verbrennen, um den Atheniensern die Alleinherrschaft zur See zu verschaffen. Der Sieg bei Salamis hatte Themistokles Namen durch ganz Griechenland auf den höchsten Gipfel des Ruhms erhoben; nicht bloß sein Vaterland Athen, auch die übrigen Staaten ehrten und belohnten seine Verdienste. Als Athen wieder erbauet war, schlug Themistokles vor, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung haben, und die Archonten ohne Unterschied aus dem ganzen Volke erwählt werden sollten. Dies ward genehmigt; allein sein Vorschlag, Athen so zu befestigen, daß es durch einen plötzlichen Ueberfall nicht könne genommen werden, welcher die Zustimmung der Athenienser erhielt, machte die Eifersucht der Lacedämonier rege. Sie wollten sich der Ausführung unter dem Vorwande widersetzen, daß die Perser, wenn sie noch einmal Athen, und zwar als einen befestigten Platz einnähmen, von dort aus alle griechische Staaten würden überwältigen können. Themistokles ging als Gesandter nach Sparta, um über diesen Gegenstand zu unterhandeln. Durch mancherlei Verzögerungen und trügerische Vorspiegelungen zog er die Sache so lange hin, daß die Athenienser durch unermüdete Thätigkeit bereits ihre Wälle aufgeführt hatten, ehe noch die Spartaner es erfuhren. Hierauf brach Themistokles die ganze Unterhandlung ab, und behauptete,

alles sey recht, wodurch man seinem Vaterlande nützen könne. Er bewirkte auch, daß der Piräeus, der vorzüglichste Hafen der Stadt, erbauet, und durch große Wälle mit derselben verbunden wurde. Während Themistokles sich um seine Landsleute die größten Verdienste erwarb, zog er sich den Haß der Spartaner nicht allein durch den Betrug, den er ihnen gespielt hatte, sondern auch durch die Vereitelung eines Plans zu, wodurch sie sich das größte Ansehen in Griechenland zu erwerben trachteten. Sie wollten, daß alle griechische Staaten, die an dem Kriege gegen die Perser keinen Theil genommen hatten, nicht mehr sollten Abgeordnete zu dem Rath der Amphiktyonen schicken dürfen. Themistokles sah voraus, daß in diesem Falle, wo Theben, Argos und andre bedeutende Städte vom griechischen Bunde ausgeschlossen wären, die Lacedämonier das Uebergewicht erhalten würden. Er widersetzte sich mit Glück; allein die Lacedämonier verbanden sich mit seinen Feinden in Athen, um seinen Ruf zu untergraben. Sein Betragen selbst war nicht geeignet, die Eifersucht seiner Neider zu besänftigen, und er wurde von den Atheniensern durch das Gericht des Ostracismus verbannt. Während seines Exils auf Argos theilte ihm Pausanias, der Spartaner, einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit, in der Hoffnung, daß Themistokles in seiner gegenwärtigen Lage darauf eingehen würde. Er schlug indessen jede Theilnahme ab, ohne jedoch den Pausanias anzugeben. Nach dem Tode dieses Mannes fand man Briefe des Themistokles an ihn, woraus sich ergab, daß diese Sache zwischen ihnen war verhandelt worden. Die Lacedämonier verklagten ihn deßhalb bei den Atheniensern, und diese befahlen, ihn in Gegenwart der griechischen Staaten zur Verantwortung zu ziehen. Ein solches Verhör fürchtend, begab sich Themistokles nach der Insel Corcyra, deren Einwohner ihm wegen wichtiger Dienste verpflichtet waren. Auch dort nicht sicher, ging er nach Epirus, und von da zu dem Könige der Molosser, Admetus, den er früherhin beleidigt hatte. Um sich eine freundliche Aufnahme zu sichern, ergriff er eine Gelegenheit, den Sohn des Königs in seine Arme zu schließen, und mit ihm vor der Capelle der Hausgötter des Admetus nieder zu knieen. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem Könige mit einem griechischen Kriege, wenn er den angeblichen Verbrecher länger beschützen würde. Der edle Admetus versorgte ihn deßhalb mit Geld, und sandte ihn nach einem Hafen am Aegäischen Meere, von wo er nach mehreren Abenteuern Asien glücklich erreichte. Er kam endlich an den persischen Hof des Artaxerxes Longimanus. Es war von dem Könige von Persien ein Preis von 200 Talenten auf den Kopf des Themistokles gesetzt. Er verschaffte sich Zutritt zum Artaxerxes, gab sich selbst an, und erhielt die 200 Talente, und das Versprechen noch größerer Belohnungen, wenn er nützliche Auskunft über Griechenland geben würde. Die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit an den König zufolge der Geschichtschreiber gehalten haben soll, stimmt nicht zu dem Charakter eines großen Mannes. Sie ist ohne Zweifel erdichtet, wie auch der Brief an Artaxerxes, dessen ähnlichen Inhalt Thucydides aufbewahrt hat. Er bat um Zeit, die persische Sprache zu lernen, und erschien nach einem Jahre gleich einem Eingebornen an des Königs Hofe. Durch seine Geschicklichkeit und seine Talente erwarb er sich den Beifall des Artaxerxes und seiner Familie, und wurde mit der größten Auszeichnung und Güte behandelt. Die letzte Lebenszeit dieses ausgezeichneten Mannes ist in Dunkel gehüllt. Plutarch berich-

tet, daß bei einer von den Athenienſern unterſtützten Empörung Aegyptens gegen Perſien der König ein Kriegsheer nach Griechenland habe ſenden wollen, und daß er deßhalb dem Themiſtokles befohlen habe, jetzt ſchnell ſein Verſprechen zu erfüllen. Um nicht gegen ſein Vaterland die Waffen zu führen, habe Themiſtokles den Göttern geopfert, ſeinen Freunden Lebewohl geſagt, und zu Magneſia im 65ſten Jahre ſeines Alters Gift genommen. Thucydides ſagt bloß, er ſtarb an einer Unpäßlichkeit. Themiſtokles war unſtreitig einer der ausgezeichnetſten Männer Griechenlands, dem er in der gefährlichſten Criſe die wichtigſten Dienſte leiſtete; und erſt dann flohe er zu den Feinden ſeines Vaterlandes, als dieſes ihn auf das Aeußerſte gebracht hatte. Seine Grundſätze gehen aus dieſer Erzählung hervor. Es ſind noch einundzwanzig Briefe in einem angenehmen und leichten Styl von ihm vorhanden, die vielleicht unecht ſind. Sie ſind nach der Schöttgenſchen Ausgabe von 1710 aufs neue zu Lemgo (1776, 8.) von J. C. Bremer mit grammatiſchen Zuſätzen und Anmerkungen herausgegeben.

Themſe (engliſch Thames), der größte Fluß im eigentlichen England, wiewol ſein Lauf nur 30 deutſche Meilen beträgt, entſteht aus der Vereinigung der Flüſſe Thame und Iſis bei Dorcheſter in der Grafſchaft Oxford, nimmt in ſeinem Laufe verſchiedne kleinere Flüſſe auf, und ergießt ſich 60 engliſche Meilen unterhalb London, unweit Graveſend, in die Nordſee. Die Iſis entſpringt in Glouceſter auf den Hügeln von Coteswood und wird ſchon fünf Meilen von ihrem Urſprunge ſchiffbar. Oberhalb London liegen an beiden Ufern der Themſe verſchiedne Städte; beſonders aber ſind die Ufer von Richmond an bis London mit Dörfern, ſchönen Landhäuſern und Gärten häufig angebaut. London ſelbſt liegt an beiden Seiten des Fluſſes, und die Hauptheile der Stadt ſind durch ſechs große Brücken verbunden. Der Vortheil, den die Stadt London durch ihre Lage an dieſem Fluſſe hat, iſt ſehr wichtig. Die Fluth des Meeres in der Themſe erſtreckt ſich nicht nur bis London, ſondern noch weiter hinauf bis Kingſton, es können daher mit derſelben große und ſchwer beladene Schiffe faſt bis an die Londonbrücke kommen. Unterhalb London, nach der Mündung des Stromes zu, liegen die Städte Greenwich, mit dem vortrefflich eingerichteten Hoſpital für 1500 invalide Seeleute; Deptford, mit einer Docke, wo die königlichen Schiffe gebaut und ausgebeſſert werden; Woolwich, mit einer Docke zum Bau der Kriegsſchiffe, und mit vielen Magazinen von Kriegsvorräthen; Graveſend, wo die Schiffe ſich gewöhnlich noch mit friſchen Lebensmitteln und gebranntem Waſſern verſehen, ehe ſie in See gehen. Bei Graveſend iſt ein Fort, wo die vorbeigehenden Schiffe wegen der Durchſuchung anhalten müſſen, gegenüber liegt ein andres Fort, Tilbury. Die Einfahrt in die Themſe iſt eben nicht beſonders vertheidigt; daher konnte der kühne holländiſche Admiral de Ruyter den 8. Juni 1667 bis Chatam mit ſeiner Flotte ſegeln, und dort viele Kriegs- und andere Schiffe verbrennen, wodurch bald darauf der Friede zu Breda bewirkt wurde. Der Ausfluß der Themſe unweit der Stadt Sheerneß auf der kleinen Inſel Shepey heißt die große Nore; hier verſammeln ſich gewöhnlich die Oſt- und Weſtindienfahrer, ehe ſie ihre Reiſe antreten. Ueber den Sandbänken und Untiefen, welche in der Gegend der Nore ſind, befinden ſich als Zeichen leere Tonnen, welche an verſenkten Ankern feſt gemacht ſind.

Theocratie, Gottesherrſchaft, wird diejenige Regierungsform genannt, bei der man Gott ſelbſt als den Regenten und die geltenden Geſetze als göttliche Offenbarungen betrachtet. Die Prieſter ſind

bei, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Befehle, die Stellvertreter des unsichtbaren Regenten, der aber auch andre Auserwählte zu dieser Würde berufen kann. Vergl. die Art. Hebräer und Moses. In einer wundergläubigen Zeit wird die Theocratie mehr Ansehn behaupten, als jede andre Regierungsform, das Steigen der Geisteskultur untergräbt aber ihre Autorität und in unserm Jahrhundert würde kein civilisirter Staat bei dieser Verfassung bestehen. E.

Theodicee, Theodicäe (ein griechisches Wort), die Rechtfertigung der Gottheit wegen der Einrichtung der Welt, in Beziehung auf die Freiheit des menschlichen Willens und den Ursprung des Bösen. Das Wort ist unschicklich gewählt, insofern Gott keiner Vertheidigung bedarf; und es ist daher vielmehr eine Vertheidigung des Theismus gegen den Atheismus, welche Leibnitz zuerst im größten Umfange unternommen hat. Dieser scharfsinnige deutsche Philosoph nämlich gab im J. 1710 in französischer Sprache seinen Versuch einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen heraus. Der Satz, den er darin aufstellt und ausführt, daß Gott unter allen möglichen Welten, die er hätte schaffen können, die beste gewählt habe, und daß diese die unsrige sey, wurde der Optimismus genannt, und war bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenstand, der in vielen Schriften angefochten und vertheidigt wurde. Voltaire suchte ihn mit seinen gewöhnlichen Waffen des Witzes im Candide zu bestreiten. Leibnitzens philosophisches System hat Uz, in einer erhabenen Ode, Theodicee, mit allem Schmucke der Dichtkunst bekleidet. Einen neuern Versuch einer Theodicee hat J. J. Wagner in seiner Theodicee, Bamberg 1809, 8. gemacht. Uebrigens muß alle Theodicäe auf Teleologie führen, da die Einwürfe des Atheisten von dem Widerstreite der Erscheinungen in der Welt hergenommen sind, welche nur durch Betrachtung des Zweckes der Welt und des Menschen gehoben werden können, und zwar durch eine religiöse Betrachtung.

Theodolit, ein mathematisches, mit Fernröhren versehenes Instrument zum Aufnehmen der Gegenden und Messen der Winkel und Höhen.

Theodor, König von Corsica, s. Neuhof.

Theodorich, König der Ostgothen, der Große genannt, wurde 455 nach Chr. Geb. nahe bei Wien geboren. Sein Vater war Dietemir oder Theodomir, welcher mit zwei Brüdern zugleich die Ostgothen in Pannonien beherrschte. Als er acht Jahr alt war, wurde er als Geisel nach Constantinopel gesandt, um für die Erfüllung der Friedensbedingungen zu haften, die der Kaiser Leo mit den Gothen geschlossen hatte. Wahrscheinlich erhielt er auf diese Weise jene Bildung, die ihn unter den gothischen Fürsten vortheilhaft auszeichnete. Nachdem er zehn Jahr lang an Leo's Hofe gewesen, und mit der größten Gütigkeit behandelt worden, wurde er seinem Vater, der damals allein die Ostgothen beherrschte, zurückgegeben. Frühe schon zeigte er seinen kriegerischen Geist, da er eine Anzahl Truppen heimlich warb, über die Donau setzte, einen sarmatischen König überfiel, ihn tödtete, und mit der gemachten Beute im Triumph zurückkehrte. Durch den Tod seines Vaters erlangte er 475 die Regierung über die Ostgothen. Er stand im Bündnisse mit dem griechischen Kaiser Zeno, und als dieser in einem Aufstande vom Throne gestoßen worden war, unterstützte ihn Theodorich so nachdrücklich, daß er den Thron wieder besteigen und sich auf demselben behaupten konnte. In der Folge ge-

rieth er jedoch in Krieg mit eben diesem Zeno, der ihm einige Provinzen abtreten und verschiedne andre Vortheile bewilligen mußte. Einige Zeit vorher hatte der Anführer der Heruler, Odoaker (s. d.) den letzten abendländischen Kaiser Augustulus entthront, und sich zum Könige von Italien gemacht. Theodorich faßte, entweder aus Ruhmbegierde und Eroberungssucht, oder auf Antrieb des Kaisers Zeno, der wohl wünschen mochte, auf eine gute Art von einem so mächtigen und gefährlichen Nachbar befreit zu werden, den Entschluß, Italien zu erobern und sich da niederzulassen. Er zog mit seinem ganzen Volke, mit Weibern und Kindern aus, und erreichte, nicht ohne Schwierigkeiten, (489) die Ufer des Lisonzo bei Aquileja. Odoaker stellte sich ihm hier an der Spitze eines zahlreichen Heers entgegen, allein Theodorich griff ihn an, schlug und nöthigte ihn, sich bis in die Ebenen von Verona zurückzuziehen. Nach einer zweiten noch entscheidendern Schlacht mußte Odoaker seine Zuflucht zu den Wällen von Ravenna nehmen, und die wichtigen Städte Mailand und Pavia fielen in die Gewalt des Siegers. In einer dritten Schlacht (490) wurde Odoaker ganz überwunden, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in das feste Ravenna einzuschließen. Nach einer fast dreijährigen Belagerung dieser Stadt stiftete der dasige Bischof einen Vertrag zwischen Theodorich und Odoaker, nach welchem Beide mit gleichem Rechte in Italien regieren sollten. Allein das Verhältniß zwischen Beiden war zu ungleich und verursachte gegenseitig Mißtrauen und Argwohn. Theodorich ermordete bei einem Gastmale den Odoaker, unter dem Vorwande, daß dieser ihm nach dem Leben getrachtet habe, und befreite sich dadurch und durch die Hinrichtung der ganzen Familie Odoakers von aller weitern Unruhe. Theodorich, der nun Herr von ganz Italien war, nahm den Titel als König, ohne weitern Zusatz an. Dem griechischen Kaiser bewies er zwar eine gewisse Ehrerbietung, gleichsam als seinem Oberherrn, blieb aber übrigens ganz unabhängig von ihm. Die Zuneigung der Römer gewann er dadurch, daß er ihnen alle ihre Rechte bestätigte. Er zeigte sich in dem Fortgange seiner Regierung als einen Fürsten von großen Eigenschaften; von allen seinen Unterthanen, Gothen sowol als Römern, ward er geliebt; Auswärtige fürchteten seine Macht, die er durch Bündnisse und durch Verheirathungen noch mehr zu sichern suchte. Seinen Gothen gab er den dritten Theil der Ländereien Italiens; sie allein machten den Bestand seines Heeres aus; sie erhielten die Ländereien als Lehen, und waren verpflichtet Kriegsdienste dafür zu leisten. Unter den eingebornen Italienern suchte er die Künste des Friedens und die Handlung zu befördern, mit ihnen wurden die Civilstellen besetzt. Theodorich behielt die ehemalige Regierungsform und Staatsverfassung, und die nämliche Eintheilung der Provinzen, welche unter den Kaisern Statt gefunden, bei, so daß der Uebergang der Herrschaft von den Römern zu den Gothen kaum bemerkbar war. Eine neue Einrichtung war indessen die Anstellung von Unterrichtern in jeder Stadt, unter dem Titel **Grafen**, welche die Gerichtspflege verwalten mußten. Die Abgaben waren die nämlichen wie bei den Kaisern, doch wurden sie häufig zu Zeiten öffentlicher Noth erlassen. Die gewöhnliche Residenz des Königs blieb Ravenna, weil diese Stadt am gelegensten war, um die Einfälle barbarischer Völker zu verhüten; nur bisweilen hielt er sich zu Verona auf. Als Theodorich im J 500 nach Rom kam, wo er mit Freuden empfangen wurde, verbot er sehr ernstlich die Zerstörung und Beschädigung alter Kunstwerke, und wies Einkünfte zur

Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude an. Auch andre Städte Italiens erhielten unter seiner Regierung viele nützliche und kostbare Einrichtungen und Verschönerungen. Man mußte gestehen, daß nach Roms blühendsten Zeiten dieses schöne Land nie so glücklich und wohlhabend war. Zu seiner Vertheidigung gegen fremde Feinde zur See rüstete er eine zahlreiche Flotte leichter Schiffe aus, und die Landkriege, die er führen mußte, wurden immer schnell geendigt, ohne die Ruhe Italiens zu unterbrechen. In einem Kriege mit den Burgundiern eroberte er Marseille und die Landschaften zwischen der Durance, den Alpen, dem mittelländischen Meere und der Rhone. Er erhielt im Occident das Gleichgewicht, bis es durch Chodwigs Sieg über den Alarich umgestürzt wurde; indessen schützte Theodorich sein Volk gegen die Franken, und that ihren Fortschritten Einhalt. Theodorich war, gleich seinen Voraltern, dem Arianischen Glaubensbekenntnisse zugethan, ohne deßhalb den Völkern, die er beherrschte, einen Glauben aufdringen zu wollen. Er begnügte sich mit der Duldung der Meinungen, die er begünstigte, und verletzte nie die Ruhe und die Vorrechte der catholischen Kirche. Indessen betrachtete er doch die Papstwahlen als einen wichtigen Gegenstand für das öffentliche Wohl; deßhalb foderte er einmal zwei Bewerber um den römischen Stuhl vor sich, und entschied zu Gunsten des würdigsten. Die Regierung dieses denkwürdigen Fürsten warf einen vorübergehenden Glanz auf den Namen der Gothen, und schuf eine glückliche Epoche, die man mit Vergnügen unter den stürmischen und unglücklichen Auftritten sieht, welche den Verfall des römischen Reichs begleiteten. An wissenschaftlichen Kenntnissen fehlte es übrigens diesem Fürsten, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, ganz. An dem Cassiodorus und dem Liberius hatte er zwei weise Minister, die den Ruhm seiner Regierung theilten. Theodorich starb im Glanze seines Glücks am 30. August 526. Ihm folgte, als König der Ostgothen, ein zehnjähriger Enkel Athalarich unter der Vormundschaft seiner Mutter, Amalasvinth. Aber durch innere Zwistigkeiten wurde nachher das gothische Reich erschüttert, und der Untergang desselben dadurch herbeigeführt. Justinians Feldherr, Narses, machte (552) demselben ein Ende, und seitdem verschwand selbst der Name der Gothen.

Theodosius (Flavius), unter den römischen Kaisern dieses Namens der Erste, nach dem Urtheile des orthodoxen Klerus der Große, geb. 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, von seinem Vater, dem Comes Theodosius, welchen Gratian 376 ermorden ließ, früh im Kriegsdienst geübt und zum Feldherrn gebildet, erhielt den 19. Jan. 379 zu Sirmium den Purpur als Cäsar Augustus des Orients und Mitregent des Kaisers. Er hatte diese Würde weniger der Reue Gratians, der den gekränkten Sohn dadurch versöhnen wollte, als seinem eignen Gewicht im Heere und der mißlichen Lage des Reichs, das einen sieghaften Regenten bedurfte, zu verdanken. Die östlichen Staaten des römischen Kaiserthums in Asien, Afrika und Europa bis an die Donau und das adriatische Meer, waren damals von zahlreichen, raublustigen Feinden theils bedroht, theils schon besetzt und verheert, besonders die europäischen, wo nach der Schlacht bei Hadrianopel den 9 Aug. 378, die dem Kaiser Valens das Leben kostete, Hunnen, Alanen, Sarmaten und Gothen hauseten. Theodosius trieb sie noch im ersten Jahre seiner Mitregentschaft über die Donau zurück, und nöthigte sie 382 zum Frieden. Die Ostgothen besiegte er 386,

und erwarb ihr Vertrauen, auch machte er durch tapfre Feldherren seinen Namen in Asien furchtbar, so daß die Perser selbst seine Freundschaft suchten. Nicht minder glücklich war er gegen die Nebenbuhler seiner Krone. Zwar mochte oder konnte er den schwachen Gratian nicht schützen, als Maximus ihm 383 Gallien und Britannien, und endlich das Leben nahm, doch nachdem dieser als Regent beider Provinzen anerkannte Rebell 387 in Italien eingefallen, und Valentinian II., statt sein Erbe zu vertheidigen, nach Constantinopel geflohen war, trat Theodosius als Beschützer des jungen Mitkaisers auf, entschied durch eine glückliche Schlacht, in der sein Gebet ihm den Sieg verschafft, und ein Sturmwind die feindlichen Pfeile gegen ihre Schützen zurückgetrieben haben soll, im Sommer 388 über den Besitz des ganzen occidentalischen Kaiserthums zu Valentinians Vortheil, und ließ den zu Aquileja gefangenen Maximus hinrichten. Durch eine allgemeine Amnestie beruhigte er das Reich und hielt 389 seinen Triumph in Rom. Was er hier für seinen Mitkaiser gethan hatte, sollte noch ihm selbst zu Statten kommen. Arbogast, ein fränkischer Feldherr am Hofe Valentinians zu Rom, ermordete diesen jungen Fürsten 392, und setzte an seine Stelle einen Rhetor Namens Eugenius. Diesen Usurpator überwand Theodosius 394, und machte sich dadurch zum Alleinherrscher des ganzen römischen Reichs. Unstreitig hatte er mehr als seine Mitregenten und Nebenbuhler Beruf zum Regieren. Ein kraftvoller, feuriger Geist, eine ununterbrochene Thätigkeit und Wachsamkeit, eine Klugheit, die Ernst und Milde nach den Umständen zu mischen wußte, und eine meist glückliche Wahl in Ansehung seiner Räthe und Beamten zeichneten diesen Kaiser als einen der ruhmwürdigsten in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger aus. Er stellte die Ordnung im Innern und das Ansehn des römischen Namens bei den Barbaren her, gab weise Gesetze für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfassung, die in den Codex des jüngern Theodosius gekommen sind, und zeigte auch in seinem Privatleben und bei persönlichen Beleidigungen mehr Selbstbeherrschung und Großmuth, als man damals auf dem Throne zu sehen gewohnt war. Freilich sind die Lobreden der Kirchenschriftsteller auf ihn nicht ganz zuverlässig. Noch zu Thessalonich, seiner ersten Residenz, hatte er sich 380 taufen lassen, und seinen Eifer für das nicäische Symbolum durch Edicte gegen die Ketzer bewiesen, die in der christlichen Kirche das erste Beispiel bürgerlicher Strafen wegen religiöser Irrthümer gaben. Die Arianer erklärte er für unfähig, Testamente zu machen und gerichtliche Zeugnisse abzulegen, die Manichäer beraubte er aller bürgerlichen Rechte, und übertrug gewissen Bischöfen förmlich das Geschäft, diese Ketzer aufzuspüren und zu verfolgen. Auf der 381 gehaltenen Kirchenversammlung zu Constantinopel, wo er seit dem 24. Nov. 380 residirte, ließ er sich ganz als Werkzeug der orthodoxen Bischöfe brauchen, um den Rang und die Diöcesanverhältnisse der Patriarchen und Erzbischöfe nach ihren Absichten zu bestätigen, und neue Verfolgungen gegen die Antitrinitarier zu verhängen. Noch schärfer verfuhr er gegen die zahlreichen Heiden im römischen Reiche; erst schmälerte er ihre bürgerlichen Rechte und schränkte ihre Religionsübungen ein, 392 erließ er aber ein allgemeines Verbot alles Götzendienstes, zufolge dessen die gewaltsame Zerstörung der Tempel und heidnischen Kunstwerke durch wüthende Mönchshaufen geduldet, wenn auch nicht anbefohlen wurde. Gegen die Juden war er am gelindesten. Mochte nun an dieser Handlungsweise mehr die Politik oder mehr der Eifer für das Christen-

hum Antheil haben; daß Theodosius sich in seiner religiösen Denkart nicht über sein Zeitalter erhob, zeigt seine Abhängigkeit von dem damals schon anmaßenden und zur Begünstigung des Aberglaubens geneigten Klerus. Die orthodoxen Bischöfe hatten nicht nur auf jene Edicte gegen Ketzer und Heiden entschiedenen Einfluß, sie wußten ihn sogar zur Zurücknahme einiger weisen Gesetze gegen kirchliche Mißbräuche zu bestimmen, und noch nie hatte ein Kaiser geduldet, was ihm Ambrosius in Mailand zumuthete. Denn da Theodosius die Ermordung seines Militärpräfects bei einem Volksaufstande zu Thessalonich 390 im ersten Grimme durch den Befehl, diese Stadt der Wuth seiner Soldaten Preis zu geben, gerächt und der zügellose Kriegerhaufe darin bei einer allgemeinen Plünderung 7000 Einwohner niedergemetzelt hatte, wies ihn nach seiner Ankunft in Mailand der Bischof von den Thüren der Kirche zurück. Acht Monate lang mußte er im Bann bleiben und Kirchenbuße thun, bis seine Demüthigung unter den geistlichen Arm den Bischof endlich besänftigte. An Schadenersatz für die Familien der Ermordeten und Beraubten zu Thessalonich dachte der heilige Mann keineswegs, der Kaiser sollte nur fühlen und bekennen, wie hoch ein Priester über ihm stehe. Für diesen Gehorsam erhielt Theodosius den Beinamen des Großen, und die besondre Ehre, christlichen Königen von ihren Beichtvätern als Muster vorgestellt zu werden. Daß er es aber in der Politik nicht seyn konnte, zeigte seine Verfügung über die Thronfolge, in der er seinem ältesten Sohne Arkadius das oströmische und dem jüngern Honorius das weströmische Reich bestimmte; zwar sollten beide Erbtheile ein Reich ausmachen, und die Brüder fest zusammenhalten, aber immer blieb es einer der größten politischen Fehler, die die Geschichte kennt, über einen kaum vereinigten, stets bedrohten Staat so zu verfügen. Schon am 17. Jan. 395 starb Theodosius zu Mailand, und ließ die nun durch die Eifersucht der beiden Brüder und ihrer Minister für immer getrennten Theile des Reichs in den Händen dieser unwürdigen Söhne, deren schwache und unglückliche Regierung den Verfall der alten Römergröße beschleunigte. E.

Theogonie heißt die Lehre von der Erzeugung und Abstammung der Götter, wie sie aus alten Mythen gesammelt wurde.

Theokrit, der Meister des Hirtengesanges, lebte um 280 v. Chr. Geb., und wurde zu Syracus geboren. Sein Vater hieß Praxagoras, und seine Mutter Philine. Von Syracus zog er nach Aegypten, wo er von den Königen Ptolemäus Lagi und Philadelphus wohl aufgenommen und in Ehren gehalten wurde. Dennoch kehrte er wieder nach Syracus zurück, wo er von Hiero dem II., wegen einer beleidigenden Aeußerung, mit dem Tode bestraft worden seyn soll. Wir besitzen von ihm noch dreißig Idyllen oder ländliche Gemälde, unter denen sich jedoch mehrere befinden, welche von andern Verfassern herrühren. Ob er gleich für uns der älteste Idyllendichter ist, so war er doch nicht der erste. Die meisten seiner Hirtengedichte haben eine dramatische Form, und enthalten Wechselgesänge sangkundiger Hirten. Durch den dorischen Dialect, in dem er dichtete, erhält seine Sprache noch mehr Wohllaut, und die vollen Töne dieser griechischen Sprachmusik sind der ländlichen Natureinfalt sehr angemessen. Die Ausgaben von Reiske (Wien und Leipzig, 1765 — 66, 2 Bde. 4.), Warton (Oxford, 1770, 2 Bde. 4.), Valkenär (Leiden, 1779, 81 oder 1810); ferner von Harles, Stroth, Heindorf, Schäfer und Hermann sind

die besten. Unter allen Uebersetzungen genügt es, Eine zu kennen, von dem deutschen Theokrit Voß. Kl.

Theologie. Der Ausdruck Theologie umfaßte bei den Griechen Lehrsätze und Mythen über die Götter, die Natur derselben, und die Entstehung der Welt. Man unterschied eine mythische Theologie, den Inbegriff dessen, was die Dichter vom Ursprunge der Welt und der Natur der Götter sagen, eine politische, die Lehren, welche der Staat über diese Gegenstände öffentlich festgesetzt und autorisirt hat, eine physische, die Aussprüche der Philosophen. Theologen nannte man diejenigen, welche sich mit Untersuchungen über jene Fragen beschäftigten. Vergl. Cicero de natura Deorum 3, 21; Augustinus de civitate Dei, B. 6, Cap. 5; Clemens von Alexandrien in dem Werk: Stromata, B. 5, S. 676. Davon muß aber die christlich-kirchliche Bedeutung des Ausdrucks wohl unterschieden werden. Im ältern christlichen Sprachgebrauch bezeichnete Theologie die Lehre von der göttlichen Natur Jesu Christi, oder auch die gesammte Dreieinigkeitslehre. Vergl. Athanasius in der zweiten Rede gegen die Arianer in s. Werken 1ster Theil, S. 323; Eusebius Kirchengeschichte, 1. B. 1. Cap. Seit dem 11. Jahrh. gab man dem Ausdruck Theologie einen weitern Umfang, und bezog ihn auf die Lehre von Gott und seiner Verehrung überhaupt, oder auch auf die ganze Summe der christlichen Glaubenslehren. In diesem letztern Sinne schrieb schon der Scholastiker Petrus Abälardus im 12. Jahrh. eine Theologie. In neuern Zeiten hat man jedoch den Begriff der christlichen Theologie noch genauer von dem Begriffe der christlichen Religion selbst unterschieden, und bezieht nun jenen Ausdruck auf die gelehrte Kenntniß und den gelehrten Unterricht vom Christenthum, wie er dem Religionslehrer nöthig ist. Gelehrt ist diejenige Kenntniß vom Christenthum, welche die möglichste wissenschaftliche Gründlichkeit und systematische Ordnung besitzt. Sie verlangt daher Einsicht in die alten Sprachen, welche den Ausleger der Bibel in den Stand setzt, durch genaue Vergleichung des hebräischen und griechischen Originaltextes selbst zu entscheiden, was wahrer Sinn der Bibel, was echte biblische Lehre sey; ferner den Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse überhaupt, welche zu einer richtigen Erklärung der Bibel gehören, sodann eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte der christlichen Kirche, welche theils die deutlichsten und überzeugendsten Beweise für die siegende Kraft, Wahrheit, Göttlichkeit des Christenthums darbietet, theils über die allmählige Ausbildung und Gestaltung einzelner Kirchenlehren das nöthige Licht verbreitet, und endlich philosophisch-wissenschaftliche Bildung, um das Verhältniß, in welchem die geoffenbarte Religion des Christenthums zu den Forschungen der menschlichen Vernunft über Gegenstände des religiösen Glaubens steht, richtig zu würdigen, und das Einzelne, was wir als reine biblische Lehre in unsern heiligen Urkunden anerkannt haben, mit steter Hinsicht auf die oberste leitende Idee des Christenthums, zu einer gewissen Ordnung zu verknüpfen. Einer solchen philologisch-historisch-philosophisch gelehrten Kenntniß der Lehren und Wahrheiten des Christenthums bedarf nothwendig der Religionslehrer, damit er das Christenthum mit der festen und innigen Ueberzeugung, daß er der heiligen Schrift gemäß lehre, vortragen und seine Ueberzeugungen, wo es nöthig ist, gegen Zweifler oder Andersdenkende mit Gründen vertheidigen könne. Der Laie bedarf dieses gelehrten Apparats nicht, und

rbe, bei dem Mangel an Vorkenntnissen, an Bildung, Zeit und
uße, nicht einmal im Stande seyn, Gebrauch von demselben zu
chen. Den Bedürfnissen des Laien entspricht eine solche Darstel-
ig des Christenthums vollkommen, die ihm die wesentlichen Wahr-
ten und Lehren der neutestamentlichen Urkunden in einer faßlichen
d anschaulichen, so viel als möglich aus dem N. T. selbst geschöpf-
ı Sprache mittheilt, da, wo es nöthig ist, von Erläuterungen
d Gründen unterstützt, wie sie auch ohne Kenntniß der alten Spra-
n, und ohne wissenschaftliches Studium der Geschichte und Philo-
phie gefaßt werden können. Er begnügt sich mit diesem Unterricht,
d kann sich in der That damit begnügen, sobald er nur von den
ännern, denen er jenen Unterricht verdankt, voraussehen darf, daß
ihnen weder an gutem Willen und heiliger Ehrfurcht gegen die
kunden des christlichen Glaubens, noch an richtiger, gründlicher,
lehrter Einsicht in den wahren Sinn und Geist der Bibel fehlt.
ir unterscheiden also jene gelehrte Kenntniß und Unterweisung im
hristenthum, wie sie der Religionslehrer braucht, unter dem Na-
en Theologie von dieser populären Art, die Wahrheiten des
hristenthums zu erkennen und Andern darzustellen, welche man auch
weilen die catechetische Methode (so wie jene die acroamatische) zu
nnen pflegt. Man kann übrigens, wenn man von diesem Begriffe
r Theologie ausgeht, eine subjective und objective Bedeutung des
usdrucks unterscheiden. Theologie in subjectiver Bedeutung ist
ne gelehrte und gründliche Kenntniß des Christenthums, welche man
sitzt, im objectiven Sinn, ein gelehrt und gründlich dargestell-
s System der Lehren des Christenthums, welches man schriftlich
er mündlich vorträgt. Was zur christlichen Religion gehört, muß
thwendig auch einen Bestandtheil der christlichen Theologie ausma-
en; man kann aber nicht umgekehrt alle Untersuchungen, alle Defi-
itionen, alle Eintheilungen, alle Kunstausdrücke, welche in der
heologie angestellt und gebraucht zu werden pflegen, als wesentliche
heile des zur allgemeinen Menschenreligion für Gelehrte und Unge-
hrte aller Zeiten und Völker bestimmten Christenthums betrachten.
a schon frühzeitig viele durch wissenschaftliches Studium gebildete
Männer zum Christenthum übertraten, da sehr bald über einzelne
unkte der christlichen Glaubenslehre abweichende Meinungen in den
ristlichen Gemeinden und unter Lehrern der Kirche entstanden, da
as Christenthum auch nicht selten gelehrte Gegner fand, welche mit
Waffen der Gelehrsamkeit bestritten und überwunden werden mußten;
mußte sich auch frühzeitig aus dem Christenthum eine christliche
theologie entwickeln. S.

Theomantie, war diejenige Wahrsagung, wo ein Gott selbst
en Menschen zukünftige Dinge eingab. Sie unterschied sich von den
Orakeln dadurch, daß dieses öffentliche an bestimmten Orten und zu
estimmten Zeiten angebrachte Weißagungsanstalten waren; jene aber
war Privatsache, die dem Theomanten — so hieß der, welchem
in Gott etwas eingab — überall widerfahren konnte. Die Theo-
anten, deren es in alten Zeiten sehr viele gab, geberdeten sich,
enn sie sich von der Gottheit begeistert wähnten, theils wie Wahn-
innige, die in schreckliche Verzuckungen fielen, theils aber nahmen
ie auch eine besondre Ruhe und Stille an, und gewöhnlich machten
ie durch Waschen, Aufsetzen von Lorbeerkränzen, Räucherungen und
ergl. ihre Vorbereitungen zu dem Wahrsagen. Dieser Theomanten
gab es besonders drei Classen: 1. die Besessenen, d. h. solche, welche

von Dämonen besessen zu seyn glaubten oder vorgaben. Die meisten von diesen waren wahrscheinlich Bauchredner; 2. die Enthusiasten (Enthusiastä, Theopneustä), welche einen gewissen Enthusiasmus vorgaben, in welchen sie die Gottheit versetzt habe; 3. die Ekstatiker, d. h. solche, welche in eine Entzückung oder Ekstase fielen. Sie lagen gleich einem Todten oder Schlafenden ohne Empfindung und Bewegung da, und wenn sie wieder zu sich kamen, erzählten sie die seltsamsten Dinge von dem, was sie gehört und gesehen haben wollten. Man erklärte sich dies durch die Hypothese, daß die Seele den Körper verlassen, und durch die Welt umher wandern, und sogar in den Aufenthalt der Götter und Verstorbenen kommen könne. Uebrigens gab es nicht bloß bei den Griechen solche Wahnsinnige und Betrüger, sondern es gab deren bei allen ungebildeten Völkern.

Theophane, eine Tochter des Altes oder Bysaltis. Ihre Schönheit reizte viele Jünglinge, um sie zu werben; aber Neptun entführte sie in die Insel Crumissa. Die Freier erfuhren es, und eilten dahin, um die schöne Braut dem Gott zu entreißen; aber Neptun verwandelte sich in einen Widder, die Theophane in ein schönes Schaf, und die Bewohner der Insel in Hornvieh. Die Freier, welche nichts als Thiere fanden, fingen an zu schlachten und zu schmausen, Neptun, darüber erzürnt, verwandelte sie in Wölfe. Mit der Theophane aber erzeugte er den Widder Chrysomallus, der den Phrixus nach Colchis führte, und dessen goldenes Fell die Argonautenfahrt veranlaßte.

Theophanie hieß bei den Griechen die Erscheinung des Gottes, ein Fest zu Delphi, das man an dem Tage feierte, wo Apollo sich den Delphiern offenbart hatte. Nach Herodot füllten sie an demselben den großen Becher mit Wein, welchen Crösus nebst einem goldenen, der 8½ Talente und 12 Minen wog, dem Tempel Apollo's verehrt hatte.

Theophilanthropen oder Theanthropophiten, d. h. Freunde Gottes und der Menschen, nannte sich eine religiöse Gesellschaft, die während der Revolution in Frankreich durch den Wunsch, die in der Schreckenszeit aufgelös'te gemeinschaftliche Religionsübung ohne Rückkehr zu den mit einem reinen Deismus unverträglichen positiven Dogmen und Gebräuchen der christlichen Kirchen wiederherzustellen, ein kurzes Daseyn erhielt. Im J. 1796 traten fünf Familienväter zu Paris, Chemin, Mareau, Janes, Hauy, der Vorsteher des Blindeninstituts und Bruder des Physikers, und Mandar zusammen, und hielten den 16. December in Hauys Institutsgebäude die erste Versammlung, deren Zweck Gottesverehrung, Erbauung und Belehrung im Sinne der natürlichen Religion war. Die Versammlungen wurden wöchentlich mit Gebet, Reden, moralischen Vorlesungen und Gesängen gehalten, und bald durch eine Menge neuer Mitglieder aus dem Haufen der zuströmenden Zuschauer so zahlreich, daß die Gesellschaft mehrere große Locale brauchte. Das Directorium erlaubte den Theophilanthropen den Mitgebrauch von zehn Pfarrkirchen zu Paris, wo sie im Schiff ihren Gottesdienst erst an den Decaden, dann Sonntags nach den Catholiken in der Mittagsstunde hielten. Die Tempel wurden dazu eigends verziert. Man sah darin religiöse und moralische Inschriften, einen antiken Altar, wie er auf den Bühnen gebraucht wird, darauf einen Korb mit Blumen zum Opfer für das höchste Wesen, eine Kanzel zum Vorlesen und Predigen, allegorische Gemälde und Fahnen mit Emblemen und Inschriften, alles im

neuften Geschmack. Einen besondern geistlichen Stand wollten die Theophilanthropen nicht, doch stellten sie Gesellschaftsbeamte, Aufseher, Tempelvorsteher, Leser und Redner an, welche einen weißen Talar über blauer Unterkleidung mit buntem Gürtel beim Gottesdienst trugen, aber weder Vorrechte hatten, noch Einkünfte genossen. Zum Glaubensbekenntniß gehörten bloß die Dogmen von Gott und Unsterblichkeit; die Lehre war ein Deismus, im Wesentlichen aus der evangelischen Wahrheit entlehnt, voll praktischer Moral, deren Princip nur durch vorherrschenden Eudämonismus vom christlichen abwich, die Liturgie einfach, wie die protestantische, doch mehr noch auf Rührung berechnet; Ermunterungen zur Besserung knüpften sich darin an stillschweigende Prüfungen des sittlichen Verhaltens an, auch um Verzeihung der Fehler wurde Gott gebeten, doch Jesus, den man unter den Weisen aller Zeiten mit Achtung nannte, nicht als Erlöser betrachtet. Am reichsten behandelten die Schriften der Theophilanthropen, deren Chemin die meisten herausgab, die Pflichtenlehre. Natur-, Vaterlands-, Gatten- und dergl. Feste wurden außerordentlich gefeiert. Die Stelle der Taufe vertrat eine Einweihung durch Ermahnungen an Aeltern und Pathen, der Confirmation eine Aufnahme mit Gelübden, der Trauung eine symbolische Verknüpfung des Brautpaars durch Ringe und Bänder, die um die Hände geschlungen wurden, andre Gebräuche fanden nicht Statt. Besondre Schulen errichtete man zur Unterweisung der Jugend im Theophilanthropismus. Die Kosten des Gottesdienstes sollten durch Collecten und Beiträge der Mitglieder bestritten werden, doch schoß die Directorialregierung kleine Summen zu. In vielen Provinzialstädten kam es meist durch nachdrücklichen Betrieb der Behörden und zum Nachtheil der Catholiken zu Nachahmungen des Gottesdienstes der pariser Theophilanthropen, zu Sens mit Einmischung christlicher Gebete und Gebräuche, und schon hegten sie, da ihre Gesellschaft keine Secte, sondern ein moralisches Institut für alle Parteien seyn wollte, große Erwartungen von ihrer Ausbreitung in andern Ländern, freilich ohne Erfolg. Der Versuch des Piaristen Movardo zu Turin schlug ganz fehl. In Frankreich selbst war ihr Untergang vorauszusehn, da nicht nur der immer noch mächtige und durch die proclamirte Toleranz wieder ermuthigte Catholicismus ihnen mit aller Kraft entgegenwirkte, sondern auch unter den Gemeinden in Paris wegen hierarchischer Anmaßungen einiger Vorsteher Spaltungen entstanden, und die Sättigung der Neugier den ersten Enthusiasmus abkühlte, die Beiträge verminderte und eine Menge schnell angeworbener Mitglieder abtrünnig machte. Ueberhaupt war das Volk in Frankreich, dessen Unterricht in der Religion und Moral hinter den Leistungen des deutschen Schulwesens weit zurücksteht, durchaus nicht reif für eine philosophische Religion. Der Menge zu hoch, den Revolutionsmännern zu rein und edel, und durch den Mangel aller göttlichen Autorität der Stützen beraubt, ohne die keine Religion zu öffentlicher Geltung und Würde gelangt, konnte der Theophilanthropismus weder genug anziehen, noch genug Ehrfurcht gebieten, um an der Stelle des Christenthums Nationalreligion zu werden. Als das Werk einiger beredten Schriftsteller und schwärmerischen Weltverbesserer hatte er daher das Schicksal einer Modethorheit, die man einige Zeit mitmacht, um sie dann wieder zu bespötteln. Das Concordat mit Pius VII. gab dem alten Glauben neues Gewicht, und da die Consuln 1802 die Fortsetzung der öffentlichen Versammlungen der Theophilanthropen in den Kirchen unter-

sagten, ging ihr Institut, das ohnehin schon wegen Mangels an Mitgliedern zu Paris auf vier Locale eingeschränkt war, als Gesellschaft völlig unter, wenn auch die Meinung und Ansicht, die es begründet hatte, bis jetzt das stille Bekenntniß der Meisten von denen blieb, die man in Frankreich Philosophen nennt. E.

Theophrastus, ein berühmter griechischer Philosoph, geboren im J. 371 vor Christi Geburt zu Eresium, einer Seestadt der Insel Lesbos. Nachdem er in seinem Vaterlande die erste Erziehung genossen hatte, sandte ihn sein Vater nach Athen, wo er zuerst ein Schüler des Plato, darauf des Aristoteles wurde. Er machte in der Philosophie und Beredsamkeit so große Fortschritte, daß Aristoteles, wie derselbe sich nach Chalcis begab, den Theophrastus zu seinem Nachfolger als Lehrer der peripatetischen Schule bestimmte. In diesem Amte, welches er um 323 vor Chr. Geburt übernahm, erlangte er einen so hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben soll. Sein Ruhm verbreitete sich auch ins Ausland, und er erhielt eine Einladung vom Ptolemäus nach Aegypten und vom Cassander nach Macedonien. Zweimal rettete er sein Vaterland von der Herrschaft von Tyrannen, und wurde von den Atheniensern so hoch geachtet, daß, als er einst wegen gottloser Grundsätze, die er behauptet haben sollte, angeklagt ward, der Ankläger selbst kaum der Strafe entging, die er dem Theophrast zugedacht hatte. Sehr freigebig trug er zu den Kosten der öffentlichen philosophischen Versammlung bei, erschien immer in einem sehr kostbaren Anzuge in den Schulen, und suchte besonders in seinen Reden sich mit Würde und Anmuth auszudrücken. Wegen dieser letztern Eigenschaft soll Aristoteles seinen ursprünglichen Namen Tyrtamus zuerst in Euphrastus (der schöne Redner) und diesen nachher wieder in Theophrastus (der göttliche Redner) verwandelt haben. Er starb 85 Jahr alt. Das ganze athenienfische Volk wohnte seinem Leichenbegängnisse bei. Theophrastus war Verfasser einer großen Anzahl dialectischer, metaphysischer, moralischer und physikalischer Schriften. Seine Meinungen unterscheiden sich in mehrerer Hinsicht von denen des Aristoteles, und enthalten wesentliche Zusätze zu dem peripatetischen System. Er hielt dafür, daß die Kategorien eben so zahlreich wären, wie die Veränderungen und Bewegungen, denen die Wesen ausgesetzt wären, und daß zu diesen Bewegungen und Veränderungen die Wünsche, das Verlangen, die Gedanken und Urtheile gerechnet werden müßten. Einige seiner moralischen Aussprüche zeichnen sich besonders aus, z. B. achte dich selbst, und du wirst nicht Ursache haben vor Andern zu erröthen; die Schamröthe ist die Farbe der Tugend, rc. Von seinen Schriften, deren Diogenes Laertius mehr als 200 aufzählt, haben nur wenige unsere Zeiten erreicht. Die bekannteste führt den Titel Charaktere (Theophrasti Characteres s. notationes morum ex ed. Fischeri Coburgi 1773. 8. ed. Schneideri Jen. 1799. 8. übersetzt mit Anmerkungen von Hottinger und Jacobs in Wielands attischem Museum B. 1. St. 3. B. 2. St. 1.). Es sind Schilderungen menschlicher Thorheiten und Sitten. Dies Werk ist häufig von neuern Schriftstellern nachgeahmt worden, von keinem vielleicht mit größerm Glücke, wie von la Bruyere. Außerdem besitzen wir noch von ihm eine „Naturgeschichte der Pflanzen" und mehrere in die Naturgeschichte einschlagende Werke. Die besten vollständigen Ausgaben der sämmtlichen Schriften sind von Daniel Heinsius (Lugd. Bat. 1613 in fol.) und von Schneider (Leipzig 4 Bde. 8.) griechisch und lateinisch. Unter den Ausgaben der

Geschichte der Pflanzen ist die von Bodaeus (Amst. 1644. fol. gr. t lat.) die vollständigste.

Theophrastus Paracelsus, s. **Paracelsus**.

Theorbe (Tiorba) ist ein der Laute zum Theil ähnliches Instrument (s. **Laute**), wenigstens was den Körper und den — wiewol ingern — Hals betrifft, daher es auch von den Italienern bisweilen rchiliuto genannt wird. Sie hat vierzehn bis sechzehn Chorsaiten, ovon die acht großen Saiten im Basse zweimal so lang und dick nd, als die bei der Laute. Dies Instrument, das jetzt ziemlich unbekannt eworden ist, brauchte man mehr zum Accompagnement, da hingegen uf der Laute auch Melodie gespielt wird, so wie denn auch das System der Theorbe fünf Linien mit ordentlichen Noten, hingegen das der aute sechs und Buchstaben hat; auf der Theorbe ist keine sogenannte esangsaite (Chanterelle — Quinte) nöthig, wie bei der Laute, da ene eine Terz tiefer, von der ersten Saite an gerechnet, anfängt. luch gibt es **theorbirte Lauten**, wenn nämlich der sonst zurückebogene Lautenhals gerade ausgeht, so daß sich die Baßsaiten besser arauf schicken.

Theorem, Lehrsatz, s. **Lehrsatz**.

Theorie (von θεωρία, das Beschauen, Betrachten) bezeichnete rsprünglich die **Speculation**, speculative Erkenntniß, d. i. die Erkenntniß und die Untersuchung übersinnlicher Dinge, in so fern deren Quelle die Vernunft als höheres Anschauungsvermögen ist, dann die vissenschaftliche Erkenntniß, Wissenschaft überhaupt, im Gegensatze der **Praxis**, oder der Anwendung und Ausübung derselben in der Wirkichkeit. Die Fähigkeiten zu beiden sind in der Wirklichkeit oft getrennt, wiewol sie in der Seele selbst innig verbunden sind, und eine ründliche Praxis auch eine gute Theorie voraussetzt. Daher unterscheiden wir den Theoretiker, d. h. den, welcher einen Gegenstand bloß vissenschaftlich betrachtet und seine Gesetze zu bestimmen versteht, und en **Practiker**, der in der Anwendung dieser Gesetze geübt ist, velches oft ohne deutliches Bewußtseyn Statt findet. Der abgeleitete Ausdruck **theoretisch** kann aber sowohl auf den Gegenstand als auf die Behandlung desselben bezogen werden. **Theoretisch** heißt 1. in Beziehung auf den Gegenstand im Allgemeinen, was die Erkenntniß betrifft oder zum **Gegenstande hat**, **erklärend**, untersuchend, z. B. theoretische Erkenntniß, **theoretische Philosophie** (welche das Erkenntnißvermögen und das Erkennbare zum Gegenstande hat, nach Andern, deren Gegenstände unabhängig vom freien Handeln des Menschen da sind), **theoretische Vernunft**, die Vernunft als höhere Erkenntnißkraft, Vermögen der Ideen, insbesondere der theoretischen. Dahingegen ist **practische Erkenntniß** in diesem Sinne die, welche das Handeln zum Gegenstande hat, und **practische Philosophie** derjenige Theil der Philosophie, welcher **Vorschriften** für das Handeln enthält, nach Andern, welche die Gegenstände betrachtet, welche durch das freie menschliche Handeln erst **hervorgebracht** werden sollten, also Theorie der Praxis. 2. In Beziehung auf die Behandlung bedeutet der Ausdruck practisch, was der bloßen Erkenntniß nach reinwissenschaftlich, d. i. ohne Rücksicht auf die Hervorbringung eines Gegenstandes, oder auf Fälle der Anwendung betrachtet wird. So z. B. redet man selbst von einem **theoretischen Vortrag** einer Wissenschaft und von einer **practischen Tendenz des Vortrags**, so wie einer **practischen Erkenntniß**,

d. i. einer solchen, welche sich auf die Hervorbringung ihres Gegenstandes bezieht; dahingegen die theoretische Erkenntniß in diesem Sinne diejenige ist, welche bloß die Bestimmung ihres Gegenstandes, d. i. die Erforschung der Natur derselben bezweckt. Das Theoretische im letztern Sinne bildet mit dem Practischen eine vollkommene Eintheilung. Im erstern Sinne aber stellt sich zwischen die theoretische und practische Thätigkeit des Geistes noch die ästhetische oder Gefühlsthätigkeit zwischen hinein, und man müßte von dem ursprünglichen Wortsinne ganz abgehen, wenn man die letztere mit der erstern unter einer Bedeutung dieses Worts vereinigen wollte; weßhalb auch die Eintheilung in theoretische und practische Philosophie nicht durchaus zu billigen ist. Unter dem Ausdruck einer Theorie versteht man 1. im materiellen Sinne eine einzelne Wissenschaft oder eigne wissenschaftliche Ansicht derselben oder in derselben (z. B. Erregungstheorie); 2. da das Wissenschaftliche sich auch auf die Form bezieht, die systematische Behandlung einer Wissenschaft, oder eines Haupttheils derselben (z. B. Theorie der Sinne).

Theosophie ist der Wortbedeutung nach die Wissenschaft göttlicher Dinge, daher der speculative Philosoph, in so fern er das Göttliche, an das die Theologie nach Vorschrift einer unveränderlichen Offenbarung glauben lehrt, zur Anschauung und ins Wissen zu bringen sucht, auch Theosoph genannt werden darf. Doch hat man diesen Namen gemeiniglich solchen Begeisterten beigelegt, die in ihren Forschungen und Combinationen auf dem Gebiete der Gotteserkenntniß über die Gränzen der nüchternen Schulphilosophie hinausgingen und das Göttliche, das der Mensch in der Regel nur ahnen oder negativ beschreiben, aber nicht in Begriffe kleiden kann, wie es wirklich ist und im Weltall lebt, aus höherer Erleuchtung anzuschauen meinten und darzustellen versuchten. Weil der göttliche Ursprung ihrer Visionen verdächtig und eine ungeregelte, starke Phantasie die wahre Quelle der Offenbarungen zu seyn schien, von denen sie Kunde gaben, wurden die Theosophen häufig als Schwärmer betrachtet, die sich selbst betrögen. So hat die beliebte Aufklärung über die merkwürdigsten Theosophen neuerer Zeit, Jacob Böhme, Swedenborg, St. Martin u. a. m. abgesprochen und sie mit ihren Träumereien zur Vergessenheit verurtheilt. Doch das Ringen der Schellingschen Philosophie nach dem Wissen des Absoluten verschaffte ihnen in den letzten Jahrzehnden wieder so viel Gerechtigkeit, daß ihre verworrene Sprache und meist unwissenschaftliche Darstellung nicht mehr als ein Hinderniß betrachtet wird, den Reichthum ihrer Schriften an religiösem Gehalt und tiefen Blicken in das Wesen des Göttlichen anzuerkennen. E.

Theot (Catharina), war die Vorsteherin bei gewissen religiösen Gaukeleien, welche im Frühlinge des Jahres 1794 in Paris viel Aufsehen machten. Die Mysterien wurden in der Wohnung der Theot, einer 69 Jahr alten Jungfer, gefeiert, und ein gewisser Gerle spielte dabei den Hierophant. Die ganze Verbindung war fanatisch, und würde nimmermehr so viel Aufsehen erregt haben, wenn nicht gewisse Nebenumstände dazu gekommen wären. Robespierre bereitete sich nämlich um dieselbe Zeit den Triumph mit der Feier des höchsten Wesens, das er mit allem Pomp proclamiren ließ. Da er zur Schwärmerei geneigt war, und den Fanatismus, den Catharina Theot predigte, mit seinen eignen Ideen übereinstimmend fand, und noch



überdies aus der Verbindung mit ihr andre Vortheile hoffte, so duldete er die Versammlungen, die sie bei sich hielt, oder that vielmehr, als wenn er sie nicht kenne. Die übrigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, welche auf Robespierre's zunehmende Macht eifersüchtig zu werden anfingen, ergriffen diese günstige Gelegenheit, um die Mysterien der Catharine Theot dem Convente als einen Schlupfwinkel der Contrerevolutionairs zu denunciren. Sie hofften dadurch Robespierre'n einen heimlichen Streich zu versetzen, und irrten darin nicht. Robespierre durfte es nicht wagen, sich einer fanatischen Gesellschaft anzunehmen. Indem die Theot und ihre Gefährten als aberwitzige Schwärmer dargestellt wurden, mußte sich das Volk an Robespierre's Schwärmereien bei dem Feste des höchsten Wesens erinnern, und ihn um desto mehr verabscheuen. So wurde die Farce mit Catharine Theot eine Vorbereitung zum neunten Thermidor. Barrere und Vadier, welche dem Convent von dieser Verschwörung Bericht erstatteten, verwandelten den Namen der alten, dem Revolutionstribunal überlieferten Theot in das griechische Wort Theos, um der ganzen Sache eine größere Wichtigkeit zu geben.

Theramenes, ein Athenienser und Schüler des Sokrates. Er war ein großer Redner, und spielte zu Ende des für Athen so unglücklichen peloponnesischen Krieges in Beziehung auf die politischen Veränderungen in seiner Vaterstadt eine sehr bedeutende, obwol etwas zweideutige Rolle, die ihm den nicht unverdienten Vorwurf der Unbeständigkeit zuzog. Er war es, der den Frieden mit den Spartanern, der unter so harten Bedingungen für Athen geschlossen wurde, als bevollmächtigter Gesandter unterhandelte, und ihm schrieb man die Einführung der neuen drückenden Oligarchie unter den sogenannten 30 Tyrannen zu. Er selbst war einer von ihnen; doch billigte er ihr tyrannisches Verfahren nicht, und dies bewirkte seine öffentliche Anklage und seinen gewaltsamen Tod. Ein gewisser Kritias, einer der Vornehmsten jener 30 Gewalthaber, war sein Hauptfeind und sein Ankläger. Theramenes mußte, wie Sokrates, den Giftbecher trinken, und er that dies mit Entschlossenheit und Gleichmuth. Es scheint, daß den Theramenes, dessen Gesinnungen ursprünglich nicht unedel waren, und der große Fähigkeiten besaß und seine Kraft fühlte, die Begierde, eine bedeutende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen, zu manchen Fehltritten verleitete, daß er aber das Unglück seiner Vaterstadt keineswegs beabsichtigte. Vielleicht kann ihn einigermaßen die kritische Lage, in der sich damals Athen befand, entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. S.

Therapie (auch Therapeutik), die Heilung, aus dem griechischen Worte therapeyo, ich heile, und therapeia die Heilung gebildet, und in die Medicin aufgenommen, um den Inbegriff alles dessen, was zur Umwandlung des kranken Zustandes eines lebenden Körpers in den gesunden gehört, mit einem Worte anzudeuten. Die Therapie erscheint uns demnach sowohl in theoretischer als in practischer Hinsicht als der gerade Gegensatz der Pathologie. Diese nämlich zeigt, wie die Thätigkeiten des Organismus möglicher Weise von ihrem harmonischen Zusammenwirken auf einen Zweck sich verirren können, wie die körperliche Masse desselben dem gemäß in Form und Mischung von der Norm abweicht, wie ferner von allen den Dingen der Außenwelt, welche auf den Organismus einwirken (s. d. Art. Pathologie), einzelne Thätigkeiten, Systeme und Theile desselben vor andern erregt, dagegen andere wieder geschwächt werden, woraus

verschiedene krankhafte Zustände in der Wirklichkeit entstehen, die erst im Allgemeinen, und dann, in so fern sie sich in bestimmten Theilen und bestimmten Gruppen von krankhaften Erscheinungen (s. Symptome) offenbaren, auch als Krankheiten insbesondere betrachtet werden. So im Gegensatze geht die Therapie von der Möglichkeit aus, wie die gestörte Harmonie der Verrichtungen, so wie auch die normale Form und Mischung des Organismus, wieder hergestellt werden könne; wie die zu hoch gestiegenen Thätigkeiten, sich selbst erschöpfend, wieder nachlassen, dagegen die, deren Thätigkeit herabgesetzt wurde, in der Ruhe ihre Kraft wieder gesammelt haben und von neuem wieder in den Kreis der organischen Verrichtungen eintreten; wie hieraus natürlich folgt, daß auch die Form und Mischung der Theile sich wieder der normalen Beschaffenheit nähern und das, was nun als abnorm dem Organismus fremd und heterogen geworden ist, aus demselben geschieden werde. Die Therapie zeigt ferner, wie nicht nur die Außendinge, sondern alles, was auf den lebenden Organismus einwirkt und dessen verschiedene Thätigkeiten bestimmt, dazu dient, durch Hinleitung und Einwirkung auf bestimmte Theile, Organe und Systeme des Organismus deren Thätigkeit umzuändern, die einen zu erhöhen, andere hingegen herabzusetzen, und dadurch die Harmonie wieder herzustellen. Aus der Zusammenstellung dieser Einwirkungen auf bestimmte Regionen des Organismus entstehen gewisse allgemeine Heilmethoden gegen allgemeine pathologische Zustände, und endlich lehrt sie gegen bestimmte Formen von Krankheiten einen bestimmten Plan von Heilmitteln dagegen entwerfen. Aus dieser Darstellung des wesentlichen Inhalts der Therapie entstehen auf eine natürliche Weise die verschiedenen Abtheilungen derselben in die allgemeine und in die besondere Therapie. Die allgemeine Therapie entwickelt zuerst die Möglichkeit aller Heilung in der Bestimmbarkeit des Körpers von Außendingen, in der lebendigen Idee, die dem Organismus einwohnt, die Norm desselben gegen die feindlichen Einwirkungen von außen sowohl als von innen selbstständig zu erhalten, woraus die Lehre von der Heilkraft der Natur ihre Entstehung hat. Unter dieser Heilkraft der Natur verstehen wir das Vermögen des organischen lebenden Körpers, vermittelst der Grundkräfte und Gesetze des Organismus, welche das Leben und die Verrichtungen erhalten, auch Störungen und fehlerhafte Zustände wieder aufzuheben, also Krankheiten zu heilen. Dieses Heilvermögen der Natur liegt jeder Heilung durch die Kunst zum Grunde; denn letztere kann erst dadurch heilen, daß sie jene Thätigkeiten des Organismus aufruft, welche der Krankheit Gränzen zu setzen vermögen. Die Kunst hat also die Aufgabe, durch bestimmte in dem Körper hervorzubringende Veränderungen den kranken Zustand in den gesunden umzuwandeln. Diese Veränderungen in dem Leben des Organismus beziehen sich jedesmal zunächst auf die Thätigkeiten desselben, und durch dieselben auf die organische Masse, und die Kunst hat demnach auch zwei Hauptwege, auf welchen sie auf den Organismus einwirken kann, nämlich den, gewisse Thätigkeiten desselben vorzugsweise hervorzurufen oder andere herabzustimmen, und den auf die organische Masse und Form selbst einzuwirken. (S. d. Art. Physiologie.) Auf diesen Wegen ist es der Kunst möglich, krankhafte Zustände der Lebensthätigkeit sowohl als Abweichungen in der Mischung und Form der organischen Masse umzuändern. So wie die Krankheiten in der Erscheinung sich als allgemeine oder örtliche zeigen, ist auch die Heilung in formeller

Beziehung allgemein oder örtlich, indem entweder auf den ganzen Organismus, oder doch auf ein denselben durchgreifendes System, oder nur auf einen Theil besonders gewirkt werden muß. So wie aber auch bei der Krankheit selbst wieder unterschieden werden muß die innere Entstehung und das Wesen derselben von der äußern Erscheinung oder den Symptomen, so richtet sich wieder die Heilung entweder nach dem Wesen der Krankheit (gründliche oder wesentliche Heilung) oder blos nach einzelnen Zufällen (symptomatische Heilung). Jenes ist die Anfoderung der echten Heilkunst, aber nur die Sache des wahren Heilkünstlers, weil es schwer ist, das Unsichtbare aus dem Sichtbaren abzuleiten; allein nur dadurch ist es möglich, die sichtbaren und fühlbaren Krankheitszufälle gründlich und für immer zu heben. Dagegen behilft sich Stümperei jedesmal nur damit, einzelne Krankheitsäußerungen zu heben, ohne die Ursachen derselben wegzunehmen, wodurch auch die Krankheit selbst entweder gar nicht gehoben wird, oder wenn sie es auf einige Zeit werden kann, doch bald wieder zurückkehrt, weil die Ursachen zu wirken fortfahren. Die gründliche Heilung der Krankheit beruht demnach bloß auf Wegnahme der nächsten Ursache derselben, oder des Wesens der Krankheit. Alles dasjenige nun, wodurch wir auf den lebenden Körper so einwirken, daß wir jene Veränderungen hervorbringen können, benennen wir Heilmittel. Bei der Anwendung dieser Mittel muß auf zweierlei Rücksicht genommen werden: auf die Thätigkeit des Mittels, oder die Art, wie es auf den lebenden Körper wirkt, und auf die Thätigkeit des Organismus oder die innere Veränderung, die dadurch hervorgebracht wird, und das System, welches dadurch erregt wird; mit zwei Worten: auf die Action des Mittels und die Reaction des Organismus. Die Wirkung der Mittel ist anzusehen als allgemein und als specifisch. Die allgemeine Wirkung gründet sich auf das Verhältniß der Außendinge zum Organismus überhaupt, vermöge dessen jeder fremdartige Körper auf ihn eine Anregung der Thätigkeit ist, die specifische Wirkung gründet sich auf die Verwandtschaft des Mittels zu einem bestimmten Theil oder System des Organismus, vermöge welcher es auf eine bestimmte Weise auf die Verrichtung dieses Theils oder Systems erhöhend oder schwächend wirkt. Bei der Reaction des lebenden Organismus kommt in Betrachtung, in welchem Grade er durch das ihm einwohnende Leben vermögend ist, auf die Einwirkung des Mittels seine Thätigkeit zu äußern, welches auf die individuelle Constitution des Subjects, auf Gewohnheit, auf den Ort der Anwendung, auf die Menge des angewandten Mittels, auf die Dauer und Wiederholung, selbst auf die Form und Zubereitung desselben ankommt, und welches alles dem Zweck der Heilung angepaßt werden muß. Bei dem Heilverfahren selbst ist der diagnostische und der eigentlich therapeutische Theil desselben zu unterscheiden. Der erstere hat den wesentlichen oder Heilungscharakter der Krankheit, d. h. die nächste Ursache oder das Wesen derselben aufzusuchen, und muß zu diesem Behuf sowohl das Gegenwärtige, nämlich die am Kranken bemerklichen Symptome, nach einem gründlichen Studium der Semiotik, als auch alles, was den Kranken umgibt, nämlich den Zustand der Luft und Witterung, der epidemischen Constitution, die Lage des Kranken in jeder Rücksicht, untersuchen, als auch auf das Vergangene zurücksehen, auf die Anlage und Constitution des Kranken, überhaupt auf alles, was vorher auf ihn einwirkte, und endlich die Wirkung der Mittel auf den kranken Körper beobachten. Der andere Theil be-

schäftigt sich mit der Auseinandersetzung der Absicht der Behandlung der Krankheit, welche entweder darauf geht, die Ursachen derselben zu entfernen und sie von Grund aus zu heben (curatio causalis), was eigentlich zwar jedesmal der Zweck seyn sollte, aber nicht allemal möglich ist; oder die Wirkung der Krankheit zu heben und zu mildern (curatio symptomatica, Palliativcur, s. d. Art.), womit sich der Arzt jedoch nur in besondern Fällen begnügen darf; oder das Leben des Kranken durch unmittelbar darauf wirkende Mittel, ohne Berücksichtigung der Krankheit, zu erhalten (curatio vitalis), oder endlich künftige Krankheiten zu verhüten (curatio praeservativa). Um nun den Zweck der Heilung zu erreichen, müssen die Mittel dazu nach erlangter diagnostischer Kenntniß der Krankheit so ausgewählt werden, daß die ihr angemessenen Veränderungen im Organismus und wiederum in bestimmten Systemen hervorgebracht werden. So wie sich nämlich die verschiedenen Formen und Darstellungen der Krankheiten auf gewisse einfache Grundkrankheiten oder Abweichungen von der normalen Thätigkeit der Organe zurückführen lassen, so müssen auch zuvörderst gewisse Fundamentalmethoden der Heilung aufgeführt werden, welche jenen Grundkrankheiten parallel laufen, und die Art und Weise angeben, wie die Heilkunst gewisse bestimmte Veränderungen im lebenden Körper hervorzubringen vermag. Da diese Fundamentalmethoden der Heilkunst sich nach den Ansichten über die Grundkrankheiten, und diese sich wieder nach denen der normalen Beschaffenheit des Organismus, also nach den physiologischen Principien richten, so hat die Eintheilung jener Methoden auch gewechselt, wie zu verschiedenen Zeiten die physiologischen und pathologischen Ansichten der Aerzte wechselten. Wir müssen daher in Rücksicht der geschichtlichen Erinnerungen, so weit sie die Therapie betreffen, auf die Artikel Arzneikunde, Physiologie und Pathologie zurückweisen, und uns hier damit begnügen, die Fundamentalmethoden die Heilkunst nach den in jenen Artikeln gegebenen neuern Ansichten bloß als erläuterndes Beispiel noch kürzlich anzuführen. Jede Bestimmung dieser Fundamentalmethoden hat übrigens ihre großen Schwierigkeiten, indem keine so strenge Abscheidung und Eintheilung der Mittel, wodurch wir auf den kranken Organismus wirken, getroffen werden kann, die nicht auch zugleich in das Gebiet einer andern mehr oder weniger übergriffe. Wir können daher bloß theoretisch eine Classification der Methoden aufstellen, deren Ausfüllung mit den zweckdienlichen Mitteln nach dem gegenwärtigen Stand unserer Erfahrungserkenntnisse in der Masse der Heilmittel erfolgen muß und in unaufhörlichem Fortschreiten zur Vervollkommnung begriffen ist. Dem Zweck der Heilung gemäß müssen wir an dem Organismus Rücksicht nehmen auf die Thätigkeit, die Masse und Form desselben. Da wir es aber mit dem Menschen zu thun haben, dessen Seelenthätigkeit zum Theil an den Organismus gebunden und von ihm abhängig ist, dagegen auch wieder auf denselben wirken kann, so dürfen wir überdies bei der nähern Bestimmung der Menschenheilkunde auch die geistige Region nicht unbeachtet lassen. Man kann demnach die Heilmethoden unter folgender Classification fassen. In so fern man durch die Seele selbst auf die Thätigkeiten derselben und auf den Körper einwirken kann, entsteht hieraus eine psychische Methode. In so fern die Naturkraft des Organismus, von dem Nervensystem ausgehend, zu lebhaft aufgeregt seyn, oder zu schwach von Statten gehen, oder die Thätigkeit derselben abnorm vertheilt seyn kann, muß dagegen eine deprimirende oder her-

rbstimmende, eine erregende und eine ableitende Methode
iothwendig werden. In so fern diese Abweichungen der Thätigkei-
en auch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Masse des Organismus,
owohl der festen als flüssigen Theile, Mangel an manchen Stoffen,
leberfluß an andern, nothwendig hervorbringen muß, welche häufig
vieder als Krankheitsursache zurückwirken kann, und in vielen Fällen
her wieder verbessert werden kann, als jene Abnormitäten gehoben
verden, kann also eine das Materiale verändernde Methode Statt
inden, welche theils auf Wegschaffung schädlicher Stoffe: — die
usleerende Methode; theils auf Umwandlung derselben: —
ie eigentliche verbessernde Methode; theils auf Ersatz des Man-
els an organischen Stoffen: — die restaurirende Methode,
bzweckt. In so fern endlich in der Form des Organismus Abnormi-
äten vorfallen können, muß die Heilkunst sich bemühen, diese durch me-
hanische Hülfsleistung wieder zu heben, welches die chirurgische
Methode ist. Durch die psychische Heilmethode suchen wir auf die
Seele des Kranken zu wirken, dessen krankhafte Thätigkeiten umzu-
ndern, die gesunkenen zu heben, einseitig zu starke ungeregelte See-
enthätigkeiten zu reguliren, Leidenschaften zu beherrschen, Affecten zu
nildern, vorherrschende Seelenvermögen in ihre Schranken zu weisen,
. B. krankhafte lebhafte Phantasie zu unterdrücken, einseitige krank-
afte Richtung des Gemüths abzuwenden, das in sich versunkene Be-
vußtseyn durch kräftige Reizung zu erwecken. Wir vermögen aber
uch mit Hülfe der Seelenthätigkeit auf einen kranken Körper selbst
u wirken, durch Beruhigung der Leidenschaften und Affecten, durch
Erheiterung des Gemüthes und Beschäftigung desselben mit er-
reuenden Gegenständen, durch Anwendung desselben von gewissen
Zuständen des Körpers, durch Fixirung desselben auf andere. Die
ynamischen Methoden sind die drei oben benannten. Sie ver-
angen aber eine noch genauere Bestimmung, je nach dem die Natur-
hätigkeit des Nervensystems in der Region des Cerebralsystems oder
es Gangliensystems krankhaft gestimmt ist, je nach dem diese letztere
nehr in der reproductiven Irritabilität oder den niederen Systemen
ind Organen der Reproduction, den secernirenden und excernirenden
Organen, Statt findet. Die herabstimmende Methode heißt daher in
Rücksicht des Nervensystems für die Cerebralregion die narcotisi-
ende, in Rücksicht desselben für die Muskularpartien, die anti-
pasmodische, in Rücksicht der reproductiven Irritabilität die an-
iphlogistische Methode. Die erregende Methode ist, in so fern
ie direct auf das gesammte Nervensystem einwirkt, die magneti-
che, electrische, galvanische und analeptische, in so fern
ie auf die reproductive Irritabilität hin gerichtet ist, die phlogi-
tische, in so fern sie auf einzelne Systeme und Organe der Repro-
uction gerichtet ist, die specifische. Wenn man in der Absicht, die
rankhafte Thätigkeit eines Systems oder eines Organs herabzustimmen,
n einem andern eine künstlich erhöhte Thätigkeit zu erregen sucht, so
eißt dies die ableitende Methode. Die phlogistische Me-
hode theilt sich, je nach dem die Erhöhung der Thätigkeit schnell aber vor-
bergehend, oder langsam aber dauernd ist, wieder in die exciti-
ende und in die roborirende. Auf die specifische Methode
ründet sich auch die ableitende, welche die krankhaft übertriebene
Thätigkeit eines Organs dadurch abzuändern und herabzustimmen
ucht, daß sie auf einige Zeit in einem entfernten Organe eine künstlich
rhöhte Thätigkeit erzwingt, z. B. bei Entzündung eines innern Or-
ans eine Entzündung auf der Haut erregt u. s. f. So entspringt

auch aus der specifischen Methode die ausleerende (evacuirende) Methode, indem vorzüglich aus dem Darmcanal gewisse Stoffe fortgeschafft werden sollen, die man theils als Ursache der Krankheit, oder doch der Fortdauer derselben oder einzelner Symptome, theils auch als Wirkung derselben ansieht. In wie fern die evacuirende Methode und ein Theil der sonstigen Hauptmethode, die gastrische genannt, in Verbindung steht, sehe man unter diesem Artikel nach. Die verändernde Methode sucht schadhafte Stoffe im Organismus, welche nicht sogleich fortgeschafft werden können, einstweilen unschädlich zu machen. Die restaurirende Methode sucht die organische Masse selbst zu vermehren, und auch dadurch die Energie der Lebenskraft dauerhaft zu erheben. Dies geschieht besonders durch Vervollkommnung der Nutrition und aller der Functionen, die dazu gehören (s. den Art. Ernährung und Nahrungsmittel), und so auch durch gehörige Aufnahme des belebenden Sauerstoffgases, durch den Genuß einer atmosphärischen reinen Luft. Die chirurgische Methode beabsichtigt entweder Trennung der organischen Masse, durch mechanische Gewalt und Instrumente oder durch Aetzmittel; oder die Wiedervereinigung getrennter Theile, und begreift die Heilung der Wunden und Knochenbrüche, der aufgehobenen Verbindungen mehrerer Theile, z. B. Verrenkung, Vorfälle, Brüche, in sich. — In allen diesen Methoden besteht der Machtumfang der Heilkunst, und die Therapie gibt nun die Gesetze ihrer Anwendung und der Verbindung mehrerer Methoden zu Einem Zweck. Endlich bestimmt die specielle Therapie die practische Anwendung aller dieser generellen Gesetze und Methoden auf einzelne Krankheiten, um nach dem verschiedenen Charakter und den Perioden derselben jedesmal die individuelle Behandlung einzurichten, in die abnorme Thätigkeit des Organismus einzugreifen, und so die Genesung herbeizuführen. H.

Theresia (Maria), Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin zu Oesterreich, und gekrönte deutsche Kaiserin, die Tochter Kaiser Carls VI., war zu Wien den 13. Mai 1717 geboren. Sie wurde von ihrem Vater durch die pragmatische Sanction zur Thronfolgerin bestimmt, und den 17. Febr. 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt, welcher 1737 vermöge des Friedens von Wien (3. Oct. 1735) Großherzog von Toscana wurde. Maria Theresia bestieg den Tag nach ihres Vaters Tode, den 21. Oct. 1740, den Thron von Ungarn, Böhmen und Oesterreich. Sie fand die Monarchie erschöpft, das Volk mißvergnügt, die Schatzkammer leer, und das Heer, mit Ausschluß dessen, was in Italien befindlich war, nur 30,000 Mann stark. Da machte der Churfürst Carl Albrecht von Baiern, von Frankreich unterstützt, Ansprüche an die österreichischen Erblande, und die Churfürsten von Cöln und Pfalz wollten gleichfalls Theresiens Erbfolge nicht anerkennen. Carl Albrecht von Baiern stammte nämlich von Anna, der ältern Tochter Ferdinands I., ab, der durch sein Testament bestimmt hatte, daß im Erlöschungsfalle des österreichischen Mannsstammes die Thronfolge von Böhmen und Oesterreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte. Indeß erklärten sich der König von Preußen, der König von Polen und der Churfürst von Sachsen, der russische Hof, die Generalstaaten, und der König von England für die Königin. Nur Frankreich zögerte mit einer deutlichen Erklärung. Gerade in diesem Zustande der Unruhe des österreichischen Hofes erneuerte Friedrich der Große seine Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer, und erbot sich, wenn er sie

erhielte, die junge Königin gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Zugleich rückte er den 23. Dec. 1741 mit seiner Armee in Schlesien ein. Maria Theresia war über diesen Schritt des Königs eben so erstaunt als entrüstet, und Friedrichs Anträge wurden sämmtlich verworfen. Unterdessen machte der König in Schlesien, wo ihm die protestantischen Einwohner, die unter Oesterreichs Herrschaft sehr gedrückt waren, mit Jubel empfingen, schnelle Fortschritte. Mit großer Entschlossenheit verweigerte die Königin von Ungarn, ob sie gleich nirgends einen Bundesgenossen fand, jede Nachgiebigkeit, und versammelte in Mähren ein Heer unter dem Generalfeldmarschall Neipperg. Allein der Mangel an Magazinen und die schlechten Wege hinderten Neipperg, thätig zu wirken. Die Oesterreicher wurden bei Molwitz (4 Apr. 1741) geschlagen. Nun unterhandelte im Namen Frankreichs der Marschall von Belle-Isle mit dem Könige von Preußen zu Molwitz über die Auflösung der österreichischen Monarchie. Denn auch Philipp V. König von Spanien machte, als männlicher Habsburg, vermöge Familienverträge von 1617, Ansprüche auf die Thronfolge in Oesterreich; Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme von Catharina, zweiter Tochter Philipps II., verlangte Mailand; August III. machte, trotz des von ihm so eben erst mit Maria Theresia geschlossenen Vertrags, wegen seiner Gemahlin, Josephs I. ältester Tochter, ähnliche Foderungen. Frankreich hatte schon einen Theilungsplan entworfen; indessen wollte Friedrich, um Frankreich nicht zu mächtig in Deutschland werden zu lassen, nicht darauf eingehen, sondern wandte sich an Georg II. von England, um durch diesen die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein diese blieb um so mehr entschlossen, die ganze Monarchie ihres Vaters zu behaupten, da ihr England 500,000 Pf. Subsidien zusagte. Sie machte sogar schon Entwürfe zur Theilung der Staaten des Königs von Preußen, und foderte den König von England auf, den erstern anzugreifen. Allein Großbritannien suchte bloß, den Frieden zu vermitteln. Ob nun gleich Baiern im Juli 1741 den Krieg gegen Oesterreich begann, und zwei starke französische Armeen über den Rhein und die Maas vordrangen, auch Friedrich bereits fast ganz Schlesien erobert hatte, so blieben dennoch Englands Vermittelungsversuche fruchtlos. Maria Theresia hielt sich nicht berechtigt, auch nur den kleinsten Theil ihrer Staaten abzutreten. In dieser Ansicht wurde sie durch die Geburt des Erzherzogs Joseph, welche in der Zeit erfolgte, als man mit Friedrich II. unterhandelte, noch mehr befestigt. Ihr Gemahl, obgleich zum Mitregenten ernannt, hatte wenig Einfluß. Im Gefühl seiner Ohnmacht gegen die Herrschbegierde seiner Gemahlin, mischte er sich wenig in Staatssachen. — Kaum hatten sich die Unterhandlungen mit Friedrich zerschlagen, als Belle-Isle mit einer französischen Armee und dem Churfürsten von Baiern in Oesterreich einrückte. Linz wurde genommen, und der Churfürst als Erzherzog anerkannt. Baiersche und französische Truppen marschirten bis St. Pölten, und Wien wurde aufgefodert. Der König von England, welcher Maria Theresien eine Hülfsarmee zusenden wollte, wurde durch ein zweites französisches Heer genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinsicht auf Hannover zu schließen, und zu versprechen, sich der Erhebung des Churfürsten von Baiern auf den Kaiserthron nicht zu widersetzen. Die Churfürsten von Sachsen, von Cöln und von der Pfalz traten der Verbindung gegen Maria Theresia bei. Spanien, im Begriff einen Angriff in Italien zu

wagen, hatte sich der Neutralität des Papstes und der übrigen italienischen Fürsten versichert, und der König von Sardinien war bereit, seine Truppen zu denen des Hauses Bourbon stoßen zu lassen; in Schlesien war Friedrich Herr der Hauptstadt, und stand im Begriff, sich mit den Franzosen und Baiern zu vereinigen. Maria Theresiens Sache war verzweifelt. Von ihren Alliirten verlassen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne taugliche Minister, rettete sie sich allein durch ihren Heldenmuth, durch die Anhänglichkeit der braven Ungarn, und die Hülfe Englands. In jener Noth berief sie einen Reichstag zu Presburg; in Trauer, aber ungarisch gekleidet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, und mit dem Königsschwerte umgürtet, trat sie vor die Versammlung, und hielt in lateinischer Sprache eine Rede an die Stände, worin sie ihre Lage schilderte, und sich und ihre Kinder ganz dem Schutze ihrer Ungarn übertrug. Die Jugend, die Schönheit und das Unglück der Königin machten einen tiefen Eindruck. Die Magnaten zogen ihre Säbel und riefen: Wir sterben für unsern König Maria Theresia! Bis dahin hatte sie eine ruhige majestätische Haltung behauptet, jetzt zerfloß sie in Thränen, und dadurch wuchs der Enthusiasmus noch mehr. Die von den Ungarn gestellten Truppen verbreiteten durch ihre Art zu fechten, und ihre Wildheit, Schrecken unter den deutschen und französischen Heeren. Immittelst waren die Verbündeten selbst uneinig unter einander geworden, wozu Belle-Isle's Hochmuth, welcher die deutschen Fürsten als französische Vasallen behandeln wollte, viel beitrug. Baiern und Sachsen stritten über das Vorzugsrecht ihrer Ansprüche. Daher schloß der König von Preußen unter brittischer Vermittelung den 9. Oct. 1741 mit dem von der Königin von Ungarn hiezu bevollmächtigten englischen Gesandten eine geheime Convention ab, wonach Niederschlesien an Preußen abgetreten werden sollte. Bald darauf, den 26. Oct. ward Prag von den Franzosen und Baiern erobert, und der Churfürst am 19. Nov. zum Könige von Böhmen gekrönt. Auch erlangte er die deutsche Kaiserkrone den 12. Febr. 1742 zu Frankfurt, und nannte sich Carl VII. Allein seine Truppen wurden bei Scharting (23. Januar 1742) geschlagen, und das Churfürstenthum von Khevenhüller besetzt, der dies Land der Plünderung seines Heeres überließ, und an eben dem Tage in München eintraf, an welchem Carl zum Kaiser gekrönt ward. Da hob Friedrich II., durch diese Fortschritte der Oesterreicher in Hinsicht auf Schlesien beunruhigt, den Waffenstillstand auf, drang bis Iglau vor, machte Einfälle in Oesterreich, und seine Husaren verbreiteten Schrecken bis vor die Thore von Wien. Zwar mußte er sich wieder zurückziehen, und Maria Theresia verwarf seine erneuerten Friedensvorschläge; aber Friedrichs Sieg bei Chotusitz beschleunigte den Abschluß der Friedens-Präliminarien zu **Breslau** (11. Juni 1742). Die Königin trat ganz Ober- und Niederschlesien, und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Jägerndorf und Troppau, und der Gebirge jenseit der Oppa ab. Der Definitivfrieden wurde den 28sten Juli unter Garantie des Königs von England unterzeichnet. Von nun an siegten Oesterreichs Waffen. Prinz Carl von Lothringen drängte die Franzosen bis Braunau zurück und blokirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der Fortdauer des Hauses Oesterreich das Gleichgewicht Europa's abhänge, bewog England sich für Maria Theresia zu waffnen, und Holland zahlte ihr Subsidien. In Italien verglich sich der König von Sardinien, beleidigt von Spanien, mit Maria Theresia, welche ihm

inige Theile von Mailand abtrat, worauf er die österreichischen Waffen gegen Spanien und Frankreich unterstützte. Der innere Zustand des letztern, und das Alter des Premierministers Cardinal Fleury ließen diesen auf den Frieden denken, allein Maria Theresia verwarf die vorgeschlagenen Bedingungen. Maillebois, der französische Feldherr, erhielt daher Befehl von Westphalen aus nach Prag vorzudringen. Allein Prinz Carl von Lothringen ging den Franzosen mit einem Theile seines Heeres entgegen, und Maillebois mußte den Vorsatz, Prag zu entsetzen, aufgeben. Gleichwohl entkam Belle-Isle durch List mit dem größten Theile der Besatzung aus der ausgehungerten Stadt, und zog sich nach Eger. Ganz Böhmen war nunmehr bis auf Eger, welches erst den 8. Sept. 1743 capitulirte, in österreichischer Gewalt, und Maria Theresia ward als Königin von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode Fleury's triumphirte Oesterreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte neue Subsidien, auch Sardinien erhielt 200,000 Pf. St., um die Königin von Ungarn zu unterstützen. Die Generalstaaten stellten 6000 M. Hülfsvölker, und Rußland schloß (3. Febr. 1743) mit England ein Vertheidigungsbündniß. Nun wurden die Franzosen aus der Oberpfalz von dem Prinzen Carl von Lothringen verjagt, und die Baiern in ihrem eigenen Lande von ihm geschlagen. Kaiser Carl VII. schloß daher mit der Königin von Ungarn einen Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden seine Erbstaaten überließ, und seinen Successionsrechten in den österreichischen Ländern entsagte. Der Sieg der pragmatischen Armee über die Franzosen bei Dettingen am Mayn (19. Juni 1743), wo Georg II. von England persönlich mitfocht, bestärkte die Königin und ihre Alliirten noch mehr in dem Vorsatz, Frankreich zu demüthigen; allein durch die Uneinigkeiten der Verbündeten ward der Plan, daß Prinz Carl von Lothringen in Frankreich selbst eindringen sollte, vereitelt. Der seiner Staaten beraubte Kaiser Carl VII. hatte nämlich mit Georg II. Friedenspräliminarien abgeschlossen, wornach er seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte, und andere für den wiener Hof günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden, und zur Behauptung dieser Würde, und zur Wiedererlangung seiner Staaten Subsidien bekommen. Georg versprach Maria Theresiens Zustimmung zu bewirken. Allein diese bestand auf Carls Absetzung, und wollte Baiern behalten. Eben so wenig fand sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Sardinien nahm daher eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorstellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an Sardinien das Markgrafthum Finale, und gab dem König Carl Emanuel III. den Oberbefehl über 30,000 M. österreichischer Truppen. Aber ungeachtet des Sieges der Oesterreicher bei Campo Santo über die Spanier (3. Febr. 1743), unterwarfen sich die Spanier und Franzosen, unter dem Infanten Don Philipp, ganz Savoyen. Da nun dem Prinzen Carl von Lothringen sein Eindringen in Frankreich nicht gelang, so kehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Theresiens, vermählte, und zur Belohnung für seine Dienste das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt. — Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte gegen einander gekämpft. Jetzt erfolgte die förmliche Kriegserklärung von Seiten Frankreichs, sowohl gegen Oesterreich als gegen

England. Die Franzosen eroberten die wichtigsten Festungen in den Niederlanden, und der Marschall von Sachsen drohte sich derselben gänzlich zu bemächtigen, als Prinz Carl von Lothringen in den Elsaß einfiel. Schon verbreitete die österreichische leichte Reiterei Furcht und Schrecken bis an die Thore von Lüneville, und der König Stanislaus mußte von dort flüchten. Der König von Frankreich stellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Carl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs neue die Waffen ergriffen hatte, Widerstand zu thun. Die stolze und leidenschaftliche Maria Theresia hatte sich nämlich geweigert, den Kaiser und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ sie ihren Vorsatz, Baiern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schlesien wieder einzunehmen, und in Verbindung mit Sachsen und England die preußischen Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich schloß daher, um ihr zuvorzukommen, und zum Schutze des Kaisers, den 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Frankreich, dem Churfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen, die Union zu Frankfurt. Darauf fiel er im August mit 80,000 M. in Böhmen ein, eroberte Prag, und den ganzen Theil auf der Ostseite der Moldau. Die baierschen und hessischen Truppen drangen zugleich in Baiern vor, und setzten den Kaiser wieder in Besitz seiner Hauptstadt. Der Schrecken verbreitete sich bis nach Wien, aber Maria Theresia blieb unerschüttert. Sie begeisterte auf dem Reichstage zu Presburg ihre Ungarn, und diese flogen, von Sachsen und Oesterreichern unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Carl von Lothringen eilte aus dem Elsaß und Lothringen nach Böhmens Grenzen. Also mußten die Preußen das Königreich wieder räumen. Größere Fortschritte machten aber die Franzosen, welche nicht bloß Freiburg, Oesterreichs Vormauer gegen Westen, eroberten, sondern auch in den Niederlanden vordrangen. Selbst in Italien mußte sich der österreichische Feldherr, Fürst von Lobkowitz, nachdem er anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Belletri beinahe gefangen genommen hätte, wegen Mangel an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. Doch der Tod Carls VII. (20. Januar 1745) öffnete dem Ehrgeize der Maria Theresia ein neues Feld. Frankreich bemühte sich zwar aufs neue, dem Hause Oesterreich die Kaiserkrone zu entreißen, aber die Sache Oesterreichs siegte trotz der französischen Cabalen am russischen Hofe; auch unterstützte England die Königin Maria Theresia aufs neue mit Truppen und Geld. Da nun der Zweck der frankfurter Union wegfiel, so suchte Friedrich II. Großbritanniens Vermittelung, um sich mit Oesterreich auszusöhnen. Unterdessen schloß Maria Theresia den 22. April 1745 den Vertrag zu Füessen mit dem neuen Churfürsten von Baiern, wodurch dieser die pragmatische Sanction garantirte und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen Staaten zu entfernen, und dem Herzoge von Lothringen, Theresiens Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiserkrone zu geben. Ueberdieß hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupel-Allianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (8. Jan. 1745) zu Warschau zu Stande gebracht, so wie den Vertrag von Leipzig (18. Mai), in welchem geheime Uebereinkünfte zwischen Oesterreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preußischen Staaten enthalten waren; doch beförderten die Minister der Maria Theresia nicht sehr thätig den Wunsch ihres Gemahls nach

er Kaiserkrone, weil sie sein Uebergewicht fürchteten. Während
iefer Verhandlungen machten die Franzosen Fortschritte. Nach dem
Siege des Marschalls von Sachsen über die Verbündeten bei Fon-
enoy (22. Mai 1745) fielen die wichtigsten Plätze der österreichischen
Niederlande in französische Hände. In Italien, wo Genua sich mit
Spanien verband, nahmen die Franzosen und Spanier den größten
Theil des mailändischen Gebiets ein, und der König von Sardinien
mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Auch in Deutschland
ettete sich Friedrich aus seiner kritischen Lage durch den Sieg über
ie Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745).
Bald nachher schloß das brittische Cabinet zu Hannover einen gehei-
men Vertrag mit Friedrich, worin diesem Schlesien in Gemäßheit
es breslauer Friedens garantirt wurde. Allein die Königin von
Ungarn und der Churfürst von Sachsen zeigten sich nicht geneigt zu
nterhandeln. Indeß ward Carl von Lothringen bei Sosel von Fried-
ich II. geschlagen, und Maria Theresia hatte bloß den Trost, daß
hr Gemahl Franz Stephan (13. Sept.) zum Kaiser gewählt, und
en 4. Oct. unter dem Namen Franz I. gekrönt wurde. Bei dieser
Feierlichkeit rief Maria Theresia zuerst vom Balkon herab: Es lebe
Kaiser Franz I.! — Ungeachtet ihre Finanzen ganz erschöpft waren,
wollte dennoch die nunmehrige Kaiserin-Königin in keinen Frieden
willigen, sie war staatsklug genug, die Kirchenschätze zur Fortsetzung
es Krieges zu verwenden. Preußens Vorschläge wurden sämmtlich
erworfen; man wollte sich rächen. Schon war eine Armee nach
Berlin hin beordert, und von Rußland ward kräftige Hülfe erwartet.
Allein Friedrich kam Allem zuvor. Er schlug die Sachsen bei Hen-
nersdorf (23. Nov.), worauf Carl von Lothringen aus der Lausitz
nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachsen bei
Kesselsdorf (15 Dec.) ward das ganze Churfürstenthum Sachsen von
Preußen erobert. Die Kaiserin-Königin, gerührt durch das Schicksal
hres Bundesgenossen, schloß jetzt unter brittischer Vermittelung
(25. Dec. 1745) den dresdner Frieden, in welchem Friedrich
Schlesien behielt, und Maria Theresien als Königin von Böhmen
und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede war für
Oesterreich um so dringender, da England wegen der Landung des
Prätendenten in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden
urückziehen mußte, wodurch die Franzosen daselbst die Oberhand ge-
wannen. Am 4ten Mai 1746 hielt Ludwig XV. seinen Einzug in
Brüssel, und alle österreichischen Niederlande, mit Ausschluß Luxem-
burgs, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei
Rocours (11. Oct.) vermehrte Oesterreichs Unglück auf dieser Seite.
Dagegen siegten die Heere der Kaiserin in Italien unter dem Für-
sten von Lichtenstein zu San Lorenzo über die Spanier und Fran-
osen. Als hierauf, nach Philipps V. Tode, sein Nachfolger Ferdi-
and VI. seine Truppen aus Italien zurückzog, erhielt Oesterreich
ier das Uebergewicht. Die Engländer blokirten Genua; der Doge
nd sechs Senatoren mußten sich nach Wien begeben, und die Gnade
er Kaiserin-Königin anflehen. Eine Capitulation ward ihnen be-
willigt; sie mußten Geiseln stellen, und Genua selbst wurde von den
aiserlichen Truppen besetzt. Allein durch die Erpressungen der Oester-
eicher erbittert, vertrieben die Einwohner den kaiserlichen General
Botta, welcher achttausend Mann, die ganze Artillerie und Bagage
erlor, aus Genua und dessen Gebiet (5—9 Dec.). Indeß wünsch-
en sowohl England als Frankreich, so wie Ferdinand VI. von

Spanien, den Frieden. Allein die Kaiserin-Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22. Mai 1746) geschlossen, dem auch Holland und England beigetreten waren. Die Franzosen vertrieben jedoch die Oesterreicher aus der Provence, welche sie verheert hatten, und befreiten Genua (1747), welches von ihnen aufs neue belagert ward. In den österreichischen Niederlanden machten sie noch größere Fortschritte; allein das Vorrücken der Russen in Deutschland, und der Sieg des Admirals Hawke über eine französische Escadre, welche die indische Flotte begleitete, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigten den Frieden. Am 30. April wurden die Präliminarien zwischen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet, hierauf folgte der **Friede von Aachen**, dem auch Spanien, Oesterreich und Sardinien beitraten. Maria Theresia wurde als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt, bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, so wie dem Könige von Sardinien mehrere durch den Tractat von Worms abgetretene Landschaften verblieben. Maria Theresia wandte jetzt ihre Sorgfalt auf die Wiederherstellung ihrer Finanzen und die Organisation ihres Kriegsheers. Die jährlichen Einkünfte, welche zu Carls VI. Zeiten nur 30 Millionen betragen hatten, wurden durch kluge Einrichtungen auf 36 Mill. Gulden gebracht, obgleich Parma und Schlesien, welches letztere allein sechs Millionen eintrug, verloren waren. Zur Aufrechthaltung einer Armee von 108,000 Mann, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, wurden hinlängliche Fonds angewiesen, und das ganze Kriegswesen unter Dauns Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte Theresia große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Policeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich Theresia sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst, und suchte sich durch Berathschlagungen mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, **Wasners** und **Bartensteins**, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetztesten Maßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligen Fürsten von Kaunitz, die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug (s. **Kaunitz**). Mehrere Uneinigkeiten, welche jetzt zwischen England und Oesterreich entstanden, ließen das letztere auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und Maria Theresia war herablassend genug, auf Kaunitzens Anrathen, an die Marquise von Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Die Maitresse, durch diesen Schritt der größten Monarchin Europa's bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der letztern gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; allein ihre Bemühungen scheiterten durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrichs II. Freunde und Oesterreichs Feinde dem Cabinet von Versailles machten. Jetzt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über ihre Besitzungen in Amerika, und Großbritannien foderte von Oesterreich Hülfe. Diese wurde verweigert, und hiedurch der Grund zu der Entzweiung dieser beiden bis dahin verbündeten Mächte gelegt. Friedrich der Große benutzte diesen Zeitpunkt, und schloß mit Georg II. einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch

ember Truppen in Deutschland zu hindern. Unterdessen hatte die
ompadour (1756) eine Veränderung im französischen Ministerium
wirkt, und dies machte eine Annäherung zwischen den Höfen von
Vien und Versailles möglich. Maria Theresia schloß nun jenes
ündniß mit Frankreich, Rußland, Sachsen, Schweden, u. s. w.
gen Friedrich den Großen, welches den siebenjährigen Krieg veran-
ßte. (S. die Art. Siebenjähriger Krieg und Friedrich II.)
ach Beendigung dieses unglücklichen Krieges wurde Theresiens
Sohn, der Erzherzog Joseph, den 27. Mai 1764 zum römischen
König gewählt. Dies war das erste Resultat des hubertsburger
riedens. Dadurch befestigte die Kaiserin-Königin ihre Familie in
em Besitz der teutschen Kaiserwürde. Bald nachher starb ihr Ge-
mahl, Kaiser Franz I., den 18. August 1765. Dieser Todesfall ver-
setzte Maria Theresia in tiefen und dauernden Schmerz. Der
nunmehrige Kaiser Joseph II. mischte sich aber eben so wenig, als
ein Vater in die innere Regierung der Erblande. Seine Mutter
überließ ihm bloß die Leitung des Heerwesens. Sie selbst stiftete und
verbesserte die Schulanstalten, Universitäten und Akademien, und ließ
en Studierenden Preise ertheilen; so belohnte sie auch diejenigen,
ie sich um irgend einen Erwerbzweig verdient machten, und wandte
esonders ihren Blick auf den Ackerbau, der auf einer Medaille, die
ie schlagen ließ, der Ernährer aller Künste genannt wurde.
Noch größere Verdienste erwarb sie sich durch Abstellung vieler kirch-
ichen Mißbräuche. Sie verbot die Gegenwart des Geistlichen bei
Testamentserrichtungen, schaffte das Zufluchtsortrecht der Kirchen und
Klöster, und die Inquisition zu Mailand ab. Den Jesuiterorden
unterdrückte sie, und verordnete für beide Geschlechter, daß man erst
nach vollendetem 25sten Jahre in ein Kloster sich aufnehmen lassen
konnte. Die Folter schaffte sie gleichfalls in allen ihren Staaten ab.
Nur durch Kaunitz überredet, schloß Maria Theresia den 5. August
1772 zu Petersburg mit Rußland nnd Preußen den Vertrag, Polen
zu theilen. Durch diese, wie sie glaubte, unvermeidliche Theilung
erhielt sie Gallizien mit 2½ Millionen Menschen, und den Salzminen,
welche allein jährlich über eine halbe Million eintragen. Damit sie
von weiteren Foderungen abstand, mußte ihr die Pforte den 5. Febr.
1777 die Buckowina abtreten. Nach der Theilung Polens befand
sich Oesterreich in der glücklichsten Lage. Es hatte 200,000 M.
Truppen, und seine Einkünfte überstiegen jährlich die Ausgaben um
zwei Millionen. Darum suchte der staatskluge Choiseul durch die
Vermählung des Dauphins mit Theresiens Tochter, der nachmals so
unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine festere Verbindung zwi-
schen Frankreich und Oesterreich zu bewirken, und der wiener Hof
hoffte bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung wichtigen Einfluß auf das
Cabinet von Versailles zu erlangen. Allein Ludwig XVI., so sehr
er seine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, sich in Staatssachen zu
mischen, und vertraute sich dem Grafen von Maurepas, einem Geg-
ner der österreichischen Partei, an. Er blieb freilich im Bündniß
mit Oesterreich, allein eben so sorgfältig unterhielt er die Freund-
schaft mit Preußen und dessen Bundesstaaten. Denn er fürchtete
Josephs weitaussehende Plane. Hiedurch ward der wiener Hof,
besonders Joseph, gegen Frankreich gestimmt. Um diese Zeit veran-
laßte der Tod des Churfürsten von Baiern (30. Dec. 1777) den
baierschen Erbfolgekrieg. Joseph II. als Kaiser reclamirte mehrere
heimgefallene Reichslehen, und der wiener Hof, welcher Baiern

ganz an sich ziehen wollte, rechnete auf Preußens Neutralität. Indessen legte der Herzog von Zweibrücken, von Friedrich veranlaßt, eine Protestation bei dem Reichstage ein, und Sachsen folgte diesem Beispiel. Nach vergeblichem Schriftenwechsel, sollte Böhmen der Kampfplatz Oesterreichs und Preußens wegen Baiern werden. Schon standen Friedrich und Joseph an der Spitze ihrer Heere einander gegenüber, da ließ Maria Theresia dem Könige sagen, sie sey untröstlich, sich mit ihm wieder auf dem Punkte zu sehen, wo sie sich beide die vom Alter gebleichten Haare ausreißen wollten. Allein Joseph wünschte den Krieg. Er war über die Bedingungen, welche seine Mutter vorgeschlagen hatte, entrüstet, und drohete, sich nach Aachen zu begeben und dort den alten Kaisersitz zu erneuern. Auch Kaunitz widersprach der friedliebenden Kaiserin. Mit seinem Bruder, dem Erzherzog Großherzog Leopold von Toscana, der ihn zu friedlichen Gesinnungen stimmen wollte, veruneinigte Joseph sich aufs Aeußerste. Statt daß aber Frankreich Hülfe leisten sollte, erbot es sich bloß zur Vermittelung. Dagegen drohete Rußland, den König von Preußen auf das kräftigste zu unterstützen, wenn die Kaiserin-Königin nicht nachgeben würde. Auf Maria Theresia und Kaunitz, aber nicht auf Joseph, wirkte diese Erklärung sehr stark. Endlich kam es den 13. Mai 1779 zum Frieden. (S. den Art. Teschner Friede.) Oestreich erhielt das Innviertel; aber sein Einfluß auf Deutschland nahm merklich ab. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowohl England als Frankreich fester an sich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Churwürde von Cöln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstrebungen endlich gelang. So hatte Maria Theresia dreien ihrer jüngern Söhne zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold zum Großherzogthum Toscana; Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena) zur Erbfolge von diesem Herzogthum, und Maximilian zur Chur- und Bischofswürde von Cöln und Münster. Von ihren Töchtern waren zwei mit Königen (nämlich von Frankreich und Neapel) vermählt, und das Haus Oesterreich, welches bei Maria Theresiens Thronbesteigung seiner gänzlichen Vernichtung entgegen sahe, stand jetzt durch die innern Verhältnisse seiner Staaten sowohl als durch seine äußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht. Den 29sten November 1780 starb diese große Fürstin in einem Alter von 63 Jahren. Als Regentin war sie unermüdet thätig. Als die Stammmutter des erneuerten Hauses Oesterreich liebte sie ihre Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit; gegen ihre Diener war sie überaus gütig; das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchstes Ziel. Allein nur zu leicht lieh sie Spionen und Angebern ihr Ohr, und suchte selbst in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Auch überließ sie sich nicht selten einer Aufwallung von Heftigkeit; doch wußte sie sich bald zu beherrschen. Ihre Regierungszeit wird noch als das goldne Zeitalter der österreichischen Monarchie betrachtet.

Theriak ist ein berühmtes Gegengift, in Form einer Latwerge, dessen Zusammensetzung sich von Andromachus aus Creta, einem Leibarzte des Kaisers Nero, herschreibt. Derselbe beschrieb die Zusammensetzung in einem besondern Gedichte, welches uns Galen (de antidotis Lib. 1, p. 433) ganz aufbehalten hat. Dieser Theriak ist die widersinnigste Zusammensetzung von fast siebzig Arzneimitteln, deren einige ganz unwirksam, andere sich unter einander ganz ent-

zegengesetzt sind. Doch hat er sich bis in die neuern Zeiten in gro-
em Ansehen erhalten; ja es ist noch nicht lange her, daß ihn die
Apotheker in Holland, Frankreich u. a. O. mit gewissen Feierlich-
eiten in Beiseyn der Magistratspersonen zusammensetzen mußten. Fs.

Thermen (thermae), dem Namen nach eigentlich und ursprüng-
ich warme Heilquellen, warme Bäder. Später dachte man sich
abei prachtvolle Badeanlagen, verbunden mit Spiel- und Uebungs-
plätzen, mit Musik- und Büchersälen, und mit Spaziergängen im
Freien, welche unter dem südlichen italischen Himmel und bei den
erderbten Sitten gleichsam als öffentliche Lustgemächer angesehn wur-
en. Unter den römischen Kaisern, welche sich durch Erbauung solcher
Prachtanlagen auszeichneten, sind vorzüglich zu merken: Nero, Titus,
Caracalla und Diocletian. Sie sind Denkmäler der Architektur, auf
welche die alten römischen Künstler stolz seyn durften.

Thermolampe heißt eine Vorrichtung, die nach Lebons sinn-
eicher Angabe die aus Kohle und Wasserstoff bestehende, brennbare,
während des Verkohlens von organischen Körpern sich erzeugende
Luft zum Leuchtmittel anwendet. Die Hauptsache besteht in folgen-
em: ein feuerfestes, luftdichtes Gefäß wird mit Holz oder Stein-
ohlen gefüllt, durch eine angefügte Röhre genau verschlossen, und
ie Röhre in einen mit Wasser nicht ganz angefüllten, luftdicht ver-
schlossenen Kasten, mit ihrer Mündung unter das Wasser, geführt.
Unten am Kasten ist ein Hahn, oben gehen aus dem vom Wasser
leeren Raume andere Röhren aus, bestimmt, die entwickelte brennbare
Luft dahin zu leiten, wo sie zum Leuchten benutzt werden soll. Jetzt
macht man Feuer um das mit Holz gefüllte Gefäß (oder bringt es
n einen Stubenofen an), verkohlt das Holz, und treibt alles Flüch-
ige (Luft, Essig und Theer) durch die Röhre in das Wasser. Dieses
einigt die Luft, welche in ihm aufsteigt und weiter durch die Lei-
ungsröhren zu dem Orte ihrer Bestimmung geht; es nimmt den
Theer und die Säure an sich, welche durch den Hahn am Boden
es Troges ausgeleert werden können. Den Enden der Leitungs-
öhren kann die Gestalt der Kronleuchter, Wandleuchter, Laternen
egeben werden, der ausströmende Dampf brennt, wenn er mit einem
ichte entzündet ist, so lange fort, als der Verkohlungsprozeß
auert. So erleuchtete man zu London das Theater zu Coventgar-
en, stellte es aber des übeln, empyreumatischen Geruchs wegen wie-
er ein. Wird die Luft in einem Ofen verbrannt, so kann sie auch
um Heizen desselben dienen; sind die zurückbleibenden Kohlen die
Hauptsache der Unternehmung, so kann die brennbare Luft, da ihre
Menge sehr groß ist, mit Nutzen zur Heizung eines nebenstehenden
Kalk- oder Ziegelofens verwendet werden, wie das zu Kloster Neu-
urg bei Wien bereits geschieht. Doch ist beim ersten Anzünden
Vorsicht nöthig, daß sich keine atmosphärische Luft einmenge, und
ne Explosition verursache. In England benutzt man die Producte
er Steinkohlenverkohlung noch mehr, die zurückbleibenden abgeschwe-
lten Kohlen dienen als Coaks, der flüssige Theer zum gewöhnlichen
Gebrauche, der festere wird durch Rectification in ein terpentinartiges
Oel und schwarzes Harz geschieden, was wieder gleich dem Bern-
steine zum Blechfirniß tauglich ist; die Luft endlich erleuchtet und
eizt den Raum der Fabrikanstalt. Neuerdings hat Lampadius in
Freiberg die Thermolampe zur Straßenbeleuchtung versucht. Er hing
e Laterne beweglich an Schnüren und Rollen auf, leitete darunter
e Oeffnung der Gasleitungsröhre, und nahm zum Verkohlen zer-

stoßene Steinkohlen, die er in einer eisernen Büchse in seinem Stubenofen dem Feuer aussetzte. Er konnte die Büchse füglich nicht größer nehmen, als daß die hineingehenden Kohlen auf sechs Stunden Leuchtmaterial bei schwachem Verkohlungsfeuer gaben, außerdem fand er keine Schwierigkeiten, nur müssen die Leitungsröhren stets aufwärts gehen, weil sich sonst leicht Wasser in den Knieen häuft und sprudelt; vielmehr war die Flamme der Thermolaterne heller, als die einer gewöhnlichen mit Oel unterhaltenen Straßenlaterne. Fs.

Thermometer oder Wärmemesser. Auf die Erfahrung, daß alle Körper, luftförmige und liquide aber am stärksten, durch Wärme ausgedehnt werden, hat man die Einrichtung des Thermometers gegründet. Der gemeinste besteht aus einer gleichweiten, engen Glasröhre mit einer angeblasenen Kugel, welche sammt der halben Röhre mit Weingeist oder Quecksilber gefüllt, und das Instrument sodann oben zugeschmolzen wird. Angebrachte Wärme bringt durch Ausdehnung die Flüssigkeit zum Steigen, Kälte bewirkt das Gegentheil. Um dieses Steigen und Fallen richtig zu messen, wird die Röhre in Grade abgetheilt, die keineswegs willkürlich sind, sondern als Theile eines Raumes zwischen zweien, beständig gleichweit von einander abstehenden Punkten, nämlich des Siedepunkts des Wassers und des Gefrierpunkts desselben, anzusehen sind. Jener Punkt wird durch Eintauchen in schmelzenden Schnee, dieser durch siedendes Wasser gefunden. Fahrenheit setzt 32 Grad bei jenem Eis- oder Frostpunkte und 212 bei diesem Siedepunkte, er theilt also den Raum zwischen beiden in 180 Grade; Reaumur theilt dagegen an seinem Weingeistthermometer denselben Raum in 80 Grade, indem er am Eispunkte 0 und am Siedepunkte 80 setzt. De Luc verfährt eben so mit einem Quecksilberthermometer; Celsius führte die hunderttheilige Scala ein, die am Frostpunkte ebenfalls 0, am Siedepunkte aber 100° hat; endlich De Lisle zählt 0 beim Siedepunkt, und hört mit 150 beim Frostpunkte auf. Fünf Grade der hunderttheiligen Scala sind also vier Reaumursche oder neun Fahrenheitsche. Da indessen die jedesmalige Luftschwere, die durch den Barometerstand ausgedrückt wird, das Erreichen des Siedepunkts verzögert oder beschleunigt, so sieht man leicht, wie Thermometer, welche bei ungleichem Barometerstande gefertigt sind, ungleiche Punkte haben müssen, und daß es ein Erforderniß eines guten Thermometers ist, bei einem bestimmten Barometerstande gefertigt zu seyn. De Luc nimmt dazu 27'' par. Maß; die hunderttheiligen werden bei 76 Centimeter = 28''0,905''' par., die englischen bei 30'' engl. = 28''1,79 par. gemacht. Ein Unterschied von 1''' par. am Barometer gibt beinahe 0,9 am Thermometer, zu corrigiren. Das Luftthermometer hat zuerst Cornelius Drebbel, ein holländischer Landmann, angegeben. Am besten nimmt man dazu ein Barometer, dessen umgebogenem Schenkel man eine zwei Zoll weite Kugel gibt, welche man mit Luft füllt und zuschmilzt. Die Erwärmung der Luft in der Kugel verändert alsdann den Stand des Quecksilbers thermometrisch. Siehe Luz Anweisung, Thermometer zu verfertigen, Nürnberg 1781. Fs.

Thermopylä, wörtlich der Paß oder die Pforte der warmen Quellen oder Bäder, da in der Nähe warme Quellen sind. Dieser Engpaß, der einzige, der aus Thessalien durch das Gebirge Oeta nach Hellas führte, ist berühmt durch den heldenmüthigen Tod des Leonidas (s. d. Art.) und durch das Amphictyonengericht (s. d. Art.).

Thersites, ein Grieche bei dem Belagerungsheere vor Troja, ssen alberne und boshafte Geschwätzigkeit Homer schildert. Er war n Körper äusserst häßlich, schielend, lahm, bucklicht und kahlköpfig. ornehmlich haßte er den Achilles, den Ulysses und Agamemnon. r rieth durchaus zur Aufhebung der Belagerung und zur Rückkehr ch Griechenland, und schalt mit Frechheit auf die Heerführer. ysses schlug ihn einst deßwegen mit seinem Scepter, daß jener hränen vergoß. Er soll nachher von Achilles getödtet worden seyn.

Theseus, einer der gefeiertsten und größten Heroen der Grieen aus der Zeit, wo noch die Geschichte mit der Fabel verwebt ist. r war ein Sohn des Aegeus und der Aethra, und lebte als König m Attica zur Zeit des Argonautenzugs, an dem er selbst auch heil nahm, im 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Er war der ttische Hercules und bezwang schon als Jüngling, — so lautete e Sage — auf seinem Wege von Trözene, wo er bei dem Großater, dem Könige Pittheus, erzogen worden war, nach Athen, mehre thierische und menschliche Ungeheuer, unter andern den Periphes, Sinis, Skiron und Prokrustes. In Athen wäre er, unerkannt om Vater, auf Anstiften der Medea, durch Gift umgekommen, hätte icht Aegeus zufällig das Schwert des Sohnes für das seinige erannt. Theseus besiegte die Pallantiden, welche den Aegeus vom hrone stoßen wollten, und bändigte dann den ungeheuren marathoischen Stier, der den Bewohnern der Umgegend großen Schaden ufügte. Berühmter noch ist das Abenteuer, das er in Creta bestand, wo er den Mannstier, Minotaurus, im Labyrinth erlegte, und adurch die Athenienser von dem Tribut befreite, den sie dem König Minos (von dem sie einst besiegt worden waren) für dieses Ungeeuer liefern mußten, und der in einer bestimmten Anzahl Knaben und Mädchen bestand. Wahrscheinlich wurden diese Kinder dem Tempeldienste des Abgottes, den die Alten Minotaurus nennen, geweiht. Theseus erreichte seinen Zweck mit Hülfe der Ariadne, der schönen Tochter des Minos, die den Heldenjüngling lieb gewann, und ihm inen Faden gab, vermittelst dessen er sich aus dem Labyrinth glücklich wieder herausfand. Ariadne folgte auch dem Geliebten; er verließ sie aber auf der Insel Naxos, oder nach einer andern Sage, starb sie daselbst. Er fand seinen Vater nicht mehr am Leben, und nun machte sich Theseus als Regent eben so berühmt und verdient durch seine Staatseinrichtungen als früher durch seine Heldenthaten. Er gründete die Democratie, und stiftete das große Volksfest, die Panathenäen. (S. Attika.) Doch bald zog er zu neuen Unternehmungen aus, zum Theil mit Pirithous, einem thessalischen Fürsten, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband. Er nahm Theil an dem Zuge nach Kolchis, an der Jagd des furchtbaren calydonischen Ebers, an dem Kampfe der Lapithen und Centauren, und bekämpfte auch die Amazonen am schwarzen Meer. Mit Pirithous gemeinschaftlich soll er die Helena entführt, und eben dies mit der Proserpina versucht haben, die nach Einigen ein irdisches Mädchen, die Tochter eines Königs Aidoneus, nach Andern die Beherrscherin der Unterwelt in eigner Person gewesen seyn sollte. Genug, die Entführung mißlang, und Theseus kam in den Kerker, woraus ihn Herakles befreite. Daher wir ihn bei Virgil zur Strafe festgebannt im Tartarus sitzen sehen. Bei seiner Rückkehr fand er Athen gegen sich empört; er suchte Hülfe beim König Lykomedes, wurde aber von diesem ins Meer gestürzt, oder stürzte sich

selbst hinein, und fand so seinen Tod in den Wellen. Späterhin wurde er von den Atheniensern als Halbgott verehrt, und ihm ein eigner prächtiger Tempel erbaut, auch feierte man ihm zu Ehren jährlich ein Volksfest. Man findet ihn und seine Thaten auf mehreren Kunstwerken dargestellt, und epische sowohl als tragische Dichter (unter ihnen Euripides, dessen Stück „Theseus" aber verloren ist), wählten sie zum Gegenstande ihrer Poesien.

Thesis (thesis), ein Satz, besonders ein solcher, welcher, und in so fern er bewiesen werden soll. In der Logik bezieht man diesen Ausdruck bald auf die Verhältnisse von Antithesis (das Entgegengesetzte) und Synthesis (Vereinigung, Verknüpfung), bald auf die Hypothesis, d. i. die Voraussetzung, unter welcher ein Satz gilt, oder die nähere Beschränkung, die im Vordersatz des hypothetischen Urtheils ausgesprochen wird, daher auch Thesis der Nachsatz eines solchen Urtheils heißt. Abgesehen von diesen Beziehungen sagt man: in thesi, d. i. im Allgemeinen, in der Regel, wo noch keine Bedingung oder Einschränkung bekannt ist. Ferner wird auch Thesis ein zum Behuf des gelehrten Streits (Disputation) aufgestellter Satz genannt. So disputiren z. B. die Juristen über Theses, die sie dann theses juris controversi nennen. Zu einem solchen Berufe (Streitsatz) sind nämlich diejenigen Sätze am zweckmäßigsten, welche nicht von unzweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten, und sich daher in irgend einer Hinsicht angreifen lassen (daher Streitsätze). In der Musik endlich heißt Thesis der Niederschlag, oder der Theil, mit welchem der volle Tact anfängt, dahingegen Arsis den Auftact bezeichnet. In der verwandten Metrik findet ein entgegengesetzter Sprachgebrauch Statt (s. Rhythmus).

Thespis, nach der gewöhnlichen Meinung der erste Erfinder des Trauerspiels, aus einem kleinen attischen Flecken Icaria gebürtig, lebte zur Zeit des Solon, etwa 540 J. vor Chr. Geb. Platon und Andere setzen indessen den Ursprung der Tragödie in frühere Zeiten. Thespis fügte zuerst den Chören das Episodion hinzu, d. h. ein Zwischenspiel, Zwischengesang, in welchem er singend und tanzend auftrat und die Mythe vom Bacchus oder einem andern Gott oder Heros vortrug, daher auch nachher die Bedeutung des Worts Episode, weil der zwischen den Chören eingelegte mimische Vortrag gewöhnlich nicht im strengen Zusammenhange mit jenem Chore stand. Er selbst spielte Heldenrollen und behielt den Chor der Satyren bei, oder gestaltete ihn in andere Personen um. Ein Schüler des Thespis war Phrinichus, der die neue Gattung von Schauspiel dadurch vervollkommnete, daß er auch weibliche Rollen auf die Bühne brachte, und die Episode mehr den Leidenschaften anpaßte. Thespis bediente sich zur Bühne eines Wagens, auf dem er mit den Personen, die er zur Aufführung seiner Stücke brauchte, in Attica herumzog. Den Karren des Thespis bezeichnet daher die Kindheit der Bühne. Wenn ihn die Alten einen Tragiker nennen, so ist dies nur in der ersten rohen Bedeutung des Worts zu nehmen, nicht in der spätern eines Trauerspieldichters. Man schreibt ihm freilich Trauerspiele zu, allein diese sind ihm unstreitig von spätern Dichtern untergeschoben.

Thessalien. Diesen Namen führte der nördliche Theil von Griechenland. Es war ein fruchtbares, romantisches Land, wo Höhen mit schönen und reichen Ebenen wechselten, die von zahlreichen Flüssen durchströmt wurden, unter denen der Peneus der berühmteste ist, an dessen Ufern das paradiesische Thal Tempe lag. Dieses

and hatte eben so üppige Saatfelder als Viehweiden, und vorzüg-
ich berühmt war die thessalische Pferdezucht. Die Thessalier galten
ür die besten Reiter; ja ihnen schrieb man sogar die Erfindung der
Reitkunst zu. Thessalien scheint mit am frühsten unter allen Theilen
Griechenlands bevölkert worden zu seyn. Die Aemonen oder Hä-
monen (von denen das Land auch Hämonia hieß) werden als die
ltesten Bewohner genannt. Dann wanderten Pelasger und Hel-
lenen ein; die leztern unter Deukalion im 16. Jahrh. vor Chr.
Geb. Dort wohnten auch die berüchtigten Centauren und die La-
pithen, Bergvölker am Olympus und Ossa. Hier erscheinen zuerst
n der alten Sage Achäus, Aeolus, Dorus als Stammväter
der nach ihnen benannten Völkerschaften, und es bildeten sich nach und
ach mehrere kleine Staaten, z. B. der von Jolkus, wo Aeson
herrschte, der Vater des Argonautenanführers Jason; ferner
Phthia, wo Peleus, Achilles Vater, über die Myrmidonen
herrschte, und Pherä, das sich in spätern Zeiten zu einem mächti-
gen Reiche erhob. Hier war Admet (Alcestens Gemahl) einst König,
zulezt Alexander der Tyrann. Philipp von Macedonien machte
ch zum Herrn von ganz Thessalien, und es blieb unter macedoni-
scher Herrschaft, bis es in eine römische Provinz verwandelt wurde.
Jezt macht es unter dem Namen Janiah einen Theil der europäi-
schen Türkei aus. Uebrigens theilen die alten Geographen das Land
n in Thessaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und He-
stiäotis; statt der beiden leztern aber findet man auch die Namen
Magnesia und Perrhäbia. Die merkwürdigsten Gebirge Thes-
saliens sind der Pindus, der Oeta, Ossa, Pelion, und vor al-
len der Göttersiz Olympus an der macedonischen Gränze. Unter den
Flüssen sind die berühmtesten außer dem Peneus oder Peneios,
r Apidanus, Achelous, Asopus und Spercheios; unter
n Städten, außer den genannten, Hellas, Trachin oder He-
rklea, Pharsalus, Larissa, jezt die Hauptstadt des Landes
it dem türkischen Namen Jengischeher. Daß übrigens Thessalien
s Vaterland mehrerer der berühmtesten alten Heroen war, bezeu-
n schon die Namen Achilles und Jason, denen noch hinzuge-
zt werden können Philoktetes, Patroklus, Pirithous.
lezt bemerken wir noch, daß Thessalien auch im Rufe stand, Zau-
berkräuter in vorzüglicher Menge und Güte hervorzubringen, und daß
e Thessalierinnen durch ihre Zauberkünste vor andern berühmt und
rüchtigt waren, so daß Thessalis, eine Thessalierin, bisweilen
viel heißt als eine Zauberin oder Hexe.

Thessalonich (Saloniki, Salonichi oder Solanik, in den
esten Zeiten Therma), eine osmanische Stadt in der Sandschak
Iches Romeli's, welche man gewöhnlich zu Makdonia rechnet. In
ücksicht der Volksmenge ist sie die dritte Stadt und in Rücksicht des
Handels die nächste nach Constantinopel in den europäischen Besizun-
n der Osmanen. Sie liegt am Ende des durch viele Anschwem-
mungen in neuern Zeiten sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbu-
s und an dem steilen Abhange des Berges Kurtiah, in der Gestalt
es Halbzirkels erbaut. Hohe Mauern und Festungswerke umgeben
se Stadt, welche sich vor andern türkischen Städten durch eine grö-
e Reinlichkeit auszeichnet und 70,000 Einwohner hat, darunter
000 Griechen und 23,000 Juden, welche leztern ohngefähr 3
4000 Häuser bewohnen. Unter den Europäern, die sich hier auf-
ten, sind mehr Deutsche und Franzosen, als Engländer. Die

Straßen sind enge und ungepflastert; die Häuser im türkischen Style erbaut. Man findet hier zehn große, mehrere kleine Moscheen, neun Bäder, griechische Kirchen, griechische Klöster, eine catholische Kirche und eine jüdische hohe Schule, Hora genannt, mit 200 Lehrern, mehr als 1000 Zöglingen von vier bis vierzig Jahren, und mit vielen Büchersälen. Die zwei vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Das mit sieben Thürmen versehene Castell liegt von einer Seite auf einer Anhöhe, von da man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt, die unabsehbaren Ebenen Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse hat. Der größte Theil der zum Castell gehörigen Mauer läuft längs des Meeresufers hin; sie jedoch von dem Hafenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen. Dort befindet sich ein geräumiger sicherer Hafen, welcher 300 Schiffe fassen kann, und in welchen Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern einlaufen. Die Industrie dieser Stadt besteht in Verfertigung von vielfarbigen Fußteppichen, welche vorzüglich von Juden verfertigt werden, und großen Ruf haben, von Tuch, Seiden- und Baumwollenwaaren und Saffian. Weit wichtiger aber ist der Handel; denn Thessalonich ist die Hauptniederlage fast aller Handelswaaren der europäischen Türkei, deutscher und anderer europäischer Handelsartikel. Auch wird ein bedeutender Geld- und Wechselhandel nach Wien und Smyrna getrieben. Getreide, Baumwolle, Tabak und Bauholz sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. 1809 wurden 110,000 Ballen Baumwolle und eine Million Pfund Wolle ausgeführt. 1776 betrug die Ausfuhr über fünf Millionen und die Einfuhr über drei Millionen Piaster. Der hiesige District bringt jährlich 30 bis 40,000 Ballen Tabak, jeder zu 275 Pfund hervor. Man findet in und außer der Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Auf den Ebenen in der Gegend von Thessalonich lag Pella, die alte Hauptstadt Macedoniens. Nordwärts von diesen Ebenen zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt.

Thetis, eine Tochter des Nereus und der Doris, also eine der Nereiden. Jupiter und Neptun begehrten sie wegen ihrer Schönheit beide zur Gemahlin, was ihnen aber Prometheus oder Themis widerrieth, da der Sohn der Thetis größer und mächtiger werden sollte als sein Vater. Deßhalb wurde sie von den Göttern einem Sterblichen, dem Peleus, bestimmt, allein sie verwandelte sich in tausend Gestalten, um seinen Umarmungen zu entgehen. Peleus hielt sie jedoch unter jeder Gestalt fest, bis sie sich ihm endlich ergab. Die Hochzeit, durch die Gegenwart aller Götter verherrlicht, wurde auf dem Berge Pelion gefeiert. Sie gebar dem Peleus sieben Kinder, welche sie alle, um sie unsterblich zu machen, während ihr Gemahl schlief, ins Feuer legte, damit die Flamme das Sterbliche verzehren mochte. Aber sie besaßen des himmlischen Stoffs zu wenig, und kamen alle ums Leben, bis auf den Achilles, den der erwachte Peleus aus den Flammen riß. Ueber diese Störung erzürnt, verließ Thetis ihren Gemahl, und kehrte zu ihren Schwestern, den Nereiden, zurück. Dennoch nahm sie an dem Schicksale ihres letzten Sohnes Antheil; sie tauchte ihn in den Styx, um ihn unverwundbar zu machen, und sandte ihn als Mädchen verkleidet zum Könige Lycomedes nach Scyros, um ihn vor der Theilnahme am trojanischen Kriege zu bewahren. (S. **Achilles**.) Als er vom Aga-

lemnon beleidigt worden war, klagte er ihr seinen Kummer, und e, in einem Nebel plötzlich aus dem Meere hervorsteigend, liebkos'te nd tröstete ihn, und versprach ihm Rache. Jetzt eilte sie zum Jupiter, erinnerte ihn, daß sie ihn einst gewarnt, und ihm den Briareus u Hülfe gesandt habe, als Juno, Neptun und Apollo ihn hatten inden wollen. Jupiter versprach ihr volle Genugthuung für den chilles. Als Achilles getödtet war, kam Thetis mit allen Nereiden ns Gestade, und erhub eine so schreckliche Wehklage, daß die Grieen vor Angst entfliehen wollten, auch hüllte sie seinen Leichnam in öttliche Kleider, und gab ihm zu Ehren nach seiner Verbrennung ie herrlichsten Leichenspiele. Nach den alten Cosmogonien war Thes ein Symbol des Wassers, daher auch die Fabel von ihrer Kunst, sich in lle Gestalten zu verwandeln, weil das Wasser, als Grundelement aller Dinge, alle Gestalten annimmt. Thetis war auch die Hauptgottheit des hessalischen Phthiotis, wo Peleus herrschte, und wahrscheinlich wurden, m diesen König zu verherrlichen, alle diese Dichtungen erfunden. Uebrigens arf sie nicht mit der Göttin Tethys (s. d. Art.) verwechselt werden.

Theurdank heißt ein Gedicht, dessen Verfasser ein gewisser Melchior Pfinzing, Propst bei S. Sebald zu Nürnberg, gewesen seyn oll, und worin die Thaten und Abenteuer Maximilians I. auf allegorische Weise verherrlicht werden. Es erschien zuerst 1517 mit vielen Figuren in Folio gedruckt. Den Namen Theurdank erhält jener Kaiser deßhalb in diesem Gedichte, weil er von Jugend auf seine ganzen Gedanken nur auf theuerliche (d. h. gefährliche, abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den Schlüssel zu den in diesem Gedicht versteckt aufgeführten Namen findet man in Sebastian Frankens Chronik.

Theurgie (a. d. Griech.) wird die vorgebliche Wissenschaft genannt, durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung sich zu setzen, und sie zu Hervorbringung gewisser übernatürlichen Wirkungen für sich zu gewinnen. Es hat dieselbe ihren Ursprung noch von den Chaldäern und Persern, wo die Magier sich hauptsächlich damit beschäftigten; auch die Aegyptier wollten große Geheimnisse darin besitzen: und so wie jene den Zoroaster, so hielten diese den Hermes Trismegistus für den Urheber. Sie gehört also zu der Magie.

Theurung. Fast in allen Ländern Europa's hört man in unsern Tagen Klagen über Theurung, besonders der nothwendigsten Lebensbedürfnisse und fast überall sieht man die Regierungen emsig beschäftigt mit Maßregeln und Vorkehrungen, um solchen Klagen abzuhelfen. Aber der Zweck in dieser Hinsicht konnte immer nur höchst unvollkommen erreicht werden, so lange man sich über die Fragen: was ist Theurung? und worin liegt ihr eigentlicher Character? noch nicht gehörig verständigt hatte. Theuer und wohlfeil sind Begriffe, die mit den Begriffen von Werth und Preis und dem Verhältnisse des Einen zum Andern in der innigsten Beziehung stehen, aber gerade hierüber ist man im Allgemeinen noch so wenig im Reinen, daß man fast täglich die Ausdrücke theuer und kostbar, so wie wohlfeil und unkostbar mit einander verwechseln hört. So lange eine Waare nicht mehr kostet, als ihre Hervorbringung gekostet, mag dieselbe wohl kostbar seyn, aber ihr Preis ist dennoch nur angemessen, theuer wird derselbe erst, wenn er jene Schaffungskosten beträchtlich übersteigt, und wohlfeil, wenn er unter dieselben sinkt. — Was insbesondere die Maßregeln betrifft, welche hin und wieder in Deutschland getroffen wurden, um den hohen Preisen des Getreides abzuhelfen und die Bürger zu sichern vor den Gräueln einer

Hungersnoth, so mußten dieselben häufig ihren Zweck gänzlich verfehlen und sogar ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, weil die Behörden, deren Beurtheilung die Wahl solcher Maßregeln überlassen worden, eine Entscheidung in dieser wichtigen Angelegenheit wagten, ohne zuvor die Hauptfrage, welche hierbei zu erörtern ist, gründlich untersucht, den Hauptpunkt, worauf es ankommt, genau erwogen zu haben, nämlich die Natur der Theurung. Soll nämlich irgend eine zu Markt gebrachte Waare fernerhin regelmäßig hervorgebracht werden, so muß nothwendig der angemessene Preis derselben, d. h. der zu ihrer Hervorbringung erfoderlich gewesene Aufwand, vom Käufer bezahlt werden. Dieser angemessene Preis aber hat in der Regel drei Bestandtheile, nämlich die Grundrente, den Kapitalgewinnst und den Arbeitslohn. Steigt der Marktpreis über den angemessenen, so wird er ein theurer, sinkt er unter denselben, so wird er ein wohlfeiler Preis. Da nun jene drei Bestandtheile des angemessenen Preises sehr schwankend sind und durch mannichfaltige Umstände modificirt werden, so muß der angemessene Preis des Getreides selbst zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen höchst verschieden seyn. Der in Metallmünze ausgedrückte Nennpreis des Getreides kann daher zu der einen Zeit sehr hoch und dennoch nichts weiter als der angemessene Preis desselben seyn, so wie er umgekehrt bei veränderten Umständen niedrig stehen und dennoch theuer seyn kann. Gesetzt z. B. der Aufwand, dessen der Landbauer im vorigen fruchtbaren Jahre bedurfte, um zehn Malter Korn zu erzeugen, reiche im gegenwärtigen schlechten Jahre kaum hin, fünf Malter hervorzubringen, so wird, wenn voriges Jahr der angemessene Preis des Malters vier Rthlr. war, derselbe im jetzigen acht Rthlr. seyn; stand nun der Marktpreis des Korns im vorigen Jahre auf 5 Rthlr., so war dies ein theurer Preis, so wie, wenn er im gegenwärtigen Jahre sieben Rthlr. beträgt, der Preis offenbar wohlfeil ist. Da der angemessene Preis des Getreides von so vielen zufälligen Umständen abhängt, über die der Mensch schlechterdings nicht zu gebieten vermag, so muß es nicht wenig auffallen, wenn man in unsern Tagen noch immer von einem Maximum der Getreidepreise reden hört, dessen Bestimmung doch so ganz unmöglich ist. Wer ein solches Maximum vorzuschlagen wagt, bedenkt gar nicht, daß man dazu einer vollkommen genauen Kenntniß der jedesmaligen Grundrente, der Kapitalgewinnste und der erfoderlichen Arbeitslöhne bedarf, und daß diese drei Elemente des Preises fast bei jeder Gattung der Urproduction so wie in jedem Jahre verschieden sind, daß also auch das Maximum des Getreidepreises jedes Jahr und fast in Ansehung eines jeden einzelnen Produzenten höchst verschieden ausfallen muß. — Herrscht Handels- und Gewerbfreiheit im Lande, so wird der Marktpreis dem angemessenen immer sehr nahe kommen; daß er nicht viel höher steige, dagegen schützt die Concurrenz der Produzenten, die dem Getreidebau, sobald er größern Gewinn als andere Productionen verspricht, sogleich mehr Kapitale und Productivkräfte zuwenden werden, so daß der angemessene Preis bald wieder hergestellt seyn muß. Fällt aber der Marktpreis tief unter den angemessenen, so werden die Produzenten eilen, ihre Getreidefluren in Tabak-, Cichorien-, Lein-, Waid-, Kümmel-, Hanf-, Rübsaat- oder Saffranfelder umzuwandeln, und so wird das natürliche Gleichgewicht bald wieder hergestellt seyn. Unpolitische, die Gewerb- und Handelsfreiheit störende Gesetze können zwar den Marktpreis des Getreides eine Zeitlang tief unter dem angemessenen halten, höchst traurig sind dann aber immer die Folgen davon. Der Land-

nann wird zu Grund gerichtet, vom Getreidebau, der ihm nur Scha-
en bringt, abgeschreckt und das jährliche Kornerzeugniß vermindert.
andwirthschaftliche Cultur kann nur durch die Hoffnung des Gewinns
befördert werden, was die Größe desselben vermindert, hält jene zu-
ück, und da der Werth der Landgüter durch den Grad ihrer Cultur
estimmt wird, so müssen erzwungene wohlfeile Preise diesen herab-
eßen. In einem Prozesse, der zwischen einem Kirchenpatron und ei-
em Pfarrer darüber entstand, daß dieser im Kirchengebete nicht die
Bitte um Abwendung sehr wohlfeiler Zeiten beten wollte, fällte der
erühmte Canzler Ludewig in Halle das Urtheil: daß es aller-
dings erlaubt sey, im Kirchengebete um Abwendung
wohlfeiler kornverächtlicher Zeiten zu beten. (S. Hall.
el. Anz. 1734. S. 122). — Dagegen, daß eine Sache nicht mehr
oste, als die Production derselben mit einem billigen Gewinn beträgt,
chützt die Concurrenz der Produzenten als Verkäufer der Sache, so
ange der Production selbst keine Hindernisse in den Weg gelegt wer-
en; den Produzenten auf der andern Seite zu nöthigen, unter
em billigen Gewinn im Durchschnitt, Mißjahre eingerechnet, zu ver-
aufen, dazu gibt es kein gerechtes und kein ausführbares Mittel.
Dagegen aber, daß eine Sache nicht mehr koste, als man gewohnt ist,
uf dieselbe in gewöhnlichen Jahren zu verwenden, kann nichts schü-
en, weder Magazine noch Ausfuhrverbote noch freier Handel. Ist
ämlich die Sache nicht in solcher Menge vorhanden, daß sie für Alle
ureichen kann, so muß entweder ein Theil hungern, während der
ndere fortgenießt, oder es muß etwas seyn, daß Alle nöthigt, mit
ieser Sache zu sparen, dieß ist der höhere Preis der Sache. —
Magazine, vom Staate für das Volk unterhalten, sind selbst ein
Mittel zur Vertheurung der Früchte; Jeder hält zurück, sobald er
ört, daß im Großen aufgekauft wird, die Magazine des Staats
eranlassen bedeutende Kosten, diese fallen wieder auf den Preis der
Sache, und gesetzt der Staat mache in dieser Hinsicht ungeheure Opfer,
o fallen letztere doch am Ende auf das Land, Einige gewinnen und
Andere verlieren unverdient dabei. Getreidemagazine werden von den
Getreideverkäufern selbst weit besser vertheilt und minder kostspielig
nterhalten als vom Staate, und die Concurrenz schützt am besten
egen übermäßigen Preis, denn eine allgemeine Verabredung dersel-
en ist eine undenkbare Sache; wäre sie auch an sich möglich, so
väre doch ihre Ausführung unmöglich, denn Jeder hat nicht das Ver-
nögen, mit dem Wiederverkaufe lange zu warten. — Aufkauf
urch wenige Speculanten ist eben so wenig im Großen möglich, denn
ußerdem, daß sie sich den Ankauf vertheuern würden, gehören so
ngeheure Kapitale, Raum und Kosten dazu, daß derselbe nicht wohl
u besorgen ist; allgemeiner Aufkauf kleiner Speculanten aber kann
en Preis nicht erzwingen, es ist bloß eine Magazinirung für den
Staat, der dem Publikum nicht schadet, sondern vielmehr nützt; denn
ein übereinstimmender Plan findet hier Statt und oft geht für den
nternehmer mehr dabei verloren als gewonnen wird. — Ausfuhr-
erbote sind eine Ungerechtigkeit gegen die Nachbarn und schützen
n Allgemeinen nicht gegen Mangel und Theurung, nur zuweilen
önnen sie örtliche Hülfe leisten. Wenn ein nothwendiges Bedürfniß
rgendwo selten geworden, so ist es billig und gerecht, daß Nachbarn
inander davon mittheilen, nicht daß sie einander hungern lassen, es
eht ihnen sonst in ähnlichen Fällen eben so. Schon das Ausfuhrver-
ot an sich ist eine öffentliche Bekanntmachung, daß es fehlt; dieß

allein reicht oft schon hin, Theurung herbeizuführen. — **Eine Preisregulirung** ist Eingriff in das Eigenthumsrecht. Die Staaten sind bloß zum Schutz desselben vorhanden, dieser Schritt ist der erste zum Rückfall in die Barbarei; die natürliche Folge davon ist Hungersnoth, denn man baut die Früchte nicht mehr, die aufgehört haben, freies Eigenthum zu seyn, die man mit Schaden bauen muß, und wollte man gar zum Anbau derselben zwingen, so setzt die Verarmung, der sinkende Werth der Güter, die Vernachlässigung derselben dem Zwange bald unüberschreitbare Gränzen. — Es gibt kein anderes Mittel, die ersten Bedürfnisse des Lebens im angemessenen Preise zu erhalten, als: nicht zu viel Hände der Urproduction zu entziehen und diese Production selbst so wenig als möglich zu erschweren. (S. **Kornhandel, Kornmagazine, Kornmangel.**) K. M.

Thibaudeau (Antoine Claire, Graf), einer der berühmtesten durch die königl. Ordonnanz vom 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannten Franzosen, gegenwärtig mit kaiserlicher Erlaubniß in Prag sich aufhaltend. Er war bis zum Ausbruch der Revolution Advocat in **Poitiers** und wurde 1792 in den National-Convent gewählt. In dem Prozeß des Königs stimmte er für den Tod, war gegen die Appellation an das Volk und gegen den Aufschub des Urtheils. Während der Regierung des Convents wurde er mit vielen Sendungen in die Departements beauftragt, auf welchen er sich für die damalige Zeit mit Mäßigung benahm, übrigens allenthalben den entschiedensten Republikanismus zeigte. Nach dem 18. Brümaire wurde er von Napoleon sehr hervorgezogen, zum Präfecten in Bordeaux, und zum Staatsrath, ernannt; auch erhielt er den Grafentitel. Thibaudeau gehörte jetzt zu den eifrigsten und talentvollsten Anhängern Napoleons. Nach der Rückkehr desselben von Elba erhielt er wichtige Sendungen in die Departements und wurde in die Kammer der Repräsentanten ernannt, in welcher er sich bis zu dem letzten Augenblick und als Paris schon ganz von den alliirten Armeen umringt war, auf das heftigste gegen die Anerkennung der Bourbons erklärte. — In **Prag**, seinem jetzigen Aufenthalt, hat er in Verbindung mit seinem Sohne ein Handlungshaus errichtet.

Thielmann (Freiherr von), geboren 1765, königl. preußischer Generallieutenant und Militärgouverneur der zwischen der Weser und dem Rhein belegenen königlich preußischen westphälischen Provinzen, stammt aus einer angesehenen bürgerlichen, im kön. sächsischen Staatsdienste ausgezeichneten Familie. Nachdem er die glänzenden Eigenschaften seines Geistes durch wissenschaftliche Bildung erhöht hatte, folgte er seiner Neigung zum Militärstande. Bei Errichtung des sächsischen Husarenregiments (1791), erhielt er eine Lieutenantsstelle, und der damals eben ausgebrochene erste französische Revolutionskrieg gab ihm Gelegenheit, Talent und Beruf in der erwählten Laufbahn zu bewähren. In allen Affairen, an denen das Regiment Antheil nahm, ward er mit Belobung genannt, und seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit als Muster aufgestellt. Ein baldiges Avancement zum Rittmeister (1798), und die Decoration des sächsischen Heinrichsordens waren der Lohn dieser Anstrengungen. Nach hergestelltem Frieden kehrte das Regiment in seine Garnisonen im thüringischen Kreise zurück. Hier lebte Thielmann im Umgange trefflicher Männer und wendete sich wieder den Wissenschaften zu. Der Feldzug von 1806 rief ihn zu den Waffen zurück; das Unglück bei Jena, die unfreiwillige Unthätigkeit des sächsischen Auxiliarkorps, eine unerwartete Au-



denz beim Kaiser Napoleon zu Merseburg, und die dem sächsischen Hofe aufgedrungene Wendung seiner Politik bewirkten, was eine frühere Reise nach Paris nicht vermocht hatte. Sie öffneten ihm die Augen über die Lage von Deutschland, über den Character der leitenden Personen, über den Werth jenes militärischen Systems, dem auch er bis dahin angehangen hatte. Die Treue gegen seinen Herrn zu bethätigen, gaben die Jahre 1807, 1809 und 1812 die glänzendsten Gelegenheiten; durch rühmlichen Antheil an der Belagerung von Danzig und an der Schlacht von Friedland stieg er zum Range eines Obersten und Adjutanten des Königs. Wie er dem Könige 1809 als nunmehriger Generalmajor mit einer ermüdeten und hülfsbedürftigen Truppe von 2000 Mann und weniger Cavallerie und Artillerie gegen vierfache Uebermacht, und was mehr sagen will, gegen die Uebermacht seines eignen deutschen Gefühls, sein Land behauptet und seine Hauptstadt befreit, wird auch in den deutschen Jahrbüchern jenes unvergeßlichen Krieges mit Ruhm beschrieben werden. Sein ausgezeichneter Antheil an allen glänzenden Ereignissen des Feldzugs gegen Rußland, wie er den schrecklichen Ausgang dieses Krieges von Moskau bis jenseit der Beresina und Wilna in der näheren Umgebung des Kaisers Napoleon zu durchkämpfen hatte, ist bekannt. Der König von Sachsen erhob ihn in den Freiherrnstand. Als ihm jetzt die Vertheidigung Torgaus übergeben wurde, noch mehr aber in jenem hoffnungsreichen Zeitpunkte, wo sich der König von Sachsen von Regensburg nach Prag wandte, mußte die Ahnung, daß der Gedanke seines Lebens, Deutschland befreit zu sehen, in Erfüllung ginge, sich wohl seiner ganzen Seele bemächtigen. Und als er erfuhr, welche Partei sein Monarch nach der lützner Schlacht ergriffen, sah er keinen andern Ausweg vor sich, als Torgau, das letzte Unterpfand, welches er von seinem Herrn empfangen, gewissenhaft zurückzustellen, seine Dienste niederzulegen, und das heiligste, unveräußerliche, langgeprüfte Gefühl seiner Brust dahin zu retten, von wo allein Rettung für das unglückliche Sachsen kommen konnte. Was er auf der Seite der Alliirten, zumal zur Vorbereitung der Schlacht von Leipzig und für den Erfolg des ersten Feldzuges gegen Frankreich gethan, ist in Aller Gedächtniß. Der Kaiser von Rußland hat es durch die Ertheilung des Commandeurkreuzes des hohen Ordens vom heiligen Georg anerkannt. An dem entscheidenden Tage von Waterloo fand sich General Thielmann als Divisionär jenes Feldherrn, der die ungetheilteste Bewunderung seiner Zeitgenossen davon getragen, und hatte das Glück, zu dem Erfolg wesentlich mitzuwirken. (S. Waterloo.)

Thier ist derjenige weiche Körper, welcher willkürliche Bewegung hat. Alle andern Kennzeichen, die von Bestandtheilen, Wachsthum, Röhren oder Magenhöhle, oder gar von den Geschlechtstheilen gegeben worden sind, reichen nicht hin, oder sind vielmehr unrichtig. Um aber zu sagen, was eigentlich ein Thier ist, und woraus es entsteht, müssen wir weiter oben anfangen; denn das Thier ist die Vereinigung der gesammten Natur in einem irdischen Körper. Zuerst aber oder vom Thier am entferntesten besteht die Natur aus den vier Elementen, Erde, Wasser, Luft und Feuer oder Aether (Licht, Wärme und Schwere [Materiales]), woraus sodann Mineralien, Pflanzen und Thiere werden, und zwar durch die möglich verschiedenen Verbindungen (Combinationen) dieser Elemente, von denen jedoch das Erdelement immer die Hauptmasse, die Hülle (Continens) ausmacht, wovon die andern aber die beigeordneten Massen,

die Fülle (Contentum) sind. — Steht nun das Erdelement für sich allein, so ist es *Mineral*, z. B. Quarz, Gold. Verbinden sich die andern Elemente mit ihm so, daß sie seine Form annehmen, oder es die ihrige, so entstehen auch nur Mineralien, z. B. Salze, worin Erde und Wasser, oder auch Licht, allein diese sind entweder starr geworden, wie die Erde selbst, oder diese ist flüssig geworden, wie das Wasser, oder gar flüchtig wie die Luft (in der Kohlensäure). Mineral ist also immer ein Körper, in dem die Natur eines *einzelnen* Elements vorherrscht. Wo nur zwei Elemente sich mit einander verbinden, ist dieses immer der Fall, weil eines oder das andere siegt, und entweder ein chemischer Niederschlag folgt oder Auflösung. Körper daher, die nur aus *zwei* Elementen oder gar Stoffen bestehen, sind immer nur *mineralisch*. Verbinden sich aber die Elemente so, daß jedes, obschon mit der Erde verbunden, doch seine Natur beibehält, d. h. daß das Erdige fest ist, das Wässerige flüssig, das Luftige beweglich, so entsteht ein Körper, der *selbstständige* Bewegung in sich selbst hat, ein *Organismus*, was nur durch die Verbindung *dreier* Elemente möglich ist, als durch welche allein ein *galvanischer* Prozeß, d. h. ein *chemischer* durch den *electrischen* beständig aufgeregt, unterhalten wird. Wo Erde (Kohlenstoff), Wasser und Licht so mit einander verbunden sind, daß an *jedem* Punkte der Masse jedes Element ist, da ist ein weicher Körper, *Schleim*, ein geronnenes Wassertröpfchen, das man *Infusionsthier* nennt, wenn es im Wasser, wohin das Licht scheinen kann, bleibt; *Pilz* aber oder Byssus oder Priestleyische *grüne Materie*, wenn es sich an die Erde befestigt, wodurch es nur von *einer* Seite vom Licht beschienen wird. Solch festsitzender Schleim ist also eine *Pflanze*. Jede Pflanze hat wenigstens drei *Prozesse*, und demnach drei *anatomische Systeme*, und demnach drei *Organe* in sich, den Wasser- oder Verdünnungsprozeß, den Erd- oder Ernährungsprozeß und den Luft- oder Athmungsprozeß, als die Factoren des galvanischen. Das System des ersten ist das *Zellengewebe*; des zweiten die *Saftröhren* (mögen Zellengänge seyn), des dritten die *Luft- oder Spiralröhre*. Jenes wird, indem es sich zum Organ ausbildet, *Wurzel*, das zweite *Stengel*, dieses *Blatt*. Das Blatt ist nach unserer Betrachtungsart nichts anders als ein *riesenhaft entwickeltes Spiralgefäß*, und dieses nichts als ein *mikroskopisch verkleinertes und eingerolltes Blatt*; daher es Spiralgefäße mit Verzweigungen gibt. Im Pflanzenstock sind daher nur die *drei* Planeten-Elemente thätig, Wasser in der Wurzel, Erde im Stengel, Luft im Blatt. *Abgesondert* von diesem Planetenstock entwickelt sich aber doch ein *Lichtorgan*, die *Blüthe*, welche nichts anders als der wiederholte und concentrirte Stock ist. Die Wurzel nämlich wird zu *Saamen*, der Stengel zu *Kapsel*, das Laub zu *Blume*. Wenn sich diese drei mit einander identificiren, so sind sie *Frucht*. Der Apfel nämlich besteht aus Saamen, Kapsel (Gröps) und dem Kelch (Schale), nebst den Staubfäden (Butzen). Damit ist die Pflanze beendigt, weil die drei Organe, welche im Stock aus einander getreten waren, sich in der Blüthe verbinden, in der Frucht aber ganz vereinigt haben, in *eins* verschmolzen sind. Ihre Vereinigung in der Blüthe ist ein Geschlechtsverhältniß; die Blume das Männliche, die Kapsel das Weibliche, der Saamen das Kindliche. — Die Pflanze hat mithin nur *sieben* Hauptorgane, die sich eins nach dem andern und durch

das andre entwickeln: 1. Wurzel, 2. Stengel, 3. Blatt, 4. Saamen, 5. Kapsel, 6. Blume, 7. Frucht. — Wie diese sieben Organe sich in der einzelnen Pflanze nur nach und nach entwickeln, so auch im Pflanzenreich. Es entstehen nämlich zuerst ganz unvollkommne Pflanzen, die nur die Wurzel zu entwickeln im Stande sind, welche sogleich in Saamen oder Keime zerfällt; dergleichen sind die Pilze. Bei weiterer Fortbildung kommt ein Stengel hinzu, aber noch ohne echtes Laub und ohne wahre Blume, wie die Gräser u. s. f. Diese allmählige Entwickelung des Pflanzenreichs gibt uns das natürliche System, und zwar das einzige, welches möglich ist. Es gibt mithin nur sieben Pflanzenclassen, denen wir so die Pflanzen einordnen. I. Wurzelpflanzen, Cryptogamisten, und zwar Pilze, Flechten, Moose und Farren; II. Stengelpflanzen, Monocotyledonen, und zwar Gräser, Zwiebeln, Gewürze, Palmen; III. Laubpflanzen, Apetalen, und zwar Amaranthen, Chenopodien, Nesseln, Laub- und Nadelholz, Euphorbien, Daphnen, Kürbsen; IV. Saamenpflanzen, nacktsaamige, und zwar Schirmpflanzen, Sternpflanzen, zusammengesetzte, Caprifolien; V. Kapselpflanzen, bedecktsaamige, und zwar Labiaten, Personaten, Solanen, Gentianen, Campanelen, Eriken &c.; VI. Blumenpflanzen, grade vielblätterige, und zwar Kreuzpflanzen, Mohne &c.; VII. Fruchtpflanzen, ungrade vielblätterige, und zwar Hülsenpflanzen, Rosaceen &c. — Das Thier nimmt die Organe der Pflanze in sich auf, und bringt noch eigenthümliche hinzu. Aus dem Pflanzenstock hat es die Wurzel, das Verdauungsorgan, den Darm, den Stengel, das Ernährungsorgan, die Adern; das Blatt, das Athmungsorgan, die Lunge, Kieme oder Haut. Eben so ist in ihm die Blüthe als Geschlechtssystem geblieben. Alle diese Systeme mithin sind vegetative, und dem Thiere nicht eigenthümlich. Als solche bilden sich in ihm aber die Prozesse des Athmens aus, welche in der Pflanze nur in der Blüthe angedeutet waren. Das System, welches dem Licht ähnliche Functionen ausübt, ist das Nervensystem, welches die Wärme vermittelt, das Muskelsystem, welches endlich als das eigentlich Körperliche, Schwere den Leib trägt und gestaltet, das Knochensystem. Dieses ist gleichsam ein höheres Darm-, jenes ein höheres Kiemen-, und das erste ein höheres Adersystem; alle unterscheiden sich aber von jenen dadurch, daß sie nicht mehr Materien umzuwandeln haben, sondern nur geistige Functionen ausüben, empfinden, bewegen, halten. Diese drei Functionen sind daher dem Thier eigenthümlich, und äußern sich, wenn sie gemeinschaftlich wirken, als willkürliche Bewegung, der wesentliche Charakter der Thierheit. Jedes der drei vegetativen Systeme sucht sich so hoch als möglich auszubilden, verbindet sich mit den animalen Systemen, und wird Sinnorgan. So wird der Darm in der Zunge Geschmackssinn, die Lunge in der Nase Geruchssinn, die Adern in der Haut Gefühlssinn. Gleicher Weise sind die höchsten Ausbildungen der animalen Systeme Sinne. So wird das Nervensystem Auge, Lichtsinn; das Muskel- oder Knochensystem, welche sich wunderbarer Weise verbinden, Ohr, Hörsinn. Das große Hirn ist für die Augen da, das kleine für die Ohren. Die andern Sinne erhalten ihre Nerven eigentlich aus dem Rückenmark. Dieses sind alle Organe, welche Haupttheile ausmachen. Die andern sind nur beigeordnet. So gehören Leber und Milz zum Verdauungssystem, die Harn-

werkzeuge zum Geschlechtssystem, das Fett gehört unter die abgesetzten Theile, schon fast wie der Harn. Ins Einzelne können wir uns hier nicht einlassen, so wie auch nicht ins Chemische, und in die besondern Functionen der Systeme und Organe, sonst müßte der Artikel zu weitläuftig werden. — Chemisch betrachtet besteht der thierische Leib aus Stickstoff, der einen Hauptbestandtheil der Luft ausmacht, wie die Pflanze im Kohlenstoff. Die Knochen sind phosphorsaure Kalkerde. Das Blut besteht vorzüglich aus Gallert, Eiweiß und Faserstoff. Die rothe Farbe kommt von halbphosphorsaurem Eisen. Das Hirn eine eiweißartige Materie, die Muskeln Faserstoff, die Häute Gallerte oder Leim. — Thiere sind nur stufenweise Entwickelungen der einzelnen Thierorgane. Wenn z. B. die Natur einen Darm so hervorbringt, daß er gleichsam für sich selbst leben kann, oder daß wenigstens die andern Systeme nur angedeutet sind, so ist das ein besondres Thier, verschieden von einem andern, das z. B. fast nur Lunge wäre oder Ader, oder Geschlechtstheil. Daher kann es nur so viele große Thierbildungen geben, als es Hauptorgane gibt, und diese sind mithin alle zusammen das Eintheilungsprincip der Thiere oder des Thierreichs. Man hat früher versucht, und thut es zum Theil leider noch, die Thiere nur nach den Unterschieden eines einzelnen Systems oder Organs abzutheilen, z. B. nach dem Herzen, der Bedeckung, den Zähnen, Zehen u. dergl. Allein dieses sind augenscheinlich nur untergeordnete Organentheile, und ohne Halt. Nur ist das ein tüchtiger Unterschied, wenn ein Thier ein ganzes Organ oder System nicht hat. Je mehr nun ein Thier Organe hat, desto höher steht es gegen die andern, und je höher ein System im Thierleib steht, desto höher steht auch das Thier, welches dadurch charakterisirt ist. Da nun das Wesentliche des Thiers die Empfindung ist, so geben zunächst die Stufen der Empfindungsorgane die Stufen des Thierreichs. Sie theilen sich zunächst in zwei, in ein allgemeines, den Gefühlsinn, und in vier besondre, Schmeck-, Riech-, Hör-, Sehsinn. Die Gefühlthiere haben kein wahres Sinnesnervensystem, kein Rückenmark und kein Herz, auch keine Zunge, Nase, Ohr und Auge, so wie die höhern Thiere; eben so kein echtes Knochen- und Muskelsystem. Ihre sogenannten Muskeln sind nämlich nur an die Haut befestigt, sind nur Hautmuskeln. Wenn man das Rückenmark, die Muskeln und Knochen — Fleisch nennt, so sind sie also fleischlose Thiere. Sie sind daher durch die vegetativen Systeme charakterisirt, und es kann nur so viele Abtheilungen geben, als es solcher Systeme gibt, also nur vier: Geschlechts-, Ader-, Darm- und Haut- (Lungen-) Thiere. Diese Abtheilungen heißen Classen. Die Geschlechtsthiere sind entweder bloß männliche, gleichsam Saamen, wie die Infusionsthiere, aus denen das ganze Thierreich entsteht. Oder sie sind weibliche, gleichsam Eier, wie die Corallen, welche im Grunde Infusionsthiere sind, um die sich eine Kalkschale gelegt hat. Oder sie sind zwitterartig, gleichsam Pflanzen, wie die Zoophyten, bei welchen auch die Schale, der sogenannte Stamm lebendig geworden ist, und eigentlich vegetirt, während die davon eingeschlossenen Schleimröhren ihre Thiere sind. — Diese Geschlechtsthiere sind ohne alle weitern [illegible]eme oder Organe, sie fühlen bloß, verdauen, athmen und ernä[illegible]ch, alles in einer Haut oder Höhle. — Die Aderthiere be[illegible] ebenfalls aus einem einfachen Schleim- oder Gallertleib; aber er [illegible], von Adern durch-

tern den Wünschen der Liebenden entgegen waren, konnten diese lange keine weitere Gemeinschaft mit einander haben, als daß sie sich durch die Lücke einer Mauer zwischen den angränzenden Häusern ihrer Eltern unterredeten. Einst aber beschlossen sie, vor der Stadt am Grabe des Ninus zusammenzukommen. Thisbe kam zuerst, aber die unerwartete Erscheinung einer Löwin nöthigte sie, sich in einer nahen Höhle zu verbergen. In der Eile verlor sie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriß. Jetzt kam auch Pyramus; der Schleier brachte ihn auf die Vermuthung, Thisbe selbst sei eine Beute des Ungeheuers geworden, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert. Thisbe, die bei ihrer Rückkehr den Geliebten in seinem Blute fand, durchbohrte sich mit demselben Schwerte. Beide deckte ein Grab und der Maulbeerbaum, unter den sie bestattet wurden, verwandelte seine weißen Beeren in rothe. — Verschieden von dieser ist die Nymphe Thisbe, von welcher die Stadt Thisbe in Böotien den Namen hatte.

Thomas von Aquino, unter den scholastischen Philosophen und Theologen des 13ten Jahrhunderts der einflußreichste, war aus dem gräflichen Geschlechte von Aquino im Neapolitanischen auf dem Schlosse Roccasicca im Jahre 1224 geboren. Nach damaliger Weise, die adelige Jugend in Klöstern erziehen zu lassen, erhielt er seine erste Bildung unter den Benedictinern zu Montecassino und setzte dann seine Studien in Neapel fort. Seine überwiegende Neigung zu den philosophischen Wissenschaften, für die das Mönchsleben die beste Freistätte war, bestimmte ihn, schon 1243 in den Dominicanerorden zu treten. Es geschah wider den Willen seiner Familie, die diesem talentvollen Sohne eine seinem Stande angemessenere Laufbahn zugedacht hatte. Da der Orden jeden Versuch, den jungen Novizen aus dem Kloster zu Neapel gütlich in die Welt zurückzuziehen, vereitelte und ihn sogar durch Versetzung nach Frankreich von seiner Familie entfernen wollte, benutzten seine Brüder diese Reise, ihn seinen Begleitern gewaltsam zu entführen und auf das väterliche Schloß zu bringen, wo er wie ein Gefangener bewacht wurde. Nach zwei Jahren dieses erzwungenen Aufenthalts bei den Seinigen ergriff er die Gelegenheit, ihnen mit Hülfe der Dominicaner heimlich zu entfliehen, und begab sich über Frankreich, wo er zu Paris nur kurze Zeit verweilte, in ihr Kloster zu Cöln, um daselbst den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert d. Gr. zu genießen. Weil er hier seine Studien meist schweigend und in stiller Zurückgezogenheit betrieb, nannten seine Mitschüler ihn einen stummen Ochsen; Albert aber sagte von ihm, dieser Ochs werde einst mit seinem Gebrüll die Welt erfüllen. Thomas entsprach auch wirklich dieser Erwartung. Völlig eingeweiht in die scholastische Dialectik und Aristotelische Philosophie, trat er nach wenigen Jahren als Lehrer derselben zu Paris auf. Seine sinnreiche Anwendung dieser Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie verschaffte ihm bald einen so ausgezeichneten Ruhm, daß er sich um ein theologisches Lehramt bewerben konnte. Die Universität zu Paris war aber eben in jenem merkwürdigen Kampfe gegen die Bettelmönche begriffen, denen sie den Eintritt in das Collegium ihrer Lehrer aus Gründen streitig machte, welche der Doctor Wilhelm von St. Amour in seiner Schrift de periculis novissimorum temporum überzeugend darlegte. Obschon der Papst die Aufnahme seiner geliebten Bettelmönche in einer Bulle vom Jahre 1255 förmlich befohlen hatte, mußte Thomas doch bis zum Ausgange dieses Streites warten. Erst nachdem Wilhelms Schrift zu Rom

laichen wie die Fische; die Eier der andern haben eine trockene Schale und werden ins Trockene gelegt, auch geschieht hier die Begattung innig. Die Ohren sind noch geschlossen, und die Augen schließen sich von unten. Zuerst entstehen echte Hoden, die bei den Fischen nur zwei darmähnliche Blasen sind. Glieder mit Zehen, meist zwei Paar, doch auch nur eins und gar keine. Dann aber die Rippen vollkommen. Die Haut ist nackt, oder mit Schuppen oder Schildern bedeckt. — Bei den Ohrenthieren öffnen sich die Ohren zuerst. Nebstbei eine Zunge und eine Nase, durch die geathmet wird. Die Augen werden von unten geschlossen. Sind Vögel. An ihnen ist fast alles Knochen und Muskel geworden, wie die Enden der Glieder Knochen, Füße, Schnabel, ihre Wurzel zu Muskeln, wie Schenkel, Brust. Vier Glieder, die ungleich, die vordern zum Fliegen, die hintern zum Gehen oder Rudern. Haut mit Federn, gefiederten Haaren bedeckt. Eier mit Kalkschale. — Die Augenthiere haben alle Sinnorgane vollkommen, schließen die Augen von oben, und haben Zitzen, — Säugthiere. Legen keine Eier, sondern entwickeln das Junge schon in ihrem Leibe, und zwar durch unmittelbaren Zusammenhang damit. Nachher ernähren sie es noch durch Milch aus Zitzen; doch wäre möglich, daß dieses beim Schnabelthiere nicht mehr geschieht. Die Haut ist mit Haaren, einfachen Federn bedeckt, höchst selten ganz nackt. Schuppen oder Schilder sind nie ganz ohne Haare. — Die natürliche Zahl der Thierclassen ist daher achte, eine mehr als bei den Pflanzen. I. Geschlechtsthiere, Gallertthiere (Zoophyten); II. Aderthiere, Quallen; III. Darmthiere, Weichthiere (Muscheln und Schnecken); IV. Hautthiere, Insecten (mit Würmern); V. Zungenthiere, Fische; VI. Nasenthiere, Amphibien; VII. Ohrenthiere, Vögel; VIII. Augenthiere, Säugthiere. I. Classe. Die Gallertthiere theilen sich in drei Ordnungen: 1. Infusorien; 2. Corallen, Lithophyten, besser Lithozoen, Steinthiere; 3. Pflanzenthiere, Zoophyten, besser Phytozoen. Man versteht unter Zoophyten auch wohl alle Gallertthiere, was aber nur aus Mangel eines guten Wortes geschieht. — Die Infusorien finden sich in allen Gewässern, worin sich organische Substanzen auflösen, auch im reifen männlichen Saamen. Einige sind mit freiem Auge erkennbar (die Räderthiere), andre aber nur durch hundertmalige Vergrößerung (wie Monaden). In diese löst sich gewöhnlich das Fleisch durch Fäulniß auf. Alles Fleisch besteht aus nichts als Infusionsthierchen, und die Entstehung der Thiere ist nichts anders als eine Vereinigung von Infusorien. Sie theilen sich in solche mit Mund (Räderthiere) und ohne Mund. Diese sind ohne alle Härchen (Monaden, Vibrionen), oder mit solchen, die als Ruder dienen (Trichoden). — Die Corallen bestehen aus Schleimröhren (wie Süßwasser-Polypen) mit Härchen oder Fühlfäden um den Mund. Aus und um diese Röhren sondert sich kohlensaurer Kalk ab, der nach und nach erhärtet zu wahrem Stein. Dieses nennt man Stamm, der auf andern Steinen fest sitzt. Er ist nicht Knochen zu vergleichen, sondern Schneckenschalen oder Schuppen, Federn, Nägeln, Haaren, kurz der Hautbedeckung. Corallen gibt es nur im Meere. Sie theilen sich in Löchercorallen (Millе- und Matreporen); deren Röhren sich auf der Oberfläche des Stammes öffnen, oder sehr blätterig sind, in Zellencorallen, deren Polypen nur wie Blasen gestaltet sind (Celleporen); in Röhrencorallen, deren Röhren sich am Ende des Stammes öffnen (Tubiporen); und in Kern- oder Haut-

korallen, deren Stamm dicht ist, und die Polypen nur in der Gallert-rinde sitzen (Isis). — Die Pflanzenthiere scheiden sich auch diesen ganz ähnlich, in vier Sippschaften: in Löcherpflanzen, Schwämme; Zellerpflanzen, Cellularien; Röhrenpflanzen, Sertularien und Hautpflanzen, Seefedern. Nur der Süßwas-serschwamm kommt im süßen Wasser vor. Sie unterscheiden sich von den Steinthieren bloß dadurch, daß der Stamm auch lebendig ist, aus Röhrchen besteht, für sich wächst wie Holz, und nicht von den Polypen abgesetzt wird. Die Substanz des Stammes ist meist horn-artig, oft völlig holzartig, auch papier- und lederartig. II. Classe, die Quallen theilen sich in vier Ordnungen: 1. Röhrenqual-len, wohin die Süßwasserpolypen und Seeanemonen (Actinien); 2. Blasenquallen, wohin die Physsophoren; 3. Rippenquallen, wohin die eigentlichen Beroen; 4. Scheibenquallen, wohin die eigent-lichen Medusen. Außer den Süßwasserpolypen sind alle im Meer frei; manche saugen nur durch eine Menge Fühlfaden ein, die wie Haare am Leibe hangen, und oft auf mehrere Klafter verlängert werden können. III. Classe: die Weichthiere kommen meist im Meere vor, einige im süßen Wasser, wenige in der Luft, und diese nur unter den Schnecken. Sie theilen sich zuerst in zwei große Haufen, in Muscheln, welche nur weiblich sind, und in Schnecken, welche beide Geschlechter haben. Jeder Haufen zer-fällt wieder in zwei, und so entstehen wieder vier Ordnungen. 1. Muscheln, haben meist zwei Paar Kiemenblätter, keine Fühl-fäden oder Arme am Maul; hieher die gemeinen Muscheln, Herzen, Austern. 2. Gopeln, mit Fühlfäden oder Armen am Maul; hie-her die Lepaden, die Armmuscheln (Terebratulen), Schüsselmuscheln (Patella) und vielleicht die Seeigel und Seesterne nebst Holothurien. 3. Schnecken, kriechen auf dem Bauch, der breit wie eine Sohle ist. Die nackten Meerschnecken sind Zwitter (Doris, Oplyria), so wie alle, welche Luft athmen (Helix, Limax, auch die Süßwasser-schnecken), alle beschalten Meerschnecken sind getrennten Geschlechts (Buccinum, Conus, Turbo). 4. Kraken, Schnecken, welche keine Sohle haben, daher nur schwimmen können, wozu sie Flossen haben, oft Fangarme um's Maul; hieher die Dintenfische (Sepia), Nautilus, Clio. Die versteinerten Schaalen mit Haarwänden gehö-ren hieher (Ammoniten). 5. Insecten zerfallen sogleich in drei Haupthaufen, in Fußlose, Vielfüße und Sechsfüße. Diese zeigen in solche, welche sich nicht verpuppen, doch Flügel bekom-men, und in solche, welche sich ganz verpuppen. Diese haben entweder zwei oder vier Flügel; diese entweder alle gleich, und dann durch- und undurchsichtig. a) Würmer, fußlos. Die Weißwürmer sind ohne Blutgefäße, und leben fast alle in den Eingeweiden der Thiere. Sie selbst sind wieder bloß weiblich (Bandwürmer), oder getrennten Geschlechts (Spulwürmer). Die Rothwürmer haben Arte-rien und Venen, und leben alle im Freien. Einige ganz fußlos (Blutigel), andre mit Seitenfäden (Nereiden). Diese alle im Meere. b) Vielfüße, auch Crustaceen genannt, sind meist hornig, und ha-ben gegliederte Füße, und wenigstens vier Paar, manche mehr als 100 (Julus). Hieher die Asseln, Krebse, welche noch durch Kiemen athmen, und ein Adersystem haben; dann die Milben und Spinnen, welche Luftröhren bekommen, wie alle folgenden geflügelten Insecten, denen ein andres Adersystem fehlt, außer einem zweiglosen Rückenge-fäß. c) Schrinken, sechs Füße, verpuppen sich nicht; Wanzen und Gryllen nebst den Wasserjungfern. Sie können sich als Larve und

Puppe bewegen und fressen. Die erstern haben Kiefern, welche zu einem harten Stechschnabel verwachsen sind, die andern getrennte Kiefern, die sich horizontal wie Scheren bewegen. d) Fliegen, zweiflügelige, die Flügel sind durchsichtig. Ihre Larven sind meist fußlos, und heißen Maden; die von Schnacken haben Füße, Saug- oder Stechrüssel. e) Bienenartige, vierflügeliche, Flügel durchsichtig, Kiefern, Bienen, Wespen, Ameisen, Schlupfwespen, Blattwespen. Die Weibchen haben einen Stachel oder Legröhre. Die Larven sind auch meist Maden, der letzten Raupen. f) Falter oder Schmetterlinge; vierflügeliche, Flügel undurchsichtig und gleich, Saugrüssel. Die Larve hat meist außer sechs Brustfüßen noch Bauchwarzen, Raupe. g) Käfer, vierflügeliche, Flügel ungleich, aber undurchsichtig, Kiefern. Die Larve hat nur sechs Brustfüße, Engerling. V. Classe, Fische, die man sonst nach den Flossen abgetheilt. Die Hinterflossen sind damit sehr unbeständig. Fehlen sie, so nennt man die Fische Ohnflosser (Apodes), stehen sie hinten am gehörigen Ort, so sind es Bauchflosser (Abdominales), rücken sie vor hinter die Brustflosse, so heißen sie Brustflosser (Thoracici), rücken sie vor diese an die Kehle, Kehlflosser (Jugulares). Allein diese Eintheilung ist sehr unnatürlich. Sie zerfallen besser in 1. Aalförmige; nackt und können sie rollen. 2. Nackte, welche sich nicht rollen können, wie Welse, Schollen, Lachse. 3. Schuppenfische, mit großen Schnauzen und regelmäßig gebauet, wie Häringe, Karpfen, Lippfische. 4. Knorpelfische, Stördon, Pricken, Rochen, Hayen. VI. Classe, Amphibien, sind sonst bisher in 1. Frösche, 2. Schlangen, 3. Eidechsen, 4. Schildkröten abgetheilt worden. VII. Classe. Die Vögel sind sehr schwer zu vertheilen, da die Kennzeichen vom Schnabel und den Füßen sehr in einander übergehen. Sie scheinen, wie die Insecten, in sieben Ordnungen zu zerfallen; zuerst in zwei große Haufen, solche, die nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei noch geäzt werden müssen, und solche, die sogleich davon laufen, wie die Hühner. A. Der Azung bedürftig: 1. Körnerfressende, oder die vom Pflanzensaft leben, Raben, Meisen, Finken, Lerchen; 2. Fleischfressende, Sänger, Schwalben, Drosseln, Raben, Raubvögel; 3. Kletterer, Spechte, Kukucke, Grasschnäbel, Papageyen. B. Laufen sogleich davon: 4. Schwimmvögel; 5 Sumpfvögel; 6 Hühner; 7. Strauße, wozu Kibitze, Strandläufer, Trappen, Strauß. VIII Classe, Säugthiere, theilen sich nach den vier obern Classe ab. 1. Fischartige mit Hufen, Wale, Elephant, Pferd, Schwein, Wiederkauer. 2. Amphibienartige, mit Pfoten und Nagzähnen, Nagthiere, Mäuse, Hasen. 3. Vogelartige, mit Klauen und meist starkem Gebiß, fressen Fleisch; Fledermäuse, Maulwurf, Ameisenbären, Schuppen- und Gürtelthiere, Robben, Marder, Katzen, Hunde, Bären. 4. Vollkommene, mit Händen oder sehr kurzem Gesicht; Faulthiere, Beutelthiere, Maki, Affen, Mensch. O.

Thierarzneikunde, Thierarzneikunst. Die Kenntniß der Thierkrankheiten, die Kunst sie zu verhüten, zu behandeln ist Gegenstand dieser Wissenschaft, die für jeden Staat überhaupt, besonders für jeden darin lebenden Oekonomen wichtig ist. Selbst dem Arzte kann sie ein nicht unbedeutender Zweig seiner Kunst seyn. Die Analogie vieler Krankheiten der Thiere und Menschen ist auffallend und die genaue Beobachtung der einen führt zu einer genauern Kenntniß der andern. Wenn Jenner die Kuhpocken nicht genau erforscht hätte, so würden wir noch immer die Menschenpocken

Gesundheit, Schönheit, Leben bedrohen seyn. Die Beobachtung, daß einer Seuche unter den Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren voranging, daß solche Thierepidemien mit den menschlichen ungemein oft viel Aehnliches haben, darf hierbei gewiß auch nicht übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest im griechischen Lager zuerst damit anfing: daß

Maulthiere und Hunde stürzten dahin,
Und die rächenden Pfeile trafen zuletzt die Menschen.
Il. IX. 50.

Die Entzündungskrankheiten spielen bei Thieren und Menschen in ihrem Ursprunge, Fortgange, Ausgange eine ganz gleiche Rolle und die Behandlung ist in der Hauptsache dort und hier gleich. Ein Aehnliches ließe sich noch von vielen andern Krankheiten beider behaupten. Man sieht daher, daß Vieharzneikunde nichts als ein Zweig der Arzneikunde überhaupt ist, der, um cultivirt zu werden, alle die Hülfswissenschaften bedarf, die diese unterstützen: Chemie, Naturgeschichte, Botanik, Kenntniß der Arzneimittel; daß er in alle die Nebenzweige zerfällt, in welche wir die Arzneikunde eintheilen, in Physiologie, Pathologie ꝛc., nur in Anwendung auf die Thiere gedacht, die uns umgeben ꝛc. So wichtig aber auch diese Wissenschaft und Kunst immerhin erscheint, so wenig ist doch für sie mehrere tausend Jahre lang geschehen. Gingen schon viele Jahrhunderte hin, ehe der Arzt zu Ehren, zu bürgerlicher Würde kam, ehe ihm erlaubt wurde, jedes Hülfsmittel seiner Wissenschaft frei und ungestört zu benutzen — z. B. die Anatomie; — so traf dies Schicksal noch mehr denjenigen, der sich damit beschäftigte, die Leiden der den Menschen so wichtigen Hausthiere zu erforschen, und dies war die Ursache, daß noch seltner ein Mann von Kopf und Bildung daran ging. Columella ist unter den Alten der erste, der einen Abschnitt in seinem Werke de re rustica über die Krankheiten der Pferde und Kühe hat. Celsus soll mehreres darüber geschrieben haben, doch haben wir es nicht. Ein eigentliches Werk darüber schrieb zuerst Vegetius, der im vierten Jahrhunderte lebte und vier Bücher de arte veterinaria schrieb. — Mit dem alsdann beginnenden Verfalle der Wissenschaften überhaupt konnte von dieser am wenigsten die Rede seyn, und was in dieser Art bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts etwa geleistet wurde, bezog sich ganz auf die Krankheiten des Pferdes, als des Thieres, das wegen seines hohen Preises den eigennützigen Menschen noch am ersten, besonders in England und Frankreich, bestimmte, seine Krankheiten zu erforschen, zu heilen. Inzwischen wüthete im 18ten Jahrhunderte zwischen 1746 — 1750 eine große Rindviehpest, und sie war es, die die Aufmerksamkeit großer Aerzte, wie der Regierungen, auf sich zog. Ramazzini, Lanzisi in Italien, Sauvages in Frankreich schrieben darüber. In Frankreich wurden in dieser Zeit Roßarzneischulen zur Bildung tüchtiger Kurschmiede und Roßärzte angelegt, die ein gewisser Bourgelet, Professor in Lyon, unter seiner Oberaufsicht hatte. Dieser Bourgelet erwarb sich nicht allein durch seine Vorträge in diesem Zweige der Vieharzneikunde große Verdienste, sondern noch mehr trug er zur Verbreitung richtiger Kenntnisse durch seine zahlreichen Schriften und seine Aufsätze in der Encyclopädie bei. Er war ein ungemein wissenschaftlich gebildeter Roßarzt und übertraf darin nach seinen Collegen Genson in der Dauphiné, den die Leser in Marmontels Denkwürdigkeiten näher kennen lernen (2r Th. S. 50 u. flg.). Alle die

Namen anzuführen, die vorzüglich in Frankreich, jedoch auch in Deutschland in diesem Fache berühmt wurden, wäre hier zu weitläuftig. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß sich darunter die eines Linné, eines Camper, eines Gibson, der aus einem geschickten Wundarzte ein noch geschickterer Roßarzt wurde, eines Brecken, der Boerhave's Schüler war, u. s. f. befinden. In London ward im J. 1790 eine große Anstalt zur Bildung von Roßärzten errichtet, wozu die angesehensten Grundeigenthümer beitrugen. — Inzwischen kann es Keinem aus diesem Ueberblicke entgehen, daß es 1. eigentlich nur vorzüglich Aerzte waren, die hier die Bahn brachen und das Vorurtheil besiegten, das dagegen sprach; 2. daß die Roßarzneikunde vorzugsweise der Zweig war, der am frühesten und am besten cultivirt wurde. Es verging noch manches Jahr, ehe über die Krankheiten des Rind- und Schafviehes gleiches Licht verbreitet wurde, und noch jetzt in diesem Augenblicke handelten nur wenig Schriftsteller die Krankheiten dieser Thiere, noch weniger die der Schweine, der Hunde rc. mit der Genauigkeit ab, welche in Hinsicht des Pferdes schon lange beobachtet wurde. In Deutschland ist das Rohlwessche Vieharzneibuch noch immer das umfassendste in der Art. Noch seltner finden sich aber gebildete Thierärzte. Gute, wackere Roßärzte findet man wohl, wenigstens in allen großen Städten, bei großen öffentlichen Gestüten, und für ihre Bildung ist durch eine Menge Anstalten von Seiten der meisten Staaten gesorgt. Die Behandlung des Horn-, Schaf- und Borstenviehes ist aber meistentheils fast überall dem Landmann selbst und dem meist eben so ungebildeten Hirten überlassen. Was wir noch von Thierarzneischulen haben, läuft fast allein auf Roßarzneikunde hinaus und was für Thierarzneikunde gethan ward, verdanken wir, in Deutschland wenigstens, fast allein den Aerzten, die diesen Gegenstand zu einem Nebenstudium machten. Auf solche Art droht eine Rindviehpest, Schafseuche rc. allemal dem Wohlstande des Landes einen empfindlichen Stoß zu versetzen, weil es immer an Männern fehlt, die mit gehöriger Kenntniß und kräftigem Willen ihr entgegen arbeiten. Aus gleichem Grunde geht jährlich eine Menge der herrlichsten Kühe zu Grunde, weil die Entbindung den rohen Händen eines unkundigen Hirten anvertraut bleibt. Gewiß würde der Staat ein verdienstliches Werk beginnen, der für die Bildung tüchtiger Hirten in dieser Hinsicht sorgte; eine Sache, die den Wohlstand der einzelnen Landleute, denen eine Kuh oft alles ist, wie des Landes überhaupt — in so fern z. B. die Ausbreitung einer Rindviehpest am sichersten dadurch gehemmt würde — in unzähligen Fällen sicherte.

Thierisches Leben unterscheidet sich von dem vegetativen oder Pflanzenleben dadurch, daß es einen höhern Grad von Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit erreicht hat. Die sichtbaren Bewegungen der Pflanzen hängen von dem Winde und andern Außendingen ab, das Thier hingegen bewegt sich in größerer Freiheit und Selbstbestimmung, aus innerem Triebe; die Pflanze ist an den Boden gefesselt, das Thier verändert seinen Standort nach Belieben. Das Pflanzenleben wirkt nur auf Bildung von Stoffen hin; diese Lebensrichtung findet sich in den Thieren zwar auch, aber auf diesem Boden sprossen neue und dem Thiere eigenthümliche Blüthen empor; das Eingreifen in die äußere Welt, das mit Willkür geschieht, und das ideelle Aufnehmen der äußern Welt in das eigne Wesen in den Sinnen und das sich selbst Erheben über die äußere Welt in den psychi-

chen Thätigkeiten, die erst im Menschen sich völlig entwickeln. So
geschieht es, daß sowohl der Stoff als auch die Functionen im Thiere
sich anders gestalten als in der Pflanze.

Thierische Materie ist die Hülle, der Stoff und die äußere
sichtbare Offenbarung des Thierlebens. Die einfachen Urstoffe werden
durch das Leben selbst und seinen Zwecken gemäß zu mannichfaltigen
thierischen Stoffen zusammengesetzt, welche verschiedene Reihen bilden,
in denen sich immer die eine Bildung an die andere anschließt. Solcher
Reihen stellen wir viere auf: a) die Säfte sind selbst gestaltlos
und tragen doch die Möglichkeit und Fähigkeiten aller Gestaltung
in sich, sie selbst sind nicht organisirt, und organisiren doch alles und
könnten nur von der einseitigsten Naturbetrachtung für etwas Lebloses,
Aeußeres gehalten werden. Wir sehen sie in folgender Reihe sich
an einander anschließen und in einander übergehen: Chymus, Chylus,
Lymphe, venöses, arterielles Blut, abgesonderte und ausgesonderte
Flüssigkeiten. Die erste und letzte dieser Flüssigkeiten schließen sich an
die Außenwelt an, und so entspringt die Reihe von dort und kehrt
wieder dahin zurück. b) Das Zellgewebe (die organische Crystallisation)
entspricht der Reproduction, umgibt theils die Oberfläche
der Organe, theils dringt es in die innere Substanz ein oder ist vielmehr
als die Basis anzusehen, auf der sich die Organe bilden, und
immer bleibt es gegen das Organ selbst indifferent, vermittelt, aber
bestimmt nicht das Leben und Wirken, das Seyn desselben. An das
Zellgewebe zunächst schließen sich die serösen Häute an, an diese die
Schleimhäute, aus welchen die Drüsenbildungen sich dadurch entwickeln,
daß die Dimension der Breite und Fläche in die der Tiefe oder den
cubischen Inhalt sich umgestaltet. An die Schleimhäute aber reiht
sich endlich die Haut, als Bedeckung und begränzender Ueberzug des
Körpers an, welche sich durch die Aufnahme des Papillarkörpers und
des Capillargefäßnetzes, die von der Epidermis überzogen werden, zu
einem selbstständigen Organ gestaltet und in welchem die Hautbildung,
das Resultat und Eigenthum der Reproduction, ihre höchste Stufe
organisch-thierischer Bildung erreicht. c) Die Faser ist polar und
irritabel gewordnes Zellgewebe, das sich aber der Polarität wegen in
die Länge ausdehnt. Angedeutet ist dieser Uebergang in den Lungen.
Bei weiterer Steigerung der Faser entsteht das Gefäß, das eigentlich
in seinem Ursprunge nichts anders als eine hohl gewordene, sich auf
die Reproduction beziehende Faser ist und in welchem sich die Gegensätze
zwischen zwei Häuten, die das Lumen offen erhalten, zwischen
Lumen und Wandung, Ast und Stamm, Arterie und Vene, Gefäß
und Flüssigkeit nach und nach entwickeln und so die Bildung des Gefäßes
und seine organische Dignität steigern, bis sich endlich in dem
Herzen, der höchsten Gefäßbildung, alle diese Gegensätze vereinigen,
sich centriren und so ein Gefäßsystem ausmachen. — Durch die
Anhäufung mehrerer Fasern, die entweder parallel oder excentrisch verlaufen,
nie sich in Bifurcation trennen, entstehen Bündel, durch die
Anhäufung mehrerer Bündel die Muskelbildung. Senkt sich diese in
die Organe der Reproduction, in die Häute, so erhalten wir die
Fleischhäute, Muskelhäute (der Gefäße und des Darmcanals), welche
im Centrum des Gefäßsystems, im Herzen, und an den beiden Enden
des Darmcanals in wirkliche Muskeln übergehen. In den Muskeln
aber hat die Faserbildung ihren Culminationspunkt erreicht, in ihnen
fängt der Rückschritt schon wieder an. Aus dem Muskel entspringt
die Sehne, aus den zellichten Scheiden desselben die fibrösen Häute, an

diese schließt sich in ununterbrochener Reihenfolge das fibrös-kartilaginöse Gewebe (im Ohrläppchen, in der Scheidewand und den Flügeln den Nase, Augenlidern, Zwischenknorpeln) an, das den Uebergang zur Knorpel- und Knochenbildung macht. d) Die Markbildung, als höchste organische Stoffbildung, ist der Grundtypus in der Entwickelung des Hirn- und Nervensystems; die ihm eigenthümliche Kugelform, Ausdruck der Dimension der Tiefe, des Cubus wird durch den Einfluß der Irritabilität und des Gefäßsystems auf den Nerven in die der Länge verwandelt, kehrt aber in den Ganglien, in den Sinnesorganen (besonders dem Auge) wieder und erscheint im Hirne am vollkommensten ausgeprägt. Die Mischung des thierischen Stoffes ist von den neuern Chemikern mit besonderer Aufmerksamkeit untersucht worden, doch auch diese vermochten das große Feld, das sich hier öffnet, noch nicht in allen Theilen gehörig zu bearbeiten. Bis jetzt hat sich dem aber ergeben, daß folgende Bestandtheile die Masse des thierischen Körpers constituiren. 1. Eisen, das gewöhnlich oxydirt ist, und sich im Blute in größerer Menge befindet; 2. Kalkerde wird beim Auslaugen jeder thierischen Asche erhalten und ist in den Knochen sehr reichlich — überall jedoch mit Säuern verbunden; 3. Kieselerde soll sich in dem Email der Zähne in geringer Quantität befinden; 4. Wasser in allen festen und flüssigen Theilen, aber nirgends rein; 5. Luft in den Höhlen mit dampfförmigen Flüssigkeiten gemischt, thierisches Gas darstellend; sie entweicht bei der Oeffnung der Höhlen und entbindet sich unter der Glocke der Luftpumpe aus vielen Theilen, verhält sich nach eudiometrischen Versuchen der atmosphärischen Luft ähnlich, fault jedoch bald. Läßt man sie durch Wasser gehen, so setzt sie an dieses den eigenthümlichen Geruch ab; das Wasser bleibt im Anfange ungetrübt und läßt einen Rückstand zurück; steht es einige Zeit, so wird es trübe, weißlich und Wolken schlagen sich nieder; 6. Natrum mit Phosphor- und Salzsäure verbunden in vielen Flüssigkeiten, mit Kohlensäure verbunden in der Asche der mehresten Theile; 7. Das Ammonium im Harn und Schweiße; 8. Wenig Schwefel im Eiweißstoffe, in den Nägeln rc.; 9. Phosphor in der Gallerte, dem Eiweißstoff, in den Knochen, Knorpeln rc.; 10. Salzsäure; 11. Schwefelsäure; 12. Phosphorsäure; 13. Kohlensäure; 14. Flußspathsäure, in dem Email der Zähne; (thierische Säuren d. i. die dem Thierreiche eigenthümlich sind); 15. Harnsäure, die im erkalteten Urin unter der Form von kleinen, crystallinischen, rothen Sandkügelchen zu Boden fällt, im Wasser schwer, in kaustischen Alkalien und in der Salpetersäure leicht auflöslich ist, in der Hitze flüchtig und leicht crystallisirbar sich verhält und in faulem Urin sich nicht mehr vorfindet, die Basis derselben ist sehr zusammengesetzt; 16 Blausäure, die sich dem Alkali verbindet, wenn dieses mit der Kohle von Knochen, Blut, Fleisch rc. im bedeckten Tiegel eine Zeit lang mäßig geglüht hat und alsdann ausgelaugt wird. Sie schlägt das Eisen aus seiner Auflösung in blauer Farbe nieder und bildet dann das berliner Blau; 17. die Milchzuckersäure; 18. die Ameisensäure, und 19. die Raupensäure. — So weit diese Stoffe, die den thierischen Körper constituiren, bis jetzt zerlegt sind, lassen sie sich auf Sauer-, Stick-, Kohlen- und Wasserstoff reduciren, und von denen, die noch nicht zerlegt sind, vermuthet man, daß sie aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt sind. Diese vier Stoffe sind es nämlich, die in der neuern Zeit gewöhnlich als die wahren Elemente angenommen werden, aus denen alles Irdische bestehen soll, und die dadurch, daß der eine oder der andere

vorwaltet, ganzen Classen ihren eigenthümlichen Charakter geben sol-
en. So meint man, entspräche in der äußern Natur das Me-
all dem Kohlenstoffe, die Erden dem Stickstoffe, die Säuern dem
Sauerstoffe und die Inflammabilien dem Wasserstoffe, und in dem
hierischen Organismus entspricht die Gallert, wie es scheint, dem
Kohlenstoff, von dem sie mehr als von andern Elementarstoffen zu
nthalten scheint. Sie ist dem Schleime der Pflanzen nicht unähnlich,
öst sich im Wasser auf und wird, wie bekannt ist, durch Kochen gar
vieler Theile des thierischen Körpers erhalten. — Der Faserstoff
cheint eine organische Steigerung der Gallerte zu seyn; in die er
uch durch Säuren verwandelt werden kann; Stickstoff ist die Grund-
age desselben, und er dient den Organen der Irritabilität zur Grund-
age eigenthümlicher Art. — Der Eiweißstoff hat einen größern
Gehalt an Wasserstoff, ist ursprünglich im Wasser auflöslich und ver-
iert diese Eigenschaft durch Sauerstoff und Säuren, durch die Hitze,
Metallsalze und Alkohol. Die Säuern lösen ihn schwach, die kausti-
chen Laugensalze vollkommen auf. Er befindet sich vorzüglich im
Mark der Nerven, in den Ganglien, den häutigen Ausbreitungen der
Sinnesnerven, im Rückenmark und Hirn; und scheint dem gemäß als
ie Basis der Sensibilitätsorgane anzusehen zu seyn. — So bilden
ilso auch in Hinsicht auf ihre Mischung die thierischen Organe Rei-
en unter sich, schließen sich an einander an; etwas ähnliches scheint
uch in den thierischen Säften Statt zu finden. Ihre Basis ist na-
ürlich, wie in der äußern Natur, das Wasser selbst, und an die wäs-
erigen Flüssigkeiten, die von den serösen Häuten abgesondert werden,
chließt sich der Speichel; der pankreatische Saft, die Thränen, die
wässerige und gläserne Feuchtigkeit an. Die Aussonderungsflüssigkeiten,
Haut- und Lungendunst, Schweiß, Urin und Galle bilden eine neue Reihe
unter sich, die sich an jene anschließt. Endlich bilden die ernährenden
Flüssigkeiten eine besondre Reihe und machen für sich wieder ein Theil-
ganzes aus, an das sich die Milch anreihen läßt. B. P.

Thierische Verrichtungen sind dem Obigen (s. d. Art.
Thier. Leben) gemäß diejenigen, die dem Thiere eigenthümlich vor
en Pflanzen zukommen, und als solche werden schon von Galen, der
n der Eintheilung der physiologischen Gegenstände eine Classe von
Functionen mit der Bezeichnung animales aufführt, die Bewegung
nd Empfindung aufgestellt. Oder, wie sich die neuere physiologische
Sprache ausdrückt, die Functionen, die zur Irritabilität und Sensibi-
ität gehören, sind es, die dem Thiere eigenthümlich zukommen. Zwar
esitzen noch die Pflanzen innere Bewegung, ohne welche die Säfte
von der Wurzel aus und das Luftprincip von den Blättern auch nicht
n den Stamm gelangen könnten. Allein sie ist hier doch einzig dem
lastischen Prozesse untergeordnet. Die höhern Functionen der Irri-
abilität und Sensibilität, willkürliche Muskelbewegung, die man-
ichfaltig in einander verschlungenen Functionen des Gefäßsystems
nd des Kreislaufs, sind ausschließliches Eigenthum der Thiere. —
Sobald aber diese Functionen sich regen, so bedürfen sie auch Organe,
urch die das geschehen kann, und wo sie einmal von einem Organis-
mus Besitz genommen und ihn durchdrungen haben, da wirken sie auch
uf die übrigen Functionen und Organe desselben ein; und es gibt
icht eine reproductive Function, die nicht den Einfluß derselben er-
ühre. Unter Form von Gefäß und Nerven mischen sich die thierischen
Functionen und Organe in alle reproductiven und verändern die Form
erselben, wenn sie auch, wie es nothwendig ist, das Wesen derselben

bestehen lassen. So geschieht es, daß auch die vegetabilischen oder reproductiven Functionen im Thiere unter einer andern Form, mit Bewegung und Empfindung verknüpft, von Statten gehen, daß jede unter den Nerveneinfluß geräth und von der Nerventhätigkeit beherrscht wird. Und es muß eine nothwendige Folge davon seyn, daß auch das Product, das Organ, die Gestalt, Form und die Eigenschaft desselben anders sich gestalte, als da, wo jene Einflüsse fehlen, in den Pflanzen. B. P.

Thierische Wärme ist die Eigenschaft des thierischen Körpers, einen gewissen Wärmegrad unabhängig von der Temperatur des denselben umgebenden Mediums zu behaupten; die Höhe des Grades selbst scheint von der Stufe abzuhängen, auf welcher das Thier in der Sensibilität und Irritabilität steht. Je irritabler die Thiere werden, desto höher steigt ihr Wärmegrad, die Vögel besitzen den höchsten. Je selbstständiger und freier das Geschöpf überhaupt ist, desto beständiger behauptet es sich auf demselben. Darum dauert der Mensch, dessen Wärme ungefähr 30 — 32° R. gleich ist, in jeder Zone aus; darum behauptet er auch in den verschiedensten Temperaturen des Mediums denselben Wärmegrad; ja es steigt sogar die Temperatur eines Thieres in einem kältern Medium, und sie sinkt in einem wärmern Medium zuerst um einige Grade. Fordyce und Bladden hielten es in der Glühhitze aus, zwei Mädchen in Frankreich in einem Backofen, in dem Früchte dorrten, Wasser kochte, und der bis 150° R. erhitzt war. Es wird diese Erscheinung vermittelt durch die Capacitätsvermehrung oder durch das Vermögen, mehr Wärme in sich zu binden. Ferner durch Verminderung der eigenen Wärmeerzeugung, und endlich durch Erhöhung der Wärmeausleitungsprozesse im Schweiße. Nicht minder bekannt ist es, welch einen hohen Kältegrad der Mensch aushalten kann und es mag diese Erscheinung durch die entgegengesetzten Momente vermittelt werden. Je höher auch in einzelnen Individuen durch das Geschlecht, Alter und Temperament die Irritabilität gesteigert ist, desto höher ist die Wärme; ja auch die einzelnen Theile besitzen nach demselben Gesetze eine verschiedene Temperatur und sie ist in der Gegend des Zwerchfells, wo sich in diesem selbst, in dem Herzen, den großen Gefäßen und Lungen gleichsam der Centralsitz der Irritabilität befindet, am höchsten gesteigert. Endlich sehen wir auch, daß, wenn in einzelnen Zuständen die Irritabilität gesteigert ist, ein gleiches Verhältniß in der Wärme eintritt. Vermehrte Bewegung der Gefäße, Muskeln oder Lungen erhöht die Wärme, wie die tägliche Erfahrung zeigt. Krankheiten, die in erhöhter Irritabilität bestehen, verursachen dasselbe, wie das Fieber und die Entzündung beweist. Dies berechtiget uns wol zu der Vermuthung, daß der nächste Grund der thierischen Wärme in der Irritabilität zu suchen sey, auf deren Stimmung jedoch das Nervensystem einen besondern Einfluß hat. So beweisen die von Brodie in der neuesten Zeit angestellten Versuche, daß dem Hirn ein solcher Einfluß zuzuschreiben sey. Er zerstörte nämlich das Hirn der Kaninchen und unterhielt auf künstliche Weise die Respiration, und dessen ungeachtet sank die Wärme des Thieres in kurzer Zeit sehr bedeutend. B. P.

Thierischer Magnetismus, s. **Magnetismus**.

Thierkreis, s. **Sternbilder** und **Zodiacus**.

Thierpflanzen, s. **Thier**.

Thisbe, eine schöne Babylonierin, deren Andenken sich erhalten hat wegen ihrer unglücklichen Liebschaft mit Pyramus. Da die El-

tern den Wünschen der Liebenden entgegen waren, konnten diese lange keine weitere Gemeinschaft mit einander haben, als daß sie sich durch die Lücke einer Mauer zwischen den angränzenden Häusern ihrer Eltern unterredeten. Einst aber beschlossen sie, vor der Stadt am Grabe des Ninus zusammenzukommen. Thisbe kam zuerst, aber die unerwartete Erscheinung einer Löwin nöthigte sie, sich in einer nahen Höhle zu verbergen. In der Eile verlor sie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriß. Jetzt kam auch Pyramus; der Schleier brachte ihn auf die Vermuthung, Thisbe selbst sei eine Beute des Ungeheuers geworden, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert. Thisbe, die bei ihrer Rückkehr den Geliebten in seinem Blute fand, durchbohrte sich mit demselben Schwerte. Beide deckte ein Grab und der Maulbeerbaum, unter den sie bestattet wurden, verwandelte seine weißen Beeren in rothe. — Verschieden von dieser ist die Nymphe Thisbe, von welcher die Stadt Thisbe in Böotien den Namen hatte.

Thomas von Aquino, unter den scholastischen Philosophen und Theologen des 13ten Jahrhunderts der einflußreichste, war aus dem gräflichen Geschlechte von Aquino im Neapolitanischen auf dem Schlosse Roccasicca im Jahre 1224 geboren. Nach damaliger Weise, die adelige Jugend in Klöstern erziehen zu lassen, erhielt er seine erste Bildung unter den Benedictinern zu Montecassino und setzte dann seine Studien in Neapel fort. Seine überwiegende Neigung zu den philosophischen Wissenschaften, für die das Mönchsleben die beste Freistätte war, bestimmte ihn, schon 1243 in den Dominicanerorden zu treten. Es geschah wider den Willen seiner Familie, die diesem talentvollen Sohne eine seinem Stande angemessenere Laufbahn zugedacht hatte. Da der Orden jeden Versuch, den jungen Novizen aus dem Kloster zu Neapel gütlich in die Welt zurückzuziehen, vereitelte und ihn sogar durch Versetzung nach Frankreich von seiner Familie entfernen wollte, benutzten seine Brüder diese Reise, ihn seinen Begleitern gewaltsam zu entführen und auf das väterliche Schloß zu bringen, wo er wie ein Gefangener bewacht wurde. Nach zwei Jahren dieses erzwungenen Aufenthalts bei den Seinigen ergriff er die Gelegenheit, ihnen mit Hülfe der Dominicaner heimlich zu entfliehen, und begab sich über Frankreich, wo er zu Paris nur kurze Zeit verweilte, in ihr Kloster zu Cöln, um daselbst den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert d. Gr. zu genießen. Weil er hier seine Studien meist schweigend und in stiller Zurückgezogenheit betrieb, nannten seine Mitschüler ihn einen stummen Ochsen; Albert aber sagte von ihm, dieser Ochs werde einst mit seinem Gebrüll die Welt erfüllen. Thomas entsprach auch wirklich dieser Erwartung. Völlig eingeweiht in die scholastische Dialectik und Aristotelische Philosophie, trat er nach wenigen Jahren als Lehrer derselben zu Paris auf. Seine sinnreiche Anwendung dieser Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie verschaffte ihm bald einen so ausgezeichneten Ruhm, daß er sich um ein theologisches Lehramt bewerben konnte. Die Universität zu Paris war aber eben in jenem merkwürdigen Kampfe gegen die Bettelmönche begriffen, denen sie den Eintritt in das Collegium ihrer Lehrer aus Gründen streitig machte, welche der Doctor Wilhelm von St. Amour in seiner Schrift de periculis novissimorum temporum überzeugend darlegte. Obschon der Papst die Aufnahme seiner geliebten Bettelmönche in einer Bulle vom Jahre 1255 förmlich befohlen hatte, mußte Thomas doch bis zum Ausgange dieses Streites warten. Erst nachdem Wilhelms Schrift zu Rom

verurtheilt und der Widerspruch der weltgeistlichen Doctoren niedergeschlagen war, erhielt er 1257 die theologische Doctorwürde und rächte nicht nur die Ehre seines Ordens durch die Streitschrift contra impugnantes Dei cultum et religionem, sondern genoß auch seines Triumphes als akademischer Lehrer in zahlreich besuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. 1261 von Paris nach Italien rief, wo er in Auftrag des Papstes zu Rom, Bologna und Pisa Philosophie lehrte und von seinem Orden zum Definitor der römischen Provinz ernannt wurde. Zuletzt hielt er sich in dem Dominicanerkloster zu Neapel auf und schlug die ihm daselbst angetragene erzbischöfliche Würde aus, um seine Studien und theologischen Vorträge fortzusetzen. Er wollte eben mit seinem Werke von den Irrthümern der griechischen Kirche auf Befehl Gregors X. zur Kirchenversammlung zu Lyon reisen, als ihn 1274 unterwegs noch im Neapolitanischen zu Fossanuova der Tod überraschte. Zufolge einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht war er auf Anstiften Carls I. von Sicilien vergiftet worden, da dieser König sich nichts Gutes von den Zeugnissen versprechen konnte, die Thomas zu Lyon über ihn abgelegt haben würde. Noch während seines Lebens genoß Thomas von Aquino das größte Ansehen in der Kirche, seine Stimme hatte entscheidendes Gewicht und seine zahlreichen Schüler nannten ihn doctor universalis, auch doctor angelicus. Sein Orden verbreitete die Nachricht, ein Crucifix habe ihm einst zugerufen: du hast recht von mir geschrieben, Thomas! Ein Generalcapitel der Dominicaner zu Paris beschloß nach seinem Tode, daß die Glieder des Ordens bei Strafe zur Vertheidigung seiner Lehrsätze verpflichtet seyn sollten und vorzüglich durch die Erzählungen dieser Mönche von Wundern, die er verrichtet haben sollte, wie durch die einstimmigen Zeugnisse von der Heiligkeit seines Wandels bewogen, versetzte der Papst Innocenz XII. ihn 1323 unter die Kirchenheiligen. Sein Leichnam wird zu Toulouse aufbewahrt. Unstreitig hatte Thomas die Ehre der Canonisation vor vielen andern verdient. Freilich waren die funfzig Jahre seines Lebens nur in der beschaulichen Stille des Klosters, die er besonders liebte, ohne große Unternehmungen und Einfluß auf politische Händel hingegangen und seine Thaten bloß Lehrvorträge und bändereiche Schriften. Auch hatte er sich keinesweges über sein Zeitalter erhoben; denn, wie den meisten Scholastikern, fehlte ihm einer Seits die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache, deren Mangel ihn auf den Gebrauch der Vulgate und der schlechten lateinischen Uebersetzungen der griechischen Kirchenväter einschränkte und daher auch seinen exegetischen Arbeiten schadete, anderseits die nöthige historische Gelehrsamkeit, so daß er der Entstehung und den Gründen der damals herrschenden Kirchenlehre nicht nachforschen konnte. Er nahm sie daher mit allen den willkürlichen und schriftwidrigen Satzungen, die der Aberglaube und das Interesse der Hierarchie in sie hineingebracht hatte, an und bot seinen ganzen philosophischen Scharfsinn auf, sie wo möglich mit neuen Beweisen zu unterstützen. Er hat dies in seinen theologischen Hauptwerken, dem Commentar über Peters des Lombarden 4 Bücher sententiarum und der Summa theologiae, an die sich seine Quaestiones disputatae et quodlibetales und seine Opuscula theologica durch Aehnlichkeit des Inhalts anschließen, mit einem Aufwande von Fleiß und dialectischer Kunst gethan, der die Redlichkeit seines Eifers für den Kirchenglauben und sein großes Verdienst um die Befestigung desselben außer Zweifel setzte. Ihm verdanken besonders die nicht lange

or ihm erst aufgekommenen Lehren von dem Schatze der Kirche an
noralischem Ueberverdienst mit dem ganzen Unwesen der Indulgenzen
nd Ablässe, das daraus erfolgte, von der Entbehrlichkeit des Abend-
nahlkelchs für die Laien und der zur Anbetung der Hostie führenden
Transsubstantiation eine neue, nach ihm fleißig benutzte Begründung.
Die ermüdende Weitschweifigkeit des Vortrags, der nach der damals
angbaren dialectischen Methode in Tausende mitunter sehr spitzfündiger.
nd überflüssiger Fragen, Einwürfe, Gegenbeweise und Conclusionen
erstückelt ist, hat er mit andern scholastischen Schriftstellern gemein; doch
hmte er die Vorgänger, Anselm von Canterbury, Alexander von Ha-
es und Albert den Großen, nach denen er sich bildete, keinesweges
klavisch nach und behandelte nicht nur die christliche Sittenlehre in
iner ihm eigenthümlichen Anordnung und einem Umfange, wodurch
r sich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb, sondern auch
ie gesammte Kirchentheologie mit einer wissenschaftlichen Bestimmt-
heit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, die seinen theologischen Wer-
en den Vorzug vor den Lehrbüchern anderer scholastischen Dogmatik-
er gibt. Daher wurde er von Pius V., der 1570 die genaueste
Sammlung seiner Schriften in 18 Foliobänden zu Rom (die neueste,
edoch unzuverlässigere Ausgabe erschien zu Paris 1636 bis 1641 in
23 Foliobänden) herausgeben ließ, den größten Lehrern der Kirche,
inem Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregor d. Gr. als der
ünfte an die Seite gesetzt, von den catholischen Theologen aber als
in Orakel der echten alten Lehre verehrt und bis jetzt zum Unter-
icht der jungen Geistlichen benutzt. In seinen philosophischen Schrif-
en, unter denen seine Summa catholicae fidei contra gentiles, eine
Apologie des catholischen Glaubens gegen die Heiden, die geistreichste ist,
eigt er sich als einen Kopf von eigner Kraft, der über die abstracte-
ten Wahrheiten neues Licht zu verbreiten weiß. Glücklich hatte er
en Geist der Aristotelischen Schriften, die er nur in einer dunkeln
ateinischen Uebersetzung und durch einige ihrer Ausleger kannte, auf-
gefaßt, wie seine gründlichen Commentare beweisen, und sich zu hellen
Ideen von der rationalen Theologie herangearbeitet, auf die sein
Studium der Alexandriner nicht ohne Einfluß geblieben war. Um so
schmerzlicher ist es, ihn durch seine Anhänglichkeit an das Kirchensy-
tem seiner Zeit zu einer Menge von Widersprüchen und Inconsequen-
en verleitet zu sehen, die sein Verdienst um die Philosophie vermin-
ern, wenn sie gleich das beste Mittel waren, ihn gegen Verketzerun-
en zu schützen. Unangefochten blieb jedoch dieser große Kirchenlehrer
icht. Schon der Umstand, daß er Dominicaner war und von seinen
Ordensgenossen als ihre höchste Zierde gefeiert wurde, regte die Ei-
ersucht der Franciscaner gegen ihn auf. Unter diesen trat aber auch
n Anfange des 14ten Jahrhunderts Duns Scotus (s. d. Art. **Duns**)
ls erklärter Gegner der Lehrsätze des heil. Thomas hervor und grün-
ete die philosophisch-theologische Schule der **Scotisten**, denen seit-
em die **Thomisten**, meist Dominicaner, als Anhänger des heil.
Thomas gegenüber stehen. Diese beiden nie versöhnten Parteien un-
erscheiden sich nach den Differenzpunkten der Lehre ihrer Stifter durch
olgende Merkmale. Die Thomisten neigen sich in der Philosophie
zum **Nominalismus** (s. d. Art.), folgen der strengen Lehre Augu-
ins von der Gnade und bestreiten die unbefleckte Empfängniß der
Jungfrau Maria. Die Scotisten dagegen sind entschiedene Realisten,
eigen sich zu der milderen Ansicht des Semipelagianismus und haben
ie unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria mit einem Eifer be-

hauptet, der das Kirchenfest derselben und den überall, wo Franciscaner sind, bis zur Uebertreibung herrschenden Mariendienst in Uebung brachte. Obwol der römische Stuhl, dem jeder Zuwachs des Aberglaubens willkommen ist, den Scotisten in diesem letzten Punkte nachgab, blieben doch die Thomisten, schon weil alle Dominicaner ihnen angehören, die mächtigeren, bis der Kampf der Molinisten, meist Jesuiten und Franciscaner, gegen die Jansenisten, welche die strenge Augustinische Ansicht mit den Thomisten gemein haben und die Niederlage des Jansenismus den Streitpunkt von der Gnadenwahl verfänglich machte. Gegenwärtig, wo die Nachbeter des heil. Thomas in denjenigen catholischen Ländern, deren Klerus bei der scholastischen Philosophie geblieben ist, noch jetzt als Thomisten betrachtet werden können, zeichnen sich diese nur durch ihre philosophische Ansicht und einige Kälte gegen den Mariendienst aus. E.

Thomas a Kempis, d. i. von Kempen oder Kampen, einer kleinen Stadt im Erzstift Cöln, wo er 1380 geboren war. Nach andern Angaben war Campen in Oberyssel sein Geburtsort. Sein Geschlechtsname war Hamerken oder Hämmerlein (Malleolus). Früh von seinen armen Eltern dem Kirchendienst bestimmt, kam er mit seinem zwölften Jahre nach Deventer, wo sich besonders Florentius (Prior eines Klosters regulirter Canoniker) durch Unterricht, Unterstützung und Beispiel verdient um ihn machte. So zur Frömmigkeit geleitet, widmete der empfängliche Jüngling sich mit aller Strenge den klösterlichen Uebungen. Dabei lag er mit unermüdlichem Fleiße den theologischen Studien, besonders aber dem Lesen der Bibel ob. Mit entschiedener Neigung zum Klosterleben begab er sich, zwanzig Jahre alt, in das Kloster der Augustiner Chorherren auf dem Berge der heil. Agnes, nahe bei Zwoll, wo er nach fünfjähriger Prüfungszeit das Gelübde leistete. Als ein Mann von ächtapostolischem Sinn und reinchristlichem Wandel, der an die ehrwürdigen Altväter der frühesten christlichen Zeiten erinnerte, übte er auch jenes ächte Christenthum, das sein Mund und seine Werke verkündigten, und starb als Superior seines Klosters im J. 1471, in hohem Alter, dessen Schwächen er nicht empfunden hatte. Seine Werke, von denen noch einige ungedruckt sind, erschienen zuerst 1494 Fol. Die beste, aber nicht ganz vollständige Ausgabe besorgte der Jesuit Sommel 1660, 4. Die gedruckten Schriften, sämmtlich in lateinischer Sprache, bestehen in Predigten, Anreden, Ermahnungen und in andern ascetischen Abhandlungen, ferner in Liedern, Gebeten und einigen Biographien. Seinen Selbstgesprächen der Seele (soliloquia animae), seinem Rosengarten (hortulus rosarum), so wie seinen Predigten hat man zu allen Zeiten neben den Werken Taulers und anderer s. g. Mystiker einen ehrenvollen Platz eingeräumt. In der That gehört er zu denen, die eben so tief in der Anschauung der göttlichen Dinge und in Selbstbeschauung sich zu versenken, als für das lebendige und thätige Christenthum, als Sache des ganzen Lebens, sich und Andere zu begeistern vermögen. Vor allen ragen unter seinen Schriften die vier Bücher von der Nachfolge Christi (de imitatione Christi libri IV.) hervor, die in alle Sprachen übersetzt worden und in mehr als tausend verschiednen Ausgaben vorhanden sind. Den hohen Werth dieses Werks hat schon Luther gepriesen, und auch Männer wie Leibnitz und Haller haben ihn anerkannt. Es dringt so wahr und kräftig auf das rechte Christenthum, daß es auch jetzt von den Gliedern aller Kirchenparteien mit gleichem Nutzen gelesen werden kann. Die neue

en deutschen Uebersetzungen sind von Seiler und Köthe. Der zwischen den Benedictinern und Augustinern geführte Streit über den wahren Verfasser dieses Werks bedarf hier keiner weitern Anführung, da nicht bezweifelt werden darf, daß Thomas a Kempis Verfasser ist, wiewohl zuzugeben ist, daß er wahrscheinlich ältere Werke dabei benutzt hat.

Thomas (Antoine Leonard), ein geistreicher französischer Schriftsteller, geboren zu Clermont in Auvergne im J. 1732, genoß bis zum 10ten Jahre einer häuslichen Erziehung, wurde sodann nach Paris auf das Collegium Duplessis gegeben, wo er schon 1747 einen Preis erhielt, und nachher von Jahr zu Jahr immer mehrere davon trug. Obgleich zum Rechtsgelehrten bestimmt, folgte er doch seiner Lieblingsneigung zu der schönen Literatur, und ward bei dem Collegium von Beauvais als Professor angestellt. Nachher 1776 arbeitete er als Secretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzoge von Praslin, war zuletzt Secretär des Herzogs von Orleans, und starb 1785. Thomas war ein edler großmüthiger Mann und ein vortrefflicher Schriftsteller. Am bekanntesten sind seine Lobreden auf große Männer, wofür er zu mehrerenmalen den Preis von der Akademie zu Paris erhielt. Fast alle zeichnen sich aus durch kraftvolle Beredtsamkeit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch lebhaften Enthusiasmus für Tugend, Wissenschaft und Menschheit. Als die vorzüglichsten betrachtet man die Reden auf Descartes, Sully, den Marschall von Sachsen und den Dauphin. Auch sein Essai sur les éloges, 2 Vol. 1773. 8. (deutsch von R. W. Zobel) ist ein Werk, das wegen der glänzenden Bilder, der starken und richtigen Gedanken und interessanten Untersuchungen über alte und neue Redner dem Verfasser Beifall erwarb. Weniger wichtig ist sein Essai sur le caractère, les moeurs et l'esprit des femmes 1772, und 1803. 8. (deutsch Breslau 1772, 8.). Unter seinen Gedichten verdient seine Epitre au peuple, seine Ode sur le tems, und sein Poëme de Jumonville das meiste Lob.

Thomaschristen nennt sich eine schismatische Christenpartei auf der Küste Malabar in Ostindien, weil der Apostel Thomas das Evangelium in diese Gegenden gebracht haben soll. Sie gehören zu der 499 geschlossenen Vereinigung der Christen im mittleren und östlichen Asien zu einer syrischen oder chaldäischen Kirche und sind, wie diese, in ihrem Glauben Nestorianer (vergl. d. Art. Syrische Christen), nur haben sie noch mehr die Züge ihrer Abstammung von der ältesten Christengemeinde beibehalten. Wie diese feiern sie noch die Agapen oder Liebesmahle, statten die Bräute vom Kirchenvermögen aus und versorgen ihre Armen. Ihre Vorstellungen vom Abendmahl nähern sich den protestantischen, nur brauchen sie dabei Brote mit Salz und Oel. Bei der Taufe salben sie den Leib der Kinder mit Oel. Außer diesen beiden und der Ordination erkennen sie weiter keine Sacramente an. Ihre Priester, welche die Tonsur haben, sind verheirathet und standen bis in das 16. Jahrhundert unter dem Nestorianischen Patriarchen zu Babylon, jetzt zu Mosul, von dem sie ihren Bischof erhielten und jetzt wieder durch die Ordination abhängen. In ihren Kirchen findet man außer dem Kreuze keine Symbole und Bilder und eine der syrischen ähnliche Liturgie, bei der auch diese Sprache gebraucht wird. Als die Portugiesen Ostindien besetzt hatten, versuchte der catholische Klerus die Thomaschristen unter den päpstli-

chen Stuhl zu bringen. Der Erzbischof von Goa brachte sie auch auf der Synode zu Udiampor 1599 zur Unterwerfung und in seinen Sprengel. Sie mußten dem Nestorianischen Glauben entsagen, einige katholische Gebräuche annehmen und einem Jesuiten, der ihr Bischof ward, gehorchen. Nachdem aber die Portugiesen auf der Küste Malabar von den Holländern verdrängt worden waren, hörte auch diese Union der Thomaschristen mit den Catholischen auf, und Alles kehrte zu den alten Formen zurück. Jetzt stehen sie ohne kirchlichen Zwang unter brittischer Hoheit und bilden für sich unter einem eignen Bischofe eine christliche Republik, in der Priester und Aelteste die Justizpflege verwalten und dabei die Excommunication als Strafmittel brauchen. In Rücksicht ihrer bürgerlichen Verhältnisse zu den Eingebornen gehören sie in die Classe der Nairi oder des Adels von zweitem Range, dürfen auf Elephanten reiten, und statt der Handwerke, die die niedrigeren Classen treiben, sich vom Handel und Feldbau nähren. Reisende, die sich mit ihnen bekannt machten, gedenken ihrer guten Sitten und ihrer groben Unwissenheit. R.

Thomasius (Christian), ein verdienstvoller Philosoph und Beförderer der Aufklärung, geb. 1655 zu Leipzig, wo sein Vater, Jacob, sich als Lehrer der Redekunst und Rector der Thomasschule mannichfaltige Verdienste erwarb. Unter seiner Leitung studirte Chr. Thomasius Philosophie und von 1675 in Frankfurt a. d. Oder die Rechte, kam 1679 nach Leipzig zurück, und hielt nun daselbst juristische und philosophische Vorlesungen, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit und sein Bestreben, den gelehrten Vortrag zu reformiren (er schlug zum großen Erstaunen seiner Collegen 1688 ein deutsches Programm am schwarzen Brette an), so viele Feinde zu, daß er sein Vaterland verlassen mußte, da schon in Dresden ein Verhaftsbefehl wider ihn ausgewirkt war. Er ging 1690 nach Halle, setzte auf der dortigen Ritteracademie seine Vorlesungen fort, und der große Beifall, den er erhielt, war die nächste Veranlassung zur Errichtung einer Universität in Halle. Thomasius wurde auf derselben zweiter, in der Folge erster Rechtslehrer, königlich preußischer Geheimerath, Director an der Universität und setzte seine wissenschaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme bis an seinen Tod 1728 fort. Er war einer der eifrigsten und glücklichsten Beförderer einer allgemeinen philosophischen Aufklärung seiner Zeit, ein Verächter der subtilen Speculation, ein practischer Denker und der erste deutsche Universitätsgelehrte, der seine Muttersprache zum gelehrten Vortrage gebrauchte, und am meisten dazu beitrug, daß sich seine Zeitgenossen von dem Joche der Aristotelischen Scholastik losrissen. Da er mit Kühnheit alles Schädliche und Unnütze abzuschaffen, und alles Nützliche einzuführen suchte, so drang er auf den Gebrauch des Naturrechts in den Gerichtshöfen, auf die Abschaffung der Hexenprozesse, der Tortur, und der Einschränkung der Denkfreiheit durch die mißverstandene kirchliche Orthodoxie. Durch seine zahlreichen juristischen, philosophischen und andern Schriften, unter denen seine „Freimüthigen Gedanken oder Monatsgespräche,“ seine „Geschichte der Weisheit und Thorheit,“ seine „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken über allerhand vermischte philosophische und juristische Händel“ besonders merkwürdig sind, ward sein Ruhm allgemein verbreitet, ihm aber auch dadurch viele Streitigkeiten zugezogen, indem er mit seinem Verbesserungsgeiste überall Gegner fand. Sein Bestreben nach Popularität machte jedoch seine philosophischen Schriften in den Theilen, wo ein vorzüglicher Tief-

sinn zur gründlichen Behandlung erfodert wird, oft seicht, und für wissenschaftliches Studium unbrauchbar. Am wenigsten hätte er sich gegen das Ende seines Lebens an solche Wissenschaften, wie Naturkunde und Mathematik, in denen er keine Kenntnisse hatte, machen sollen, wodurch er seinem Ruhm schadete. Ueberhaupt war Sucht nach Originalität ein vorherrschender Zug in seinem literarischen und philosophischen Charakter. Dieser Hang erzeugte nicht nur viele Paradoxien, sondern war auch Ursache, daß er gegen seine Zeitgenossen unerkenntlich war, und von ihnen nichts lernen wollte. Von seinen vielen Schriften ist ein besondrer Catalog vorhanden, der zu Halle gedruckt, und mehrmals wieder aufgelegt worden ist. Luden hat sein Leben beschrieben (Berlin 1805, 8.).

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thomson (James), einer der berühmtesten englischen Dichter, wurde 1700 zu Ednam in der schottischen Grafschaft Roxburgh geboren. Er war der Sohn eines Predigers, und zeigte auf der Schule zu Jedburgh, wo er erzogen wurde, schon früh eine große Liebe für die Dichtkunst. Zu Edinburg, wo er Theologie studiren sollte, suchte er vorzüglich sein dichterisches Talent auszubilden, kam 1725 nach London, wo er seinen Schulfreund David Mallet fand, der ihm rieth, sein Gedicht, der Winter, drucken zu lassen; aber erst 1726 konnte er einen Verleger dazu finden, und dieser gab ihm ein sehr unbedeutendes Honorar. Auch ward das Gedicht wenig vom Publicum beachtet, bis ein angesehener Mann, Namens Whateley, seine Freunde darauf aufmerksam machte. Dadurch gelangte Thomson zur Bekanntschaft mit Pope, dem Lordkanzler Talbot und andern ausgezeichneten Personen, die sich seiner auf das thätigste annahmen. 1728 erschien sein Frühling, und 1730 der Herbst, die aber dem Winter in Hinsicht des poetischen Werths nachstehen. Nachdem er Talbots ältesten Sohn auf Reisen begleitet hatte, erhielt er eine einträgliche und beinahe geschäftslose Stelle, als Secretär der Patente, und konnte sich jetzt seinen Lieblingsbeschäftigungen sorgenfrei widmen. Nach dem Tode des Kanzlers Talbot verlor Thomson zwar seine Stelle wieder, allein der Prinz von Wales, dem er persönlich bekannt wurde, entschädigte ihn durch eine jährliche Pension von 100 Pfund Sterling. 1740 gab er gemeinschaftlich mit Mallet die Maske des Alfred heraus. In diesem Stücke befindet sich das bekannte Volkslied: Rule Britannia; man weiß aber nicht, welcher von beiden Dichtern der Verfasser ist. Unter seinen dramatischen Hervorbringungen zeichnet sich das Trauerspiel Tancred and Sigismunda, welches 1745 erschien, am vortheilhaftesten aus. Ueberhaupt bemerkt man aber in seinen fünf Trauerspielen einen großen Hang zum Didactischen und Beschreibenden, und es fehlt ihnen daher nicht an trefflichen Stellen; dieser Art, die jedoch für den raschen Fortgang der Handlung meist zu lang und declamatorisch sind. Daher befriedigen sie mehr den Leser als den Zuschauer. Sein allegorisches Gedicht in Spensers Manier und Versart: The Castle of Indolence, welches 1746 erschien, zeichnet sich mehr durch einzelne glückliche Stellen, als durch Vollendung des Ganzen aus. In eben demselben Jahre erhielt er den Posten eines Oberaufsehers über die antillischen Inseln, welcher ihm nach Abzug des Gehalts für seinen Stellvertreter jährlich 300 Pfund Sterling einbrachte. Doch genoß er dieses Glück nur bis zum August 1748, wo er starb. Unter den englischen Dichtern behauptet

Thomson einen vorzüglichen Rang. Er besaß eine lebhafte und reiche Einbildungskraft, und bereicherte die Dichtkunst mit einer Menge neuer und origineller Bilder, die er nach der Natur selbst und nach eigenen Wahrnehmungen entwarf. Seine Jahreszeiten sind sein Meisterstück, und sie sind vielleicht unter allen beschreibenden Gedichten der Engländer das gelungenste. Die Schreibart ist übrigens zuweilen etwas hart und unharmonisch. hie und da etwas schwülstig und dunkel. Auch als Lyriker nimmt Thomson einen der ersten Plätze unter den englischen Dichtern ein. Die schönste und vollständigste Ausgabe seiner Werke ist: The works of J. Thomson with his last Corrections, London 1778, 2 Vol. 4. Durch eine schätzbare kritische Einleitung empfiehlt sich unter den Ausgaben der Jahreszeiten besonders folgende: The Seasons by Aikin, London 1778, 8. Letztere sind übersetzt, nebst einer Biographie des Dichters und dem Hymnus an Gott, von L. Schubart, 2te Auflage, Berlin 1796, 8. Von seinen Trauerspielen haben wir eine prosaische Uebersetzung mit Lessings Vorrede, und eine poetische in reimlosen Jamben von J. H. Schlegel.

Thon, ein sehr verbreitetes Mineral, meist von grauer, aber auch anderer Farbe, regelloser Gestalt, erdigem Bruch, das sich mehr oder weniger fettig anfühlt, das Wasser begierig absorbirt, durch das Brennen hart wird und bei starkem Kalk und Eisengehalt in heftiger Gluth schmilzt. Die Bestandtheile sind Kieselerde, Thonerde, Wasser und in der Regel auch etwas Kalk, Eisenoxyd und Spuren salzsaurer Verbindung.

Thor, der Jupiter der Deutschen, der Donnergott; — er wurde vorgestellt als ein Greis mit großem Barte, eine Krone mit Strahlenspitzen auf dem Haupte, in einem langen Talar, in der Rechten einen Scepter mit einer Lilie, um das Haupt einen Kreis von Sternen. Von ihm hat der Donnerstag den Namen, der noch jetzt in einigen nordischen Sprachen Thorsdag, englisch Thursday heißt.

Thora, s. Torà.

Thorn, eine Stadt, in dem marienwerderschen Regierungsbezirke der preußischen Provinz Westpreußen, liegt an dem rechten Ufer der Weichsel, über welche eine 2500 Fuß lange hölzerne Brücke führt, ist jetzt befestigt, besteht aus der durch Mauern und Graben getrennten Alt- und Neustadt, und hat fünf Kirchen, drei Klöster, ein lutherisches Gymnasium, eine katholische Schule, 1070 Häuser, und mit dem Militär 9000 Einwohner. In der Johanniskirche ist das Epitaphium des 1473 den 19ten Februar hier gebornen berühmten Astronomen Copernicus (s. d. Art.). Die Stadt treibt einen starken Getraide- und Holzhandel, und ihre Pfefferkuchen, so wie die Seife und Steckrüben sind hinlänglich bekannt. Im Jahre 1724 erregte ein tragischer Vorfall zu Thorn eine große Sensation. Geringe Streitigkeiten, welche die dasigen Jesuitenschüler mit Schülern des lutherischen Gymnasiums bei Gelegenheit einer Prozession anfingen, verursachten größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei der lutherische Pöbel sich verschiedene Ausschweifungen erlaubte, die von der polnischen Regierung nach einem ganz ungesetzmäßigen Verfahren mit der größten Härte bestraft wurden. Die Garants des olivaischen Friedens, besonders der König von Preußen, verwendeten zwar ihre Vermittelung zum Besten der äußerst bedrückten Stadt, aber wichtigere Vorfälle, die gerade zu eben der Zeit sich im Norden ereigneten, waren Ursache, daß Thorn seinem Schicksal überlassen blieb.

Thorwaldsen (Albert), aus Copenhagen gebürtig, ist einer der berühmtesten jetzt lebenden Bildhauer. Seit zwanzig Jahren lebte er in Rom; der Kranz des vollendeten Meisters wird ihm allgemein zuerkannt, viele erheben seine Werke sogar, besonders in Hinsicht der Kraft und des Heldenideals, noch über die des berühmten Canova. Der liebenswürdige bescheidene Däne weis't ein solches Lob fast mit Unwillen zurück, aber der edle Canova selbst läßt ihm die vollste Gerechtigkeit wiederfahren, und kein Neid stört das schöne Verhältniß der beiden hohen Meister. Thorwaldsens Vater, ein geborner Isländer, war ein Bildhauer in Holz. Der talentvolle Albert erhielt in früher Jugend bei der Preisaufgabe der Akademie der bildenden Künste in Copenhagen den ersten Preis, welcher mit einer Pension auf vier Jahr in Rom zu studiren verbunden ist. Da er ohne alles Vermögen war, so mußte er die Reise zu Wasser auf einer dänischen Fregatte unternehmen, und so führte ihn sein Weg über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel nach Rom, der Heimath aller Kunst. Da die Pension seines Hofes nur klein war, so mußte er äußerst beschränkt und kärglich leben. Er studirte unermüdet, und machte große Fortschritte, da aber für einen Bildhauer in Rom die Ausgaben ziemlich bedeutend sind, so konnte er sein Talent anfangs nicht durch große Werke zeigen. Nach Ablauf der vier Pensionsjahre setzten ihn diese beschränkten Vermögensumstände in eine sehr kummervolle Lage. Aber im Vorgefühl seiner Kraft ermannte er sich, und verfertigte das Modell eines Jason, wie er siegend das erkämpfte goldne Vließ empor hält. Der Held ist in ruhiger Hoheit dargestellt, auf dem rechten Fuße ruhend, den Kopf nach der linken Seite wendend, nachlässig hängt das erbeutete Widderfell über dem linken Arm, während in der aufgehobnen Rechten der Speer ruht; die ganze Gestalt ist unbekleidet, bis auf Helm, Wehrgehänge und Sandalen. Dies Modell zog Kenner und Liebhaber herbei, und fand so allgemeinen Beifall, daß es für jeden Fremden ein Gegenstand der Bewunderung wurde, und keiner Rom verließ, ohne Thorwaldsens Attelier besucht zu haben. Unter diesen Fremden war der damals reisende sehr reiche Holländer, Hope; dieser bestellte die Statue des Jason colossal in Marmor bei Thorwaldsen. Hierdurch bekam der Künstler neuen Muth, und erwarb sich Ehre und hohen Ruf. Seit dieser Zeit fehlte es ihm nicht mehr an Mitteln und Gelegenheit, sein herrliches Talent zu zeigen. Sein darauf verfertigtes Basrelif, den Achilles vorstellend, welcher abgewendet sitzend mit unterdrücktem Zorn es dulden muß, daß Agamemnons Herolde die zögernde Briseis wegführen, welche Patroklus ihnen übergibt, kann neben den allerschönsten antiken Basrelifs stehen. Sein colossaler Mars, welcher stehend, auf der umgekehrten Lanze ruhend, den Oelzweig mit der Rechten ergreifend, dargestellt ist, übertrifft noch den Jason, und wird für das Vortrefflichste in diesem Styl gehalten, was die neuere Kunst schuf. Thorwaldsen vollendete ihn ungefähr vor 8 Jahren. Seine zuvor verfertigten Statuen etwas unter Lebensgröße, als: Venus, Apollo, Bacchus, Amor, Psyche, Hebe, Ganymed u. s. w., sind hinlänglich bekannt, da er sie oft in Marmor wiederholen mußte, und sie auch, so wie alle seine Werke, von den geistreichen Künstlern Riepenhausen und Mori in Umrissen gezeichnet und in Kupfer gestochen wurden. Diese dreißig Blätter Contorni kamen in Rom 1811 heraus, und sind am spanischen Platz zu haben. Seine durch Erfindung und Anordnung vor allen sich hervorhebenden vier Reliefs zu dem

Taufstein in würklicher Gestalt, eine Taufe Christi, eine Madonna mit dem Jesuskind und dem kleinen Johannes, einen Christus, der die Kinder segnet, und eine Gruppe von Engeln vorstellend, und seine vier Medaillons zu der öffentlichen Halle in Copenhagen, sind als zwei Muster eines vollendeten Cyklus anzusehen. Zu den schönsten Arbeiten Thorwaldsens gehört aber besonders der Fries in einem der Säle des päpstlichen Palastes auf Monto Cavallo und der Einzug oder Triumph Alexanders des Großen, in Basrelief. Nach diesem verfertigte er zwei nicht minder schöne Caryatiden in Lebensgröße, ferner in Basrelief das Grabmahl des in Florenz verstorbenen jungen Bethmann aus Frankfurt am Main, und viele höchst sinnig gedachte und herrlich ausgeführte Basreliefs, unter denen sich Bacchus, der dem Amor aus seiner Schaale zu schlürfen gibt, Minerva, die den Schmetterling auf das vom Prometheus geformte Menschengebilde setzt, Amor, der klagend sein von der Biene gestochnes Händchen der Venus zeigt, Hygica, welche Aeskulaps Schlange aus ihrer Schaale zu trinken gibt, Amor, der die ohnmächtige Psyche mit seinem Pfeil zu erwecken strebt, die Musen, welche zum Klang von Apollo's Lyra um die Grazien her tanzen, und mehrere andre aufs rühmlichste auszeichnen. — Von dem König von Dänemark wurde Thorwaldsen in den Ritterstand erhoben, und mit dem Orden des Danebrog-Kreuzes zweiter Classe beschenkt, und von Murat, damaligem König von Neapel, erhielt er bei dessen Reise durch Rom den Orden beider Sicilien. Auch war er als Professor der Kunstakademie mit einem Jahrgehalt von 300 Species angestellt. Zu seinen neuern Arbeiten gehört der Triumphzug Alexanders in Basreliefs, welcher nebst 4 andern schönen Basreliefs für das Christiansburger Schloß gekauft werden sollte; und ein Merkur, der den eingeschläferten Argus tödten will. Auch war ihm die Restauration der auf der Insel Aegina 1811 aufgegrabenen Statuen, welche der Kronprinz von Baiern gekauft hatte, aufgetragen. Gegenwärtig verfertigt er keine Büsten mehr, obgleich ihm das Stück mit mehreren hundert Speziesthaler bezahlt ward, und er sie sehr schnell arbeitete. Seine Arbeiten werden häufig von Künstlern in Rom in Kupfer gestochen, und in Gemmen nachgebildet. F. W. Lahde 12 Statuen und Basreliefs nach Thorwaldsen mit Epigrammen nach Art der Griechen von Oehlenschläger. Im Jahr 1819 reis'te er in sein Vaterland und ward dort auf die ehrenvollste Weise empfangen. Wl.

Thot, Thouth oder Theuth, eine uralte, etwas räthselhafte Gottheit der Aegypter, und zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des astronomischen Jahres bezeichneten. Nach ihnen war er der Urheber des astronomischen Jahres, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man auch wohl die Erfindung der Schrift und der Wissenschaft überhaupt zu; daher seine Aehnlichkeit mit dem griechischen Hermes und römischen Merkur, mit dem ihn Cicero (de nat. deorum III. 22) zusammenstellt.

Thou (Jacques Auguste de), lateinisch Thuanus, ein sehr berühmter französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, wurde 1553 zu Paris, wo sein Vater Parlamentspräsident war, geboren. In seinem zehnten Jahre kam er auf das College de Bourgogne, und späterhin nach Orleans, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Dies Studium setzte er auch zu Valence unter dem berühmten Cujacius fort. Hier schloß er auch mit Joseph Scaliger eine Freundschaft, die sie ihr ganzes Leben hindurch erhielten. 1572 kehrte er nach Paris

zurück, war ein Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht, und ward dadurch mit unauslöschlichem Abscheu gegen die Bigotterie und Unduldsamkeit erfüllt. Anfangs hatte er die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und sein Oheim, der Bischof von Chartres, trat ihm mehrere seiner Präbenden ab; allein de Thou verzichtete darauf, und ging 1573 mit Paul de Foix, der als Gesandter an den Papst und die italienischen Fürsten geschickt wurde, nach Italien. Wegen seiner frühen Einsicht wurde er (1576) vom Hofe zu einer Unterhandlung mit dem Marschall Montmorency gebraucht, um einen bürgerlichen Krieg, womit Frankreich bedroht wurde, abzuwenden. In eben dem Jahre besuchte er die Niederlande, und 1579 machte er eine Reise nach Deutschland mit seinem ältern Bruder, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode ganz zum juristischen Stande bestimmt. Nun wurde er geistlicher Rath bei dem Parlament zu Paris, und nicht lange nachher ward er in Aufträgen nach Guienne geschickt, wo er die Bekanntschaft des berühmten Montaigne machte. Er erhielt 1584 das Amt eines Maître de Requêtes, und verheirathete sich 1587 mit Maria Barbanson, aus einer adeligen Familie, die man wegen Anhänglichkeit an der reformirten Religion in Verdacht hatte, weßhalb sie durch zwei Geistliche wieder zur catholischen Kirche bekehrt werden mußte. Wie durch die Gewaltthaten der Ligue 1586 zu Paris die Empörung veranlaßt wurde, ging de Thou aus Anhänglichkeit an der königlichen Sache nach Chartres zu Heinrich III., der ihn nach der Normandie schickte, um diese Provinz in ihrer Treue zu bestärken. Die darauf erfolgende Ermordung des Herzogs von Guise, an welcher de Thou nicht den entferntesten Antheil hatte, veranlaßte Mißhandlungen gegen seine Familie zu Paris, denen seine Gattin nur in einer Verkleidung entgehen konnte. De Thou war es besonders, der Heinrich III. zu einem Bündnisse mit dem König Heinrich von Navarra beredete. Als er zu Venedig die Nachricht von Heinrichs III. Ermordung erhielt, begab er sich sogleich nach Chateau Dun zu dem König von Navarra, als dem rechtmäßigen Kronerben. Seine Offenheit, seine Kenntnisse und seine Rechtschaffenheit erwarben ihm das Vertrauen dieses Königs, der ihn häufig über Staatsangelegenheiten um Rath fragte, und ihn zu einigen wichtigen Unterhandlungen gebrauchte. Nach dem Tode Amyots, des ersten königlichen Bibliothekars, wurde de Thou zu diesem Posten ernannt. 1594 folgte er seinem Oheim als Parlamentspräsident, und wurde zum catholischen Commissarius bei der berühmten Unterredung zu Fontainebleau zwischen du Perron und du Plessis Mornay ernannt. Während der Regierung der Maria von Medicis war er einer der Generaldirectoren der Finanzen, wurde als Abgeordneter bei der Conferenz zu Loudun und bei mehreren wichtigen und schwierigen Verhandlungen gebraucht, wo er sich eben so sehr durch seine Rechtschaffenheit als durch seine Geschicklichkeit auszeichnete. Ungeachtet dieser vielen und großen Geschäfte, widmete de Thou sich doch mit Eifer den Wissenschaften; besonders war die lateinische Dichtkunst eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und er schrieb außer mehreren Gedichten über biblische Gegenstände ein größeres didactisch-beschreibendes Gedicht de re accipitraria (über das Beizen oder die Falkenjagd), welches von den Gelehrten jener Zeit mit Beifall aufgenommen wurde. Das größte literarische Verdienst erwarb er sich aber durch sein großes, gleichfalls in lateinischer Sprache abgefaßtes Werk: die Geschichte seiner Zeit (Historia sui temporis, beste Ausg. London 1733, 7 Bde. Fol.). Dieses herrliche Werk zog seinem Verfasser gleich

bei der Erscheinung des ersten Theils (1604) viele Unannehmlichke[illegible]
zu. Es ward vom römischen Hofe als ketzerisch verurtheilt und [illegible]
boten, und Heinrich IV. war schwach genug, diese Beschimpfung [illegible]
ihm und einer königlichen Würde von einem auswärtigen Prie[illegible]
wiederfuhr, zu dulden, und selbst Partei gegen de Thou zu neh[illegible]
Mit seltener Freimüthigkeit und Unparteilichkeit urtheilt de Thou [illegible]
der Geschichte seiner Zeit über die Päpste, die Geistlichkeit und [illegible]
Haus Guise, und sucht, obgleich er selbst Catholik war, die Bele[illegible]
digungen gegen die Protestanten zu entkräften und ihre Tugen[illegible]
und Vorzüge ins Licht zu setzen. Dies Werk ist in 138 Büchern [illegible]
getheilt, welche die Ereignisse von 1545 bis 1607 umfassen. [illegible]
historische Schriftsteller haben etwas Aehnliches in Hinsicht auf [illegible]
nauigkeit, Wahrheitsliebe, Würde und edle Haltung des Styls [illegible]
Reichhaltigkeit des Inhalts geliefert. Außerdem hat de Thou [illegible]
seine eigene Lebensgeschichte geschrieben (I. A. Thuani in Se[illegible]
Paris. Praef. de vita sua commentariorum libr. VI. Or[illegible]
1620, fol., deutsch in Seybolds Selbstbiographien berühmter M[illegible]
ner, 1 B., Winterthur 1796, 8.). Sie ist in demselben männlic[illegible]
und kraftvollen Geiste abgefaßt, wie das obige Werk. Nach [illegible]
Tode seiner ersten Gattin (1601), die ihm keine Kinder hinterli[illegible]
verheirathete sich de Thou (1603) zum zweitenmale, und hatte [illegible]
dieser Frau drei Söhne und drei Töchter. Der Tod dieser zwei[illegible]
Gattin und die Ermordung Heinrichs IV., welche das Unglück Fra[illegible]
reichs zur Folge hatte, bekümmerten ihn so tief, daß er 1617 glei[illegible]
falls starb. — Sein unglücklicher ältester Sohn, François Augu[illegible]
de Thou, war 1607 geboren, und hatte die Talente und Tugen[illegible]
seines Vaters geerbt. Er war Maître de Requêtes, und nac[illegible]
Großmeister oder erster Bibliothekar der königlichen Bibliothek, [illegible]
besaß wegen seiner großen Kenntnisse und seines edeln Charakter[illegible]
Liebe und Hochachtung aller Rechtschaffenen. Da der Cardinal [illegible]
chelieu entdeckte, daß er einen geheimen Briefwechsel mit der Herz[illegible]
von Chevreuse unterhielt, so entfernte er ihn von allen wichtigen Ge[illegible]
schäften, und dadurch ließ sich de Thou verleiten, zu Cinqmars [illegible]
überzutreten. Dieser unvorsichtige junge Mann fing eine geheime [illegible]
terhandlung mit Spanien an, die entdeckt wurde, und de Thou w[illegible]
der Mitwissenschaft und Verheimlichung schuldig befunden. Sei[illegible]
kraftvolle Vertheidigung blieb fruchtlos, da der grausame Min[illegible]
seiner Macht ein ausgezeichnetes Opfer bringen wollte. Ueber[illegible]
hegte Richelieu eine Rachgier gegen de Thou, dessen Vater in sei[illegible]
Geschichte von einem Mitgliede der Familie du Plessis-Richelieu [illegible]
schimpflichen Ausdrücken gesprochen hatte. Der Angeklagte ward [illegible]
schuldig befunden und unwiderruflich zur Hinrichtung verurth[illegible]
Cinqmars, der die Ursache seines Unglücks war, warf sich vor i[illegible]
nieder, und zerfloß in Thränen. De Thou hob ihn auf und umarm[illegible]
ihn. Wir müssen jetzt an nichts weiter denken, sagte er, als zu [illegible]
sterben. 1642 wurde er, 32 Jahr alt, zu Lyon enthaupt[illegible]
Er starb mit großer Entschlossenheit, und wurde allgemein [illegible]
dauert.

Thracien (Thrake). Dieser Name bezeichnete bald in den [illegible]
testen Zeiten das ganze Nordland, über Macedonien hinaus, dess[illegible]
Gränzen man nicht kannte, und das man sich gewöhnlich als ein ra[illegible]
hes Bergland dachte, bald nannte man so, besonders in spätern Zeiten,
in einer engern Bedeutung, den Landstrich oberhalb Macedonien, wel[illegible]
cher östlich an das schwarze, südlich an das Aegäische Meer und den

Propontis grenzte, und nordwärts bis an Mösien und das Gebirge Hämus reichte. Das Land war allerdings ursprünglich, ehe es angebauet wurde, zum Theil rauh, und die ältesten Bewohner, die Thracier oder Thraker (unter ihnen die Geten) ein wildes, kriegerisches Volk, daher versetzte man dor hin den Boreas, und hielt es für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land. Indeß siedelten sich schon in alter Zeit Griechen dort an, und es mangelte dem Lande nicht an fruchtbaren Getraidefluren und fetten Weiden, es besaß reiche Metallgruben, auch Gold und Silber, und die thracischen Rosse und Reiter wetteiferten an Ruhm mit den thessalischen. Als thracische Gebirge sind vor andern zu merken, außer dem Hämus an der Grenze, das rhodopeische und pangäische. Unter den Strömen ist der größte und berühmteste der Hebrus, jetzt Mariza. Einige merkwürdige Orte dieses Landes sind: Abdera, berüchtigt wegen der albernen Streiche seiner Einwohner, aber zugleich die Vaterstadt der berühmten Philosophen, Demokritos und Protagras; ferner Sestos am Hellespont, berühmt durch Here's und Leanders Liebe, und vorzüglich Byzanz, auf der Halbinsel am Meer, das jetzige Constantinopel. Das ganze Land, als ein Theil des türkischen Reichs, heißt jetzt Rum-Ili, oder Romanien; in den ältern Zeiten war es theils mehreren Herrschern unterworfen, theils mit Macedonien verbunden, dann römische Provinz. Daß in Thracien auch früh die Kunst der Musik und des Gesanges geübt wurde, deutet uns die Sage von dem alten thracischen Barden Orpheus an; und wenn es wahr ist, was einige alte Schriftsteller sagen, daß die Griechen manche ihrer religiösen Vorstellungen und Gebräuche von den Thraciern bekommen hätten, so ließe sich daraus schließen, daß die alten Bewohner dieses Landes nicht durchaus so roh gewesen sind, als sie hie und da bei den Alten erscheinen.

Thran, ein flüssiges Fett, welches zum Theil von selbst auslaufend, anderen Theils aber, durch künstliche Mittel in den Thransiedereien, aus dem Specke der Wallfische, Robben, auch wohl der Heringe, wenn sie im Uebermaaße gefangen oder zum Verkaufe zu schlecht sind, gewonnen wird.

Thränen und Thränenorgane. Die Thränen sind eine serös-schleimige Feuchtigkeit, die wenig specifisch schwerer als Wasser ist, und viel Soda in reinem, kochsalzsauern, kohlensauern und phosphorsauern Zustande, so wie phosphorsaure Kalkerde enthält. Die Quantität und Qualität derselben ist nach verschiedenen Umständen sehr veränderlich. Die Thränenorgane werden recht gut in drei Partien getheilt, nämlich in die thränenbereitenden, zuführenden und abführenden Organe. Bereitet werden die Thränen in eignen Drüsen, welche Thränendrüsen genannt werden. Diese sind in jedem Auge doppelt vorhanden, und es wird eine obere und untere unterschieden. Die obere liegt an dem obern und äussern Winkel des Auges; sie ist länglich rund, an der obern Fläche gewölbt, an der untern concav. Die untere wurde von Rosenmüller entdeckt, und liegt auf dem Tarsus des obern Augenlides, zum Theil von der obern Thränendrüse bedeckt, ist glatt und rundlich. Sie gehören zu den conglomerirten Drüsen, und ihre Ausführungsgänge vereinigen sich mit einander, und endigen sich in 6—7 Stämmen an der hintern Oberfläche des obern Augenlides, jeder in einer eignen, kleinen, kaum sichtbaren Mündung. Aus diesen Mündungen ergießen sich die Thränen ununterbrochen, und sie verbreiten über den ganzen Zwischenraum, der sich

zwischen den Augenlidern und dem Augapfel befindet, vorzüglich unterstützt durch die Bewegung der Augenlider. Die Thränen schützen das Auge gegen die Rauhigkeit der Luft, erhalten die Oberfläche desselben feucht. Die Thränen von dem Auge abzuleiten, dient folgender Bau. An dem innern Augenwinkel erblickt man an beiden Augenlidern die sogenannten Thränenpunkte, welche breit und rund mit einem wulstigen erhöhten Rande umgeben sind. Dies sind die Mündungen der Thränenröhrchen, welche kleine, enge Röhrchen darstellen, und sich einzeln in den Thränensack öffnen. Dies ist ein rundlicher nach oben vollkommen geschlossener Behälter, welcher in der Thränengrube der Augenhöhle von der äußern Haut bedeckt liegt, und sich nach unten in den Thränencanal verlängert. Der Thränencanal liegt in dem knöchernen Thränencanal, hat wie dieser eine gekrümmte Richtung, und geht an seinem Ausgange unter der untern Nasenmuschel in die Schleimhaut der Nase über. Doch ist die Mündung mit einer halbmondförmigen Klappe bedeckt. — Dieser Bau zeigt den Weg sehr deutlich, den die Thränen nehmen; sie werden nämlich, wenn sie nicht in so großer Menge abgesondert werden, daß sie über die Augenlider sich ergießen, und die Wangen herabrinnen, von den Thränenpunkten aufgesaugt, durch die Röhrchen in den Thränensack geleitet, ergießen sich durch den Thränencanal in die Nase, die sie feucht erhalten, und werden dann endlich mit den übrigen Nasenfeuchtigkeiten theils ausgeworfen, theils verschluckt. — Wird aber ihr Uebergang aus dem Auge in die Nase gestört und verhindert (z. B. durch Verstopfung oder Verwachsung des Thränencanals), so fließen sie zuerst anhaltend über die Wangen herab, sammeln sich in dem Thränensacke an, und dehnen diesen aus, werden hier zugleich in ihrer Qualität verändert, und verursachen dadurch eine Entzündung desselben, die gewöhnlich in Eiterung übergeht, und wenn sie vernachlässigt wird, sogar die Knochen endlich angreift. Dies ist die unter dem Namen der Thränenfistel bekannte Krankheit, die, wenn sie weit vorgeschritten ist, eine Operation nöthig macht, durch welche ein neuer künstlicher Canal gebildet wird, damit die Thränen in die Nase gelangen können. B. P.

Thraso, der Name eines großsprecherischen Kriegers beim Terenz, womit man nachher überhaupt einen feigen Prahler bezeichnet hat. Das Wort **Bramarbas**, welches auch Holberg gebraucht hat, wird ungefähr dasselbe ausdrücken.

Thrasybulus, ein edler Athenienser, der sich um seine Vaterstadt verdient machte, nicht allein als Feldherr im peloponnesischen Kriege, wo er mehrmals die Spartaner besiegte, sondern ganz vorzüglich auch als Befreier von der Gewaltherrschaft der sogenannten 30 Tyrannen, die nach Beendigung des peloponnesischen Krieges unter spartanischer Hoheit über Athen gesetzt wurden. Thrasybul verließ mit noch 30 Bürgern, die, wie er, die Freiheit liebten, die unglückliche Stadt. Aber er blieb kein unthätiger Zeuge des Unwesens, sondern war sogleich entschlossen, wo möglich, der Retter Athens zu werden. Zu diesem Zweck besetzte er einen festen Platz an der Gränze von Attica, und sammelte ein kleines Heer, womit er den Angriffen der Tyrannen Trotz bot, und sogar den wichtigen Hafen Piräeus eroberte. Dadurch ermuthigt, standen endlich die Bürger Athens auf, und verjagten ihre Unterdrücker. Mit Hülfe des spartanischen Königs Pausanias stellte Thrasybul die alte demokratische Verfassung, und mit ihr die Ruhe wieder her. Er fand seinen Tod bei einem

Feldzuge gegen Rhodos, nachdem er Lesbos unterworfen und Byzanz und Chalcis wieder erobert hatte, durch die empörten Einwohner von Aspendus. Er war eines schönern Todes werth. Denn er zeichnete sich vor vielen seiner Mitbürger aus durch die glühendste Liebe für Vaterland und Freiheit, und durch große uneigennützige Gesinnung, verbunden mit der edelsten Selbstbeherrschung. Seine glorreichste That, die Vertreibung der dreißig Tyrannen aus Athen, fällt in das J. 403 vor Chr. Geb., oder in die 94ste Olympiade. (Vergl. Attika.)

Threnodie ist ein Trauer- oder Klagegesang, aber nicht mit Elegie zu verwechseln, welche letztere ein poetischer, meistens beschreibender Vortrag gemischter Empfindungen ist, in denen sich angenehmes Gefühl mit dem unangenehmen oder schmerzhaften vereinigt, und die daher schon ihrer Natur nach sanft und gemäßigt sind. Die Threnodie hingegen kann der lyrische Ausdruck des heftigsten Schmerzes, des Jammers und der Verzweiflung ohne Beimischung irgend einer wohlthuenden Empfindung seyn.

Thrym, der Name eines in der nordischen Mythologie berühmten Riesen, der dem Gott Thor seinen großen furchtbaren Hammer entwandte, und ihn bloß gegen Auslieferung der Liebesgöttin Freya zurückgeben wollte; allein Thor erschlug ihn mit seinem ganzen Geschlecht, und erlangte so den Hammer zurück.

Thucydides, der größte aller griechischen Geschichtschreiber, wurde im Jahr 470 vor Chr. Geb. zu Athen geboren. Sein Vater hieß Olorus und seine Mutter Hegesipyle. Von väterlicher Seite war er mit dem Miltiades verwandt, und von mütterlicher stammte er aus königlich thracischem Geblüte ab. Seine Jugend fiel in die Blüthe des athenienfischen Staates, in jene glückliche Periode, da Athen in dem Frohgefühl glücklich, seine Feinde durch unsterbliche Heldenthaten besiegt zu haben, zugleich eine ausgezeichnete Macht besaß, und mit eben so viel Eifer als Glück sich mit den wichtigsten Gegenständen menschlicher Bestrebungen beschäftigte. In der Philosophie hörte er den Anaxagoras, in der Redekunst unterwies ihn Antiphon. Durch diese berühmten Lehrer wurde sein Geist früh zu der männlichen Reife gebildet, welche ein eigenthümlicher Vorzug desselben war, und welcher auch seinem historischen Werke einen so hohen Werth gibt. Durch die philosophischen Studien erhielt er jene Klarheit der Begriffe, die seinem ideenreichen und tiefen Geiste so sehr zu Statten kam; und die rhetorischen Uebungen gaben ihm eine solche Herrschaft der Sprache, daß er sich seinen eignen Ausdruck schaffen, und denselben zu der höchsten Vollkommenheit erheben konnte. Zu den historischen Studien ward er durch den Beifall begeistert, den das griechische Volk dem Herodotos mit liebenswürdigem Eifer zollte, als derselbe seine anmuthigen Geschichten in Olympia vorlas. Damals indessen war er noch zu jung, als daß er sogleich hätte zur That werden lassen können, was seine ganze Seele bewegte. Nicht nach Hörensagen, sondern nach eignen Anschauungen muß der wahre Historiker erzählen, wenn seine Erzählungen lebendige Gemälde werden sollen. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, ward er mit der Gewalt eines Strategen bekleidet, d. h. er erhielt die Vollmacht, Soldaten für den Dienst des Vaterlandes zu werben. Er lebte damals auf seinen Gütern an der Grenze von Thracien, und hatte zugleich die Aufsicht über die Goldbergwerke der Insel Thasos. Die Flamme des Krieges wälzte sich auch in jene Gegenden, und der

spartanische Feldherr Brasidas belagerte die Stadt Amphipolis, welche unter der Schutzherrschaft der Athenienser stand, und auch eine atheniensische Besatzung hatte. Da aber der atheniensische Befehlshaber einsah, daß er bei geringen Vertheidigungsmitteln die Stadt nicht lange würde halten können, wenn nicht von außen her Hülfe käme, so forderte er den Strateg Thucydides auf, zum Entsatze der Stadt herbeizueilen. Leider kam Thucydides um eine Nacht zu spät, da die Stadt bereits capitulirt hatte. Die Athenienser bestraften ihn für diesen unglücklichen Zufall mit der Verweisung. Die Nachwelt danke ihnen die unzeitige Strenge. Denn durch dieselbe erhielt der thätige Geist des Thucydides die nöthige Muße, die Materialien zu seinem historischen Meisterwerke zu sammeln. Dies geschah zu Skaptesula in Thracien, dem Geburtsorte seiner Gemahlin, die ihm auch einen Sohn, Timotheus, geboren hatte. Als Verbannter durfte er mit den Spartanern in Verbindung treten, welche er nicht etwa zum Nachtheil seines ungerechten Vaterlandes, sondern nur zum Vortheil seiner historischen Arbeiten benützte, indem er in dem Heere derselben Personen unterhielt, welche ihm von allen Begebenheiten des peloponnesischen Krieges ausführliche und authentische Nachrichten geben mußten. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, Berichte und Gegenberichte zu vergleichen und durch eine besonnene Beurtheilung und Prüfung das Beste und Wahrscheinlichste zu gewinnen. Er ward zwar nach Athen zurückberufen, kehrte aber nach Thracien wieder zurück, und starb daselbst in hohem Alter (im 70sten oder 86sten Jahre). Nach Pausanias ward er zu Athen meuchelmörderischer Weise ermordet. So viel scheint gewiß zu seyn, daß ihm in Athen ein Kenotaph errichtet wurde. Das treffliche Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat, führt den Titel: Erzählung von dem Kriege der Peloponnesier und Athenäer. Es besteht aus acht Büchern, von welchen jedoch nur sieben vollendet sind. Bei dem achten überraschte der Tod den großen Mann und riß ihn hinweg. Es ist daher das achte nur als Entwurf anzusehen, welchem die letzte Feile fehlt. Aber auch diese acht Bücher umfassen nur einundzwanzig Jahre jenes merkwürdigen Krieges, die letzten sechs Jahre fehlen. Was nun den besondern Charakter dieses Geschichtwerkes anbetrifft, so ist unläugbar, daß es das Product eines tiefeindringenden, hellsehenden und das Wesen der Geschichte vollkommen klar begreifenden Geistes ist. Als Kunstwerk steht es weit höher, als des Herodotos anmuthige Erzählungen. Während Herodot mehr unterhaltende, obwohl zugleich sehr belehrende Notizen gibt, aber weder in den Charakter der handeln den Personen eindringt, noch viel weniger die aus den gegebenen Verhältnissen der verschiedenen Staaten entspringenden Beweggründe aufsucht, faßt Thucydides die Geschichte aus einem viel höhern Gesichtspunkte auf, und betrachtet die einzelnen Begebenheiten als Producte der Nothwendigkeit und Freiheit, verwandelt sie dadurch in eine Lehrerin nicht nur dessen, was geschehen ist, sondern auch, was geschehen sollte. Da ihn Politik vorzüglich interessirte, so ist allerdings seine Geschichte einseitig, und mehr eine Staatsgeschichte, aber von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein nachahmungswürdiges Musterbild, und wie er es selbst nennt, ein Schatz für die Nachwelt. Er war der erste, welcher Reden in die Erzählung einflocht, und dadurch ein herrliches Mittel gewann, die Grundsätze und Beweggründe der handelnden Personen, welche in die Metaphysik der Geschichte gehören, darzu-

stellen, ohne aus den Schranken des Geschichtschreibers herauszutreten. Ferner erhob er die Geschichtbeschreibung zu einer Kunst, indem er nicht nur die verschiedenen Fäden in einen Mittelpunkt vereinigte, sondern auch bei Erforschung des historisch Wahren die sorgfältigste Prüfung und Beurtheilung anwendete, und eben dadurch der Urheber der pragmatischen, d. i. der wahren Geschichte wurde. Ueber alle kleinliche Rücksichten der Selbstsucht und des Nationalvorurtheils erhaben, vertheilt er wie ein historischer Areopagit Lob und Tadel, straft das Laster und preis't die Tugend. Und da er selbst einen großen Theil seines Vermögens auf die Sammlung der Materialien dieser Geschichte verwendete, so haben seine Angaben auch von Seiten der Glaubwürdigkeit einen hohen Werth. Was die Darstellung selbst betrifft, so verdient auch sie mit Recht das Lob, das ihr von allen einsichtsvollen Richtern und Kunstkennern aller Jahrhunderte in so reichem Maße gespendet worden ist. Sein Ausdruck hat die größte Würde, ist kräftig, so daß kein Wort müßig steht, und besitzt, um es kurz zu sagen, alle Eigenschaften, auf welchen die Vollkommenheit der schriftlichen Darstellung beruht. Er drückt sich schön und gedrängt, edel und anmuthig aus; und alle seine Gemälde ziehen eben so sehr durch Mannichfaltigkeit des Colorits als durch Reichthum und Plastik der Figuren an. Allerdings ist er zuweilen dunkel. Aber der jetzige Text des Thucydides ist auch noch voll von Fehlern, mit welchen ihn unwissende Abschreiber entstellt haben. Wer an der Lectüre des Thucydides Geschmack findet, beweis't, daß er Sinn für eine gedankenreiche und belehrende Darstellung hat. Unter den Ausgaben ist die von Duker, Amsterdam 1731, Fol., die reichhaltigste. Nächst dieser ist die zweibrückische 1788, 1789, in 6 Bänden, vorzüglich auch wegen der lateinischen Uebersetzung sehr brauchbar. Außerdem empfehlen sich die Abdrücke von Bredekamp (Bremen 1791, 1792) in 2 Theilen, und von Beck (Leipzig 1804) 2 Bände, durch die Wohlfeilheit des Preises. Im deutschen Gewande ist Thucydides zweimal erschienen. Zuerst durch Heilmann (Lemgo und Leipzig 1760), und zuletzt durch Maximilian Jacobi (Hamburg 1804 und 1806) 2 Bände. Diese Uebersetzung ist zwar besser und lesbarer als die erstere; aber Thucydides in seiner großartigen Eigenthümlichkeit ist nicht zu erkennen. Ehe aber eine neue Uebersetzung erscheinen kann, muß der Text des Thucydides eine bessere Gestalt gewinnen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß Poppo seine Ausgabe bald hervortreten lassen möge. Kl.

Thugut (Franz, Freiherr von), österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren zu Linz, im Lande ob der Enns, im J. 1739, war der Sohn eines armen Schiffmeisters, trat 1752 mit Bernard von Jenisch in die orientalische Akademie, die der berühmte Jesuit, Pater Franz, Begleiter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeldt, nach Constantinopel zur definitiven Berichtigung des belgrader Friedens, neu gegründet hatte. 1754 kam Thugut als Sprachknabe nach Constantinopel, 1757 wurde er dort Dolmetsch, und besorgte, trotz seiner frühen Jugend viele wichtige Geschäfte im Verlaufe des siebenjährigen Krieges. Er wurde 1769, kaum 30jährig, Geschäftsträger bei der hohen Pforte; 1770 Resident, 1771 wirklicher Internuntius und bevollmächtigter Minister, auch k. k. Hofrath in der äußerst wichtigen Epoche des damaligen Krieges zwischen Rußland und den Türken, und der mehr und mehr zunehmenden Gährung in Polen. 1772 wurde er als öster-

reichischer Botschafter zum Friedenscongreß zwischen Rußland und der Pforte bestimmt, welcher aber nicht zu Stande kam. 1774 erhob ihn Theresia in den Freiherrnstand wegen seiner vielseitigen und großen Verdienste während dieses Krieges, 1775 erwarb seine Gewandtheit Oesterreich die Bukowina, und dadurch die in militärischer und administrativer Hinsicht so äußerst wichtige Verbindung zwischen Siebenbürgen und dem von Polen neu erworbnen Galizien. Thugut erhielt dafür das Commandeurkreuz des Stephansordens. Das Jahr 1777 verbrachte er auf diplomatischen Reisen durch Italien und durch Frankreich, wo er an die beiden Königinnen, Antonie und Caroline in Paris und Neapel, wichtige Aufträge hatte. Am 20sten December 1777 er loschdie in Baiern regierende Chur- oder Wilhelminische Linie mit dem Churfürsten Maximilian Joseph III., und Oesterreichs Ansprüche veranlaßten jenen Erbfolgekrieg, in welchem Friedrich der Große zum letztenmale auf den Kriegsschauplatz trat. Thugut wurde von der Kaiserin, welche um jeden Preis Frieden wünschte, anfangs sogar ohne Josephs Vorwissen, abgesendet, um Friedrichen friedfertige Gesinnungen zu bezeugen. In der Folge führte er die Conferenzen von Braunau. — 1780 wurde Thugut österreichischer Gesandter in Warschau, 1787 in Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkriegs, wo man seiner tiefen Kenntniß aller Verhältnisse der Pforte, Polens und Rußlands so viel zutrauen mochte, bevollmächtigter Hofcommissair zu Verwaltung der Moldau und Wallachei, bei der Armee des Prinzen von Sachsen-Coburg und Suwarows; 1790 nach den Friedenspräliminarien von Reichenbach bevollmächtigter Minister zu den Friedensunterhandlungen zu Szistowa mit der Pforte. Allein er kam in der Folge davon ab, und der Freiherr Peter von Herbert blieb alleiniger Friedensgesandter, bis späterhin der Graf Franz Esterhazy hinzutrat. 1790 und 1791 machte Thugut eine höchst interessante Reise nach Paris mitten in den wüthenden Krater der Revolution, und leitete die Unterhandlungen der Königin mit verschiednen Parteihäuptern, namentlich mit dem Grafen Mirabeau. 1792 erhielt Thugut das Großkreuz des Stephansordens, und wurde als Armeeminister zu dem Heere des Prinzen Coburg bestimmt, welches die verlornen Niederlande wiedererobern sollte. Aber ihm war Höheres beschieden. Im April 1793 trat der bisherige Staatsvicekanzler Graf Philipp Cobenzl, und der Staatsreferendar Baron Spielmann aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Thugut wurde nun unter dem Fürsten Kaunitz Generaldirector der Staatscanzlei. Im Juni 1794 starb Kaunitz, und Thugut folgte ihm als wirklicher Minister der auswärtigen Geschäfte. Eben dieses Jahr bezeichnete der zweite Verlust der Niederlande, 1795 die Separatfrieden zu Basel von Spanien und Preußen, die Spaltung des nördlichen und südlichen Deutschlands, Unfälle in Deutschland und Italien, bis in ersterem die Siege Clairfait's und Wurmsers der deutschen österreichischen Sache wieder eine vortheilhafte Wendung gaben. Wenn Thugut mit seinem scharfen Blick, eisernen Willen, seiner undurchdringlichen eiskalten Verschwiegenheit den Charakter der französischen Revolution, wie, außer Burke, wohl schwerlich irgend ein andrer europäischer Staatsmann, mit schroffem Abscheu und glühendem Haß aufgefaßt hatte, so durchschauete er auch mit eben denselben Gesinnungen den Universalerben der Revolution, Bonaparte, welcher 1796, während in Deutschland der Erzherzog Carl jenen Rückzug durch eine Reihe der glänzendsten Siege wieder gut machte, ganz

Italien vom Aetna bis zu den tyroler Alpen durch übermächtigen Krieg oder ungetreuen Frieden dem Schrecken des französischen Namens unterwarf, endlich das feste Bollwerk Mantua bezwang und ns Herz von Steiermark drang. Im April 1797 kamen die Friedenspräliminarien von Leoben zu Stande, im October der Frieden on Campo Formio. Um das geänderte, nun friedliche und freundliche, System gegen die alles verschlingende Republik anzudeuten, trat der Freiherr von Thugut aus dem Ministerium, und wurde bevollmächtigter Minister der neu erworbnen italienischen und Küstenprovinzen. Der bisherige Botschafter in Rußland, Graf Ludwig Cobenzl, übernahm auf kurze Zeit das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte, der Thugut trat gar bald wieder zur Leitung derselben zurück, als Cobenzl erst zum Frieden von Campo Formio, dann wieder nach Rußland ging, um die zweite Coalition gegen die unerträglichen Gewaltstreiche des Directoriums zusammenzubringen. Im April 1798 geschah der Aufstand zu Wien gegen den französischen Botschafter Bernadotte wegen der dreifarbigen Fahne; am 1sten August Nelsons Sieg bei Abukir. Rußland, Oesterreich, England, die Pforte, das deutsche Reich, die Fürsten Italiens hatte Thugut wider Frankreich bewaffnet. Der Feldzug der Oesterreicher von 1799 war einer der glorreichsten, deren die Geschichte gedenkt. Aber in der Schweiz lag der Wendepunkt des Kriegsglücks und der Einigkeit der Alliirten. Die Russen verließen den Kriegsschauplatz. Mit des Erzherzogs Carl Abgang schien das Glück von den kaiserlichen Waffen in Deutschland zu weichen. Bonaparte's Rückkunft aus Aegypten, sein Marsch über die Alpen mit der Reservearmee, die Schlacht bei Marengo, gaben auch in Italien der Sache eine andre Gestalt. Die Schlacht bei Hohenlinden (3ten December 1800) erzwang, was die nicht ratificirten Friedenspräliminarien des Grafen Saint Julien und die Waffenstillstände von Persdorf und Altöttingen nicht vermocht hatten, Separatunterhandlungen ohne England, und den Frieden von Lüneville. Im December 1800 trat Thugut ganz aus dem Ministerium, und lebte, vom Kaiser Franz mit Gütern in Ungarn beschenkt, in philosophischer Ruhe, theils in Presburg, theils in Wien, den großen Rückerinnerungen der Vergangenheit, den Wissenschaften, vorzüglich aber der orientalischen Literatur. Er starb im 83sten Jahre seines Alters, zu Wien, 1818. Dem Gerüchte, daß er ein Vermögen von 3 Millionen Gulden hinterlassen habe, wurde widersprochen. Seinen Verdiensten, besonders dem, daß er den Staat vor dem Einflusse des Revolutionsgeistes bewahrt hatte, ließ man volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Thuiskon, s. Teut.

Thule. Unter diesem Namen kommt bei den Alten ein Land vor, das sie als die äußerste Grenze der Erde nach Norden bezeichnen. Wahrscheinlich nahmen die Alten selbst nicht immer dasselbe Land, oder dieselbe Insel dafür an, ja Viele dachten sich wohl gar kein bestimmtes Land darunter. Daher die große Ungewißheit, und die abweichenden Meinungen der Gelehrtern. Nach **Pytheas** sollte es eine Insel seyn, 6 Tagereisen nördlich von Britannien. Manche achten sich darunter eine der **schottländischen** Inseln, Andre und zwar die meisten, die **norwegische Küste**, noch Andre **Island**, und dieser Meinung ist auch **Mannert**.

Thümmel (Moritz August von), einer unsrer trefflichsten Dichter, wurde 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig geboren, und empfing den ersten wissenschaftlichen Unterricht seit 1754 zu Roß-

leben im thüringischen Kreise. Im J. 1756 bezog er die Universität Leipzig, wo Gellert sein Freund und Lehrer, Weiße, Rabener und von Kleist seine Freunde wurden. Darauf trat er 1761 als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg, wurde, als dieser Fürst die Regierung antrat, Geheimer Hofrath, und 1768 wirklicher Geheimerath und Minister. Diesen Posten verwaltete er mit wohlthätiger Wirksamkeit für das Land; unter andern legte er eine Fabrik von kleinen steinernen Kugeln an, wodurch ein marmorartiger Stein, der bisher den Feldern schädlich gewesen, zu einem Gegenstande nützlicher Industrie gemacht wurde. In den Jahren 1775 bis 1777 machte er in Gesellschaft seines ältern Bruders und dessen Gattin eine Reise durch Frankreich und einen Theil Italiens, und nach dem Tode dieses Bruders verheirathete er sich 1779 mit dessen Wittwe. Er lebte bis zu ihrem Tode (1799) in der glücklichsten Ehe mit ihr. Nachdem er sich 1783 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er theils auf dem Familiengute seiner Gattin, Sonnenborn, theils in Gotha, theils auf Reisen; und so wenig es ihm auch an Anlässen des Kummers fehlte, bewahrte er doch als ein echter Weiser unter allen Glückswechseln die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. — Thümmel hat als Dichter und Schriftsteller eine lange und glückliche Bahn zurückgelegt. Das erste Werk, mit welchem er auftrat, war ein komisches Heldengedicht in Prosa, **Wilhelmine oder der vermählte Pedant** (zuerst 1764), wozu ihm zunächst Pope's Lockenraub Veranlassung gab. Es fand und verdiente wegen seiner anmuthigen Schreibart, seiner artigen Erfindung und seiner vielen aus dem Leben genommenen Schilderungen, denen es nicht an recht erfreulichem Muthwillen fehlt, allgemeinen Beifall; ein heiterer Geist weht durch diese Dichtung, und läßt sie nie veralten. Darauf folgte 1771 die **Inoculation der Liebe**, eine Erzählung in Versen, in Form eines Briefes an Weiße. Auch hier findet sich feiner und naiver Scherz mit einer glücklichen Versification vereinigt. Thümmels Hauptwerk aber ist seine **Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich** im J. 1785 bis 1786, ein Roman, den er mit einigen Rückerinnerungen aus seinen frühern Reisen durchwebte. Es erschien dasselbe, nicht ohne jahrelange Unterbrechung, von 1791 bis 1805 nach und nach in zehn Bänden, und enthält eine Fülle der mannichfaltigsten Beobachtungen, Situationen, Gefühle und Schilderungen, bald mit gemüthvollem, bis zu inniger Rührung gesteigerten Ernst, bald anmuthig tändelnd, bald mit zügellosem Muthwillen. Deutsche Gemüthlichkeit und französische Leichtigkeit finden sich vielleicht in keinem Werke unsrer Literatur in höherem Grade gepaart als hier. Außerdem verdanken wir ihm mehrere kleinere, meist lyrische Gedichte, mit welchen ihn die Muse bis in sein spätestes Alter beschenkte. Er starb 1817 zu Coburg. Sein Leben hat 1819 Gruner beschrieben.

Thun (Franz Joseph, Graf von), ein bekannter Schwärmer neuerer Zeit, aus Wien gebürtig, spielte eine Zeit lang die Rolle eines wunderthätigen Arztes, der Kranke, die an Gichtschmerzen und Lähmungen der Glieder litten, durch bloßes Berühren mit der Hand heilen wollte. Dadurch daß er seit 1781 einige Jahre mit Lavater in mystischen Verbindungen stand, war er schon als Schwärmer verdächtig, noch mehr aber wurde er es, als er 1793 Wien verließ, um auch in andern Städten Deutschlands durch die wunderthätige

kraft seiner rechten Hand Kranken beizustehen. Zuerst besuchte er Carlsbad, nachher 1794 Leipzig in der Ostermesse, wo er auf ein ahlreiches Publicum rechnen konnte. Angeblich kam er nur deßwegen n den letztern Ort, um von der dasigen medicinischen Facultät die Kräfte seiner Hand untersuchen zu lassen; ohne aber deren Urtheil bzuwarten, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich issen gar nicht bedürfe, sondern daß seine heilende Kraft außer llem Zweifel sey. Eine Menge Patienten füllten sein Haus, und ingen fast alle gesund davon. Seine Methode bestand darin, daß r die Hand auf den leidenden Theil legte, und so lange liegen ließ, is der Kranke ein Brennen, oder einen Kitzel empfand, worauf er it dem einen Finger im Streichen fortfuhr, und den Schmerz nach iner Extremität des Körpers am Kranken abzuleiten suchte. Anänglich versicherten alle, daß sie keine Spur mehr von ihrem Uebel mpfänden; aber nach einigen Tagen änderte sich die Scene. Bei nanchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bei andern wollte die Cur gar nicht anschlagen; einige hatten aber einen so starken Glauen, daß sie sich geheilt fühlten, nachdem sie mit verbundenen Augen n das Zimmer geführet worden waren, und nicht Graf Thun, sonern eine andre Person die Hand auf sie gelegt hatte. Diese letzte Probe war dem Rufe des Grafen selbst sehr ungünstig; er verließ Leipzig bald darauf, und beklagte sich über kalte Aufnahme, und Unank, der ihm daselbst zu Theil worden wäre. Aus seinem übrigen Benehmen konnte man schließen, daß er ein Mann von eingeschränkten Kenntnissen, und mehr selbst Betrogener als Betrüger war. Er war mildthätig, und verschaffte dadurch den Kranken wahre Erquickung; übrigens vermied er zusammenhängende Gespräche über scientifische Gegenstände, erklärte selbst, daß er von der Arzneikunst nichts verstände, ließ sich aber keineswegs von der Zufälligkeit seiner Curmethoden iberzeugen, auf die ihn, seinem Vorgeben nach, ein Ungefähr geführt hatte. Wie lange er noch damit fortgefahren, ist unbekannt; indessen hat man über weit wichtigern Ereignissen die Wunder mit dem Wunerthäter selbst in der Folge fast ganz der Vergessenheit überlassen.

Thunberg (Daniel von), königlich schwedischer Oberbaudirector, hat sich durch die Verbesserung der Schiffswerfte zu Stockholm nd Sweaborg, vorzüglich aber durch die im J. 1752 bei Trolhaetta ngelegten Schleusen, wodurch dieser sonst nicht zu passirende Wasserall schiffbar gemacht wurde, bekannt und verdient gemacht. Thunerg hat auch ein hydraulisches Werk über die Wasserbaukunst unter em Wasser hinterlassen. Er starb zu Carlscrona 1788, fast o Jahre alt.

Thüringen, ein in Obersachsen gelegner Landstrich, der sich wischen der Werra, Saale, dem Harz und dem thüringer Walde usbreitet. In den ältesten Zeiten mag Thüringen von den Katten ewohnt gewesen seyn, die sich mit den Hermunduren, in Meißen ohnhaft, stritten. Im fünften Jahrhundert ließ sich hier ein westothischer Völkerstamm nieder, die **Theruinger** oder Toringer, eren Reich sich sehr weit ausdehnte, denn die Grenzen ihres Reichs aren die Donau, der Rhein, Böhmen und Sachsen. Der älteste önig soll Meerwig (um 426) gewesen seyn. Zu dem König **Basi**nus flüchtete der Frankenkönig Chilperich 457. Nach dessen Tode eilten sich in das Reich seine Söhne Baderich oder Balderich, Hermanfried und Berthar. Hermannfried verband sich dem König der stgothen Theoderich, und heirathete dessen Nichte **Amalberg** (500). uf deren Anstiften tödtet Hermannfried erst seinen Bruder Berthar,

dann verbindet er sich mit dem Austrasischen König Theodorich gegen seinen Bruder Baderich und besiegt ihn 520, will aber mit seinen Bundesgenossen nicht theilen. Daher überzieht ihn der Frankenkönig mit Krieg 527 und besiegt ihn nach zwei großen Treffen an der Unstrut, in deren letztem die Sachsen mit den Franken verbunden sind. Theodorich ließ endlich den König Hermannfried nach Zülpich kommen und bei einer vergeblichen Unterredung vom Wall stürzen (531). Amalberg flieht mit ihren Kindern nach Italien. So ging das alte thüringische Reich zu Grunde. — Nachdem Thüringen von den Franken unterjocht worden, ließen diese es durch Gau- und Centgrafen, und endlich durch Herzoge, deren erster Radulf gewesen zu seyn scheint, regieren. Im 8ten Jahrhunderte kam durch Winfried zuerst die christliche Lehre nach Thüringen, denn damals gründete dieser bei Altenbergen im thüringer Wald die erste Kirche, an deren Stelle seit mehrern Jahren ein hoher Candelaber zum Andenken errichtet worden. Unter Otto II. findet man die ersten Spuren einer Markgrafschaft in Thüringen, und die ersten Landgrafen erschienen zu Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, seit welcher Zeit das Land den Titel einer Landgrafschaft führte. Nach dem Tode Heinrich Raspens gelangte Thüringen an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, seit welcher Zeit es bei der Mark Meißen verblieb. In der neuesten Zeit ist der größeste Antheil an Preußen gekommen. Ueber das alte Thüringen hat Sagittarius Mehreres geschrieben. Auch hat Galetti eine Geschichte Thüringens geliefert. Gotha 1781—85, 6 Thle. 8. — Das Land ist größtentheils von sanft gerundeten fruchtbaren Hügeln durchzogen, die sich gegen den Harz und das Eichsfeld, so wie nach dem thüringer Wald hin zu Bergen erheben. Dieser letztere selbst gehört größtentheils zu ihm, und erstreckt sich in einer Entfernung von 17 geographischen Meilen vom Ufer der Werra bis zu den Gestaden der Saale, wo er dem Frankenwalde Platz macht. Er ist mit dichter Tannenwaldung bewachsen, und sein höchster Rücken nirgends durch ein Thal getrennt; ein ununterbrochner Weg, fahrbar und überall mit hohen Reinsteinen besetzt, führt auf ihm hin, und war, indem er noch jetzt Thüringen und Franken von einander scheidet, vielleicht schon in der ältesten Zeit natürliche Grenze zwischen diesen Ländern. Sein höchster Gipfel, der Beerberg, Schneekopf und Inselsberg sind über 2900 Fuß über dem Meer erhaben. Von diesem Gebirge ziehen sich andere niedere Bergzüge nach dem Innern des Landes. Diese sind: der Seeberg, welcher durch die Hart sich mit dem Haynich verbindet, und so an das Eichsfeld anschließt. Der Ettersberg, die Haynleite, die Finne, und das Kiffhäuser Gebirge. An Grenzflüssen sind in diesem Gebiet die Saale und Werra, nach welchen sich alles Land abdacht. Außerdem sind die Flüsse Unstrut, Ilm, Gera, Helme und Wipper die stärksten des Landes. Den größten Theil des Landes nimmt der Flötzkalkstein ein; nur im thüringer Walde hebt sich überall das Urgebirge heraus. Der Boden ist in den meisten Gegenden äußerst fruchtbar. Man erbauet alle gewöhnlichen Getraide- und Obstarten, Handelspflanzen in Menge, worunter Waid, Wein u. s. w. Das Land hat Bergwerke auf Eisen, Kupfer, Braunstein, Silber, Porzellanerde, Stein- und Braunkohlen u. s. w. Es gibt hier Salzquellen und Gesundbrunnen (Tennstädt, Laucha, Kösen rc.), und eine Menge Fabriken und Manufacturen. Man hat Bleiweiß- und Persicofabriken, Porzellan-, Steingut-, Pfeifenkopf-, Nußbuttenfabriken, Eisen- und Kupferhämmer, Spinnmaschinen, Klingen- und Gewehrfabriken

u. s. w. Die Hauptstadt Thüringens ist Erfurt. Außer ihr gibt es noch ziemlich bedeutende Städte, wie Eisenach, Gotha, Langensalza, Mühlhausen, Nordhausen, Frankenhausen, Sondershausen, Naumburg, Merseburg, Weißenfels, Eisleben, Jena, Weimar, Rudolstadt, Arnstadt, Saalfeld u. s. w. — Der König von Preußen, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Gotha und Coburg und die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt sind jetzt die Besitzer dieser Landschaft. Thüringer Thor wird ein Engpaß am südlichen Ufer der Unstrut, bei dem vormaligen Kloster Marienthal, genannt.

Thüringerwald ist ein bekanntes deutsches Waldgebirge, eine Fortsetzung des Fichtelgebirges, und hängt im Südosten mit diesem zusammen, welcher Zusammenhang in der Gegend von Münchberg und Gefrees im Obermainkreise des Königreichs Baiern sichtbar ist. Der Thüringerwald erstreckt sich vom 50° 53′ bis zum 51° 10′ der Nordbreite, und erhebt sich in der Nähe der Städte Eisenach, Markfuhl und Salzungen aus dem Werrathale, und zieht sich südöstlich an der Grenze des vormaligen obersächsischen und fränkischen Kreises fort, bis er in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal (wo er jedoch den Namen Frankenwald erhält), und um Cronach ins Mainthal abfällt. Die Länge desselben beträgt 15 und die Breite zwei bis vier Meilen. Es ist ein langer Gebirgszug mit einem schmalen Kamme, und wird nur in der Nähe des Schneekopfs, an der Straße zwischen Suhl und Ohrdruf, zu einer breiten Fläche, von einer halben Meile im Durchmesser. Spitzen und Zacken wird man nirgends gewahr. Es giebt auf dem ganzen Gebirgsrücken nur drei kahle Felsengipfel, den Gerberstein, unweit Altenstein, den Tröhberg bei Winterstein, und den Hermannsberg bei Oberschönau. Uebrigens sind die ausgezeichnetsten Punkte für dessen Ansicht der Inselsberg, der Schneekopf, der Küchelheyer, gewöhnlich Kickelhahn genannt, bei Ilmenau und der Burzel bei Breitenbach. Der Inselsberg erhebt sich hoch über die ganze Bergkette, ist nach einigen 2604, nach Andern 2791 oder 2832 Fuß hoch, und auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald. Hier stößt das gothaische und hessische Gebiet zusammen. Der südliche Theil des Inselberges heißt der Inselstein, und ist eine steile nackte Felsenwand. Man sieht den Inselsberg fast in ganz Thüringen, ja vom Brocken. Der Schneekopf giebt nebst dem durch eine tiefe finstere Bergschlucht zusammenhängenden eben so hohen oder noch höhern Beerberge dem Inselsberge an Höhe nichts nach, oder übertrifft ihn wohl sogar, indem er nach Einigen 2760, nach Andern 2975 Fuß hoch ist, kann aber nicht überall gesehen werden, und hat daher nicht das ausgezeichnete Ansehen des Inselsberges. Der Dollmar liegt am äußersten Ende eines der südwestlichen Gebirgsarme, und seine große runde Basaltkuppe wird auf der ganzen fränkischen Seite gesehen. Der höchste Rücken des Hauptgebirges des Thüringerwaldes, so wie die höchsten Felsengipfel bestehen aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich aus Porphyr, welcher hier am weitesten verbreitet ist. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen mit Wald bedeckt, welcher meistens aus Tannen und Fichten besteht; einige Gegenden sind auch mit Laubholz, größtentheils Buchen bewachsen. Von dem Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach zwei Richtungen, nordöstlich und südwestlich, ab. Von dem größten Theile seines nordöstlichen Abhanges fallen alle Gewässer der Elbe, von dem westlichen und ⅓ des südlichen der Weser, und

von dem kleinsten Theile im Süden dem Main zu. Eine besondere Merkwürdigkeit des thüringer Waldes ist der Rennweg oder Rennsteig, ein Weg, der vom Anfange des Gebirges bis zur Saale ununterbrochen auf der Höhe des Rückens fortläuft, und nur wenige bewohnte Orte berührt. Von dem hessischen Antheile an bis zu dem reußischen Gebiete ist er überall mit hohen Gränzsteinen besetzt. Dem Harze ist der thüringer Wald zwar in Ansehung seiner Höhe, Länge und Breite und seines Holzreichthums gleich zusetzen, aber nicht in Hinsicht des Metallreichthums und des Bergbaues. Das einzige Metall, das man in großer Menge findet, ist Eisen, besonders in dem preußischen und hessischen Antheile der vormaligen Grafschaft Henneberg, wo auch zahlreiche Hüttenwerke im Gange sind. Einige aus dem thüringer Walde kommende Flüsse führen Goldsand bei sich, und bei Ilmenau wurde vormals auch auf Silber gebauet. Der thüringer Wald gehört nicht einem Fürsten, sondern der Großherzog von Weimar, die sämmtlichen Herzöge des sächsischen Hauses, der Kurfürst von Hessen, der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzburg Sondershausen und Rudolstadt, auch der König von Baiern besitzen Theile dieses Gebirges. Zum Behuf derer, die das thüringer Waldgebirge bereisen wollen, dient vorzüglich von Hoffs und Jacobs thüringer Wald. Gotha 1807, in 2 Bdn, mit Landcharten und Kupferstichen. Zum Beschluß geben wir von einigen theils am Fuße, theils auf der Höhe des Gebirges liegenden Orten die Erhöhung über der Meeresfläche an: Oberhof 2256, Gehlberg 1890, Zella St. Blasii 1266, Georgenthal 1008, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß hoch.

Thurn und Taxis, de la Tour — della Torre, ein fürstliches und gräfliches Haus in Deutschland, aus Mailand. Der erste dieses Geschlechts soll von dem heiligen Ambrosius, Bischof zu Mailand, wegen der tapfern Vertheidigung des ihm anvertrauten neuen Thors gegen Aufrührer den Namen della Torre und zugleich zur Belohnung die Souverainität über Valsassina (eine Herrschaft am Comer-See im Herzogthum Mailand) erhalten habe. Einer seiner Abkömmlinge hieß Tacius, dessen Nachkommen eine Zeit lang die Oberherrschaft über Mailand, Bergamo, Novara u. s. w. behaupteten, und von diesem seinen Ahnherrn nahm 1313 Lamurald de la Tour den Beinamen Taszis (jetzt Taxis) an. Der Urenkel des Lamurald, oder Lamoral, Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Valsassina, begab sich nach Deutschland, wurde hier 1450 von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen, und gründete den Ruhm seines Hauses durch die Erfindung des Postwesens und dessen Einführung in Tyrol. Sein Sohn Franz, auf dessen Betrieb 1516 eine Post von Brüssel nach Wien angelegt wurde, ward vom Kaiser Maximilian zum Generalpostmeister der Niederlande, und nachher auch der österreichischen Erblande ernannt. Durch Franzens Nachkommen wurde das Postwesen immer mehr vervollkommnet, und Leonhard von Taxis, der sowohl durch die 1543 errichtete reitende Post aus den Niederlanden durch Schwaben und Tyrol nach Italien, als durch mehrere treffliche Anstalten in diesem Fache sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde 1615 vom Kaiser Rudolp II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und zum Generaloberpostmeister im deutschen Reiche ernannt, so daß die Posten nun nicht mehr die Taxischen, sondern die Reichsposten hießen. Lamoralh von Taxis, Leonhards Sohn, erhielt 1615 die Reichsgrafenwürde, und wurde vom Kaiser Mathias für sich und seine männ-

ichen Nachkommen mit dem Generalpostamte belehnt, welches 1621 von Kaiser Ferdinand II. auch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Eugenius Alexander, Reichsgraf von Thurn und Taxis, wurde 1681 vom König Carl II. von Spanien in den spanischen, und d. 4. Oct. 1695 vom Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Auch machte der König von Spanien in gedachtem Jahre zum Besten des neuen Fürsten aus der Herrschaft Braine le Chateau im Hennegau ein Fürstenthum, dessen jährliche Einkünfte 40,000 Rthlr. betrugen. Endlich wurde das Generalpostmeisteramt zu einem fürstlichen Thronlehen gemacht; der Fürst Alexander Ferdinand ward 1747 förmlich vom kaiserlichen Throne damit belehnt, und 1754 auf dem Reichstage, trotz der Widersprüche der meisten altfürstlichen Häuser, in das reichsfürstliche Collegium eingeführt. So hatte sich dieses Haus, das auch noch die Erbmarschallswürde im Hennegau besaß, durch Einführung des Postwesens emporgeschwungen. Die Reichsposten erstreckten sich über das ganze deutsche Reich, ausgenommen: Oesterreich, Chursachsen, Churbrandenburg, Meklenburg, Lüneburg, Hessen und andere, welche die Posten als ein landesherrliches Regal betrachteten, und ihre eigenen Landesposten hielten. Durch die Verfügungen der souverainen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes verlor der Fürst von Thurn und Taxis in den meisten Ländern sein ehemaliges Vorrecht, wovon er zur Zeit der noch bestehenden Reichsverfassung 1 Million Gulden jährlicher Einkünfte und eine Stimme im Reichsfürstenrathe hatte. Durch Verträge mit mehreren ehemaligen Rheinbundsfürsten erhielt er jedoch in Folge des 17. Art. der deutschen B.A. das Erblandpostmeisteramt im Königreiche Baiern, den Großherzogthümern Baden, Hessendarmstadt und Frankfurt, den Herzogthümern Sachsen Coburg, Sachsen-Meiningen und Nassau, so wie er auch nach dem wiener Congreß die Erblandpostämter im Churfürstenthume Hessen, dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach und der freien Stadt Frankfurt erworben hat. Im Juni 1819 hat der Fürst von Thurn und Taxis die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Hauses im Königr. Würtemberg durch eine merkwürdige Uebereinkunft mit dem König, so festgesetzt, daß die Vorrechte seines Standes nicht störend auf die allgemeinen Einrichtungen des Staates einwirken, indem er gleich jedem minder begünstigten Staatsbürger zu den öffentlichen Lasten beiträgt. „Das fürstliche Haus von Thurn und Taxis behält übrigens die Ebenbürtigkeit und gehört zum hohen Adel. Der Fürst kann für seine Person und für seine Familie in einem jeden zum deutschen Bunde gehörigen oder mit demselben im Friedensstande befindlichen Staate seinen Aufenthalt wählen und eben so in die Dienste desselben treten, vorbehaltlich der in letztem Falle dem Könige zu machenden Anzeige. In allen die Mitglieder des fürstlichen Hauses betreffenden Real- und Personalklagen haben sie einen privilegirten Gerichtsstand. In peinlichen Fällen (mit Ausnahme der Militär- und der im k. Staatsdienste begangenen Verbrechen) wird dem Haupte des fürstlichen Hauses ein Gericht von Ebenbürtigen oder von Richtern seines Standes bewilligt. Das Haupt des Hauses bestellt die Vormundschaften der fürstlichen Familienglieder. Der Fürst genießt für sich und seine Familie die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit. Die von demselben bewohnten Schlösser sollen, Nothfälle ausgenommen, von der Einquartierung der Truppen befreit seyn. Der Fürst darf eine Ehrenwache aus Eingebornen in den Schlössern seines Wohnsitzes halten; er ist berech-

tigt, „sich von seinen Beamten einen Diensteid leisten zu lassen.“ Hierauf wurde (d. 9. Sept. 1819) dem Fürsten von Thurn und Taxis die Würde und das Amt eines k. würtemb. Erb-Landpostmeisters mit dem nutzbaren Eigenthum und der Verwaltung der Posten im Königreiche als Erb-, Mann- und Thronlehn übertragen. Als Entschädigung aber für das von ihm verlorene und an den König von Preußen gelangte Postregal in den neupreußischen Provinzen des rechten Rheinufers hat ihm der König von Preußen im J. 1819 drei im Großherzogthum Posen gelegene Domainen-Aemter verliehen und diese zu einem Fürstenthume Krotoszyn erhoben, welches der Fürst unter königl. Landeshoheit als ein Thron-Mannlehn besitzt; die Mitbelehnschaft ist auch dem Oheim des Fürsten, dem Fürsten Maximilian Joseph (öster. Gen. Maj.) und dessen männlichen Nachkommen ertheilt worden. — Die fürstliche Familie von Thurn und Taxis besitzt in Schwaben die gefürstete Grafschaft Friedberg-Scheer und die ehemaligen freien Reichsherrschaften Dürmentingen, Grunzheim, Heudorf, Göffingen, Bussen, Tischingen und Eglingen, welche auf 9 Q.M. 19,000 Einw. enthalten, und 80,000 Fl. Einkünfte tragen. Zur Entschädigung für den beträchtlichen Verlust der Reichsposten auf dem linken Rheinufer erhielt der Fürst von Thurn und Taxis im J. 18[illegible], außer der Zusicherung des damaligen Zustandes der Reichsposten, noch die Stadt und das Stift Buchau (mit einer besondern Stimme im Reichsfürstenrathe), die Abteien Marchthal und Neresheim, die vormals zu Sallmannsweiler gehörige Herrschaft Ostrach nebst Schemmerberg und mehrere einzelne Dörfer. Das Ganze dieser Entschädigung beträgt ungefähr 9 Q.M., 23,000 Einw. und 220,000 Gld. Eink. Die neuen Erwerbungen stoßen theils an die Grafschaft Friedberg-Scheer, theils an die Grafschaft Eglingen. Der Fürst von Thurn und Taxis bekleidete bis 1806 die Würde eines kaiserlichen Principalcommissarius bei dem Reichstage zu Regensburg, wo er noch einen Palast besitzt. Zur Residenz in seinem schwäbischen Fürstenthume sind jedoch die ehemaligen Stiftsgebäude der Abtei Marchthal eingerichtet worden. Gegenwärtig stehen seine Länder unter baierischer, würtembergischer und hohenzollernscher Souverainetät. 1806 ward das auf das ehemalige Fürstenthum Tour und Tassis im Hennegau gelegte Sequester zu Gunsten des Fürsten als Gutsbesitzers wieder aufgehoben. Der gegenwärtige Fürst von Thurn und Taxis, Carl Alexander (geb. 1770, verm. 1789 mit Therese Prinz. von Meklenburg-Strelitz), Fürst zu Buchau, gefürsteter Graf zu Friedberg-Scheer, Graf zu Valsassina, auch zu Marchthal und Neresheim, Herr der freien Herrschaft Eglingen, Herr zu Ostrach und Schemmerberg, Herr der freien Herrschaften Demmingen, Tischingen, Balmershofen, auch zum Bussen, resid. zu Marchthal in Schwaben, auch zu Regensburg und Triggenhofen. Er ist k. k. wirkl. geh. Rath, Kron-Oberstpostmeister im Königr. Baiern u. s. w. — Außer dieser fürstlichen Linie des Hauses Thurn und Taxis sind noch vier gräfliche Hauptlinien vorhanden, welche sich wieder in mehrere Nebenäste theilen. Sie sind von den vier Söhnen Paganus II., der als Gouverneur zu Mailand 1241 starb, nämlich a) von Herman, b) Napoleon, c) Salvinus und d) Franz I. gestiftet. Der letztere war zugleich Stammvater der erwähnten fürstlichen Linie. Eine dieser gräflichen Hauptlinien, welche sich Thurn, Valsassina und Taxis nennt, stammt von Gabriel, dem jüngsten Sohne Rogers I., der, der das Postwesen in Tyrol einrichtete.

Thusnelde, die Gattin des berühmten Cheruskerfürsten **Hermann**. S. d. Art.

Thyestes, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Weil er seines Bruders Atreus Gemahlin, Aeropa, verführt, setzte dieser ihm seine eignen Söhne zur Speise vor. (S. **Atreus**.) Er flüchtete mit seiner Tochter Pelopia zum Thesprotus, und von diesem nach Sicyon. Als Unbekannter umarmte er seine eigene Tochter, und zeugte mit ihr den Aegisth, weil das Orakel ihm verheißen hatte, daß sein Sohn und Enkel ihn rächen würde. Des Sophokles und Euripides Trauerspiele von ihm sind verloren gegangen: der Thyestes des Seneca ist aber noch vorhanden.

Thyrsus, der mit Epheu und Weinreben bekränzte Stab, den an den Bacchusfesten die Bacchanten trugen.

Tiara des Papstes ist eine hohe Mütze, auf welcher drei goldne Kronen, oben rund geschlossen, über einander stehen. Diese Kronen sind ganz mit Edelgesteinen besetzt, und mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht, und auf beiden Seiten desselben ist ein Gehänge von Edelsteinen. Anfangs trugen die Päpste nur eine zugespitzte Mütze. Als der fränkische König Chlodwig dem Papst Symmachus, der Hormisdas, eine goldne Krone geschenkt hatte, vereinigte dieser sie mit der Mütze. Bonifacius soll die zweite hinzugethan haben, zum Zeichen der Macht über geistliche und weltliche Dinge. Papst Urban V. (starb 1370) soll zuerst die dreifache Krone gebraucht haben. Man glaubte, daß damit die Macht des Papstes in der leitenden, streitenden und triumphirenden Kirche (oder auch im Himmel, auf Erden und in der Hölle) angedeutet werden solle. Vielleicht sollten auch die drei Kronen die damals bekannten drei Theile der Welt vorstellen. Bei der Weihe oder Krönung des Papstes werden die Worte gesagt: Accipe tiaram tribus coronis ornatam, et scias te esse Patrem, Principem ac Regem, Rectorem orbis in terra, Vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi.

Tiber, ein Fluß in Italien, der im apenninischen Gebirge entspringt, mehrere kleine Flüsse, als die Chiana, Puglia, Nera, Teverone rc. aufnimmt, durch Rom fließt, und sich unterhalb dieser Stadt bei Ostia in das toscanische Meer ergießt. Seinen Ruhm hat er den römischen Dichtern zu danken, denn an und für sich ist er sehr mittelmäßig, immer schlammicht, und die Fische darin sind ungesund und von schlechtem Geschmack, auch ist er nur für kleine Fahrzeuge schiffbar. Man hat immer geglaubt, daß der Fluß viele Alterthümer enthalte, weil die gemeine Meinung ist, daß, um den Ueberschwemmungen der Tiber abzuhelfen, in frühern Zeiten ein Canal angelegt worden, der von oberhalb Ponte Molle längs der Via Flamminia über den Corso und das Forum Romanum gegangen, unterhalb des Aventinus aber wiederum in das große Bett des Flusses geleitet worden sey. Ja man hat sogar gesagt, Gregor der Gr. habe die Statuen und Denkmäler des Alterthums in die Tiber werfen lassen, um sie den Augen der Religiosen zu entziehen. Fea in einer kürzlich erschienenen Schrift, Novelle del Tevere, Rom 1819, widerlegt diese Behauptungen, und meint, daß man bei neuen Nachgrabungen und Durchwühlungen des Schlammgrundes der Tiber nicht viel erwarten dürfe, und allerdings hat der Erfolg diese Meinung bestätigt.

Tiberius Claudius Nero, oder **Tiberius**, der zweite römische Kaiser, geb. 42 Jahre vor Chr. Geb., war der Sohn eines römischen Patriciers gleiches Namens und der Livia Drusilla, der nach-

maligen Gemahlin des Kaisers August. Schon früh zeigte er große Fähigkeiten, aber eine finstere zurückhaltende Gemüthsart. Zuerst diente er als Tribun im cantabrischen Kriege, wurde bald nachher als Oberfeldherr mit einem Kriegsheer abgesandt, um den Tigranes auf den armenischen Thron zu setzen, besiegte nachmals die Rhätier und Vindelicier (zwei alpinische Völkerstämme), und gewann dadurch die Gunst des August so sehr, daß dieser ihn vermochte, sich von seiner Gemahlin Vipsania zu scheiden, um seine (des Kaisers) Tochter Julia zu heirathen. Nach einander erfocht er glänzende Siege über die Pannonier, die sich empört hatten, und die er wieder der Herrschaft der Römer unterwarf; über die Dacier und Dalmatier, und über die Germanen, mit denen er einen glücklichen Frieden schloß. Mehrere Triumpheinzüge wurden ihm für seine Siege bewilligt, und im Jahre 7 vor Chr. Geb., wo er bereits zum zweitenmale zum Consul gewählt war, zog er an eben dem Tage, wo er von jener Würde Besitz nahm, als Triumphator in Rom ein. Als seine Consulwürde aufhörte, wurde er auf fünf Jahre zur tribunizischen Würde befördert, aber die ausschweifende Lebensart seiner Gemahlin Julia, und Eifersucht auf die Adoptivsöhne des Kaisers, Cajus und Lucius, vermochten ihn, sich mit Augustus Bewilligung nach Rhodus zu begeben. Hier lebte er ganz als Privatmann, und Julia's Ausschweifungen, die immer bekannter wurden, vermochten den Kaiser, sie von ihrem Gemahl förmlich zu scheiden. Nach fünf Jahren, als sein Tribunitium zu Ende war, ersuchte Tiberius den Augustus um Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom. Sie ward ihm zwar endlich bewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß er als Privatmann leben sollte. Indessen starben die beiden Cäsaren Cajus und Lucius bald, und Augustus nahm jetzt, nicht aus Zuneigung, sondern um einen Gehülfen in der Regierung zu haben, den Tiberius zu seinem Sohne an (4 J. vor Chr. Geb.), übertrug ihm wieder das tribunizische Amt, und nächst der kaiserlichen die höchste Gewalt. Tiberius zwang jetzt die Germanen, nach einem dreijährigen Kriege um Frieden zu bitten, stellte nach dem Unglücke des Varus das Vertrauen der römischen Legionen wieder her, und überwand die Pannonier und Dalmatier, welche sich von neuem empört hatten. Hiedurch erwarb er sich nicht nur die Ehre des Triumphs, sondern auch die Gunst des Kaisers, der ihn zu seinem Mitregenten, mit einer der seinigen gleichen Macht, ernannte. Im Jahre 14 nach Chr. Geb. folgte er dem August, und um sich völlig des Thrones zu versichern, ließ er den Agrippa Posthumus, den Enkel seines Vorgängers, welchen dieser als Sohn arrogirt, aber nachher verbannt hatte, hinrichten. Dem Senat übertrug er das Recht, die Prätoren zu erwählen, welches vorher dem Volke gebührte, und vernichtete auf diese Weise jegliche Spur der alten Volksgewalt. Obgleich seine Regierung durch die Empörungen der Kriegsheere, welche unter dem Drusus und Germanicus in Pannonien und am Rhein standen, beunruhigt ward, so zeigte er sich doch furchtlos. Den Consuln bewies er die größte Achtung, und verlangte, wenn sie bei der Armee waren, daß sie nicht mit ihm, sondern blos mit dem Senat verhandeln sollten. Dadurch versteckte er schlau seine Absicht auf eine unbeschränkte Alleinherrschaft. Zugleich bewies er großen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, sorgte dafür, daß das Volk, selbst in den Provinzen, nicht durch Auflagen bedrückt wurde, und war auf keine Weise geizig; eine Tugend, welche er nach Tacitus behielt, als er alle übrigen verloren hatte. Vielmehr

var er freigebig, und suchte jedes öffentliche Unglück zu erleichtern.
Daher gehört auch die frühere Epoche seiner Regierung zu den glück-
ichsten Zeiten in der römischen Geschichte. Allein seine Gemüthsart
eigte sich bald von einer andern Seite (vergl. d. Art. Germani-
us), und eine strenge, gefühllose Tyrannei wurde der Hauptcharak-
er seiner Regierung. Er wurde im höchsten Grade eifersüchtig auf
eine Gewalt; die peinlichen Anklagen vermehrten sich; Spione wur-
en gehalten und belohnt, und jegliches Jahr ward durch das unglück-
iche Schicksal berühmter Personen bezeichnet, die schuldig oder nicht
chuldig bestraft wurden. Das Unglück wurde noch größer, als Ti-
erius sein ganzes Vertrauen dem verabscheuungswürdigen Sejanus
chenkte. (Vergl. auch Drusus und Sejanus.) Sehr weise be-
rug sich aber Tiberius, als eine Provinz von Spanien ihm und sei-
ner Mutter Livia einen Tempel errichten wollte. In einer sehr schönen
(von Tacitus aufbewahrten) Rede erwiederte er: er halte sich für ei-
nen bloßen Sterblichen, sey allen menschlichen Schwächen unterworfen,
und fühle sich hinlänglich geehrt, unter den Menschen einen Platz zu
behaupten. Er wünsche, daß der Nachwelt diese seine Gesinnungen
und werden, und daß seinem Andenken kein anderer Ruhm wider-
ahren möge, als daß er die Pflichten seines Berufs auf eine würdige
Weise erfüllt habe. Im J. 26 nach Chr. Geb. verließ er Rom, wo-
hin er nie wieder zurückkehrte, und machte eine Reise durch Campa-
nien, begleitet von einigen vornehmen Personen und Gelehrten, be-
onders Griechen, in deren Gesellschaft er sich mit Tändeleien belu-
tigte; denn ernsthafte und ehrenvolle Beschäftigungen waren ihm zu-
wider. Als er auf dem festen Lande keinen Ort fand, der seiner fin-
stern menschenfeindlichen Gemüthsstimmung zusagte, begab er sich nach
der Insel Caprea, die in der Bai von Neapel liegt, von rauhen
Felsen umschlossen wird, aber schön in ihrem Innern ist, und ein
ehr herrliches Clima hat. Hier verlebte er seine übrigen Jahre in
den schändlichsten Ausschweifungen, die Menschen hassend, und bloß
durch seine Grausamkeiten bekannt. Sein früherer Grundsatz war:
„man möge mich hassen, wenn man mich nur achtet!" aber jetzt war
r damit zufrieden, nicht weniger gehaßt als verachtet zu seyn. In-
essen sank er doch nicht zur äußersten Gleichgültigkeit gegen guten
Ruf und Rechtlichkeit herab, und bewies bei einer Feuersbrunst, welche
inen Theil Roms verzehrte, unaufgefodert eine lobenswerthe Freige-
igkeit. Seine Mutter Livia starb (29 Jahre nach Chr. Geb.), und
er Senat zu Rom wollte ihr die göttliche Ehre zuerkennen, welches
Tiberius aber verbot. Dies wurde ihm mit Unrecht als Undankbar-
eit ausgelegt; es war bloß Beweis seiner vernünftigen Ansicht. Je-
er Todesfall war übrigens für seine Handlungsweise von den schlimm-
ten Folgen. Sejanus ward jetzt allmächtig. Dieser bewirkte die Ver-
annung der Agrippina (der Witwe des Germanicus) nach der Insel
Pandataria und ihres Sohnes Nero nach der Insel Pontia, wo der
etztere bald darauf starb. Agrippina's zweiter Sohn Drusus wurde
n ein enges Gefängniß gebracht, worin er einige Jahre nachher Hun-
ers starb; und die unglückliche Mutter hatte ein ähnliches Schicksal.
Der Ueberrest seiner Regierung zeigt nichts als ein widerliches Gemälde
chändlichen Sklavensinns auf Seiten des römischen Senats, und der
espotischen Grausamkeit dieses Tyrannen. Er wurde von den mar-
erndsten Gewissensbissen geplagt, aber unter diesen schrecklichsten Ge-
ühlen und den gräßlichsten Handlungen gab er auch wieder Beweise
on Einsicht und Aufmerksamkeit auf das öffentliche Wohl. Rom war

durch Schulden und Wuchergeist in seinem Innern zerrüttet; Tiberius hob dies Uebel, indem er eine große Summe zu einer Bank niederlegte, woraus Jeder gegen Sicherheit auf drei Jahre Capitalien ohne Zinsen erhalten konnte. Bei einer zweiten großen Feuersbrunst bewies er sich gleichfalls sehr freigebig gegen die verunglückten Römer. Zuletzt verließ er seine Insel, bewohnte ein Landgut, welches dem Lucullus gehört hatte, nicht weit vom Vorgebirge von Misenum. Dort versank er den 16. März (nach Chr. Geb. 37 J.) in einen todesähnlichen Zustand, und Cajus, sein Enkel, der Sohn seines Adoptivsohnes Germanicus, wollte schon von dem Reiche Besitz nehmen, als Tiberius vom Todesschlummer erwachte; allein Macro, der prätorische Präfect, ließ ihn mit Betten ersticken. Er starb im 78. Jahre seines Alters, und im 23sten seiner Regierung, allgemein verwünscht. Indeß hat der Abscheu gegen seine Verbrechen vielleicht zu sehr seine löblichen Eigenschaften verdunkelt.

Tibet, auch **Tangut**, bei den Eingebornen Puekoachim (das nördliche Schneeland), bei den Chinesen Dschan (das Westland) genannt, ist ein den Europäern noch wenig bekanntes Alpenland in Asien, eins der höchsten Länder Asiens und vielleicht der ganzen Erde, welches vom 26° bis 35° der Nordbreite und vom 91° bis 120° der Länge liegt und ostwärts an China, südwärts an Hindostan, Ava und andere Länder der Halbinsel jenseit des Ganges, westwärts an Kaschemir, Nepal rc., und nordwärts an die große Sandwüste Koby, die es von der Bucharei trennt, gränzt. Man schätzt die Größe desselben bald zu 18,000 bald zu 27,000 Q.M., welche Ungewißheit von der wenigen Bekanntschaft mit diesem Lande herrührt, welche sich fast bloß auf die südlichen und westlichen Umrisse desselben beschränkt. Daß Tibet eins der höchsten Länder Asiens ist, folgt aus der Menge der größten Ströme Süd- und Ostasiens, die daselbst ihre Quellen haben, als der Indus, Ganges, Burrempuler, der Kukian, Irawatti, der Menam Kom und der Yang-tse-kiang. Von der südlichen Gränze erstreckt sich das Himmallehgebirge, nach den neuesten Entdeckungen der Britten das höchste der Erde, welches sich nordwestlich zieht, wo es unter dem Namen Hindukusch nach Kabul und unter dem Namen Mustag in die Dschagatai sich erstreckt. Ferner ist hier das hohe Gebirge Kantaisse, welches die Europäer fast nur dem Namen nach kennen. Ueberhaupt streichen parallel mit einander große Gebirgsketten durch das ganze Land, über die man nur durch die schwierigsten Alpenpässe zu den Hauptorten des ganzen Landes gelangen kann. Rimola, Landur, Kambala sind einige Namen dieser Gebirgszüge. Außer den Hauptthälern, welche die oben genannten großen Ströme bilden, ist Tibet mit unzähligen tiefen und engen Querthälern und Wasserbetten in hundertfachen Windungen durchzogen, welche alle Communication unmöglich machen würden, hätte man nicht überall durch Kunst sie bewirkt. Die schmalen Wege laufen oft an schauderhaften Abgründen hin, in welche das Wasser von den hohen Bergen mit fürchterlichem Getöse herabstürzt. Hängebrücken aus Baumzweigen und Balken verbinden oft die getrennten Felsen. Die Thäler sind reich an erhabenen Naturscenen. Wegen dieser hohen Lage und der hohen Gebirge, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind, ist das Clima weniger warm, als man es nach der südlichen Lage vermuthen sollte, ja selbst die Winterkälte ist strenger, als man sie gewöhnlich in Europa kennt. Ungeachtet dieser gebirgigen Beschaffenheit und des rauhen Clima's ist Tibet nicht arm an schätzbaren Pro-

ducten. Es gibt Getreide und Reiß (doch nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner), Obst, Südfrüchte, Rhabarber; die Berge enthalten viele Metalle. Sowohl aus den reichen Goldgruben, die bergmännisch bearbeitet werden, als aus dem Sand der Flüsse wird viel Gold gewonnen, aber nicht gemünzt, sondern nach dem Gewichte zum Handel gebraucht. Eins der wichtigsten Producte des Mineralreichs ist der Borar oder Tinkal, ein Mittelsalz, das in Europa als Arzenei, noch mehr aber als Schmelzmittel und zu verschiedenen chemischen Arbeiten gebraucht wird. Er wird in Tibet in mehreren Seen gefunden, in deren Wasser er aufgelöst ist, und sich nach und nach zu Boden setzt. Es fehlt auch nicht an Silber, Quecksilber, Eisen, Schwefel, Salpeter, weißem Kupfer, Steinsalz, Alaun, Blei, Bleiglanz, Marmor, Magnet &c. Unter den Thieren liefern einige bedeutende Artikel, die im Handel von Wichtigkeit sind, als das Moschusthier, welches den kostbaren Bisam oder Moschus gibt, ferner eine Art von schwarzem Rindvieh mit seidenhaarigen Schwänzen, wovon der Stier Yak und die Kuh Dhé genannt wird. Die langhaarigen, seidenartigen Schweife dieser Thiere werden im ganzen Oriente sehr geschätzt; man findet sie in Indien unter dem Namen Chowries in den Händen des niedrigsten Stallknechts und des ersten Ministers. Sie dienen als Fliegenwedel, als Schmuck für Pferde und Elephanten, und als Zierde auf den Helmen der Krieger; die Chinesen färben sie roth zu dem letztern Behuf. Die tibetanischen Schafe mit breiten vierzig Pfund schweren Fettschwänzen liefern die feinste Wolle in der Welt, woraus Shawls verfertigt werden. Die allerfeinsten Shawls werden aber von Ziegenwolle verfertigt, von welchen man ganze Heerden in Tibet findet. Zwischen den Schneegebirgen gibt es in den Thälern wilde Pferde, hier Gurkah genannt. Ueberhaupt ist die Mannichfaltigkeit von Wildpret, von Raubthieren und von Heerden sehr groß; daher ernähren sich auch die Tibetaner vorzüglich von den Producten ihrer Viehzucht. Die Einwohner überhaupt sind nicht ohne Cultur, treiben fleißigen Ackerbau, ziehen in ihren Gärten vortreffliches Obst, verstehen den Bergbau, verfertigen metallene Götzenbilder, Zierathen für die Tempel, Waffen, Wollenzeuge &c., haben eine Menge musikalischer Instrumente, viele Schriften, die sich aber größtentheils auf ihre Religion beziehen, und betreiben seit alten Zeiten die Buchdruckerkunst, jedoch haben sie keine beweglichen Lettern, sondern die Buchstaben sind, wie in China, in hölzerne Tafeln eingeschnitten. Die Landesreligion ist die lamaische oder buddhistische, welche zwei Oberhäupter, Dalai-Lama und Bogdo-Lama, und eine zahlreiche Clerisei mit vielen Klöstern, auch Nonnenklöstern hat. Ja die Missionäre fanden in dieser Religion eine Dreieinigkeit, die Taufe, die Beichte, den Rosenkranz, einen Himmel voll Heiliger und eine Hölle mit Teufeln angefüllt. Der Dalai-Lama wird für den eingefleischten Fo oder Buddha gehalten, dessen Seele nach seinem Tode in einen andern übergeht und wiedergeboren wird, und auf diese Art unsterblich fortregiert; denn die weltliche Macht ist mit der geistlichen in einer und derselben Person vereinigt. In dem eigentlichen Tibet (man theilt es nämlich in den nördlichen Theil, das eigentliche Tibet, und in den südlichen Theil, Butan) ist die Regierung in den Händen des Dalai-Lama (welcher in dem großen Kloster Putala bei der Hauptstadt des Landes, Lassa, seinen Aufenthalt hat) und des Bogdo-Lama, Teschu-Lama, welcher in der Stadt Tischulumba sich aufhält. Der südliche Theil, Butan, wird vom Rajah-Darb, auch einem Lama, regiert, dessen Residenz Tassisu-

von heißt. Doch ist der chinesische Kaiser Schutzherr, und hält auch Besatzungen in den vorzüglichsten Plätzen.

Tibullus (Albius), einer der vorzüglichsten römischen Dichter aus der goldenen Zeit der römischen Literatur. Von seinem Leben ist wenig bekannt; nur so viel weiß man, daß er zu dem Ritterstande gehörte, im J. 711 nach Erb. Roms geboren war, und ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben im J. 735 oder 736 in der Blüthe seines Lebens starb. Noch haben wir von ihm eine Sammlung **Elegien** in vier Büchern (von denen jedoch das 4te mehrere Stücke enthält, die man ihm abspricht), die zu den vorzüglichsten Gedichten gehören, die uns in dieser Gattung aus dem classischen Alterthume übrig geblieben sind. Tibulls Elegien übertreffen die des Propertius durch liebliche Einfalt, und ihre gefühlvolle Herzlichkeit artet nicht in seichtes Geschwätz aus, wie dies bei Ovid nicht selten geschieht. Darum gebührt ihm billig der Kranz unter den römischen Elegiendichtern. Die besten Ausgaben des Tibullus sind von Brockhousius, Volpi, Heyne und Huschke. Die beste deutsche Uebersetzung ist von J. H. Voß, der auch den Text kritisch berichtigt hat und das 3te Buch einem gewissen Lygdamus beilegt. Eine neuere ist von Bauer zu Regensburg mit Text, Lebensbeschreibung, prüfenden und erläuternden Anmerkungen, Lpz. 1816, 8. erschienen.

Tibur, eine der ältesten und ansehnlichsten Städte **Latiums**, am Flusse **Anio** (jetzt **Teverone**), da wo jetzt **Tivoli** liegt, in einer quellenreichen, anmuthigen Gegend. Kaiser Hadrian hatte hier eine prächtige Villa, aus der wir noch viele Alterthümer besitzen.

Tickel (Thomas), ein achtungswerther englischer Dichter, Sohn eines Geistlichen in Cumberland, geboren zu Bridekirk unweit Carlisle 1686. Er studirte 1701 zu Oxford, wo er 1707 Magister wurde. Späterhin kam er nach London, wurde mit Addison bekannt, und nahm an dem **Zuschauer** und dem **Aufseher** als Mitarbeiter Antheil. Als Addison Staatssecretär wurde, erhielt Tickel die Stelle als Untersecretär, und wurde 1725 zum Secretär der Oberrichter von Irland ernannt, und diesen einträglichen Posten behielt er bis zu seinem in Bath 1750 erfolgten Tode. Tickel gehört zu den englischen Dichtern des zweiten Ranges. Wenige seiner Zeitgenossen kommen ihm in Hinsicht der Schönheit der Diction und des harmonischen Versbaues gleich; und wenn seine Gedichte auch keinen sehr erhabenen Schwung haben, so zeichnen sie sich doch durch Würde und Gedankenfülle vortheilhaft aus. Wir verdanken ihm eine sehr gute Ausgabe von Addisons Werken, welche er mit dem Leben dieses Schriftstellers und einer sehr schönen Elegie auf dessen Tod begleitet hat. Tickels eigene Werke bestehen in lyrischen, elegischen und satirischen Stücken. Seine Ballade „Colin and Lucy," eines der geistreichsten und erhabensten Gedichte dieser Gattung, ist auch in deutscher Sprache nachgebildet worden. Die meisten Aufsätze über ländliche Poesie im Spectator und Guardian werden ihm gleichfalls zugeschrieben.

Tieck (Ludwig), Doctor der Philosophie, geb. zu Berlin 1773, gehört mit den beiden **Schlegeln** zu den Hauptbildnern jener Revolution im Gebiete der Kunst und Poesie, deren Spuren noch jetzt sichtbar sind. Es ist viel über die sogenannte **neue** Schule und ihre Stifter geschrieben, gesagt und geschwatzt worden; indessen findet man das beste darüber im zweiten Theile des trefflichen Werks von **Steffens** über die gegenwärtige Zeit. Wenn die beiden Brüder **Schlegel** besonders als Kritiker siegreich auftraten, so wirkte Tieck vor-

gegen in seiner frühern Periode mehr als lebendiger, oft auch als polemischer Dichter. Seine Freundschaft mit dem zu früh verstorbenen Wackenroder fällt in die Schul- und Universitätsjahre, die er in seiner Vaterstadt und in Halle zubrachte. Das Studium der bildenden Künste, so wie der altdeutschen Poesie und der modernen Literatur, beschäftigten den Jüngling, und er gab theils in Verbindung mit seinem Freunde Wackenroder, theils für sich selbst frühe Proben davon. Zu bemerken ist, daß sich Tiecks darstellendes Talent auch in der technischen Form nie zum Alterthume hingeneigt hat, wenn wir ein sapphisch-lyrisches Gedicht im Schillerschen Musenalmenache auf 1799, und einige metrische Spiele in Hexametern und tragischen Trimetern (im Zerbino und im Phantasus) ausnehmen, die indessen nur als Parodien gelten können. Sein erstes Werk möchte der William Lowell seyn (Berlin 1795), welcher jetzt in einer neuen bereicherten Ausgabe erschienen ist. Hier zeigte sich ein etwas düsterer Geist, welcher noch nicht zur Klarheit gekommen war. Die Scene spielt größtentheils in Italien, und alles endet tragisch. In demselben Jahre erschien Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten, Berlin 1795; der Vorläufer von Peter Lebrechts Volksmährchen in mehrern Bänden, Berlin 1797, welche zum Theil durch echt phantastische Darstellung, zum Theil durch kecken Aristophanischen Witz ergötzten, und bald durch eine Recension von A. W. Schlegel in der jenaischen Literaturzeitung (die in den Charakteristiken und Kritiken wiederholt ward), so wie durch ebendesselben spätere Bemerkungen im ersten Stücke des Athenäums hervorgehoben wurden, so daß sich nun die Aufmerksamkeit des Publicums allgemeiner auf den Verfasser hinlenkte. Schon jetzt, vorzüglich im Blaubart, und noch mehr im gestiefelten Kater, zeigte sich Tiecks polemische Tendenz. Er kämpfte muthwillig scherzend nicht ohne Glück gegen die moderne Aufklärung und gegen die gemeine prosaische Ansicht der Poesie; und man kann wenigstens behaupten, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Ein merkwürdiges Buch, welches besonders in der Kunstwelt von Rom viel Aufsehen machte, waren die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Berlin 1797, ursprünglich von Wackenroder, an welchen jedoch auch Tieck einigen Antheil hatte. Dasselbe gilt von den Phantasien über die Kunst, Hamburg 1799, in welchen Tieck den Nachlaß seines Freundes Wackenroder mit eigenen verwandten Aufsätzen vermehrt herausgab. In diesen Schriften der beiden Freunde, so wie in Franz Sternbalds Wanderungen, Berlin 1798. 2 Theile (die auch neu erschienen sind) sprach sich ein eigenes religiöses Gemüth, eine andächtige Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbstgefälligen Kennerei und Coquetterie mit dem Schönen und Erhabenen widersetzt. Auch im letztgenannten Kunstromane, zumal wenn man auf die Erfindung sieht, gehört dem verstorbenen Wackenroder ein Theil des Werks, namentlich im ersten Bande; denn in mehrerern, zum Theil erotischen Stellen des zweiten Bandes ist eine Verschiedenheit des Tons sichtbar. Uebrigens findet man in diesen Schriften, so wie in den bereits angeführten Volksmährchen, manche Lieder und andre kleine Gedichte, in welchen sich ein wahres herzliches Gefühl in bald höhern, bald bescheidenern Farben offenbart. Göthe hat also wohl im zweiten Theile seiner Blätter über die Kunst am Rheine rc. zu hart über Tieck geurtheilt, wenn er ihm eigentliches Studium der Kunst und Kunstkenntniß überhaupt abspricht. Wenig-

stens hat sich Tieck durch seinen spätern Aufenthalt in Dresden, München, Rom, auch zum strengern Kunstrichter gebildet. — Bis jetzt hatte Tieck in Berlin, zuletzt in Hamburg gelebt, wo er sich mit einer Tochter des Pastor Alberti (desselben, welchen einst der kriegerische Melchior Göze so bitter verfolgte) verband. Dann wohnte er einige Zeit in Jena, wo er den Geistesbund mit den beiden Schlegeln, mit Novalis und andern befreundeten Naturen schloß. Jetzt erschien die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes in 4 Theilen, Berlin 1799 — 1801. Wiewohl sie in ihrer ersten Gestalt nicht Alles auf einmal leistete, so war sie doch im Ganzen, wenn man die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenkt, eine große wohlgelungene Unternehmung, und man fand sich im Totaleindrucke ganz befriedigt. Der Uebersetzer hat auch den äußern poetischen Bestandtheil des unsterblichen Werks mit gewissenhafter Treue behandelt. Dieser Uebersetzung folgten die romantischen Dichtungen in zwei Theilen, Jena 1799 und 1800. Der erste Theil enthält den Zerbino, oder die Reise zum guten Geschmack, als Fortsetzung des gestiefelten Katers. Die Verspottung der materiellen antipoetischen Denkungsart geht in demselben Geiste durch das Ganze; zugleich aber spiegelt sich darin eine Verehrung der romantischen Poesie in allen ihren Färbungen. Die Genoveva im zweiten Theile spricht das Gemüth des Lesers noch reiner und lebendiger an. Dieses Trauerspiel, welches freilich bei seinem großen Umfange nie aufgeführt worden, ist architektonisch gebildet. Zugleich zeigt sich hier die Kindlichkeit des Dichters, welcher die Poesie so gern zur ursprünglichen Quelle der alten Fabel zurückführt, im Bunde mit jener höhern geisterbezwingenden Kraft, welche auch musikalisch wirkt. Ueberhaupt war diese Blüthenperiode sehr reich an dichterischen Hervorbringungen von Tieck. In demselben Jahre (Jena 1800) erschien der erste Jahrgang seines poetischen Journals in zwei Stücken. Im ersten Stücke sind manche gelungene Parodien auf nachahmende Bewunderer unverkennbar. Das zweite Stück beginnt mit Briefen über Shakspeare, welche nur zu bald abbrechen, und endet mit Sonetten an die Freunde, unter welchen vorzüglich die an Wackenroder schön und rührend sind. Mit dem Shakspeare hatte sich Tieck schon früher beschäftigt; namentlich haben wir von ihm eine Bearbeitung des Sturms, nebst einer Abhandlung über Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren, Berlin 1796. Auch dichtete er damals in Gozzi's Geiste ein musikalisches Mährchen: das Ungeheuer und der verzauberte Wald, Bremen 1800. Es ist aber eine wahrhafte Oper daraus geworden; auch die Vorrede enthält viele geistreiche Bemerkungen über diese so oft verkannte Dichtungsart. In den Jahren 1801 und 1802 hielt er sich in Dresden auf, wo eben auch sein Freund F. Schlegel lebte, und wo ihn die Kunstschätze, die Bibliothek, die schöne Natur mächtig anzogen. Hier gab er gemeinschaftlich mit A. W. Schlegel in Verbindung mit mehreren Dichtern den Musenalmanach auf das Jahr 1802 (Tübingen bei Cotta) heraus, welcher viele unverständige Beurtheiler, aber auch viele Freunde unter der empfänglichen Jugend fand. Mehrere Gedichte von Tieck, z. B. die Zeichen im Walde, eine Romanze, in welcher ein glücklicher Gebrauch von der Assonanz gemacht war, die Sanftmuth u. a. zeigten das frischeste Leben und eine Tiefe, die, wiewol sie oft an das Mystische streift, doch die zartesten Geheimnisse der Poesie leise enthüllt. Hierauf lebte er theils in Berlin, theils auf einem Landgute

ei Frankfurt an der Oder in poetischer Muße. Die Minnelieder us dem schwäbischen Zeitalter in einer etwas freien Bearbeitung er- hienen in Berlin 1803 mit einer sehr lesenswerthen Vorrede, die ater andern auf die ältern Nationalgedichte der Deutschen zurückging, nd das Verhältniß der schwäbischen Dichter zu den Provenzalen und Petrarca bestimmte. Im Jahre 1804 kam endlich der längst er- wartete Kaiser Octavianus in zwei Abtheilungen heraus. Der rolog: Aufzug der Romanze, bereitete zum Genusse dieser Nachbildung des alten Mährchens vor, in welcher sich jedoch der Dich- r frei bewegt, und den Cyclus des Romantischen abgeschlossen hat. Mit F. Schlegel gab er die Schriften von Novalis in zwei Bänden heraus, Berlin 1805. Die Vorrede und die Nachrede zum einrich von Ofterdingen gehören ihm an. Jetzt war Tieck im gelob- en Lande der Kunst, in Italien. In Rom besonders beschäftigte r sich in der vaticanischen Bibliothek mit der altdeutschen Literatur, von welchen Forschungen wir noch manche Ausbeute erwarten dürfen. Gegen das Ende des Jahrs 1806 kehrte er von Rom nach Deutsch- land zurück, und wandte sich nach München, wo er sehr schmerzlich n körperlichen Uebeln, vorzüglich an der Gicht litt, so daß er die Bäder brauchen mußte. Es folgte nun, als er wieder das alte ländl- che Leben in der Gegend von Frankfurt a. d. O. liebgewonnen hatte, ine ziemlich lange Pause, in welcher er sich jedoch, bei allen Schmer- en über die Zeit und über die traurige Lage seines Vaterlandes, zu rößern literarischen Unternehmungen, namentlich zu einem umfassen- en Werke über Shakspeare, vorbereitete. In den Jahren 1811 nd 1816 erschien das altenglische Theater in zwei Bänden, in welchem unter andern Stücke, die dem Shakspeare gewöhnlich abge- prochen werden, so wie frühere Bearbeitungen älterer Dramen von emselben Meister übersetzt sind. Der Phantasus in drei Bänden, welcher zu Berlin 1814 ff. erschien, enthält frühere Erzählungen und ramatische Spiele in verbesserter Gestalt aus den Volksmährchen, ber auch manches Neue. Das Ganze ist mit Gesprächen geistreicher Freunde und Freundinnen durchflochten, deren Charaktere kunstreich ehalten sind, und deren Unterhandlungen über wichtige Gegenstände es Lebens, der Kunst und Poesie eben so lehrreich als ergötzlich sind. Endlich hat er in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienste Tübingen 1815) einen Minneroman in alter eigenthümlicher Form ufgestellt, und ein altdeutsches Theater (bis jetzt 2 Bde) herauszu- eben begonnen. Die versprochenen altdeutschen Gedichte er- warten wir noch. In London, wo er (1818) von englischen Dich- ern und Gelehrten mit großer Achtung aufgenommen wurde, hat er ie kostbarsten Sammlungen zu einem größern Werke über Shakspeare ngelegt. Gegenwärtig (Winter 1819) lebt er in Dresden. — Wenn wir die Laufbahn dieses Dichters, die noch nicht geendet ist, betrach- en, so finden wir in Tieck ein frisches schönes Gemüth, eine Früh- ingsnatur, einen wahrhaft romantischen Genius, welcher sich die süd- iche Poesie, selbst in ihren Formen, angeeignet, doch sich auch mit inniger Liebe dem Norden zugewandt hat.

Tiedge (Christoph August), der unter den Dichtern Deutsch- lands einen ausgezeichneten Ruhm behauptet, ward 1752 zu Garde- legen in der Altmark geboren. Sein Vater war hier Rector der Stadtschule, ward aber wenige Jahre darauf als Conrector an das Gymnasium zu Magdeburg versetzt, wo er 1772 gerade in dem Zeit- punkte, als jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte,

starb, und eine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. — Tiedge, der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines dreijährigen Aufenthalts zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Nach vollendeten Studien ging er 1776, die juristische Laufbahn bei Seite lassend, nach Elrich, in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädt'schen Familie als Hofmeister. Hier in einer herrlichen Gegend, gar bald in nähere Bekanntschaft getreten mit dem liebenswürdigen Dichter Gökingk, lebte er mehrere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn in Verbindung brachten mit Gleim und Klamer Schmidt. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke. Die ersten dichterischen Versuche Tiedge's, unter denen auch eine Operette in der damals beliebten Weißeschen Manier ist, stehen in der Zeitschrift Olla Potrida; auch findet man von den namhaft gemachten Jahren an seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und von Voß herausgegebenen Musenalmanachen. — Nachdem Tiedge im Sommer 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, folgte er bald dessen Einladung, und zog nach Halberstadt, wo er in ununterbrochener Verbindung mit seinem Gleim und mit Klamer Schmidt lebte. 1792 ging er zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsecretär, und blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn bei dessen nachgelassener Familie, mit der er nach Reinstädt bei Quedlinburg zog. Er ging dann mit der Frau von Stedern im Anfange des Jahres 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Mathisson und von Köpken glückliche Tage verlebte, kehrte aber wieder zu dem Landsitze zurück, dessen Umgebung er in vielen seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg u. s. f.) besang. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau von Stedern bestimmten sie das benachbarte Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (1798). Tiedge begleitete seine Freundin und ihre zwei Töchter, deren Erziehung und Bildung er sich zum Beruf machte, dorthin, wo sie im Frühjahre 1799 nach einem langwierigen Krankenlager starb. Zwar hatte sie, vor ihrem Tode, durch testamentarische Verfügungen für Tiedge's bürgerliche Subsistenz gesorgt; zwar hatte er durch Gleims Vermittelung am Domstifte zu Halberstadt schon 1793 eine kleine Vicariatspräbende (ein Domcommissariat) erhalten, aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo alles ihn mit schmerzlichen Erinnerungen erfüllte. Er resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngern Bruders, machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschland, und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und zu Berlin auf. In dieser Stadt traf er wieder zusammen mit der Frau von der Recke, seiner Freundin, welche gleich ihm die Liebe zur Dichtkunst und zu allem Hohen und Schönen der Geistesbildung durchs Leben begleitet. Tiedge ward ihr Hausgenosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805 — 1808), und lebt als treuer Lebensgefährte bei und mit der würdigen Matrone, die, durch körperliche Leiden und reiche Erfahrungen bestimmt, ihren Lebenskreis auf eine fruchtreiche Häuslichkeit beschränkt, gewöhnlich den Winter hindurch zu Berlin, in den Sommermonaten in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Carlsbad und auf dem Landgute der Herzogin von Curland, zu Löbichau bei Altenburg. Tiedge erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch die Bemühungen Gleims,

Jacobi's, Klamer Schmidts und Göckingk's mit besonderer Vorliebe in Deutschland aufgenommen wurde. Wenn die genannten Dichter, jeder nach seiner Weise, dem Weg folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistelbichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satirischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen, einen ernstern Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Hierbei offenbarte Tiedge ein tiefes reiches Gemüth und strebte nach einer Eleganz der Sprache, welche die leichte Gewandtheit der epistolarischen Mittheilung nicht beeinträchtigt. Durch so hervorstechende Eigenschaften empfohlen, trat er dann 1801 hervor mit seiner Urania, einem lyrisch = didaktischen Gedichte, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgende zahlreiche Auflagen die günstigste Aufnahme bezeugen, welche jedoch mehr die einzelnen lyrischen Theile (später von Himmel in Musik gesetzt), und die eingewebten trefflichen Episoden, Rhapsodien und Gnomen fanden, als daß das Werk als ein poetisches Ganzes angesprochen hätte. Der mit Einsicht dem Gedicht vorgesetzte Plan konnte dieses nicht beseitigen, sondern verrieth vielmehr, daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbstständig gebildet und dann nach jenem Plane zusammengestellt, nicht aus dessen lebendigem Bewußtseyn hervorgegangen sind, weshalb denn auch die Verbindungen und Uebergänge der verschiedenen Theile mehr rhetorische Gewandtheit offenbaren, als poetische Einheit und gestaltendes Leben. Selbst der rühmliche Fleiß, den Tiedge bei den neuern Ueberarbeitungen dem Gedichte widmete, konnte diesen in dem Wesen desselben liegenden Mangel nicht beseitigen; wie sich denn überall das Talent des Dichters mehr offenbart in der Ausführung, als in der Gestaltung des Ganzen seiner poetischen Productionen. — Ein zweites didaktisches Gedicht, der Frauenspiegel (1807), welches sich nach seinem Inhalte und seiner Anlage mehr hinneigt zum epistolarischen Styl, für welchen Tiedge ein so entschiedenes Talent hat, wurde, vielleicht wegen seiner Eintönigkeit, mit Kälte aufgenommen, wogegen seine Elegien und vermischten Gedichte (2 Theile 1806 und 1807) einen Beifall ärndteten, der dadurch noch ausgebreiteter wurde, daß die beliebtesten Componisten viele lyrische Stücke der Sammlung mit sehr gefälligen Musiken begleiteten. Vorzüglich unter den Elegien sind Gedichte, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindungen und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüthen der deutschen Poesie beigezählt werden können, z. B. die Elegie auf das Schlachtfeld; auch mehrere Lieder sind anerkannt trefflich. Weniger glücklich scheint der Dichter im Fache der Romanzen zu seyn; denn man wird hier oft eine malende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. — In den beiden kleinen Liederromanen: das Echo und der singende Baum, nähert sich der Dichter dem idyllischen Epos; in beiden Kränzen ist manches zarte Lied eingeflochten; doch wird gerade bei dieser Anerkennung am sichersten bemerkt, daß oft das Lied der Erzählung Eintrag thut, und dagegen die Erzählung lückenbüßende Lieder einweben ließ, die ohne diese Rücksicht eine freie Wahl würde ausgesondert haben. Auch bietet der zuletzt genannte Liedercyklus ein belehrendes Beispiel dar, daß die leiseste Ahnung des Bemühens eines Dichters, naiv seyn zu wollen, den Begriff des Naiven selbst zerstört.

Tiefe. Man versteht in der Geometrie unter Abmessung, Di-

mension, eine Linie, nach welcher die Ausdehnung einer geometrischen Größe gemessen wird. Eine Linie ist eine Größe von Einer Dimension: Länge; eine Fläche von zweien: Länge und Breite; und für die Körper erstlich tritt noch eine dritte Dimension: die Höhe oder Tiefe, hinzu. — In der Astronomie nennt man Höhe oder Tiefe eines Gestirns den zwischen dem Mittelpunkte desselben und dem Horizonte enthaltenen Bogen des Verticals.

Zielke (Johann Gottlieb), wurde 1731 auf dem nun zerstörten Schlosse Tautenburg in Thüringen geboren, wo sein Vater Justizamtmann war, der viel auf die Erziehung seiner Kinder wandte. Nach dem Tode dieses wackern Mannes lebte Zielke in der äußersten Armuth, ohne Hülfe und geltende Freunde. Seine Neigung bestimmte ihn für den Soldatenstand, obschon seine kleine Gestalt hierbei im Anstoß schien; doch wurde er (1751) als Gemeiner bei dem damaligen Infanterieregiment Prinz Clemens angenommen. Im Jahr 175[illegible] versetzte man ihn zur Hausartilleriecompagnie nach Dresden, da er in seinen frühern Verhältnissen sich durch Fleiß, gute Aufführung und Talent ausgezeichnet hatte. Hier lernte er, als Unterkanonier, die damals übliche Artillerieprobe auf Kosten des Königs, und erhielt die Erlaubniß, die Lehrstunden beim Ingenieurcorps zu besuchen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Heyne, welcher damals gräflich Brühlscher Bibliothekar war, und dessen Umgange mit ihm er geistige Bildung nicht wenig verdankt. Als im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg begann, hatte auch er das Schicksal, nach vielen qualvollen Tagen, auf der Liliensteiner Ebne bei Königstein in preußische Gefangenschaft zu gerathen. Diese Lage war ihm schmerzhafter als die Hungerzeit im Lager bei Struppen. Als Milchmädchen verkleidet, entfloh er von Pirna nach Dresden, und bald darauf von Dresden nach Warschau, fest hängend an seinem Könige, dem er Treue geschworen. Hier ward er bald durch seine Arbeiten dem Könige bekannt. Wegen seiner bewiesenen Anhänglichkeit und seiner fortdauernden musterhaften Aufführung ward er zum Feuerwerker ernannt. Er begleitete 1758 den sächsischen Prinzen Carl im Feldzuge der russischen Armee als Feldingenieur, wo er bei der Belagerung von Cüstrin und der Schlacht bei Zorndorf besonders thätig war, und späterhin zum Belagerungscorps von Colberg abgeschickt wurde. Obschon der König ihn zum Offizier machen wollte, zog Zielke, aus Begierde mehreres zu sehen und zu lernen, doch vor, mit dem Grafen Zamoyski zur österreichischen Armee zu gehen, wo er den Feldzug 1759 als Feuerwerker mitmachte. Hier war er so geschätzt, daß selbst der Feldmarschall Daun ihn ehrenvoll auszeichnete. Nachdem sich Dresden an die Kaiserlichen ergeben, schickte ihn Zamoysky mit dieser Nachricht als Courier an den Prinzen Xaver, worauf er zum Stückjunker ernannt ward. Im J. 1760 kam er in das Gefolge der Prinzen Albrecht und Clemens von Sachsen bei der österreichischen Armee, wo er alle vorfallende Gefechte mitmachte. Bei der Schlacht von Torgau erhielt er einige leichte Contusionen, worauf er von dem Könige zum Souslieutenant ernannt wurde. Sein bisheriges Benehmen bei allen Geschäften und Gefechten, verschaffte ihm ein überaus ehrenvolles Zeugniß des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen. Nach dem Frieden, als er bei Formirung der Artillerie Premierlieutenant geworden, benutzte er die ihm gewordne Muße, und schrieb 1769 den Unterricht für Feldingenieure, wofür ihm der Beifall Friedrichs II. zu Theil ward, der ihm seine Dienste anbieten ließ. Aber Zielke, der indessen

stabscapitän geworden, lehnte das Anerbieten ab. Auch die glänzenden Versprechungen und Anerbietungen, die Friedrich ihm in der Folge machen ließ, konnten ihn nicht bewegen, sein Vaterland zu verlassen. Im J. 1775 erschien das erste Stück seiner Beiträge zur Kriegskunst. Im baierschen Erbfolgekriege 1778 commandirte Tielke eine Batterie, und erhielt zugleich eine Artilleriecompagnie. Hier ward er dem Herzog von Braunschweig bekannt, der ihn so lieb gewann, daß er ihn nach Braunschweig einlud, wohin auch Tielke 1781 auf einige Wochen ging. Auch vom Herzog von Weimar und dem Kaiser Joseph erhielt er Beweise persönlicher Achtung. Er starb 1787. Wir verdanken ihm folgende Schriften: Eigenschaften und Pflichten eines Soldaten zur Prüfung derer, die es sind, und derer, die in diesen Stand treten wollen u. s. w., von einem Offizier, Dresden 1779; Unterricht für die Offiziers, die sich zu Feldingenieurs bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beiwohnen wollen, durch Beispiele aus dem letzten Kriege erläutert, und mit den nöthigen Plans versehen von Joh. Gottl. Tielke u. s. w., Dresden und Leipzig 1769, 2te Auflage, mit beträchtlichen Zusätzen, 1774, dritte Aufl. 1780, 4te Aufl. 1787, 5te Aufl. 1795; Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Kriegs von 1756—1763; mit Planen und Karten von J. G. Tielke, Freiberg, von 1775—1786.

Tierney (George), Mitglied der Kammer der Gemeinen in England, und eines der bedeutendsten Häupter der Opposition. Tierney hatte sich dem Rechtsstudium gewidmet, um Advokat zu werden; aber seine Neigung zog ihn bald zur Politik hin und er suchte ein ins Parlament zu kommen, was ihm auch 1786 gelang. Er trat sogleich zur Oppositionspartei und nahm an allen wichtigen Verhandlungen und Debatten (deren Anführung hier zu weitläuftig seyn würde) von dem ersten Augenblicke seines Eintritts ins Parlament bis auf die jetzige Zeit beständig lebhaften Antheil. Im Jahr 1798, bei Gelegenheit einer Debatte über die Vorrechte der Marine, behauptete Pitt, Tierneys Opposition habe keinen andern Zweck als den öffentlichen Dienst zu lähmen. Dieser wollte ihn über diesen beleidigenden Ausdruck zur Ordnung gerufen wissen, allein Pitt, statt nachzugeben, wiederholte seinen Satz in noch schärfern Ausdrücken. Dieser Auftritt hatte ein Duell zur Folge, bei welchem aber keiner von beiden Schaden litt. 1801 wurde er Mitglied des Addington'schen Ministeriums, das den Frieden von Amiens herbeiführte. Auch war er Mitglied des kurzen Grenville'schen Ministeriums. Tierney gilt für einen Mann von großen Talenten und einer ausgezeichneten Gewandtheit in Geschäften. Er versteht sich vollkommen auf alles, was die englischen Finanzen und die indischen Angelegenheiten betrifft, und die Minister haben sich sehr vor ihm zu hüten, da er keine Blöße, welche sie geben, ungerügt läßt.

Tiers etat nannte man ehedem in Frankreich den dritten Stand der Unterthanen. Man begriff darunter alle die Personen, welche weder zum Adel, noch zu der Geistlichkeit gehörten. Die Verachtung, womit diese beiden Classen auf ihn herabsahen, ist bekannt genug. Angesehene Stellen im Militär waren ihm eins für allemal in den letztern Zeiten der Monarchie versagt, und zu den Stellen am Hofe konnte er unter keinen Bedingungen Zutritt finden. Sogar Gelehrte von entschiednen Kenntnissen wurden in die große Masse des Tiers etat geworfen, und blieben ohne ausgezeichnete Belohnungen, wenn ihnen nicht etwa einige persönliche Verdienste, vorzüglich die Gabe des Witzes, zu Hülfe kamen. Unter den Bürgerlichen, die zum Kaufmannsstande gehörten, wurde der Banquier allenfalls noch zu

der sogenannten guten Gesellschaft gezogen; der bloße Marchand [illegible] davon ausgeschlossen, wenn nicht etwa dringende Geldbedürfnisse ei[illegible] von Adel oder von der Geistlichkeit nöthigten, ihn aufzusuchen. Di[illegible] Vorurtheile dauerten bis auf die neuesten Zeiten. Man erinnert si[illegible] noch, welches Aufsehen die Schrift von Sieyes machte, die im J[illegible] 1788 erschien, und worin die Rechte des Bürgerstandes in Frankr[illegible] zuerst gründlich untersucht wurden. Der Adel und die Geistlichkeit ha[illegible] seitdem ihre ehemaligen Vergehungen gegen diese Classe hart büßen müss[illegible] und der Bürgerstand hat sich vielleicht zu empfindlich an ihnen gerä[illegible]

Tiflis, die ehemalige Hauptstadt in der Landschaft Georgien [illegible] Asien, am Flusse Kur, und Residenz des so bekannt gewordenen Fü[illegible]sten Heraklius, jetzt die Hauptstadt in der russischen Statthaltersch[illegible] Grusien. Sie hat 4000 Häuser, und ungefähr 20,000 Einwohn[illegible] von denen die Hälfte armenische, die übrigen georgische und gri[illegible]sche, d. h. altgriechische Christen und ungefähr 100 Familien von [illegible] Mohammedanischen Religion sind. Die Stadt besteht aus drei Hauptth[illegible]len, dem eigentlichen Tiflis und Kala, auf der Westseite, und [illegible] Vorstadt Isni, auf der Ostseite des Flusses, über welchen eine ein[illegible] Brücke führt. Auf einem Berge bei der Stadt erhebt sich die Fe[illegible] Narakleu. Die Häuser sind schlecht gebaut und die Straßen so [illegible] daß in den breitesten nur ein Wagen bequem fahren kann, dahinge[illegible] in den kleinen Nebenstraßen kaum Platz für einen Reiter ist. [illegible] sind hier 15 griechische, 20 armenische und 2 katholische Kirchen, [illegible] Basars mit 704 Buden, in denen vorzüglich armenische, tatarische [illegible] georgische Kaufleute handeln; auch gibt es einige wollene, baumw[illegible]lene und halbseidene Webereien und eine Salzraffinerie. Die berühm[illegible]ten warmen Bäder sind jetzt sehr verfallen und schlecht erhalten, [illegible] findet man in mehreren noch Boden und Bekleidung von Marmor. Das Wasser ist wenig schwefelhaltig, aber beim Gebrauche sehr heil[illegible]sam. Sie haben der Stadt den Namen gegeben, die eigentlich Tbilisi, d. i. Warmstadt, heißt.

Tigranes, ein berühmter König von Großarmenien, welch[illegible] in dem letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. regierte. Von seinem Va[illegible]ter, Artarias, als Geisel an die Parther überliefert, setzten ihn dies[illegible] nach Jenes Tode wieder auf den Thron, wogegen er ihnen ein Stü[illegible] von seinem Lande abtreten mußte. Mit Mithridates (s. d. Art.) dessen Tochter, Cleopatra, er zur Gemahlin nahm, schloß er ein Bündniß gegen die Römer; und das Glück seiner Waffen, mit w[illegible] er Cappadocien eroberte, bewog die Syrer, ihn zur Besitznahme [illegible] rer Länder einzuladen. Er that dies und eroberte einen großen Theil von Cilicien und Syrien, woraus er erst nach achtzehn Jahren d[illegible] Pompejus vertrieben wurde. Er eroberte mehrere Länder, [illegible] brachte aus diesen ungeheure Beute zurück. Doch ließ er sich [illegible] Mithridates nicht wieder zu einem neuen Bündniß gegen die Röm[illegible] bewegen; er griff vielmehr die Parther an, eroberte das abgetreten[illegible] Stück Landes, und auch noch Mesopotamien und Mygdonien; nah[illegible] dann das von den Seleuciden noch besessene Stück von Syrien, und [illegible]nen großen Theil von Phönicien, und eignete sich den stolzen Tit[illegible] eines Königs der Könige an. Bald aber verlangte Lucullus [illegible] Auslieferung des aus seinem Lande vertriebenen Mithridates, welch[illegible] Tigranes bei sich aufgenommen hatte; dieser verweigerte es, und [illegible] kam zum Krieg, in welchem Tigranes geschlagen wurde, der nun de[illegible] Mithridates die Führung des Kriegs überließ. Sie wurden beid[illegible] nochmals in einer Hauptschlacht besiegt; allein im folgenden Jahre,

wo die unter den Römern ausgebrochenen Zwistigkeiten den beiden Königen zu Statten kamen, brachten diese Armenien, Cappadocien u. s. w. wieder unter ihre Waffen; doch des Tigranes Sohn empörte sich wider den Vater; dieser mußte seine Armeen theilen, er schlug den Sohn, und nöthigte ihn, nach Parthien zu fliehen. Aber eben dieses nahm nun Partei für den Sohn und fiel in Armenien ein; zu gleicher Zeit wurde Mithridates von den Römern geschlagen, zu denen auch endlich Tigranes Sohn überging. Jetzt faßte Tigranes, im Vertrauen auf die Großmuth des Pompejus, den Entschluß, diesem selbst sich freiwillig zu ergeben, und — Pompejus entsprach seinem Vertrauen. Er gab ihm einen Theil von Armenien und auch Mesoponien zurück, und da nach einiger Zeit des Tigranes Sohn aufs neue in Verschwörungen gegen seinen Vater sowohl, als die Römer sich einließ, so legte ihn Pompejus in Ketten, und schickte ihn nach Rom; der Vater Tigranes aber erhielt, wegen seiner dankbaren Gesinnung gegen die Römer, den Titel eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volks, und starb auch als solcher im 85sten Jahre seines Alters.

Tigris, einer der größten Ströme Asiens, der in Armenien entspringt, sich in mehrere Arme theilt und mit dem Euphrat vereinigt. Er bildet die östliche Gränze Mesopotamiens und führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bezeichnen und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Bei Bagdad, wo er durch mehrere Nebenflüsse verstärkt worden ist, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tilgungsfond, s. Amortisiren.

Tillotson (John), Erzbischof von Canterbury, ein berühmter englischer Kanzelredner, wurde 1630 zu Sowerby geboren. Er studirte zu Cambridge, wurde Prediger an der Lorenzkirche, erwarb sich durch seine großen Kanzelgaben, seine Rechtlichkeit, Mäßigung und Bescheidenheit viele Freunde und Verehrer, und wurde vom König Wilhelm III. nicht nur 1691 zum Erzbischof von Canterbury, sondern auch zum Geheimenrath ernannt. Er war der letzte Geistliche, welcher ins Ministerium gezogen wurde. Er war, so lange er lebte, bemüht, sowohl in Hinsicht des Lehrbegriffs, als der kirchlichen Ordnung, Ruhe und Einigkeit zu erhalten. Er erreichte aber seinen Zweck nur zum Theil, und lange nach seinem Tode, welcher 1694 erfolgte, wurde von den Eiferern seine Rechtgläubigkeit geläugnet, und selbst seine Ehrlichkeit verdächtig gemacht. Tillotson war einer der achtungswürdigen Gottesgelehrten, und erwarb sich um die Verbesserung des Kanzelvortrags große Verdienste; denn vor seiner Zeit waren die meisten Predigten der englischen Geistlichen voll scholastischer Spitzfündigkeit und gekünstelter Theologie. Zwar ist auch in seinen eigenen Predigten die Ausführung zu wenig ein schönes Ganzes, und die Schreibart kraftlos; aber es herrscht doch in ihnen allen so viel Leichtigkeit und Faßlichkeit, und eine solche Ergießung gesunden Verstandes und aufrichtiger, mit inniger Wärme verbundener Frömmigkeit, daß er mit Recht für einen der vorzüglichsten Kanzelredner, die England jemals gehabt hat, gehalten wird. Sermons by Archbishop Tillotson, London 1757, 13 Vol. 8. Ins Deutsche übersetzt von Mosheim. Seine sämmtlichen Werke, größtentheils dogmatischen und moralischen Inhalts, sind oft herausgegeben, auch London 1728 in neun Foliobänden.

Tilly (Johann Tzerklas, Graf von), einer der berühmtesten Feldherren des 17ten Jahrhunderts, geboren 1559 auf der Herrschaft Tilly im Lüttichschen, war in seiner Jugend Jesuit, und trat nachher

in spanische, darauf in kaiserliche, und späterhin in baiersche Kriegsdienste. Er hatte sich unter Alba, Requesens, Don Juan und Alex. Farnese, in den Niederlanden zum Feldherrn gebildet. Geschwindigkeit und Nachdruck bezeichnen seine Strategie. Herzog Maximilian von Baiern ernannte ihn zu seinem Generalfeldmarschall; zugleich wurde er Oberfeldherr des ligistischen Heeres. Er zeichnete sich in der Schlacht von Prag (8. Nov. 1620) ruhmvoll aus. Hierauf trennte er durch künstliche Märsche die Heere Mannsfelds und des Markgrafen von Baden, schlug diesen bei Wimpfen am Neckar, vertrieb 1622 den Herzog Christian von Braunschweig aus der Pfalz, schlug ihn (den 2. Juli 1622) bei dem mainzischen Städchen Höchst, und in dem dreitägigen Gefecht (4 — 6ten Aug. 1623) bei Stadtloo im Münsterschen, wofür er von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Im J. 1625 erhielt Tilly den Oberbefehl gegen den König Christian IV. von Dänemark, der das Heer des niedersächsischen Kreises befehligte, und gewann (27. Juli 1625) einen vollständigen Sieg bei Lutter am Barenberge. Hierauf wußte Wallenstein, Tilly's persönlicher Feind, diesen zu bestimmen, daß er gegen Holland zog, und ihm die Verfolgung des Königs überließ. Endlich im Mai 1629 nöthigten beide Feldherrn den König von Dänemark zu dem schmachvollen Frieden von Lübeck (s. Dreißigjähriger Krieg). Nachdem aber Wallenstein im J. 1630 den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen hatte abgeben müssen, wurde Tilly zum Generalissimus ernannt. Seine bedeutendste Unternehmung war die Belagerung Magdeburgs, welches er, noch ehe Gustav Adolph heraneilte, den 10. Mai 1631 mit Sturm nahm. Die Gräuelthaten, welche dort von Isolani's Croaten und Pappenheims Wallonen geschahen, bleiben ein Flecken in seiner Lebensgeschichte. Einige ligistische Offiziere erbaten sich von Tilly den Befehl, dem Plündern Einhalt zu thun. Kalt antwortete ihnen Tilly: „In einer Stunde kommt wieder, ich will dann sehen, was zu thun ist. Der Soldat will für Müh' und Gefahr auch etwas haben!" Am 14. hielt er seinen Triumpheinzug in die verbrannte Stadt. „Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung, schrieb er seinem Herrn, wäre keine solche Victoria mehr geschehn." — Gustav Adolph von Schweden ging hierauf über die Elbe, und drang in Sachsen vor, wo Tilly bei Leipzig in einem verschanzten Lager stand, Verstärkungen erwartend; allein Pappenheims Ungestüm nöthigte ihn, die Schlacht (7. Sept.) anzunehmen. Zwar schlug er die Sachsen auf dem linken Flügel des schwedischen Heeres in die Flucht; aber er selbst, bisher 36mal Sieger, wurde gänzlich geschlagen, dreimal verwundet, und konnte nur mit Mühe nach Halle entkommen. Darauf sammelte er ein neues Heer, trieb die Schweden aus Bamberg, und verschanzte sich bei Rain am Lech, um dem Feinde das Eindringen in Baiern zu verwehren. Aber Gustav täuschte ihn, und ging über den Strom, wobei ein mörderischer Kampf entstand, in welchem eine Kugel Tilly'n den Schenkel zerschmetterte. Er starb wenige Tage nachher zu Ingolstadt d. 30. April 1632. Tilly war von mittlerer Statur, und hatte eine höchst abschreckende Gesichtsbildung. Auch als Soldat behielt er noch seine Mönchssitten bei, und Gustav Adolph nannte ihn wegen seiner Strenge, Roheit und Pünktlichkeit den alten Corporal. Er war überaus nüchtern und enthaltsam, haßte Aufwand und äußere Ehrenbezeigungen. Auch nahm er von dem Kaiser kein baares Geld an, und hinterließ daher nur ein unbedeutendes Vermögen. Er war ein eifriger Verehrer und Vertheidiger der catholische Religion, und im Kriege

eben so gewandt und listig als grausam. Doch macht auch folgender Zug seinem Charakter Ehre. Als die Häupter der böhmischen Insurgenten, im Vertrauen auf des Kaisers Langmuth, am Ende des J. 1620, nach Prag und überhaupt in ihre Heimath zurückgekehrt wa- :en, ließ er sie wiederholt in der Stille warnen, vor dem nahe be-)orstehenden Eintreffen der kaiserlichen Strafbefehle zu fliehen. Die Belehnung mit dem Fürstenthume Calemberg schlug er uneigen- nützig aus.

Tilsiter Frieden. Die Schlacht bei Friedland am 14ten Juni 1807, auf ausdrücklichen Befehl Alexanders vom General Bennigsen geliefert, endigte mit einer gänzlichen Niederlage, und mit hr war Preußens letzte Hoffnung gescheitert, auch der nordöstliche Winkel des unglücklichen Landes dem siegenden Feind eingeräumt. Die russische Armee war zu schwach, zu zerrüttet, um noch eine Schlacht mit Hoffnung eines glücklichern Erfolges auf dem eignen Grund und Boden zu liefern. Schon standen die Franzosen am Nie- nen, und rüsteten sich zum Uebergange, als Alexander den 18ten Juni an den Großherzog von Berg die Einladung zu einem Waffen- stillstande machte. Napoleon nahm ihn willig an. Auch sein Heer)atte gewaltig durch die Schlachten von Eylau und Friedland, durch die steten Gefechte im Mai und Juni, durch die Belagerung von Danzig verloren, und je weiter er vorrückte, desto mehr verlor er m innerer Kraft. Dazu kam, daß er auf Oesterreich ein beobach- endes Auge werfen mußte, welches bei einer Niederlage von seiner Seite wohl gern zu den Waffen gegriffen hätte, und ein Feldzug nach Rußland ihm damals minder leicht erscheinen mochte, als fünf Jahre später, besonders da noch einige Festungen in Schlesien stan- en, Colberg nicht erobert war, Schill und Blücher täglich drohen- ere Bewegungen in Pommern machten. Da nun auch das russische Kabinet über Englands Unthätigkeit klagte, und keine Subsidien er-)telt, so kam eine Annäherung zwischen dem französischen und russi- chen Monarchen um so schneller zu Stande, da beide persönlich auf em Niemen unter dem Zujauchzen beider an den Ufern aufmarschirten Heere auf einem dazu vorgerichteten Floße (25. Juni) zusammen- amen. Die Stadt Tilsit ward von Napoleon für neutral erklärt, md das Hauptquartier aller Monarchen, namentlich auch des preu- ischen Königs, kam vom 28sten an dahin, um die Friedensunter-)andlungen zu beschleunigen. Auch die Königin von Preußen begab ich, von Napoleon eingeladen, nach Tilsit. Den 7ten Juli ward der Friede von Talleyrand, Kurakin und Labanoff Rostowsky, Kalkreuth md Golz, zu Stande gebracht. Es handelte sich leider nur um die Länder eines unglücklichen Monarchen, der allein keine Kräfte hatte, ie dem Sieger zu entreißen, und der die eine Hälfte davon hingeben nußte, um die andere Hälfte unter den drückendsten, kaum erfüll-)aren Bedingungen zurückzuerhalten; schon die Bemerkung war sehr)art, daß er diese Hälfte nur aus Achtung für den russischen Kaiser urückerhalten solle. Genug, der Friede zwischen Napoleon und Alexander bestimmte außer der Einstellung aller Feindseligkeiten: . daß die 1772 von Polen abgerissenen Provinzen ein neues Her- ogthum **Warschau** bilden sollten; daß 2. **Danzig** mit einem Um- reise von zwei Lieues zu einem Freistaate unter Preußens und Sach- ens Schutz gemacht würde; daß 3. der König von Sachsen, welcher Herzog von Warschau würde, eine Militärstraße dahin bekäme; daß ļ die Herzoge von Meklenburg, Oldenburg, Coburg wieder in den

Besitz ihrer Länder vom französischen Kaiser gesetzt, dagegen die Brüder desselben, Hieronymus als König von Westphalen, Joseph als König von Neapel, Ludwig als König von Holland vom russischen Kaiser anerkannt, und 5. das Königreich Westphalen aus den jetzt von Preußen abgetretenen Provinzen, am linken Elbufer gelegen, mit einigen andern von ihm eroberten Ländern, Braunschweig, Hessen, gebildet werden sollte. Zugleich trat 6. Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab, und versprach 7. seine Truppen aus der Moldau und Wallachei zurückzuziehen, und mit der Pforte unter Napoleons Vermittelung Frieden zu schließen. Dagegen erhielt Rußland vom preußischen Polen die Provinz Bialystock, 206 Q. M. mit 184,000 Einw. Uebrigens räumten noch die Russen in Folge des Tilsiter Friedens Cattaro. In einem geheimen Art. versprach Rußland, sich gegen England für die Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flagge mit Frankreich zu verbinden, und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben System zu bewegen. Der Friede zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon war in der Hauptsache schon im vorigen enthalten. Der erstere mußte nämlich die erwähnten polnischen Provinzen, alle zwischen Elbe und Rhein gelegenen Provinzen an Napoleon, den cottbusser Kreis an Sachsen abtreten, und England seine Häfen schließen. Den 9ten Juli wurde dieser unglückliche Friede geschlossen, und außerdem vereinigte sich noch der Graf von Kalkreuth mit dem Fürsten von Neufchatel: daß ganz Preußen bis zum 1sten October geräumt seyn sollte, wenn bis dahin die großen Contributionen baar, oder durch gehörige, vom französischen Generalintendanten anerkannte Sicherheit abgemacht seyn würden. Leider lag darin der Vorwand, dem unglücklichen Lande auch die Früchte dieses Friedens zu rauben. Preußen blieb nach wie vor den Mißhandlungen der französischen Satrapen und Commissäre preißgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer ungeheuern willkürlichen Contribution von 100 Millionen Thlrn. aufs neue loskaufte, und doch durch drei von den Franzosen besetzte Festungen an der Oder, Glogau, Cüstrin, Stettin, durch Warschaus, Sachsens und Westphalens Stellung jeden Augenblick bedroht, immer einem schwankenden Schicksal preißgegeben blieb, das ihm erst seit 1812 wieder hold ward.

Timoleon, ein geborner Corinther, gleich groß als Feldherr im Kriege, und als Gesetzgeber und Richter im Frieden, war der wärmste Freund der Freiheit und des Vaterlandes, eben so strenge gegen fremde Ungerechtigkeit, als gegen sich selbst, kurz, was Nepos von Epaminondas sagt, ein Mann, den alle Tugenden schmückten, und den kein Laster entstellte, und so zeigte er sich in den verschiedensten Lagen, immer sich gleich bleibend, bis an das Ende seines langen Lebens. Nur eine That war es, die ihm Viele nicht verzeihen konnten, und die allerdings einen Schatten auf das Bild dieses großen Mannes wirft, die Ermordung seines Bruders Timophanes, bei welcher er Zeuge, und sogar Theilnehmer war, wenn er gleich nicht selbst Hand anlegte. Indeß war der Beweggrund zu dieser That von der Art, daß Timoleon einigermaßen entschuldigt werden konnte. Timophanes ging damit um, sich widerrechtlich zum Beherrscher Corinths zu erheben, und fing bereits an, den Tyrannen zu spielen. Vergebens waren alle Vorstellungen Timoleons, und er beschloß endlich, die Freiheit seiner Mitbürger, wenn es seyn müßte, selbst mit dem Tode seines Bruders zu erkaufen. Er ging mit einigen Be-

waffneten zu ihm, und da auch jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerstand, tödteten ihn jene, während Timoleon abseits stand und das Haupt verhüllte. So froh man war, des Tyrannen los zu seyn, so behielt doch bei den Meisten der Gedanke des Brudermordes etwas Gehässiges. Timoleon selbst machte sich heftige Vorwürfe über das Geschehene, und bestrafte sich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt. Zwanzig Jahre nachher, als die Syrakuser Corinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionysius den Jüngern baten, rief man ihn zurück und stellte ihn an die Spitze der Hülfsschaar. Timoleon war siegreich, nöthigte den Dionysius, Syrakus zu verlassen, und zwang auch die Carthaginienser, ihrer Herrschaft über Sicilien zu entsagen (dies geschah ungefähr 340 Jahre vor Christi Geburt). Nachdem er so die Freiheit wieder hergestellt, die Entflohenen und Vertriebenen zurückgerufen, und statt der von dem Zwingherrn angelegten festen Burgen öffentliche Gebäude hatte erbauen lassen, gab er auch den Bürgern eine neue, bessere und festgegründete Verfassung; er selbst legte die ganze ihm anvertraute Gewalt, die er leicht hätte behaupten können, freiwillig nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Sein Lohn war die allgemeine Achtung aller Sicilianer, unter denen er seine noch übrigen Tage anspruchlos verlebte. Sie nannten ihn laut ihren Wohlthäter, ihren Vater, und keine Sache von Wichtigkeit wurde beschlossen, ohne ihn erst um seine Meinung befragt zu haben, und diese allgemeine kindliche Ehrfurcht blieb ihm bis zum Tode, der in einem sehr hohen Alter erfolgte. Ganz Sicilien beweinte ihn, und eine zahllose Menge aus allen Städten folgte seiner Leiche, und jährlich ward ihm zu Ehren eine Todtenfeier veranstaltet. So lebte und starb Timoleon, gewiß einer der größten und edelsten Männer, nicht nur des griechischen Volkes, sondern aller Völker und aller Zeiten.

Timon, der Name zweier berühmten Griechen, von denen der erste **Timon** ein Athenienser, der zur Zeit des peloponnesischen Krieges lebte, und also ein Zeitgenosse des Alcibiades war. Von seinem Menschenhasse erzählt man viele Geschichten. Das Urtheil war über ihn höchst verschieden. Er lebte zu einer Zeit, wo das Sittenverderbniß erst anfing, und noch mit den alten einfachen Sitten kämpfte. Timon, der mit vielem Witze und einer strengen Rechtschaffenheit große Einsichten in die Philosophie verband, ward theils durch den schwarzen Undank einiger Mitbürger, theils durch die schnellen Fortschritte des Sittenverderbens auf das äußerste erbittert, und zeigte in allen seinen Reden und Handlungen eine finstere Gemüthsart. Gleich dem Sokrates und dem Diogenes stritt er für die Tugend, aber mit dem Schwerte des beißendsten Spottes und der übelsten Laune, und schadete gerade dadurch der guten Sache. Der Titel eines Menschenfeinds, den er durch sein Betragen sich zuzog, brachte ihn um allen Einluß. Manche Ausbrüche seiner unfreundlichen Gemüthsstimmung sind vielleicht von der Tradition übertrieben worden. Aristophanes sagt von ihm, er sey mit einer Dornhecke umgeben, durch die Niemand bis zu ihm gelangen könne. Jedermann verabscheue ihn und halte ihn für einen Sprößling der Furien. In einer andern Stelle aber sagt er: Dieser Sohn der Furien stößt unaufhörlich Verwünschungen gegen Bösewichter aus. Daraus erhellt deutlich, gegen was für Menschen Timons heftige Ausfälle gerichtet waren. Nur daß er alle Menschen für Bösewichter hielt. Lucians witziger Dialog **Timon** handelt von ihm. — Der andere Philosoph

dieses Namens war aus Phlius gebürtig, und der berühmteste Schüler des Pyrrho, folglich ein eifriger Anhänger der skeptischen Philosophie. Er lebte zur Zeit des Königs Antigonus von Macedonien und des Ptolemäus Philadelphus um die 127. Olympiade. Er war Arzt, und als Trauer- und Lustspieldichter schreibt man ihm 30 Lustspiele und 60 Trauerspiele zu. Indessen hat sich von seinen zahlreichen Arbeiten nichts erhalten; ein Verlust, der besonders in Hinsicht seiner Sillen zu bedauern ist, die man bloß aus dem Diogenes Laertius, Lucian u. s. w., kennt. Sie bestanden aus drei Büchern, von denen das erstere erzählend, die andern dialogisch waren, und enthielten Spöttereien gegen die dogmatischen Systeme der Philosophie. Die noch aus den Sillen und Schriften des Timon vorhandnen Fragmente findet man in Langheinrichs Dissertationen de Timone Sillographo Leipzig 1720 und 21 gesammelt. Die Alten rühmen seinen Fleiß, seine philosophischen Kenntnisse, und die philosophische Gleichmüthigkeit, mit welcher er auf Alles herabsah, was die Menge in Bewunderung, Unruhe, Betrübniß und Schrecken setzt.

Timur, s. Tamerlan.

Tinctur heißt eigentlich eine scharfe Flüssigkeit, welche aus einem Körper die Kraft nebst der Farbe ausgezogen und selbst dadurch gefärbt worden ist. In der Medicin ist es ein flüssiger und zwar ganz dünner Extract (zum Unterschied von Elixir, Essenz ꝛc.), dessen Basis Wasser, Wein oder Spiritus ist. — In der Wappenkunst nennt man die Farbe, womit das Feld eines Wappens oder auch die Figuren in demselben gefärbt werden, ebenfalls Tinctur.

Tindal (Matthews), ein gelehrter und scharfsinniger englischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts durch seine Angriffe gegen die positive christliche Religion Aufsehen machte. Er war der Sohn eines Predigers und wurde 1656 zu Beer Ferrees in Devonshire geboren, studirte in Oxford die Rechtswissenschaften, und trat zur catholischen Kirche über, um sich die Gnade Jacobs II. zu erwerben. Er war ein großer Feind der englischen Geistlichkeit, und griff ihre Rechte und Freiheiten in Schriften an. Bei Hofe war er sehr beliebt, und leistete der Krone überaus wichtige Dienste. Weil er von derselben eine große Pension bekam, die er auch zeitlebens behielt, so kehrte er unter Wilhelms III. Regierung wieder in den Schooß der englischen Kirche zurück. Jener König sowohl, als Georg I. und II. bezeigten sich ungemein gnädig gegen ihn. Seinen Deismus, den er lange verborgen hielt, legte er 1728 deutlicher an den Tag. Man kann ihn für den scharfsinnigsten unter den Deisten halten, so wie Shaftesbury der witzigste und Collins der belesenste war. Er wolte aus der Zulänglichkeit der natürlichen Religion erst die Unnöthigkeit und dann den Ungrund der göttlichen Offenbarung beweisen. Dies that er in seinem Hauptwerke, welchem er die Aufschrift gab: Das Christenthum, so alt wie die Welt, (Christianity as old as the creation; or the gospel a republication of the religion of nature, London 1739 und nachher in sehr häufigen Auflagen; deutsch nebst Fosters Widerlegung von J. L. Schmidt, dem wertheimschen Bibelübersetzer, Frankfurt und Leipzig 1741). Doch muß man annehmen, daß Tindals Angriffe mehr gegen die fremden außerwesentlichen Zusätze der christlichen Religion, als gegen das Wesen derselben gerichtet seyn sollten. Er erkannte an, daß das Christenthum befreiet von den Zusätzen, welche durch Politik, Irrthum und Zeitverhältnisse hinzuge-

mmen wären, die heiligste Religion sey, deren wesentliche Lehren
ch als den Willen eines unendlich weisen und gütigen Gottes an-
ündigten. Der zweite Theil dieses Buchs ward nie gedruckt, weil
r Erbe Tindals Eust. Budgell sich ersäufte. Was 1750 unter dem
itel einer Fortsetzung erschien, ist unecht. Das Buch wurde von
n Deisten eben so begierig gelesen, wie von den Zeloten der ortho-
oxen Partei verschrieen und widerlegt, und ist besonders bei den
nglischen Deisten noch in solchem Ansehen, daß man es als ihre
Bibel betrachten kann. Tindal starb zu Oxford als Senior des Colle-
iums aller Seelen im J. 1733.

Tinte, s. Dinte.

Tippo Saheb oder Tippo Saib, Sultan von Mysore,
n Sohn Hyder Ali's (s. d. Art.), geboren 1751, bestieg den Thron
. Nov. 1782. Nach dem Wunsche seines sterbenden Vaters hatte er
en Britten unversöhnlichen Haß geschworen; daher setzte er den
Krieg gegen die Engländer fort, bis er ihn, weil der von den Fran-
osen versprochene Beistand ausgeblieben und die Maratten auf die
Seite der Engländer getreten waren, durch den Frieden zu Manga-
ore (11. März 1784) ohne Nachtheil endigte. Sein Reich hatte
amals einen Flächenraum von 4600 Q. M., und trug 20 Millionen
Thaler jährl. Einkünfte. Das Land war trefflich angebaut, gut be-
ölkert und das Volk, obgleich ein Hindu-Stamm, mit der moham-
edanischen Regierung zufrieden. Allein bald zeigte sich Tippo fana-
isch unduldsam. Er ließ Braminen halb todt prügeln, oder mit
Gewalt beschneiden, wenn sie nicht gutwillig ihren Glauben verläug-
en wollten; er ließ den Christen in Canara und Mysore die Kirchen
inäschern und behandelte sie mit solcher Härte, daß über 70,000 aus-
vanderten. Um die Engländer aus Ostindien zu vertreiben und den
Islam zu verbreiten, wollte er die Macht des großen Mogul wie-
erherstellen; allein er konnte den König von Candahar, Zemann
Schah, nicht bewegen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.
Darauf griff er einen Alliirten der Britten, den Rajah von Tra-
vancore, den einzigen noch unabhängigen Nairen-Fürsten auf der
Küste Malabar, unter einem nichtigen Vorwande an. Nun schlossen
die Britten gegen Tippo einen Bund mit den Maratten und dem
Subah von Decan. Schon 1790 und 1791 eroberten sie mehrere feste
Plätze in Mysore. Im J. 1792 drangen ihre Heerführer, Lord
Cornwallis und Abercrombie bis gegen Seringapatan vor, erstürmten
das Lager des Sultans und belagerten ihn in seiner Hauptstadt.
Nun bat Tippo um Frieden, der den 24. Febr. 1792 zu Stande
kam. Er zahlte den Alliirten als Kriegskosten 33 Millionen Rupien
und trat ihnen die kleinere Hälfte seiner Staaten ab, nebst den Grenz-
estungen und den Gebirgspässen; davon erhielten die Maratten 300,
der Nizam 612 und die Engländer 552 Q. M., welche theils zu Ma-
dras theils zu Bombay geschlagen wurden. Tippo konnte diesen Ver-
lust nicht verschmerzen. Er suchte daher die indischen Mächte gegen
England aufzuwiegeln und dessen natürliche Alliirte, die Maratten
und den Nizam, von ihm zu trennen. Auch schloß er mit einem
französischen Capercapitän Ripaud, der zufällig in seine Staaten
gekommen war, eine geheime Allianz mit Frankreich gegen England
ab, und schickte einen Gesandten nach Isle de France, um die Ueber-
schiffung der französischen Hülfsarmee zu betreiben. Der französische
Gouverneur wollte nun zwar den Tractat, ohne erst die Vollmacht
dazu aus Frankreich erhalten zu haben, nicht unterzeichnen; doch

forderte er die Einwohner der Insel durch eine gedruckte Proclamation auf, in die Dienste des Sultans zu treten. Dadurch wurde Tippo's Geheimniß den Engländern kund. Von Bonaparte's Ankunft in Aegypten unterrichtet, dachten sie sich die Kriegsrüstungen des Sultans damit im Zusammenhang, so wie desselben geheime Unterhandlungen mit den indischen Fürsten. Da er nun auf ihre Anfragen nur ausweichende oder gar keine Antwort gab, und d. 7. Febr. 1799 seinen General Du Bac über Tranquebar an das französische Directorium abreisen ließ, auch die verlangte Einstellung der Rüstungen und die Wegschaffung der Franzosen aus seinen Staaten verweigerte, so beschlossen sie dem Angriffe ihres unversöhnlichen Feindes zuvorzukommen, und erklärten den 22. Febr. nebst ihren Alliirten, den Maratten und dem Nizam, dem Sultan den Krieg. Beide Bundesgenossen brauchten jedoch wegen innrer Unruhen ihre Truppen selbst; daher die Britten den Kampf allein bestanden. Zwei Heere, das östliche von Bombay unter Stuart, und das westliche unter Harris, rückten in Tippo's Länder ein, schlugen den Sultan in zwei Treffen den 4. und 6. März, worauf er sich in seine Festung Seringapatan flüchtete. Vor diesem Platze vereinigten sich den 14. April die beiden brittischen Heere; am 22. fing die Belagerung an, und am 4. Mai ward das für unüberwindlich gehaltene Seringapatan mit Sturm erobert. Der Sultan fiel auf dem Walle mitten im Kampfgewühle. Sir Arthur Wellesley (Wellington) wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Aus Politik theilten die Britten das Reich Mysore mit ihren Bundesgenossen, ob sie gleich den Aufwand der Kriegskosten fast ganz allein bestritten hatten. Die Maratten erhielten 228, der Subah von Decan 480, die Engländer 764 Q. M., wovon 324 Q. M. nebst der Hauptstadt Seringapatan zu Bombay, 440 aber zu Madras geschlagen wurden. Den Rest von 1190 Q. M. erhielt, als brittischer Vasall, der in dem Staatsgefängnisse befindliche junge Rajah Kisna, der einzige Sohn des letzten Rajah, dem das alte Mysore als Erbeigenthum seiner Familie gehört hatte. Auf seine Kosten hält die Präsidentschaft Madras in den mysorischen Festungen ein Corps Truppen als Garnison, und bei eintretenden Kriegen der ostindischen Compagnie muß er einen Theil der Kriegskosten tragen. — Tippo Saheb war an seinem Unglück selbst Schuld. Er hatte seine alten Minister und Officiere verstoßen, und war mit Schmeichlern umgeben; vorzüglich traute er seinen französischen Rathgebern. Diese leidenschaftliche Verblendung abgerechnet, war er einer von den großen und kühnen Köpfen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und der militärischen Operationen, und bewies bei den erstern eben so viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Seine Bibliothek ist nach London gekommen, so wie sein Tiger, der einen brittischen Officier zerreißt: ein Automat, an welchem sich Tippo oft nach der Tafel belustigte.

Tiraboschi (Girolamo), dieser gelehrte italienische Literator, war den 18ten December 1731 zu Bergamo geboren, und zeichnete sich schon früh durch die trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens aus. Seine Wißbegierde und sein unermüdeter Fleiß ließen ihn schnelle Fortschritte machen, und er war erst elf Jahre alt, als sein

Vater ihn in das Jesuitercollegium von Monza brachte, wo er durch den Unterricht geschickter Lehrer sich immer mehr vervollkommnete. Zugleich gewann er eine solche Neigung für den geistlichen Stand und insbesondere für den Jesuiterorden, daß er seinem Vater die Einwilligung abgewann, in seinem funfzehnten Jahre zu Genua das Noviziat anzutreten. Nach den gewöhnlichen zwei Jahren desselben erhielt er die Bestimmung, fünf Jahre in Mailand, dann in Novara, Unterricht in den niedern Schulen zu ertheilen. Dann bestieg er, da ihn besonders die schönen Künste anzogen, den Lehrstuhl der Rhetorik zu Mailand auf der Universität Brera. In diesem Amte that er sich nicht nur als Lehrer hervor, er trat auch als Schriftsteller mit mehreren Werken von tiefer Forschung und musterhafter Gediegenheit auf, welche ihm von dem Herzoge Franz III. von Este den Ruf als Vorsteher der Bibliothek zu Modena erwarben. Tiraboschi folgte demselben und benutzte die ansehnlichen literarischen Hülfsmittel, welche ihm jetzt zu Gebote standen, zur Ausarbeitung seiner berühmten Storia della letteratura italiana, welche nach und nach in vierzehn Bänden erschien. Dieses Werk, das an umfassender Gelehrsamkeit, an Genauigkeit, an Vollständigkeit und zugleich an Sorgfalt des Styls in keiner Literatur seines Gleichen hat, reicht von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung in Italien bis zum Jahre 1700, und setzt durch die Masse und den Werth seines Inhalts um so mehr in Erstaunen, als es in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren zu Stande gebracht wurde, während welcher der Verfasser auch noch Zeit fand, gleichsam zur Erholung, verschiedene andere Werke auszuarbeiten, die in ihrer Art ebenfalls höchst ausgezeichnet sind, z. B. die Biblioteca Modenese. Tiraboschi's übrige Werke, literarischen, historischen und theologischen Inhalts, übergehen wir hier. — Er starb zu Modena im Jahre 1794 als ein zu frühes Opfer seines rastlosen Fleißes.

Tiraden, nennt man eine lange Reihe von Worten über einen und denselben Gegenstand — einen leeren Wortschwall über Dinge, welche weit kürzer vorgetragen werden könnten, ausgeschmückte Gemeinplätze. Wahrscheinlich rührt die Benennung von dem italienischen Kunstausdruck in der Musik: Tirata her, welcher eine Reihe Noten von einerlei Gattung, die, stufenweise hinauf- oder hinabgehend, auf einander folgen, bezeichnet. Auch ist dieser Ausdruck in der Tanzkunst üblich.

Tirailleurs sind Infanteristen, die nicht in geschlossenen Haufen sondern zerstreut fechten. Ihr Name zeigt schon, daß sie viel schießen. Schon in der Schlacht bei Pavia (1525) finden wir bei den Spaniern Haakenschützen und Musquetirs, die vor der Linie bald zerstreut bald in kleinen Haufen fechtend durch ihr Feuer der französischen Cavallerie sehr lästig wurden. — Die Croaten der Oestreicher sind in den drei schlesischen Kriegen immer als Tirailleurs gebraucht worden; nur ist zu bemerken, daß diese Tirailleurs gewöhnlich sehr gut schossen und deshalb zugleich den Dienst der Scharfschützen oder Jäger mit versahen. Im Revolutionskriege ward die Zahl der Tirailleurs von den Franzosen eben so sehr vermehrt, als ihr Gebrauch geändert; ihre neuen Soldaten konnten in der kurzen Uebungszeit nicht die Manövrierfähigkeit erhalten, die zu der damaligen Tactic ihrer Gegner — den langen zusammenhängenden Linien — nöthig war, sie kamen also sehr zeitig auf die Colonnen, wodurch

jene Mängel größtentheils beseitigt wurden, und schickten diesen, theils um die Gewalt des ersten feindlichen Anfalls zu brechen, (vielleicht auch um einen den Linien der Gegner angemessenen Raum einzunehmen) theils um jenen ihre eigentlichen Bewegungen so wie die etwa entstehenden Unordnungen zu verbergen, große Schwärme zerstreuter Infanteristen voran, welche knackerten. Eine lange Kriegspraxis bildete diesen ersten einfachen Gebrauch immer mehr aus, und jetzt sind die Tiraillcurs ganz unentbehrlich. Sie leisten beim Angriff wie bei der Vertheidigung die wesentlichsten Dienste und gewöhnlich besteht ein beträchtlicher Theil unserer Schlachten aus Tirailleurgefechten. Da sie auch jetzt — wo die damaligen Ursachen ihres Gebrauchs zum Theil weggefallen sind, — angewendet werden, um den Feind von der eigentlichen Stellung der Colonnen ab- und überhaupt hinzuhalten, und Terrainabschnitte zu vertheidigen, in welchen man keine geschlossenen Massen aufstellen kann, so ist natürlich das Characteristische ihres Gebrauchs: zerstreutes Gefecht mit bester Benutzung des Terrains von jedem Einzelnen, und Verzögerung der entscheidenden Schläge, die Bedingung des guten Schießens aber nur untergeordnet; denn wie wünschenswerth es auch seyn, so ist doch die scherzhafte Erklärung: tiralliren heiße viel und schlecht schießen, in ihrer Einseitigkeit nicht ohne Grund. Hier liegt der Unterschied von den Scharfschützen, mit denen man die Tirailleurs oft verwechselt. Daß übrigens dieser erweiterte und veränderte Gebrauch der Tirailleurs, in Verbindung mit den Colonnen, die ganze Tactic geändert, und damit den entscheidensten Einfluß auf die Kriegsführung im Allgemeinen gehabt habe, liegt zu Tage. S-z.

Tiresias, (mythol.) ein Sohn des Eueres und der Nymphe Chariklo vom Geschlecht des Spartaners Udaeus, war ein vornehmer Thebaner und berühmter Wahrsager. Er wurde blind, und davon führt die Fabel mehrere Ursachen an. Nach Hesiodus traf er einst unterweges zwei Schlangen, die sich begatteten. Er schlug mit seinem Stabe dazwischen, und sahe sich plötzlich in ein Weib verwandelt. Nachher traf er die Schlangen wieder an, schlug mit seinem Stabe zwischen sie, und wurde wieder ein Mann. Als nachmals einst Jupiter und Juno einen Streit mit einander hatten, und Tiresias für den Jupiter entschied, wurde die Göttin unwillig und beraubte ihn seines Gesichts. Jupiter schenkte ihm zum Ersatze die Kunst wahrzusagen. Nach Andern wurde er von den Göttern geblendet, weil er den Menschen ihre Geheimnisse verrathen hatte, namentlich von der Pallas, weil er einst seine Mutter entkleidet gesehen hatte. Chariklo flehete zwar die Göttin an, ihm sein Gesicht wieder zu geben, da diese es aber nicht vermochte, so beschenkte sie ihn mit der Wahrsagerkunst, und schärfte sein Gehör so, daß er die Stimmen der Vögel verstehen konnte; auch gab sie ihm einen blauen Stab, der ihm statt der Augen dienen, und ihn immer auf dem rechten Wege erhalten sollte. Man rühmt seine Kenntniß der Sterne. Er erreichte ein sehr hohes Alter, das auf neun Menschenalter angegeben wird. Proserpina bewilligte auch noch seinem Schatten die Gabe der Weissagung, und er hatte ein Orakel zu Orchemenus. Als Ulysses in die Unterwelt kam, befragte er den Tiresias um den Weg nach Ithaca, nachdem er ihn mit dem Blute der Opferthiere getränkt hatte. Er erfüllte nicht bloß des Ulysses Wunsch, sondern sagte ihm auch alle seine Schicksale vorher. Tiresias erschien dem Ulysses in der Unterwelt mit einem Scepter. Auch dem Amphitruo verkündigte

er die Thaten des Hercules vorher, als dieser die Schlangen in der Wiege erdrückte.

Tischbein ist der Name einer sehr berühmten deutschen Künstlerfamilie, von der wir jedoch nur zwei der vorzüglichsten Männer bemerken. 1. Johann Heinrich Tischbein, der Erste oder Aeltere genannt, wurde 1722 zu Heyna in Hessen, wo sein Vater Klosterbecker war geboren. Er sollte das Schlosserhandwerk lernen. Wegen seines Hanges und seiner außerordentlichen Talente zu den bildenden Künsten entriß ihn jedoch sein älterer Bruder, Johann Valentin, der Cabinetssecretär des Herzogs von Hildburghausen, und gleichfalls ein ausgezeichneter Maler war, jenem Handwerke und gab ihn bei einem Tapetenmaler Zimmermann in Cassel in die Lehre. Zugleich benutzte der junge Künstler den Unterricht des Hofmalers von Freese daselbst, und ging, von dem Churmainzischen Großhofmeister Grafen von Stadion unterstützt, 1743 nach Paris, wo er bis 1748 bei Carl Andreas Vanloo studirte. Hierauf begab er sich nach Venedig, fand in dem Maler J. B. Piazetta einen Lehrer und Freund, dessen Unterricht er acht Monate genoß, und nach seiner zwei Jahre später erfolgten Heimkehr von Rom aufs neue benutzte. 1752 wurde er Cabinetsmaler des Landgrafen von Hessen-Cassel. Er lebte fortan seiner Kunst in rastloser Thätigkeit in Cassel, wo er 1799 als dirigirender Professor der dortigen Kunstakademie, mit dem Charakter als Rath, und als Mitglied des Instituts zu Bologna starb. Als Künstler zeichnete sich Tischbein besonders in der historisch-mythologischen Malerei aus, weniger im Bildniß. Mit Begeisterung ergriff er jeden neuen Gedanken, den er einer malerischen Darstellung fähig hielt, und fixirte, sobald er nur konnte, das Bild seiner Seele mittelst einer flüchtigen Skizze. Hiezu bediente er sich der schwarzen Kreide, womit er auf Grundpapier zeichnete, oder des Rothsteins. Hierauf ruhte er nicht eher, als bis er seine Idee auf der Leinwand ausgeführt hatte. Er schloß sich zu dem Ende bei hellen Tagen ein, war selbst seinen Hausgenossen unzugänglich, und zeigte sein Gemälde erst dann seinen Freunden, wenn es bis zu einem gewissen Grade fertig war. Als Geschichts- und mythologischer Maler haben ihm seine vier Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, nach Tasso, auf dem Schlosse Weißenstein befindlich, sein zürnender Achill und die auf Agamemnons Befehl hinweggebrachte Briseis, seine Electra, die den vermeinten Tod ihres Bruders an dessen Urne beweint, seine sterbende Alceste u. s. f., einen unsterblichen Ruhm erworben. Unter den Gesellschaftsstücken und Bildnissen von ihm gehören zu den vorzüglichsten: sein eigenes Bildniß, auf der Kunstakademie zu Cassel; ein Familiengemälde; die Bildnisse von Reinhard, Forster, Heyne, Gleim, Philippine Engelhard gebornen Gatterer, u. v. a. Eine zahlreiche Sammlung von Frauenzimmerbildnissen befindet sich auf dem Schlosse Wilhelmsthal bei Cassel. Es sind fürstliche und andere, vorzüglich ihrer Schönheit wegen gewählte Personen, welche die Verewigung ihrer Reize Tischbeins Pinsel verdanken, und hier theils in Lebensgröße, theils in Brustbildern die Wände zieren. Nach Rußland kam ins Cabinet der Kaiserin sein Gemälde: Sophonisbe im Begriff den Giftbecher zu trinken, lebensgroß, und Aeneas, der auf den Wolken vor den Thron der Dido tritt. In seinen Scenen aus Klopstocks Hermannsschlacht zeigte er, daß er auch als Geschichtsmaler neuerer Zeiten zur Ehre der deutschen Kunst eine neue Bahn hätte brechen können. Tischbeins Compositionen — mehr überdacht, als durch den Schlag einer Zauberruthe entstanden — zeigen durch ihre Rundung

und Einheit, daß sie nie Zusammenstellungen einzelner in der Natur aufgefaßter Züge, sondern Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackte seiner Figuren verräth Studium der Antike; die Gewänder sind in einem großen Geschmack geworfen, und lassen die Bewegung der Glieder ungezwungen durchscheinen. Die Kopfwendungen sind fast immer voll Geist und Leben; allein in manchen Fällen geht auch dadurch die ruhige Grazie verloren, welche Kenner in den Werken Raphaels und der römischen Schule überhaupt bewundern. Durch seine stete Uebung hatte Tischbein eine sichere Hand erlangt; daher sind seine Umrisse keck, bestimmt und durch kräftige Drucker belebt. Dies ist aber nur von seinen Skizzen und Entwürfen zu verstehen, denn in seinen ausgeführten Malereien sind die Umrisse sowohl, als die Tinten, zum Bewundern sanft verschmolzen. Nach Tischbeins Tode kaufte der Churfürst von den Erben seine hinterlassenen Arbeiten, und räumte ihnen einen Saal in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe ein, wo sie noch stehen sollen. Nach ihm gestochen haben besonders J. H. Tischbein der II. oder Jüngere, sein Brudersssohn (geb. 1742 zu Heyna, gestorben als Inspector der Gallerie zu Cassel 1808, und bekannt als Schriftsteller durch seine: Kurzgefaßte Abhandlung über die Aetzkunst, Cassel 1790); ferner Rosaspina, Bause, W. C. Mayr, und Andere. — Der andere vorzüglich merkwürdige Künstler aus dieser Familie ist Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, gewöhnlich Heinrich Wilhelm genannt. Er ist der Sohn eines Schreiners und Kirchenältesten zu Heyna (wo er 1751 geboren ward) und Brudersssohn des Vorhergehenden. Sein Vater gab ihm einigen Unterricht im Zeichnen und Malen, mehr noch seine beiden Oheime, der eben gedachte Johann Heinrich und Johann Jacob. Dieser letztere (geb. zu Heyna 1725, gest. zu Lübeck 1791) war ein sehr vorzüglicher Bildniß-, Thier- und Landschaftsmaler, und gab seinem Neffen in diesen Zweigen der Kunst Anleitung. Johann Heinrich aber unterrichtete ihn in der Geschichtsmalerei. Zu Hamburg copirte er darauf drei Jahre lang eine Menge Kunstwerke, vorzüglich Bildnisse. Nachher besuchte er (1770) Amsterdam und andere Städte der Niederlande, und kehrte 1772 nach Cassel zurück, verfertigte dort Landschaften und Bildnisse, besuchte zuweilen Hannover, und ging auf Empfehlung der Landgräfin von Cassel nach Berlin, wo er viele Personen des Hofes mit Beifall malte, und endlich 1779 mit landgräflicher Unterstützung durch die Schweiz nach Rom reis'te. In Zürich, wo man noch mehrere von ihm gemalte, aber merklich nachgedunkelte Bildnisse findet, hielt er sich geraume Zeit bei dem Diaconus Pfenninger auf. Schon in diesen frühern Zeiten hatte er einen vorherrschenden Hang zu dem Höhern der Kunst, der Geschichtsmalerei, und eben in Zürich entwarf er sein nachher so berühmt gewordenes Bild, welches den unglücklichen Conradin von Schwaben darstellt, wie er nach bereits angehörtem Todesurtheil mit Friedrich von Oesterreich noch auf dem Brette spielt. Etwa um 1781 kam er nach Rom, wo er durch das Anschauen alter und neuer Kunstwerke sein Talent selbstschaffend weiter bildete. Von dort sandte er mehrere Copien in Oel nach Raphael, Dominichino und da Vinci, und als Originalgemälde Hercules, wählend zwischen Tugend und Laster, ferner eine italienische Landschaft u. s. f. nach Cassel. Sein Conradin erregte in Rom besonderes Aufsehen. Ein imposantes Werk, sagt ein Kunstkenner, von 8 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe, welches er



seinem früheren Unterstützer, dem Herzoge von Gotha, geweiht hat, und welches jetzt eine Zierde des Schlosses Friedenstein ist. Es sollen mehrere kleine Copien davon vorhanden seyn. Aus dieser Periode ist auch ein kleineres Gemälde, die Herrschaft der Menschen über die Thiere darstellend, und das Bildniß von Göthe. Von Rom ging er 1787 nach Neapel, wurde von der Königin für das Porträt des Kronprinzen sehr reichlich beschenkt, und 1790 als Director der dortigen Malerakademie angestellt. Er verbesserte diese Anstalt ungemein, und bildete mehrere geschickte Schüler. Sehr genügsam lebte er dort, bis auch hier die Revolution ausbrach, und verwandte seinen Jahrgehalt von 600 Ducati größtentheils für seine Zöglinge. Noch vor jenem Ausbruche, wo die königliche Familie sich nach Sicilien einschiffte, hatte er einen Urlaub, nach Deutschland zu reisen, erhalten, um dort die Herausgabe seiner erläuternden Kupfersammlung zum Homer zu besorgen. Indessen blieb er bis zur Revolution in Neapel, die ihn in eine Lebensgefahr setzte, woraus ihn bloß seine Deutschheit und seine Kunst retteten. Mit einem kleinen ausgesuchten Theil seiner Kunstschätze, worunter sich die sämmtlichen Kupferplatten zu seinem großen Werk über die zweite Hamiltonsche Vasensammlung in vier Foliobänden, und zu seinem erwähnten Homer in Bildern befanden, schiffte er sich 1799 auf einem neutralen Schiffe nach Livorno ein, wurde vom Sturme verschlagen, von französischen Schiffen gekapert, aber mit seiner ganzen Habe wieder freigelassen, und kam nach einer viermonatlichen Reise und vielen Mühseligkeiten zu Cassel an, lebte eine Zeit lang (1800) zu Göttingen und Hannover, und von da an bis jetzt (1820) fast immer zu Hamburg und Eutin, wo er als Künstler und Mensch die in gleich hohem Grade verdiente Achtung genießt. Hier arbeitete er mehrere schöne Gemälde und Zeichnungen aus, unter andern (1805) einen Ajax, der die Cassandra von der Statue der Pallas wegreißt, in drei Figuren von übermenschlicher Größe, für die Gallerie des Großherzogs von Oldenburg zu Eutin. Eine kleine aber ausgewählte Sammlung von Gemälden (worunter ein Raphael von höchster Schönheit) verkaufte er diesem vortrefflichen Fürsten. 1806 bekam er von der Stadt Bremen den Auftrag, für die St. Ansgarikirche daselbst auf einer Altartafel für dieselbe das: Lasset die Kindlein zu mir kommen, zu malen. Eine Beurtheilung dieses Bildes in der allg. Literatur-Zeitung (1810 Nr. 39) nennt dasselbe: „eine Welt von Schönheit, Andacht, Mutterliebe und kindlicher Unschuld, die man Stunden lang betrachten muß, um jeden einzelnen Zug des Genies seines Schöpfers aus ihm herauszufühlen. Ueber allen Ausdruck bezaubernd ist auch das, ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, kunstvollen Perspectiven und Verkürzungen durchaus hell gehaltene Perspective desselben." Tischbein hat außer seinen vortrefflichen Gemälden mehrere artistische Werke herausgegeben, und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgestattet. Unter den frühern ist die Sammlung seiner Thierstudien unter dem Titel: Têtes de différens animaux, dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères, à Naples 1796, gr. Fol. 2 Vol. Ein besonderes Lieblingsstudium suchte er nämlich darin, die Physiognomien der Menschen mit denen der Thiere zu vergleichen, auf welche Idee er wahrscheinlich durch seinen Umgang mit Lavater gekommen war. Im ersten Theil des angeführten Werks sind 16, im andern 8 Blätter enthalten. Mit bewundernswürdiger Kunst ist die Gemüthsart jedes Thieres in diesen Bildern dargestellt. Ferner Sir William Hamil-

tons Collection of Engravings from antique Vases, the greater part of Grecian Fabric found in ancient tombs in two Sicilies in the years 1789 and 1790, with the remarks of the proprietor — published by William Tischbein, 4 Vol. fol. Naples 1790 — 1809. Es sind darin zusammen 240 Umrisse wirklicher Vasenabbildungen von Tischbein, die Hülfstafeln nicht mit gerechnet. Ein fünfter Band, wozu schon 60 Kupfertafeln fertig liegen, sollte folgen, ist aber bis jetzt (1820) noch nicht erschienen. Deutsch unter dem Titel: Umrisse griechischer Gemälde auf antiken in den Jahren 1789 und 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Gefäßen rc., von Wilhelm Tischbein 1sten Bandes 1stes Heft. (Mehr erschien nicht.) Weimar 1797 gr. Fol. Zum Werke über die Hamiltonschen Vasen, welches dadurch noch wichtiger geworden, daß die Sammlung selbst in einem Schiffbruch verloren ging, gab er den ersten Gedanken an, und von ihm sind auch die scharfsinnigsten und zugleich einfachsten Erläuterungen. Zu Ausschmückung von Zimmern ließ er die nämlichen Kupfer auf starkes Papier abdrucken. Endlich: Homer, nach Antiken gezeichnet von Wilhelm Tischbein, Director ꝛc. Mit Erläuterungen von Ch. Gottl. Heyne, 1. — 6. Heft, Göttingen 1801 bis 1804, Royalfolio. Tischbeins ganzes Leben war vorzugsweise der Betrachtung der Homerischen Poesie gewidmet. Schon seit seinem Aufenthalte in Zürich beschäftigte ihn der Gedanke, die Kunstwerke des Alterthums, denen irgend eine Homerische Dichtung eingewebt oder die sonst Beziehung darauf haben, aufzusuchen und sich eine möglichst vollständige Sammlung treuer davon genommener Abzeichnungen zu verschaffen, die dann in Kupfer gestochen werden sollten. Mit einem seltenen Eifer, unermüdlicher Geduld und Thätigkeit und einem beträchtlichen Geldaufwand benutzte Tischbein in der Folge die glücklichsten Verhältnisse zur Ausführung dieses großen und schwierigen Plans und brachte eine überaus reiche und kostbare Suite antiker Zeichnungen zu den Homerischen Gedichten zusammen, die in dem genannten Werke dem Publicum mitgetheilt werden. Leider ist die Herausgabe unterbrochen worden. Jedes der bis jetzt erschienenen Hefte besteht außer mannichfachen Verzierungen in sechs Blättern, die abwechselnd zur Ilias und Odyssee gehören. Ueber diese beiden Künstler lese man nach, und zwar über den Erstern: J. H. Tischbein als Mensch und Künstler dargestellt von J. F. Engelschall, Nürnberg 1797, 8., über den Letztern die Zeitung für die elegante Welt 1808, Nr. 83, und über beide zugleich Fueßli's allgemeines Künstlerlexicon 2ter Theil, neunter Abschnitt, Zürich 1816.

Tisiphone, eine der Furien. S. Eumeniden.

Tissot (Simon André), einer der berühmtesten Aerzte, geboren in dem Dorfe Grency im Pays de Vaud 1728. Er studirte zu Montpellier, practicirte darauf zu Lausanne, ging 1781 als Professor der Medicin nach Pavia, und von dort 1783 nach Lausanne zurück, wo er 1797 starb. Die ausübende Arzneikunst trieb er mit dem größten Beifall, und eine Menge von Fremden aus allen Nationen kamen nach Lausanne, um ihn über ihre Gesundheit zu consuliren. Seine Schriften vermehrten noch seinen Ruhm. Sie wurden fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und verbreiteten viel Licht über medicinische Gegenstände. Die wichtigsten sind: l'Onanisme ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation. — Avis au peuple sur la Santé, 2 Vol. 12. 1792. — Traité de l'Epilepsie. — Traité des nerfs et de leurs maladies, 1778. 4 Vol. 12. u. s. f. Gesammelt

rschienen seine Schriften zu Lausanne 1783 — 95 in 15 Duodezbänden, und sind ins Deutsche von J. C. G. Ackermann, Leipzig 1784, Bände 8., im Auszuge aber von Gb. F. Held, Gera 1785, 3 Bde 8. bersetzt. Ein Verwandter von ihm, Clement Joseph Tissot, geb. 1750, at sich ebenfalls durch eine große Anzahl Schriften über Gegenstände er Arzneikunde und in den wichtigen Aemtern, welche er bei den franz. rmeen als einer der ersten Inspectoren über das Gesundheitswesen ekleidete, in Frankreich und im Auslande rühmlichst bekannt gemacht. — Pierre François Tissot, geb. 1790, einer der Herausgeber der Minerve françoise, ist ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller und uch als Dichter vortheilhaft bekannt.

Titan, ein Sohn des Uranos und der Gäa. Als dem ältesten nter seinen Brüdern gebührte ihm das Reich; allein auf die Bitte iner Mutter und seiner Schwestern, der Ceres und der Ops, überß er es seinem jüngsten Bruder Saturn, unter der Bedingung, aß der letztere von seinen Söhnen keinen am Leben lassen sollte, damit die Herrschaft an die Kinder des Titan zurückfiele. Als er aber achher erfuhr, daß dennoch einige Kinder des Saturn am Leben geblieben wären, griff er mit seinen Söhnen zu den Waffen, besiegte en Saturn, und nahm ihn sammt seiner Gemahlin gefangen. Aber Saturns Sohn, Jupiter, der in Creta weilte, überzog den Titan it einem Heere Cretenser, überwand ihn, und gab seinem Vater en Thron wieder. Den ältern Mythenschreibern ist dieser Titan unekannt. — Titanen hießen die Söhne des Uranos und der Gäa der Titäa (Erde), nach Andern waren es Söhne des Titan und Enel des Uranos. Hesiodus und die meisten Mythographen bestimmen re Anzahl auf sechs: Coos, Krios, Hyperion, Japetos, Oceanos, Kronos. In einem mythischen Fragmente wird noch Phorkys als der siebente hinzugefügt. Spätere zählen achtzehn Titanen, weil sie vielleicht einige von den Cyclopen und Centimanen, e auch Söhne des Uranos waren, dazu rechneten. Auch die Kinder r Titanen belegte man mit diesem Namen. So ward auch Helios, r Sohn des Titanen Hyperion, gleichfalls Titan genannt. Ueberupt ist die Fabel von den Titanen mit vielen Ideen aus der phönischen Cosmogenie vermischt, wohin besonders die Angaben gehören, ß mehrere der Titanen nützliche Erfindungen machten, die ersten ünstler, Baumeister, Ackerbauer, Viehhirten und Jäger gewesen ären. Zu den ältesten Mythen gehört, daß die Titanen ihren Var Uranos vom Throne stürzten, und mit dem Jupiter um die Herrhaft kriegten. Die Erde seufzte, so heißt es, über die Grausamiten ihres Gemahls, der die Kinder, welche sie ihm gebar, in der de verbarg, und nicht an das Tageslicht kommen ließ. Sie reizte shalb die Titanen zur Empörung; Uranos wurde gefangen, vom onos entmannt, und dieser bestieg den Thron. Da aber auch er ne Brüder, die Cyclopen und Centimanen, in den Tartarus verloß, so reizte die Erde den Jupiter und die andern Kinder des onos gegen ihn zum Aufruhr, und nun begann der berühmte Götkrieg zwischen den Titaniden und Kroniden. Zehn Jahre lang schon ten die Erstern vom Othrys, die Letztern vom Olymp herab mit ander, ohne daß der Kampf entschieden wäre, bis Jupiter auf ei Orakelspruch der Erde die Centimanen entfesselte, durch deren istand die Titanen besiegt, gefesselt und in den Tartarus geworfen rden (s. Centimanen). Die Scene des Kampfs wurde nach ssalien versetzt, auf den Olymp und Othrys bei Hesiodus, auf

den Olymp, Pelion und Ossa bei Homer. Die Titanen werden auch nach ihrem Vater Uraniden genannt.

Titan, ein von Klaproth 1792 entdecktes Metall. Es heißt auch Menak, wovon das in der Mineralogie vorkommende Menakgeschlecht den Namen hat, ist von dunkelkupferrother Farbe, metallisch glänzend, spröde, und zeigt nur in dünnen Blättchen sich etwas biegsam. Es läuft schon an der Luft sehr bald braun an, und man hat noch keinen Gebrauch davon gemacht.

Titian. Unter den großen Malern Italiens ist Tiziano Vercelli, der unter dem erstern Namen in ganz Europa bekannt ist, einer der berühmtesten. Er wurde 1477 (nach Andern 1480) zu Capo del Cadore in den Alpen von Friaul geboren. Wegen der frühen Beweise von Talent zu den zeichnenden Künsten wurde er nach Venedig gesandt, wo er Giovanni Bellini's Schüler ward. Er machte bewundernswürdige Fortschritte, und die Nachahmung des Styls seines Lehrers gelang ihm so vollkommen, daß Beider Werke kaum unterschieden werden konnten. Diese Manier war aber steif und trocken. Als der junge Künstler später die Werke Giorgione's gesehen hatte, in denen mehr Freiheit und Eleganz herrschte, nahm er sich diese zum Muster, und seine Fertigkeit ging so weit, daß er es bald dem Giorgione gleich that, worüber dieser so eifersüchtig wurde, daß alle Verhältnisse zwischen ihnen aufhörten. Zugleich vernachlässigte er auch andre Gegenstände des menschlichen Wissens nicht; namentlich übte er in seiner Jugend die Dichtkunst mit so glücklichem Erfolg, daß er für einen der besten damals lebenden Dichter galt. Indessen verließ er doch bald die Poesie, und widmete sich bloß der Malerkunst. Er brachte es in den drei Zweigen der Landschaft, des Porträts und der Geschichte zu seltner Vollkommenheit. Mit einer genauen, treuen Beobachtung der Natur, einer fast nie erreichten Schattirung und Farbengebung verband er bei allen Veränderungen seiner Manier eine Wahrheit und Kraft der Darstellung, welche seinen Werken den höchsten Werth gaben. Er ist allgemein als einer der größten Meister im Colorit anerkannt, und wird besonders im Porträt und in der Landschaftsmalerei als unerreicht bewundert. Er ist der Vater der Porträtmalerei, sagt Füßli, in Hinsicht auf Aehnlichkeit der Bildung, würdevollen Charakter, einfache Anmuth, und geschmackvolles Costum. Dagegen ist geschmackvolle Zeichnung ein weniger scheinbarer Theil seines Verdienstes. Titians vorzüglichster Aufenthalt war Venedig, und nur gelegentlich besuchte er auf Einladungen fürstliche Höfe. Als sein Ruf sich verbreitete, wurde er zu dem Herzoge von Ferrara gerufen, um in seinem Palaste einige, von Bellini angefangene Werke zu vollenden. Diesen fügte er einige Stücke von seiner eigenen Erfindung hinzu, und malte die Porträts des Herzogs, der Herzogin, und Ariosts, der damals sich am Hofe von Ferrara befand. In Rom, wohin ihn während Pauls III. Regierung der Cardinal Farnese berief, malte er jenen Papst in Lebensgröße. Als Kaiser Carl V. nach Italien kam, um sich krönen zu lassen, ließ er Titian von Bologna zu sich berufen, und war über das Porträt, welches dieser von ihm malte, so erfreut, daß er ihn zum Ritter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt aussetzte, der nachmals von Philipp II. noch vermehrt wurde. Viele Fürsten und Große jener Zeit schätzten es sich zum Ruhme, von Titian gemalt zu werden, und seine Porträts sind nicht bloß als Kunstwerke, sondern auch in der Hinsicht von hohem Werth, daß sie uns die Gesichtszüge der aus-

zeichnetsten Personen jenes Zeitalters treu überliefert haben. Titian
ichte eine Kunstreise nach Spanien und Deutschland, und war in
iterem fünf Jahre lang; allein Venedig blieb sein Wohnort, wo er
inzend und auf eine seinen vorzüglichen Verdiensten gemäße Weise
te. Zu seinem übrigen Glück kam ein ungewöhnliches Lebensalter,
welchem er die Geistes- und Körperkraft seiner Jugend behielt.
: starb 1576, 96 Jahr alt. In einem so langen Zeitraum brachte
eine große Menge von Kunstwerken hervor, womit Kirchen, Pa-
te und Bildergallerien in allen Theilen Europa's geschmückt sind.
n seinen historischen Gemälden werden besonders ein Abendmahl
dem Refectorium des Escurials, und ein Christus, der mit Dor-
n gekrönt ist, in einer Kirche zu Mailand befindlich, gerühmt.
estalt und Haltung des Heilandes in dem letztern Stücke sind himm-
h. Der Kupferstiche nach Titians Gemälden, mit Einschluß der
ndschaften und der Holzschnitte, sind mehr denn sechshundert. Das
ben Titians von Ticozzi beschrieben, ist sehr fehlerhaft. Empfeh-
nswerth ist Andr. Majer dell' imitatione pittorica, dell' eccel-
nza e della opera di Tiziano, Venez. 1818.

Titul, Titel (lat. titulus, franz. titre). Unter den man-
rlei Bedeutungen, die dieses Wort führt, kommt wohl 1. die im
wöhnlichen Umgange am häufigsten vor, welche ein gewisses Wort,
nen Namen, eine Ehrenbezeigung angibt, wodurch in der bürgerli-
n Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ih-
: Würde u. s. w. von der andern unterschieden werden soll. Man
ilt sie in Standestitel (z. B. bei Fürsten, Adeligen u. s. w.
m Unterschied von Bürgerlichen), in Ehrentitel (als: Durch-
ucht, Excellenz u. s. w.) und in Amtstitel (Rath, Professor,
uperintendent u. s. w.), diese aber wieder in wirkliche (von der
gentlichen Bedienung) oder in Titularen, die die bloße Benen-
ng, ohne das Amt, haben (z. B. wirkliche Räthe — Titularräthe
s. w.). Daß in der bürgerlichen Gesellschaft, wo nun einmal eine
gemeine Gleichheit nicht Statt finden kann, auch Unterscheidungen
: Art beobachtet werden müssen, wird kein Vernünftiger läugnen;
ß aber die Titulomanie, oder die Sucht, sich mit besondern
hrenbenennungen (Titeln) anreden zu lassen, nach und nach von den
tern *) bis zu den neuesten Zeiten den höchsten und lächerlichsten
rad erreicht hat, ist eine Wahrheit, von der man sich leider! täg-
) überzeugen muß, und es wäre wohl überflüssig, noch etwas dar-
er hinzuzufügen, da man in öffentlichen Blättern (namentlich dem
eichs- jetzt Allgemeinen Anzeiger) und selbst auf dem Theater (z.
Kotzebue in den deutschen Kleinstädtern) die Lächerlichkeit einer sol-

*) Von der lächerlichen Titelsucht aus der älteren Zeit, dem 17. Jahr-
hunderte, mag Ein Beispiel zur Erbauung der Leser genug seyn.
Ein gewisser M. Seeger zu Wittenberg ließ sich malen, und zwar
unter einem Crucifix stehend, wo denn aus seinem Munde die Worte
nach dem Heiland hinaufgingen: Domine Jesu Christe, amas me?
(Herr Jesu, liebst du mich?) und aus dem Munde Jesu kamen nun
folgende Titulaturen herab: Clarissime, Nobilissime atque Doctis-
sime Domine Mag. Seeger, Rector Scholae Wittebergensis me-
ritissime atque dignissime, omnino amo te (zu Deutsch ungefähr:
Hochedler, Hochachtbarer, Hochgelahrter Herr Mag. Seeger, Hoch-
würdiger und Hochverdienter Rector der Schule zu Wittenberg, ja,
ich liebe dich!).

chen Titelwuth genug bloßgestellt hat. — Wenn übrigens regierende Herren in ihrem Titel oft Länder mit aufführen lassen, die ganz andere Besitzer haben, so rührt dies theils von ehemaligen Ansprüchen, die sie oder ihre Vorfahren zu haben vermeint, oder wirklich gehabt haben, her, obgleich vielleicht nie dieselben geltend gemacht werden, theils ist es bloß sogenannter Styl und Observanz, solche Titel beizubehalten. — Die übrigen Bedeutungen des Worts Titul sind: 2. die Aufschrift, Rubrik eines Buchs, Bildes, oder andern Werks, das man dadurch von andern unterscheiden will. Daß auch in dieser Art sehr viel Lächerlichkeiten und Unsinn ausgeübt werden, um nur durch den Titel eines Buchs Aufmerksamkeit zu erregen, und demselben Abnehmer zu verschaffen, davon kann man sich in den meisten öffentlichen Blättern überzeugen. 3. Heißt Titul, in rechtlicher Bedeutung, irgend ein gesetzlicher Grund, aus welchem mir ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht; im canonischen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalte der Geistlichen dienen (ursprünglich gewisse den Clericis oder Geistlichen angewiesene Sitze, wo sie ihr Amt ausübten), und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geistliches Amt, das jemand bekleidet. Endlich bezeichnet man 4. mit Titel auch die Aufschrift der einzelnen Capitel in dem römischen Rechte, namentlich in den Institutionen, Pandecten und dem Codex.

Titus Vespasianus, ein berühmter römischer Kaiser, der älteste Sohn des Kaisers Vespasian, geb. im J. 40 nach Chr. Geb. Er wurde am Hofe des Nero mit dem Britannicus erzogen, und schloß mit diesem unglücklichen Fürsten eine innige Freundschaft. Von früher Jugend an beschäftigte er sich mit der Red- und Dichtkunst, und zeichnete sich in beiden vorzüglich aus. Zuerst diente er als Tribun bei dem Kriege in Germanien, und nachher in Britannien, und erwarb sich durch sein anständiges und einnehmendes Betragen, durch seinen Muth, seine kriegerischen Fertigkeiten und durch seine persönliche Annehmlichkeit allgemeinen Beifall. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zu Rom mit gerichtlichen Gegenständen, und führte mehrere Streitsachen mit großer Geschicklichkeit. Noch sehr jung, heirathete er die Tochter eines römischen Ritters, nach deren Tode er sich zum zweitenmale mit einer vornehmen Römerin vermählte, von der er sich schied, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Mit Auszeichnung verwaltete er das Amt eines Quästors, und wurde darauf zum Befehlshaber einer Legion ernannt, in welchem Posten er seinen Vater bei dem Kriege in Judäa begleitete, wo er der Stellvertreter desselben ward. In diesem Verhältnisse gewann er Schlachten, nahm Städte ein, und zeigte sich gleich groß und liebenswürdig durch seine Leutseligkeit und Großmuth. Als Galba nach Nero's Tode den Thron bestiegen hatte, wurde Titus von seinem Vater an den neuen Kaiser gesandt, um demselben seine Ergebenheit zu bezeigen. Als er aber unterweges die Nachricht erhielt, daß Galba ermordet sey, und Vitellius und Otho sich um die Herrschaft stritten, kehrte er zu seinem Vater zurück, um keinem der Thronbewerber in die Hände zu fallen. Nach Otho's Tode beschloß Vespasian, selbst sich des Reichs zu bemächtigen, und Titus vermittelte ein Bündniß zwischen ihm und dem Mucianus, Statthalter von Syrien. Bei Vespasians Abgange nach Italien blieb er zurück, um den Krieg gegen die Juden fortzusetzen. Einen Beweis seines Edelmuths gab Titus dadurch, daß er seinen Bruder Domitian wieder mit seinem Vater auszusöhnen suchte, der

wegen Domitians Ausschweifungen sehr gegen ihn entrüstet war. Als Vespasian von der Kaiserwürde Besitz genommen hatte, erklärte er den Titus (70 J. nach Chr. Geb.) zu seinem Mitgenossen im Consulat. Zu eben dieser Zeit belagerte Titus Jerusalem, welches nach den schrecklichsten Unglücksfällen und Leiden, die es erdulden mußte, eingenommen wurde. Der Tempel, obgleich Titus ihn zu retten suchte, wurde bei der Einnahme zerstört, und die Greuelthaten während dieser denkwürdigen Belagerung, wo Juden im Innern der Stadt gegen Juden fochten, sind in der Geschichte fast beispiellos. Obgleich es im Ganzen scheint, daß Titus gesucht habe, hier so viel Menschlichkeit zu üben, wie nach den Umständen nur möglich war, so überschreitet doch die Kreuzigung von Hunderten der Gefangenen das Maß einer zu rechtfertigenden Strenge. Nach der Zerstörung Jerusalems ging er nach Alexandrien, wo er der Einweihung des Apis beiwohnte. Der König der Parther schickte hieher Gesandte zum Titus, welcher jedoch auf die Nachricht, daß sein längeres Wegbleiben widrige Gerüchte gegen ihn veranlaßte, nach Rom zurückeilte, wo er einen glänzenden Triumpheinzug hielt. Vespasian nahm ihn jetzt zu seinem Mitkaiser an, und er verwaltete die kaiserliche Gewalt in vollkommenster Eintracht mit seinem Vater, mit welchem er in dem freundschaftlichsten Verhältnisse lebte. Wenn man dem Suetonius glauben darf, so war dieser Theil seines Lebens nicht der ruhmvollste für ihn. Er überließ sich schändlicher Schwelgerei, und dem Umgange mit den ausschweifendsten Jünglingen in Rom; wenn ihm Leute verdächtig waren, so ließ er sie im Theater oder im Lager der prätorianischen Garde angeben, und verurtheilte sie ohne Verhör. In der Verwaltung der Gerechtigkeit ließ er sich leicht durch Geschenke bestimmen, und verkaufte ohne Wissen seines Vaters Aemter von großer Wichtigkeit. Während des jüdischen Krieges hatte er sich in die Berenice, die Tochter Agrippa's I., Königs der Juden, und Witwe des Königs Herodes von Chalcis verliebt (s. Berenice). Sie folgte ihm nach Rom, und das römische Volk war sehr unzufrieden über seine Anhänglichkeit an eine Fürstin von so zweideutigem Ruf. Ueberhaupt erwartete man damals, nach Suetons Bericht, daß Titus ein zweiter Nero werden würde. Vespasian starb im Jahr 79, und Titus folgte ihm im ganzen Umfange seiner Gewalt, obgleich Domitian einen Antheil an der Regierung verlangte, und vorgab: das Testament seines Vaters sey verfälscht worden. Wirklich veranlaßte er einige Unruhen in der Stadt, die aber beigelegt wurden, und die Verzeihung, welche Titus dem Domitian widerfahren ließ, so wie die freundschaftliche und liebevolle Weise, womit er ihn behandelte, waren ein Beweis von jener Herzensgüte, welche nach der Thronbesteigung des Titus einen Hauptzug in seinem Charakter bildet. Seine Sinnesänderung war so vollkommen, daß er mit Recht die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts (amor et deliciae humani generis) genannt wurde. Die Nachrichten, welche uns von dieser kurzen Regierung überliefert worden, bilden eine Reihe von Wohlthaten. Eine seiner ersten Handlungen war die Bestätigung aller von seinen Vorfahren gemachten Schenkungen und Begünstigungen, welche bis dahin durch jede Thronerledigung so lange für vernichtet gehalten wurden, bis sie von dem jedesmaligen neuen Kaiser bestätigt waren. So sehr dies nach einer verschwenderischen und unvorsichtigen Regierung in mancher Hinsicht zum öffentlichen Wohl beitragen konnte, so gab es doch auch Gelegenheit zu manchen Gewalttha-

ten und Ungerechtigkeiten. Das Beispiel des Titus wurde in diesem Punkt von allen nachherigen Kaisern befolgt. Zum Pontifex Maximus ernannt, erklärte er: daß er dies Amt als eine feierliche Verpflichtung annehme, nie seine Hände in Bürgerblut zu tauchen. Als daher zwei Patricier sich wider ihn verschworen hatten, ließ er sich so weit herab, ihnen das Thörichte ihres Vergehens vorzustellen, versprach ihnen, in jeder andern Hinsicht, wo sie es wünschen würden, ihnen sein Wohlwollen zu beweisen, lud sie freundschaftlich zur Tafel ein, und ließ sie am folgenden Tage bei einem öffentlichen Schauspiele neben sich sitzen. Seine Güte ging noch weiter, indem er der Mutter des Einen dieser Verschwörer, welche von Rom abwesend war, einen Boten schickte, um sie wegen jenes Ereignisses zu beruhigen, und sie versichern zu lassen, daß das Leben ihres Sohnes in keiner Gefahr sey. Er hob die Gesetze auf, welche das durch Reden und Schriften gegen die Person und die Würde des Kaisers begangene Majestätsverbrechen bestraften, und welche unter den vorigen Regierungen eine Quelle des Unglücks und Verderbens für viele der angesehensten Familien gewesen waren. „Wenn ich unverdienter Weise verunglimpft werde," sagte er, „so kann eine solche Beschimpfung mich nicht beleidigen. Ist aber der Tadel gegründet, so würde es große Tyrannei seyn, Menschen für die Aeußerung der Wahrheit zu strafen. Was die Beleidigungen meiner Vorfahren betrifft, so mögen diese, wenn sie Götter geworden sind, sich selbst rächen." Die Angeber (delatores) der vorigen Regierungen strafte Titus vielleicht zu prahlerisch. Er verbannte nicht nur einige aus Rom, sondern ließ andere auch an öffentlichen Plätzen peitschen, und in den Amphitheatern auf eine schimpfliche Weise ausstellen. Sein Grundsatz war: „daß Niemand mißvergnügt von seinem Fürsten scheiden müsse." Aber eben dieser Grundsatz, verglichen mit seinem bekannten Ausrufe, nach einem Tage, an dem er keine Wohlthat erzeigt hatte: „Meine Freunde, ich habe einen Tag verloren!" erregt den Gedanken, daß seine guten Handlungen häufiger in Gunstbezeigungen gegen Höflinge und ungestüme Bittsteller, als in der Erfüllung der öffentlichen Pflichten bestanden. Seine Gefälligkeit gegen das römische Volk, dem er es überließ zu bestimmen, wie viele, und was für Kampfspiele auf den Amphitheatern gegeben werden sollten, wird schwerlich von denen gelobt werden, welche die blutdürstigen Gesinnungen des gemeinen Haufens in Erwägung ziehen. Seinem Streben nach der Volksgunst war es gleichfalls zuzuschreiben, daß er dem niedrigsten Pöbel die Theilnahme an den prachtvollen warmen Bädern, die er errichtet hatte, gestattete. Zur Freude der Römer, die einen erblichen Haß gegen alle fremde Souveraine hatten, schickte er, obgleich ungern, die Königin Berenice zurück, und diese Handlung verdient um so mehr Lob, da sie seinem Herzen schmerzhaft war. Die vorzüglichsten öffentlichen Ereignisse während seiner Regierung waren der große Ausbruch des Vesuvs, wodurch Herculanum, Pompeji, Stabiä und andere Städte begraben wurden, und eine unglückliche Feuersbrunst, welcher eine schreckliche Pest folgte. Mit der rührendsten Güte suchte Titus das öffentliche Elend zu lindern, und den Leidenden auf alle Weise zu helfen. Aber die Wirksamkeit dieses trefflichen Kaisers sollte nur kurze Zeit dauern. Auf einer Reise nach der Landschaft der Sabiner ward er von einem tödtlichen Fieber ergriffen. Seinen frühen Tod beklagend, blickte er gen Himmel und sagte: „Ich habe mir aus meinem Leben nichts vorzuwerfen, als eine einzige Handlung."



Welche es war, äußerte er nicht. Er starb im J. nach Chr. 81 auf den dem Landgute, wo sein Vater gestorben war, im 41sten Jahre eines Alters, und nach einer Regierung von einem Jahr und neun Monaten, keine männlichen Nachkommen hinterlassend. Sein Tod wurde zu Rom als ein allgemeines Unglück beweint, und er wurde von den Römern, welche Ehre ihren Kaisern gewöhnlich widerfuhr, unter die Götter versetzt. Daß ein längeres Leben seinem Ruhm vielleicht nicht vortheilhaft gewesen wäre, darf man wegen der Lenksamkeit seines Gemüths und seines Hanges zur Verschwendung wohl annehmen. Als Kaiser kann man ihn mit den Trajanen und Antoninen freilich nicht in eine Reihe stellen; doch ist er immer unter den Beherrschern Roms eine erfreuliche Erscheinung.

Tizian, s. Titian.

Verzeichniß
der
im neunten Bande enthaltenen Artikel.

Artikel	Seite
Seetzen (Ulr. Joseph)	Seite 1
Seeuhren	5
Seewissenschaften	—
Segment, s. Abschnitt	6
Segnersches Wasserrad	—
Seguier	—
Seguin (Armand)	—
Segur	7
Sehen, s. Auge	8
Sehachse	—
Sehewinkel	—
Sehne	—
Sehnungsbogen	—
Seide	—
Seidelmann (Jacob)	10
Seidelmann (Apollonia)	—
Seidenraupe	11
Seife	12
Seigern, s. Saigern	—
Seiks	—
Seiler (Georg Friedr.)	15
Seine	16
Sejanus	17
Sekante	—
Selbstentzündungen	—
Selbstmord	18
Selene, s. Luna	—
Selenit	19
Selenographie	—
Seleucia	—
Seleucus Nicanor	20
Selterser Brunnen	—
Seltsam	21
Semele	—
Semiarianer, s. Arianer	—
Semilor	—
Seminarium	22
Semiotik	—
Semipelagianer, s. Pelagianismus	—
Semiramis	Seite 23
Semitische Sprachen, s. Hebräische Sprache	—
Semlin	24
Semmering	—
Semmler (Joh. Salomo)	—
Semnonen	27
Semonville (Marquis v.)	29
Senat	—
Send, Sendgericht	30
Seneca (Marc. Annäus)	31
Seneca (Luc. Annäus)	—
Senegal	32
Senegambien	33
Seneschall	34
Senkblei	35
Senkenberg (R. C. Frhr. v.)	—
Senkenberg (Joh. Christ.)	3[illegible]
Senkrecht	—
Senkwage, s. Aräometer	—
Senkzeit	—
Senn	—
Sennaar	—
Sennefelder (Aloys)	37
Sensal	4[illegible]
Sensibilität	—
Separatisten	4[illegible]
Sepia	—
Specialzeichnung	4[illegible]
Septett	4[illegible]
Septuaginta	—
Sequestration	—
Serail	—
Seraph	4[illegible]
Serapis	—
Seraskier	—
Serenade	—
Serica	4[illegible]
Seringapatam	—
Serpent	4[illegible]

Serpentinstein	Seite 49	Sickingen (Franz von)	Seite 118
Serra de Estrella	—	Sicion	—
Serre (Hercule de)	50	Siddons (Mistreß)	119
Sertorius (Quintus)	—	Sidmouth, s. Addington	—
Servien	51	Sidney (Algernon)	—
Serviten	56	Sidney Smith, s. Smith	—
Servitut	57	Sidon	121
Servius Tullius	59	Siebenbürgen	—
Sesostris	—	Siebengebirge	124
Sessa (Carl Bar. Alex.)	60	Sieben-Inseln, s. Ionische Inseln	—
Sessi	—	Siebenjähriger Krieg	125
Session	62	Siebenschläfer	131
Sesterz	—	Sieben Weise, s. Griechische Literatur	—
Sestetto, s. Septett	—	Sieben freie Künste, s. Kunst	—
Sestine	—	Sieben Wunder der Welt, s. Wunder	—
Sestini (Dominico)	63	Sieden	—
Seume (Joh. Gottlieb)	64	Siegelerde	132
Sevennen	66	Siegelkunde	—
Severianer	—	Siena	133
Severus (Cornelius)	—	Sierra	—
Severus (Lucius)	—	Sierra Leone	—
Sevigné (Marquise v.)	68	Sierra Morena	134
Sevilla	69	Siesta	135
Seragesimaleintheilung	70	Sieviking (Georg Heinr.)	—
Sertant	71	Sieyes (Em. Joseph)	—
Sertett	—	Sigeum	136
Sertus Empiricus	—	Signalkunst	—
Sertus Rufus	72	Signatur	137
Seydlitz (Fr. Wilh. v.)	—	Silber	—
Sforza	73	Silberflotte	138
Shaftesbury (Graf v.)	74	Silbermann (Gottfr.)	—
Shah-Allum	77	Silberschlag (Joh. Esaias)	139
Shakers, s. Schütterer	—	Silen	—
Shakspeare (William)	78	Silhouette	140
Shawl, s. Schawl	—	Silhouettiren	—
Sheffield (Stadt)	98	Silhouettirkunst	—
Sheffield (Lord)	—	Silius (Cajus)	142
Shenstone (William)	99	Silvanus	—
Sheridan (Richard Brinsley)	100	Silvestre de Sacy	143
Sheriff	102	Silvestriner	144
Shetland	—	Simeon (J. J.)	—
Shield (William)	103	Simois, s. Skamander	—
Siam	—	Simon (Richard)	145
Sibirien	105	Simonides	—
Sibylle	107	Simonie	146
Sibyllinische Bücher, s. Sibylle	—	Simplon	—
Sicard (Abbé)	108	Simultaneum	147
Sicheres Geleit	109	Sinclair (John)	148
Sicherheitspolizei	—	Sine-Cure	—
Sichern	—	Singchöre, s. Singschulen	—
Sicilianische Vesper	—	Singen, s. Gesang	—
Sicilien (Insel)	110		
Sicilien (Königreich)	112		

Singmethoden Seite 148
Singschulen 150
Singspiel, s. Oper und Schauspiel —
Sinis 154
Sinking Fund, s. Amortisiren und Fonds —
Sinnbild —
Sinne, Sinn 155
Sinngedicht, s. Epigramm —
Sinnpflanze, s. Fühlpflanze und Mimosa —
Sintenis 156
Sinter 158
Sinzendorf, s. Zinzendorf —
Sinus —
Sippschaftszahl —
Sirach (Jesus) —
Sirenen —
Sirius 159
Sirocco, s. Samiel —
Sismondi (J. C. L. Simonde de) —
Sistrum 160
Sisyphus —
Situation —
Situationszeichenkunst 161
Sixtus V. 162
Skalden 167
Skamander —
Skeptiker —
Skiagraphie 171
Skizze —
Sklavenhandel —
Skolien 185
Skorbut, s. Scharbock —
Skoten 186
Skrofeln —
Slaven 188
Slavische Sprachen 191
Slavonien, s. Sclavonien —
Sleidanus (Johann) 192
Smalte, s. Schmalte 193
Smaragd —
Smerdes —
Smith (Adam) —
Smith (Sir Sidney) 197
Smolensk (Schlacht von) 198
Smollet (Tobias) 199
Smyrna 200
Snyders (Franz) 201
Sobiesky, s. Johann Sobiesky —
Soccus —

Societätsinseln Seite 201
Socinianer 202
Soda 204
Soffiten —
Sogdiana —
Sokrates —
Soldaten 217
Soldaten in taktischer Hinsicht 223
Soleniten 233
Solfeggiren —
Solidarisch, s. Alle für Einen —
Soliman II. 234
Solingen 235
Solmisiren, s. Solfeggiren —
Solms 236
Solo 237
Solon —
Solothurn 240
Solözismus 241
Solstitium, s. Sonnenwenden —
Solution, s. Auflösung —
Somasker 242
Somerville (William) —
Sommer 243
Sommer (fliegender) —
Sommerflecke 244
Sömmering, s. Semmering —
Sommerpunkt —
Sommerzeichen —
Somnambulismus 245
Somnus 248
Sonate 249
Sonde 250
Sonett —
Sonne 251
Sonnenbahn, s. Ekliptik —
Sonnenberg (Frhr. v.) 252
Sonnencirkel, s. Cyklus —
Sonnenfels (Reichsfrhr. v.) 253
Sonnenferne, s. Sonnennähe —
Sonnenfinsterniß, s. Finsterniß —
Sonnenflecke 254
Sonnenjahr, s. Jahr —
Sonnenmikroscop 255
Sonnennähe —
Sonnenparallaxe —
Sonnenrauch, s. Höhenrauch —
Sonnensystem —
Sonnentafeln 257
Sonnenuhr —
Sonnenwenden 258
Sonnenzeit —
Sonntagsbuchstabe 259
Sonntagsschulen —

Soolbäder Seite 260
Sophisten —
Sophokles 264
Sophonisbe 269
Sopran —
Sorben 270
Sorbet —
Sorbonne —
Sordine, s. Dämpfer —
Soubise (Prinz von) 271
Soult (Nicolas) 272
Souterrain 273
Southcote (Johanna) —
Southey (Robert) —
Souverain 274
Spaa 275
Spahis 276
Spalding (Joh. Joachim) 277
Spallanzani (Abbate Lazaro) 278
Spangenberg (Georg Aug.) 279
Spanheim (Ezechiel) —
Spanien bis 1808 280
Spanien seit 1808 287
Spanien 1819 300
Spanische Colonien, s. Westindien, Nord- und Südamerika —
Spanischer Reiter 308
Spanische Sprache, Poesie, Literatur und Kunst —
Spannung 325
Sparbanken 326
Sparta —
Spartacus 333
Spath 334
Species —
Specialcharten, s. Landcharten —
Specifisch 335
Speckbacher (Joseph) —
Speckstein 336
Speculation —
Speditionshandel —
Spencer (George John) —
Spener (Philipp Jacob) 337
Spenser (Edmund) 339
Sperrad 341
Spessart —
Speyer 342
Sphäre —
Sphäroid 343
Sphinx —
Sphragistik, s. Siegelkunde —
Spiegel 344
Spiegelcabinet 345
Spiegellineal —
Spiegelmikroscop, s. Mikroscop Seite 345
Spiegelsextant 346
Spiegelteleſcop —
Spielkarten, s. Kartenspiel —
Spießglanzglas 347
Spießglas —
Spießrecht —
Spießruthen —
Spillgelder —
Spillmagen —
Spinet —
Spinnen 348
Spinnen, Spinnmaschinen —
Spinoza (Baruch) 351
Spiralgefäße der Pflanzen 356
Spirallinie —
Spiralpumpe —
Spiritualen 357
Spittler (Frhr. von) —
Spitzbergen 358
Spitzen 359
Spitzen (electrische) —
Splanchnologie —
Splint —
Spohr (Ludwig) —
Spondeus, s. Rhythmus 361
Sponsalien —
Spontini (Gasparo) 362
Sporteln, Sporteltaxe 363
Sprache —
Sprachgewölbe 371
Sprachlehre —
Sprachreinigung 374
Sprachrohr 377
Sprachsäle, s. Sprachgewölbe —
Sprecher —
Spree 378
Sprengel (Matthias Christ.) —
Sprengel (Curt) 379
Sprengen —
Sprichwörter 380
Springbrunnen —
Spröde 381
Spurstein —
Spurzheim (Casper) —
Staal (Frau von) —
Staar 382
Staat 385
Staatenbeschreibung, s. Statistik —
Staatengeschichte 387
Staatsämter, s. Staatsdienst —
Staatsbank, Nationalbank 389

Staatsbankrott Seite 389
Staatsdienst 390
Staatsform 394
Staatsgewalt 397
Staatsgrundverträge 402
Staats- oder Adreßkalender 403
Staatslehre oder Staatswissenschaft 405
Staatsökonomie, s. Staatswirthschaft —
Staatspapiere und Papiergeld —
Staatsrecht 413
Staatsschatz 415
Staatsschuld 417
Staatsverfassung 419
Staatsverwaltung 432
Staatsweisheit, s. Politik —
Staatswirthschaft 433
Staatswissenschaft, s. Staatslehre —
Staberrad 435
Stadion (Phil. Gr. von) —
Stadium 436
Stadt 437
Stadtadel 438
Stael-Holstein (A. Bar. v.) 439
Staffa —
Staffage —
Staffelei —
Stägemann (F. A. von) —
Stahl (Georg Ernst) 440
Stahl —
Stahlfederwage 441
Stahlmittel —
Stainer (Jacob) 442
Stalaktit —
Stallfütterung, s. Rindviehzucht —
Stambul, s. Constantinopel —
Stamm 443
Stamm- und Lehngüter —
Standarte 444
Stände 445
Ständeversammlungen 449
Standrecht 459
Standrede 460
Stangencirkel —
Stanislaus I. (Leczinski) —
Stanislaus-Poniatowski, s. Poniatowski —
Stanniol 463
Stanze —
Stapel, Stapelrecht —
Starhemberg Seite 464
Starhemberg (E. R. Graf v.) —
Starhemberg (Guido Graf v.) 465
Stapfer (Ph. Alb.) 466
Stärke 467
Starosten 468
Starrsucht —
Statik 469
Statistik —
Statius (Publius Pap.) 474
Stativ 475
Statthalter —
Statue 479
Statut 480
Stau —
Staubgefäße —
Staufen, s. Hohenstaufen —
Staunton (Sir Georg Leo.) 481
Steatit, s. Speckstein —
Stechheber —
Stedinger 482
Steele (Sir Richard) —
Steffens (Henrich) 484
Steganographie 485
Stehendes Capital —
Steibelt (Daniel) 486
Steifer Wind —
Stein —
Stein (Joh. Andr.) —
Stein (Carl, Frhr. von) 487
Stein der Weisen, s. Alchymie —
Steindruck 489
Steingut 492
Steinhuder Meer —
Steinkohlen —
Steinkrankheit 493
Steinpech 495
Steinregen —
Steinschneidekunst 496
Stellionat 497
Stellrad —
Stempel- oder Stämpelpapier —
Stempelschneidekunst 498
Stenbock (Magnus) 499
Stenographie 500
Stentor 501
Stephan Bathori —
Stephanie (Chr. Gottl.) 502
Stephanus 503
Stephanus (Rob. und Henr.) —
Steppe 505
Sterbe- oder Leichencassen —
Sterbelehre 506
Sterbelisten —

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung Seite 506
Sterkel (Joh. Frz. Xaver) 507
Stereometrie —
Stereotypie, s. Buchdruckerkunst —
Sterling 508
Sternbilder —
Sternkarten 510
Sterndeuterei, s. Astrologie —
Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Comet und Weltsystem —
Sterne (Lorenz) —
Sternkegel 511
Sternkunde, s. Astronomie —
Sternschanze —
Sternschuppen —
Sternwarte 513
Sternzeit —
Sterzinger (Ferdinand) —
Stesicherus —
Stetigkeit 514
Stettin —
Steuermannskunst, s. Schifffahrtskunde 515
Steuern —
Steuerfreiheit 521
Steuerjammer 523
Steyermark 525
Sthenie 527
Stheno —
Stichomantie —
Sticken —
Stickstoff, Azote 528
Stiefel —
Stiergefechte —
Stift 529
Stiftshütte 533
Stiftskirche 534
Stiftung —
Stigma 535
Stilicho —
Stilleben 536
Stilles Meer —
Stimme —
Stimmgabel, s. Stimmung —
Stimmstock, s. Stimme —
Stimmung 539
Stipendium —
Stirnrad 540
Stoa —
Stobäus 541
Stöchyometrie 542
Stockfisch, s. Kabeljau —
Stockholm Seite 542
Stocks, s. Fonds und Fundirte Schuld —
Stoff 543
Stoiker, s. Stoa —
Stola 544
Stolberg —
Stolberg (Chr. Gr. zu) 546
Stolberg (Fr. Leop. Gr. zu) 547
Stolgebühren 549
Stoll (Maximilian) —
Stollen 550
Storace —
Storax 551
Storchschnabel —
Storr (Gottl. Christ.) —
Stosch (Sam. Joh. Ernst) 552
Stosch (Phil. von) 553
Stoß der Körper —
Stourdza (Alex. von) 554
Strabo 556
Strafe, Strafbarkeit 557
Strafen 561
Strafford (Th. W. Gr. v.) 565
Strafpfahl —
Strafrecht —
Strafrechtsprincip 567
Strahlenbrechung, s. Brechung der Lichtstrahlen und Dioptrik —
Strahlenbrechung (astronomische) 568
Strahlenbüschel 570
Strahlenkegel —
Stralsund —
Strandrecht 571
Straßburg —
Straßen 573
Straßenbau, s. Chausseen und Kunststraßen —
Strategie —
Strauß 574
Strazze —
Streckwerke —
Streichwinkel —
Streitart, Streithammer, Streitkolben —
Strelitz, s. Mecklenburg —
Strelitzen 575
Stricken —
Strixner Nepomuk —
Stroh 576
Strohhut, s. Hut —
Stromcharte —
Strommesser —

Strömung, s. Meer	Seite 576
Strontianerde	—
Strophe	579
Strube (David Georg)	585
Strudel	—
Struensee und Brand	586
Struensee (Carl Agst. v.)	591
Strumpfwirkerei	592
Stuart (das Haus)	—
Studentenwesen	594
Stufenjahre	595
Stukkaturarbeiter	—
Stunde	596
Stundenkreis	—
Stundenwinkel	—
Sture (Sten)	—
Sturlason (Snorro)	597
Sturm	—
Sturmbalken	—
Sturmpfähle	—
Sturz (Helfrich Peter)	—
Sturzrad	599
Stuttgart	—
Styl	600
Styliten	602
Stymphaliden	603
Styx	—
Suada	604
Subah	—
Subaltern	—
Subhastation	—
Subject	—
Sublimat	605
Subnormale	—
Subordination	—
Subscription	606
Subsidien	—
Substantiv, s. Nomen	—
Substanz	—
Substitution	607
Subtraction	608
Sub una, sub utraque, s. Abendmahl	—
Succumbenzgelder	—
Süchet	—
Südamerika	609
Südamerikanische Revolution	628
Süden, s. Mittagspunkt	—
Südermannland, s. Schweden	—
Südersee, s. Zuydersee	—
Sudeten	643
Südländer	644
Südlicht	—
Südpol, s. Pol	—
Südsee	Seite 644
Südseeländer, s. Australien	—
Suetonius (Caj. Tranq.)	—
Sueur (Eustache le)	645
Sueur (le)	646
Sueven	—
Suez	647
Suffeten, s. Carthago	—
Suffragan	—
Suffragium	—
Suggestivfragen	648
Suhl	—
Suhm (Pet. Fr. von)	649
Suhm (Ulr. Fr. von)	—
Suidas	650
Sulkowski	—
Sulla (Luc. Corn.)	—
Sully (Herz. von.)	652
Sultan	654
Sulzer (Joh. Georg)	655
Sumach	656
Sumatra	—
Summa	659
Summarische Prozesse	—
Summenformel	661
Sumpf	—
Sumpfluft	—
Sund	—
Sünde	662
Sündfluth	664
Sundische Inseln	665
Sunna	—
Suovetaurilia	—
Supercargo	—
Superlativ, s. Nomen	—
Supernaturalismus	—
Supremat	668
Surate	—
Surf	—
Surinam	669
Surrogat	670
Süßerde	—
Süßholz	—
Susa	—
Süßmilch (Joh. Peter)	—
Suwarow-Rimnitzkoi	671
Swammerdam (Johann)	674
Swantewit	675
Swedenborg (Em. von)	—
Swieten (Gerard van)	680
Swift (Jonathan)	681
Sybaris	683
Sydenham (Thomas)	684
Synodischer Monat, s. Monat	—

Syenit, s. Granit Seite 684
Sykophant —
Sylbe, Sylbenmaß 685
Sylla, s. Sulla —
Syllogismus 686
Sylvester II. 688
Sylvius (Aeneas), s. Piccolomini —
Symbol —
Symbolische Bücher 693
Symbol, Symbolik 701
Symmachus (Q. Aurelius) 708
Symmetrie —
Sympathie 709
Symphonie —
Symptome 712
Synagoge 713
Synchronismus —
Syncretismus —
Syndicus 715
Synedrium, s. Sanhedrin —
Synekdoche —
Synkratie —
Synode 716
Synonymen, Synonymik —
Syntax 718
Synthesis 720
Syphax 721
Syracus 722
Syrien 723
Syrinx 725
Syrische Christen —
Syrten 726
System —
Syzygien 728

T

Taback —
Tabernakel 730
Tableaux —
Tabor 733
Taboriten, s. Hussiten —
Tabulatur 734
Tachygraphie —
Tacitus (Cajus Corn.) 735
Tact 738
Tactmesser 740
Tadmor, s. Palmyra 741
Tafelgüter —
Tafelrunde —
Tafelstein, s. Diamant 742
Taffia —
Tag Seite 742
Tagebogen 743
Tagekreise 744
Tagezeichen —
Tagfalter, s. Schmetterlinge —
Tajo —
Takelasche —
Taktik 745
Talar —
Talent —
Talisman 747
Talkerde, s. Magnesia —
Talkstein —
Talleyrand-Perigord —
Tallien (Jean Lambert) 749
Tallien (Franc. Joseph.) 751
Talmud 752
Talos 753
Tambour 754
Tambourin —
Tamerlan 755
Tanais 756
Tancred —
Tanfana —
Tang —
Tangente —
Tangentialkraft 757
Tantalus 758
Tanz, Tanzkunst 759
Tanzmusik 762
Tapeten —
Tapferkeit 763
Taprobana —
Tara oder Tharą —
Tarantel 764
Tarent —
Tarif —
Tarokspiel —
Tarpeja 765
Tarquinius (Lucius) —
Tarquinius Superbus —
Tarsus 766
Tartane —
Tartaren, Tartarei, s. Tataren, Tatarei —
Tartarus —
Tartini (Giuseppe) —
Tartsche 767
Tartüffe —
Tasso (Bernardo) —
Tasso (Torquato) 769
Tassoni (Alessandro) 777
Taste, s. Clavis 778
Tasten, Tastsinn, s. Sinne —

Tatarei Seite 778
Tataren —
Taubheit 780
Tatianisten, s. Gnosis —
Tatowiren —
Taubmann (Friedrich) —
Taubstumme 781
Taubstummeninstitute 783
Taucher, s. Perlenfischerei 785
Taucherglocke —
Taucherkunst 786
Tauenzien (Graf von) —
Taufe 788
Taufe, Meertaufe 790
Taufgesinnte —
Taurien 798
Tauris 800
Taurus —
Tausendjähriges Reich 801
Tautologie —
Tautochronisch —
Tautochronische Linie —
Tavernier (Jean Bap.) 802
Taxidermie —
Technologie —
Tectur —
Te Deum laudamus —
Tefterdar Bacha 803
Teimer (Martin) —
Telamon, s. Argonauten 804
Telegraph und Telegraphie, s. Chappe und Signalkunst —
Telemachus —
Teleologie 805
Telescop —
Tell (Wilhelm) —
Teller (Wilhelm Abrah.) 807
Tellurium 808
Tellus —
Telyn —
Temeswar —
Tempe 809
Tempel (Templum) —
Tempel (Temple) 811
Tempelherren —
Tempelhoff (Georg Fr. v.) 815
Temperament 816
Temperatur 823
Tempesta —
Temple (Sir William) —
Tempo 826
Tenaille, s. Außenwerke —
Tenedos —
Teneriffa Seite 827
Teniers (David) —
Tenor 828
Tenute —
Tenzel (Wilhelm Ernst) —
Teplitz 829
Terentius 830
Tereus, s. Philomele 831
Terminismus —
Terminologie —
Terminus —
Termiten 832
Ternate, s. Gewürzinseln 833
Ternaux —
Terpander —
Terpentin 834
Terpsichore —
Terra firma 835
Terra sigillata, s. Siegelerde —
Terrasse —
Terray (Jos. Marie) —
Terre neuve, s. Neu-Foundland —
Territion, s. Tortur —
Territorialpolitik und Territorialausgleichungen 836
Terrorismus 840
Tertiarier, s. Orden (geistliche) 841
Tertullianus (Quint. Sept. Florens) —
Terzett 842
Teschen —
Teschener Friede —
Tessin (Carl Gustav Gr. v.) 844
Test, Test-Acte —
Testament —
Testamente und Codicille 846
Tetanus 854
Tethys —
Tetrachord —
Tettenborn (Frdr. Carl Frhr v.) —
Teucer (Teukros) 856
Teufel —
Teufelsadvokat 861
Teufelsbrücke —
Teut, s. Tuiskon —
Teutoburger Wald —
Teutonen 862
Texel oder Tessel —
Tezel —
Thais 863
Thaler, s. Joachimsthaler —
Thales —

	Seite
Thalia (Thaleia)	864
Thämyris	—
Tharant	865
Thatbestand	—
Thatsache	867
Thau	—
Thauwetter	—
Theater	868
Theatercoup	871
Theatiner	—
Theatralische Darstellung	—
Theaterdichter	874
Theben	—
Thee	877
Theer	878
Theilbarkeit	879
Theile der Körper	—
Theilungsinstrument	880
Theismus, s. Deismus	—
Thema	—
Themis	—
Themisto	—
Themistokles	—
Themse	884
Theocratie	—
Theodicee, Theodicäe	885
Theodolit	—
Theodor, König von Corsica, s. Neuhof.	—
Theodorich	—
Theodosius (Flavius)	887
Theogonie	889
Theokrit	—
Theologie	890
Theomantie	891
Theophane	892
Theophanie	—
Theophilanthropen	—
Theophrastus	894
Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus	895
Theorbe (Tiorba)	—
Theorem, Lehrsatz, s. Lehrsatz	—
Theorie	—
Theosophie	896
Theot (Catharina)	—
Theramenes	897
Therapie (auch Therapeutik)	—
Theresia (Maria)	902
Theriak	910
Thermen (thermae)	—
Thermolampe	—
Thermometer	912
Thermopylä	—
Thersites	913
Theseus	—
Thesis (thesis)	914
Thespis	—
Thessalien	—
Thessalonich	915
Thetis	916
Theurdank	917
Theurgie	—
Theurung	—
Thibaudeau (Antoine Claire, Graf von)	920
Thielmann (Frhr. von)	921
Thierarzneikunde, Thierarzneikunst	928
Thierisches Leben	930
Thierische Materie	931
Thierische Verrichtungen	933
Thierische Wärme	934
Thierischer Magnetismus, s. Magnetismus	—
Thierkreis, s. Sternbilder und Zodiacus	—
Thierpflanzen, s. Thier	—
Thisbe	—
Thomas von Aquino	935
Thomas a Kempis	938
Thomas (Ant. Leon.)	939
Thomaschristen	—
Thomasius (Christian)	940
Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker	941
Thomson (James)	—
Thonerde	942
Thor	—
Thora, s. Tora	—
Thorn	—
Thorwaldsen (Albert)	943
Thot, Thouth oder Theuth	—
Thou (Jacq. Auguste de)	—
Thracien	946
Thran	947
Thränen und Thränenorgane	—
Thraso	948
Thrasybulus	—
Threnodie	949
Thron	—
Thucydides	—
Thugut (Franz, Frhr. v.)	951
Thuiskon, s. Tuiskon	953
Thule	—
Thümmel (Moritz Aug. v.)	—
Thun (Franz Jos., Graf v.)	954
Thunberg (Daniel von)	955

Thüringen Seite 955
Thüringerwald 957
Thurn und Taxis 958
Thusnelde 961
Thyestes —
Thyrsus —
Tiara —
Tiber —
Tiberius —
Tibet 964
Tibullus (Albius) 966
Tibur —
Tickel (Thomas) —
Tieck (Ludwig) —
Tiedge (Christoph August) 969
Tiefe 971
Tielke (Joh. Gottlieb) 972
Tierney (George) 973
Tiers etat —
Tiflis 974
Tigränes —
Tigris 975
Tilgungsfond, s. Amortisiren —
Tillotson (John) —
Tilly (Joh. Tzerklas, Graf von) Seite 975
Tilsiter Friede 977
Timoleon 978
Timon 979
Timur, s. Tamerlan 980
Tinctur —
Tindal (Matthews) —
Tinte, s. Dinte 981
Tippo Saheb oder Tippo Saib —
Tiraboschi (Girolamo) 982
Tiraten 983
Tirailleurs —
Tiresias (mythol.) 984
Tischbein 985
Tisiphone 988
Tissot (Simeon André) —
Titan 989
Titan 990
Titian —
Titul, Titel 991
Titus Vespasianus 992
Tizian, s. Titian 995




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06376 1392

